Nro. 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Januar 1827.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du der Kühnen Genius,
Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht! erwache, strafe, siege!
Und führe stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht.

Hölderlin.

Griechenlands Hoffnung.

Es ging das Jahr in mattem Schlummer
Verachtet seinem Ende zu,
Im Osten wühlt der alte Kummer,
Und um uns her ist Grabesruh';
Das Licht der Wahrheit — mag's ersterben!
Das Volk der Freyheit — mag's verderben!

Geht, hoffet noch auf Wunderwerke,
Und glaubt, daß euer rost'ger Stahl,
Hinweingesandt, die Schwachen stärke,
Zu trotzen Feinden ohne Zahl!
Geht, reicht den Weibern, Kindern, Greisen,
Fünf Gerstenbrode, sie zu speisen!

So sprach der Zweifel, hohen Hauptes
Ging er durch unsre Straßen hin;
Den Geiz erfreut's, die Schwäche glaubt es,
Der kalten Bosheit däucht's Gewinn:
Jezt ist die lezte Glut verglommen,
Ja, bleyern wird die Nacht jezt kommen!

Und anderwärts hebt schon die Schande,
Die Thorheit schon ihr Banner dreist: —
Da regt sich an Europens Rande
Der niebezwungne, freye Geist;
Im Land, um das die Fluten wallen,
Läßt Ein Mann seine Stimme schallen.

Wer heftet nicht auf Ihn die Blicke,
Von dessen Mund die Rede weht,
Daß durch die langsamen Geschicke
Der Zeit ein Fieberschauer geht,
Und daß von seinem Wink erschüttert
Der dumpfe, ferne Süden zittert!

Zwar gilt es nicht dem armen Volke,
Das schmachtend nach dem Retter blickt,
Auf das die steh'nde Wetterwolke
Vertilgungsstrahlen niederschickt:
Doch darf das eine Leid schon hoffen,
Wenn andrem Leid ein Ohr steht offen.

O die ihr Worte habt wie Schwerter,
Beschwingte Schiffe, Waffen, Gold:
Dort drängt die Wuth, die Noth noch härter,
Als wo der Mönch die Fahn' entrollt;
Dort, wo das Sichelschwert seit Jahren
Wild durch die fremde Saat gefahren.

Die Saat des Korns, die Saat der Helden,
Der Mütter und der Kinder Saat!
In Haufen liegen sie und melden,
Was dort der Schnitter niedertrat!
Dort helft, dort stellt euch an die Spitze,
Dort schleudert rettend eure Blitze.

Ihr aber, ihr in allen Landen,
Die noch erweichet andrer Noth,

Auf, laßt uns rütteln an den Banden,
Auf, theilet euren Bissen Brod;
Daß hier und dort ein Arm, der bebet,
Erstarkt zum Kampfe neu sich hebet.

Die Zeit blickt uns mit Hoffnungsaugen
Tiefsinnig funkelnd, fragend, an;
Jezt will sie Herzen, welche taugen,
Jezt rüst'ge Wandler ihrer Bahn.
Drum nicht mehr lau, nicht mehr verzaget;
Laßt wirken uns, so lang es taget!

Gustav Schwab.

Die beyden Kousinen.

Ein chinesischer Roman nach der französischen Uebersetzung des Herrn Abel Remusat.

Wir theilen dem Leser hier den Auszug eines chinesischen Romans mit, welcher vor Kurzem in einer französischen Uebersetzung erschienen ist. Der Uebersetzer, der gelehrte Abel Remusat, begleitete ihn mit einer langen wissenschaftlichen Vorrede, die er mit der sehr wahren Bemerkung beginnt, daß keine Reisebeschreibung uns so gut von den Sitten und der Denkart eines Volkes unterrichten könne als einer seiner nationellen Romane. Die Romane der verschiedenen europäischen Völker geben uns den Beweis dieser Behauptung, doch nur ein großer Theil der Deutschen neuerer Zeit eignet sich dazu, indem sie ihre Scene in fremde Länder verlegen, oder Ausländer unter die Hauptpersonen ihrer Dichtung aufnehmen. Leider nöthigte uns der beschränkte Umfang, den ein Auszug einnehmen darf, eine Menge Episoden abzuschneiden, die freylich kleinlich und durch ihre Weitschweifigkeit langweilig, aber oft die originellsten Züge dieses befremdlichen Gemäldes enthalten. Da dieses nicht der Ort für eine Anzeige der zwey Kousinen ist, müssen wir es dem Scharfsinne der Leser überlassen, rücksichtlich des sittlichen und geistigen Standpunktes der Chinesen ein Urtheil aus diesen Blättern zu ziehen. Wir fürchten, daß es wohl die Neugier nach einer umfassenden Kenntniß von China reizen, uns aber nie mit der unfreyen, erkünstelten Natur von dessen Einwohnern befreunden kann.

* * *

Herr Pe Hiuan Thaihiuan aus Nanking hatte sich in der Zeit, da der Eunuche Wangtschin unter dem Kaiser Yinglsung das Reich beherrschte, voll rechtlichem Unwillen von den Geschäften zurückgezogen und lebte auf einem Landgute in der Provinz, bis der Kaiser von den Tartaren bey Thumu geschlagen und gefangen fortgeführt ward. Des Kaisers Bruder übernahm während dessen Abwesenheit das Regiment und Herr Pe hielt es für seine Pflicht, auf seinen ersten Wink wieder in die Hauptstadt zurückzukehren, wo er die wichtige Hofcharge eines Ceremonienmeisters erster Klasse übernahm. Herr Pe hatte das Unglück, mit seinen verschiedenen Weibern nie einen Sohn, ja gar keine Kinder zu erhalten. Die Religion der Chinesen kennt keine Hoffnung der Unsterblichkeit, um so eifriger sind sie bestrebt, ihr Andenken durch ihre Söhne und den Todtendienst, den diese ihnen leisten, fortzupflanzen, deßhalb sind sie sehr besorgt, ihre Töchter so früh als möglich zu verheirathen, und wenn auch diese ihnen versagt waren, einen jungen Mann an Kindesstatt anzunehmen. Bey schon vorgerücktem Alter ward Herr Pe Vater einer Tochter, die ihrer angebornen Schönheit wegen Hungiu genannt ward. Dieser Name aber bedeutet rother Jaspis, denn dieser Stein ist bey den Chinesen das Sinnbild von Allem was schön und herrlich ist, so daß sich die superlative Empfindung ihrer Damen nicht mit dem Ausruf: „ein wunderschöner Mann, — ein himmlisches Häubchen!" zu behelfen hat, sondern „ein jaspischer Mann, — ein jaspisches Häubchen!" lispeln kann. Herr Pe widmete sich ganz der Erziehung seiner Tochter, so daß sie, wie er sie in ihrem sechszehnten Jahre nach Peking führte, schon Bücher zu lesen und zu schreiben wußte, und mit ihrem Vater in die Wette Verse machte auf alle Vorfälle des häuslichen Lebens.

In Peking angelangt, richtete Herr Pe sein Haus sehr anständig ein und genoß der vielen Freystunden, die ihm sein Amt ließ, des Weins und der Dichtkunst. Von Blumen und Laub umgeben, in Gesellschaft weniger Freunde zart-witzige Gespräche führen, Verse machen und gewärmten Wein in Nußschaalen-großen Tassen trinken — darin besteht das Glück eines gebildeten Chinesen. Herr Pe hatte bald nach seiner Ankunft in Peking seinen Schwager Gu, seinen Studiengenossen Sie unter diesen Umständen bey sich versammelt, und war eben im Begriff, mit ihnen um die Wette eine wohlriechende Asterblume, welche sich unter den Blumen befand, von denen das Bibliothekzimmer, wo die Herren verweilten, angefüllt war, zu besingen, als ein anderer Studiengenosse, Herr Yang, Generalinspektor, die Gesellschaft vermehrte. Herr Yang war ein bösartiger, eitler, ränkesüchtiger Höfling, er drängte sich zu den drey Freunden, die sich so eben zum Versemachen anschickten, und mußte nun ihren Zeitvertreib theilen. Herr Pe, der ihn sehr ungern aufnahm, war ziemlich böser Laune; diese führte einen sehr boshaften, witzigen Streit zwischen ihm und dem Herrn Generalinspektor herbey, in Folge dessen Herr Pe den scherzhaften Gesetzen zufolge, welche sich die Dichter heute auferlegt hatten, in die Strafe verfiel, eine größere Tasse, die zehn solche Nußschälchen enthielt, mehrmals auszutrinken, so daß ihm endlich der Kopf so schwer ward, daß er ohne weitere Formalität, bevor er seine ihm aufgetragenen Verse

gemacht, sich hinter einem Zimmerschirm auf ein Ruhebett legte, um seinen Wein zu verdunsten. Der alte aufwartende Diener eilte der schönen Hongin, welche unaufhörlich für das Wohl ihres Vaters besorgt war, den Vorgang zu melden, und wie der boshafte Herr Yang sich rühme, daß Herr Ye, sobald er vom Schlafe erwache, seine Versäumniß, die ihm aufgetragenen Verse nicht gemacht zu haben, durch neues Trinken büßen solle. Die schöne Hongin fürchtete für ihres Vaters Gesundheit. Der alte Diener mußte den Gegenstand des aufgetragenen Gedichtes auf dem Tisch, wo die Herren dichteten und tranken, entwenden. — Sie dichtete unverzüglich ein meisterhaftes Impromtu darauf und befahl dem Diener, dieses ihrem Vater bey seinem Erwachen sogleich zuzustecken. Der sinnreiche Plan der Tochter gelang, allein das Erstaunen der Dichter über das Meisterstück der jungen Schönen zog eine Erklärung nach sich und Hongin ward als ein Wunder ihres Geschlechtes gepriesen. Nun hatte aber Herr Yang einen einzigen Sohn, einen zwanzigjährigen Schüler, der in seinem lezten Examen schlecht bestanden, oder, wie es in Europa auch zuweilen geschieht, nur durch des Vaters Einfluß nicht ganz durchgefallen war. Yang kam auf den Gedanken, diesen Sohn mit der geistreichen Hongin zu verheirathen; sie vereinte alle Vorzüge der Person, des Ranges und der Glücksgüter; allein sein Sohn war ein schwerfälliger Pinsel und Herr Ye, ein unbestechlich redlicher Mann, wollte durchaus einen gelehrten Schwiegersohn haben. Es kam also darauf an, Herr Ye über die Unwissenheit seines Sohnes zu betrügen. Gerade zu gelegener Zeit erhält Yang den Besuch eines Astrologen, den ihm der Gouverneur einer Provinz zuschickt. Dieser hat auch für Herr Ye Empfehlungsschreiben und ihn beauftragt Herr Yang, Herrn Ye wegen eines Heirathsvorschlages zu sondiren. Herr Ye, dem er den jungen Yang auf's Herrlichste herausstreicht, findet den Vorschlag der Ueberlegung werth, zieht seinen Freund Gu zu Rathe, und dieser lädt Vater und Sohn ein, um den lezten zu prüfen. Der alte Yang, welcher Gu's Absicht erräth, richtet seinen Sohn, dessen Mittelmäßigkeit er wohl kennt, so gut wie möglich ab, und fast hätte derselbe die alten Herren hintergangen, denn er zog sich mit Hülfe des Vaters bey einem Verstandesspiel, das wir auch unsern geistreichen Zirkeln empfehlen, recht gut heraus. Man nennt nämlich ein Wort (bey den chinesischen Schöngeistern war es „Roth"). Dieses muß der Erste einmal in einen Spruch, Bemerkung, Metapher oder Reflerion bringen, der Zweyte zweymal u. s. f. Doch Herr Gu knüpft ein Gespräch mit dem Freywerber an, in welchem Verse citirt werden, und in diesem kommt ein Wort vor, welches der Gelehrte und Dichter in einem ganz andern Sinne braucht, als es im gemeinen Leben gebraucht wird, dem jungen Herrn ist aber dessen gelehrte Bedeutung unbekannt; dadurch erweist er sich als ein unwissender Mensch; der Betrug ist entdeckt und Herr Yang bekömmt einen Korb.

Der alte Yang, um sich für diese Demüthigung zu rächen, weiß es so zu karten, daß der Kaiser Hrn. Ye zum Botschafter ernennt, um dem gefangenen Kaiser Winterkleider zu bringen, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, und unter der Hand Friedensvorschläge einzuleiten. Diese Botschaft zu dem barbarischen Volk, in der strengen Jahreszeit nach Norden zu, ward für ein durchaus lebensgefährliches Unternehmen gehalten, und Yang hoffte der alte Ye werde sie ablehnen, darinnen verunglücken, oder um sie zu vermeiden, seinen Heirathsvorschlag eingehen. Darum sendet er nun abermals einen Unterhändler an Ye, der ihm verspricht den Befehl des Kaisers rückgängig zu machen, wenn er die schöne Hungin seinem Sohne zum Weibe gebe. Hr. Ye beharrt mit edlem Stolze auf seiner Pflicht als Staatsbeamter, und bereitet sich zu seiner Abreise. Um seine Tochter dem Einfluß des ränkevollen Yangs zu entziehen, und ihr während seiner Abwesenheit, die durch die barbarische Sitte der Tartaren sehr gewaltsam verlängert werden könnte, Schutz zuzusichern, vertraut er sie seinem Schwager Gu an, dieser aber, aus Furcht mit Yang in Kollision zu kommen, und des Hoflebens müde, fordert seinen Abschied, und begibt sich mit Hungin und seiner ganzen Familie nach Nanking, in dessen Nähe er ein Landhaus bewohnt. Gu hat selbst auch eine Tochter, weil er seine Nichte aber zärtlich liebt, und um sie vor Yangs Nachstellungen zu schützen, gibt er sie ebenfalls für seine Tochter aus, und ändert ihren Namen, so daß sie anstatt Hungin (rother Jaspis), wie sie bisher hieß, Wukiau (Reizloß) genannt wurde, indeß seine eigene Tochter, welche nicht durch Schönheit glänzte, von jeher Wuyen (Unschön) genannt worden war. Seine nächste Sorge ging nun dahin, dem Versprechen, das er seinem Schwager gegeben hatte gemäß, Wukiau einen Mann zu suchen, der ihrer würdig sey. Allein er suchte vergebens! keiner der heirathbaren Jünglinge konnte sich an Geist und Wissenschaft mit Fräulein Ye messen, — denn nur diese Eigenschaft verlangte Hr. Ye von seinem Schwiegersohne, Geld hatte er genug, und dem Gelehrten stehen in China alle Ehrenstellen offen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

Unsere Residenz bietet in einem fort das Gemälde einer regen und rastlosen Thätigkeit dar, besonders vom Gegeneinanderwirken der schönen Künste belebt. Kaum war die Kunstausstellung der Gemälde, wo sich besonders die herrlichen Landschaften des Galleriedirektors Revel ausgezeichnet und die Bewunderung aller Kenner und Layen auf sich gezogen haben, und die nach einer längern Dauer, früher gegen Bezahlung dann, zur Erleichterung ärmerer Beschauer, unentgeldlich eröffnet stand, geschlossen, als vielseitig die Theilnahme des Publikums auf's Neue in Anspruch genommen wurde. Dem. Garnerin, welche in Gesellschaft ihres Vaters früher ihren Luftball und den damit verbundenen Fallschirm im Redoutensaal gezeigt hatte, begann vor einer zahlreichen Ver-

sammlung ihre neun- und zwanzigste Luftfahrt, und ließ sich aus einer Höhe von 370 Klaftern wohlbehalten in dem, von ihrem Vater verfertigten Fallschirme zur Erde; Herr Brʼsezny, Erfinder einer Dampfkanone, führte den Versuch über 200 Kugeln in einer Minute auf ein gegebenes Ziel zu schießen, und damit Eisenblech zu durchbohren, glücklich durch; der erste Kämpfer der königlichen Akademie zu Paris, Herr Lebesnier (gegenwärtig zugleich als bedeutender Maschinist beym Wiener Theater angestellt), ließ seine wirklich beyspiellose Stärke, mit welcher er 2000 Pfund von der Erde emporhebt, einen großen Tisch, auf welchem fünf Personen eine Kollation einnehmen, mit den Zähnen aufhebend, einige Augenblicke herumtrug u. dergl. bewundern, und bewährte zugleich in seinen mimisch plastischen Darstellungen ein erfolgreiches Studium der bildenden Kunst. Herr Souchetti stellte in seinem, am Eingang des Praters neu erbauten prächtigen Marstempel die österreichische Land- und Seemacht mit beweglichen Figuren dar, auf dem Graben wurde ein Kosmorama, Wanderungen durch Pompeji gezeigt. Enslen eröffnete eine neue optische Zimmerreise, von Aken verschaffte uns das seltne Schauspiel einer ihre Jungen säugenden Löwin, ein Herr Ad Rinent zeigte lebendige Klapper- und Riesenschlangen. Der Kunstreiter Bach war nach einer langen Abwesenheit zurückgekehrt, eröffnete auf's Neue seine Vorstellungen im Circus gymnasticus, zugleich in den Kunstreitern Bassin und Constant wackere Nebenbuhler findend; Dem. Rosa Mariani gab im Redoutensaale eine Vorstellung in der Fechtkunst, wobey die vorzüglichsten Fechtmeister mitwirkten, und es schwer zu unterscheiden war, ob sie gezwungen oder aus herkömmlicher Artigkeit der Dame den Sieg über sie gestatten mußten oder wollten.

Was das Theater betrifft, so überragt die Hofbühne noch immer alle übrigen, nicht allein durch die Bedeutenheit der Stücke, welche sie zur Aufführung bringt, sondern noch mehr dadurch, daß sie das höhere Ziel, auf Bildung und Veredlung des Geschmacks und der Sitten einzuwirken, unablässig verfolgt, und sich durch keine laut oder im Geheim geäußerte falsche und unverständige Ansicht und Meynung irre machen läßt. Der Ferial-Monat und die vielen Gastrollen, unter welchen die der Mad. Stich vom Berliner Hoftheater die bedeutendsten genannt werden müssen, verhinderten die Darstellung neuer Stücke von Bedeutung, als welche wir nur „die Tochter der Luft,“ nach Calderons Idee von Raupach, und „Erziehung“ ansehen können, ein Familiengemälde in fünf Akten, nach dem Französischen von Mosel, dem wir bereits die geistreichen Uebersetzungen des Paria, und die musterhafte Bearbeitung der „Schule der Alten“ verdanken. Raupachs Stück gefiel in den ersten drey Akten bedeutend. Dem. Müller in der Hauptrolle war ausgezeichnet. Schon gegenwärtig auf einer hohen Kunststufe stehend, berechtigt sie zu noch größeren Erwartungen. „Erziehung“ macht durch einen lebhaften Kontrast zwischen einem einfachen und einem überbildeten Mädchen die Gefahren einer verkehrten Erziehung anschaulich, und verbindet so den ästhetischen Zweck mit dem sittlichen, ohne dem erstern Eintrag zu thun; eine Aufgabe, deren Lösung besonders jenen Bühnen anvertraut ist, die als Bildungsinstitute der Nation angesehen werden müssen. Freylich füllen derley Stücke nicht immer die Häuser, dieß zu thun ist aber auch nicht die höchste Aufgabe, welche eine Hofbühne zu verfolgen hat. Von den Gastrollen berühre ich nur die der Mad. Stich als die ausgezeichnetsten. Sie trat zuerst in der Phädra auf, und hernach zwey Mal als Julie in Romeo und Julie, zwey Mal in der Donna Diana, in der Jungfrau von Orleans, als Lady Milfort in Kabale und Liebe, in — Haß allen Weibern, und der dramatischen Aufgabe „Komm her,“ in der Maria Stuart als Maria, zwey Mal in der Schule der Alten, im lezten Mittel als Baronin, zwey Mal in Alexander und Darius, zwey Mal in der Tochter der Luft. Mit der zweyten Vorstellung der Julie beschloß sie ihre Gastrollen. Die Künstlerin erfreute sich wieder der allgemeinsten Theilnahme, obschon Manche sich und Andere überreden wollten, es sey damit doch nicht so lebhaft hergegangen, wie bey ihrem vorlezten Besuche in Wien. Gegen Meynungen ist schwer zu streiten, zumal wenn sie aus unlautern Gründen entstehen. Thatsache ist, daß Mad. Stich, so oft sie spielte, das Haus füllte, daß sie jedes Mal zwey, auch drey Mal gerufen wurde, und daß, incredibile dictu, sämmtliche Recensenten in den Wiener Zeitschriften auch nicht ein Aederchen zu tadeln wußten, sondern allzumal mit vollen Backen in die Lobtrompete stießen. Hätte Mad. Stich nicht zur ersten Debut-Rolle die Phädra gewählt, so würde der Beyfall, den sie während ihrer Anwesenheit erhielt, noch bedeutender gewesen seyn, allein jene hohe Tragödie, in welcher wir die Schröder zu bewundern Gelegenheit haben, sagt dem Talente jener Künstlerin weniger zu als das sogenannte Leidenschafts-Trauerspiel, oder das feinere Lustspiel. Unser Publikum, welches gerne den Weg des Vergleiches einschlägt, stellte sie in jener Rolle der Schröder gegenüber, hinter welcher sie darin zurückblieb. Als Julie gefiel wieder besonders die Balkonscene, wo Mad. Stich allen Zauber der ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit entfaltete. Schon allein ihr Herunterbeugen zu Romeo ist fast unnachahmlich. Die Schlußscene des vierten Akts spielte sie mit ergreifender Wirkung. In der Donna Diana und als Jungfrau von Orleans zeigte sie sich durch ein großartiges Verschmähen des Theater-Effektes als vollendete Künstlerin. Dieß und ein plastisches Ausprägen der Rolle gehören zu den charakteristischen Eigenheiten der Mad. Stich. Alles ist immer bey ihr aus einem Gusse, und eher wird sie eine schöne Einzelnheit um des Ganzen willen fallen lassen, bevor sie das Ganze um eines Theils willen aus den Augen läßt. So erschien sie in der Schule der Alten, so in der Tochter der Luft; als Milfort, Stuart und in den kleineren Stücken hab' ich sie nicht gesehen. In Alexander und Darius konnte sie weniger durchgreifen, weil das Stück, welches bey ihrem Auftreten das erste Mal gegeben wurde, nicht ansprach. Es ist unbestritten Zeuge eines schönen poetischen Talents, aber zugleich auch eines Talents, welches mit den Erfordernissen eines größern dramatischen, für die Darstellung berechneten Gedichtes nicht im Reinen ist. Wir sehen hier wohl Materialien zu einem Ganzen, aber das Ganze fehlt, es sind Stücke da, aber das Stück wird vermißt. Dem Anscheine nach bedeutende Begebenheiten sind ohne Folgen. Wozu soll der Uebermuth Alexanders, wenn er zulezt nicht bestraft wird. Unbefriedigt wie er selbst, verlassen wir das Schauspielhaus, wenn wir nicht wissen, was mit ihm geschieht, und keine höhere Anschauung oder Erkenntniß mit nach Hause nehmen können. — Einen zu betrauernden Verlust erlitt die Hofbühne durch den Tod der Dem. Weber, welche nach kurzer Krankheit in der Blüthe ihrer Jahre starb. Selten ist eine Schauspielerin so allgemein und so herzlich betrauert worden wie sie, wozu größtentheils die liebenswürdige Anspruchslosigkeit, welche ihr eigen war, und der gute moralische Ruf, welchen sie genoß, beygetragen haben. Eine bedeutende Zahl ihrer Bekannten und Gönner hatten sich bey dem Leichenbegängniß eingefunden, ihr Sarg wurde von Schauspielern durch die Kirche getragen, eine große Anzahl von Wagen geleitete den Leichenzug nach dem Friedhofe, wo von Freundinnen und Kunstverwandten frische Blüthen der Hingewelkten in's Grab gestreut wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstbl. Nr. 1. u. Monatsreg. December.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Januar 1827.

> Ich wußte nichts von China, als es sey
> Ein trefflich Mittel gegen's kalte Fieber.
> Und jezt erstaun' ich über alle Maßen,
> Daß ich so ganz kuriose Bräuche hier
> Vorfinde, so kuriose Schwüre und Gesetze,
> Und so kuriose Frau'n und Herrn.
>
> Schiller. Turandot.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages besuchte Herr Gu, die Lieblichkeit des Frühlings zu genießen, einen öffentlichen Ort, wie unsere Herren nach Kannstadt, Richters Garten, der Au u. s. w. gehen, es hieß aber dieser der Tempel der Unsterblichen. Die Wände des Tempels, der mit den schönsten Blumen aufgepuzt war, waren mit auserlesenen Versen beschrieben, mit deren Lesen man sich unterhielt. Gu nahm in einem der Zugänge ein frisch beschriebenes Papier wahr, er las es und fand darauf ein Gedicht, — „das Lob der Pflaumenblüthe" (welche wirklich in dieser Zeit die Besuchenden herbeyzog), ein Gedicht, dessen vollendete Schönheit und seltner Werth ihn in Erstaunen sezte. Auf seine eifrige Nachfrage erfährt er, dessen Verfasser sey ein Herr Sse Ye-uve, ein sehr unbemittelter Student von neunzehn Jahren, dessen Fleiß und Talente aber allgemein gerühmt wurden, indeß seine angenehme Gestalt Wohlgefallen erregte. Herr Gu ist hoch erfreut, denn es scheint ihm unzweifelhaft, daß er in Herr Ye-uve den für Wukia-u bestimmten Gemahl gefunden habe. Er sucht den Jüngling auf, den er an eines Waldes Saum mit mehreren Jugendgenossen neben einem auf den Rasen gebreiteten Scharlachteppich gelagert findet, wo sie beym Wein Verse und Musik machen. Er findet ihn sehr liebenswürdig, läßt gleich des folgenden Tages eine Unterhändlerin kommen — ein in Nanking sehr honorables Gewerb — erlaubt ihr, die schöne Hongin, jezt Wukia-u genannt, zu betrachten, und sendet sie an Herr Lizentiat Sse Ye-uve ab, um ihm Fräulein Wukia-u zur Frau anzutragen. Madame Unterhändlerin begibt sich zu dem armen Lizentiaten, der sie höflich empfängt, ihr eine Tasse Thee reichen läßt, und nachher ihren Auftrag vernimmt. Lange kann er nicht glauben, daß der vornehme, reiche Herr Gu die Absicht habe, ihm seine Tochter zu vermählen; aber sein Sinn steht darauf, ohne Rücksicht auf Reichthum und Stand, nur das geistreichste, gebildetste, schönste Mädchen zu wählen; eine solche im Besiz jedes andern Vorzuges konnte Herr Gu seinem Ermessen nach keinem armen Unbekannten anbieten. Er war daher mißtrauisch und verlangte die Schöne vorher zu sehen. Die Unterhändlerin, welche wegen der Verborgenheit, in der die Weiber im Innern des Hauses leben, Herrn Gu's eigene Tochter nicht gesehen hatte, machte ihm einen Ort, gegenüber eines Gartenhauses des Herrn Gu, bekannt, wo er das Fräulein am Fenster belauschen könne. Ye-uve begab sich dahin; unglücklicherweise zeigte sich aber statt Hongin Herrn Gu's rechte Tochter, Wovan am Fenster; diese entsprach nicht Herrn Ye-uve's Ideal, und er trug der Unterhändlerin, wie sie sich verabredetermaßen wieder bey ihm einstellte, eine abschlägige Antwort auf. Herr Gu ward dadurch sehr verlezt; allein alle Eigenschaften des stolzen Jünglings erfüllten seine Wünsche für seiner Nichte Versorgung auf eine so genügende Weise, daß er die Unterhändlerin zum zweyten Mal an ihn absendete. Wie Herr Sse bey seiner

Weigerung beharrte, ließ er sich von seinem Zorn verleiten, den Rektor des Lyceums in Nanking dahin zu vermögen, daß er unter dem Vorwand einer halsstarrigen und vorlauten Gesinnung (etwa chinesische Umtriebe?) ihn des Grades eines Lizentiaten durch öffentlichen Anschlag beraubte.

In eben diesen Tagen, wo der arme schutzlose Student diese Ungerechtigkeit erfuhr, erhielt Herr Gu die Nachricht, daß sein Schwager Pe seine Botschaft in der Tartarey glücklich vollbracht habe, und vom Kaiser mit neuen Ehren gelohnt, in die Hauptstadt zurückkehre, daß er selbst ebenfalls eine Beförderung erhalten, und sich nach Peking zu begeben aufgefordert sey. Ueber diese angenehmen Vorfälle vergaß Herr Gu den armen Studenten, so daß er seinen Schwager, der, um seine Tochter abzuholen, seinen Rückweg vom Tartarenlager über Nanking genommen hatte, nur flüchtig den mit Sse Ye-upe gehabten Verkehr erzählte. Der wackere Pe mißbilligte die an Sse geübte Rache, er erbat die Rückgabe eines Lizentiatendiploms von dem bereitwilligen Rektor und reiste mit seiner Tochter nach Peking ab. Herr Sse erhielt in den Tagen vor Herrn Pe's Abreise eine Botschaft von seinem väterlichen Oheim, Generalinspektor Herrn Sse, welcher sich bey seinem herannahenden kinderlosen Alter seiner erinnerte und ihn liebevoll einlud, Sohnesstelle bey ihm zu übernehmen. Dieser Vorschlag konnte Ye-upe nur angenehm seyn, nur in der Hauptstadt hoffte er das Ideal eines Weibes zu finden, so wie er es zu seiner Gemahlin verlangte, und so entschloß er sich, stehenden Fußes zu seinem Oheim zu eilen, der auf seiner Reise nach Peking begriffen, ihn auf dem, wenige Stunden entfernten Kanal in seiner Barke erwartete. Herr Ye-upe stieg, von seinem Diener, der ihm zu Fuße folgte, begleitet, demzufolge eilig zu Pferd, hatte aber nur erst einen kleinen Theil des Weges zurückgelegt, als ihm auf einem Kreuzweg ein Mensch in den Zügel fiel und flehentlich um seine Peitsche bat. Herr Ye-upe, der kein besonders geschickter Reiter war, ein stätiges Pferd hatte und sonach die Peitsche nicht wohl entbehren konnte, auch über den Aufenthalt zornig ward, wehrte den Mann erst mit Worten, bald aber mit Schlägen ab; der Streit zog Zuschauer herbey, und der Mann, der nicht abließ um die Peitsche zu bitten, erzählte endlich: ihm sey sein Weib von vier Räubern entführt worden; nachdem er sie vergeblich gesucht, habe er einen klugen Mann und Wahrsager, der in einem nahen Kloster wohne, um Rath befragt. Von diesem sey er angewiesen worden, zu einer bestimmten Stunde an diesen Kreuzweg zu gehen, dort werde er einen Reiter antreffen, den er ihm umständlich beschrieben und zum Wahrzeichen noch hinzugesetzt, daß dieser Reiter auf eine Heirath ausgehe; diesen solle er um seine Peitsche bitten, und während er diese in der Hand halten würde, werde er seine Gattin finden. Er habe dem Wahrsager gefolgt, Herrn Sse's ganze Gestalt sey mit der von dem Wahrsager gemachten Beschreibung übereingekommen und auf dessen Verheißung trauend, bitte er um des Reiters Peitsche. Ye-upe und die Umstehenden fanden, daß diese Zumuthung unter den Umständen nicht abzuschlagen sey, allein da der Reiter die Peitsche sehr entbehren werde, sollte der fremde Mann ihm dagegen eine derbe Weidengerte abschneiden. Dazu war dieser willig, er kletterte, die erbetene Peitsche in der Hand, auf eine alte, innerhalb der Ringmauer einer nahe liegenden Kapelle stehende Weide, um dieser Bedingung zu genügen. Doch während er die Gerte abschnitt, hörte er Wehklagen aus der Kapelle ertönen und erblickte vom Baume aus seine Frau, die, von drey Räubern gewaltsam zurückgehalten, zu entfliehen versuchte. Der Mann sprang schnell vom Baume, seine Frau zu befreyen; die Räuber entwischten und Ye-upe so wie alle Umstehende waren über die wundervolle Erfüllung von des Wahrsagers Prophezeihung erstaunt. Nachdem der Mann mit seiner wiedergefundenen Gattin dankbar und fröhlich seinen Heimweg angetreten hatte, fiel es Ye-upe erst ein, daß der wundersame Wahrsager, der ihn und seine innersten Gedanken so genau kenne, ihm vielleicht rücksichtlich seiner Wünsche in der Wahl einer Gattin einen guten Rath zu geben im Stande seyn würde. Obgleich er sehr eilte, zu seinem Oheim zu gelangen, hoffte er doch, den kleinen Umweg nehmen zu können und schlug die Straße nach Ke-nyung, dem Wohnorte des Wahrsagers, den er von dem fremden Manne genau erkundet hatte, ein; doch er hatte schlecht gerechnet, die Sonne ging unter, es wurde dunkel und die Kapelle von Ke-nyung war noch immer nicht erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Talma's Leben.

Lebensumstände und erstes Auftreten Talma's.

Bey einem Künstler, und besonders bey einem großen Schauspieler, ist es ganz anders als bey andern großen Menschen, welche die Geschichte mit ihren Handlungen und ihren Werken der Nachwelt überliefert. Ihren Ruhm kann die Zeit nicht reißen; die Zeitgenossen können ihnen nie nahe genug seyn. Um von einem Staatsmann, einem Feldherrn, einem Schriftsteller oder Könige zu sprechen, darf man beynahe nicht zu seiner Zeit gelebt haben, darf sein Andenken weder im Guten noch Bösen unsere Gefühle rege machen; um aber den Schauspieler zu schildern, muß man vor der Schaubühne, deren Zierde er war, geschaudert und geweint haben. Talma selbst schreibt hierüber: „Ein Unglück unserer Kunst ist, daß sie gleichsam mit uns stirbt. Andere Künstler hinterlassen Denkmäler in

ihren Werken; das Talent des Schauspielers lebt nach seinem Tode nur noch in der Erinnerung seiner Zuhörer."

Franz Talma wurde zu Paris den 15ten Januar 1760 von wohlhabenden Eltern geboren, die nichts an seiner Erziehung versäumten; er brachte einen Theil seiner ersten Jugend in England zu. Erst nach seiner Rückkehr nach Paris im fünfzehnten Jahre flößte ihm der Besuch des théâtre français Geschmack an der Deklamation ein. Er besaß von Natur eine düstere Phantasie und eine außerordentliche Nervenreizbarkeit, traurige Vorzüge, die ihm aber einst die Leichtigkeit geben sollten, sich zur Begeisterung zu stimmen, die so nothwendig ist, um in den Geist der Rollen einzudringen. Dieses Temperament äußerte sich schon, als er im Alter von zehn Jahren in einer Tragödie (Tamerlan), welche die Kinder seiner Pension aufführten, die lezten Augenblicke eines Freundes, der von seinem Vater zum Tode verurtheilt war, zu erzählen hatte. Er war so erschüttert, daß seine Thränen während der Darstellung strömten und er noch eine Stunde nachher nur mit Mühe zu trösten war. Von nun an schien sein Beruf entschieden. Nach vollendeten Studien kehrte er zu seinem Vater nach London zurück. Lord Harcourt und einige andere Herren, die ihn hier mit einigen jungen Franzosen kleine französische Stücke hatten aufführen sehen, drangen in seinen Vater, ihn auf die englische Bühne zu bringen, und dieser, selbst ein Freund des Theaters und stolz auf das Talent seines Sohnes, war nicht abgeneigt. Besondere Umstände brachten ihn jedoch nach Paris zurück, wo ihn sein Geschmack für das Theater die Bekanntschaft mehrerer berühmter Schauspieler suchen ließ; er besuchte die königliche Schule der Deklamation, und genoß daselbst Molés Unterricht und Dugazons Freundschaft.

Mademoiselle Sainval, die jüngere, soll ganz vorzüglich zu seinem Entschlusse, in Barons und Lekains Fußstapfen zu treten, beygetragen haben. Wenige Tage vor seinem Auftreten hatte Talma seine Freunde in einem Theater in Marais versammelt, um ihr Urtheil zu hören. Ihre strengen Urtheile hatten ihn bereits in seinem Entschlusse wankend gemacht, als die junge Schauspielerin, welche die Liebhaberinnen auf dem théâtre français spielte, ihn seine Schüchternheit besiegen lehrte.

Talma trat zum ersten Mal auf dem théâtre français den 27sten November 1787 in der Rolle des Seïde auf; er suchte von nun an die Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, und gab sich eine zweyte Erziehung, die des Künstlers.

„Das Theater," so schreibt er selbst gegen das Ende seiner Laufbahn, „soll für die Jugend ein lebendiger Lehrkurs der Geschichte seyn; man darf ihr keine falschen Ideen über die Sitten der Völker und die Personen geben, welche die Tragödie wieder in's Leben ruft. Ich erinnere mich wohl, daß ich mir in meiner Jugend die Helden und Könige so dachte, wie ich sie auf dem Theater gesehen. Bajard stellte ich mir vor in einem eleganten, chamoisfarbenen Kleide, ohne Bart, gepudert, frisirt wie einen Stutzer vom achtzehnten Jahrhundert; ich sah Cäsar in einem schönen Kleid von weißem Atlas stecken, mit fliegenden Haaren und Bandschleifen. Näherte sich zuweilen ein Schauspieler in seinem Kostüm der antiken Tracht, so zerstörte er ihre Einfachheit durch das Uebermaß lächerlicher Stickerey. Lekain gelang es nur zum Theil das lächerliche Theaterkostüm zu verbannen, ohne daß er das wahre einführen konnte. Diese Kunst war damals völlig unbekannt, selbst den Nachbarn. Es war dieß die Zeit der Boucher und Vanloo, die sich wohl hüteten Raphaels und Poussins Beyspiel im Anpassen der Kostüme an das Zeitalter zu befolgen. Erst Davids Erscheinen ermunterte vorzüglich die jungen Künstler zu Studien dieser Art; vertraut mit den meisten derselben, warf ich mich mit lebhaftem Eifer darauf; ich wurde Maler auf meine Weise, ich hatte viele Schwierigkeiten und Vourtheile, weniger von Seiten des Publikums als von Seiten der Schauspieler zu überwinden; aber endlich wurden meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und ich kann ohne Eigenliebe sagen, daß mein Beyspiel auf sämmtliche Theater Europa's großen Einfluß gehabt hat. Lekain wäre nicht im Stande gewesen diese Schwierigkeiten zu überwinden. Wie hätte er die nackten Arme, die antike Fußbekleidung, die ungepuderten Haare, die langen, wollenen Gewänder wagen können, eine Tracht, die damals für schmutzig und unschicklich gegolten hätte. Lekain that indessen was er konnte, er that den ersten Schritt."

Das römische Kostüm in seiner ganzen strengen Einfachheit versuchte Talma zuerst in einer untergeordneten Rolle des Trauerspiels Brutus. Er erschien im wollenen Gewand und schwarzen Haaren. Mademoiselle Contat rief, als sie ihn so vor dem Auftreten in der Koulisse sah: „Pfui, wie ist er so häßlich, er sieht aus wie eine Statue!" und flößte ihm dadurch unwissend Muth ein. Sein Erscheinen erregte, wie zu erwarten war, allgemeines Erstaunen unter den Zuschauern; sie waren an die rothen Absätze, die französischen Kleider der Helden der Fabel und der Geschichte gewöhnt; aber der junge Schauspieler siegte über die Vorurtheile eines Parterres, dem Neuerungen mißfallen, und das durch das überlegene Talent Talmas noch nicht gefesselt war.

Indessen bereiteten sich ganz andere Veränderungen vor, und die Revolution sezte alle Gemüther in Gährung. Talma bekannte sich mit Eifer zu den Grundsätzen und Wünschen der konstituirenden Versammlung. Sein Freund, der jüngere Mirabeau, vertraute ihm im Jahr 1789 die wichtige Rolle Carls IX. in der Tragödie dieses Namens an. Der Verfasser und der Schauspieler ernteten gleichen Beyfall; aber Ludwig XVI. hatte die Schwach-

heit einer Deputation von Bischöffen nachzugeben, welche verlangten, daß das Stück wegen seiner außerordentlichen Wirkung auf das Volk verboten werden sollte. Mirabeau der ältere, der die Besorgniß der Bischöffe zu Gunsten der Henker der Bartholomäusnacht nicht theilte, ließ die Tragödie von einem Parterre verlangen, das beynahe ganz aus Einwohnern der Provence bestand, die ihn selbst zur Versammlung gewählt hatte.

Dieses Verlangen des Publikums, und die Weigerung der meisten Schauspieler, die, wenn sie gleich ihrem Theater den Namen eines Nationaltheaters gegeben hatten, aristokratische Grundsätze hegten, veranlaßte zwischen ihnen und Talma Mißverständniß und Spaltung. Denn er selbst sagt von sich: „erzogen zu London auf dem glücklichen Boden der Freyheit, habe ich mich mit Eifer der Sache der Revolution ergeben, aus Grundsätzen sowohl als aus Dankbarkeit, sie hat mich zum Bürger gemacht; vorher war ich blos würdig es zu werden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortsetzung.)

Die übrigen Theater bewegen sich mit größerem und geringerem Glücke neben der Hofbühne, und sind nun alle wieder eröffnet. Das Kärnthnerthor-Theater hat Barbaja auf drey Jahre gepachtet, und die Theater in der Josephsstadt und an der Wien stehen unter gemeinschaftlicher Leitung der Henslerschen Erben, und des Münchner Hofschauspielers und Direktors Carl. Das Theater in der Leopoldstadt wird von einem Ausschusse geleitet. Besonders besorgt für die Unterhaltung des Publikums ist das Theater in der Josephsstadt. Was den Wechsel von Stücken anlangt, und die scenische Ausstattung derselben, weiß es selbst zu hoch gestellte Forderungen zu befriedigen. Hauptsächlich ist die Pantomime dort gut bedacht; das Lustspiel hat durch das Engagement des Herrn Scholz vom Grätzer Theater, eines lebendigen und dabey die Grenzen der Wahrheit nicht übertreibenden Komikers viel gewonnen. Nicht minder thätig ist das Wiedner Theater. Carl hat mit dessen Direktion fast das Unmögliche geleistet; mit geringen Mitteln füllt er ein Haus, welches man vor ihm fast verwaist nennen durfte, da sich Unglücksfälle seltner Art, und die öffentliche Meynung dagegen erhoben. Wenn eine festere Stellung gewonnen seyn wird, so läßt sich von des Direktors bekanntem, unermüdlichen Eifer und seiner theatralischen Wirksamkeit, welche nur fast zu sehr angespannt werden, viel Erfreuliches erwarten. Das Leopoldstädter Theater weiß seinen eigenthümlichen Charakter, den eines eigentlichen Volkstheaters fortwährend zu behaupten. Raimund und Schuster sind noch immer die Seele desselben, die Krones dürfte im Lokalfache kaum eine Schauspielerin ihres Gleichen finden. Ersterer, welcher seit einiger Zeit mit bedeutendem Glücke auch als Lokaldichter auftrat, hat jezthin ein Stück unter dem Titel: „das Mädchen aus der Fremde“ oder „der Bauer als Millionär“ zur Aufführung gebracht, welches die Theilnahme des Publikums auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch nimmt. Es wird in einem fort mit immer vermehrtem Beyfalle gegeben, und verdient ihn auch in der That, nicht allein in Rücksicht der Bühnenwirkung, sondern auch der wirklich plangerechten Erfindung. Obschon durch drollige Beweglichkeit sehr ergötzlich, führt es zugleich die bedeutende Grundidee: „memento mori“ anschaulich durch. Der Millionär erscheint am Ende als Aschenmann, und ruft ziemlich ergreifend seinen Ruf „Asche“ in die lärmenden Freuden der Welt. — Das Kärnthnerthor Theater hat viele Leistungen versprochen, welche wir, wenn sie erfolgt sind, besprechen werden. In den Wintermonaten erwartet man die italienischen Sänger, und eine Verbesserung des Ballets, welche noth thut, da die vorzüglichsten Tänzer nach einigen Darstellungen uns auf unbestimmte Zeit verlassen haben. Von Balletten machte Joko, der brasilianische Affe, Furore, in welchem ein Herr Briol die Rolle des Affen mit vieler Behendigkeit und Täuschung gab. Er kletterte auf mehreren Bäumen, sprang von einem Baum zum andern, machte verschiedene Kunststücke mit einem Stocke u. dergl. Das unflätige Jucken und Verzehren von Ungeziefer verdient eine um so strengere Rüge, da es häufig geschah. Die Gesellschaft der französischen Schauspieler befriedigte die Erwartungen nicht ganz, welche man von ihr hatte. Ein Theil der Ursache davon lag darin, daß jene Erwartungen zu überspannt waren, und man die Unvorsichtigkeit beging, die Sänger zum ersten Debut in einer Oper auftreten zu lassen, welche Stimmen erforderte, die den meisten Mitgliedern der Gesellschaft fehlten. In der Folge gefielen sie besser; eine allgemeine Theilnahme erregte sie nie. Der Vorzüglichste der Gesellschaft ist Herr Clement, Komiker. Herr Brice als Liebhaber, und Herr Fradelle, der Väter-Rollen spielt, dürfen neben ihm genannt werden. Der übrige Theil der Gesellschaft ist weniger bedeutend, und hält keinen Vergleich mit den obgenannten Mitgliedern aus. Gegenwärtig haben sie ihre Vorstellungen auf dem Kärnthnerthor Theater beschlossen, und setzen sie im Redoutensaale gegen Abonnement in einem niedlich erbauten Theaterchen, aber zu einer unbequemen Stunde fort. Der Anfang ihrer Stücke, wovon meistens zwey gegeben werden, ist nämlich 10 Uhr Abends. Die Vorstellungen werden größtentheils nur vom Adel besucht. Da man nun mit der Natur ihrer Leistungen vertraut ist, gefallen sie dort besser, besonders weil die Regsamkeit und das Ineinandergreifen ihres Spieles in der Komödie und dem Vaudeville vorzüglich genannt werden müssen. Die deutsche Oper ist ziemlich verwaist. Von Bedeutung sind nur der Bassist Forti, der aber bereits nach Neapel gereist ist, und Dem. Schechner, früher beym Münchner Hoftheater engagirt, eine der ersten Sängerinnen Deutschlands. Bey dem übrigen Personale ist mehr der gute Wille als die Leistung zu beloben. Wenn wir auf die frühere Blüthezeit der Oper zurückdenken, als die beyden Hoftheater noch miteinander vereint waren, auf den Kunstverein einer Milder, Buchwiesen, Seidler, eines Vogel, Weinmüller, Wild, können wir nur wehmüthige Erinnerungen feyern. Die weiße Frau, Musik von Auber, durch Castelli, dann „der Maurer und der Schlosser.“ Musik von Auber, durch Seidl bearbeitet, haben am meisten gefallen. Als Virtuosen waren Maras, Vimercati, besonders aber Moscheles ausgezeichnet, welcher leztere auf seiner Durchreise zwey Akademien gab, und darin nicht nur seinen frühern Ruhm bewährte, sondern noch Gelegenheit gegeben hat zu behaupten, daß er ihn vergrößert habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Januar 1827.

Sägt auch nicht soviel mit den Händen durch die Luft, sondern behandelt alles gelinde. Denn mitten in dem Strom, Sturm. — Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt Ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt.

Shakspeare. Hamlet.

Der englische Gesandte und der Reis-Effendi.

Großbrittanniens Gesandte
  Bey der hocherhabnen Pforte,
Um ein altes Recht zu wahren,
  Auch wohl um ein neues Vorrecht
Für die Zukunft zu erlangen,
  Sendet eine lange Note,
Derb und höflich, diplomatisch
  In des Reis-Effendi's Wohnung. —
Darin steht, nach vielen Klagen
  Ob der Neuerung der Topschis,
Daß er solche Ehrenwache
  Zu erhalten nicht gewohnt sey. —
Bauend auf die gute Sache
  Heg' er die gerechte Hoffnung
Zu des Divans weisem Rathschluß,
  Daß sich die erhabne Pforte
Wenden werde zu den alten,
  Längst schon hergebrachten Formen,
Und ihm, nämlich dem Gesandten,
  Gönnen werde nach Gewohnheit,
Und wie's üblich, Janitscharen,
  Als ein schützendes Gefolge.
Demzufolge und wasmaaßen
  Könn' er die gesandten Topschis
Provisorisch nur empfangen,
  Nur erdulden provisorisch. —
Lange währt es, bis die lange,
  Feingewandte derbe Note
Dem Effendi vorgetragen
  Von dem Dragoman der Pforte.
Aber ruhig und gelassen
  Hört sie auf dem weichen Polster
Der ungläub'ge Diplomate
  Bis zum allerletzten Worte. —
Dann — nach einer Pause — sagt er:
  Provisorisch, provisorisch?
Richtig. Denn es ist ja alles,
  Was der Mensch thut, provisorisch.
Ewig nur allein ist Allah,
  Allah, die allein'ge Gottheit. —

Ludwig Robert.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Fortsetzung.)

Am 21sten Juli, als eben der Vorhang für das kleine Stück aufging, verlangten die Deputirten der Provence, gereizt durch die Weigerung der Schauspieler, während alle Korporationen, ganz Paris wetteiferten, ihnen gefällig zu seyn, Karl IX. „Man gab Epimenides; wir waren zu drey auf der Bühne, Naudet, Mademoiselle Lange und

ich. Einer der Deputirten hatte sein Verlangen schriftlich verfaßt, er liest es vor, es wird lebhaft beklatscht und wiederholt gerufen: Karl IX. Karl IX.! Naudet gibt zur Antwort, es sey unmöglich, das Stück zu spielen; Mademoiselle Vestris sey krank und Saint Prix durch ein Nothlauf am Bein abgehalten. Das Geschrey nimmt zu: ich höre, wie meine Gesellschaft öffentlich des Einverständnisses mit den Feinden der Revolution beschuldigt wird; ich sehe, daß die Zuschauer im Begriffe sind, in ihren Ausschweifungen so weit zu gehen, daß die öffentliche Sicherheit dadurch gefährdet werden konnte. Erfüllt von diesen Gedanken, trete ich ohne weitere Rücksicht vor und spreche: Meine Herren, Mademoiselle Vestris ist wirklich unpäßlich; aber ich kann davor stehen, daß sie spielen und Ihnen diesen Beweis ihres Eifers und ihres Patriotismus geben wird; was die Rolle des Kardinals betrifft, so wird sie vorgelesen werden." Dieß hatte das Publikum verlangt."

Karl IX. wurde wirklich gespielt. Dieser Vorfall, der sich mit einem Zweykampf zwischen Naudet und Talma endigte, ist von Wichtigkeit in dem Leben des berühmten Schauspielers, weil er ihn und einige seiner Kameraden zu dem Entschlusse veranlaßte, ein neues Theater in der Straße Richelieu zu gründen; und hier schimmerte sein Talent, unterstützt von Monvel, Dugazon und Mademoiselle Vestris in neuem Glanze.

Im Laufe der Revolution blieb Talma der Liebe zur Freyheit immer getreu; er theilte das Entzücken, mit dem Frankreichs unerhörte Triumphe die guten Bürger erfüllte. Allen Parteyen fremd, trug er Niemandens Abzeichen, doch hätte ihm seine ehrenvolle Verbindung mit Vergniaud, Guadet und Condorcet beynahe das Leben gekostet; er entging nur wie durch ein Wunder den Folgen des 21sten Mai.

Erste Manier, Fortschritte und Vollendung von Talma's Talent.

Gleich bey seinem ersten Auftreten erschien Talma frey von der falschen Größe der tragischen Helden; seine Aktion war edel und einfach, seine Sprache natürlich und betont; aber den Schauspieler, der auf einem neuen Wege sich zur höchsten Stufe erheben sollte, konnte man in ihm noch nicht ahnen. Zwey Rollen, Karl IX. und Othello, verkündeten diese seine Laufbahn. In letzterer Rolle war er weit weniger vollendet als in Karl IX.; er beging darin sogar bedeutende Fehler, aber er war auf eine Weise erhaben, die von den bisherigen Bemühungen um die Gunst des Publikums völlig verschieden war.

Indem er aber seine bisherige Manier änderte, während er dabey Schönheiten schuf, die man seinem Talent, so wie es damals bekannt war, nicht zugetraut hatte, verfiel er in Fehler; seine Sprache wurde, wie sie fließend und harmonisch gewesen war, hart und ungleich. Aber Heinrich VIII. von Chénier und Nero von Epicharis enthüllten uns seine Tiefe und wiesen auf den Mann hin, der einst Rollen, in denen sich berühmte Männer in der öffentlichen Meynung ein Andenken gegründet hatten, eine neue Gestalt würde geben können. Im fünften Akt von Epicharis Stück war das Spiel Talma's in Sklaventracht wie er, den Furien des Verbrechens und der Verzweiflung preisgegeben, nicht wagt den Dolch an seine Brust zu setzen, von ergreifender Wahrheit. Allgemein war vorzüglich die Begeisterung in einer Vorstellung, der Robespierre und zwey andere Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses vor den Augen des ganzen Publikums im zweyten Logenrange beywohnten.

Talma wurde von Tag zu Tag größer; man sah ihn nacheinander als Makbeth und als Hamlet. Alle glänzenden Unwahrheiten, alle Vorurtheile hatten in letzterer Rolle der Natur und der Wahrheit Platz gemacht; es war ein tief gefühlter Schmerz, der gleich einem Genius überall gegenwärtig ist, eine Melancholie, düster und zart zugleich, welche die Liebe zuweilen erhellen, aber nicht verscheuchen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Endlich kam er mit seinem Diener an ein Kloster, wo er die Nacht zu verweilen gedachte. Er ward freundlich aufgenommen, und wie die Mönche erfuhren, daß er der Neffe des Generalinspektors Ese sey, mit Ehrerbietung behandelt. Auf seine Nachfrage hörte er, das Kloster sey einst von Herrn Ye, Ceremonienmeister erster Klasse, der hier ein Landgut besitze, erbaut worden, um den Himmel seinen Wunsch nach Kindern günstig zu machen; auch habe ihm seine Gattin darauf eine Tochter geschenkt, welche der Inbegriff aller leiblichen und geistigen Vollkommenheit sey. Ye-uye! sagte eine andere Stimme, diese Tochter müßte die ihm bestimmte Gattin seyn; der Gedanke an diese Bestimmung beschäftigte ihn so sehr, daß ihn der Schlaf floh, von der herrlichen Mondnacht angelockt, verließ er sein gastfreundliches Lager und schlich in das nahe Gebüsch. Schwatzende Stimmen leiteten ihn an einen Pavillon, in dem er, durch die Fenster blickend, zwey Jünglinge sitzen sah, die beym Wein Verse machten, sie sich einander vorlasen und lebhaft bewunderten. Ese, dem diese Bewunderung, so wie die holprigen Reime sehr belustigten, brach in ein Lachen aus, das seine Gegenwart den Dichtern verrieth. Anfangs waren sie empfindlich, allein Ese beredete sie leicht, daß sein Lachen ein Ausdruck der Bewunderung beym Anhören ihrer schönen Verse gewesen sey, und nun nöthigten sie ihn, als einen Mann von Geschmack, ihnen

Gesellschaft zu leisten. Bald erfuhr er, daß diese beyden Jünglinge Tschangfanau und Wenbiang heißen. Sie erzählten ihm, ein sehr schönes, wundergeistvolles Fräulein, die Tochter eines vornehmen Herren, der in der Nachbarschaft wohne, habe ein göttliches Gedicht auf die neubelaubten Weiden gemacht, und Budha in einem Gebet ersucht, er möge ihr den Dichter zum Gatten geben, der ein noch schöneres Gedicht in eben der Versart machen könne; ihr Vater habe deßhalb auf ihre Bitte einen Konkurs eröffnet, dessen genügender Ausgang seiner Tochter einen Gatten geben solle. Diesen Preis zu erlangen, hatten sich Wang und Tschang in diesem Pavillon abgearbeitet, und nun forderten sie Ye-upen auf, seine Versekunst an dem gleichen Gegenstand zu üben. Der junge Lizentiat war das wohl zufrieden, machte jedoch die geziemenden Ceremonien, und bat dann, das Mustergedicht der Fräulein lesen zu dürfen. Man holte es aus einem Kästchen herbey. Ye-upe las und ward bezaubert, entzückt, begeistert von der unbedingten Vollkommenheit der Verse. In dieser Ertase schrieb er Verse nieder, deren Vortrefflichkeit die Herren Tschang und Wang in Erstaunen sezten und der genossene Wein machte die beyden Mitwerber großmüthig genug, um, Ye-upe's Bitten nachgebend, ihm zu versprechen, daß sie ihm am nächsten Morgen die Bekanntschaft der göttlichen Dichterin verschaffen wollten. Die Jünglinge wurden nun vertrauter und auf seiner neuen Bekannten Frage, ob Ye-upe Herrn Gu kenne, erzählt dieser ihnen jezt ohne Umschweife, daß er gar nicht gut mit demselben stehe, weil er seine Tochter, die er ihm zum Weibe angeboten, ausgeschlagen habe. Die Jünglinge finden das seltsam und schön; Sse macht noch ein wunderschönes Gedicht, das seinen Gesellen Ehrfurcht einflößt, sagt ihnen dann gute Nacht, und geht in sein gastfreyes Kloster zurück.

Dieser Auszug berechtigt und nöthigt uns nicht, die zahlreich eingestreuten Verse dieses Romans zu verdeutschen — auch würden uns die wenigsten unserer Leser dafür Dank wissen. Mit Herrn Sse's Wettgedicht an die Frühlingsweide wollen wir doch eine Ausnahme machen, hoffend, daß so treu wir dem Sinn blieben, doch Herrn Sse's Verse weit bessere waren, wie die unsern.

> Ist die schöne Zeit gekommen,
> Wo der goldne Stamm der Weide
> Grünen Mantel angelegt.
>
> O erröthe Mandelblüthe! trockne, sink' am Boden nieder!
> Du mußt neiden diese Zweige, die sich zierlich neigend wiegen.
> Dieser Zweige weiche Biegung, ohne Prunk und unverschlungen,
> Dieses Laubes zarte Färbung, dieses Gipfels sinnig's Neigen,
> Wird nicht jene junge Schöne
> Aus dem Fenster sie betrachten?
> Hätte, bis die Seidenraupe ihm ein Frühlingskleid gesponnen,
> Dieser Baum wohl warten sollen,
> Da doch jedes seiner Blättchen
> Ihm zum Festgewand sich fügt?

Wie beym Erwachen am folgenden Tage die Weinlaune verflogen war, sahen die beyden windigen Gesellen sehr gut ein, daß sie sich sehr im Lichte stehen würden, wenn sie seine Verse Herr Ye übergeben ließen. Sie schmieden daher einen Betrug, vermöge dessen Tschang für den Verfasser von Sse Ye-upe's vortrefflichen Versen angesehen wird, dieser aber, dem man Tschangs elendes Gereime untergeschoben, ohne von Herrn Ye vorgelassen zu werden, eine spöttische Verabschiedung erhält. Herr Ye ist von den gestohlenen Versen so bezaubert, daß er die persönliche Bekanntschaft Tschangs sucht, und nun gar nicht begreifen kann, wie eine so erhabene Dichterseele in einem so gemeinen, unangenehmen Menschen wohnen möge. Er verbehlt seiner Tochter Han-gin diesen Umstand nicht; das Mädchen, welches die Verse mit gleicher Bewunderung ergriffen hatten, war schon von den rohen, unzierlichen Schriftzügen des Gedichts, das Tschang abgeschrieben hatte, widrig angeregt worden; jezt bittet sie den Vater dringend, den Freywerber erst genauer zu prüfen, und um ihr darin zu willfahren, lud Herr Ye den betrügerischen Tschang ein, als Hofmeister seines Brudersohnes, Yinglang in sein Haus zu ziehen. Yinglang war aber ein kränklicher, halb blödsinniger Knabe, den Herr Ye seit kurzer Zeit adoptirt hatte. Tschang begriff alle Vortheile, welche ihm diese Lage versprach, sah aber voraus, daß ihn Herr Ye auf die Probe setzen werde, ob die schönen Verse wirklich aus seiner Feder geflossen, und daß dann sein Betrug an den Tag kommen müsse. Wang ersann einen Ausweg; er rieth ihm Herrn Sse, unter dem Vorwand ihm Freundschaft zu erzeigen, seinen Pavillon zum Aufenthalt anzubieten, wodurch er in Stand gesezt werden würde, dessen Talent im Fall der Noth benützen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beschluß.)

Die litterarische Thätigkeit bringt erfreuliche Früchte hervor. Die Anzahl der Journale und Zeitschriften hat sich zwar nicht vermehrt, aber die bestehenden haben durch Sorglichkeit in der Wahl unstreitbar am Gehalte gewonnen. Die Jahrbücher der Literatur behaupten darunter noch immer den ersten Platz. Die Geschichte Wiens, durch den Historiographen des Reichs, Baron Hormaier, eilt nun rasch ihrem Ende zu. Ein in seiner Art einziges Werk vereint es gründliche, aus dem genauen Quellenstudium abgeleitete Belehrung mit einem, durch die Anschaulichkeit des Vortrags erfolgenden Interesse der Darstellung. Der Druck des ersten Theils der Hammerschen

Geschichte des osmanischen Reichs ist nun gleichfalls beendet, und nur die dazu kommende Karte des Stammgebietes der Osmanen dürfte die Erscheinung noch um ein paar Wochen verspäten. Dieser erste Theil umfaßt den Zeitraum von dem Ursprunge der osmanischen Dynastie, bis zur Eroberung Konstantinopels. Es scheint, daß der Verfasser dieselbe Eintheilung beybehält, welche er in der im Hormairischen Archiv gelieferten Uebersicht aller in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke gegeben, nämlich 1) von der Gründung des Reichs bis zur Eroberung von Konstantinopel. 2) Von der Eroberung Konstantinopels bis auf Soliman den Großen. 3) Die Regierung Solimans des Großen und Selims II. der Zeitpunkt des höchsten Flors osmanischer Macht. 4) Von der Schlacht von Lepanto bis auf die Eroberung Bagdads unter Murad IV. 5) Von der Eroberung Bagdads bis auf den Carlovizer Frieden 1699. 6) Von diesem bis auf den von Hainardschi. 7) Von dem Frieden von Hainardschi bis zum Ausbruche des griechischen Aufstands im Jahr 1821. Nach dieser Eintheilung scheint, da der erste Band den ersten Zeitraum umfaßt, das ganze Werk auf sieben Bände berechnet zu seyn, die aber in weniger als eben so vielen Jahren erscheinen werden, da bereits am zweyten gedruckt wird. Der große Vortheil, welchen der Verfasser vor allen andern bisherigen europäischen Geschichtsschreibern osmanischer Geschichte voraus hat, ist nicht nur die genaue Kenntniß der orientalischen Sprachen, wodurch ihm die Benützung der Quellen möglich wird, sondern auch der Besitz derselben, indem ihm Studien, Forschungen, Reisen und Ankäufe, seit dreyßig Jahren zum selben Zwecke unternommen, den Besitz einer Sammlung von mehr als zweyhundert orientalischer Werke über osmanische Geschichte verschafft haben, so daß seine Sammlung darin reicher ist als die aller europäischen Bibliotheken zusammen. Dazu hat er die Schätze des kais. Hausarchivs, welches an Urkunden für osmanische Geschichte ohne allen Zweifel das reichhaltigste in Europa, benutzen dürfen. Seine vorige Geschäftslaufbahn in der Levante als Leg. Sekretär und General-Konsul und seine jetzige, als Hofdollmetsch und Hofrath an der Staats-Kanzley lassen voraussetzen, daß diese Geschichte pragmatischen Werth haben werde, an welchem es fast allen bisherigen europäischen des osmanischen Reichs gebricht; auch sind alle bisherigen (den Gebrauch einiger wenigen Quellen abgerechnet) nur einseitig geschrieben, und nicht einmal die Byzantiner, viel weniger die osmanischen selbst in ihrem ganzen Reichthum gehörig benutzt worden. Das erste Verdienst um osmanische Geschichtsschreibung aus Quellen in Europa hat Gautier Spiegel, der Hofdollmetsch Ferdinand I., sich durch die Uebersetzung einer türkischen Chronik erworben, welche hernach mit ein paar anderen Leunclavian seinem Werke zum Grunde gelegt. In dem langen Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten zwischen Spiegel und Cantemir ist gar nichts, und erst in der jüngsten Zeit einiges aus den Geschichtsschreibern (Resmi und Wassif) fragmentarisch übersetzt worden, so daß das eigentliche Binnenland der osmanischen Geschichte bisher terra incognita geblieben, und Zelöung in seinem Essai sur les Panariotes vollkommen Recht gehabt zu sagen: daß die osmanische Geschichte noch zu schreiben ist. Wie armselig und unkritisch Cantemirs Geschichte sey, ist in dem Journal asiatique zur Genüge gezeigt worden. alle übrigen älteren und neuesten Werke über osmanische Geschichte, besonders die französischen: Petit de la Croix, Mignot, Alin, sind Kompilationen eine der andern nachgebetet, nur der Engländer Rycaut und der Venetianer Saavedo haben die Begebenheiten, wovon sie selbst Zeugen gewesen, mit achtungswerther Treue beschrieben; aber keiner der genannten, bisher geschätzten europäischen Geschichtsschreiber über osmanische Geschichte hat von den eigenthümlichen Quellen derselben Notiz genommen, oder auch nur Notiz gehabt. Ich glaube nicht, daß seit Gibbons Werk über den Verfall des römischen Reichs, die Byzantiner zu irgend einer Geschichte des Mittelalters fleißiger benutzt werden als zu diesem, und wie die byzantinischen hat der Verfasser auch die osmanischen benutzt. Es lebt heut in Europa Niemand, dem gleiche Hülfsmittel und gleiche Kenntnisse über türkische Literatur zu Gebote standen und bey des genialen Verfassers bekanntem freymüthigen Sinne für Wahrheit und Recht läßt sich von ihm, dem bekannten großen Orientalisten, auch als Historiker Vorzügliches erwarten. Bisher haben blos Europäer die Feldzüge wider die Türken, und die Türken haben ihre eigene Geschichte beschrieben, ohne daß die einen von den andern Kunde genommen. Herr v. Hammer mit beyden vertraut, und im Besitze aller Quellen tritt als der erste Schreiber osmanischer Geschichte auf, welcher die Zeugen beyder Seiten historisch verhört, und das Resultat derselben pragmatisch darstellt. Die Vorrede gibt über die auf seinen Reisen in der Levante sowohl als in England, Frankreich, Deutschland und Italien zum Zwecke dieser Geschichtsschreibung angestellten Forschungen und über die benützten Quellen umständlichen Bericht.

Von des Patriarchen von Pyrker Rudolphiade ist gegenwärtig wieder eine neue Auflage unter der Presse, ein Beweis, welche Anerkennung des Verfassers Verdienst um das, besonders in lezterer Zeit ganz vernachlässigte Epos gefunden. Schreyvogel (West) hat sich endlich zur Herausgabe einer Sammlung seiner Werke bestimmen lassen, und damit dem so oft geäußerten Wunsche der zahlreichen Verehrer seiner Muse entsprochen. Sie wird aus mehreren Bänden (ungefähr sechs) bestehen, und außer den Originalaufsätzen auch einige der vorzüglichsten Bearbeitungen der Werke großer Schriftsteller enthalten, welche durch ihn von den Schlacken des Zufälligen und Unreinen geläutert, gleichsam zu neuen Werken geworden sind. Auch jene (größeren) Aufsätze, welche uns aus dem Sonntagsblatte besonders lieb geworden, werden darin einen Platz finden. In einer Zeit der wäßrigsten Flachheit und der verrücktesten Uebertreibung wie die unsrige, sind Werke wie die seinigen, welche Gründlichkeit und Tiefe der Erkenntniß, gereifte Erfahrung, und ein treues Studium der Natur und der Kunst mit der Lust eines ächt künstlerischen Ergötzens und einer seltenen Musterhaftigkeit des Styls verbinden, ein wahres Bedürfniß. Von Deinhardstein, welchen der Kaiser zum Professor der Aesthetik und der klassischen Literatur an der Akademie ernannt hat, ist der erste Band seines Theaters in einer besonders geschmackvollen Ausgabe bey Armbruster erschienen. Er enthält nur solche Stücke, welche in der Darstellung sowohl als in der Beurtheilung durchgehends gefallen haben, und sich noch auf den Repertoiren der bedeutendsten deutschen Bühnen befinden. Vor Kurzem hat er ein größeres dramatisches Gedicht, die Frucht einer mehrjährigen Arbeit der Hofbühne übergeben. Auch die jüngern Dichter thun sich wacker hervor. Von jenen, welche besondere Anlage mit einem schönen Bestreben nach Korrektheit verbinden, sind besonders Gottfried v. Leitner, Ebert und Gabr. Seidl zu nennen. Die Dichtungen des Leztern erschienen in zwey Bänden bey Gollinger, wovon der erste Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder, der lezte, Lieder der Nacht, Elegien aus Alfons von Lamartine und ein lyrisches Spiel enthält. Auch hat der Jahreswechsel mehrere Almanache in's Leben gerufen, deren wir in unserm künftigen Berichte gedenken wollen.

— ß —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Januar 1827.

> Man sollte keinen Künstler glücklich preisen,
> Eh' man nicht weiß, was ihn zum Ziel geführt
> Und seinen Werken die Entstehung gab.
>
> Houwald.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Der arme Sse wird überlistet; Herr Pe, der bey Tschangs gemeiner Persönlichkeit immer mißtrauisch bleibt, macht eine Probe über die andere; allein Tschang ließ sich von Sse die schönsten Verse machen, lernte sie auswendig und schrieb sie in Pe's Gegenwart als improvisirt auf. Hongin war zwischen Bewunderung und Betrübniß getheilt, und schwankte sehr, ob sie um des großen Talentes willen nicht die Unannehmlichkeit der Person und Sitten übersehen solle. Sse Ye-uve konnte sich der Betrübniß nicht erwehren. Anfangs hielt er eine Schöne, die Tschangs Gedicht dem seinen vorzuziehen vermöge — denn so mußte er, da er den Betrug nicht ahnete, glauben, — nicht mehr für das Ideal seiner Phantasie; allein sein Herz und ihre Verse zogen ihn zu ihr, und endlich trat ein junges Kammerzöfchen ins Mittel Yansu, so hieß sie, errieth den Betrug des H. Tschang. Da das weibliche Gesinde jeden Theil des Hauses betreten darf, machte sie Ye-uves persönliche Bekanntschaft, wie ihn Tschang eines Tages zu sich eingeladen, um sein Dichter-Talent zu seinem Vortheil zu benutzen. Yansu kommt dem Betrug des Tschang auf die Spur, sie macht ihrer Herrin die günstigste Beschreibung von Sse's liebenswürdiger Persönlichkeit, diese ist höchst erfreut, doch um sich seines Verdienstes zu versichern, gibt sie ihm ein Gedicht zu componiren auf, dessen Bedingungen wirklich ein Muster scharfsinniger Spielerey sind; Titel, Anfangsworte und Endreime haben einen symbolischen Sinn, der ihres Herzens Gesinnungen und gegenwärtige Lage auf das zarteste schildert. Yansu hat diese Räthsel kaum gegen Sse Ye-uve ausgesprochen, so weiß er sie aufs richtigste zu erklären, wirft in der Zofe Gegenwart das köstlichste Gedicht (ein Jaspis-Gedicht) auf das Papier und Hun-gin, nachdem sie es gelesen hat, ist von seinem Werthe überzeugt. Da die Sitten, welche die tugendhaften Liebenden um keine Linie übertreten wollen, durchaus keine Zusammenkunft erlauben, bleibt Yansu die Vermittlerin, welche endlich dem Liebhaber im Namen ihrer Herrin aufträgt, sich sogleich zu ihrem Oheim Gu zu begeben, und ihn zum Vertrauten ihrer Verhältnisse und zu seinem Freywerber zu machen, und es ihm zu überlassen, ihrem Vater Herrn Tschangs Betrug zu entdecken. Herr Sse übersieht mit einem Blick die Schwierigkeit dieses Auftrages, da er sich durch seine Weigerung Herrn Gu's Tochter zu heirathen, dessen Unwillen zugezogen hat — denn seine Wiedereinsetzung in seine Lizentiaten-Würde war ihm, da sie erst nach seiner Abreise von Nanking stattgefunden hatte, unbekannt, er hielt ihn also noch immer für seinen Feind. Er wollte der Zofe Erläuterung geben, allein ihr Dienst rief sie ab; denn eben langte jener bösartige Herr Yang, der Herrn Pe's Tochter für seinen einfältigen Sohn verlangt hatte, zu einem Besuch bey Herrn Pe an; er war zum Gouverneur einer benachbarten Provinz ernannt,

und sein Besuch, so wenig ihn Herr Pe achtete, foderte einen freudigen und ehrerbietigen Empfang. Da dieser Besuch angemeldet war, hatte der Hausherr bey seinen Vorbereitungen auch an eine anständige Gesellschaft für seinen vornehmen Gast gedacht; die benachbarten Männer von Stand waren sehr mittelmäßige Köpfe, Herr Tschang, durch seinen Grad als Baccalaureus aber im erforderlichen Standesverhältniß, um dem Gouverneur Gesellschaft leisten zu können, weßhalb er vom Augenblick seiner Ankunft bey Herrn Pe dessen unaufhörlicher Begleiter war. Dieser Umstand war Ursache, warum Sse, der über den, wie er nun einsieht, von Tschang ihm gespielten Betrug weder Abscheu noch Rache zu empfinden scheint, ohne von ihm Abschied zu nehmen, sich um seiner Geliebten Befehle zu gehorchen, auf den Rückweg nach Nanking begab. Nachdem er einen Theil der Reise zurückgelegt, empfindet er, sein Diener und sein Roß das Bedürfniß der Ruhe und Nahrung; da nun die Gasthöfe dort zu Lande den türkischen ähnlich, keine andere Versorgung als ein Obdach zu gewähren scheinen, war Sse Ye-upe um eine Mahlzeit verlegen, als einer seiner Universitätsfreunde des Wegs kommt und ihn auf sein nahes Landgut einladt. Sein jetziger Gastfreund, Sse Ye-ute, der, obgleich dessen Name so viel Aehnlichkeit mit dem seinen (Ye-upe) hatte, doch keineswegs zu seiner Familie gehörte, war ein unnützer Wohlleber, dem angeerbter Reichthum das Studium ersparte, und Wein und Essen für entbehrte Ehre entschädigten. Als ein reicher Mann wußte er sich — freylich nicht den ersten Platz, aber doch eine der niederen Stellen bey den Examen zu verschaffen, und so schwelgte er, wenige Zeit dem Studium widmend, auf seinem Landhaus. Sehr erfreut, einen Gast einführen zu können, behandelte er Ye-upe mit der, solchen Gesellen gewöhnlichen Gutmüthigkeit, und dieser, den die Gelehrsamkeit — so wie wir es auch bey uns erleben — keine Menschenkenntniß gelehrt hatte, ließ sich von ihm alle seine Verhältnisse ablocken. Nun hatte aber Sse Ye-ute selbst Absichten auf Fräulein Hongin, es war ihm daher höchst ärgerlich, sich von Ye-upe zuvorgekommen zu sehen; er sann also auf Mittel, ihn aus seiner günstigen Stellung bey der Schönen zu verdrängen. Zu dem Ende machte er ihm glauben, daß Gu, dessen Fürsprache bey Herr Pe zu suchen, sein Gast auf dem Wege war, sich schon in Peking befinde, weßhalb er so schnell als möglich dahin eilen solle. Um alle Schwierigkeiten zu heben, bot er Ye-upe Reisegeld, Mundvorrath und Kleider an und dieser machte sich des folgenden Morgens dahin auf den Weg; Ye-ute aber ritt nach Nanking, wo er sicher war, Herrn Gu zu finden, denn eine Krankheit hatte ihn, wie er wußte, an seiner Abreise nach der Hauptstadt verhindert. Es gelang ihm, sich bey Herrn Gu, als Sse Ye-upe's Beauftragter und Freund einzuschleichen und ihn mit einem Lügengewebe zu umstricken, dem zu Folge der alte Herr glauben mußte, Ye-upe bereue seine Weigerung, seine Tochter zum Weibe zu nehmen und bitte nun um ihre Hand. Gu entdeckte dem hinterlistigen Ye-ute, was ihm längst bekannt war, daß die dem Ye-upe angetragene Schöne seines Schwagers Tochter gewesen, und durch ein Gewebe von Lügen erhielt Ye-ute einen Brief an Herrn Pe, nebst der Darlegung des ganzen Vorganges den Ueberbringer zu einem würdigen Schwiegersohn empfahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Fortsetzung.)

An Talma's Hamlet waren drey Manieren bemerklich. Die erste bezeichnete die Rückkehr zur Wahrheit, aber man bemerkte noch Unvollkommenheiten; der Vortrag war nicht rasch, nicht mannigfaltig genug. In der zweyten erschien der große Schauspieler vollendeter in gewissen Theilen der Kunst, einzelne Stellen waren bewunderswürdig, aber zugleich trat sein Talent in eine unglückliche Periode; sein Spiel glich den englischen Kupferstichen, in denen immer der Schatten zu dunkel gehalten ist; seine Sprache wurde schleppend, seine Aktion schwerfällig; der Schmerz wurde zur unausstehlichen Eintönigkeit; seine Thränen ermüdeten nicht selten und drangen nicht zum Herzen; freylich machte er, wenn er sich durch einen plötzlichen Aufschwung diesem Schlafe entriß, alle seine Fehler vergessen. Als er aber die Rolle zum dritten Male aufnahm, hatte er seine Vollendung erreicht; dieser ewige Schmerz wurde wahr, er weinte nicht mehr von einem Ende des Stücks zum anderen, er war nach einander Sohn, Liebhaber und König; als letzterer war er fürchterlich, wie er sich Polonius ganz enthüllt. Ebenso ging es mit dem Nero im Britannicus, seine anfängliche und seine spätere Manier unterscheiden sich wie der Entwurf vom Gemälde. Talma war nun ganz Meister jener Lethargie geworden, die einige Jahre gedauert hatte; die vorher hohle Stimme hatte nun ihren Klang wieder, mit einer großen Mannigfaltigkeit von Biegungen, nun war diese in der Mitte so schöne Stimme, in den Momenten der heftigsten Leidenschaft bewunderswürdig. St. Prix, ein Schauspieler von glänzendem Ruf, begabt mit den schönsten äußern Vorzügen, erhob sich noch vor Talma's Auftreten als Mahomed II. von Lanoue und als Manlius von Lafosse; er entzückte Paris und verdiente sein Glück. Aber welcher Unterschied, als Talma, mit gereiftster Erfahrung, gebildet durch die Ideen einer großen Revolution, einer Zeit,

wo die Freyheit beständig mit denen, die sie in der Wiege ersticken wollten, im Kampfe lag, und Manlius verführte, den Verschwörer, den ein tiefer Haß gegen das Patriziat beseelt; den Konsul, der durch Stolz und Rache populär geworden ist, den großmüthigen Mann, der stirbt, weil er zu fest auf Freundschaft gebaut, der seinem Verräther verzeiht, und sich durch Reue entwaffnen läßt, wie Cäsar durch Beredsamkeit. Nie vielleicht war ein Schauspieler so vollendet auf der Bühne als Talma in der Toga des Manlius. Diese Rolle erinnert noch an sein vollendetes Spiel als Brutus in Cäsars Tod, und als Titus.

Nach so gehäuften Triumphen schien Talma seinen Kulminationspunkt erreicht zu haben; er blieb eine Zeitlang stehen, aber seit einigen Jahren hatte er tiefe Entdeckungen in seiner Kunst gemacht, und war gleichsam ein neuer Mensch geworden.

Denn je mehr Talma über seine Kunst nachdachte, desto deutlicher wurde ihm die Wahrheit, daß unsere tragischen Rollen durchaus nicht wahr genug sind, und daß die Unwissenheit und der Ehrgeiz der Schauspieler diesen Fehler beständig vergrößert; er fühlte, daß man den Griechen und Römern eine spanische Emphase gab, die völlig mit ihrem Charakter in Widerspruch stand; daß die Bemühung, die Schönheit der Verse hervorzuheben, zum Nachtheile des Dichters und zum Mißvergnügen der Zuschauer alle Täuschung zerstöre, und daß Langeweile und gänzlicher Mangel an Wahrheit Folge dieser Methode sey. Diese Ueberzeugung führte unsern Roscius zu dem Entschluß, in seinem Spiele keine einzige Unwahrheit mehr zu dulden, und uns in dem Fürsten und Helden den Menschen blicken zu lassen. Schon sein Spiel des Cinna bewies, daß er diese Grundsätze seit langer Zeit geübt, aber als August zeigte er, welche Fortschritte er gemacht hatte; und noch auffallender war seine Verwandlung, als er Joad gab, seine Deklamation und sein Spiel in dieser Rolle verdienten für immer als Muster zu dienen.

Wie könnte man hohe Bewunderung einem Manne versagen, der eine Reihe von Rollen, wie folgende, verherrlicht hat: Séide, Arsaces, Orestes, Ninias, Vendôme, Hamlet, Manlius, Augustus, Joad, Nicomedes, Agamemnon, Marius, Capello, Regulus, der junge Marigny, der Großmeister der Templer!

Es scheint, als ob nach dieser Aufzählung Talma's Ruhm nichts mehr zuzusetzen wäre, und doch sah die neueste Zeit noch neue Wunder. In der Rolle des Orestes in der Klytemnestra von Soumet bewirkte seine antike Gestalt, sein getreues Kostüm, seine Stellung, seine gen Himmel gerichteten Blicke, der ruhige Heroismus, der über sein ganzes Wesen ausgegossen war, eine Illusion, wie sie noch kein französischer Schauspieler in keiner Rolle hervorgebracht hatte. Dasselbe Wunder wirkte er als Sylla, oder vielmehr Napoleon von Jouy, den ganz Paris in achtzig Vorstellungen beklatscht hat, wobey das Theater unaufhörlich von einer Menge belagert war, welche nicht satt wurde, eine so erstaunliche Metamorphose, eine so vollendete Nachahmung in zwey so verschiedenen Gattungen anzusehen. Vom Diktator Sylla, umgeben von einem Haufen von Königen, seinen Klienten, bald hätte ich gesagt, seinen Unterthanen, wie er mitten im von Schrecken stummen Rom hochmüthig die unumschränkte Gewalt niederlegt, auf die Rolle Karls VI. überzugehen, der alt, krank, oft des Nothwendigsten entbehrend, seine Vernunft in Zwischenräumen nur darum wiederfindet, um blutige Thränen über Frankreichs Unglück zu weinen, war für Talma's Talent nur ein Spiel.

Nicht allein war es unmöglich ihn unter seiner Maske und seinem Kostüm zu erkennen, er ließ einem kranken Herzen Laute des Schmerzens und der Vaterliebe entströmen, wie er sie bisher noch nie hatte hören lassen; er entriß Thränen Aller Augen, während er Alles durch die vollendete Wahrheit seines Spiels entzückte. Jeder sagte: ich habe Karl VI. gesehen, so mußte er seyn, als er gebeugt unter der Last des Unglücks, ein Gegenstand des Mitleids für das arme Volk ward, das die Krankheit seines Königs für die einzige Quelle seiner Leiden hielt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wetterfahne.

Wetterfahne! du drehst dich nach jedem veränderten Winde.
Zeigst du, im Reiche der Luft, und dein Ministertalent?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 12. Dec.

Vor wenigen Tagen, am ersten December beging unsere Residenz, und mit ihr gewiß das ganze Kaiserreich das traurige Rückerinnerungsfest um ihren hohen Todten, um Alexander den ersten, der ja vor einem Jahr an diesem Tage zu Taganrog verschied. Dieser Tag wird gewiß noch lange von Rußlands Völkern mit tiefem Kummer begangen werden. Schon am Donnerstage wurden die drey hier bestehenden Theater und alle übrigen öffentlichen Lustbarkeiten, die seit dem 7ten September neuen Styls *) ununterbrochen stattgefunden haben, auf eine höhern Ortes ergangene Weisung geschlossen. Sie blieben es bis zum 3ten, an dem die Festesfeyer der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus des ersten einfiel. Am Freitage fand ein feyerliches Todtenamt in der Schloßkapelle des kaiserlichen Winterpallastes statt, dem die erlauchten Glieder der kaiserlichen Familie, die ersten Hof- und Civilchargen beyder Geschlechter, die distinguirtere Generalität, die Minister,

---

*) Am Abende zuvor war die frohe Botschaft von der in Moskau am 3ten glücklich vollzognen Krönungsfeyer Ihrer jezt regierenden kaiserlichen Majestäten hier eingegangen.

die fremden Gesandten und ihre Gemahlinnen, alle wieder in demselben tiefen Trauerkostüme, wie dasselbe in den ersten Monaten nach erfolgtem Todesfall des Kaisers angeordnet war, beywohnten. Ein gleiches Trauerfest ward in der Kasanschen Kathedrale, in allen übrigen Pfarr-, selbst in allen Regimentskirchen der hier kantonnirenden Militär-Korps begangen. Alle waren mit Schaaren Betender gefüllt, die für Alexanders des Gebenedeihten in höhere Weltensphären entflohnen Geist, ewigen Frieden vom Allwaltenden erflehten. — Nicht so leicht hätte sich ein Russe von der Vollziehung dieser lezten heiligen Pflicht für seinen verblichenen Monarchen unter dessen milder, sanfter und menschenliebender Regierung die Russen sich in fünf-und-zwanzig Jahren so glücklich gefühlt, der sie in der europäischen Civilisation so hoch empor gehoben hatte, ausgeschlossen gesehen. Unsere ganze Residenz atomete an diesem Tage den Geist des tiefsten Kummers, den die Natur einigermaßen mitzufühlen schien, denn ein dichter Wolkenflor umzog am Tage den Horizont, der sich am Spätabend in lange Regenschauer mit heftig brausendem Nordwestwinde begleitet, auflösete. Mit diesem Tage hörte die äußere Landestrauer völlig auf, wiewohl die Trauerklänge um Alexanders und Elisabeths Verlust in den Herzen aller dankbar-getreuen Russen noch lange nachhallen werden. Auch unsere deutsch-akademische Zeitung widmete an jenem Tage dem allgemeinen Trauergegenstande eine ernste erhabene Betrachtung, die rühren sollte, dennoch den Leser kalt und ohne Theilnahme ließ, weil das ganze Gemälde nur mit zu künstlich gesuchten Farben aufgetragen, überhaupt nur ein Wortschwall war. Diese Zeitung hat nach dem Tode unsers verewigten Astronomen Schubert, der sie bekanntlich früher dirigirte, viel von ihrem innern scientifischen Werthe verloren.

Erst jezt machen uns die russischen Literaten Hoffnung auf ein Werk, das einigermaßen als eine Regierungsgeschichte dieses Kaisers anzusehen, es dennoch aber im strengen Sinne genommen, nicht ist, da es nur Fragmente aus derselben anzudeuten scheint. Es führt den Titel: Leben, ausgezeichnete Thaten und merkwürdige Redensarten Alexanders des ersten, die seinen festen hohen Geist, seine Milde und Sanftmuth, seinen gütevollen, großmüthigen Charakter, seinen außerordentlich frommen und religiösen Sinn bezeichnen. Es wird auf Subscription in drey Theilen erscheinen. Bekanntlich kam uns Deutschland im lezten Februar mit diesem Bedürfnisse unsrer neuesten Zeitgeschichte schon zuvor. — Wie sehr sich Alexanders milder, menschenfreundlicher Sinn, vorzüglich auf seinen vielen Reisen in die Fremde und in das Innere seines Reichs, oft gegen die Niedrigsten im Volke, die sich ihm stets zutraulich mit ihrem Anliegen nahen durften, aussprach, ist durch so viele Züge, die mündliche zuverlässige Gerüchte verbreitet haben, bekannt geworden. Seine beyden vorlezten Reisen in das Innere, während der Jahre 1823 und 24 waren reich an denselben, doch die inländische Presse bemühte sich nie sie zur allgemeinen Mittheilung zu bringen; nachstehender wird uns erst jezt auf diesem Wege offiziell mitgetheilt. „Kaiser Alexander verweilte auf seiner 1823 bis an die Grenze Sibiriens unternommenen Reise am 20sten September in Bränsk, einer zum Gouvernement Orell gehörigen Kantonsstadt. Von dem Balkon des von ihm bewohnten Hauses die Lage der Stadt und das unten versammelte Volk beschauend, bemerkte er im Gewühl des leztern einen Greis, der durch eine besonders kostbare Kleidung von der übrigen Menge sehr abstach: Guten Tag, Onkelchen,*) rief ihm der Monarch von oben herab. Der Greis höchst bestürzt über diesen unerwarteten Anruf von oben, erwiedert den huldvollen Gruß mit einem tiefen und demuthsvollen Bücklinge. Bald darauf erhält der Obrist Solomka, einer von den gewöhnlichen Reisebegleitern des Verewigten, den Auftrag den Greis zu ihm heraufzubringen. Er erschien, und man las aus seiner Miene, mit der er den Monarchen gleich ehrfurchtsvoll denn froh begrüßte, daß ihm nun sein höchster Wunsch auf Erden gewährt worden sey. Wer und von wo sind Sie, fragte ihn der Kaiser? Einer von Eurer Majestät getreuesten Unterthanen, Wilhelm Breschkow, Bürger aus dem Kanton Meglinsk, im Gouvernement Tschernigow.*) Weßwegen sind Sie hier? — Nur um einmal im Leben das Glück zu haben, die geheiligte Person meines Kaisers zu schauen, nun mir Gott dieses gewährte, will ich Ihn um ein baldiges und seliges Abscheiden von dieser Welt bitten. Gut, erwiederte Alexander, haben Sie aber sonst kein Anliegen an mich? Breschkow hatte ein solches, eröffnete es dem Kaiser treuherzig; es betraf die Wiederanerkennung seiner Familie in die Adelswürde, welche seine Vorfahren früher besaßen, durch widerwärtige Schicksalsfügungen aber verloren, und bey der Erneuerung ihrer Ansprüche darauf vielfältige Bedrückungen hatten erleiden müssen. Zur Betreibung dieser Angelegenheit hielt sich Breschkows Neveu hier in Petersburg auf. Der Kaiser hörte den ganzen Antrag des Alten theilnehmend und gelassen an, sagte ihm darauf: Ich werde Sie gewiß nicht vergessen; schreiben Sie ihrem Neveu, daß er gleich bey meiner Rückkehr in Petersburg sich bey mir melde. — Dem Gespräch nun eine andere Wendung gebend, fragte ihn der Kaiser, wie alt der Rock sey, den er trage? 113 Jahre, Eure Majestät, erwiederte Breschkow. Ihr Urahne, Kaiser Peter der Große schenkte ihn noch meinem Großvater bey Gelegenheit einer ausgezeichneten Kriegsthat, die derselbe unter der Veste Jungfernhof bey Riga vollzog. Er, mein Vater und ich trugen ihn nun an unsern festlichsten Lebenstagen, und heben ihn als unser köstlichstes Kleinod auf, damit er unsern künftigen Geschlechtern noch zum Andenken diene. Das ist brav, sagte der gerührte Monarch. Er nahm nun den Stoff des Kleides in die Hand, und wunderte sich eben so sehr über dessen außerordentliche Festigkeit als sein so hohes Alter. Den betagten Greis (er zählte schon damals 85 Jahre) entlassend, sagte ihm Alexander im Moment des Abschieds mit dem mildevollen Blick eines Schuzengels der Menschheit: Seyn Sie ganz ruhig — und leiden Sie je an etwas wieder Noth, schreiben Sie mir nur gerade zu unter der Adresse: In die eignen Hände des Kaisers Alexander des Ersten, dann kömmt mir ihr Brief unfehlbar zu. — Ich werde Sie nicht vergessen. Kaiser Alexander hielt getreu sein kaiserliches Wort, das er dem einfachen biedern Breschkow gegeben hatte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr in Petersburg ließ er sich durch den Justizminister einen Extrakt aus Breschkows Prozeß vorlegen, las ihn aufmerksam durch, fand seine Ansprüche gerecht, und entschied auf der Stelle den Prozeß zu Breschkows Vortheil. Der gute Greis konnte dieses Ereigniß später nie andern ohne die innigste Rührung mittheilen. Es fesselte ihn mit Leib und Seele so sehr an seinen angebeteten Monarchen, daß er ihn nur wenige Monate überlebte. Alexanders Tod vernehmend, übermannte ihn die Trauer so sehr, daß er in eine Gemüthskrankheit verfiel, von der er nicht mehr erstand.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eine im Russischen sehr übliche Begrüßungsart der Jüngern an das Alter.

*) Er war ein naher Verwandter jenes Hausbesitzers, bey dem der Kaiser für diesen Moment abgestiegen war.

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 5. Januar 1827.

> Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn;
> Noch eh' sich der Minutenzeiger wendet,
> Werd' ich vor meines Richters Throne stehn,
> Doch wiederhol' ich's, meine Beichte ist vollendet.
>
> Schiller.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Beschluß.)

Alle jungen Schriftsteller im Gebiete der Tragödie verdankten Talma sehr vieles. Nicht nur bekämpfte er ihre Schüchternheit, seine lebendige Unterhaltung über dramatische Kunst, seine scharfsinnigen Urtheile wurden oft Veranlassung zu wesentlichen Verbesserungen der Stücke; oft hatte der Autor nichts zu thun als Talma's improvisirten Dialog in Verse zu bringen. Arnault, Ducis, Chénier, Legouvé, Lemercier, Reynouard erkennen Talma's Verdienste um sich an; und erst kürzlich hat der Verfasser von Richard III. anerkannt, wie viel sein Stück ihm verdanke. Vielleicht nur Talma konnte Zuschauern, die immer geneigt sind, das Lächerliche aufzufassen, einen bucklichten König vor Augen bringen, der nur in der linken Hand das eiserne Szepter der Tyranney trägt.

Auch als Schriftsteller verdient Talma Erwähnung. Was Frau von Staël, seine aufrichtige Verehrerin, die den Schmerz ihres Exils doppelt fühlte, weil es sie von Talma entfernte, vorausgesagt und wozu sie ihn aufgefordert hatte, geschah im Jahr 1825. Die Herausgeber der Mémoires dramatiques hatten den glücklichen Gedanken, Talma mit der Herausgabe der Memoiren von Lekain zu beauftragen, und die am schwersten zu befriedigenden Kritiker mußten das ausgezeichnete Verdienst seiner Réflexions sur l'art théatral anerkennen.

* * *

Talma's Krankheit und letzter Willen.

Zu Anfang des Sommers 1826 wurde Talma von einer Krankheit befallen, an der er schon verschiedene Male in seinem Leben gelitten hatte. Es war dieß eine Entzündung der Eingeweide, die in wenigen Monaten eine vollständige Verschließung des nothwendigsten dieser Organe zur Folge haben und eine Katastrophe herbeyführen mußte, welche die ärztliche Kunst nicht lange hinausschieben konnte. Er schien sich indessen nach sechswöchentlichem Leiden wieder zu erholen, er ging wieder aus und seine Freunde feyerten seine Wiedergenesung; er erfuhr, daß Bülletins über sein Befinden in den Zeitungen eingerückt gewesen waren, und daß im Theater, dessen Ruhm er war, sich die Zuschauer jedesmal bey Aufgehen des Vorhangs erkundigt hatten, was sie zu hoffen oder zu fürchten hätten. Bald aber wurde sein Zustand noch beunruhigender als zuvor; er versuchte umsonst die Wirkungen des Landes und der Bäder von Enghien, er mußte nach Paris zurückkehren, um in seinem neugebauten Hôtel rue Tour des-dames zu sterben.

Der Herr Erzbischof von Paris verlangte am 16ten Oktober Talma zu sprechen; er bat dringend um eine Unterhaltung mit dem berühmten Schauspieler und äußerte, er würde, wenn er im Stande wäre, ihn zu Annahme seines Beystandes zu vermögen, diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachten. Die Familie besorgte, dieser unerwartete Besuch möchte auf Talma einen nachtheiligen Eindruck machen. Der Erzbischof versicherte bey seinem Abschiede, er werde Tag und Nacht für die Wünsche

des Kranken bereit seyn. Am 17ten erneuerte der Prälat sein Gesuch in der Hoffnung, zum Bette des Sterbenden zu gelangen, dessen bekannter Wille sich mit diesem Wunsche nicht vertrug. Endlich gab der Hochwürdigste seinen Entschluß zu erkennen, die Nacht in Talma's Hause zuzubringen, um bereit zu seyn, den Sterbenden anzuhören, wenn er den Wunsch äußern sollte, ihn vor sich zu lassen. Nach einigen Berichten hätte Herr von Quélen, beleidigt durch die wiederholten abschlägigen Antworten, Worte hören lassen, welche die Anwesenden in Erstaunen setzen mußten. Nach dem Rufe von Toleranz, den sich Herr v. Quélen während seiner Amtsführung erworben hat, muß sich dieses im Publikum umlaufende Gerücht nothwendig auf falsche Berichte gründen. Wie sollte ein Bischof durch Drohungen haben erreichen wollen, was ihm mit den Waffen der Sanftmuth nicht gelungen war!

Am 19ten Oktober um 11 Uhr 35 Minuten Morgens starb der große Schauspieler ohne Todeskampf. Um acht Uhr hatte er noch von Jouy und Arnault einen Besuch erhalten, aber er wußte, was ihm bevorstand, und man hatte ihn sagen hören: „Keine Priester! ich verlange blos nicht zu bald beerdigt zu werden. Was kann man von mir wollen? mich die Kunst abschwören lassen, der ich meinen Ruhm verdanke, eine Kunst, die ich vergöttere! mich die vierzig schönen Jahre meines Lebens verläugnen lassen! meine Sache von der meiner Kameraden zu trennen, sie ehrlos erklären . . . niemals!“ Er murmelte mit leiser Stimme: „Voltaire, Voltaire, wie Voltaire *)!“

Keine Konvulsion ging seinem lezten Seufzer voran; als er fühlte, daß der Augenblick da sey, raffte er alle seine Kräfte zusammen, suchte in der Nacht, in welche er schon versunken war, die Wesen, die ihn bey seinem Abschiede von der Welt umgaben und streckte die Arme nach ihnen aus als wollte er seine Freunde segnen und ihnen für ihre rührende Sorgfalt danken. Als der Erzbischof von Paris erfuhr, daß Talma den ausdrücklichen Willen geäußert habe, nicht in die Kirche gebracht zu werden, gab er die Bemühungen auf, die ihn sein Eifer mehrere Male hatte wiederholen lassen.

* * *

Ein holländischer Student, mit Namen Talma, schickte im Jahr 1822 dem berühmten Tragiker ein Exemplar der Dissertation zu, die er vertheidigt hatte. Talma antwortete seinem holländischen Namensvetter in folgendem Briefe:

Herrn Aretius Sibrandus Talma in Engevirum in Friesland.

Paris, 15. Juni 1822.

Mein Herr!

Erst vor acht Tagen habe ich die Ehre gehabt, Ihren Brief vom verflossenen Februar, nebst zwey Exemplaren Ihrer Dissertation zu erhalten. Ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit sehr verbunden, und bitte Sie, meines aufrichtigen Dankes versichert zu seyn.

Ob wir Eines Stammes sind, weiß ich nicht und es würde mir schwer fallen, es auszumitteln. Als ich vor bereits mehr als fünfzehn Jahren in Holland war, erfuhr ich, daß es in diesem Lande Familien gebe, die denselben Namen führen wie ich. Der Hauptsitz der meinigen ist an einem Orte, sechs Lieues von Cambrai, im französischen Flandern. Es ist dieß übrigens nicht das erste Mal, daß mein Name zu Erkundigungen über meine Herkunft von Seiten Fremder Anlaß gibt. Vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren war der Sohn des Kaisers von Marocco in Paris, und da er den Namen meines Oheims nennen hörte, erkundigte er sich bey diesem, ob er nicht arabischer Herkunft sey. Seitdem that ein Kaufmann aus einer afrikanischen Seestadt, den ich in meiner Jugend in Paris sprach, dieselbe Frage an mich, und ich konnte dem Kaufmann nicht mehr sagen als mein Oheim dem Sohne Sr. maroccanischen Majestät. Herr Langlès, ein in den orientalischen Sprachen sehr ausgezeichneter Gelehrter und mein Jugendfreund, sagte mir damals, Talma bedeute wirklich im Arabischen unerschrocken, und es sey eine der Benennungen, mit denen diese Völker die verschiedenen Zweige Einer Familie bezeichnen. Sie können leicht denken, mein Herr, daß eine solche Erklärung mich sehr stolz machen mußte, und ich mich fortwährend bemüht habe, dieselbe nicht Lügen zu strafen. Da ich mich aber von jeher den Künsten gewidmet habe, fand ich leider keine Gelegenheit zu beweisen, daß ich gerechten Anspruch auf diesen Namen habe. Kurz, nach allen diesen Angaben vermuthe ich, eine maurische, in Spanien zurückgebliebene Familie könnte das Christenthum angenommen haben, von dort in die Niederlande gekommen seyn, die damals im Besitz der Spanier waren, und von da aus irgend einer Veranlassung sich im französischen Flandern niedergelassen haben.

Andrer Seits aber sagte man mir, unser Name habe im Holländischen eine holländische Endung, und er sey in diesem Lande sehr verbreitet. Diese neue Angabe warf das schöne Gebäude meiner Einbildungskraft völlig über den Haufen und versezte mich mit einem Male aus dem Sande Afrika's wieder auf Hollands Weiden. Da Sie Holländisch sprechen, so können Sie besser als ich entscheiden, ob wir am Ende aus dem Norden oder aus dem Süden stammen, ob unsere Ahnen den Turban oder die Kappe getragen, Mahomet oder den Gott der Christen angerufen haben.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Graf Mouradja, der sich lange im Orient aufgehalten und ein Werk über das Religionssystem der Orientalen geschrieben hat, eine Stelle eines ihrer Schriftsteller anführt, aus der wir er-

*) Es ist bekannt, daß Voltaire kurz vor seinem Tode die Worte aufgeschrieben haben soll: je meurs en adorant Dieu, en aimant mes amis, en ne haïssant mes ennemis, et en détestant la superstition.

sehen, daß der vierte König, oder vielmehr Pharao von Egypten, der, der die Israeliten verjagte, Talma hieß. Dieser König war ein großer Spitzbube, man darf es aber nicht so genau nehmen, wenn man sich eines so glänzenden Stammes rühmen kann. Sie sehen, mein Herr, es gibt keinen deutschen Baron von sechszehn Ahnen, sogar keinen König in den vier Welttheilen, die sich einer so alten und so legitimen Herkunft rühmen könnten. Uebrigens, mein Herr, ziehe ich die Ehre, Verwandter eines ausgezeichneten Gelehrten wie Sie zu heißen, weit der Ehre vor, der Abkömmling eines gekrönten Hauptes zu seyn. Ich hoffe, Sie werden die Güte haben es mir mitzutheilen, wenn Sie wirklich der Meynung sind, unser Name sey eher holländisch als arabisch. In jedem Falle wünsche ich mir von Herzen Glück einen Namen zu führen, dem Sie so große Ehre machen und schmeichle mir, daß einmal ein glückliches Ungefähr mir das Vergnügen verschaffen wird, Sie zu sehen und Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, sey es nun, daß ich nach Holland gehe oder daß Sie nach Paris kommen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Talma.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Sobald Ye-ute in sein Landhaus zurückgekehrt war, öffnete er Herrn Gu's Brief an Herrn Pe und sah zu seiner großen Freude, daß in demselben sein Nebenbuhler nur als Herr Sse ohne Zusatz seines zweyten Namens genannt ward, es ihm also ein Leichtes war, sich als Sse Ye-upe unterzuschieben, und bey seiner dem armen Ye-upe abgefragten Kenntniß der Verhältnisse, die schöne Hongin zu erbeuten. Er legte kostbare Kleider an, bestieg ein schönes Pferd, ließ sich von vielen Dienern begleiten und machte sich nach Pe's Landhaus auf den Weg. Bey seiner Ankunft schickte er ihm nebst dem Brief seines Schwagers eine Visitenkarte und ein Verzeichniß der Geschenke, die er ihm anzubieten gedachte. Sie bestanden in Fächern, Elfenbeinarbeiten, Seidenstoffen und Kästchen (ein Werth von mehr als 700 Franken) *).

Herr Pe hatte den Namen des Herrn Sse als den des schlechten Dichters, der mit seiner Tochter im Versemachen gewetteifert hatte, vergessen und erinnerte sich nur alles Lobes, das jener Student, der Hongin als Gu's vermeynte Tochter ausgeschlagen hatte, als vorzüglicher Schüler genoß. Da er glaubte die Botschaft komme von diesem, lud er den Uebersender der Geschenke zum Besuch ein, sucht sich einige seiner Geschenke aus, ist aber weder mit seinem Aeußern noch seiner Gestalt sehr zufrieden. Herr Sse Ye-ute trug das Gepräge seiner Lebensweise: Korpulenz, blasse Wangen und rothe Nase zur Schau; da Herr Gu's Brief ihn aber als jenen gelehrten Schüler legitimirte, hatte Pe keinen Zweifel über ihn und bedauerte gegen seine Tochter, daß dieses Bewerbers Aeußeres so wenig wie das des Herrn Tschang ihren vorzüglichen Talenten entspräche. Hongin, durch ihrer Zofe Dazwischenkunft auf ihrer Hut, beschwört ihren Vater sich nicht neuem Betrug auszusetzen, und dieser nimmt abermals zu seiner Feuerprobe des Versemachens seine Zuflucht. Doch dieses Mal mit besserem Erfolge. — Er vereinigt den vermeynten Sse Ye-upe mit dem Hofmeister seines Sohnes, Herrn Tschang, und nach der Tafel, wo diese beyden Herren sich gegenseitig nicht trauend, mit spitzen Reden gegen einander zu Felde ziehen, nöthigte er beyde zum Dichten. Dieser Falle hatte sich Herr Ye-ute nicht versehen, und Herr Tschang glaubte, nachdem er oft siegreich auf der Probe bestanden, nicht mehr ihr ausgesezt werden zu sollen. Da er den wahrhaften Sse Ye-upe nicht mehr zum Nothhelfer hatte, gerieth er, so wie sein neuer Mitbuhler, in die peinlichste Noth, ihre Unfähigkeit und somit ihr Betrug, ward unbezweifelt, und nachdem Herr Pe ihre Qual hinlänglich hatte dauern lassen, gab er ihnen beyden, doch ohne sie einer demüthigenden Oeffentlichkeit auszusetzen, ihren Abschied.

Nachdem der wahrhafte Sse Ye-upe seinen betrügerischen Freund Ye-ute verlassen, eilte er von ihm mit allen nöthigen Reisebedürfnissen ausgestattet, die Hauptstadt zu erreichen. Nach einigen Tagreisen brachte er die Nacht in dem Gasthofe eines Städtchens zu; wie sein Knecht am folgenden Morgen bey der Abreise sein Gepäck zusammensucht, findet er zu Häupten des Bettes einen weiß leinenen Sack, mit einigen ansehnlichen Geldpaketen. Nach einiger Berathung mit seinem treuen Knecht findet Ye-upe es durchaus nothwendig, wenigstens einen halben Tag in diesem Gasthof zu verweilen, um abzuwarten, daß der Reisende, welcher ohne Zweifel dieses Geld vergessen, solches aufzusuchen zurückkehre. So peinlich jeder Aufschub für Herrn Sse war, legte ihm die Redlichkeit dieses Opfer auf. Gegen Mittag jagte auch eiligst ein Reiter herbey, welcher sich dem Gastwirth als einen Kurier des Tribunals, und den zu erkennen gab, der das Geld in dem Bett des Gasthofes vergessen hatte, das er nun unter den gefährlichsten Drohungen als Regierungseigenthum zurückforderte. Sobald sich Ye-upe überzeugt hatte, daß die Aussage des Mannes wahrhaft, händigte er ihm seinen Geldsack ein. Die Männer bewunderten seine seltene Redlichkeit, und wollten ihn durchaus bewirthen und vermögen bis zum nächsten Morgen zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Bey dem ersten Besuch muß der Subalterne dem Vornehmern Geschenke darbieten, von denen dieser auf dem dargereichten Verzeichnisse einige Gegenstände zur Annahme aussucht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 12. Dec.

(Beschluß.)

Am 11ten November beging die hier seit 1765 bestehende freye ökonomische Gesellschaft, unter dem Vorsitz ihres mehrjährigen Präsidenten, des in vielfacher Hinsicht auch als Staatsmann so hochberühmten Admirals Mordwinow, ihr 61stes Stiftungsfest. Wenige Wochen vor dem Eintritt dieser Feyer, am 3ten Oktober erfreute sie der Monarch mit einem neuen Beweise seiner huldvollen Gnade, die eine Bestätigung des ihm von ihrem Präsidenten unterlegten Memorials enthielt, wodurch nun mit dem Beginn des nächstfolgenden 1827sten Jahres binnen eines zehnjährigen Termins jedes Gouvernement des großen russischen Kaiserstaats aus den für die Natural-Abgaben der Regierung zu entrichtenden Steuern dieser Gesellschaft jährlich tausend Rubel zuzustellen verpflichtet wird. Diese bedeutende Unterstützung gedenkt die Gesellschaft für ihre Operationen auf die schon so glücklich von ihr begonnene und bereits bedeutend im Reich verbreitete Schutzpockenimpfung zu verwenden. Aus der bey dieser solennen Versammlung von ihrem permanenten Sekretär dem Geheimenrath Dschunkowsky verlesenen Rede heben wir nachstehende Stellen von allgemeinem Interesse hier aus: „In den vielen, von der Gesellschaft schon erschienenen Bänden ihrer Memoiren zeichnet sich jeder Jahrgang durch Vervollkommnungen oder neue Beschreibungen einzelner Zweige des Ackerbaus und andrer landwirthschaftlicher Kenntnisse aus, welche den Wohlstand der öffentlichen und häuslichen Oekonomie befestigt haben. — Die im Jahre 1824 neu organisirten und Allerhöchst sanktionirten Statuten der Gesellschaft separirten sie in besondere Sektionen, bestimmten jeder einen besondern Verein von Mitgliedern, von denen jeder jezt die ihm angewiesenen Geschäftszweige zu verfolgen hat. Durch diese zweckmäßigere Reform kann nun die Gesellschaft bey den mannichfaltigen ihrer Wirksamkeit obliegenden Geschäften, dieselben getrennt, wirksamer verfolgen, und zur schnellern vervollkommneteren Ausführung für's praktische Leben bringen. Im Verlauf dieser kurzen Frist hat sich eine ihrer Hauptsektionen, die für die Gesundheitspflege der Landleute für's allgemeine Wohl auf eine überaus thätige Weise benommen. Vorzüglich verdient hat sie sich um die Verbreitung der Schutzpockenimpfung, die sie nicht nur bereits unter allen Bauern des hiesigen St. Petersburgischen Gouvernements, sondern nach Möglichkeit auch in den meisten innern Provinzen einzuführen suchte, gemacht. Größtentheils hat sie bisher diesen für die Menschenmasse aller Stände Rußlands so wohlthätigen, für die niedern Volksklassen aber unendlich heilsamen Dienst der Menschenliebe, ohne den früher die Pocken-Epidemie jährlich gräßliche, über alle Vorstellung gehende Verheerungen anrichtete, aus eigner Kraftanstrengung zu realisiren gesucht, dessen überaus günstige Erfolge jezt ihre frühern Erwartungen weit übertrifft. Die oben erwähnte, durch die Großmuth des Kaisers ihr nun neugewährte Unterstützungssumme sezt sie in den Stand, neue kräftigere Mittel zu ergreifen, um dieses wohlthätige Schutzmittel, das einer dem Leben der Menschen gefährlichsten Seuchen Schranken sezt, bis an die äußersten Grenzen des Reichs zu verbreiten.

Nächstdem wurde der Versammlung über mehrere, im Laufe des lezten Jahrs von der Gesellschaft in Ausführung gebrachte allgemein nützliche Operationen Bericht erstattet, unter denen nachstehende zu den bemerkenswerthern gehören: 1) Zur größern Verbreitung der ächten spanischen Merinos in Rußland und zur Heilung ihrer Krankheiten hat sie auf ihre Kosten aus Mähren drey geschickte Hirten verschrieben, und etablirt dieselben in den Südgouvernements bey Gutsbesitzern, die solche noch nicht in ihren Diensten, mit der Bedingung, daß sie russische Hirten in ihrer Kunst unterweisen. 2) Um den Wasaschen Roggen, dessen fruchtreicher Ertrag und günstiges Gedeihen in Rußland sich durch vieljährige Erfahrungen bestens bewährt haben, möglichst im Innern des Reichs zu verbreiten, hat sie 200 Säcke desselben zur Verbreitung unter russische Gutsbesitzer in Finnland angekauft. 3) Mit allerhöchstem Consens wird sie künftig denjenigen ihrer Feldscheeren, die sich mit der Pockenimpfung im Innern am thätigsten und geschicktesten auszeichnen, eigene Medaillen zur Tragung im Knopfloche verleihen. Auf dieser Medaille sieht man eine weibliche Figur dargestellt, die einen Haufen Kinder mit dem Mantel der mütterlichen Liebe schüzt. 4) Sie hatte eine zum Druck bestimmte Uebersetzung eines Werks über die Pferderennen veranstaltet, das den Präsidenten der königlich Bayerschen ökonomischen Gesellschaft, Staatsrath von Hazzi, zum Verfasser hat. 5) Sie hat sich aus Frankreich das Modell einer neuerfundnen Maschine zum Schlagen des Hanfs und Flachses kommen lassen. Da beyde Naturerzeugnisse ein so wichtiger Industrie- und Handelsartikel in Rußland sind, so werden nun auf besondern Betrieb der Gesellschaft mehrere Exemplare nach jenem Modell der Maschine in natürlicher Größe hier angefertigt, und zur Prüfung in diejenigen innern Provinzen versandt, die reich in Erzeugung dieser beyden Produkte sind, und mit ihnen einen bedeutenden Handel treiben. Die Ausführung gleicher Resultate beabsichtigt die Gesellschaft auch nächstens mit einer Maschine zur Vervollkommnung des Weinbaus für unsre Südprovinzen. Die Beschreibung und Zeichnung derselben ward der Versammlung am 11ten November vorgezeigt. 6) Der Versitzer der fünften Sektion, der wirkliche Staatsrath Hofynsky, gab der Versammlung in seinem, an diesem Tage verlesenen Bericht, Nachricht von allen Thatumständen, die zum Behuf der Schutzpockenimpfung im vergangenen Jahr nur allein im hiesigen Gouvernement geschehen waren. Aus ihnen ging hervor, daß durch vier, auf Kosten der Gesellschaft ausgelernte Feldscheerer an 10648 Kindern die Schutzpocken waren eingeimpft worden, und 317 Personen verschiedenen Standes in dieser Kunst Unterweisung erhalten hatten. Jezt ist also durch jene Inoculatoren die Pockenimpfung unter allen Landleuten des hiesigen Gouvernements für immer gesichert. Wenige Wochen vor dem Eintritt gedachten Stiftungsfestes hatte Hr. von Holynsky alle Kantone des Gouvernements bereist, um sich selbst von der Wahrheit des hier Dargethanen zu überzeugen. Um die Schutzpockenimpfung auch in andern Gouvernements des Innern möglichst zu verbreiten, hatte die Gesellschaft an ihre verschiedenen Impfungs-Komités eine baare Geldsumme von 13500 Rubeln, nächstdem zur unentgeldlichen Vertheilung: 9274 Gläser mit Lymphe, 56100 ohne Lymphe, 201113 Etuis mit Lanzetten und Nadeln, und 94418 Exemplare der ausführlichen sowohl als der kurzen Instruktion versandt. — Am Schlusse dieser Jahrsversammlung beschloß die Gesellschaft einmüthig ihrem Mitgliede, dem Leibmedikus des kaiserlichen Hofs, Staatsrath von Kühlewein, der derselben bey Verbreitung der Schutzpockenimpfung mit menschenliebendem Eifer die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte, eine goldne Medaille von 30 Dukaten an Werth darzubringen.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Januar 1827.

Oft hat aus Bränden, welche längst verglühet,
Ein Flämmchen unversehens sich geschwungen,
Oft ist noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aesten, die sonst völlig abgeblühet.

Uhland.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

5.

Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen. *)

Im Kessel zu Bodmann, da steh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,
Herr Karol ihn pflanzt' auf dem Felsengestein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freyer Schwabe jezt erntet's mit Dank,
Er sperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge schaut,
Das Dunkel der alten Geschichten ihm graut,
Und wie der Wein an die Lippe mir schwillt,
Die Sage hervor schon, die sprudelnde, quillt:

Sie saßen zu Bodmann beym fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Rosen und Schnee,
Das edelste, schönste Geschlecht am See.

Viel Gäste, beglänzet vom Sonnenschein,
Sie tranken und sangen beym Königswein,
So wie ich heut trink' und heut singe mein Lied;
Der Abend von festlicher Lust sie nicht schied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des stürmischen See's verstohlenem Kind,
Die Wolken sammeln sich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schlosse nicht aus.

Die Gäste sie tanzen Thür' aus und Thür' ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reihn,
Es sprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze die spähen mit bleichem Strahl.

Und in der Schalmey und der Flöte Gesang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauschet im Saale das Spiel und der Witz,
Da schlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölben den nächtigen Saal,
Ersticken die Gäste, verzehren das Mahl,
O Wasser und Himmel, wie glänzt ihr so hell,
O herrlich Geschlecht, wie vergehst du so schnell!

Der Vater, die Mutter, sie liegen schon;
Ach, bringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da bringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie hat es enthoben der Wiege geschwind,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

*) Dieser Kessel wird noch zu Bodmann gezeigt; der Fremde muß hineinstehen und einen Becher edeln Weins leeren, den der Gutsherr aus einem, von Kaiser Karl dem Dicken zuerst angepflanzten, Weinberge gewinnt, und daher Königswein nennt.

Sie stößt einen Kessel durch Glut und Flamm',
Im Schloß ist verlodert der edle Stamm,
Da schließt sie besonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das lezte, und schleudert's hinaus.

Es rollet der Kessel den Berg hinab,
O Kind, ist's dein Wieglein, ist's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt ihm mit Mutterblick,
Und sinkt in die Flammen des Hauses zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war,
Da baute stolz über Schutt und Graus
Der lezte Bodmann sein steinernes Haus.

Der lezte Bodmann der erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel so hold,
Die Flamm' hat im Kessel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beym fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie sitzen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Kessel, daraus ist erblühet das Haus,
Im Kessel soll er ihn trinken aus,
Er soll der versunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bey jedem Zug.

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich spüre die Glut,
Es drehet der Kessel, der eherne, sich,
Wald, Himmel und Wasser umtaumeln mich.

Doch heißet im Kopf mich der Königswein,
Getrost bey dem Wunder, dem seltsamen, seyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Kessel steht stille, mein Auge wird klar.

Es schauet die Burg und den See und das Land:
Gott hüte Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja senden hinein,
So seyen es Ströme von Königswein!

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Ye-upe sezte aber, unerachtet der Warnungen des Wirthes über die Unsicherheit des Weges, seine Reise fort. Kaum hatte er einige Stunden zurückgelegt, als ihn ein heftiges Ungewitter befiel; vergebens suchten seine Blicke ein Unterkommen, keine Menschenwohnung war in der Nähe, und ehe er sich's versah, stürzte ein Räuber aus dem Gebüsch, schlug ihn mit seinem Prügel über den Kopf, ließ ihn gänzlich ausgeplündert auf dem Wege liegen und eilte, sich auf sein Pferd schwingend, davon. So fand ihn sein Knecht, wie er nach einer Weile zu ihm stieß. Zum Glück war Ye-upe von dem erhaltenen Schlage nur eine kleine Weile betäubt, aber beraubt und unberitten blieb ihm kein Mittel, seine Reise fortzusetzen, übrig; er eilte daher, in jenes Städtchen, wo er die Nacht zugebracht hatte, zurückzukehren, um dort auf Mittel zu seinem weitern Fortkommen zu sinnen.

Der Wirth bezeugte ihm sein Beyleid und ein gegenwärtiger Einwohner des Ortes eröffnete ihm unerwartet die Aussicht eines Geldverdienstes. Er sagte ihm: daß ein Herr Li die Geschenke bereite, welche er der neuen Gouverneurin der Provinz darzubringen gedenke. Unter ihnen befinde sich ein Schirm, auf den er, nebst andern Verzierungen auch vier Gedichte zu schreiben wünsche, aber bisher Niemand gefunden habe, der sie ihm hätte fertigen können. Ye-upe war zu diesem Geschäft erbötig, Herr Li empfing ihn recht gut; nach den nöthigen Eingangsceremonien sezte sich Herr Se vor ein Gartenhaus an einen Stein nieder und fertigte in Blitzesschnelle die verlangten Gedichte. Während dieser, für ihn spielend leichten Arbeit glaubte er, an ein benachbartes Fenster hinaufblickend, hinter den Schallern ein hübsches Mädchenantlitz zu erblicken; nicht weiter darauf achtend, bemühte er sich, Herrn Li's Beyfall über seine höchst gelungenen Verse mit der dringenden Bitte, ihn weiter reisen zu lassen, abzukürzen; allein das war nicht seines Gastfreundes Absicht. Herr Li war ein gemeiner Mensch, dem Gönner zu einem so ansehnlichen Amte verholfen, der nun bey dem Bewußtseyn seines Unvermögens sehr froh war, einen so vorzüglichen Gelehrten als Gast zu besitzen. Ye-upe war nicht in der Lage, seine dringenden Einladungen, diesen Tag bey ihm zu verweilen, ablehnen zu können; sehr unwillig sah er sich bis zum folgenden Morgen aufgehalten, wo er bey einem Spaziergange, den er in Abwesenheit seines Gastfreundes im Garten machte, durch eine offene Thür in einen benachbarten Garten trat; hier begegnete er einem höchst anmuthigen Knaben von sechszehn bis siebzehn Jahren, der ihm mit den schmeichelhaftesten Aeußerungen über sein poetisches Talent entgegen kam. Es fand sich, daß er Mengli heiße, der Sohn eines Herrn Lo sey, und von dem Fenster seiner Schwester aus Zeuge von der an Wunder gränzenden Fertigkeit gewesen war, mit welcher Ye-upe Verse gemacht hatte. Der Anblick des reizenden Knaben hatte des Dichters Herz gewonnen, es entstand bald ein Verhältniß schwärmerischer Freundschaft zwischen ihnen, der zufolge der Jüngling in einer zweyten Unterredung Ye-upe seine Schwester zur Gattin antrug. Ye-upe, durch des Bruders Beschreibung ihrer Vollkommenheiten und der Zuversicht, daß sie diesem ähnlich sehe, entbrannt, fand sich bey seinem Verhältniß zu Fräulein Pe jezt in der größten Verlegenheit. Er entdeckte seinem jungen Freund aufrichtig die Seltsamkeit seiner Lage; dieser sah darin gar kein Hinderniß, seiner Schwester Glück zu begründen

und sich selbst ein stetes Beysammenleben mit einem so geliebten Freunde zuzusichern. Mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß ein gebildetes Mädchen, wie seine Schwester, doch wohl unmöglich eifersüchtig seyn könne, traf er mit Ye-upe die bestimmte Verabredung, daß dieser sogleich nach der Hauptstadt abreisen solle, um Herrn Gu's Vorsprache bey Herrn Pe zu gewinnen, dann seine Studien fortsetzen, um neue gelehrte Würden zu erlangen und wenn er endlich Fräulein Pe als Gattin heimgeführt habe, solle er hieher zurückkehren und Fräulein Lo zur zweyten Gattin begehren. Die Geisteslebendigkeit, gesunde Urtheilskraft und Entschlossenheit, mit welcher dieser zarte Jüngling seinen Freund zu diesen Entschlüssen vermochte, ist höchst anziehend, und die Art, wie er Ye-upe, um ihn ohne Herrn Li's Beyhülfe zur schnellen Fortsetzung seiner Reise in Stand zu setzen, eine ansehnliche Summe Geldes und zwey goldene Armbänder seiner Schwester aufdringt, trägt den Charakter einer höchst anziehenden Erscheinung. Diese Armbänder sollen ihm, sagt der anmuthige Knabe, als Nothpfennig dienen, und brauche er sie nicht, so solle er sie einst seiner Schwester zurückgeben. Ye-upe läßt sich ganz von seinem bezaubernden jungen Freund leiten, er nimmt das Darlehen und eilt mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft seine Reise in die Hauptstadt fortzusetzen.

Nach einigen weitern Tagreisen, die nicht sehr groß seyn konnten, da der Knecht den reitenden Herrn immer zu Fuß begleitete, traf er unversehends auf eine Abtheilung kaiserlicher Truppen, und erfuhr auf seine Erkundigung, daß sie zum Empfang des neuen Gouverneurs der Provinz hier aufgestellt sey. Wirklich erfolgte in diesem Augenblick seine Ankunft; ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn, und unter den Unterbedienten seines Hauses trat einer aus seiner Reihe, um Ye-upe auf das freudigste zu begrüßen. Es war kein anderer als der Kourier, der durch Ye-upe's Redlichkeit das ihm anvertraute Geld zurückerhalten hatte. Ye-upe erfuhr von ihm, daß der vorübergeeilte Gouverneur niemand anders als sein Oheim, der ehemalige Generalintendant sey, der, jezt zum Gouverneur ernannt, sich auf seinen Posten begebe. Ganz unverhofft hatte Ye-upe nun seinen Oheim gefunden, ward sehr gütig von ihm aufgenommen und sogleich in alle Rechte seines Adoptivsohnes eingesezt.

Wie sich der Gouverneur nach den Verhältnissen seines neuen Sohnes erkundigte, theilte ihm Ese unverholen alle seine Begebenheiten, Sorgen und Hoffnungen mit. Der Oheim freute sich sehr über die Aussicht, seinen Sohn mit der Tochter seines alten Freundes Pe verheirathet zu sehen, bemerkte ihm aber, daß Herr Pe gewiß nur einem mit drey obern Würden bekleideten Mann dieses Kleinod würde zugestehen wollen, daß er deßhalb seine Studien auf's eifrigste fortsetzen müsse. Dieser Rath stimmte mit der Ansicht seines liebenswürdigen Freundes Mengli so gut überein, daß er sich unter seinem neuen Namen als des Gouverneurs Sohn zu dem Konkurs der Hauptstadt statt der von Nanking meldete, und von den Wohlthaten und dem Ansehen seines Oheims begünstigt, dahin abreiste. In dem ersten Examen erlangte Ye-upe die zweyte Stelle und in dem zweyten des darauf folgenden Frühlings ward sein Verdienst durch die Doktorwürde gelohnt und das Amt eines Tribunalrichters einer Provinz ihm ertheilt. Nun sah er sich in der Lage, bey Herrn Pe mit der Wahrscheinlichkeit des besten Erfolgs um seine Tochter zu' werben.

Mit dem Beyfall seines Oheims und Herrn Gu's, dem er in der Hauptstadt aufgewartet hatte, versehen, reiste er an den Ort seiner Bestimmung; er nahm seinen Weg durch die Provinz, wo sein Geburtsort und Herrn Pe's Landgut lag, doch lag ihm daran seinen Freund Mengli noch zu sehen, deßhalb ging er über Tsiu, wo er ihn im verflossenen Sommer gefunden hatte. Leider wurde seine Hoffnung betrogen, er fand das Haus, welches der Jüngling damals bewohnte, verschlossen und versiegelt, und hörte von seinem damaligen Gastfreund Li, daß die sämmtliche Familie Lo auf einer Pilgrimschaft nach einem weit entlegenen Heiligthum begriffen sey. Tief gebeugt von dieser Fehlschlagung, sezte Ye-upe seine Reise nach Kinhi, dem Wohnort des Herrn Pe fort; allein auch hier war der Augenblick seinen Wünschen gänzlich ungünstig. Herr Pe war an dem See des Occidents, eine Gegend, wo man sich, wie an unsern Badeorten, zum Vergnügen versammelte, gereist, und die Sitte machte es Ye-upe unmöglich, in Abwesenheit des Familienhauptes dessen Haus zu betreten.

Diese Reise hatte Herr Pe zu seiner Erheiterung unternommen. Er war in diesem lezten Jahr von einer schweren Krankheit heimgesucht gewesen, und die Schwierigkeiten die er in der Wahl eines Schwiegersohnes fand, gingen ihm sehr zu Herzen. Nur die Nothwendigkeit, seine geliebte Hongiu allein zu lassen, stand seiner Reise im Wege, als er eines Tages von dem Besuch seiner Schwester Lo überrascht ward. Sehr erfreut, nach langer Trennung diese Schwester wieder zu sehen, erfuhr er auf seine Nachfrage, daß sie Wittwe geworden sey, und unter dem Vorwande einer Pilgerschaft mit ihrer siebzehnjährigen Tochter Mengli und einem noch im Kindesalter stehenden Sohn ihren Wohnort Tsiun verlassen habe, um der Verfolgung eines alten Feindes ihres verstorbenen Mannes, aus dem Wege zu gehen, der auf ein Jahr Unterpräfekt der Provinz geworden sey, und sie sey gekommen, um während dieser Zeit bey ihrem Bruder eine Zuflucht zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov.

An Engländern ist in Paris ein beständiger Zufluß; sie haben ihre eigenen Hotels, Restaurants, Zeitungen, Lesekabinette, Buchhändler, Pferdehändler, Apotheker, Waarenlager, und sogar ist die Rede davon, auch ein kleines englisches Theater anzulegen. Schon seit mehreren Jahren wird für sie englischer Gottesdienst gehalten, und vor nicht gar langer Zeit war ein Bischof aus England gekommen, um englischen Kindern die Konfirmation zu ertheilen. Nach und nach sieht man die meisten merkwürdigen Männer Englands in Paris erscheinen. So sahen wir in der lezten Zeit den Major Denham, der mit Clapperton die gefahrvolle und wichtige Reise in's Innere Afrika's unternommen hat, der sich wie ein Petit maitre in den Pariser Salons darstellte wider die allgemeine Erwartung, die an einem solchen Reisenden vielmehr einen rauhen Seemann zu finden geglaubt hatte; dann den jezt das ganze englische Ministerium leitenden Canning, mit der schlauen Miene eines pfiffigen Staatsmannes und dem einfachen Betragen eines gewöhnlichen Bürgers. Das Corps diplomatique hatte ihn fast durch lauter Gastmahle zu Grunde gerichtet, und wäre ihm mit Hülfe der französischen Köche überlegen gewesen; allein er wußte durch diese Gefahren glücklich hindurchzusteuern, und brachte seine Zeit noch mit etwas besserem zu als mit Essen und Trinken. Vergebens betheuerten die englischen Ministerialblätter, er sey nur so zum Zeitvertreibe nach Paris gegangen; dieß ließ sich Niemand in Paris weiß machen, und man bemerkte nur zu wohl, daß er wichtige Sachen im Schilde führte, obschon er alle Vergnügen mitnahm, die ihm in Menge dargeboten wurden. Indessen mag er am Ende doch wohl nicht weiter gekommen seyn, als ob bloße Zerstreuung der Zweck seiner Reise gewesen wäre; denn seine Ansichten und Wünsche der Jesuitenparthey begreiflich und annehmlich zu machen, war eben so unmöglich, als ob er Mohren hätte waschen wollen. Was kümmert die Jesuiten oder vielmehr die Obskuranten Staatswohl, Humanität, Industrie und Handel? Ihr einziges Streben geht nur auf Wiederherstellung der Finsterniß und Geistesklaverey; zur Erreichung dieses Zweckes soll alles aufgeopfert werden. Was Canning also auch während seines Hierseyns Gutes und Nützliches mag vorbereitet haben, ist seitdem wenig Früchte getragen, es sey denn seine Vermittlung zu Gunsten der Griechen, die, wie es scheint, hier angenommen ist, und von welcher sich hoffentlich bald gute Wirkungen zeigen werden, denn das muß man den verschiedenen Partheyen in Frankreich nachsagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen, alle zu Gunsten der Griechen gestimmt sind; dieß beweisen ja hinlänglich die vielen milden Beyträge, die zum Besten der morgenländischen Christen veranstalteten Konzerte, Kunstausstellungen u. s. w., die vielen Schriften, die zur allgemeinen Theilnahme aufforderten, der Zutritt von Männern verschiedener politischer Sekten zum Komité, das so thätig und so rühmlich für die griechische Nation wirkt. Nur hier und da läßt sich zuweilen in einer Ultrazeitung eine feindselige Türkenstimme hören; allein diese Dissonanz vermag nicht die allgemeine Stimme, die sich zu Gunsten des bedrängten und bedauernswürdigen Volkes erhoben hat, zu übertönen. Man mag in Frankreich allerdings wünschen mit Egypten in gutem Einverständnisse zu leben, und Handelsverbindungen mit dem Gebieter dieses Landes anzuknüpfen; deßhalb verabscheut man aber nicht minder die Verheerungen und das viele Elend, das ein egyptisches Heer über das von Allem entblößte Griechenland verbreitet. Man sieht es nicht ungern, und die Humanität muß sich sogar darüber freuen, daß eine Menge egyptischer Jünglinge jezt in Paris erzogen werden; aber man verwendet sich deßhalb nicht minder wohlthätig zum Besten der Griechenkinder, welche dem Pariser Komité anvertraut worden sind. Eine Marseiller Zeitschrift, l'Ami du Bien, von Tholozan redigirt, gibt Nachricht von der Thätigkeit eines andern Komité, das zu Marseille selbst seinen Siz hat, und mit weit geringern Mitteln als das Pariser, doch sein möglichstes thut, um der Griechen Elend zu lindern, und die allgemeine Wohlthätigkeit anzufachen oder zu unterhalten. Marseille kann nicht vergessen, heißt es in dieser Zeitschrift, daß seine Stifter Griechen waren; ihm steht es mehr zu als irgend einer andern Stadt Frankreichs, ihnen zu Hülfe zu eilen. Die Zeitschrift beschreibt den edeln Eifer, der die Ankömmlinge beseelt, die den Vorsaz gefaßt haben für die Griechen zu kämpfen; anfangs kamen, wie es scheint, viele Jünglinge nach Marseille, die blos deßhalb nach Griechenland gingen, weil sie hofften dort ihr Glück zu machen. Jezt aber, da man weiß, daß das arme Griechenland weit entfernt davon ist seine Freunde und Anhänger belohnen zu können, und sich selbst in dem hülflosesten Zustande befindet, begeben sich nur solche Jünglinge nach Griechenland, die von einer großmüthigen Menschenliebe beseelt sind, und Gemächlichkeit, Ruhe, ja sogar vortheilhafte Aussichten aufopfern, blos um sich der Griechensache ganz und gar zu ergeben. Einige sind freylich nicht in den besten Glücksumständen, und sprechen das Marseiller Komité um Hülfe an; dieses kann nicht allen beystehen; dennoch hält ihre mißliche Lage sie nicht ab, wie l'Ami du Bien versichert, sich einzuschiffen; einige haben sich sogar durch die dringendsten Bitten ihrer Landsleute, ihrer Aerzte u. a. nicht abhalten lassen zum Kampfe abzusegeln. So viel vermag die geläuterte Menschenliebe! Jedoch es ist Zeit wieder auf die Engländer in Paris zurückzukommen. Walter Scott war dann auch unter den berühmten Männern Englands, die in der lezten Zeit Paris besuchten; die englischen Zeitungen haben versichert, er sey nach Paris gereist, blos um Materialien zu seiner Geschichte Napoleons zu sammeln. Dazu wäre es freylich ziemlich spät gewesen, denn dieselben Zeitungen haben zu gleicher Zeit gemeldet, die ersten Bände des historischen Werkes des berühmten Schottländers würden Anfangs Decembers schon erscheinen. Vielleicht war es Walter Scott nur darum zu thun, die ehemalige Residenz des Helden seiner Geschichte etwas näher kennen zu lernen, oder um mit Pariser Buchhändlern einen Vergleich wegen der Herausgabe seines Werkes zu treffen, wie denn auch wirklich sogleich nach seiner Anwesenheit von Pariser Buchhandlungen angekündigt worden ist, eine französische Ausgabe werde an eben demselben Tage erscheinen, als die Originalausgabe in London und Edinburg.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 312.

Das Alter.

Charade.

Drey Sylben.

Die erste, sonnenhaft von der Natur gestellt,
Sie zeigt die Sonne dir, sie spiegelt dir die Welt.
Zwey Andre zieren schön den Baum als eine Krone;
Und ward Verderben auch und langer Fluch zum Lohne,
Dort einem Volk, hier gar dem menschlichen Geschlecht
Durch dieses Sylbenpaar; das Ganze schlicht und recht
Behalten in der ersten Sylbe Hut
Bleibt doch ein theures Gottesgut.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Januar 1827.

Geliebter! ja dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum ersten Mal dich sahe.
Als ich dich sah' und du mich nicht kanntest.

Klopstock.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Herr Ye war in jeder Rücksicht über den Besuch erfreut, zuvörderst, weil er nun seine Reise unbesorgt antreten konnte, da er seine Tochter in einer so angenehmen Gesellschaft zurückließ. Hongiu und Mengli, die in Schönheit und Anmuth miteinander wetteifern konnten, gefielen sich gegenseitig; wie aber Frau Lo unter andern Vollkommenheiten ihrer Tochter auch ihr Talent zur Dichtkunst rühmte, forderte Herr Ye die beyden Kousinen zu einem Wettstreit auf. Obgleich Herr Ye Mengli's Anmuth Gerechtigkeit wiederfahren ließ, hielt er sie doch nicht für fähig, mit Hongiu wetteifern zu können; er suchte ihr demzufolge die Aufgabe, die er ihr gab, auf's gefälligste zu erleichtern. — Doch wie erstaunte er, als sie mit spielender Leichtigkeit ein Gedicht aufschrieb, das alle Bedingungen der Kunst erfüllend zugleich die blühendste Phantasie verrieth. Seine Freude, in seiner Familie zwey solche Wunder der Gelehrsamkeit zu besitzen, war ungemein groß. Völlig über die Lage seiner Tochter beruhigt, machte er sich zum westlichen See auf den Weg.

Hongiu und Mengli wurden bald durch die innigste Freundschaft verknüpft, und da diese nur auf völligem Vertrauen beruht, waren sie in kurzer Zeit über ihre gegenseitige Verhältnisse verständigt. Mengli war niemand anders als jener reizende Jüngling, der in Tsin bey Herr Sse Ye-upe für seine Schwester geworden hatte. Als eine vaterlose Waise und ohne sich der Vorsorge eines männlichen Verwandten zu erfreuen, sah sie keinen Weg vor sich, einen Gatten zu finden. Bey dem Anblick von Herrn Ye-upe, dessen bewundernswürdiges Talent zu dichten sie aus ihrem Fenster in Herrn Li's Garten beobachtet hatte, legte sie männliche Kleider an, und sich für einen Knaben ausgebend, machte sie seine Bekanntschaft. Um ihr gegenseitiges Glück zu befördern und sicherzustellen, hatte sie, da ihres Geliebten günstige Schicksalsveränderung durch die Adoption des Herrn Sse, so wie das, seitdem erfolgte ehrenvolle Gelingen in dem Examen der Hauptstadt durch Herrn Li bekannt gemacht worden, ihre Mutter unter dem Vorwande der Feindschaft des Unterpräfekts bewogen, sich zu ihrem Bruder, Herrn Ye, zu begeben, um mit ihrer Kousine Hongiu ihre Zukunft zu verabreden. Hongiu war von allen diesen Nachrichten entzückt. Die Ehrengrade, welche Ye-upe erhalten hatte, waren ihr unbekannt geblieben, weil er in den öffentlich bekannt gemachten Listen unter seinem neuen Namen als des Gouverneurs Sohn eingezeichnet war. Auch diese Adoption hatte sie nie erfahren und deßwegen Ye-upe's Treue fast bezweifelt. Nun erfuhr sie von ihrer reizenden Kousine, wie sehr er ihr ergeben sey, so daß er ihr, bey Mengli's verführerischen Anerbietungen, dennoch den Platz seiner ersten Gemahlin vorbehalten hatte. Täglich sahen sie nun der Ankunft des bewunderten und gefeyerten Mannes und mit ihm einem langen glücklichen Leben in der innigsten Vereinigung entgegen.

Herr Ye, welcher den Ceremonien und Besuchen ausweichen wollte, zu denen ihn sein Rang auf seiner Reise zum See aussetzen würde, legte ein einfaches Kleid an, gab sich für den Bürger Hoangfu aus und brachte seine Zeit an den Ufern des See's des Occidents und in der Grotte Gu's in angenehmer Einsamkeit zu. Ye-uye war indessen an seinen Geburtsort gereist, hatte dort auf den Gräbern seiner Vorfahren geopfert und alsdann sein Amt als Tribunalrichter angetreten. Er versah es mit eben so viel Thätigkeit als Ruhm; leider fand es sich aber, daß dieses Tribunal in eben der Provinz lag, von welcher Yang Gouverneur war. Er mußte ihm die Aufwartung machen, und dieser Yang ersah ihn sich sogleich zum Manne seiner einzigen Tochter. Da sich Herr Tschang, der Baccalaur, welcher früher den armen Ese Ye-uye um sein schönes Gedicht an die Frühlingsweide und eine Menge anderer betrogen, seines Examens wegen an dem gleichen Ort befand und ihm oftmals aufgewartet hatte, ersah er ihn zum Unterhändler. Tschang übersah sogleich den Vortheil, den er aus diesem Auftrag ziehen könnte: wenn Ye-uye Yang's Tochter heirathete, konnte die schöne Hongiu noch immer die Seinige werden; er eilte deßhalb, sich seines Auftrags bey Ese zu entledigen, und als dieser ihn aus der Ursache ablehnte, daß sein Adoptivvater Ese und der Freund Herrn Ye's, Gu, schon um Hongiu für ihn geworben habe, machte er ihn glauben, dieses Fräulein Hongiu sey im Laufe des vorigen Winters gestorben, und es stehe einer neuen Verbindung nichts mehr im Wege. Ese ist über seiner Geliebten Tod sehr betrübt, beharrt aber um so mehr auf seiner Weigerung, da er nun gar nicht mehr zu heirathen gedenkt. Yang ist über diese abschlägige Antwort so beleidigt, daß er aus Rache Ese sein Amt so viel möglich erschwert. Diese Verfolgung und seine große Betrübniß verleiden ihm alle Ehren und Würden solchergestalt, daß er die Entlassung von seinem Richteramt eingibt und sich in die Einsamkeit begraben will. Sobald er seine Geschäfte geordnet hat, reist er unter dem angenommenen Namen Le-iu von Nanking ab. Unterwegs trifft er den Wahrsager, der bey seiner Reise des vorigen Jahres den Mann, der ihm seine Peitsche abforderte, kraft seiner Prophezeihung zum Wiederfinden seiner Frau geholfen hatte. Plötzlich fällt es ihm ein, sich von ihm wahrsagen zu lassen. Der Prophet bedient sich der einfachsten Mittel: der verschiedenen Zusammenfügung von ganzen und gebrochenen Linien — um ihm eine Zukunft zu weissagen, die zu Ese's unendlichem Erstaunen sich zu seinen Verhältnissen und Wünschen vollkommen paßt. Zuvörderst weist er ihn an, sich an den See des Occidents zu begeben, wo sein gutes Glück seinen Anfang nehmen soll. Ye-uye kann zwar nicht begreifen, wie er der Prophezeihung zufolge mit Hongiu, welche gestorben ist, und der Schwester Mengli's, von der er jede Spur verloren hat, verheirathet werden soll; denn zwey zärtlich verschwisterte Schönen versprach ihm das Orakel zu Frauen, und so viel er wußte, war Hongiu und die Schwester seines Freundes Mengli gar nicht miteinander bekannt — allein er macht sich, nachdem er den Propheten mit einer halben Unze Silber (drey Franks) belohnt hat, nach der Grotte des Kaisers Gu am See des Occidents auf den Weg.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über Talma.

Von G. L. P. Sievers.

Die Pariser französische Zeitung, die Etoile, hat vor einigen Wochen eine biographische Skizze von Talma geliefert, welche, wie sie versichert, im doppelten Sinne, aus dessen eigner Feder geflossen seyn soll. Andere Pariser Blätter haben dieses Vorgeben bezweifelt. Ich bin im Stande, über die Entstehung einer ähnlichen Notiz, welche wirklich von Talma herrührt und schon vor eilf Jahren von ihm abgefaßt worden ist, Aufschluß zu geben, ob es mir gleich nicht möglich ist, buchstäblich nachzuweisen, in wiefern das von der Etoile benutzte Manuscript mit jener übereinstimmen dürfte oder nicht. Wenn ich bey dieser Gelegenheit dem deutschen Publikum einige Nachrichten über die Person und die Kunst des berühmten Schauspielers, von dem hier die Rede ist, mittheile, so glaube ich damit um so weniger eine uninteressante Arbeit zu übernehmen, als Talma nicht allein eine europäische, ja kosmopolitische Berühmtheit genossen und als Pariser Schauspieler von den ausgezeichnetsten Individuen aller Nationen, welche sich dort Jahr aus Jahr ein zu versammeln pflegen, gesehen zu werden, Gelegenheit gehabt, sondern auch durch seine zweymalige Anwesenheit in Deutschland, in Erfurt und Dresden, einen Theil des dortigen Publikums in den Stand gesezt hat, ihn kennen und beurtheilen zu lernen.

Es mochte etwa im August oder September des Jahres 1815 seyn, als ich von dem bekannten dramatischen und Romanschriftsteller, Picard, der damals noch Direktor der großen Oper war, bey Talma eingeführt ward. Er benahm sich anfangs mit einiger Förmlichkeit; diese aber schwand schon nach der ersten Viertelstunde und machte einer solchen offnen Hingebung Platz, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Es geziemt mir nicht, zu entscheiden, ob die Theilnahme, welche er mir bewies, eine Folge meiner mehr oder mindern Kenntniß der französischen dramatischen und Schauspielkunst war, oder ob ihn der Umstand anzog, daß er mit mir über Obersachsen und über die dortigen Schriftsteller, deren vornehmste ihm persönlich bekannt geworden waren, sprechen konnte. Unser

freundschaftliches Verhältniß dauerte ein halbes Jahr, während welcher Zeit ich ihn wöchentlich ein-, oft sogar zweymal, theils bey mir, theils in seiner Wohnung sah, bis eine Störung dazwischen trat, von welcher ich weiter unten umständlicher reden werde.

Ende des Jahres 1815 ward ich vom nun verstorbenen Herausgeber der Zeitgenossen eingeladen, zum Behuf dieser eine Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler zu schreiben. Um dem Kunsturtheile über die Mitglieder des Théâtre français auch eine oder die andere authentische biographische Notiz beyzufügen, wandte ich mich an einige derselben, welche bey Talma aus- und eingingen, und an Talma persönlich, und bat sie, Behufs des besagten Zweckes, den ich ihnen auseinander sezte, mir die nöthigen Mittheilungen zu machen. Von den männlichen Schauspielern war Talma der einzige, welcher meinem Begehren willfahrte und mir nach einigen Wochen eine von seiner eigenen Hand geschriebene biographische Skizze übergab, in welcher, außer einigen seiner frühern Lebensumstände, auch Züge zu einer psychologisch-philosophischen Geschichte seines Künstlerwerdens enthalten waren. Ich übersezte leztere wörtlich und fügte sie dem Artikel über Talma, welcher, gleich der übrigen besagten Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler im sechsten Hefte der Zeitgenossen abgedruckt ist, bey. Diese Notiz ist es wahrscheinlich, welche nach einer bey Talma vorgefundenen Kopie von der Etoile abgedruckt worden ist. Daß beyde, wenigstens im Allgemeinen und der Hauptsache nach, übereinstimmen, kann ich versichern, nicht aber, wie schon oben gesagt, da sich das Talma'sche Manuscript nebst vielen andern meiner Papiere jezt nicht in meinen Händen befindet, in wiefern sich die Identität auch auf jede darin enthaltene Einzelnheit erstreckt. Wer neugierig ist, diese von Talma eigenhändig geschriebene, also auch (wenigstens habe ich keinen Grund, das Gegentheil zu vermuthen) von ihm abgefaßte Notiz kennen zu lernen, möge sie im erwähnten Hefte der Zeitgenossen nachlesen. Mögen hier jezt einige Andeutungen über die Persönlichkeit und das Künstlerthum dieses berühmten Schauspielers, so wie mir beydes im Verfolge meiner Bekanntschaft mit ihm und von der Bühne aus bekannt geworden sind, Platz finden.

Talma war mehr klein als groß, sehr regelmäßig, aber keineswegs hervorstechend gebaut, mehr mager als fett; besonders zeichnete sich sein Kopf aus, obgleich auch dieser nicht eigentlich schön genannt werden konnte. Das Gesicht, dem Körper ähnlich, war gleichfalls sehr regelmäßig geformt, aber nicht ausgezeichnet, die Augen ausgenommen, aus deren dunkelbrauner Farbe ein bedeutender, fast tiefsinniger Ernst hervorleuchtete. In seinen Zügen, welche mehr gedehnt schlaff als compakt-rundlich waren, zeigte sich eine Reizbarkeit, welche dem Gesichte einen höchst leidenden, aber sehr interessanten Ausdruck gab, zugleich aber auch auf ein bedeutendes Uebermaß der Irritabilität seiner Nerven schließen ließ. Er selbst gedenkt derselben in seiner Notiz, und schreibt sie einer schweren Krankheit zu, meynt jedoch sie habe ihn in den Stand gesezt, die von ihm darzustellenden Charaktere mit mehr Tiefe und Innigkeit aufzufassen als zuvor. Ueber die Unstatthaftigkeit dieser Meynung, wenn sie im Allgemeinen auf die Kunst, aber vielleicht nur zu wahr, wenn sie auf die neueren Leistungen Talma's angewandt wird, weiter unten ein Mehreres. Mir schien jene Reizbarkeit die unmittelbare Folge einer schon längst in ihm vorherrschenden Körperdisposition, und nicht erst Erzeugniß der von ihm überstandenen Krankheit zu seyn, wenigstens hatte er schon früher öffentliche Beweise gegeben, bis zu welchem Grade von Vergessenheit seiner selbst und aller Konvenienzen sie ihn zu verleiten vermochte. So war er einst (um nur eine einzige der öffentlich bekannten Thatsachen zu erwähnen), während der Vorstellung im Théâtre français, zu Geoffroy in die Loge gestürzt, und hatte sich nicht gescheut, Angesichts des ganzen Publikums, an diesen ohnmächtigen Greis, wegen einiger von demselben über ihn geschriebener Kritiken, Hand zu legen. Neben jener Körperdisposition möchten noch zwey andere, sich völlig einander entgegengesezte Ursachen zu dem, in seinen Zügen vorhandenen Ausdrucke von leidenschaftlicher Passivität, oder, um es mit einem Wort zu sagen, von Leiden Veranlassung gegeben haben, sein häusliches und sein künstlerisches Leben; ersteres, von dem ich sogleich umständlicher reden werde, so viel es die Diskretion erlaubt, hatte materiell eben so störend auf ihn eingewirkt, als er durch lezteres fortwährend in tragisch-gereizter Stimmung erhalten ward. Seine äußere Erscheinung war höchst natürlich und ungezwungen, ohne im geringsten den Schauspieler, der jeden Abend einen König oder Helden der römischen und griechischen Vorzeit vorzustellen hatte, errathen zu lassen. Eben so zeichnete er sich in seiner Kleidung durch nichts als durch Reinlichkeit aus, hierin weit entfernt von vielen andern desselben Standes, welche durch Karikatur im Schnitte, oder durch Renommisterey in den Farben auch außer dem Theater die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Talma trug sich, wie jeder gebildete Mann in Paris, er gehöre zum Bürger- oder zum Adel-Stande! man hätte ihn eben so wohl für einen wohlhabenden Handwerker als für einen Mann aus den höheren Ständen nehmen können. Um diese Bemerkung nicht sonderbar zu finden, muß man Gelegenheit gehabt haben die Haltung mancher Pariser Boutikenbesitzer, welche oft mehr imponirt als der geübteste Hofmann vermag, kennen zu lernen. Talma'n, im gesellschaftlichen Leben, war bey weitem keine solche Repräsentation eigen, sey es, daß ihm die Natur die Anlagen

dazu versagt, oder daß er es verschmäht hatte, sie sich im Wege des Studiums zu eigen zu machen. Daher ist das Gerücht, Buonaparte habe bey ihm Unterricht in der Repräsentation genommen (ein Gerücht, dem er gegen mich mehr als einmal auf das Allerbestimmteste, und nicht blos zum Scheine widersprochen hat) um so lächerlicher, als jener ungleich mehr persönliche Würde als Talma, und überdem zu viel Geist besaß, um nicht einzusehen, daß ihn eine künstliche Theaterhaltung, wie sie ihm lezterer allerdings hätte einlernen können, nur lächerlich gemacht haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indisches Vorurtheil.

Die Kuhpocken-Impfung findet in Indien, besonders in den entlegeneren Theilen des Landes, schwer Eingang; man glaubt nämlich dort, die Engländer hätten blos vor, die Kinder der Eingebornen mit einem Zeichen zu versehen, um später gleich zu wissen, wer eine Kopfsteuer zu entrichten und als Sepoy in's Heer zu treten habe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. November.

(Beschluß.)

Walter Scott ist mit seiner Tochter nur vierzehn Tage hier gewesen; sein Aeußeres hat wenig oder nichts Auffallendes, und ist schon durch mehrere Reisende beschrieben worden, die seine Bekanntschaft in Edinburg aufgesucht haben. Sein Aufenthalt in Paris hat wenig Merkwürdiges dargeboten, und scheint sich meistens auf das Betrachten der wichtigsten Anstalten und Gebäude, und auf das Besuchen einiger wenigen englischen und französischen Häuser beschränkt zu haben. Ein Pariser Blatt hat ihm den Rath gegeben, mit seinem Romanschreiben aufzuhören, da seine lezten romantischen Dichtungen eine solche Erschöpfung des Geistes und der Einbildungskraft ankündigten, daß er selbst, seines Ruhmes halber, sich entschließen müßte keine Romane mehr zu schreiben, und keinem Dringen der Verleger nachzugeben. Wie würde der Herausgeber dieses Blattes erstaunen, wenn Walter Scott nun wieder mit ganzer Kraft seines Genies aufträte! allein es gibt Leute, welche diese Erscheinung nicht erwarten, vielleicht wird er sie durch seine Geschichte Napoleons in Erstaunen sezen, obwohl er gerade hier von den Franzosen, die noch so manche Lokalerinnerungen an die Napoleon'sche Regierung besizen, strenger als von jeder andern Nation wird gerichtet werden, besonders da sich mehrere ausgezeichnete französische Schriftsteller, denen die besten Materialien zu Gebote standen, sich an eben diesem Gegenstand mit Glück versucht haben oder noch versuchen. Andere meynen es wäre noch etwas zu früh, eine vollständige Geschichte der Napoleon'schen Regierung zu bearbeiten, da noch mit jedem Jahre neue Materialien erschienen, und manche bedeutende Personen, welche während jener berühmten Regierung gehandelt haben, besonders von Staatsmännern, denen es vergönnt gewesen ist hinter den Vorhang zu blicken, und die geheimen Triebfedern der Staatsmaschinen in der Nähe zu sehen, ihre Memoiren zwar geschrieben haben, aber nicht gesonnen seyen sie vor ihrem Abtreten von der Weltbühne erscheinen zu lassen. Freylich wenn die Jesuiten oder Obskurantenparthey an's Staatsruder käme, und Gewalt über die Presse erhielte, so würde es künftighin mit der Bekanntmachung der Wahrheit mancher Geschichtmaterialien schlimm bestellt seyn; zum Glück sind aber die Brüsseler Drucker und Verleger, die wenig einheimisches zu drucken und zu verlegen haben, in die größte Thätigkeit gerathen. Diese Herren bereichern sich auf Unkosten des französischen Buchhandels; alles was in Frankreichs Literatur einiges Aufsehen erregt, wird in den Niederlanden, besonders in Brüssel schnell nachgedruckt oder wieder aufgelegt; sie haben keinen Heller für Manuscripte und Verlagsrecht zu bezahlen; sie können die Bücher wohlfeiler ablassen als die Verleger der Originalausgaben, und wenn sie einen eben so ausgebreiteten Handel mit dem Auslande treiben als die Hauptstadt Frankreichs, so würden sie dem Pariser Buchhandel einen überaus großen Schaden zufügen, zumal da sie auch angefangen haben gut zu drucken, welches ihnen jedoch nicht immer gelingt. Schwerlich ist seit sechs Jahren irgend ein merkwürdiges Buch in Frankreich erschienen, welches nicht in Brabant nachgedruckt worden sey. Dieß geschieht mit einer solchen Gleichgültigkeit, daß es sich nicht selten ereignet, daß sich ein Brüßler Verleger, wenn er nach Paris kommt, dadurch bey einem Pariser Verleger oder Schriftsteller bekannt macht, daß er geradezu anhebt: Herr, ich bin derjenige Buchhändler oder Drucker, der in Brüssel ihr Werk wieder aufgelegt hat, womit dann der Pariser Verleger oder Schriftsteller aus Höflichkeit nichts anders erwiedern kann, als: Herr! Sie haben meinem Werke viele Ehre erwiesen; fiele nun die Preßfreyheit in Frankreich ein Opfer der harten Angriffe ihrer Feinde, so würden natürlich alle diejenigen Schriftsteller, die sich nicht unters Censurjoch beugen wollten, es vorziehen ihre Schriften unverfälscht in den Niederlanden drucken zu lassen, das dann auch einzig im Stande seyn würde, unverstümmelte Ausgaben von den philosophischen französischen Schriften des sechszehnten Jahrhunderts zu liefern; ein Vortheil, der den belgischen Buchhandel weit über den französischen erheben würde. Diese Rücksicht hat bisher auch große Kraft selbst bey denjenigen Staatsmännern gehabt, die eben nicht der Sklaverey der Presse abgeneigt waren; allein es wäre möglich, daß sie fernerhin all ihr Gewicht verlöre; denn ob der Buchhandel oder jeder andre Handel blühe oder nicht, ist den Obskuranten völlig gleich. Wofern nur der Absaz der ascetischen Bücher und der abgeschmackten Erbauungsschriften der Kongregation vorangeht, so steht Alles gut. Ihrer Meynung oder ihrer Lehrer zufolge brauchen die Völker keine andern Bücher, denn ihr Loos soll doch nur seyn, zu zahlen, zu glauben, zu schweigen und zu gehorchen; die meisten Bücher die erscheinen, hindern an dieser vierfachen Vollkommenheit; also besser keine Bücher! so denkt die sogenannte Kongregation; und sollte nun unglücklicher Weise die Preßfreyheit, welche Frankreich seit einigen Jahren so stark macht, und ihrer Literatur, besonders der geschichtlichen, einen so hohen Reiz gibt, in ihre Hände fallen, so würde sie auch nicht säumen, dieser Denkart gemäß zu handeln. Dafür behüte der Himmel Frankreich und die Menschheit!

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Januar 1827.

„Nimm ihn ganz, laß mir ihn ganz; Jede soll ihn haben ohne der Andern etwas zu rauben; wir sind dein!" — Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig eine Wohnung und ein Grab.

Goethe, Stella.

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

So anspruchlos die äußere Erscheinung Talma's war, mit derselben Mäßigung, ich möchte sagen Bescheidenheit, benahm er sich in der Unterhaltung. Dem eigentlichen wissenschaftlichen Gespräche oder einer philosophischen Diskussion wich er aus, ja er gestand, seine frühere Bildung, welche nicht weiter gegangen war, als ihn zu einem tüchtigen Zahnarzt zu bilden, vorschützend, mit Offenheit sein Unvermögen dazu. Dagegen war ihm die griechische und römische Geschichte, wenigstens insofern die französische dramatische Literatur aus ihr geschöpft ist, bis in die kleinsten Details bekannt. Ein besonderes Studium hatte er sich aus dem Kostüme der beyden Völker gemacht; hier zeigte er eine Ausdauer und Beharrlichkeit, welche um so mehr in Verwunderung setzten, wenn man sah, daß ein Künstler, dem das poetische Studium seiner Rollen nichts weniger als gleichgültig war, bey bloß materiellen Nachforschungen über die Kleidung der Alten, welche, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nichtsdestoweniger ungenügend ausfallen mußten, weil die antike Mode nicht seltener gewechselt haben mag, als die moderne, und bey accessorischen Nebensachen, welche mit der Kunst gar nichts zu schaffen hatten, eine Zeit verschwenden konnte, welche er hätte nützlicher anwenden können. Gleich den wissenschaftlichen oder philosophischen Diskussionen vermied er auch jede eigentliche theoretische Erörterung seiner Kunst. Es ist mir nicht möglich gewesen, so oft ich auch das Gespräch darauf leitete, von ihm eine Erklärung gewisser Eigenthümlichkeiten seiner Deklamation und eine Darlegung der Ansicht, nach welcher er diese so, wie es geschah und nicht anders, handhabte, zu erhalten. Hatte er sich darüber keine eigentlichen Grundsätze zu eigen gemacht, oder schien es ihm eine Mittheilung derselben gegen einen Fremden, der einem ganz andern schauspielkünstlerischen Systeme huldigte, seye ein unnöthiges Unternehmen, das will ich dahingestellt seyn lassen. Dagegen machte es ihm ein großes Vergnügen, alle die älteren historischen Charaktere, welche er vorstellte, in einer Ausführlichkeit und mit so haarscharfen ethischen Nuancen auseinanderzusetzen und zu schildern, daß man hätte glauben sollen, es wären seine persönlichen Freunde gewesen und er hätte mit ihnen auf Du und Du gelebt. Oft wandelte mich ein Lächeln an, wenn ich ihn z. B. den Charakter des Oedip mit haarscharfer Genauigkeit abwägen und daran bald ein Atom abzwacken, bald wieder eins zulegen sah. Wie es Personen gibt, welchen im gemeinen Leben keine Kleinigkeit zu klein scheint, wenn es darauf ankömmt, ihren Nächsten zu verläumden, so klatschte (man verzeihe mir den Ausdruck) Talma den Charakter seiner Heroen zusammen, als wollte er einen poetischen Steckbrief von ihnen entwerfen. Es gemahnte mich dabey mehr als einmal der närrischen deutschen Kritiker, welche sich im Ernste mit der Untersuchung

beschäftigt haben, ob Emilia (in Emilia Galotti) in den Prinzen heimlich verliebt ist oder nicht?

Talma, als tragischer Schauspieler betrachtet, war vielleicht schwerer zu begreifen und noch schwerer zu definiren, als alle übrigen großen Theaterkünstler seiner und der übrigen Nationen. Der Grund davon lag in der Doppelnatur, welche sein Spiel charakterisirte, ein Amalgama der französischen konventionellen Formalität und der englischen aufgedunsenen Leidenschaftlichkeit. Um dieß begreiflich zu finden, muß man erwägen, daß Talma, obgleich in Paris und von französischen Eltern geboren, mit Ausnahme von drey Jahren, welche er in einer Pariser Unterrichtsanstalt zugebracht hatte, in London erzogen, aufgewachsen war und bis zu seinem fünf-und-zwanzigsten Jahr (vorausgesezt, daß sein Geburtsjahr nicht in 1766, sondern 1760 fällt, und daß er folglich sechs Jahre älter war als er selbst anzugeben pflegte) zugebracht hatte. Wenn selbst im reifern Mannesalter ein langjähriger Aufenthalt in einem fremden Lande auf Gemüth, Sitte, ja selbst auf Intelligenz, wenigstens auf die Modifikation derselben, einwirkt, wie sehr muß der Geistesbildung des Kindes, wenn es zunächst in den väterlichen angestammten Sitten erzogen, mittelbar aber unter völlig widerstrebenden physischen und moralischen, ja selbst politischen Angewöhnungen lebend, ein Doppelcharakter aufgedrückt werden! Leztere war Talma'n zunächst als Mensch so vollkommen eigen, daß, wenn er in derselben Konversation die beyden Sprachen mit gleicher Vollkommenheit redete, man nicht wußte, wofür man ihn halten sollte, ob für einen Franzosen oder für einen Engländer? Der Franzose ward in ihm von einem gewissen pedantischen Ernste, der Engländer von der äußern Formalität seiner angestammten Nation unterdrückt. Dieser Doppelcharakter leuchtete zugleich auf eine so auffallende Weise aus seinem Spiele hervor, daß besonders, wie ich aus vielfältiger Erfahrung abzunehmen Gelegenheit gehabt habe, die Ausländer davon ergriffen wurden, und wahrlich nicht immer auf eine erfreuliche Art. Niemand wußte, wie er mit sich daran war, wenn man ihn plötzlich aus der formellsten französisch-tragischen Etikette, aus der höchsten Begeisterung des enthusiastischen Salon-Pathos in die trivialste Natürlichkeit der englischen Parliamentsdemonstration verfallen, wenn man ihn z. B. als Leicester, im Rücken der sitzenden Elisabeth, dieser mit so schlagender Dialektik in's Gewissen reden sah, wie etwa ein gutmüthiger Vater zu seinem ungerathenen Sohne zu thun pflegt, wenn es ihm darum zu thun ist, nicht allein sein väterliches Ansehen, sondern auch die Kraft seines Räsonnements in's Licht zu setzen. Von der andern Seite machte dieses Haschen nach der Natürlichkeit der englischen Tragik einem so sichtbaren Streben, durch den Kontrast zu imponiren und, wie es die Franzosen nennen, die Wirkung zu berechnen (calculer les effets), Platz, daß eins seiner allergewöhnlichsten Hülfsmittel zu diesem Zwecke darin bestand, eine mit allem Schmucke tragischer Farbenauftragung ausgestattete Tirade in völlig gleichen, sehr tiefen Baßtönen und so einförmig und ruhig als möglich zu enden. (Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Kousinen.

(Beschluß.)

Am See des Occidents angelangt, begegnete Ye-upe bey seinem ersten Spaziergang in dieser schönen Gegend einem alten Mann von edelm Ansehen, obgleich sehr bescheidner Kleidung. Sie machen Bekanntschaft und gefallen sich einander so sehr, daß sie bald unzertrennliche Gefährten werden. Der Alte, welches niemand anders als Herr Pe war, segnet seinen Aufenthalt am See des Niedergangs, weil er überzeugt ist, in diesem liebenswürdigen jungen Mann den so lange vergeblich gesuchten Schwiegersohn gefunden zu haben. Ohne Bedenken bietet er in seiner Verkappung als Bürger Hoangfu dem vermeynten Lizentiaten Beode zu Gattinnen an. Sse Ye-upe sieht mit Erstaunen des Propheten erste Weissagung in der Bekanntschaft des edeln Alten, seine zweyte, welche ihm zwey verschwisterte Gattinnen versprach, in der Tochter und Nichte desselben, in Erfüllung gehen. Er vertraut, doch ohne einen Namen zu nennen, seinem neuen Freund sein ehedem eingegangenes doppeltes Verlöbniß, und wie seine erste Geliebte ihm durch den Tod entrissen, die zweyte unfindbar verschwunden sey, und wie er bisher entschlossen gewesen, keine neue Wahl wieder zu treffen. Hoangfu gibt seiner Denkart den vollkommensten Beyfall, sagt ihm darauf, da seine erste Geliebte todt sey, seine Tochter als erste Gattin zu und kommt mit ihm überein, seine Verbindung mit seiner Nichte als zweyte Gattin noch zu verschieben. Mit großer gegenseitiger Zufriedenheit trennen sie sich, um ihre häuslichen Anstalten zu treffen, und Sse verspricht — noch immer unter dem Namen Le-iu — sich nach vierzehn Tagen im Dorfe Kinebin, wo auch Herrn Pe's Landgut gelegen war, einzustellen.

Herr Pe reiste, immer unter seinem angenommenen Namen, einige Tage früher wie Sse zu seiner Familie zurück; Sse machte sich auch dahin auf den Weg, begegnete aber dem Präfekten der Provinz, welcher ihn mit den größten Ehrenbezeigungen empfing und ihn unterrichtete, daß ihn die Regierung zu einer großen Staatswürde befördert habe, indem seine Ernennung zum Tribunalsrichter die Folge einer feindlichen Intrigue und der Nachläßigkeit des Staatsraths gewesen. Dieser Umstand nöthigte Sse, in die Gouvernementsstadt zurückzugehen, woselbst ihn Yang nothgezwungen mit vieler Achtung behandeln mußte. Tschang, der seine neue Erhebung erfuhr, hielt es nun für sein Bestes, sich einem so schnell emporsteigenden Mann lieber anzuschließen als ihn feindselig zu necken. Er machte

dem Sse Ye-upe daher seinen devoten Besuch und gestand ihm ohne Umschweife, daß seine Nachricht von Hongiu's Tod eine Lüge gewesen sey. Ye-upe ist entzückt über diese Entdeckung, macht aber Herrn Tschang gar keine Vorwürfe über seinen wiederholten Betrug, sondern sinnt nur auf Mittel, sich seiner gegen den Bürger Hoangfu eingegangenen Verbindlichkeit zu entledigen. Er findet es am angemessensten, ihm auf das Achtungsvollste die Wahrheit in einem Briefe zu schreiben, welchen er Herrn Tschang beauftragt, dem wackern Bürger Hoangfu in Kinschi zu übergeben, zugleich bat er aber auch sein Freywerber bey Herrn Pe um die Hand der schönen Hongiu zu seyn.

Herr Pe war indessen zu seiner Familie zurückgekehrt und hatte ihr mit der größten Freude die Nachricht ertheilt, daß er endlich einen Mann für seine Tochter und seine Nichte gefunden. Madam Lo war sehr froh über diese Aussicht; die beyden Mädchen sahen sich sehr bestürzt einander an, allein die Sitte erlaubte ihnen keine Einrede, sie mußten den Ausgang erwarten. Nach wenigen Tagen stellte sich Herr Tschang als Freywerber für Sse Ye-upe ein. Herr Pe war nicht wenig betroffen, wie er hörte, daß jener Jüngling, der ein so schönes Gedicht auf die Frühlingsweide gemacht hatte, ein so großer Mann, ein Doktor der ersten Klasse geworden sey, nur that es ihm bitterlich weh, seine Tochter dem Herrn Le-iu, so liebenswürdig er ihn auch fand, versprochen zu haben, und obschon er keinen Rath wußte, sein Wort zurückzunehmen, war er im Begriff, Herrn Tschang ohne eine bestimmte abschlägige Antwort zu entlassen, als dieser sich die Freyheit nahm, Herrn Pe nach dem Aufenthalt des Bürgers Hoangfu, dem er einen Brief zustellen solle, zu fragen. Herr Pe erkundigte sich, von wem dieser Brief komme und ließ ihn sich, auf das Versprechen, ihn diesem Mann, der sein Verwandter sey, zuzustellen, einhändigen. Kaum hatte sich Herr Tschang entfernt, so erfuhr er durch des vermeynten Le-iu Brief, daß dieser sich nicht im Stande finde, des Bürgers Hoangfu Schwiegersohn zu werden, aber in wenigen Tagen erscheinen werde, um sich seinem verehrten Freund völlig zu erklären. Zu dieser Zeit war auch Herrn Pe's Schwager, Gu, angelangt und die beyden alten Herren erwarteten mit Ungeduld die Ankunft der beyden Freyer Le-iu und Sse Ye-upe, um auf eine oder die andere Weise die beyden jungen Fräuleins endlich zu verheirathen.

Herr Pe hatte seine Maßregeln genommen, damit Sse Ye-upe, wenn er bey seiner Ankunft in Kinschi nach dem Bürger Hoangfu frage, nicht irre geleitet werde; man brachte ihn daher, wie er daselbst ankam, unverzüglich in einen Pavillon von Herrn Pe's Landhaus. Dieser empfing ihn sehr freundschaftlich, obgleich mit allen unerläßlichen Ceremonien, und hier erfolgte endlich durch des jungen Mannes offenherziges Geständniß aller seiner Abenteuer die Entdeckung, daß Sse Ye-upe und Le-iu, der Bürger Hoangfu und Herr Pe, des Bürgers Tochter und die schöne Hongiu ein und dieselbe Person seyen. Die Freude der drey Herren ist sehr groß, sie banquetiren zusammen den ganzen Tag, ohne daß der Leser erfährt, ob die beyden Fräulein von den wichtigen und frohen Entdeckungen Kunde erhielten. Eine persönliche Zusammenkunft fand zwischen dem Ebekleeblatt, der Sitte gemäß, nicht statt, sondern nachdem der als doppelt und dreyfacher Betrüger erkannte Herr Tschang nebst seinen ebenfalls in der Nähe sich aufhaltenden, bey dem Betrug um das Gedicht an die Frühlingsweide so thätigen Gesellen Wang, von Seite Herrn Ye-upe beauftragt waren, dem Brautvater die Hochzeitgeschenke zu überbringen, fand die Hochzeitfeyer statt; bey dieser saß Sse Ye-upe zwischen seinen beyden Bräuten am Mahle, durfte zum ersten ihr Antlitz erblicken, und endlich wahrnehmen, wie die Gegenstände seiner Liebe und Gedichte eigentlich beschaffen wären. Am Schlusse des Festes begaben sich die beyden Bräute, eine jede in einen für sie bereiteten Pavillon des väterlichen Gartens. Sse Ye-upe bringt die erste Nacht in dem der schönen Hongiu zu, weil sie das Vorzugsrecht der ersten Gattin besizt. Den folgenden Morgen besucht er die reizende Mengli, und eilt sie nach ihrem Bruder zu fragen. Sie offenbart ihm, daß sie selbst es war, die in männlicher Kleidung das unaufschiebbare Geschäft, sich einen Gatten zu suchen, selbst übernommen hatte. Dieser Beweis von Klugheit und Liebe verstärkt noch die Zuneigung des jungen Mannes, der die zweyte Nacht seiner Ehe ihr widmet. Der alte Pe genießt viele Jahre das Glück seiner Kinder und Kindeskinder, und hat noch die Freude den zweyten Sohn seiner Tochter Hongiu, nachdem sein früherhin adoptirter kränklicher Neffe gestorben war, zu seinem Erben zu erklären.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 26. Dec.

Zwey Gegenstände haben in diesen Tagen unsere Aufmerksamkeit sehr beschäftigt. Das erste war der Verlust unseres Mahlmann, den eine Krankheit von mehreren Wochen immer unerwartet von uns abrief. Er lebte seit mehreren Jahren im Sommer auf seinem Landgute in der Nähe von Wurzen; im Winter bezog er eine seiner Besitzungen ganz nahe bey Leipzig. Die literarische Muße, welche ihm durch seine glückliche Lage zu Theil ward, widmete er theils der Naturkunde und Oekonomie, die er mit großem Eifer betrieb, und als Direktor der hiesigen ökonomischen Gesellschaft beförderte, theils der sorgfältigen Leitung der ältesten hier befindlichen Loge, die ihm seit vielen Jahren übertragen war. Um beyde Gesellschaften hat er sich ein großes Verdienst erworben; aber in lezterer entfaltete sich besonders sein seltenes Talent als kräftiger Redner im freyen Vortrage, welches ihm aller Herzen gewann. Wie in seinen besten Gedichten, die er dem deutschen Volke übergab, so vereinte sich auch in seinen Reden populäre Kraft mit dem Feuer der Erhebung. Hierzu kam sein Enthusiasmus für alles Große und Gute, der ihn bey der Rüstigkeit seines Körpers noch in seinem sechs-und-fünfzigsten Jahre zum Jüngling machte, und so ist der segensreiche Einfluß erklärbar, den er vornehmlich in jenem Kreise auf nah und fern ausübte, und die Trauer derer, die ihn vermissen, gerecht. Sein feyerliches Begräbniß am 20sten Dec. bezeugte die allgemeine Theilnahme, mit welcher man den ausgezeichneten Mann ehrte.

Das andere Ereigniß, freudiger Art, welches ich hier zu berichten habe, war das 76ste Geburtsfest unseres verehrten Herrn und Königs, Friedrich August, der in ungestörter Gesundheit jezt noch die Freude erlebt, der Fortpflanzung seines

erhabenen Fürstenstamms durch seinen Neffen, Herzog Johann, hoffend entgegenzusehen. Immer ist dieses königliche Geburtsfest bey uns ein Tag der hohen Freude. Dießmal wurde dasselbe aber auf unserer Bühne auf eine höchst ausgezeichnete Weise begangen. Am Abend nach dem feyerlichen Tage (denn die großen Vorbereitungen nöthigten zum Aufschub) wurde

C. M. v. Webers Oberon

zum ersten Male, und zugleich zum ersten Male in Deutschland aufgeführt. Ein Prolog von dem Hofrath M. Müller gedichtet, und von Hrn. Stein des Gegenstandes würdig gesprochen, sezte die Aufführung dieses Werks mit der erfreulichen Gelegenheit auf eine sinnige Weise in Verbindung.

Ueber Webers köstliches Werk ausführlich zu sprechen, behalte ich mir für einen andern Ort vor. Ich schildere daher nur flüchtig den Eindruck, den es im Ganzen auf mich gemacht. Das Interesse an diesem Schwanengesange des unsterblichen Meisters bewog mich den zwey lezten, sehr sorgfältigen Proben mit vollem Orchester beyzuwohnen; so daß ich die Musik bey der Aufführung zum dritten Male hören konnte. Wenn ich, ohne die Größe der Intention zu verkennen, es offen gestanden habe, daß der Genuß der Oper Euryanthe mir durch den Eindruck des Gekünstelten häufig verkümmert wird, so empfing ich dagegen gleich bey der ersten Anhörung der Musik des Oberon den Eindruck des sich von äußern Fesseln frey bewegenden Talents. Scheinen ihn dort selbst die Formen der sogenannten großen Oper etwas beschränkt zu haben, so geht er hier, wie im Freyschützen, wiederum seinen eigenthümlichen Weg. Er eröffnet hier wieder eine ganz neue Welt in Tönen, mit Schwung, Glanz, Charakterkraft und Innigkeit, wie kaum ein anderes seiner Werke ausgestattet. Wenn an die Fersen des Freyschützen sich die verführenden Erdgeister hängen, die den unbefangenen Sinn mit betäubender Gewalt herabzuziehen streben, so trägt uns im Oberon der schützende Geist des Guten in das lichte Reich der Luftgeister. Beyde verhalten sich wie Erde und Himmel. Dort sucht sich der schwache Sterbliche der bethörenden Macht des Bösen zu entreißen; hier kämpft der Held, dem das Gute zur Seite steht, mit äußern Hindernissen und Gefahren, aus denen ihn seine Tugend unter schützender Macht der guten Geister rettet. Den Schmerz, der ihn und seine Liebe trifft, sehen wir, vertrauend auf seine Heldentugend und den höhern Beystand, schon im Voraus gelöst. Die Freude ist Herrscherin; der klare Freudenhimmel verdunkelt sich nur einen Augenblick, damit wir den zurückkehrenden Einklang der Natur um so tiefer empfinden, und die rohe Heidenwelt muß vor dem Glanz des christlichen Heldenthums und seiner Liebe und Treue, mit Spott verschwinden. Dieß ist der Geist und Sinn der Weber'schen Musik, wenn ich dieselbe in ihrer Verbindung mit der Oberonssage auffasse, wobey ich von der Einrichtung des Textes, der dem Tonsezer dargeboten ward, noch ganz absehe. Es geht ein heiterer, frischer Ton durch das Ganze, und verknüpft das Mannichfaltige. Wenn man aber dieß und den Reichthum der Schilderungen, welche das Werk in sich schließt, das Zarte und Aetherischleichte in den Elfenchören, und überhaupt das Feyerliche der Zauberwelt, das Starke und Kräftige des Heldenthums (vorzüglich in den Scenen des Hüon), den freudigen Schwung des ahnenden Herzens im Kontrast mit der dumpfen, trägen Barbarey (Schlußsaz des ersten Aktes), die Macht der reinen weiblichen Liebe im Kampfe mit der empörten Natur wie im lieblichen Einklange mit derselben (große Scene der Rezie), und dann wieder die lichteren Töne der treuen, nach Freyheit sich sehnenden Sklavin — wenn man, sage ich, dieß Alles erwägt, dann ist man fast geneigt, Oberon für das reichste und genialste dramatische Werk des verewigten Meisters zu halten.

(Die Fortsezung folgt.)

Zürich, December.

Die vor siebzehn Jahren durch den verewigten Doktor Hirzel gestiftete Blindenanstalt in Zürich ist, wie durch ihre schönen Leistungen so hinwieder dadurch auch außer der Schweiz vortheilhaft bekannt, daß sie lediglich aus freywilligen Beyträgen des Zürcherischen Publikums ist gegründet und erhalten worden. Aus gleicher Quelle ist ihr Reservefond, jezt nahe an 20,000 Gulden betragend, gebildet worden, und dieser würde ohne Anderes eine größere Ausdehnung der Anstalt gestatten, als die wirklich vorhandene nicht ist. Da kömmt nun aber das merkwürdige Verhältniß zum Vorschein, daß mit den zunehmenden Mitteln für die Bildung der Blinden das Bedürfniß derselben gleichzeitig sich vermindert hat. Die Zahl der bildungsfähigen Blinden, oder was gleichviel ist, der blinden Kinder, ist nämlich im Kanton Zürich, wie überall, wo die Schutzpockenimpfung eine geregelte Anwendung erhalten hat, lange nicht mehr die nämliche wie vor zwanzig Jahren, sondern sie ist eine viel kleinere geworden, durch Entfernung des bedeutsamsten pathogenischen Verhältnisses der Erblindung von Kindern. Eine neuerliche Zählung der Blinden im Kanton Zürich hat diese zuvor nur vermuthete Thatsache vollends konstatirt. Anders verhält sich's mit der Zahl der Taubstummen, und die Direktion der erstern Anstalt findet sich dadurch veranlaßt mit längst genährten Wünschen für Errichtung einer Taubstummenanstalt in Zürich zusammentreffend, durch Aufnahme einer solchen in die schon bestehende, beyde zu vereinbaren. Das geräumige Lokale und andere Umstände mehr scheinen die Ausführung zu begünstigen, und ein kleiner Versuch ist seit einem halben Jahr bereits auch gemacht worden, da der neue Oberlehrer der Blindenschule (Hr. Scherr) früher bey einer Anstalt in schwäbisch Gmünd als Lehrer angestellt war, wo Blinde mit Taubstummen unterrichtet wurden. Er selbst hat über das gegenseitige Verhältniß der Zürcher-Direktion eine Denkschrift eingereicht, welcher die nachfolgenden Ansichten enthoben sind: Als vor einigen Jahren, sagt Hr. Scherr, das früher in Würtemberg bestandene Taubstummen-Institut, die gedoppelte Bestimmung zur Taubstummen- und Blinden-Bildungsanstalt erhielt, hörte man über diese Anordnung verschiedene Stimmen laut werden. Einige gaben die Ansicht, diese Vereinigung könne so enge geschlossen werden, daß Taubstumme und Blinde miteinander und zugleich unterrichtet würden. Diese Ansicht war eine jener pädagogischen Hypothesen, die manchmal das Gute, was durch Einschlagung der Mittelstraße erreicht würde, zugleich mit dem Unstatthaften verloren gehen machen. Wer einigermaßen über die große Verschiedenheit dieser beyden Menschenklassen nachdenkt, wird einsehen, daß die Wege zu ihrer Herzens- und Verstandesbildung eben so von einander abweichen müssen als ihre körperlichen Gebrechen verschieden sind. Niemand wird in Abrede bringen, daß bey Taubstummen der Weg zum Verstande und Herzen durch das Gesicht, bey Blinden durch das Gehör genommen werden müsse. Die Erfahrung bestätigte, daß nie Taubstumme und Blinde zweckmäßig zugleich und miteinander Unterricht zur intellektuellen Bildung empfangen können. Dieß rechtfertigt aber die Ansicht derjenigen noch bey weitem nicht, welche behaupten, die Vereinigung einer Taubstummen- und Blinden-Bildung sey ganz und gar unzweckmäßig. Scheidet man den wissenschaftlichen Unterricht aus, und faßt die weitere Erziehung, den Unterricht in Handarbeiten und die ökonomische Versorgung in's Auge: so erscheint eine solche Vereinigung nicht nur zuläßlich, sondern sogar nützlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Januar 1827.

— Seine Großmuth ist ein stolzer Eigensinn,
der nie in fremdes Joch den steifen Nacken beuget,
dem Schicksal selber trozt und eher bricht als fällt.

Haller.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

6.

Der Fleischer von Konstanz.*)

Wohl wehrt sich die alte, die freye Stadt,
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Muth,
Und deutsches Blut,
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor
Und dringen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil,
Sonst schlägt er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvörderst im Schwarm,
Den Aermel gestülpet, mit nervigtem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern,
Zur Schlachtbank läßt er sie spöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt das spanische Heer sich, sie fliehn.
Sie rufen ihn mit:
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schaar,
Sie packen in Eil
Des Fleischers Beil —
Er ist verloren;
Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren.

Zween Arme ja hat er, die fassen die zwey:
Und wollt ihr Ein Leben, so opf'r ich euch drey!
Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand,
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell an's Geländer, eh' Andere nahn,
Drückt er sie, die ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn stürzen im tödtlichen Sprunge.

*) Die Stadt Konstanz hatte im Jahr 1528 die Reformation angenommen; nach Auflösung des Smalkaldischen Bundes wurde sie von Kaisers Karl V. spanischen Truppen überfallen, nach tapferer Gegenwehr durch Betrug zur Uebergabe gebracht, und verlor ihren Glauben und die Rechtsfreyheit (1548).

Die klagenden Feinde verschlinget die Flut;
Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jetzt zeigt sie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockigte Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn das fremde Geschoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein,
Er zieht ihn hinab,
In's festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf.
Man trügt, man raubt,
Ob seinem Haupt
Freyheit und Glauben;
Die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben!

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Nicht minder häufig sah man ihn den Kunstgriff anwenden, zwey, drey ja mehrere Perioden, so widersprechend auch ihre logischen Beziehungen unter einander seyn mochten, wenn sich nur eine Homogenität des materiellen Sinnes darin verspüren ließ, ohne allen Absatz, selbst ohne alle Veränderung der Skala und des Takts zu sprechen. Sonderbar, daß alle diese Eigenthümlichkeiten seines Spiels nur einem einzigen unter den französischen Kritikern, nämlich dem berühmten Geoffroy, vollkommen bekannt und bewußt geworden sind, ob es gleich auch diesem an logisch-philosophischen und psychologischen Scharfsinn gemangelt zu haben scheint, die Ursache derselben da zu suchen, wo sie eigentlich lag, nämlich nicht im Mangel an Talent oder Studium, sondern vielmehr in seiner doppelartigen Nationalität, und ihm völlig unbewußt. Dunkel mochte dieser disparate Kontrast dem großen Haufen nicht minder bemerkbar werden als einigen Kunstrichtern; wenigstens ging der äußere Beyfall, den Talma dabey erhielt, nie vom eigentlichen uninteressirten Publikum, sondern von seinen Freunden und nebenbey von den gedungenen Klatschern aus, von welchen beyden er mehr besaß als alle übrigen Pariser Schauspieler. Wo man das große Publikum aus eignem unmittelbaren Antriebe und von ganzem Herzen applaudiren sah, war in allen denjenigen Scenen, wo es darauf ankam, eine passive Leidenschaft auszudrücken und sie verständlich zu machen, oder im Räsonnement. Dieß geschah jedesmal mit großer Bestimmtheit und Klarheit und in so einheitsvollen Formen, daß selbst der beschränkteste Sinn davon ergriffen und freundschaftlich angesprochen ward. Freylich haben einige Kritiker in den letzten Jahren besonders seine Art, das eigentlich Tragisch-Gräßliche und (als wäre es damit noch nicht genug) selbst das Gegentheil desselben, das Zärtlich-Sentimentale, darzustellen, bis in den Himmel erhoben; ich kann und darf hier nur sagen, was mich davon gedünkt hat, und dieß ist, daß sich gerade in den beyden genannten Gattungen jener Kontrast am meisten und am greßsten zeigte. Zwey Naturgaben, auf das große Publikum zu wirken, kamen ihm insofern vorzüglich zu statten, als sie in die Sinne fielen und, um verstanden zu werden, weder der Reflexion, noch des Studiums bedurften, sein vortreffliches, höchst klangbares Organ und die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge. Durch sie ward er in den Stand gesezt, in den meisten seiner Darstellungen jene sinnige Gestalten, welche die Reflexion schon im Voraus in ihm geschaffen hatte, auch äußerlich vollkommen zu verwirklichen und ihnen mit dem günstigsten Erfolge eine allgemeine Verständlichkeit zu geben. Vielleicht machte dieses Talent die glänzendste Seite seiner Kunsterscheinung aus, da es in der Schauspielkunst gar sehr auf die Bedeutung, welche die Künstler in ihre Darstellungen zu legen wissen und auf den Grad der Konsequenz ankömmt, welche sie zu entwickeln wissen! Möge dabey immer von einem falschen Grundsatze ausgegangen werden, das Publikum wird stets, erscheint er nur folgerecht, die Verstandesoperation anerkennen, wenn auch die eigentliche menschliche Theilnahme daran geschmälert wird. Diese Eigenthümlichkeit des Talma'schen Spiels, von welcher ich jedoch die erwähnten un- und widernatürlichen Uebergänge aus der höchsten Stimmlage in die tiefste und aus dem tragischen Pathos in die trivialste Prosa ausnehme, mögen ihm vielleicht jene Berühmtheit verschafft haben, welche er während seiner ganzen langen theatralischen Laufbahn (von 1787 bis 1826, also von beynahe vierzig Jahren) genossen hat. Dieß führt mich von selbst auf die Frage: War Talma ein Genie, d. h. ein Künstler, der voll Begeistrung schuf, oder ein Talent, welches von der Reflexion geleitet, blos nachahmte? Sein ängstliches Bestreben, sich im Wege sinnlicher Erfahrungen, als z. B. durch das Studium der Geschichte, oder das Beschauen eines Gemäldes, oder anderer dergleichen Hülfsmittel, zuvor ein Modell des Charakters zu entwerfen und über dieses hernach das eigentliche schauspielkünstlerische Gebilde oder die Statue seines Helden gleichsam abzuklatschen, möchte die Antwort nicht zweifelhaft lassen. So lange es überall der Charakter der französischen Kunst bleibt, nicht nach materiell-freyen und nur von der höchsten Verstandespotenz beschränkten Grundsätzen zu schaffen, sondern blos bürgerlich-konventionell nachzuahmen, kann es in ihr von dem, was man in der höchsten Bedeutung Genie nennt, keine Rede seyn. Es gibt jezt vielleicht nur einen einzigen Schauspieler in Frankreich, den man ein Genie nennen könnte, dieß ist Potier. Daß dieser ein Komiker, oder vielmehr gar nur ein Farceur ist, thut nichts zur Sache. Talma studirte und

memorirte ausnehmend langsam, ja unter so viel geistiger Mühe und Anstrengung, daß ihm mehr als einmal das Geständniß gegen mich entschlüpft ist, jede neu einzulernende Rolle verursache ihm eine Art von krampfhaftem Nervenleiden, welches oft mehrere Wochen und gewöhnlich so lange anhalte, bis er den Charakter aus dem Groben gearbeitet (débrouiller, wie er sich ausdrückte) habe und an die eigentliche künstlerische Ausarbeitung desselben gehen könne. So ward nicht allein die entschiedene Vorliebe, welche er für das ältere tragische Repertoire in ihm von Kindheit auf und späterhin in der königlichen Deklamationsschule, wo er sich von 1785 bis 1787 befunden hatte, gleichsam zu Saft und Blut geworden, besaß, sondern auch der Umstand begreiflich, daß er überall nur von diesem, mit Einschluß aller bis zum Anfang der Revolution geschriebenen Stücke ein Dutzend Rollen spielte. Jene Vorliebe beruhte aber nicht auf dem unmittelbaren Interesse, welches er an den ältern klassischen Produkten seiner Nation nahm, sondern war eben Folge der Anstrengungen, welche ihm, wie eben gesagt, das Einlernen neuerer Rollen in späteren Jahren verursachte. Seiner innersten Neigung nach war er, wie ich ihn vielfältig unter vier Augen und nicht selten auch in großen Gesellschaften äußern gehört habe, dem dramatischen Prinzipe, wie es die ältern Meister der französischen Bühne nicht willkürlich, sondern als in der gesellschaftlichen und politischen Bildung der Nation nothwendig begründet, aufgestellt haben, nichts weniger als zugethan, indem er dabey von den Begriffen ausging, welche er in England eingesogen hatte, und von welchen er sich zu der englischen Dramatik, besonders zu Shakespeare, hingezogen fühlte. So kam es, daß die Uebertragungen dieses Dichters in die französische Sprache an ihm eine Stütze gefunden hatten, welche von Ducis, dem Verfasser derselben bis zu Anfang der Revolution und noch lange nachher vergeblich gesucht worden. Talma, selbst ein Bastardprodukt von französischer und englischer Kunstbildung, schien an diesen Zwittergebilden, an welchen weder das eine noch das andere Abstammungsgeschlecht nachgewiesen werden kann, ein großes Behagen zu finden und wußte ihnen durch die, oben angedeuteten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten seines Spiels einen fast gewaltsam erzwungenen Beyfall zu verschaffen. Im Masse und von innen aus hat die Nation an diesen Mißgeburten nie Antheil genommen; überdem werden sie mit Talma's Tode auf der französischen Bühne für immer abgestorben seyn. Eine andere Gattung tragischer Produkte, welche sich insofern mehr mit dem ästhetischen Prinzipe derselben vertrugen, als auf ihre schulgerechte ältere Form Anklänge der neueren Sittenumkehr gepfropft waren, zogen Talma'n, der während Buonapartes Herrschaft seine republikanischen oder wenigstens liberalen Grundsätze unter dem Gehorsam der auferlegten Rücksichten, gefangen gehalten hatte, alsobald an, als er nach dessen Abtritte jenen freyen Lauf lassen zu können glaubte. So entstanden, von ihm veranlaßt, und mit besonderer Theilnahme auf die Bühne gebracht, der „Germanikus," von Arnault, „Belisar," und in den lezten Jahren, „Sylla," beyde von Jouy, und wurden von ihm mit einem solchen Aufwande aller, ihm zu Gebot stehender Hülfsmittel dargestellt, daß der Effekt, besonders des leztern, welches man wirklich als ein Gelegenheitsstück betrachten konnte, dem ganz ähnlich ausfiel, welcher einem andern famösen Gelegenheitsstücke zu Anfang der Revolution, „Karl IX.," womit Talma, sonderbar genug, seine erste Weihe in der tragischen Kunst empfangen hatte, zu Theil geworden war.

Es steht nicht wohl abzusehen, wie weit sich der Einfluß, welchen Talma auf die tragische französische Schauspielkunst ausgeübt hat, erstrecken wird. Daß leztere, wie überhaupt alle französische Kunst, schon seit Jahren einer Umkehr entgegen geht, wird Niemand bezweifeln. Ob ihr aber im Wege einer Verschmelzung mit der englischen Darstellung, wie sie Talma versucht hat, das gewünschte Heil widerfahren kann, ist eine andre Frage. Einstweilen suchen die neuen angehenden Tragiker ihren Meister in allen äußern Mechanismen, um so sklavischer zu kopiren, als es ihnen unmöglich fällt sich auch den Geist, welchen er den von ihnen dargestellten Charakteren mitzutheilen verstand, anzueignen. Selbst auf die älteren Schauspielerinnen des Théâtre français hat Talma eingewirkt: wenn die Duchesnoy der plastisch-formellen und konventionellen Darstellungsweise der älteren klassischen Schule, welche in der Raucourt ihre lezte Ausüberin gehabt hat, ungetreu geworden ist, oder sie vielmehr gar nie gekannt hat: so kann die Schuld niemanden als eben Talma'n zugemessen werden, dessen Autorität jene Schauspielerin blindlings huldigte. Weniger ist die Georges von seinem Beyspiele fortgerissen worden, weil ihr theils die lange Abwesenheit vom genannten Theater, theils die besondere Art ihres Talents, welches sich mehr auf Gefühl und Phantasie, als auf Reflexion und Form stüzt, weder Zeit noch Empfänglichkeit gewährten, Talma's Spiel zum Muster zu wählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Dec.

(Beschluß.)

Der Blinde lebt gern geräuschlos, behäglich in Stille und Ungestörtheit. Aber eben daher rührt auch häufig Trägheit und körperliche Unbehülflichkeit. Der Taubstumme ist in der Regel ein beweglicher, ein gewandter, oft flüchtiger, meistens unruhiger Mensch. Daher sein polterndes Wesen, rasches Aufbrausen, seine nicht seltene Unzufriedenheit und Scheue vor anhaltender Arbeit. Man sieht, daß hier zwey, beynahe

feindselige Temperamente in Berührung kommen. Betrachtet man aber das Zuviel und Zuwenig von beyden Seiten, so dürfte vielleicht eine Klasse durch die andere dem wahren Punkte näher gebracht werden. Der sanfte Blinde sey des stürmischen Taubstummen und dieser in seiner Lebhaftigkeit des phlegmatischen Blinden belehrendes Vorbild! Es versteht sich, daß der Lehrer wissen muß, wie die abweichenden Eigenthümlichkeiten zur gegenseitigen Zuneigung zu leiten seyen. Die Blinden zeigen überdieß eine Furcht, ich möchte fast sagen eine Scheu gegen Taubstumme. Wer wollte ihnen solches verargen? Nothwendig müssen sie diejenigen, welchen das Gehör und die Sprache mangelt, für Wesen halten, die der menschlichen Würde nicht vollständig theilhaft seyen. Der ungebildete Taubstumme betrachtet den Blinden als ein hülfloses Geschöpf, und nicht selten macht er sich über ihn lustig, oder neckt ihn wohl gar. Die Vorurtheile haben beyderseits ihren Ursprung in irrigen Ansichten. Sie verschwinden, sobald näherer Umgang diese berichtigt hat. Ja, durch Umgang und gegenseitige genaue Bekanntschaft verwandelt sich Furcht und Geringschätzung in Mitleid, Bewunderung und Liebe. Oefters äußerten sich Taubstumme mit gerührter Achtung über die Geschicklichkeit der Blinden, und diese vertrauten sich jenen, als Führern, gerne an. Es mag paradox klingen, wenn man von einem gesellschaftlichen Verkehr zwischen Taubstummen und Blinden redet, da man glauben dürfte, es seyen zwischen beyden Klassen Mittheilungen unmöglich. Dieß ist jedoch nicht der Fall. Der Taubstumme kann die Tonsprache (freylich immer ohne Wohlklang) erlernen. Er kann langsam gesprochene Worte an der Bewegung der Sprachorgane durch Absehen verstehen. Der Blinde kennt die Formen der Schriftzüge. Der erstere schreibt diesem mit den Fingern auf den Rücken und derselbe versteht, durch das Gefühl, was jener schreibt. Auch durch natürliche Geberdensprache (Winken, Hindeuten, Nachahmen der beym Handeln vorkommenden Bewegungen) kann sich der Blinde dem Taubstummen verständlich machen. In Handarbeiten können Taubstumme und Blinde vortheilhaft zugleich unterrichtet werden. Erfreulich ist hiebey zu sehen, wie der Taubstumme dem Blinden mit aller Aufmerksamkeit beysteht, dieß und jenes herbeyträgt, und gerne schwierige Verrichtungen für diesen besorgt.

Der eben ausgegebene J a h r e s b e r i c h t für 1826 von der B l i n d e n a n s t a l t i n Z ü r i c h enthält nicht blos von dem ökonomischen Fortschreiten derselben erfreuliche Kunde, er liefert vielmehr auch von ihren moralischen Vorzügen durch manche einzelne Nachweisung den unzweydeutigen Beweis. Ihre Einrichtungen beabsichten weder prunkende Kunststücke, noch Aufsehen erregende, nutzlose Tändeleyen; sondern es zielen dieselben darauf hin, dem Blinden eine sattsame Fertigkeit in nützlichen Arbeiten zu verschaffen, und bey Erweiterung seiner Kenntnisse durch den Unterricht in wissenschaftlichen Fächern zugleich auf Veredlung seines Gemüths und Herzens zu wirken. Ohne diese könnte billig in Frage gestellt werden: ob ein Blinder durch Vermehrung seiner Kenntnisse und durch die Fähigkeit sich in Handarbeiten die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, auch wirklich glücklicher und zufriedner werde? Einer entehrenden Unwissenheit und Unthätigkeit wäre er damit allerdings entrissen, aber je mehr er durch selbstthätiges Eingreifen mit der Menschen Wirken und Treiben bekannt wird, desto mehr Bedürfnisse lernt er auch kennen, und indem er sich in nützlicher Kraftanwendung anderen Menschen gleich zu stellen bemüht, kann ihm die traurige Erfahrung nicht entgehen, wie diesen zahllosen Freuden winken, die er doch immer entbehren muß. Um so nöthiger ist ihm also, daß er Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Zustande i n s i c h s e l b s t und in einer veredelten Gesinnung finde, daß er mit stillem Duldersinn die Entbehrungen trage, welche ihm auferlegt sind, und vertrauensvoll heiter in seinen lebensdunkeln Tagen das Herz zu Gott erhebe. — Diese höhern Freuden sind es, an welchen der Blinde mit dem Sehenden gleichen Theil haben kann, und ihn für diese empfänglich zu machen, soll wohl auch lezter und Hauptzweck der Blindenanstalt seyn.

L e i p z i g, 26. Dec.

(Fortsetzung.)

Das was diesem Werke dagegen bey den Deutschen im Wege steht, das trifft theils die ganze Gattung, die man S c h a u s p i e l m i t G e s a n g nennen kann; eine Gattung, bey welcher es freylich im Einzelnen zufällig scheint, welche Theile und Situationen gerade musikalisch ausgeführt werden; theils die besondere Bearbeitung der Fabel und die Berücksichtigung der Verhältnisse der englischen Bühne, für welche das Werk zunächst bestimmt war. Hierher gehört folgendes: Obgleich man, im Ganzen genommen, die dramatische Behandlung der Fabel durch Planché nicht gerade ungeschickt nennen kann, so schadet es doch dem Eindrucke der herrlichen Musik, nach der man hier begierig ist, daß die Musikstücke durch langen prosaischen Dialog getrennt sind, so daß man den deutschen Theaterdirektionen rathen muß, denselben, wie hier geschehen, so viel als möglich zu kürzen, noch fehlerhafter ist, daß die Hauptpersonen nicht in Ensemblestücken handelnd z u s a m m e n g e b r a c h t werden, sondern sich mehr lyrisch in Arien aussprechen, wodurch die höchste Wirkung dramatischer Charakteristik auf ähnliche Weise, wie im Freyschütz entbehrt wird. Endlich ist es, in musikalischer Hinsicht, ein großer Uebelstand, daß unter den Hauptpartien kein eigentlicher Baß ist, was durch das Bühnenpersonal in London bestimmt wurde, und daß selbst die Partie des Oberon durch einen Tenor oder hohen Baß vorgetragen werden muß. Daß dadurch der Elfenkönig im leichten ätherischen Wesen verliert, ist keinem Zweifel unterworfen, und besser war es allerdings, wenn er in der alten Wranitzky'schen Oper zu einem Sopran gemacht und von einer Dame dargestellt wurde. In dem lezten Akt ist die Handlung gar zu sehr zusammengedrängt, alle Augenblicke wechselt die Scene; zwey neue Personen, die nicht entrathen werden konnten, werden eingeführt, und machen sich sehr breit als Episoden, der Emir von Tunis und Roschana; beyde s i n g e n n i c h t. Freylich nach vollbrachtem Zauber marschirt noch Carl der Große mit seinem Hofe während eines feyerlichen Marsches auf, sezt sich auf seinen Thron, und gibt das geprüfte Paar zusammen. Dieß Aufmarschiren macht sich nach dem verschwundenen Glanz der Feenwelt höchst prosaisch. Ich würde folgendes statt dessen vorschlagen. Nach den lezten Worten des Oberon, und während dieser langsam in die Luft verschwebt, müßte sich der Hintergrund verwandeln, und Carl der Große mit seinem Hofe s o g l e i c h s i t z e n d e r s c h e i n e n. So kann der prächtige Marsch, der für das Eintreten des Hofes bestimmt war, wenigstens ein Mal durchgespielt werden. Die Feenwelt kann aber im Vordergrund, das Bild im Hintergrunde noch einschließen; will man Karl den Großen dagegen ganz weglassen, so verliert man den genannten Marsch, und hat keinen musikalischen Schluß. Auf jeden Fall aber muß die Gestalt des an die Sage geknüpften Kaisers Karl auf eine i m p o s a n t e Weise dargestellt werden. — Der Text ist hie und da seltsam, und der Gesang könnte sehr gewinnen, wenn man die deutsche Unterlegung geschmeidiger machen wollte.

(Der Beschluß folgt.)

B e y l a g e: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Januar 1827.

> Mein gegenwärtiger Aufsatz ist weder ein gründliches scientifisches Gebäude der Kunst, noch eine tiefere Analytik einzelner Gegenstände derselben; sondern blos was die Aufschrift sagt, eine kurze Apostrophe, eine flüchtige Rhapsodie, ein theilnehmender Aufruf an Kenner und Liebhaber.
>
> Seume.
> Ein Wort an Schauspieler.

Halt!!
Visitation der Tageblätter.

Der Theaterrezensent der Berliner Spenerschen Zeitung, schon allein deßhalb ein achtbarer Kritiker, weil er von Goethen belobt wurde, stellt diesen unsern Dichterfürsten in eine Reihe und nebeneinander mit Raupach, sie beyderseits mit dem gemeinsamen Titel: Klassische Autoren, beehrend. Raupach selbst, der verdienstvolle Dramatiker, wird diese hyperbolische Schmeicheley nicht billigen, Goethe nicht dankbar dafür seyn; sie ist also eine unpolitische Schmeicheley. Gleich darauf aber lesen wir in der besagten Zeitung eine höchst politische Schmeicheley im buchstäblichen Sinne des Wortes. Madam Stich nämlich wird die legitime Donna Diana genannt. Dieses Kompliment klingt, als ob es ein Kanzleydiener beym Ministerium des Auswärtigen erfunden hätte, und hat eben so viel Sinn als ein tugendhaftes Rechenexempel oder eine mühsam-erstudirte Genialität.

Im Gesellschafter steht gedruckt zu lesen, daß Herr Gehe durch seine bezauberte Rose sich den Namen eines Dichters hätte erwerben können, wenn dieses überhaupt durch ein Operngedicht möglich wäre; die Musikstücke einer Oper seyen Perlen, das Drama der Faden, auf welche diese gezogen, so wäre es denn auch gleichgültig, ob dieser ein seidner oder ein Zwirnsfaden sey. — So unglücklich der Gegensatz von Zwirn und Seide ist, indem ja auch Seide gezwirnt seyn kann, so hinkend und falsch ist die ganze Metapher; denn wahrlich! das muß eine höchst undramatische Komposition seyn, in welcher die einzelnen Musikstücke keinen inneren, nothwendigen, keinen andern Zusammenhang haben als den zufälligen, daß sie wie Perlen auf einen Faden gezogen sind, d. h. daß sie am nämlichen Abend hintereinander von der Bühne herabgesungen werden. Wer in einer Oper nichts weiter als einzelne aneinandergereihte Musikstücke vernimmt, sollte nur in Konzerte und schon deßhalb nicht in die Oper gehen, um das Unverstandene nicht für Unverstand auszugeben. Man ersucht diesen Kritiker, bevor er sich wieder über dramatische Musik vernehmen läßt, die Operngedichte Don Juan, die Vestalin, der Wasserträger, Tarar, Quinaults Meisterwerke, ja selbst die schlecht-versifizirte Zauberflöte zu studiren, d. h. sich daraus die Regeln zu abstrahiren, nach welcher ein Operngedicht zu erfinden und zu vollführen, und daß dieses so schwierig ist und eine so eigene Ueberlegung, ein so eigenes musikalisches Empfindungsvermögen, so hundertfache Berücksichtigung und Erfahrung erfordert, daß man ein trefflicher dramatischer Dichter seyn kann, ohne doch im Stande zu seyn, auch nur eine einzige tüchtige Opernscene zu schreiben; dagegen der Operndichter stets ein tüchtiger Dramatiker seyn muß. So lange Publikum und Kritiker dieses nicht mit Klarheit einsehen und würdigen, so lange werden sich auch unsere talentvolleren Dichter von der Oper zurückziehen, und wir werden uns nicht allein mit Uebersetzungen aus dem

Französischen begnügen müssen, sondern unsere vorzüglichsten Musiker, wie bisher schon Weber, Meyerbeer, Hümmel thaten, werden künftighin ausschließlich für das einsichtsvollere Ausland komponiren, welches sie um so zuversichtlicher thun dürfen, da Uebersetzungen ja heute mehr Glück auf unsern Bühnen machen, als deutsche Originalwerke. Verachtet nur Eure Operndichter und Ihr werdet bald so verachtete Lohnknechte haben, wie die italienischen Koulissenpoeten, und ein zweyter deutscher Gluck wird wieder nach Frankreich auswandern müssen, um einen Quinault zu finden.

In demselben Blatte, in derselben Kritik sagt derselbe Urtheiler: „Wann in der Oper nach dem Gesange die Rede beginne, so werde ihm, als ob er in einem lauen Bade säße und man ihn mit einem Kübel eiskalten Wassers begösse." Wenn dieses nur die individuelle Empfindung des Kritikers wäre, so könnte sie auf sich beruhen bleiben. Aber man hört öfters ähnliche Klagen in Deutschland, und so fragt es sich wohl, warum man dergleichen in Frankreich nie hört? Erstlich deßhalb, weil dort die Gattungen streng getrennt werden, sowohl auf den verschiedenen Bühnen als schon früher von den dramatischen Künstlern selbst. Man weiß genau, was man in der erhabenen Oper mit Recitativen, was in der Oper mit Gespräch, was in der Operette und was im Liederspiel zu geben und zu empfangen hat, und es werden daher an keine dieser Gattungen ungerechte und verwirrte Ansprüche gemacht. Dann aber sind wir Deutsche dasjenige Volk, welches sich, wenigstens in dem freyen Gebiete der Kunst, am allerwenigsten die Konvention gefallen läßt. Und doch bedarf es ja zwischen Dichter und Zuschauer, noch ehe der Vorhang aufrollt, der Konvention, daß der Held des Trauerspiels in Versen sprechen, daß der Held der Oper singen wird. Das erstere hat man zugestanden, die Verwilligung des leztern bestreitet hie und da noch bald der trockene Verstand eines Kritikers, bald selbst ein dramatischer Versifikator. — Aber nun gar in derselben Oper singen und sprechen, das heißt doch die Konvention zu weit getrieben! und wenn es auch noch erträglich ist, wann nach der Rede der Gesang eintritt, so wird Einem doch bey der Rede nach dem Gesang als ob man „mit einem Kübel eiskalten Wassers begossen würde." Nicht zu läugnen ist es, daß dieses in unsern Opern gar oft und allgemein gefühlt wird, doch bevor man bequemerweise deßhalb gleich die Gattung anklagt, soll man erst untersuchen, ob auch nicht die Unfähigkeit der Künstler Schuld an unserer Mißempfindung ist. Vielleicht hat der Operndichter (und wahrlich das ist ein sehr schwieriger Theil seiner Arbeit) Rede und Musik nicht an ihrer nothwendig gehörigen Stelle eintreten lassen; vielleicht den Uebergang von dem Musikstück zur Rede dem Tonsetzer nicht musikalisch vorbereitet; vielleicht hat dieser Leztere nur einseitig sein Musikstück bedacht und dieses zu schroff, zu hart, zu lärmend und rücksichtslos auf das folgende Gespräch geschlossen; vielleicht ist auch der Operist eine ultradeutsche oder ultra-italienische, d. h. eine Person, welche selten den Text der Gesangstücke memorirt, noch seltener ihn verständlich auszusprechen weiß, den zu sprechenden Theil ihrer Rolle aber als so überflüssig, so tief unter ihrer trillernden und wirbelnden Würde hält, daß sich die prima donna oder der primo huomo sogleich bey eintretender Rede in lächerliche und ungeschickte Komparsen verwandeln, ihre Linkheit mit dem durchlöcherten Bettelgewande des Hochmuths bedeckend. Da muß einem denn freylich zu Muthe werden, als ob man „mit einem Kübel eiskalten Wassers begossen würde;" aber nicht die Gattung, nicht die Oper mit Gespräch ist Schuld daran, sondern die Unwissenheit, die Linkheit und der Bettelstolz der Künstler — oder auch die verwirrten Ansprüche des Publikums, wenn es, nach der abgeschlossenen Kunstkonvention, dieselbe bricht und mit angemaßter Afterweisheit eine unstatthafte Natürlichkeit fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Interessant würde es seyn, Talma in seiner von ihm selbst unternommenen Künstlerbildung Schritt vor Schritt zu folgen. Man würde alsdann sehen, wie viel weniger seine eigene innere Anlage, als vielmehr die äußern Umstände, unter welchen er sich zum Schauspieler berufen gefühlt, auf die Art und Weise seines Künstlerthums eingewirkt und sie gemodelt haben. Will man einer Sage Glauben beymessen, welche sich noch bis in die lezten Jahre unter den Theaterfreunden zu Paris erhalten hat, so soll Talma bereits vor seinem Eintritte in die Deklamationsschule, auf das Spiel Larive's hindeutend, jene berühmten Worte Massillons, welche dieser meistens in Bezug auf Bourdaloux sprach: „Si je prêche jamais, je ne ferai peut-être pas aussi bien, mais je prêcherai autrement (sollte ich je predigen, so wird es vielleicht nicht so gut geschehen, aber ich werde auf eine andere Weise predigen)" wiederholt haben. Ist diese Anekdote gegründet, so beweist sie zur Genüge, daß Talma über den Weg, welchen er einschlagen wollte, schon längst mit sich im Reinen war. Sonderbar dabey bleibt, daß er sowohl in der oben erwähnten, von ihm selbst redigirten, Notiz als in einer kurzen Einleitung, welche er im Jahr 1819 auf Ersuchen des Verlegers den Memoiren Lekain's vorgesezt hat, das schon oben erwähnte Geständniß ablegt, daß sich erst mit einer schweren ihm überstandenen Nervenkrankheit die ganze Summe seiner theatralischen Anlagen in ihm entwickelt habe. Nun aber fällt diese Krankheit in

das Jahr 1815; Talma hat also im Jahr 1819 gestanden, daß er vier Jahre vorher, d. h. seitdem er bereits sechs- und zwanzig Jahre (nämlich von 1789, oder von seiner Darstellung Karl IX. an) im Rufe des ersten tragischen Schauspielers von Frankreich gestanden und bereits ein Alter von fünf- und fünfzig Jahren erreicht hatte, noch weit von der ihm erreichbaren Vollendung entfernt gewesen ist! Mehr ist von seinem geistvollsten und gerechtesten Kritiker, Geoffroy, nicht gegen ihn ausgesagt worden. Entweder hat Talma, wie es häufig selbst im bürgerlichen Leben, wo weder von Kunst noch von Gelehrsamkeit, noch sonst von Geistestalenten die Rede ist, zu geschehen pflegt, sich selbst und dem Publikum einen eigenliebigen, übrigens höchst unschuldigen Betrug gespielt, oder er, für seinen Theil, ist wirklich von dem Einflusse, welchen die besagte Krankheit auf ihn ausgeübt hat, überzeugt gewesen; in beyden Fällen zeigt der unwürdige, höchst strafbare Ausbruch der Erbitterung, dessen er sich, wie bereits gesagt, gegen den Greis Geoffroy zu Schulden kommen gelassen hat und der selbst von Buonaparte, unter dessen vermeintlichem Schutze er sich dergleichen allein erlauben durfte, mißbilligt wurde, bis wie weit nicht allein unter dem ärmlichen Trosse der Dutzendhistrionen, sondern sogar bey den ausgezeichnetsten theatralischen Talenten der sogenannte Künstlerstolz, den ich aber Künstlerunverschämtheit heißen möchte, gehen kann. Leider sehen wir nicht allein unter den Schauspielern, sondern selbst unter andern Künstlern, die freche Anmaßung, kein anderes als ein lobendes Urtheil (noch dazu muß es unbedingt lobend seyn) über sich ergehen zu lassen. Daß es heut zu Tage eine so große Menge von Kunstschreiberey gibt, über welche sich die Künstlerunverschämtheit beklagt, ist eine natürliche Folge von der Menge von Künstlerey, welche sich zu keiner Zeit überschwemmender gezeigt hat als eben in unsern Tagen, denn hier bewährt sich der ästhetische Grundsatz: der Gegenstand gebietet über die Darstellung. Aus demselben Grunde, warum es kein vollendetes Kunstprodukt gibt, muß auch die Kunstkritik unvollkommen bleiben. Von dieser Wahrheit sind alle die großen Meister der Vorzeit, wenn sie zugleich Denker waren, überzeugt gewesen: sie haben die mangelhaften Kritiken ertragen, wie das Publikum ihre mangelhaften Produkte erträgt, wobey ihnen zugleich die Wahrheit vorgeschwebt hat, daß keine schlechte Kritik ein gutes Werk schlecht machen kann. Nur Halbschlägeen in der Kunst wie in der Wissenschaft, denen kein inneres Bewußtseyn für den Abgang des äußern Beyfalls Ersatz leistet, kann es einfallen, sich öffentlich gegen schlechte Kritiken (d. h. gegen tadelnde, denn in ihren Augen ist jede Kritik schlecht, welche nicht lobt) aufzulehnen und dabey auf eine so bettelstolze Manier zu benehmen, daß man wohl sieht, es sind keine wahrhaft edelgeborne Genies, sondern Emporkömmlinge, Leute, welche man logisch und künstlerisch Pinsel nennen könnte. Kehre ich zu Talma zurück.

Als Mensch lebte dieser berühmte Schauspieler häuslich und gegen seine Kameraden, ja, seit der Wiederherstellung der Monarchie auch öffentlich in sehr gezwängten, um nicht zu sagen drückenden Verhältnissen. Der Hof schätzte sein Talent, liebte aber seine Person nicht, eine natürliche Folge der politischen Rolle, welche er unter dem Konsulate und dem Kaiserthum gespielt hatte. Ueber den Antheil den er an den ersten Anfängen der Revolution genommen haben soll, ist im Wege der Publicität nie etwas historisch Erwiesenes ausgemittelt worden; die Gerüchte, mit welchen man sich mündlich herumtrug, verdienen keinen Glauben. Unbestritten aber ist, daß sich Talma früher als einen Heros der Freyheit bewiesen, späterhin diese Rolle mit der des Günstlings des damaligen Machthabers vertauscht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Apotheose.

Ein Engländer, der auf Java Missionär ist, fand im Dorfe Buitenzorg in der Nachbarschaft von Batavia, wo eine Niederlassung von 2000 Chinesen ist, in einem chinesischen Hause ein europäisches Gemälde Napoleons in vergoldetem Rahmen, welchem Gemälde die Leute Weihrauch opfern, und ihr Morgen- und Abendgebet bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Dec.

Unsre unermüdet thätige Theaterintendanz hat uns in den lezten Monaten vieles Neue vorgeführt. Seit meinem jüngsten Berichte sahen wir: Die Flitterwochen, Lustspiel in zwey Akten, nach dem Französischen von Hell. Es sollte heißen aus dem Englischen, denn offenbar liegt die Intrigue des alten the taming of a shrew zum Grunde, nur ist sie schwerfällig behandelt, der Dialog breit und gedehnt, und die Entwicklung nichts weniger als überraschend; da nun auch die Darstellung nicht sehr gelungen war, so war der Erfolg des Stückes nur sehr gering. — Eine interessante Neuigkeit war dagegen: Henriette von England, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Eduard von Schenk; da das Werk nicht gedruckt ist, und bald auch anderweitig besprochen werden wird, so ist es billig die Leser mit dem Inhalte bekannt zu machen: Ein Ritter, Julius von Lothringen, verliebt sich in Henriette, Gemahlin des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwigs XIV. Er erlaubt sich, um zu seinem Zwecke zu gelangen, den Herzog unter der heuchlerischen Maske der innigsten Freundschaft, mit Verdacht und Argwohn gegen seine Gemahlin zu erfüllen, und beyder Glück durch schändliche Einflüsterungen zu zerstören; dann geht er hin, wirft sich zu Henriettens Füßen, und hofft glücklichen Erfolg für das Geständniß seiner strafbaren Liebe. Die Herzogin aber, unerschüttert in ihrer Treue, weist ihn mit Stolz und Verachtung zurück und bringt es, ohne die eigentliche That seines Vergehens, seine

ihr eröffnete Liebe näher zu bezeichnen, bey dem Könige dahin, daß man ihn aus Frankreich verbannt. Aber auch jenseits der Alpen gibt Julius weder seine Liebe noch die Mittel auf, seinen Zweck zu erreichen. Er entfernt sich, nachdem kaum ein Jahr seiner Verbannung verflossen, aus Rom, kehrt heimlich nach Frankreich zurück, und trifft den Herzog in unkenntlicher Verkleidung zu St. Cloud gerade zur Zeit, wo er die Ankunft des Königs erwartet. Philipp von Orleans ist damit beschäftigt, Schloß und Garten zu einem festlichen Empfang seines königlichen Bruders zu schmücken. Er erwartet mit ihm zugleich seine Gemahlin, die den Monarchen nach der Küste Englands begleitete, und dort zu einer Unterredung mit ihrem Bruder Karl II., nach ihrer Geburtsinsel hinüberging. Julius, um unerkannt zu bleiben, nimmt die Kleider eines Gärtners und den Namen Antonio an. Philipp, dessen Herz sich sonst längst von seiner Gemahlin gewendet, sieht in dieser Reise nur Proben eines vertraulichen Verhältnisses zwischen ihr und seinem Bruder. Der Hof kömmt an, die gewöhnlichen Begrüßungen haben statt, und es dauert nicht lange, so bemerkt selbst die Königin die Spannung und Kälte des Herzogs zu seiner Gemahlin. Julius liebte, ehe ihn Henriette bezauberte, ein Hoffräulein der Königin, Klotilde von Montalais; er wurde von ihr wieder geliebt, und sie liebt ihn noch. Er gibt sich ihr in seiner Verkleidung zu erkennen, und sie, die in seiner Abwesenheit der Gegenstand der feurigsten Bewerbung des Marschalls Turenne geworden, entdeckt ihm ein großes Staatsgeheimniß, das der Feldherr, weil außer ihm, dem Könige und Henrietten keine menschliche Seele darum wußte, und weil es eine höchst wichtige Angelegenheit betraf, der Geliebten als das stärkste Pfand seiner Liebe und seines unbegränzten Vertrauens mitzutheilen wagte. Denn da sie Julius auffordert zu fliehen, und man bald dieses bald jenes Land anräth und vorschlägt, um vor Verfolgung sicher zu seyn, war kaum der Gedanke auf die Niederlande gefallen, als Klotilde entdeckt, daß die Reise des Königs in Begleitung der Herzogin von Orleans nach Englands Küsten einen großen politischen Plan in sich verbarg, daß sich der Monarch Henriettens bediente, um ihren Bruder, den König von England, zu einer Verbindung mit ihm gegen die Niederlande zu bereden; daß die Herzogin diesen Wunsch des Königs mit dem besten Erfolge bey Karl II. erreichte, und daß nun dieses mit aller Vorsicht eingeleitete und vorbereitete Werk der geheimen Staatskunst durch einen plötzlichen Einfall der Franzosen in die Niederlande in Kurzem vollführt werden würde. Julius sieht sich kaum im Besitz dieses Geheimnisses, als er es auch schon dem Herzog von Orleans mittheilt. Dieser, der nie aufhörte Henriette zu lieben, war schon auf dem Punkte sich mit seiner Gemahlin zu versöhnen, als der alte Feind ihres ehlichen und häuslichen Glückes wieder dazwischen tritt und, um ihm zu beweisen, wie wenig er das Vertrauen seines Bruders und die Liebe seiner Gemahlin besitze, und wie eng vielmehr beyde verbunden seyn müssen, die wichtige Rolle aufdeckt, welche Henrietten, mit Ausschließung ihres Gemahles, im Kabinet des Königs zu spielen erlaubt ist. Hat Julius auf diese Weise Philipps Herz von der Herzogin auf's Neue entfernt, so hofft er nun, sich selbst um so freyer derselben nähern zu können, und kaum hat er Gelegenheit dazu wahrgenommen, als er sich ihr zu Füßen stürzt, und mit allem Feuer der Leidenschaft sein Elend und die unbesiegbare Gewalt seiner Liebe beschreibt.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, 26. Dec.

(Beschluß.)

Was die glänzende Aufführung anlangt, zu welcher sich Fremde und Einheimische mit seltener Begierde hinzudrängten, so würde ich fast ungerecht seyn, wenn ich das Verdienst eines Einzelnen besonders nennen wollte. Doch gebührt dem Eifer der Direktion das größte Lob, welche die großen und fast unerhörten Anforderungen, die diese Oper namentlich in Hinsicht auf Pracht und Abwechslung der Scenerey macht, sich nicht hindern ließ, und unterstützt von dem talentvollen Dekorateur Gropius, der unter andern in dem Saale des Kalifen eine vortreffliche Perspektive gemalt hat, und dem gewandten Maschinisten Hück das Unglaubliche geleistet hat. In den Sängern und im Orchester waltete sichtbar und hörbar ein großer Enthusiasmus für die Musik des unsterblichen Meisters, der auch auf das Publikum überging. Doch wurde, wie immer, das Zarte und Tiefe von den leztern weniger anerkannt als das Glänzende der Musik, sonst müßten die Elfenchöre, und vorzüglich der erste, im leisesten piano gesungene Chor: „leicht wie Feentritt ꝛc.“ und die unvergleichliche Cavatine Rezias im lezten Akte: „traure mein Herz ꝛc.“ in welcher der Ton der tiefsten Schwermuth angeschlagen ist, noch mehr ausgezeichnet worden seyn. Sehr viel — fast zu viel ist von den Hauptpartien der Rezia und Huons gefordert. Die Scenen des Huon erfordern eine bedeutende Kraft, Stärke und Umfang der Stimme, vorzüglich die glänzende Heldenscene im ersten Akte. Ebenso erfordert die Partie der Rezia, und vornehmlich die Scene: o Ocean du Ungeheuer, um so größere Mittel, da in derselben die größte leidenschaftliche Bewegung sich noch mit äußerer Bewegung verbindet. Herr Vetter und Fräulein Canzi leisteten Alles, was man in dieser Hinsicht von ihnen fordern kann; beyde sangen mit Schwung der Empfindung. In der Partie Fatimens wurde die Absicht des Tonsetzers und des Dichters nicht ganz klar. Es scheint als habe Weber durch den sentimentalen Ton, welchen er der Arie derselben gegeben hat, „Arabiens einsames Kind,“ die Sklavin und Gespielin Rezias, etwas zu hoch gestellt. Auch die zweyte Romanze Fatimens (im dritten Akte) trägt ein sehr eigenthümliches Gepräge, welches sich mit dem gewöhnlichen Zofenspiel nicht vertragen will. Hr. Fischer, welcher zu dem Scherasmin recht wohl paßt, hat auch noch ein anderes Verdienst durch das Einstudiren der Chöre, welches eine große Sorgfalt erfordert. Der Rolle und Figur des Oberon steht das oben Angeführte entgegen; was seine erste und einzige Arie anlangt — so kann ich mich mit dem Gedanken des Dichters, dem der Tonsetzer hier ganz treu gefolgt ist, nicht versöhnen; Oberon tritt nicht als leichter Geist, sondern mit einer — ich möchte sagen massiven — Leidenschaft auf. Man höre: „Schreckensschwur! dein wildes Quälen selbst im Schlummer niemals ruht! Leiden weißt du nicht zu zählen, fachst nur an die innere Wuth. Immer Angst und immer Schmerzen!“ ꝛc. Man kann fragen tantaene animis coelestibus irae? Und was der Grund zu solchem Lärm? Puck sagt: geringeren Grund hat Mann und Weib gewiß noch nicht entzweyt, als hier vorhanden ist. Wer unbeständiger sey, ob Weib ob Mann: — der Streit ward heftiger — in Zorne stoben sie, wie vordem nach Ost und West und schwuren — in Liebe nimmer sich wiederum zu finden, als bis irgend ein zärtlich Pärchen felsenfest gelobte Treue bewähre.“ Es scheint sich daraus zu ergeben, daß die Stimmung des Oberon, ohne Nachtheil der daran geknüpften mährchenhaften Handlung leichter konnte gehalten werden. — Auch die geringsten Partien griffen in das Ganze gut ein. —

In der zweyten Vorstellung am 28sten Dec. wurde Webers Musik mit noch größerem Beyfall gehört und aufgenommen. Aus dieser Musik hört jedes musikalische Ohr und Gemüth immer mehr heraus.

Wendt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 12. Januar 1827.

Noch einmal lauscht er auf die Hörner-Klänge,
Die mit der Jagd sich nähern durch die Klüfte;
Dann als er sieht den ersten im Gedränge
Springt er vom Busch empor mit schlanker Hüfte.
Und vorwärts eilend, in die Fern' und Weite,
Sucht er des Hochlands ungebahnte Haide.

Walter Scott.

Lord Howth.

Eine Irische Sage.

Mehr Dinge gibt's auf Erden und im Himmel, Horatio,
Als ihr mit eurer Philosophie euch träumen laßt.

Shakspeare.

Jedermann, der die schöne Bay von Dublin gesehen hat, kennt den Hügel Howth. Dieser Hügel gab einst seinen Namen einer alten und ansehnlichen irischen Familie, deren Stamm jetzt erloschen ist, indem er in der Person des Helden meiner gegenwärtigen Geschichte zu Ende ging.

Der wunderbare Umstand, der das Leben des Lord Howth für uns merkwürdig gemacht und das ganze Lebensglück desselben entschieden hat, hätte in einer viel früheren Periode vorfallen und erzählt werden müssen, um allgemeinen Glauben zu finden; denn wie Wenige wollen im neunzehnten Jahrhundert ihrer Leichtgläubigkeit wohl noch einige Nachsicht vergönnen? Nur den Eindrücken der Kinderstube verdanken wir es, wenn es noch eine gewisse Klasse von Personen gibt, welche die süßen Täuschungen der Kindheit sich zu bewahren wünschen, die gern den Scepter der Vernunft den Händen der Phantasie übergeben und am besten unterhalten sind, wenn sie am meisten betrogen werden.

Solchen flüstere ich die folgende Geschichte in's Ohr, wie sie aus dem Munde der gegenwärtigen Bewohner der Ländereyen, die einst mit der Baronie verbunden waren, aufgenommen worden ist; ehrliche Landleute, welche behaupten, sie von ihren Großvätern gehört zu haben, die noch Zeitgenossen des Helden der Sage waren.

Der letzte Lord Howth war, wie man erzählt, einer der schönsten und vollkommensten Männer seiner Zeit; er war jung, lebhaft, großmüthig und verständig, auf eine edle Weise gastfrey, ohne jene Ausschweifungen der Tafel zu befördern, die damals in Irland gewöhnlich waren, und ausgezeichnet durch die zuvorkommendste Aufmerksamkeit in allen geselligen Verhältnissen. Aber der junge Lord hatte große Fehler; er fühlte eine fliegende Hitze, wenn er lächerlich gemacht wurde, die ihn zuweilen der Gefahr aussetzte, seinen sittlichen Grundsätzen untreu zu werden, und oft war er das Spiel des stärksten Aberglaubens. Lord Howth las Gedichte, schrieb Gedichte und, was noch mehr ist, er fühlte poetisch; wer kann es daher Wunder nehmen, wenn er für alle Sagen empfänglich war, die in der Phantasie ihre Wurzel haben?

Sein lästigster Fehler war ein so hitziges und reizbares Temperament, daß er seine Freunde beständig mehrere Male an einem Tage verlor und gewann. Immer folgten zwar die bittersten Kämpfe von Scham und Reue den Ausbrüchen der Heftigkeit; aber zuweilen kamen diese besseren Bewegungen zu spät, um eine Beleidigung wieder gut zu machen oder sich mit dem Beleidigten zu versöhnen; und nicht selten hatte er daher den Bruch von Freundschaften zu beklagen, die nie wieder Wurzel faßten und Früchte

trugen. Lord Howth war in seinem sechs-und-zwanzigsten Jahr und auf der Mittagshöhe des Ruhmes im öffentlichen und Privatleben (denn er war ein ausgezeichnetes Mitglied des Senats), als er mit einer Anzahl auserwählter Freunde nach Rockerry kam, seinem Lieblingssitz an der Seeküste.

Er war ermüdet durch einen langen Aufenthalt in Dublin; in den beyden Häusern des Parlaments daselbst waren einige wichtige Sachen verhandelt worden, an denen er lebhaften und thätigen Antheil genommen hatte, aber das Fehlschlagen von einer derselben hatte ihn in solche Leidenschaft versezt, daß er es nicht länger auszuhalten vermochte. Noch mehr war er ermüdet — durch etwas, was allerdings vielleicht unter allen Dingen das Beschwerlichste ist: durch die fortwährende Jagd, die von der Hälfte der manoeuvrirenden Mütter und herzlosen Töchter in der beau monde von Irland auf ihn gemacht wurde.

Ich glaube, daß es unnöthig wäre, hier zu beschreiben, worin die Qual und Tortur einer solchen Jagd besteht. Das reiche oder edle Opfer, das aus der ganzen Heerde zu diesem Zweck ausgespürt worden ist, sieht sich von zwanzig verschiedenen Seiten auf einmal von seinen Verfolgern bedroht; jezt wird es mit Pfeifen, jezt mit Halloh empfangen, von einer Gesellschaft zur andern gejagt, mit einem ausdauernden Eifer, der ihm nicht einen Augenblick Ruhe läßt — durch alle Arten von Schlingen und Fallen, ausdrücklich dazu gemacht, um ihn zu fangen, und zulezt ist es genöthigt, sich seinen Jägern und seinem Schicksal Preis zu geben, blos weil es keinen Athem, oder kein Feld mehr vor sich hat; — selten behält ein unglückliches Wesen, das so gejagt wird, noch Kraft genug, sich gegen seine Verfolger zu wenden und sie zu zerreißen, oder auch nur ihnen zu stehen, bis es ihm gelingt, über ihre Köpfe hinwegzuspringen und sich in einen rettenden Fluß zu stürzen.

Wenn einer meiner gegenwärtigen Leser je eine dieser zu ihrem Unglück ausgezeichneten Kreaturen gewesen ist, so wird ihm ohne Zweifel bey der bloßen Erinnerung an seine vergangenen Leiden das Blut in den Adern gerinnen. Möge er dann Theil nehmen an dem Gefühl meines Helden, das denselben belebte, als er die frische Luft seiner heimathlichen Berge athmete und für sich hin murmelte: Dank dem Himmel, ich bin frey von meiner gnädigen Loch-Erin, von ihrer tanzenden Tochter und dem ganzen Rest!

Die erste, oder die beyden ersten Wochen von Lord Howth's Aufenthalt zu Rockerry waren entzückend; so lebhaft genoß er das Vergnügen seiner Freyheit und seiner eigenen guten Laune. Da er unverheiratdet und seine Schwester in einem andern Königreiche vermählt war, so hatte er keine weibliche Gesellschaft, die ihm angehörte und es war daher für die benachbarten Familien unmöglich, sich selbst und eine hübsche Tochter bey ihm einzuquartiren, um die Stürme von Dublin hier in eine enge Einschließung zu verwandeln — er gab weder Bälle im Grünen, noch Thee- und Schlippermilchparthien, bey denen eine freundliche Matrone präsidirt hätte. Junger Damen ganz überdrüssig, ließ er seinem Widerwillen weislich Zeit sich zu setzen, ehe er sich wieder in die Gesellschaft mischte, indem er insgeheim hoffte (denn Lord Howth hatte ein Herz, das für tiefe und zärtliche Neigung nicht unempfindlich war), daß sein gutes Glück ihm eines Tages ein Wesen darbieten würde, wie seine Phantasie es sich ausmahlte und sein Herz es sich ersehnte.

Lord Howth's Gesellschafter zu Rockerry waren junge, lebendige Männer, einige von ihnen Männer von Talent, und mit jenen glücklichen Eigenschaften begabt, welche uns fähig machen, an allem Vergnügen zu finden, woraus sich irgend eine unschuldige Unterhaltung ziehen läßt. Lord Howth selbst war im Stande, der Stumpfheit selbst einen belebenden Anstoß zu geben, wenn er gerade in der Laune war, dieß zu thun. Die Jagd- und Wasserparthien zu Rockerry waren daher äußerst angenehm und da die leztern auf offner See gemacht wurden, Wind und Wetter zum Troz und mit dem Vergnügen bey denselben Gefahr verbunden war, so wurden besonders Seezüge unter den Hausgenossen bald allgemein beliebt.

Ein paarmal wären diese kühnen und unwissenden Seefahrer beynahe verunglückt und Lord Howth's Leben wurde nur durch seine Gegenwart des Geistes gerettet; seit dieser Zeit trieb er das Schwimmen als eine Art von Dienstpflicht, bis er eine vollkommene Fertigkeit in dieser nützlichen Kunst erlangt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Halt!!
Visitation der Tagesblätter.

(Fortsetzung.)

Im Leipziger literarischen Unterhaltungsblatte unterzeichnen, wie bekannt, die Kritiker mit einer Zahl. Ein Beurtheiler des Raupach'schen Trauerspiels: Isidor und Olga, glaubt aber ohne Zahl zählen zu können, betrachtet sich als eine selbstständige literarische Größe und unterzeichnet seine Kritik flottweg: Loebell. So anmaßend jedoch dieses erscheinen dürfte, so hat Herr Loebell doch offenbar mit dieser Unterschrift zu wenig gethan; denn unter fünfzig Lesern des Literarischen Unterhaltungsblattes werden sicherlich neun-und-vierzig eben so wenig wissen, wer Herr Loebell, als wer Herr 136 ist. Er hätte hinzusetzen sollen, welches Amt er bey einem adeligen Institute bekleidet; und so würde man seine Einwendungen gegen eine edle Intention des trefflichen zeitgemäßen Trauerspiels gar nicht zu lesen brauchen. Denn man würde sich es haben an den Fingern abzählen können, daß in der Beurtheilung dieses erhabenen

und freysinnigen Stückes ein aristokratisches Gespenst im Lügengewande der Milde sein Unwesen treibt und gern die Leibeigenschaft vertheidigen möchte, wenn es nur die miserable, aufgeklärte, plattliberale Zeit erduldete. Darum muß in diesem dialektisch-kritischen Schulmeisterwerke das Höchste, was die Tragödie darstellt, die Beleidigung der Menschheit im Menschen und das dadurch erweckte Gerechtigkeitsgefühl, welches sich bis zum leidenschaftlichen Voll- und Uebermaß steigert, von obigem Lehrer denunzirt werden, als eine niedrige Selbstrache eines gebornen Sklaven gegen seinen angestammten Herrn, unwürdig der Vorwurf einer Tragödie zu seyn. *Unwürdig* ist das nicht, Herr *Loebell*, aber *unangenehm* ist es, das will ich wohl glauben, wenn auf öffentlicher Bühne die Tragödie des Tages und der Umgebung dargestellt wird. Es sollen dazu nur Stoffe aus fernen Zeiten, aus fernen Welttheilen genommen werden, damit ja keine eigentliche, wirkliche, oder, wie sie es nennen, prosaische Wirkung entstehe. Die *Tragödie des Tages* nennen sie politischerweise die *bürgerliche*, um, sich hinter die Poesie versteckend, ein Anathema dagegen aussprechen zu können, das aus einer andern Quelle als aus der angeblichen Liebe zur Kunst herrührt. So will Herr *Loebell* auch hier ein- für allemal zeigen, wo die Gränze der erlaubten bürgerlichen Tragödie zu finden sey. Vergebens! Ob er der Geschichtschreiber einer bestimmten Parthey werden kann, muß sich erst noch zeigen; aber so wenig er uns glauben machen wird, daß *Shakespeare* ein heutiger Anbeter des Mittelalters ist, so wenig werden seine dramatischen Kunstgesetze in Ausübung kommen. *Raupach* weiß und braucht es nicht erst von Herrn *Loebell* zu lernen, welche Stoffe sich zur Tragödie eignen; aber dem Herrn *Loebell* sey es hier gesagt, weil er es nicht zu wissen scheint, daß es zwey Gesinnungen gibt, die darzustellen der Tragiker durchaus vermeiden muß — die eine, die des vollendeten Christen, der jedes ihm angethane Unrecht als eine Prüfung, als ein Läuterungsprozeß betrachtet und in frommer Demuth erduldet — die andere, die des absoluten Juden, der jeden Schimpf und jede Schmach sich kriechend gefallen läßt, weil die Würde der Menschheit durch seine und seiner Peiniger Schuld in ihm ertödtet ist. Der vollendete Christ ist zu himmlisch erhaben für das *Trauer-Spiel*, der absolute Jude dazu zu erniedrigt.

In dem nämlichen *Unterhaltungsblatte* findet sich, ganz gegen die Tendenz dieser Zeitschrift, eine lange, lange Apologie der Jesuiten, angeblich von einem Franzosen und mit der diplomatischen Ueberschrift: *Note*. Wie kommt Saul unter die Propheten? kann man hier fragen. Sollte dieser Aufsatz wirklich aus Frankreich eingelaufen seyn, so ist er offenbar eine von einem heimlichen Jesuiten in dieses Blatt eingeschwärzte Konterbande. —

Das *Weimarsche Modejournal* fährt mit gewaltiger Extase über eine Kritik her, die sich im Literaturblatte des Morgenblattes befindet, und die neueste Novelle *Tieks*: den Krieg in den Cevennen betrifft. Daß das Modejournal das Allerneueste der literarischen Tagesordnung verficht, ist schuldige Amtspflicht. Auch daran thut es wohl, daß es *Tiek* nicht mit *Walter Scott* will verglichen wissen, und den vielseitigen deutschen humoristischen Dichter, hoch über den stets breiten und oft flachen englischen Erzähler stellt, dessen antiquarische Mühseligkeit uns die Zahl der Knöpfe auf dem Wams seines Helden, und den Namen des Waldes, und den Stand des Baumes angibt, aus welchem die Brücke gezimmert wurde, über die er in die Burg reitet, wo die Geliebte wohnt. Aber darin irrt das Modejournal, daß es den liebenswürdig-versatilen Tiek für einen unverführbaren Helden ausgeben möchte, auf den die Mode gar keinen Einfluß ausübte. Haben doch selbst *Hoffmann*'sche Zerrbilder auf seine Produktionen eingewirkt, wie dieses der italienische Kapellmeister in seinen *musikalischen Leiden und Freuden* und seine Zaubergeschichte: *Pietro d'Abano*, nur leider allzu evident darthun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Dec.

(Beschluß.)

Henriette, erst entrüstet, dann allmählig dem Unglücklichen ihr Mitleid gewährend, will ihm nicht blos vergeben, sie will beym König die Aufhebung seiner Strafe bewirken, wenn er, statt sie mit seiner Liebe zu quälen, ihr vielmehr die ihres Gemahles wieder verschaffen und, statt sich zwischen ihm und ihr als Geist der Zwietracht zu beweisen, vielmehr seinen Einfluß auf Philipps Herz dazu gebrauchen wolle, um das schöne Glück ihrer ersten Liebe wieder herzustellen und zu befestigen. Julius scheint von der Unschuld und Güte der schönen Henriette ergriffen, er verspricht, sich in ihrer Meynung wieder herzustellen, ihre Vergebung — ihre Freundschaft zu verdienen, und Henriette ist entzückt, indem sie von dieser Willens- und Gemüthsänderung des Ritters die Herstellung ihrer Ruhe und ihres Glücks erwartet. Während dieses vorgeht, erhält der König die Anzeige aus Rom, daß Julius von Lothringen daselbst heimlich verschwunden; ein bey dem Monarchen selbst in großem Ansehen stehender Astrolog warnt vor den Gefahren, womit Henriettens Leben bedroht sey; es entdeckt sich, daß Philipp mit dem Gärtner geheime Unterredung habe, welche auf die Spur des verbannten Ritters leitet. Der König verhehlt seinen Verdacht dem Bruder in einem Zweygespräch nicht, und der Herzog beeilt sich den Freund von den neuen Gefahren in Kenntniß zu setzen. Julius zweifelt keinen Augenblick, daß es Henriette gewesen, die sein Hierseyn dem Könige aufgedeckt, er hält ihre ihm zugesicherte Vergebung für Verstellung, siehe sich von ihr getäuscht, und beschließt nun das äußerste Mittel, sich für einen solchen Verrath an ihr zu rächen: — der Rasende schwört ihr den Tod. Er will erst Klotilden bereden, ihm zur Ausführung dieser That behülflich zu seyn, aber diese reine

Seele schaudert vor Abscheu zurück. Nun trifft er einen welschen Giftmischer, der eben mit Kräutersuchen beschäftigt ist; an ihm, dem er sich schon in Rom wohlthätig bewiesen, findet er das willkommene Werkzeug des Mordes. Henriette, von Warnungsstimmen geängstigt, und von innerer Ahnung des Todes gefoltert, verlangt im lezten Akte den gewohnten Kräutertrank — man reicht ihn ihr — von Camillos, des Banditen Händen gewürzt. Der König läßt inzwischen Julius verhaften, man hört Volksgetümmel von außen; es fällt ein Schuß; bald darauf tritt der Herzog zu seiner Gemahlin herein, ihr unter den bittersten Vorwürfen meldend, daß Julius, um ihrer und des Königs unaufhörlicher Verfolgung für immer zu entgehen, sich durch eine Kugel das Leben geraubt. Und nun fällt erst die Binde von den Augen des Herzogs, und zwar auf die schrecklichste Weise. Schon will er Anfangs an Allem, was ihm Henriette über den eigentlichen Grund, weßhalb der König ihn verbannte, mittheilt, zweifeln, da tritt der Tod ihr an's Herz, und Orleans erblickt nun an der sterbenden Gemahlin selbst die Wirkung des empörendsten Verraths an der Freundschaft. Die Worte, welche der König bey dieser Todesscene spricht:

„Daß unser Leben nichts als Schatten ist
Und Ruhm und Größe nur ein eitles Spiel."

faßt zugleich die ganze Idee in sich, welche diesem Drama zu Grunde liegt. — — So viel vom Inhalt. Was die Sprache dieser Dichtung betrifft, so ist sie überaus reich an Wohlklang der Verse, und an überraschend schönen und treffenden Bildern und Gedanken. Der Dichter hat sich außer der Einheit der Handlung auch an die Einheit der Zeit strenger gehalten, ja selbst die Einheit des Orts erleidet nur eine geringe Unterbrechung. Die Darstellung gehörte in Bezug auf die Hauptrollen zu den gelungensten, die wir seit lange sahen; die Kostüme waren eben so reich und geschmackvoll als historisch richtig, und der Dichter des Belisar hat in diesem seinem zweyten Werke einen neuen Triumph gefeyert.

Im musikalischen Elemente sahen wir als Neuigkeit: **Die weiße Frau von Avenel**, Musik von Bojeldieu. Diese Oper hat nicht nur in Frankreich einen glänzenden Erfolg gehabt, sondern sich auch auf allen deutschen Bühnen, wo sie bis jezt gegeben wurde, einen Ehrenplaz gegründet. Das Buch ist interessant, und gab dem berühmten Komponisten Gelegenheit, Empfindung und Gefühl aufzuregen. Heiterkeit und Komik behalten zwar die Herrschaft, doch ist jeder für die Musik zu gewinnende Moment benüzt, und eine seltene Originalität in das Werk gebracht, wobey der Charakter immer der Situation angemessen und von dramatischer Haltung und Wirksamkeit ist. Welch ein Reichthum von feiner musikalischer Ironie und romantischen Zauber athmenden Melodien spricht an unser Ohr! — Wenn nun ein so schönes, überall beyfällig aufgenommenes Werk in München, einer der nahmhaftesten Musikstädte Deutschlands, **keinen** Beyfall erhalten hat, so ist der Grund natürlich nur in der Darstellung zu suchen. Mit dem Singen allein ist in französischen Opern nichts gethan, hier bedarf es auch Schauspieler. Außer Dem. Sigl, die in der Rolle der weissen Frau allen Anforderungen der Kunst entsprach, hat keiner der Darstellenden Vorzügliches geleistet. Am meisten Anstoß gab die Rolle der Jenny, die zum Gelingen des Ganzen so wichtig ist, und das Talent einer **ersten** Sängerin und Schauspielerin in Anspruch nimmt. Die Vortrefflichkeit der Chöre und des Orchesters muß gerühmt werden. —

In der Rolle der Ninetta in der diebischen Elster sahen wir als Gast Dem. **Stern** aus Ihrem Stuttgart. Sie hat eine schöne, metallreiche Stimme von bedeutendem Umfang, und verräth Geschmack im Gesang, wenn wir auch ihre Methode, zumal den Vortrag ihres Rezitativs und ihre Gesichtverzerrung tadeln müssen. Eine schöne Stimme ist doch immer die Hauptsache, das andere kann man sich bey gutem Muster aneignen. In sofern freuen wir uns, daß die Sängerin für zweyte Partien bey unsrer Hofbühne angestellt worden ist; wie sie in Ensemblestücken durchzugreifen versteht, zeigte sie uns in dem Quintett des zweyten Akts in der Stretta, wo uns durch die Kraft und Fülle ihres hohen Soprans die Schönheit dieses Musikstücks recht bemerkbar wurde. Die Wahl ihrer zweyten Rolle, Elvira in Don Juan, können wir nicht gut heißen, in sofern sie nämlich zu wählen hatte. Diese Rolle ist eben so schwer als undankbar, und wir kennen größere Sängerinnen, die an dieser Klippe gescheitert sind. Nach unserer unvergeßlichen **Schechner** war es Dem. Stern vollends unmöglich, darin zu genügen.

— y.

London.

Man sieht und hört täglich so viele Jeremiaden über das Sklavensystem, die Freunde der Afrikaner sind so geschäftig, theils aus mißverstandenem Eifer, theils aus unedleren Gründen die Welt mit wahren und falschen Bildern von dem Elende der in Sklaverey lebenden Neger und dem Glücke und der Wildsamkeit der in Freyheit lebenden Afrikaner zu überschwemmen, daß es mir die Billigkeit zu erfordern scheint, auch von Zeit zu Zeit die Ansicht solcher Augenzeugen mitzutheilen, die ihre Erfahrung zu einem jenem entgegengesezten Schlusse geführt. So schreibt z. B. ein Offizier (der Verfasser eines kürzlich erschienenen Werkes: the Subaltern, in der zweyten Ausgabe eines älteren Werkes: A Narrative of the Campaigns of the British Army at Washington and New Orleans, in 1814, 1815) folgendes: „Ich sah die Zubereitung des Zuckers, und besuchte mehrere Krankenhäuser, deren jedes Gut zum Behufe der Neger eines hat. Ich zog auch viele Erkundigungen über den Zustand der Sklaven ein, besah ihre Hütten, und untersuchte sogar ihre Nahrungsmittel; und ich muß gestehen, daß ich durch diese Forschungen vieles von den Vorurtheilen verlor, welche mir sonst der Name Sklaverey einzuflößen pflegte. Es liegt etwas in dem Gedanken der Leibeigenschaft, welches für Personen, die die Freyheit als Erbe erhalten haben, etwas sehr Empörendes hat; und es gibt kein Uebel, welches solche Menschen nicht lieber ertragen würden als daß sie diesem Erbtheile entsagen sollten. Aber am Ende ist das Elend des einen Zustandes, und das Glück des anderen blos in der Einbildung. So weit das wirkliche Wohlbefinden damit zu thun hat, so sollte ich denken der Negersklave in Jamaika sey ein glücklicherer Mann als der Bauer in England. Wie der Soldat wird er wohl genährt, gekleidet so viel er's bedarf, hat ein gutes Bett, worauf er schläft, hat keine Familiensorgen, und braucht für Alles dieses nur eine gewisse Anzahl von Stunden im Tage zu arbeiten. Freylich wird er geschlagen, und darf nicht widerstehen; aber er wird nie geschlagen, wenn er es nicht **verdient** (!?): und ein Mensch, der nicht durch ein zartes Ehrgefühl geplagt, oder wenn man will, veredelt ist, leidet von einer Tracht Prügel keine andere Schmerzen als die, welche ihm die Prügel selbst verursachen."

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Januar 1827.

Er sey mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebt! Engelgefühle sind
ihm nicht bekannt.

Fr. L. Gr. v. Stollberg.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Als die Jahrszeit vorrückte und nach und nach ernsthaftere Stürme mit sich brachte, mußten alle Wasserbelustigungen unvermeidlich aufgegeben werden. Lord Howth bedauerte dieß um so mehr, als er einen natürlichen Abscheu vor allen Uebungen hatte, die einem andern lebendigen Wesen Schmerz verursachen; und obgleich er zu sehr fürchtete, sich lächerlich zu machen, als daß er diese Weichheit bekannt hätte, auch nie bey dem Tode eines Wilds zugegen war oder den flatternden Fall eines Vogels sah, ohne einen innerlichen Schauder zu empfinden.

Zuweilen wagte er es zu sagen, daß, wer auch immer dieß thun möchte, es doch ihm nicht zukäme, der so oft durch sein heftiges Temperament verletze, auch auf andere Weise Schmerz zu machen, und eine solche Erklärung war noch nie mit Spott aufgenommen worden.

Nachdem der Aufenthalt zu Roskerry einen Monat gedauert hatte, wurde es eine Frage, wie man die leere Zeit ausfüllen und Abwechslung in die Vergnügungen bringen sollte: — es wurde vorgeschlagen, sich einmal in Holzfäller zu verwandeln und bey dem Fortschaffen einiger häßlichen Bäume behülflich zu seyn, die eine alte Wassermühle auf dem Gut überdeckten. Dieß malerisch-schöne Gebäude (das Studium manches wandernden Landschafters) war ein Lieblingsort des Lord Howth, der in seinen melancholischen und poetischen Stunden sich gern dahin an das steile und bewaldete Ufer zurückzog und, hingeworfen auf das glänzend grüne Moos, den Fall des Baches über das einer Höhle ähnliche Bett, das er sich durchgebrochen hatte, beobachtete. Hier konnte er Stunden lang liegen, zuweilen durch den eintönigen Schall des Rades in eine süße Betäubung eingeschläfert, dann wieder zu lebhaften Phantasien erweckt durch das Funkeln des im Kreise herumgewirbelten Wassers.

Um die romantische Schönheit dieser Stelle vollkommen zu machen, schlug Lord Howth vor, einige entstellende Gegenstände fortzuschaffen, welche außer seinem geübten Auge schwerlich ein anderes bemerkt haben würde, und nachdem er zu diesem Zweck sich selbst und seine Gefährten mit Sägen und Beilen versehen hatte, machte er sich an einem schönen Oktobermorgen auf den Weg nach der Mühle.

Eine frische Herbstluft vertrat die Stelle witzerweckenden Champagners; und vielleicht war diese kleine Gruppe von muntern jungen Männern nie in höherem Grade das gewesen, was man „gute Gesellschaft" nennt, als während sie hier an den Ufern eines namenlosen Baches umherschwärmten, ohne ein schönes Auge, das sie bewundert, oder ein schönes Ohr, das sie gehört hätte. Jeder verrichtete das ihm auferlegte Geschäft mit sorgloser Heiterkeit, indem sie einander über das Wasser von den Ufern, wo sie knietief in üppigem Grase standen, manches unterhaltende oder lächerliche Witzwort zuwarfen.

Einer der unthätigsten war bey Lord Howth zurückgeblieben, der eben die Frage aufwarf, wie viel von einem

schattigen Maßholder übrig bleiben sollte, als eine Ratte aus dem Wasser heraufguckte und darauf sich unter den Schutz einiger am jenseitigen Ufer blühenden Schwertlilien begab, wo sie in Sicherheit saß und ruhig die Holzfäller anblickte.

Wasserratten sind sprüchwörtlich häßlich, aber diese Ratte war ungewöhnlich schmal und zierlich; ihr Leib war von einem silbernen Grau, mit wenigen Linien von glänzendem Schwarz gestreift, und ihre kleinen Augen funkelten von Diamantenfeuer.

Als dieß Geschöpf so zutraulich umschauend da saß, bemerkte Lord Howth laut seine Artigkeit und Furchtlosigkeit; sogleich hezte sein Begleiter einen Dachshund, um sie zu fangen und herauszuholen. Mit kaltem Blute ein Leben zerstören zu sehen, war Lord Howth unerträglich; er sprang im Augenblick über den schmalen Bach und ergriff den Hund, der die schreyende Ratte fahren ließ und sich kühn gegen den neuen Feind wandte, der ihn zurückhielt. Lord Howth's grobe Jacke schützte seinen Arm. Wie zornig er den Dachshund züchtigte, will ich hier, da uns sein Temperament bereits bekannt ist, nicht beschreiben; die Ratte war gerettet und rannte schnell hinweg, doch waren einige Blutspuren auf ihrem Silberkleide sichtbar, als sie unter den Schutz des Schilfes floh, welche Lord Howth veranlaßten, sich heftig gegen den Muthwillen zu erklären, der sich blos zu selbstischer Unterhaltung am Schrecken und Zerstören ergötzen könnte.

Zum Glück nahm der junge Mann, auf den sich dieß bezog, zum Scherz den Schein an, als reue ihn seine That, er bekannte seinen barbarischen Leichtsinn und ging an seine Beschäftigung zurück, und da er auch nicht einmal ein Wort für seinen Hund einmischte, so zertheilte sich die Wetterwolke auf Lord Howth's Brauen. Ein so unbedeutender Vorfall war daher lange vergessen, ehe der Tag sich neigte; ein gesellige Abendmahl verscheuchte alle unangenehmen Erinnerungen, und als unser Held sich in sein Schlafgemach zurückzog, war er in der harmonischsten Stimmung des Gemüths. Seine Herrlichkeit war gewohnt, wenn er mit Gästen auf dem Lande war, mit denen er den Tag über viel Zeit zubringen mußte, diesen Verlust dadurch wieder zu ersetzen, daß er jede Nacht noch zwey oder drey Stunden las. Er hielt jezt seinen Diener nur einen Augenblick zurück, wechselte sein Kleid gegen einen Schlafrock und saß nieder, mit einem ungeheuren Folianten vor sich, um, wie man sagt, steif zu lesen.

Indem er zufällig die Augen gegen den vordern Theil des Gemachs wandte, fielen dieselben auf etwas Glänzendes in einem Winkel; zuerst nahm er es für einen Diamanten, der vielleicht aus dem Griff seines Staatsdegens herausgefallen war, und er stand eben auf, um sich davon zu überzeugen, als der funkelnde Gegenstand sich bewegte und er nun wahrnahm, daß jenes kleine glänzende Licht von den Augen eines lebenden Geschöpfes ausginge. Den nächsten Augenblick darauf sprang dasselbe durch die Oeffnung in dem eichenen Getäfel, von wo aus es ihn beobachtet hatte, und rannte schnell über den Boden gegen seine Füße hin.

Lord Howth zog sich zurück; denn bey all seiner zarten Rücksicht für die demüthige Kreatur hatte er doch einen natürlichen Abscheu für Ratten, der wahrscheinlich seinen Ursprung in einer Sage hatte, die ihm oft erzählt wurde, als er noch in der Kinderstube war, nämlich, daß der lezte des Hauses Howth seinen Tod durch ein Thier dieser Gattung finden sollte. So wie der Lord sich zurückzog, stand die Ratte still und blickte ihn, wie seine poetische Phantasie ihn glauben ließ, mit einem Ausdruck von Dankbarkeit an; dem sey, wie ihm wolle, seine Phantasie war aufgeregt und er blieb ruhig.

Wieder wagte das Geschöpf sich zu nähern; und indem es eine Bewegung machte, welche die Aufmerksamkeit des Lord auf den Rücken desselben zog, bemerkte er drey kleine Blutflecke auf demselben, die so genau denen glichen, welche er an der geretteten Ratte des Morgens gesehen hatte, daß er nicht anstehen konnte zu glauben, daß dieß dasselbe Thier sey, und sein Erstaunen über das Gefühl und Gemüth einer Ratte war daher außerordentlich.

Das kleine Geschöpf schlich noch näher, der Lord zog sich zurück; die Ratte zog sich darauf schüchtern auch ihrer Seits zurück, aber nicht wie aus Furcht, denn ihre kleinen glänzenden Augen blieben auf ihren Retter geheftet, und alle ihre Bewegungen schienen den Wunsch auszudrücken, ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Allmählig wurde Lord Howth ergözt durch ihre schnellen Annäherungen und ihr plötzliches Zurückweichen und interessirt durch den ungewöhnlichen Umstand, zuerst, daß sie den Weg zu dem Hause gefunden hatte, und dann in sein besonderes Gemach, und dieß von einer solchen Entfernung wie von der Mühle.

Ein Mann von gewöhnlichem gemeinem Menschenverstand würde ein solches Wunder viel schwerer zu begreifen gefunden haben als die natürliche Annahme, daß dieß eine andere Ratte sey, die zufällig auf eine ähnliche Weise verwundet worden wäre, wie der Gegenstand seiner neulich gezeigten Humanität. Aber Lord Howth hatte mehr romantischen als gemeinverständigen Sinn, wo sein Gefühl mit in Anspruch genommen wurde, und er triumphirte nun über diese Bestätigung des Glaubens, zu dem er sich schon lange bekannt hatte, daß alle lebenden Geschöpfe mehr oder weniger mit einem vernünftigen Princip begabt wären — Seele wagte er es nicht zu nennen.

Nachdem so in einer Art von abwechselndem Annähern und Zurückbeben vor der Beobachtung des Lords einige Zeit vergangen war, zog sich die Ratte langsam zu der Wand, aus der sie hervorgekommen war, zurück, und dar-

auf, nach einem zweyten langen Blick auf ihren Retter, verschwand sie augenblicklich.

(Die Fortsetzung folgt.)

H a l t ! !
Visitation der Tagesblätter.

(Fortsetzung.)

Das Literaturblatt des Morgenblatts gibt uns die Uebersetzung einer Kritik des Goetz von Berlichingen, die der aus der Nachfolge Fr. Schlegel's und Haller's hervorgegangene Baron Eckstein zu Paris in seiner Zeitschrift: le catholique, geschrieben hat. Daran thut das Literaturblatt wohl, weil dieser Baron bey weitem geistreicher als Herr von Haller, offenherziger als Fr. Schlegel, und seine Beurtheilung Goethe's beachtungswerther, als so manche deutsche ist. Darin aber irrt das Literaturblatt, daß es diese Kritik für eine französische Ansicht hält und ausgibt. Wer die kritischen Bemühungen des Herrn von Eckstein in dem drapeau blanc und in dem catholique nur oberflächlich kennt, oder auch diese Uebersetzung nur näher ansieht, muß sich leicht überzeugen, daß hier von einem französischen Urtheil gar nicht die Rede ist, sondern daß im Gegentheil die französischen Urtheile über Goethe und die deutsche Dichtkunst von einem Deutschen berichtigt werden sollen; eine Intention, die um so verdienstlicher und nöthiger ist, als selbst die vorurtheilsfreyeren der französischen Kunstrichter sehr weit, sogar im sprachlichen Verständnisse deutscher Dichterwerke, zurück sind. Des Baron Ecksteins Kritik Goethe's ist die individuelle Ansicht eines Deutschen, der in einem bestimmten Verhältnisse seit längerer Zeit in Paris lebt, und was in derselben französisch klingt, sind nur Eigenheiten der fremden Sprachformen, die vielleicht in dem ursprünglichen Mannskripte nicht einmal stattfanden. — Das Literaturblatt gibt in der Fortsetzung dieses Artikels auch des Herrn von Ecksteins Kritik der andern dramatischen Werke Goethe's. Daß hier lauter Neues und Gutes sollte gesagt seyn, wäre zu viel verlangt. — Stella und Klavigo blieben dem Kritiker unverstanden; für Iphigenie fehlt ihm der Standpunkt, die moderne Grundidee im antiken Gewande zu erfassen; die tieferen Schönheiten Tasso's, wie dessen ebenfalls nicht auf der Oberfläche blinkende Tragik dürfte nur ein Künstlergemüth ganz erfassen können, und zwar ein ächtes, das heißt ein ewig-jugendliches und freyes! — Merkwürdiger als derley schon mannigfaltig-dagewesenes Mißverstehen des der Natur ähnlichsten, das heißt des am meisten plastischen und objektiven Dichters des Jahrhunderts ist das Lob, das demselben hier ob seinem Faust ertheilt wird. Da verräth sich der Jünger einer esoterischen und allein- und heimlich-herrschen-wollenden Priesterlehre auf eine so naive Weise, daß man nur lächeln kann, ohne ihm böse zu werden. Es war — das ist der kurze Sinn des langen Lobes — es war, so heißt es, eine würdige Aufgabe für den großen Dichter, der den Don Juan des Wissens schildern wollte, den Erfinder der Buchdruckerkunst vom Teufel holen zu lassen, den Erfinder dieser heillosen, fluchwerthen Höllenkunst, die das Volk verführt und das Heer der Halb-Wisser erzeugt. Da fällt uns ein Wort aus einer Posse ein, die uns kürzlich in die Hand kam: Staberl in höheren Sphären, von L. Robert. Gerade wie der Herr von Eckstein sich über die Halb-Wisser beklagt, sagt dort der Wiener Schirmmacher, als ein paar Mohren halbes Vieh genannt werden: „Nur halbes? Schad', daß es nicht ganzes ist, selbiges wär' leichter zu regieren.“ — Weder Halb-Wisser und noch weniger Ganz-Wisser kann jene Kaste gebrauchen, sie bedarf der Gar-nichts-Wisser, und daher ist ihr die Presse die Wurzel alles Uebels, und eine Erfindung der Hölle. An allem Unheil muß die Presse Schuld seyn; und auch selbst da, wo es gar keinen Anlaß gibt ihrer zu erwähnen — wie bey Gelegenheit des Goetheschen Faust, wo nicht eine Sylbe von der Erfindung der Buchdruckerkunst vorkommt — muß der Bannfluch gegen sie ausgerufen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Fortsetzung.)

„Was die Behandlung der Sklaven betrifft, so ist das Geschrey, welches man in England gegen die Aufseher erhebt, ganz abgeschmackt. Niemand, wie unmenschlich er auch seyn mag, wird muthwillig sein Eigenthum zu Grunde richten. Derselbe Grundsatz, welcher einen englischen Pächter verhindert, sein Pferd zu überarbeiten oder zu mißhandeln, verhindert den westindischen Kaufmann seinen Sklaven zu überarbeiten und zu mißhandeln. Auch ist es den Sklaven nicht verboten, etwas für sich selbst zu thun; und sie haben mehrere Stunden des Tages zu eigen, während welcher sie sich nach Belieben Geld verdienen oder unterhalten können. Ihre Nahrung ist freylich von grober Art, aber sie ist gesund, und so wie sie sie allzeit gewohnt gewesen; ihre Wohnungen sind nicht schlechter als die, welche man im Allgemeinen den Armen in einer Gemeinde zuweist; und wenn sie krank sind, so bringt man sie in Hospitäler, wo sie wie Leute von Stande verpflegt werden. Aber sie sind vor Allem von Familiensorgen frey. Sie wissen, daß ihre Kinder dieselbe Behandlung erhalten werden wie sie selbst, daß es ihnen nie an Nahrung, Kleidung und Wohnung fehlen wird, und sie sterben daher ohne jene Angst, welche so oft den armen Arbeiter in England auf dem Todtenbette quälet... Daß sie Sklaven sind ist wahr, aber die meisten dieser Sklaven haben nie gewußt, was Freyheit ist, und können daher nicht nach dem schmachten, was sie nie gekannt. Freylich haben sie in den lezten Zeiten, Dank sey es den menschenfreundlichen Leuten, die ohne die Lage derselben

aus Erfahrung zu kennen, sie so laut bedauert haben, daß ihr Bedauern zu ihnen über's Meer gedrungen ist, angefangen sich über die Beraubung ihrer Freyheit zu beklagen; und Neger, welche früher lustig und vergnügt waren, sind jezt trübsinnig und mißvergnügt, und zu den verzweifeltsten Unternehmungen reif. Ein Beweis aber, wie thöricht sie sind, ihre Freyheit zu verlangen, wenn man ihnen nicht zugleich auch die Inseln einräumte die sie bewohnen, ist es, daß bey weitem die meisten Neger, welche von ihren Herrn die Freyheit erlangt haben, nachdem sie eine Zeitlang im größten Elend umher gewandert, es als eine Gunst erflehen, wieder in ihre vorige Sklaverey zurückkehren zu dürfen. Die Maroons sind freye Neger, welche ganz abgesondert in den blauen Bergen leben, und als Freunde und Bundesgenossen der englischen Regierung angesehen werden. Sie wohnen in mehreren Dörfern oder Städten, wie man sie nennt, in den wildesten Gegenden des Innern, meistentheils am Ufer eines Flusses. Sie haben ihre eigenen Beamten und Geseze; aber an der Spize eines jeden dieser kleinen Gemeinwesen ist ein Europäer, welcher zu gleicher Zeit als Abgesandter von den Weisen und Oberhaupt des Ortes gilt. Sie sind sehr nüzlich im Zurückbringen der entlaufenen Sklaven, wofür sie eine gewisse jährliche Bezahlung und Waffen und Munition empfangen. Sie sind ganz schwarz, und gleichen beynahe in allen Stücken den Negern Afrika's, nur daß ihre Gesichtszüge nicht im Allgemeinen so flach, und ihre Haare nicht immer wollig sind. Einige ihrer Weiber sind vorzüglich schön. Sie sind jedoch sehr ausgeartet, indem während des Kriegs mit ihnen eine Menge anderer Neger sich zu ihnen flüchtete, und sich mit ihnen vermischte, ein Umstand, welcher die Schönheit der Race sehr vermindert hat, und ihre ursprünglichen Züge gänzlich zu zerstören droht. Wo sie zuerst hergekommen, weiß man nicht. Aber es ist gewiß, daß sie ehemals Sklaven auf der Insel gewesen, aber den Muth gehabt sich durch die Flucht zu befreyen, und diejenigen, welche sie in einem langen und hartnäckigen Kriege zu ihren Ketten zurückzubringen suchten, zu zwingen, sie im ruhigen Besiz ihrer, von der Natur gebildeten, Festen zu lassen. Jezt treiben sie mit den Europäern einigen Handel mit Federn, Vögeln und Fellen, und leben in der Nähe eines Wassers von Fischen, und anderwärts vorzüglich von der Frucht des Plantanenbaumes. Ihre Städte bestehen aus zwey sich einander durchkreuzenden Straßen, und jede Hütte ist von einem kleinen Garten umgeben, worin süße Pataten, Jams und andere gemeine Küchengewächse gezogen werden. Die Hütten selbst gleichen in Allem den Wohnungen der Sklaven; nur daß sie weniger Niedliches und Bequemes an sich haben, so wie überhaupt in Nahrungs- und Lebensweise die Maroons den Sklaven nachstehen. Auch sieht man es offenbar an der Art, wie sie sich gegenseitig beschäftigen, daß diese freyen Neger nicht so glücklich sind als die Sklaven. Wenn man durch ein Dorf der lezteren kömmt, nachdem das Tagewerk vollendet ist, so sieht man sie tanzen, oder sich in männlichen Körperbewegungen üben. Zu welcher Stunde aber man durch eine Stadt der Maroons komme, so sieht man die Bewohner in träger Unthätigkeit vor ihren Hüttenthüren sizen, und so sehr von Langeweile darnieder gebeugt, daß sie sich kaum die Mühe geben, den Reisenden anzusehen. Wenn sie nicht der Hunger zu einem Plantanenbaum treibt, oder sie nicht einen entflohenen Sklaven zurückzubringen und die Belohnung dafür zu holen haben, bewegen sie sich selten von der Stelle; und sogar ihr kleiner Handel wird nur mit denjenigen getrieben, die zu ihnen kommen." Alles dieses sind freylich keine Gründe für die ewige Fortdauer der Sklaverey der Neger; aber es ist doch genug, um zu zeigen, daß der Eifer derer, welche so sehr auf die Befreyung derselben drängen, zum wenigsten unzeitig ist. Es ist jezt anerkannt, selbst von den Redlichen unter der afrikanischen Gesellschaft, daß die kostspielige Anstalt von Sierra Leone weder zur Erziehung und Beglückung der von Sklavenschiffen befreyten Neger, und noch viel weniger zur Bildung der umwohnenden Völker vom geringsten Nutzen ist. Die dahin verpflanzten Neger, jezt 10 bis 12,000 an der Zahl, bekennen sich zum Theil zur christlichen Religion, aber nur in ihren eigenen Formen, und Personen, welche dort gewesen, versichern, daß der Leichtsinn, womit sie des Sonntags dem Gottesdienste beywohnen, und nach demselben sich einander auf der Straße ihre Bemerkungen über Gott zurufen, ganz empörend ist. Dabey haben sie noch alle ihre ursprüngliche Wildheit, Trägheit und Wollüstigkeit an sich, und nichts als eine sklavenmäßige Behandlung unter dem glänzenden Namen der Freyheit vermag sie in Schranken zu halten. Die Schuld daran mag nun freylich großen Theils in dem Charakter der Neger liegen, aber man muß auch gestehen, daß die Anstalten, die man bisher zu ihrer Besserung getroffen, nicht berechnet waren, diesen Zweck herbeyzuführen; und waren auch die Anstalten gut, so waren es doch selten die Personen, denen sie zur Ausführung anvertraut gewesen. Das schreckliche Klima, welches so vielen Tausenden das Leben geraubt, scheint nur Fanatiker, oder Leute, die sonst in der Welt nichts mehr zu gewinnen haben, einzuladen, sich dem Bekehrungs- und Regierungsgeschäft der dortigen Neger zu unterziehen, wenn anders ihre militärische Pflicht sie nicht dahin zu gehen zwingt. Frauen über dem Rang des gemeinen Soldatenweibes finden sich nie dort, und folglich kein Mittel, die rohen Sitten verzweifelter Menschen in Schranken zu halten. Und so ergeben sich fast alle dort anwesenden Europäer jeder Ausschweifung der Wollust und des Geizes, und stellen den Negern nur die schändlichsten Beyspiele vor Augen. Auf diese Weise ließ sich freylich wenig Gutes von der Anstalt erwarten. Es heißt daher auch die brittische Regierung sey entschlossen, jene Niederlassung, der es noch obendrein zu einem leichten Handelsverkehr mit dem Innern an Flüssen fehlt, zu räumen, und eine andere in der weit besser gelegenen Bucht von Benin zu begründen; ein Entschluß, dessen Ausführung besonders durch die Mittheilung von Kapitän Clapperton, daß der Niger, nachdem er den besten Theil Afrika's durchströmt, sich wirklich in diese Bucht ergieße, beschleunigt worden seyn soll.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 6.

Augapfel.

Charade.

Drey Sylben.

Die ersten Sylben zieren
So manches Hanshofs Rund durch buntes Farbenspiel.
Auch nuzen sie zu Tisch und in der Wirthschaft viel.
Der lezten Sylbe Werth scheint fast sie zu verlieren.
Inhaber zählet sich zu den vierfüß'gen Thieren;
Doch daß auch Menschen oft den Namen müssen führen
Zum Schimpf von Menschen, bringt ihm viel Verdacht;
Doch bringt es ganz ihn nicht in Aberacht;
Denn ruhig ist er, treu, ein Bischen Sans façon,
Und kläfft er manchmal auch im Recensententon,
Mag man ihn meist doch mehr als diese Herrchen leiden —
Das Ganze ist die Species davon
Und nimmer wird sich gern ein Waidmann von ihm scheiden.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Januar 1827.

Der Triumphbogen der Sittlichkeit ist ein Regenbogen, durch welchen noch kein Sterblicher gezogen, und den Keiner über seinem Haupte gehabt hat, Einer ausgenommen, der aber selber als Sonne unter den Wolken stand.

Jean Paul.

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Es lag in Bonaparte's Politik, alle bedeutenden Männer in sein Interesse zu ziehen; Talma hatte sich aber da so wohl befunden, daß ihm, bey Rückkehr der Bourbonen, die Einbuße einer jährlichen außerordentlichen Pension von achtzehntausend Franken, die bedeutenden Nebengeschenke nicht einmal gerechnet, welche ihm bey besondern Veranlassungen zugeflossen waren, sehr schmerzhaft fallen mußte. Daher seine unverhaltene Opposition gegen die Umgestaltung der Dinge, daher, besonders in den ersten Jahren, seine Erbitterung gegen alle diejenigen, welche sie herbeygeführt hatten. Daß er dabey, besonders in kleinen Zirkeln, alles Maß und Ziel vergaß und auf die Individualität der anwesenden Personen gar keine Rücksicht nahm, ward die Ursache, daß ich, wie schon oben gesagt, nach sechs Monaten auf das Vergnügen seines Umgangs Verzicht leisten mußte. Jener Verlust hatte seine ökonomischen Verhältnisse um so fühlbarer derangirt, als er früher auf einem sehr glänzenden Fuß gelebt und besonders auf den Bau und die Ausschmückung seines Landhauses zu Brünoy, in der Nähe von Paris, sehr große Summen verwandt hatte. Die Baulust verließ ihn selbst späterhin nicht und er opferte ihr nicht allein die Equipage, sondern sogar einen großen Theil seines frühern häuslichen Aufwandes. Seine damalige Oekonomie ging so weit, daß er sich auf seinen Gastrollenreisen häufig des öffentlichen Postwagens oder der Briefpost bediente.

In seinen unmittelbaren häuslichen Verhältnissen herrschte eine Spannung, welche Erstaunen und Mitleid zugleich erregte. Mehrere Pariser Blätter haben sich über diesen Gegenstand Mittheilungen erlaubt, welche an Indiskretion gränzen. Ich begnüge mich, wie billig, nur solche Einzelnheiten anzuführen, welche zur Charakteristik Talma's gehören. Schon seit längern Jahren von seiner Gattin getrennt (nicht geschieden), lebte er in einer Verbindung, welche ihn, obgleich daraus bereits mehrere Kinder entsprossen waren, eben so wenig glücklich machte als seine frühere Ehe. Der Hauptgrund lag in dem Hofe, welchen ihm nicht allein sämmtliche tragische Schauspielerinnen des Théâtre françois, sondern auch alle fremden, welche auf demselben angestellt zu werden, ja sogar die Zöglinginnen der königlichen Deklamationsschule, welche auf denselben zu debütiren wünschten, mit einem Eifer machten, welcher ebensowohl eine Folge seiner Künstlereinsicht als seines Einflusses in die innern Angelegenheiten des Theaters war. Talma nahm sich in diesem dramatischen Harem von Künstlerinnen wie ein ästhetischer Sultan aus, gerieth aber, da man sich oft mit nicht geringer Erbitterung um das Schnupftuch seines Beyfalls stritt, nicht selten sowohl von seinen häuslichen Mitteln aus, als unter den artistischen Odalisken, hart in's Gedränge. Am auffallendsten war dieß der Fall, als er im Jahr 1816 zwischen der Duchesnoy und der Georges mitten drin stand und, von

Beyden gezerrt, nicht wußte, zu welcher er sich wenden sollte. Ueberdem war es seine Sitte, sich auf seinen Reisen von einer oder der andern disponibeln Schauspielerin, welche gewöhnlich selbst von ihm gebildet worden war, begleiten, oder an Ort und Stelle erwarten zu lassen, um durch den Mangel eines tüchtigen weiblichen Subjekts in den Provinzen nicht in seinen Darstellungen gestört zu werden. Alle diese Umstände waren natürlich eben so wenig geeignet, ihm in seinen vier Pfählen als hinter den Koulissen Ruhe zu verschaffen. Da war es sonderbar anzusehen, wie den Mann, welcher jeden Abend Krone und Scepter handhabte, mit Gift und Dolch kramte und seine Hände in Menschenblut tauchte, ein oder das andere armselige Weib in eine Abhängigkeit versetzen konnte, welche sich nicht selten höchst schülerhaft ausnahm.

Als wäre es ihm vom Schicksale bestimmt gewesen, nirgends eigentlich glücklich als auf den Brettern zu seyn, lebte Talma selbst mit seinen Kameraden, Lafond ausgenommen, stets in Hader und Feindschaft. Mir schien dabey das Unrecht durchaus auf Talma's Seite zu seyn. Verstimmt, ja nicht selten wahrhaft niedergebeugt von den mancherley Einwirkungen, welche ich eben geschildert habe, trat er unter die übrigen Mitglieder des Theaters, deren Talente ihm nichts weniger als Bewunderung abnöthigten, mit dem ganzen erdrückenden Gefühle seiner Ueberlegenheit und verlezte dadurch die Eigenliebe derselben um so empfindlicher, als es ihnen nur zu sehr bekannt war, daß sie ohne ihn nichts vermochten. Es kränkte, ja es ergrimmte ihn, daß er, obgleich sein Name auf dem Anschlagzettel allein vermochte, jeden Abend das Haus zu füllen (was selbst der Mars bey weitem nicht so oft gelang), keinen größern Antheil an der Einnahme hatte als alle übrigen Societaires, selbst den untauglichsten nicht ausgenommen. So kam es, daß er bey der jedesmaligen neuen Wahl des Theater-Komité von demselben entweder ausgeschlossen, oder daß er selbst, darin aufgenommen, auf die Stelle verzichtete und die übrigen schalten und walten ließ, wie es ihnen gut schien. Selbst die größern Versammlungen der Mitglieder, deren jede Woche eine stattfindet, worin die administrativen Angelegenheiten des Theaters, die Aufnahme der Schauspieler, die Annahme der Stücke nach vorhergegangener Vorlesung derselben von den respektiven Verfassern u. s. w. verhandelt werden, besuchte er höchst selten; sein ganzes Thun und Lassen beschränkte sich darauf, in die Proben zu gehen, Abends zu spielen und (seine eigenen Worte) „de faire recette.“ Da er schon längst pensionsfähig geworden war, so entstand bey jedesmaligem Ablaufe der neu-kontrahirten Zeit dieselbe Scene, von seiner Seite gedrohter Abgang oder Gewährung größerer Vortheile, d. h. Vermehrung der sogenannten Feux (außerordentliche Bezahlung für jede Vorstellung, in welcher der Schauspieler die Bühne betritt), Urlaub oder Verlängerung desselben, Gratifikationen u. s. w. und von Seiten der Societaires anfangs Sträuben, endlich aber Zugeständniß aller oder doch der meisten seiner Forderungen. Wahrscheinlich hat er in den lezten Jahren seines Lebens theils durch diese immerwährenden Steigerungen der Feux, durch die Gratifikationen und den verlängerten Urlaub, andern Theils durch die jährliche Pension, welche, wenn ich mich nicht irre, die Regierung ihm unter der Hand bewilligt hatte, eine Einnahme gehabt, welche der unter Buonaparte wo nicht gleich, doch sehr nahe gekommen seyn mag.

(Der Beschluß folgt.)

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Morgen wurde die Begebenheit von Lord Howth erzählt, mit vielem Rühmen seiner richtigen Beurtheilung der Fähigkeiten der niedern Geschöpfe. Alles brach natürlich in ein lautes Gelächter aus; aber da der Lord selbst darin einstimmte, so wurde die Heiterkeit nicht unterbrochen, und er bestand daher großmüthig auf seiner Behauptung, daß es die gerettete Ratte gewesen sey, die seiner Spur in das Haus gefolgt und in sein Gemach geschlichen sey zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. „Sie hatte, sagte er, dieselben Streifen von Agatschwarz über das Grau ihres Fells herab, ihre Barthaare waren eben so ausgezeichnet durch ihre Länge, ihre Augen durch ihren Glanz“ — kurz er war entschieden zu glauben, daß es seine Ratte war, und keine andere.

Des Lords hohe Meynung von dem Gefühl der Thiere ging indessen nicht so weit, ihn zu der Einbildung zu verleiten, daß er seine Ratte je wieder sehen würde. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er bey seinem Eintritt in sein Gemach auch die zweyte, dritte, vierte und so alle folgenden Nächte sich wieder von diesem seltsamen Thier besucht sah!

Da er wohl wußte, daß eine Wiederholung dieser Materie ihn unvermeidlich dem Verdruß aussetzen würde, der Gegenstand gehässiger Bemerkungen und Sarkasmen zu werden, so hütete Lord Howth sich jezt seiner nächtlichen Besuche zu erwähnen, obgleich er und die Ratte nach und nach so gesellig geworden waren, daß die leztere die ganze Zeit über, so lange ihr Retter las, still saß, ihn anblickte und beobachtete, so daß er selbst oft sein Buch bey Seite legte, um lachend einen Ausruf über seine Thorheit auszustoßen, daß er sich so von einer Ratte bewundern lassen könne.

Jede Nacht waren die Besuche der Ratte von längerer Dauer, bis sie sich zulezt durch die ganze Nacht ausdehnten, bis zu der Stunde, wo Lord Howth aufstand und in

sein Ankleidezimmer ging, wohin die zartfühlende Ratte ihm niemals folgte.

Eines Morgens erschien sie zu Seiner Herrlichkeit Erstaunen plötzlich im Speisesaal, gerade als die Gesellschaft im Begriff war, sich zum Frühstück niederzulassen. „Ey, da ist Ihre Ratte, theuerster Lord!“ — „Ist das nicht Ihre Ratte, Howth?“ — „Schau den alten Schnauzbart!“ — „Bey Jupiter, es ist klein moustache!“ Diese und ähnliche Ausrufungen wurden in demselben Moment von des Lords Gesellschaft ausgestoßen, als sie unter den Ausdrücken des unmäßigsten Gelächters das Thier vorüberschleichen und sich bey den Füßen seines Retters niederlassen sahen.

Widersprechende Urtheile wurden nun darüber gefällt, ob dieß dieselbe oder nicht dieselbe Ratte sey, die am Morgen ihrer Holzfällerlustbarkeit in den Zähnen des Dachshundes gewesen war. Da die Mehrheit der Stimmen sich für die erste Meynung erklärte, so wurde beschlossen, nemine contradicente, daß fortan ihr edler Wirth privilegirt seyn sollte, seine wunderbare Geschichte nicht allein zu erzählen, sondern darauf zu schwören und sie alle, bey Strafe im Fall des Nichterscheinens, als Zeugen aufrufen zu dürfen.

Von diesem Tage an schien das sonderbare kleine Thier sich selbst in die Liste der Hausgenossen von Roßkerry eingetragen zu haben; denn sie war bald in jedem Gemach gesehen, das der Lord besuchte, seine Gegenwart war ihr Schutz, bis nach und nach auch die Hunde, die dieß Privilegium mit ihr theilten, ihr erlaubten, ihren Platz auf dem Teppich vor dem Feuer *) und den ersten Bissen aus der Hand ihres Herrn zu nehmen.

So lange seine Gäste bey ihm verweilten, wurde der Lord weniger gerührt durch die treue Anhänglichkeit seiner Ratte; als diese aber abreisten und er einige Winterwochen für sich allein gelassen war, legte sein einsames Herz einen wesentlichen Werth auf die zärtliche Aufmerksamkeit dieser kleinen glänzenden Augen, welche blos von seinen Blicken zu leben schienen, und so oft er nach einem langen Ritt oder einer kleinen Exkursion in die Umgegend wieder in sein Haus trat, fühlte er eine Art angenehmer Bewegung, wenn er von seiner Ratte bewillkommt wurde. Sie war dann stets in Bereitschaft, ihn zu empfangen, indem sie sogleich aus ihrer kleinen Behausung in dem Getäfel des Saals, wo sie sich weislich während seiner Abwesenheit einschloß, hervorsprang und vergnügt, ihre Freude zeigen zu können, zu seinen Füßen spielte.

Die, welche mit warmem, sehnsuchtsvollem Herzen durch ihre Verhältnisse zu einem einsamen Leben verurtheilt sind, werden diese Art von Neigung wohl begreifen. Jedes Auge, das demüthig, zärtlich die unseren beobachtet und bewacht; jedes lebende Wesen, für welches wir wirklich der einzige Gegenstand seiner Liebe zu seyn scheinen, erhält mit der Zeit Einfluß auf unser Glück. Ist es nicht süß die Macht zu haben, eine fremde Existenz zu beglücken und zu beseligen, wenn diese Existenz auch immer nur die kurze und trübe eines untergeordneten Thieres ist?

Mit diesem Gefühl legte der elegante und bewunderte Lord Howth oft sein Buch nieder, wenn er in seiner Bibliothek war, um mit seinem sonderbaren Liebling zu spielen, dessen leichte und gewandte Bewegungen in der That eben so anmuthig als unterhaltend waren. Zuweilen hätte er sich selbst darüber ertappen können, daß er zu ihr von den Winterstürmen oder dem angenehmen Sonnenscheine sprach, als ob sie seine Bemerkungen verstehen könnte. —

Endlich riefen andere Pflichten unseren Helden in die Hauptstadt; und da er wußte, daß sein Aufenthalt dort mehrere Monate dauern würde, so wollte er seinen kleinen Spielkameraden nicht verlassen, ohne sich eines Mittels zu versichern, ihn wieder zu erkennen; denn die Blutspuren waren schon lange verschwunden, und seine Identität wurde ihm nur noch durch sein tägliches Erscheinen gewiß gemacht.

Die natürliche Antipathie des Lords gegen diese Thiergattung war noch nicht so ganz überwunden, daß er sich einer Uebelkeit und eines Schauders hätte enthalten können, als er die kleine Kreatur sich auf das Knie setzte, und dann einen goldenen Faden um einen ihrer Füße befestigte.

Die Ratte duldete dieß mit sichtlicher Zufriedenheit, indem sie ihren kleinen Kopf sanft gegen die Hände rieb, welche mit der Befestigung des Fadens beschäftigt waren, und ihre glänzenden Augen zu den seinigen erhob, getrübt durch eine Feuchtigkeit, welche des Lords Phantasie zu Thränen machte. Er konnte das Klopfen ihres Herzens fühlen, als er sie mit einem sanften Druck fest hielt; ja er hörte einen leisen schmerzlichen Seufzer, der sich in ihre schnellen Athemzüge mischte. Es ist überflüssig zu gestehen, daß er, während er dieß that, aufrichtig den Schmerz seines armen Lieblings theilte — den nächsten Augenblick darauf lachte er darüber, oder glaubte wenigstens darüber zu lachen.

Indeß wie unzählige Männer bey viel ernsteren Gelegenheiten vor ihm gethan haben, bald beschloß er, nicht mehr an seine Ratte oder ihren Kummer zu denken, sondern es ihr zu überlassen, sich einzurichten wie sie könnte, während er sich anderwärts glücklich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Bekanntlich sind in Irland wie in Großbritannien, den Niederlanden rc. noch jetzt statt unserer Oefen allgemein Kamine im Gebrauch.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Beschluß.)

Vor ein paar Tagen wurde eine Mulattin vor einen Friedensrichter gebracht, welche ohne irgend eine Ursache in einen Laden gekommen war, den sie durchaus nicht verlassen wollte, und endlich aus Muthwillen drey Fensterscheiben zerbrach. Als sie der Beamte fragte, wie sie heiße, erwiederte sie: „Fragen Sie den Grafen Perwis;“ wo sie lebe? Antwort: „Hier.“ Wo sie schlafe? Antwort: „Wo ich kann.“ Dieß war Alles, was aus ihr zu bringen war, und sie wurde für einen Monat in's Zuchthaus geschickt.

Zwey Frauenspersonen aus der Grafschaft Galway in Irland, welche einiges Vermögen besaßen, erhielten Heirathsvorschläge von zwey Männern, welche ihre Verwandten als unter ihrem Stande betrachteten. Die Liebhaber wußten daher die armen Mädchen zu bereden, mit all ihrer Baarschaft zu entfliehen, in der Absicht, sich heimlich mit ihnen trauen zu lassen. Eine gewisse Stunde in der Nacht ward anberaumt, wo beyde Paare an einem einsamen Orte zusammentreffen sollten. Es fügte sich indessen, daß eines der Mädchen früher an Ort und Stelle kam als das andere und die beyden Männer; und da sie sich allein sah, und entdeckt zu werden fürchtete, so versteckte sie sich. Nicht lange darauf kamen die Männer und ihre Freundin, welche leztere sogleich von den ersten ihres Geldes beraubt und vor ihren Augen von den Ungeheuern in einen brennenden Kalkofen geworfen ward. Sie nahm sogleich die Flucht, und erreichte, ohne von den Mördern bemerkt worden zu seyn, einen Karren auf dem Wege, dessen Eigenthümer sie unter das Stroh versteckte, und sie bis zum nächsten Polizeyposten brachte. Auf ihre Anzeige begab sich eine Abtheilung desselben an Ort und Stelle, und traf die beyden Schurken, die sie mit dem Gelde in ihrem Besitze ergriff. Die Unglückliche, welche in's Feuer geworfen worden war, war zur Kohle verbrannt, bis auf die Hände, womit sie sich oberhalb der Flamme angehalten hatte.

In einer eben erschienenen Schrift, mit dem Titel: Rights of the Poor (Rechte der Arme) werden die Einkünfte der verschiedenen milden Anstalten, zum Besten der Armen, folgendermaßen berechnet: In England 972.396 Pfund, in Wales 3.519, und in Schottland 53.077 Pfund, und also zusammen auf beynahe 1.029.000 Pfund Sterling.

Der unselige Partheygeist, welcher Irland so sehr bewegt, hat zu Dublin zwischen Hrn. Bric, einem vortheilhaft bekannten Advokaten, und einem protestantischen Sachwalter von York zu einem Zweykampf geführt, in welchem ersterer das Leben verlor.

Während ein englisches Schiff vor einigen Monaten an der Küste von Ceylon vor Anker lag, kam eine Boa-Schlange plötzlich an Bord, und schoß in die Kajüte hinab. Die Matrosen warfen ihr eine Schlinge über, worauf sich das Ungeheuer um ein Wasserfaß wand. Es ward endlich mit vieler Mühe mittelst einer Rolle in die Höhe gezogen, aber in dem Widerstand, den es leistete, drückte es das Faß so sehr, daß die mittleren Reifen desselben zu Boden fielen.

Die Regierung thut in der Stille Manches zur Unterstützung der noch immer leidenden Fabrikarbeiter, besonders durch die Vertheilung von Kleidungsstücken. Auch hat der König so eben ein Schreiben an den Erzbischof von York erlassen, worin er ihm aufträgt, in den Kirchen Sammlungen zum Besten derselben veranstalten zu lassen. Und da inzwischen der Handel sich hebt, und hier und da bereits neue Beschäftigung für die Fabriken herbeygeführt hat, so hofft man, daß der Winter friedlich vorübergehen, und im Frühjahr die Regierung durch Beförderung der Auswanderungen dem Fabrikstand noch mehr aufhelfen werde.

Die Weihnachtsfeyertage haben nichts Neues von Bedeutung hervorgerufen; in der italienischen Oper wird man in Kurzem Pacini's Sklaven in Bagdad geben.

Aus der Schweiz. Dec.

Auf mehreren Punkten der Schweiz ist in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit auf Alterthümer, die der Boden mannichfach birgt, neuerdings gerichtet, und sonderlich durch die Eröffnung von Kunstmuseen in etlichen Hauptstädten aufgeregt worden. Neben einigen nicht fruchtlos gebliebenen dießjährigen Nachgrabungen im Kanton Waadt hat nun auch eine zufällige Entdeckung im Kanton Aargau stattgefunden. Der Eigenthümer eines, nahe bey Zofingen, an der Straße nach Luzern liegenden Landgutes ließ zu Anfang des Herbstes eine Feuerstelle zum Hanfrösten einrichten. Beym Ausgraben der Erde fanden sich in geringer Tiefe Stücke hart gebrannter Backsteine und Ziegel von einer jezt nicht mehr gebräuchlichen Form, und bey mehrerem Suchen zeigten sich regelmäßig aus Backsteinen und hartem Mörtel gefügte Mauern, und ein Boden von hartem Cemente aus Kalk, mit groben Stücken gebrannten Thones vermischt, darunter ein zweyter von Kalk und Kies, und zu unterst ein dritter, aus großen Kieselsteinen mit Pflaster verbunden. Auf diesem dreyfachen Boden standen niedrige, nach oben dünnere Postamente von viereckigen Backsteinen, regelmäßig in Reihen, je zwey und zwey Fuß auseinander gestellt, auf jedem oben ein plattes rundes Stück. Bey weiterem Nachgraben zeigten sich die zerstörten Ueberreste ziemlich weitläufig gewesener Badeinrichtungen, die Auslaufkanäle des Badwassers, ein viereckiges Badgemach, wo noch viele einzelne Stücke weißen geschliffenen Marmors, mit dem es bekleidet war, herum lagen, viele Stücke von Kalkauftrag mit Freskomalerey, die an Wänden und Decke angebracht seyn mochte. Unter dem Schutte fanden sich auch Bruchstücke von runden Vasen, aus hellgrauer und dunkelgrauer, nur wenig gebrannter Erde. Noch wurden mehrere in allen Richtungen durch den Boden laufende Grundmauern, worunter eine aus sehr festem Cement, von Kalk und fein geriebenem Ziegelmehl bestehend, aufgedeckt, auch das Bruchstück des Fußgestells einer runden Säule gefunden. Als etwas seitwärts ein neues Versuchloch geöffnet wurde, zeigte sich hier, nur etwa anderthalb Fuß tief, der Anfang eines sehr schönen Mosaikbodens, welcher, sorgfältig abgedeckt, in einer Größe erschien, die, in der Schweiz wenigstens, noch selten vorgekommen ist. Er bildet ein etwas längliches Viereck, 18'2'' breit, 22'3'' lang. Die Hauptfigur, die sich immer wiederholt, ist ein sechseckiger Stern, an welchem sich kleinere Sechsecke schließen, in welchen abwechselnd ein Blatt, eine Tulpe oder eine Sternblume gezeichnet ist. In dem Sechsecke in der Mitte ist eine Rose. Die Grundfarbe der Zeichnung ist weiß (Alabaster aus dem Jura), die Bänder der Figuren dunkelbraungrau; die Blumen und Blätter roth, gelb, strohgelb und weiß, in schöner Abstufung. Der größere Theil ist sehr gut erhalten. Unter dem unmittelbar auf diesem Boden liegenden, viele Kohlen enthaltenden Schutte fand man eine bronzene Münze. Auf der einen Seite zeigt dieselbe ein schönes weibliches Brustbild, mit der Umschrift: Diva Augusta Faustina, auf der Kehrseite eine weibliche Figur, mit dem Zepter in der Hand, das Haupt mit einem Sternkranze umgeben, auf einem empor fliegenden Adler sitzend, mit der Umschrift: Conservatio, unten die Buchstaben S. C. Auch ein Stück sehr dickes hellgrünes Glas und ein kupferner Löffel fand sich vor, aber kein Hausgeräthe von Werth. — Der Magistrat von Zofingen will im künftigen Frühjahr weitere Nachgrabungen veranstalten lassen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Januar 1827.

Knobie: Ihr seyd nicht klug! Ein unvernünftig Vieh?
Werni: Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft,
das wissen wir.

Schiller.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Lord Howth ging nach Dublin: dort wurde er wieder in einen Strudel von Politik und Vergnügen hineingezogen, und wieder gejagt von Lady Loch-Erin und ihrer Tochter und zwanzig andern Haifischen ähnlicher Art. Seit zwey Wochen war das schwindlichte Treiben von Geschäften und Lustbarkeiten, — das uns, wenn wir in eine Hauptstadt kommen, stets anfangs uns selbst entzieht, — alltäglich für ihn geworden, und er hatte jezt Muße an seine früheren Begebenheiten zu denken. Indem er dieß that, fand er sich eines Tages über dem Gedanken, was wohl aus seiner Ratte geworden sey, und ob man sie auch genährt und beschüzt habe, wie er es hinterlassen hatte? den nächsten Tag darauf wünschte er, er könnte das arme kleine Ding sehen.

Gleichsam wie in Verbindung mit diesem Wunsch lief noch dieselbe Nacht, nachdem er seinen Diener entlassen hatte, unter dem Fuß eines Schirms mit einem kleinen freudigen Schrey eine Ratte hervor. Auch ohne den goldenen Faden um ihren Fuß würde Lord Howth die seinige wieder erkannt haben. Das Gefühl von Vergnügen, womit er das treue kleine Geschöpf wieder sah und seine zärtlichen Liebkosungen erwiederte, wurde indeß mehr als aufgewogen durch sein Erstaunen über ihre Erscheinung an diesem Ort. Es war unbegreiflich. Sie mußte wenigstens vierzig Meilen zurückgelegt und überdieß die belebtesten Straßen von Dublin durchschnitten haben. Sie mußte also eben so fähig, eben so scharfsinnig, eben so geschickt seyn, Wege zu finden und der Spur ihres Herrn zu folgen als irgend ein Hund, dessen in der Geschichte gedacht wird; und da der goldne Faden ihre Identität außer Zweifel sezte, so verlor er sich in Verwunderung über diesen unerwarteten Verstand in einer so untergeordneten Thiergattung.

Lord Howth in Dublin war indessen ein ganz verschiedener Mensch von Lord Howth in Roskerry; und da er ohnedieß bereits unangenehm berührt wurde durch die Stichelreden seiner Bekannten über die entschlossenen Nachstellungen der Lady Olivia Loch-Erin, so beschloß er, sich nicht einem neuen Ridikule auszusetzen, indem er diese zweyte Probe von dem Scharfsinn und der Zuneigung einer Ratte erzählte.

Da die Ratte vorsichtig zu Haus blieb, und, wenn Besuche angemeldet wurden, sich in den Hintergrund zurückzog, so war der Lord eine Zeit lang im Stande, sein Geheimniß zu verbergen; aber als einst zufällig einige von seiner Gesellschaft zu Roskerry bey ihm einsprachen, wurden sie einen Augenblick seinen seltsamen Freund ansichtig, wie er eben hinter ein Büchergestell schlüpfte; sogleich forderten sie nähere Auskunft, richteten Fragen an ihn, erzwangen Antworten und machten sich, als sie die Verlegenheit bemerkten, in die der Lord dadurch versezt wurde, ein Vergnügen daraus, dieß Verfahren fortzusetzen.

Die natürliche Reizbarkeit des Lords machte es ihm

unmöglich, immer auf seiner Huth zu seyn, und ein witziger Kopf, der auf diese Weise bemerkte, wie man ihm beykommen konnte, verfehlte nicht, seine Kräfte an ihm zu üben.

Bald wurde es dadurch unter alten versuchten Witzbolden Mode, Lord Howth und seine Ratte bey ihren Mahlzeiten oder bey ihren Studien zu überraschen, und mehr als einmal hörte er das Geflüster: „Tasso und sein Hausfreund," „Sankt Antonius und sein Ferkel," umlaufen, bis die Schwäche seines Temperaments auf die äusserste Probe gesezt war, und er sich versucht fühlte, den Possenreißer niederzuschlagen. Obgleich er seinen kleinen Bewunderer gelehrt hatte, sich außer Gesicht zu halten, wenn er Gesellschaft hatte, so gab er doch selten ein Diner, ohne von irgend einer albernen Person oder einem unter seinem Stand gebornen Fremden, der ihn zur Zielscheibe seines Witzes machen wollte, gefragt zu werden, ob er ihnen nicht die Gunst erzeigen wollte, sie seine wunderbare Ratte sehen zu lassen? Damen fragten ihn, ob sie ihm nie in das Parlament, oder in die Kirche folgte? ob er ganz gewiß sey, daß er sich die ganze Geschichte nicht blos einbilde? kurz lange, ehe seine gewöhnliche Aufenthaltszeit in Dublin zu Ende ging, war Lord Howth durch eine Art von Verschwörung, die sich zum bloßen Scherz gegen seine Ruhe und gegen seine gute Laune gebildet hatte, bis zum Wahnsinn gebracht; denn wenn er auf Bälle und Assembleen ging, um Bemerkungen über sein zu Hause bleiben zu entgehen, wurde er gejagt von Lady Olivia und auf verdeckte Weise von ihren Anhängern bekomplimentirt über ihre sichtliche gegenseitige Zuneigung. Und wenn er, um sie zu vermeiden, zu Haus blieb, so wurde er von witzigen Bemerkungen und Besuchen, um sich zu erkundigen, ob er oder seine Ratte krank sey, bestürmt.

Endlich wurde er es so müde, seine Wuth länger im Zaum zu halten (denn in völlige Wuth hatten diese Scherze ihn versezt), daß er männlich beschloß, mit Beyden, mit Lady Olivia und der Ratte, abzubrechen und plötzlich das Königreich zu verlassen.

Nachdem er alle seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, in der Absicht, wenigstens ein Jahr lang auf dem Kontinent zu gehen, machte er in der Eile einige Abschiedsbesuche bey einigen wenigen wahren Freunden, und war eben im Begriff, aufzubrechen und sich zu dem Kahn zu begeben, in welchem er das Dubliner Paketboot erreichen wollte, das ihn zuerst nach England hinüberführen sollte, als eine Anzahl seiner sorg- und gedankenlosesten „guten Bekannten" kam, um, wie sie sagten, ihn abreisen zu sehen.

Lord Howth hatte seine arme Ratte, wie er glaubte, zum lezten Mal gestreichelt und geklopft und angesehen; da es nicht wahrscheinlich war, daß dieß Geschöpf, während seiner Abwesenheit dem Gutdünken von Miethlingen überlassen, lange am Leben bleiben würde; noch weniger, daß sie sich zurückziehen sollte nach Roskerry, wo ihr Herr nicht mehr zu finden war.

Er konnte die einfachen Worte: „Lebe wohl, mein armes kleines Thier" gegen die ganz bewegungslos und traurig scheinende Ratte nicht aussprechen, ohne einen innerlichen Schmerz zu empfinden; und das Bewußtseyn, in der That dadurch gerührt zu seyn, daß er eine hülflose Kreatur so verlassen sollte, die auf eine unerklärliche, doch augenscheinliche Weise an ihm hing, verbunden mit Reue und Selbstverachtung, vermehrte seinen Verdruß bey dem Anblick der Personen, die ihn aus Gefühl und Humanität herausgespottet hatten.

Er hatte gerade sein kurzes Adieu ausgesprochen, als die Gesellschaft Müssiggänger gemeldet wurde. Aergerlich über die Maßen beeilte er sich, ihnen auf der Schwelle zu begegnen, unter dem Vorwand, daß er keine Zeit zu verlieren habe; und statt sie in das Haus einzuladen, bat er sie, unbesonnen genug, ihn zu begleiten.

Unterwegs wurden unter andern Kapiteln unnützen Gewäsches auch die beyden einander so ähnlichen Verfolgungen von Lady Olivia und der Ratte abgehandelt. Lord Howth wußte wohl, daß ein Mann von Stande, der kein Ridikule ertragen und es mit gleichgültigem Wesen zurückgeben kann, mit derselben Verachtung angesehen wird, wie der Soldat, der vor dem Feuer des Feindes davon läuft; eben so gut wußte er, daß wenn ein Streit und ein Duell aus seiner Empfindlichkeit über die gegenwärtigen Scherze hervorginge, er von aller Welt ausgelacht werden würde. Er fraß daher seinen Unwillen in sich hinein, während lächerliche Situationen für ihn und seine beyden verliebten Verfolger ausgedacht wurden und der Witz mehr scharf und schneidend als glänzend um sein Haupt blizte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Talma.

(Beschluß.)

Daß ihm die Kritik und folglich auch die Kritiker verhaßt waren, habe ich bereits oben angeführt. Dem Journale des débats, in welchem bekanntlich Geoffroy's Theateranzeigen erschienen, blieb er auch noch nach dessen Tode feind, besonders da der Abbé Dûriquet, welcher an Geoffroy's Stelle getreten war (derselbe, welcher seine Theaterfeuilletons mit C unterzeichnet), vielleicht eben so sehr aus innerer Ueberzeugung, als um Rache für die an seinem Freunde und Kollegen verübte Schmach zu nehmen, in die Grundsätze seines Vorgängers einging und ungefähr dasselbe Urtheil über ihn fällte, ob er ihm gleich eine mildere äußere Form zu geben wußte. Nicht minder waren ihm die übrigen sogenannten royalistischen Blätter verhaßt, nicht allein, weil ihm Kritiken hin und wieder wahre Urtheile

waren, d. h. weil sie verglichen, zusammenstellten und dann einen Schluß zogen, ohne sich durch eine bloße seichte materielle Lobhudeley zu entehren, sondern sie waren ihm auch aus andern leicht zu errathenden Gründen ein Gräuel. Um so inniger zeigten sich ihm die liberalen Blätter und er wieder ihnen befreundet; viele ihrer Redaktoren gehörten zu seinen intimsten Freunden, wie z. B. Jouy, Tissot u. s. w. Doch gab es auch unter diesen einige, welche seiner Darstellungsweise, besonders seiner unbedingten Huldigung des englischen Trauerspiels und seinem Bemühen, dasselbe, wenn auch nicht rein, wenigstens mit dem Französischen verschmolzen, auf die französische Bühne zu verpflanzen, nicht durchaus zugethan waren. Unter letzten stand Etienne oben an, dessen politische Grundsätze jedoch, in Folge einer Homogenität ihrer Schicksale, nichts weniger als verschieden von den seinigen waren.

Die religiösen Umstände, welche Talma's Tod begleitet haben, sind Veranlassung zu Aufsehen und Diskussionen geworden, durch welche dem Scheine nach die öffentliche Schicklichkeit nicht gewonnen hat. Leider war dieß ein Uebel, welches nicht zu vermeiden stand: weit entfernt, daß (wie es einigen, mit dem wahren Geiste des Katholicismus nicht vertrauten, Personen geschienen haben mag) der, von der kirchlichen Behörde gethane und drey bis vier Mal wiederholte Schritt im Geiste der Religion überflüssig gewesen seyn sollte, hat der würdige Prälat, welcher hier betheiligt ist, nichts als eine ihm obliegende Pflicht erfüllt, welche hier darin bestand, eine Formalität des Katholicismus zu beobachten, deren Nichtbefolgung zur Regel und somit auch dem Geiste desselben hätte gefährlich werden können. Wer überhaupt den öffentlichen Eindruck, welchen dieser Vorfall sowohl auf das Pariser als auswärtige Publikum gemacht, nicht blos mit den Augen der Neugierde betrachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß das gegebene Beyspiel eben seiner Natur nach nicht zur Nachahmung einladen, sondern vielmehr davon abschrecken muß. Ueberhaupt wird der Religion nie etwas vergeben, wenn sie im Sinne ihrer selbst und konsequent mit sich handelt. Die Schritte, welche in Paris geschehen sind, werden in Rom, obgleich in einem andern Sinne, bey jedem irgend bedeutenden sterbenden Protestanten gethan, ohne daß der Geistliche, welcher aus eigenem oder fremden Antriebe damit beauftragt worden ist, im Fall eines Nichtgelingens, seine Würde oder die Religion für kompromittirt halten sollte; im Gegentheile würde ihn die Kirchendisciplin für strafbar erkennen, wenn er sich durch eine solche außerwesentliche Rücksicht von der Ausübung seiner Pflicht hätte abschrecken lassen wollen. Nicht blos Priester, sondern sogar Layen, glauben die Pflicht eines solchen geistlichen Zuspruchs auf sich zu haben, und üben sie in vorkommenden Gelegenheiten aus.

Am Schlusse dieses Artikels werde ich gewahr, daß vielleicht einer oder der andere Leser fragen dürfte, warum ich nur von Talma dem Tragiker gesprochen, und diejenigen Rollen, welche er auch in Lustspielen übernommen hatte, unerwähnt gelassen habe? Bis zu meiner Abreise aus Paris (vor fünf Jahren) beschränkten sich leztere auf eine einzige, dem Vater Michaut in dem bekannten, zum Lobe Heinrichs IV. geschriebenen Lustspiele: Les Héritiers de Michaut. Diese Darstellung war ein Kunststück, welches er alljährlich ein paar Male zu machen pflegte, um indirekt seine politischen Meynungen und seine Gefühle über die Umgestaltung der Dinge aussprechen zu können. Von innen aus ohne eigentliches geniales Leben zeichnete sie sich, wie zu erwarten, äußerlich durch Konsequenz und Methode aus, bey welcher sich die poetische Wahrheit durch materielle cadencirte Rhythmik in Pantomime und Deklamation ersetzen lassen mußte. Von der größeren bedeutenderen Rolle, welche er später im Düvalschen Lustspiele: L'Ecole des Vieillards, übernommen hat, kann ich nicht urtheilen, da dieß Stück erst nach meiner Abreise aus Paris auf die Bühne gebracht worden ist.

Anglomanie.

Es gab wenige Jahre vor der französischen Revolution eine Periode, wo es unter den jungen Leuten zum guten Ton gehörte, die Engländer nachzuahmen. Die Vernünftigeren nannten dieß Anglomanie, und dieß Wort war zum Sprüchwort geworden. Ein merkwürdiges Beyspiel ist aber folgendes: Ein von der Tages Sitte durch und durch angesteckter Hofkavalier ritt in vollem Trabe neben dem Wagen des Königs her, ohne zu bemerken, daß die Hufen seines Pferdes Koth in die königliche Karosse warfen: „Vous me crottez, Monsieur!“ sagte der König. Der Reiter glaubte die Worte lauten: „Vous trottez“ und der Fürst mache ihm wegen seiner Geschicklichkeit im Reiten ein Kompliment; er antwortete daher: „Oui, Sire, à l'Anglaise.“ Der gutmüthige Monarch zog das Glasfenster vor, und sagte blos zu dem Edelmann, der neben ihm im Wagen saß: „Voilà une Anglomanie bien forte.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Dec.

Scribe ist nun fast der einzige Herr der Pariser Bühne; kein andrer dramatischer Schriftsteller kann sich solch eines Beyfalls rühmen, keiner arbeitet leichter, geistreicher und glücklicher als er. Sein Vaudeville, die Vernunftheirath,

das erst seit sechs Wochen gegeben wird, hat dem Théâtre de Madame schon hunderttausend Franken eingebracht, und wird ihm wahrscheinlich noch eben so viel, wo nicht noch mehr eindringen, da es fast alle Tage gegeben wird, und ganz Paris es sehen will. Die deutschen Bühnen werden wahrscheinlich auch Nutzen davon ziehen, wie sie mit andern Scribeschen Stücken thun; denn man sieht hier wenigstens die Vernunftheirath als ein's der besten, oder was für den Erfolg dasselbe ist, als ein's der geistreichsten, anzüglichsten Stücke an, die er geliefert hat, obschon man ihm darin einige Unwahrscheinlichkeit zu gute halten muß, wie in manchen andern seiner Dichtungen. Einige Personen haben vermuthet, Scribe habe in diesem Vaudeville der herrschenden Parthey schmeicheln, und durch die Vernunftheirath eines Mädchens, das auf den Sohn eines Generals und Herrn von ** Verzicht leistet, und sich mit einem Invaliden begnügt, und glücklich wird, die von den Kanzeln und von den ministeriellen Blättern gepredigte Ungleichheit der Stände in einer dramatischen Lektion einschärfen wollen; allein da der Sohn des Generals, Herrn von **, in dem Scribeschen Stücke ein liederlicher Kerl ist, der die Mädchen verführt, und sich über sie lustig macht, wogegen der Invalide ein redlicher Mensch ist, so läßt sich eher eine andere Lektion aus dem Stücke herausziehen, die nämlich, daß ein armes Mädchen den Schmeicheleyen und Bitten eines reichern mißtrauen soll, und eher in einer Verbindung mit ihres Gleichen ihr Glück finden kann. Diese Moral ist freylich nicht neu, allein sie ist zu allen Zeiten anwendbar, und vermuthlich, weil sie allgemeinen Gebrauches ist, hat sie viel zur guten Aufnahme des besagten Vaudevilles beygetragen. Die komische Oper möchte auch gern mit Scribe arbeiten, und durch ihn bereichert werden, allein hier ist die Aufgabe schwieriger. Ein witziger Text ist hier nicht genug, es gehört noch eine reizende Musik dazu. Boyeldieu arbeitet, aber langsam, oder braucht Erholung zwischen seinen Kompositionen. Auber ist zwar immer flink, und schreibt Operetten fast mit eben der Leichtigkeit, womit man sie in Italien sezt; aber man sieht es auch seinen Operetten wohl an, daß sie flüchtig gearbeitet sind; der leichte gefällige Styl ist ihm nun einmal eigen, und schwerlich wird er je etwas Ernstes, Tiefgedachtes liefern. So hat er eben wieder mit Scribe ein neues Stück aufführen lassen, Fiorella, oder die Buhlerin, dessen erste Darstellung kalt aufgenommen wurde. Man war weder mit dem Texte noch mit der Musik zufrieden; indessen ereignet es sich zuweilen, daß bey den folgenden Darstellungen, vermittelst einiger Abkürzungen und Verbesserungen, das Publikum wieder auf eine andere Meynung gebracht wird, und sich allmählig herbeyziehen läßt, um ein Stück zu sehen und zu beklatschen, das es mit Murren empfangen hatte. Jedoch wird Fiorella schwerlich zu den bessern Dichtungen Aubers und Scribes gezählt werden, noch sich eines Beyfalls erfreuen, wie Scribes und Boyeldieus Dame blanche genossen hat, und noch fortwährend genießt. Seit sechs Monaten gibt die komische Oper diese beliebte Operette zwey oder drey Mal jede Woche, und immer ist der Saal, wo nicht ganz, doch wenigstens ziemlich voll. Eine Menge Tonkünstler haben sich über die Themata der Dame blanche durch Variationen, Phantasien, Potpourris u. s. w. geübt; außer dem Calife de Bagdad und dem Chaperon rouge ist keine neue Operette Boyeldieus so populär geworden als jene, und erst nach der Dame blanche hat der Munizipalrath seiner Geburtsstadt Rouen ihm ein Gastmahl gegeben, und ihm feyerlich eine zu seinen Ehren geschlagene Denkmünze überreicht. Jean de Paris mag bey Kunstkennern mehr gelten; das große Publikum findet mehr Behagen an den erwähnten Operetten, und besonders an der Dame blanche. Vielleicht hat Scribe oder ein andrer Dichter wieder das Glück, Boyeldieu einen Text zu liefern, der sein musikalisches Genie wieder in Gluth versezt, und ihm einen zweyten Kalifen oder einen andern Jean de Paris eingibt. Boyeldieu und nach ihm Auber sind jezt die einzigen Stützen der komischen Oper, und von allen den jüngern Künstlern, die in den lezten Jahren nach Italien und Deutschland geschickt worden sind, um sich im musikalischen Fache auszubilden, hat sich bisher keiner durch Operetten hervorgethan, und Herold allein hat etwas in diesem Fache geleistet. Panseron, ein anderer Zögling der hiesigen Musikschule, sezt meistens nur kleine Gesangstücke, und singt sie selbst recht gut; ein Talent, das in Pariser Gesellschaften sehr gesucht wird, und womit ein Tonsetzer oft weiter kommt, als mit einer Oper. Des Mangels an Opernsetzern ungeachtet, klagt man doch darüber, daß die Direktion der komischen Oper zu viel neue Stücke bey Seite läßt oder zurückweist; natürlich kommen diese Klagen von den Tonsetzern selbst her; vielleicht will die Direktion es nicht wagen, Stücke von jüngern Tonkünstlern aufzuführen, deren Ruf noch nicht begründet ist, und von denen es ungewiß ist, ob sie wie ein Boyeldieu oder ein Auber das Publikum herbeyziehen, und den Aufwand einer neuen Oper ersetzen werden. Es kann jedoch unter den jüngern Tonkünstlern einige geben, die nur Aufmunterung und Gelegenheit bedürfen, um sich auszuzeichnen, und für diese wäre es allerdings zu wünschen, daß das Odeontheater auch das Recht bekäme, neue Operetten aufzuführen, wie man schon seit einigen Jahren darauf dringt. Bis jezt hat dieses Theater nur alte, oder aus fremden Sprachen übersezte, und aus bekannten fremden Stücken zusammengetragene Opern aufführen können, worüber es sich eben nicht zu beklagen gehabt hat; denn Webers Freyschütz oder Robin des Bois hat ihm mehr eingebracht, als ihm wahrscheinlich zehn neue Stücke lebender französischer Künstler eingebracht haben würden. Aus Dankbarkeit hat dann lezte Woche die Direktion des Odeons der Familie Webers — zwar keine Unterstützung, sondern — eine Benefizvorstellung bewilligt, wobey sich das Publikum an Weber'scher Musik satt hören konnte; denn außer dem Freyschütz wurde auch noch Preciosa gegeben. Diese Preciosa war bekanntlich schon einmal auf der Odeonbühne so zu sagen durchgefallen; allein da man dießmal den Text abgekürzt und verbessert, und auch die Musik an einigen Stellen abgeändert hatte, ungefähr nach dem Geschmacke des Pariser Publikums, so hoffte die Direktion dießmal auf ein sichereres Gelingen. Der Ertrag der Vorstellung hat sich auf 7000 Franken belaufen, allein in der Hoffnung, eine andre Weber'sche Oper als den Freyschützen in Aufnahme zu bringen, wurde die Direktion getäuscht: denn auch in der verbesserten oder abgeänderten Gestalt fand man an der Preciosa wenig Behagen; es scheint also so ziemlich ausgemacht zu seyn, daß die Pariser in keiner andern Weber'schen Oper als im Freyschützen wahre Genialität entdecken, und daß kein anderes Stück dieses Meisters je in Frankreich sich auf der Bühne wird erhalten können. Dieß ist schlimm für das Odeontheater; denn wenn auch die andern Weber'schen Stücke Beyfall gefunden hätten, so hätte es noch lange aus dieser Quelle schöpfen können; wo soll es aber nun schöpfen, da auch schon die Rossinischen Opern für diese Bühne großentheils benuzt worden sind? Die mit so vielen Kosten unterhaltene italienische Oper leidet jezt an einem andern Gebrechen: denn ihr fehlt es eben nicht an Meisterstücken, wohl aber an einigen Meistersängerinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Januar 1827.

Schau hin, dort geht der Lord von Clankerthon
sein Stammbaum ist so lang als jene Elle,
womit sein Ahnherr in der City maaß,
nicht jünger als der Stamm der Merino's,
mit deren Wolle sein Papa gehandelt;
und so berühmt sind diese Clankerthons
als jenes edle Thier, aus dessen Fell
man ihr Diplom und Pergament gegerbt.

Spencer.

Der englische Adel.

Wenn man die Schriften über die englischen Pairs liest, muß einem nothwendig der Umstand auffallen, daß dieser stolze Adel, der mit aristokratischer Verachtung auf jedes nützliche Gewerbe, sogar auf den Handel herabsieht, auf dem das Gebäude der brittischen Wohlfahrt ruht, so gar wenig Anspruch auf hohes Alter machen kann. Es würde den Mitgliedern dieses Adels so schwer fallen, ihren Stammbaum bis Noah hinaufzuführen, als dem niedrigsten Bauer auf ihren Gütern.

Die erste Epoche der brittischen Geschichte beginnt mit Julius Cäsar. Die alten römischen Familien befanden sich damals in ihrem höchsten Glanze, sie zählten Venus und Anchises zu ihren Ahnen, opferten dem Herkules als ihrem Beschützer und Freunde und zählten unter ihren jüngern Söhnen Imperatoren, Diktatoren und Konsuln, und diese Pairs können ihre Genealogien nicht einmal bis zu den tatowirten Prinzen an Caractacus Hofe hinaufführen!

Die zweyte Epoche ist die von Vortigern; sie ist um vier Jahrhunderte jünger, aber der englische Adel hat eben so wenig Anspruch daran. Wieder vier Jahrhunderte weiter kommen wir auf den Sachsen Egbert; auch von seinen Pairs finden sich keine Repräsentanten in den heutigen aristokratischen Familien. Mehr als zwey Jahrhunderte später fand die Eroberung statt, und vielleicht nicht Ein Mitglied der Kammer der Lords kann seine Abkunft von Wilhelms Begleitern mit Sicherheit erweisen.

Ueberdieß hätte man nicht Ursache, auf eine solche Abkunft sehr stolz zu seyn; der normännische Adel begleitete Wilhelm bey seinem Einfall in England nicht; er hatte blos den Auswurf der Bevölkerung bey sich, und die englischen Familien, die durchaus so weit hinaufreichen wollen, gestehen damit unbewußt, daß sie von Wilhelm dem Kärrner, Hugo dem Schneider, Wilhelm dem Trommler u. s. w. abstammen, oder sogar von Individuen, die gar keinen Namen hatten und die man blos mit dem Namen der Städte oder Provinzen bezeichnete, aus denen sie weggejagt worden waren, St. Quentin, St. Denis, Verdun, Champagne u. s. w., auf welche Art man heut zu Tage noch in Frankreich die Bedienten bezeichnet.

Nur eine sehr kleine Anzahl von Pairs schreibt sich von den Plantageners her; und die Familien, die bis zu den Kriegen der beyden Rosen hinaufreichen, die nur zweyhundert Jahre älter sind als die Thronbesteigung des Hauses Hannover, betrachten ihren Adel als sehr alt.

Vergleicht man den englischen Adel mit dem Adel im übrigen Europa, so wird dieß noch auffallender. Dante, der unter der Regierung Eduards II. starb, spricht in der Divina Comoedia von mehreren italienischen Häusern, deren Ursprung sich damals schon in der Nacht der Zeiten verlor und die noch jezt bestehen. In der Kammer der

Lords sucht man vergeblich seine Zeitgenossen, nicht Einer verdankt seinen Titel der Freygebigkeit Eduard Langbeins. Mehrere der venetianischen Patrizierfamilien, die tausend oder zwölfhundert Jahre lang die Souveränität über anderthalb Viertheile des römischen Reichs ausübten, erweisen authentisch ihre Abkunft von den Gründern der Republik im fünften Jahrhundert; wo aber sind in England die Söhne von Hangists und Horsas Höflingen?

Die Großen der pyrenäischen Halbinsel stammen größtentheils von den gothischen Edelleuten, die sie eroberten. In den Balladen, welche die Siege der Mendozas, der Palafox über die Mauren besingen, findet man dieselben Namen wie in der Madrider Zeitung, wenn sie von den Handküssen und den Feyerlichkeiten an Ferdinand des Vielgeliebten Hofe Bericht erstattet; und vor mehr als zweyhundert Jahren führt der Verfasser des Don Quixote als sehr alt Familien an, die jezt noch in voller Blüthe stehen.

Die Nachkommenschaft jener ersten christlichen Barone, der Gefährten Pipins und Karls des Großen, welche der Sturm der Revolution verweht hatte, ist von Neuem an Frankreichs Horizonte erschienen. Uebrigens stammt bey weitem nicht der ganze französische Adel aus jener Zeit; ja er ist nach dem englischen der neueste von allen. Aus Gelegenheit eines Streits, der sich unter der Regentschaft zwischen dem Parlament von Paris und den Pairs über einen Punkt der Etiquette erhoben hatte, überreichte das Parlament dem Herzog von Orleans eine Denkschrift, in welcher man zu beweisen sucht, daß viele Parlamentsfamilien, die man ungerechter Weise für bürgerlich halte, sogar älter seyen als die meisten Pairsfamilien, von denen mehrere aus den niedrigsten Klassen abstammen.

Nach dieser Schrift war der Herzog von Luyes der Sohn eines Prokurators in Morai, Namens Albert; er und seine beyden Brüder waren Anfangs so arm, daß sie miteinander nur Ein Kleid hatten, mit dem sie abwechselnd in's Louvre gingen. Nach ihrer Erhebung behaupteten sie von den Alberti, einer berühmten florentinischen Familie abzustammen. Réné Viperrot, der wahre Name des Herzogs von Richelieu und des Herzogs von Aiguillon, war Flötenspieler beym Kardinal Richelieu gewesen. Der Kardinal gab ihm seine Schwester zur Frau, weil sie sich in ihn verliebt hatte. Der Stammvater der Villerois ist ein Fischhändler, der später in Franz I. Küche diente. Der Marschall de la Meillerac, der Vater des lezten Herzogs von Mazarin, war der Sohn eines Advokaten vom Pariser Parlament, dessen Vater Apotheker in Pankenay war. Der älteste Sohn einer alten Familie in Languedoc wollte seinen Stammbaum machen lassen und vertraute seine Papiere einem berühmten Feudalisten an; nach sorgfältiger Untersuchung entdeckte dieser, daß einer seiner Vorfahren im dreyzehnten Jahrhundert Henker in Carcassone gewesen war.

Dank seinen Kapiteln und einigen andern Instituten, ist der deutsche Adel nächst dem venetianischen und italienischen derjenige, dessen Alterthum am sichersten erwiesen ist. Georg IV. z. B. kann auf unwiderlegliche Weise darthun, daß er von einem Zeitgenossen und Gefährten Attilas abstammt. Aber umsonst würde er sich bey seinen großen Levers nach den Repräsentanten von Familien umsehen, die nicht mehr als tausend Jahre jünger wären; er fände nicht sechs Individuen, die in das ehemalige Straßburger Kapitel hätten aufgenommen werden können.

Der celtische Adel Irlands, die O'Neils, die O'Briens, O'Donnel, O'Conor dürfen auf den englischen Adel weit herabsehen; ohne allen Zweifel sind seine Ahnen Könige, die zur Zeit der sächsischen Donastien in England lebten.

Troz des geringen Alters des englischen Adels hat man abergläubische Achtung vor ihm. Man dürfte übrigens wünschen, er möchte etwas älter seyn, wenn, wie eines seiner Mitglieder, Lord John Russel, behauptet, die Tugend fast immer unzertrennlich von der Geburt ist. Se. Herrlichkeit mag ihre guten Gründe haben, diejenigen, die in den untern Klassen der Gesellschaft geboren sind, zu verachten und zu behaupten, daß gemeines Blut mit den Azurfluten, die in erlauchten Adern rollen, nichts gemein habe. Er hätte aber nicht vergessen sollen, daß die Geschichte des englischen Adels die Geschichte weniger Generationen ist, und daß seine Ansprüche auf alte Herkunft so lächerlich als abgeschmackt sind. Sonderbar ist, daß diese Titel je höher desto neuer sind; die Herzoge sind größtentheils von gestern, die Marquis von vorgestern. Gleichfalls verdient Erwähnung, daß der größte Theil des englischen Adels von dem jüngsten der drey Zweige der englischen Familie stammt, nämlich von den Abenteurern und Glücksrittern, die Wilhelm den Bastard begleiteten; während man in der untern Klasse, wie man sie nennt, unter zwanzig Namen kaum Einen von normännischem Ursprung findet; fast alle sind sächsisch oder celtisch. Die plebejischen Familien sind demnach wirklich älter als die andern.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Viel Vergnügen machte es seinen Begleitern, als einer von der Gesellschaft Lord Howth ernstlich in Furcht zu setzen suchte, indem er ihn an die Familienprophezeihungen erinnerte; aber der Lord hörte zu mit stoischem Gleichmuth, und seine Fassung wurde nicht gestört, bis er an das Gestade kam, und indem er auf das Boot wartete, plötzlich seine Ratte erscheinen sah, keuchend und staubbeschmuzt und kaum noch im Stande, ihre entstellte kleine

Gestalt gegen ihn hinzuschleppen. Sie war also seiner Spur von dem Phönixpark her gefolgt!

Bey diesem rührenden Anblick konnte Lord Howth sich nicht enthalten, in einem natürlichen Ausdruck seines Gefühls auszurufen: „Ach! mein armes kleines Geschöpf, was soll ich thun mit dir?" Das Gelächter seiner Begleiter war nun unauslöschlich; sie bestürmten Se. Herrlichkeit mit so oft wiederholten Ausdrücken desselben, daß er endlich in einer zornigen Aufwallung in das Boot sprang und den Bootsleuten gebieterisch befahl, vom Ufer abzustoßen.

Sich scheuend im nächsten Augenblick das Boot zurück zu befehlen, fühlte er sich doch eines Verbrechens schuldig, als der Sturm der Leidenschaft vorüber war und er auf das Gestade zurückblickte, wo er seinen Liebling so verlassen hatte; mit jedem Schlage der Ruder wurden seine Empfindungen schwermüthiger und unerträglicher.

Wir sind gewiß nie so feindselig gegen andere, als wenn wir in Feindschaft mit uns selbst sind; und Lord Howth, nun in seiner schwärzesten Laune, versprach daher, als Mitpassagier im höchsten Grade widerwärtig zu werden. Dieß schreckte indessen einen seiner aufgeweckten Bekannten, der zum Unglück in demselben Paketboot die Ueberfahrt machen wollte, nicht ab, ihm in einem andern Kahn zu folgen und neben ihm Platz zu nehmen.

In solcher Gesellschaft dauerte die finstere Laune des Lords die ganzen vier-und-zwanzig Stunden ihrer Reise; am Schluß dieser kurzen Periode fand unser Held sich mit andern Passagieren bey einem trefflichen Mahl im Gasthof zu Holyhead.

Nach Tisch sahen sie der Ankunft eines andern kleinen Schiffes entgegen, das beynahe zu derselben Zeit mit dem Paketboot abgesegelt und nun im Begriff war, in den Hafen einzulaufen, als plötzlich der Peiniger ausrief:

„Was wollen Sie wetten, Howth, daß entweder Lady Olivia oder Ihre Ratte in dieser Schmacke mit herüber gekommen ist? ich will jede Bedingung eingehen, die Ihnen gefällig ist."

„Mein Leben gegen das Ihrige, Sir, keine von beyden!" war die ärgerliche Antwort, die in dem Moment gegeben wurde, während der Lord eine große Austerschaale untersuchte, die er vom Boden aufgenommen hatte. In demselben Augenblicke steckte eine Ratte ihren Kopf aus einer Höhle in dem Getäfel des Zimmers; entrüstet durch dieß lächerliche Zusammentreffen warf Lord Howth die Schaale mit wüthender Gewalt von sich; sie traf das Thier, als es im Begriff war, fortzuspringen und streckte es sogleich todt darnieder.

Aber das arme kleine Geschöpf hatte ihn angeblickt und geschrien, eh' es fiel. Sein sterbender Schrey machte den Lord schaudern. Er sprang mit ahnungsvoller Unruhe hinzu, und als er sah, daß es in der That seine eigene Ratte war, die nun in ihrem Blute gebadet vor ihm lag, so wandte er sich mit der Wuth eines Rasenden gegen den jungen Mann, dessen Thorheit ihn hierzu herausgefordert hatte. Ohne Zweifel würde er ihn auf der Stelle seiner blinden Rachsucht geopfert haben, hätten nicht andere Personen sich in's Mittel gelegt, und Lord Howth von einer schwereren Schuld bewahret, als die, welche er jezt beklagte.

Die Wuth seines Schmerzes war in der That der seines Zornes so gleich, daß in die Mißbilligung der Umstehenden sich Mitleid und Bedauern mischte. Der junge Mann selbst, der die Veranlassung gegeben hatte, war so gerührt durch das was er sah, daß er keinen Anstand nahm, dieß Gefühl zu gestehen, und Lord Howth um Verzeihung zu bitten. Diese wurde ihm mit Widerstreben gewähret, unter der Bedingung, daß sie, statt den Rest ihrer Reise gemeinschaftlich fortzusetzen, sich hier trennen sollten.

Ein Geschäft, das die Gegenwart des Lords erforderte, rief ihn nach London; er blieb dort nur so lange, bis es vollendet war, eilte dann nach Dover, ging hinüber nach Frankreich und durchschnitt zwey Jahre hindurch die schönsten Gegenden des Kontinents.

Aber Lord Howth war nicht mehr derselbe Mensch; der sterbende Blick und der sterbende Schrey seines treuen kleinen Thierchen's beunruhigte seine schlafenden und wachenden Stunden, und verbitterte jene geistigen Genüsse, die vielleicht er vor allen am meisten fähig gewesen wäre auf dem klassischen Boden von Italien und Griechenland zu finden. Er wandelte unter den riesigen Schatten des Coliseums, und stand auf der schweigsamen Ebene von Marathon mit Gefühlen, die getrübt und vergiftet waren durch Selbstvorwürfe.

Er klagte sich unaufhörlich selbst an, nicht wegen der unabsichtlichen That des Mordes (wie er streng die Vernichtung der Ratte nannte), sondern wegen der pflichtwidrigen Hingebung an eine Leidenschaftlichkeit, die, so begünstigt, eben so gut zu der Vernichtung eines menschlichen Wesens hätte führen können. Und gewiß, wenn auch der Streich, welcher den Tod gegeben hatte, nur die bewußtlose Handlung eines außer sich Seyenden war, so konnte sie doch nicht schuldlos seyn, da sie unmittelbar seine Strafe mit sich gebracht hatte, indem sie ihn auf die grausamste Weise des unschuldigen kleinen Geschöpfes beraubte, das ihn liebte und ihm mit so treuer Anhänglichkeit folgte. Dazu kam die Bitterkeit, die in der Idee lag, daß man die That einer Furcht zuschreiben könnte, die er in Folge der alten Wahrsagung hegte, welche seine Familie betraf.

Wechselsweise durch diese beyden Vorstellungen gequält, wurde Lord Howth nach und nach düster und übel-

launig; er reiste allein, sah alle merkwürdigen Gegenstände allein; mied alle Vergnügungen, und verlor bald völlig seine Gesundheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüchers Standbild in Berlin.

Romanze.

Auf der Wahlstatt steht der Marschall,
In der Hand das Schwert entblößt,
Das den Freunden Muth und Hoffnung,
Schreck den Feinden eingeflößt.

Wenn er in der Schlacht es regte,
Das Geschütz in seinem Grimme,
Die Kanonen mußten schweigen
Vor dem Donner seiner Stimme.

„Vorwärts" rief der Fürst der Wahlstatt
Unter schweren Schwertesstreichen;
Die Kartätschen, die Haubitzen,
Und die Feindesschaaren weichen.

Auf der Wahlstatt schaut der Marschall
Seiner Thaten reifen Lohn;
Unter seinen Füßen seufzet
Ein zerschmettertes — Kanon.

K. Simrock.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Dec.

(Beschluß.)

Die prime donne sind in Europa so selten, daß sich die Theater zu Paris, London, Neapel die wenigen vorhandenen einander gleichsam leihen müssen, damit keines derselben zu Grunde gehe; so reisen dann die Pasta und die Fodor von Frankreich nach England, von England nach Italien, und die Direktoren verstehen sich brüderlich, um von Zeit zu Zeit ihr Publikum mit einer Prima Donna zu ergötzen. Zwar trägt noch manche andere Sängerin den Titel Prima Donna neben jenen wenigen; allein eine gewöhnliche stehende Prima Donna hat für die große Welt, die ihre Logen in der Pariser und Londoner opera ital. theuer bezahlt, keinen Reiz: sie verlangt mit Recht für ihr schweres Abonnement die ersten Singtalente Europas zu hören. Vor einem Jahre war die italienische Oper in Paris reich, denn sie besaß die Pasta und die Fodor zusammen, und sie war beynahe verlegen, wie sie sich mit den beyden Nebenbuhlerinnen, die schon an einander gerathen waren, abfinden sollte. Hätte der Directeur des beaux arts, Vicomte de la Rochefoucauld, die Sache nicht durch eine leckere Tafel, guten Wein, höfliche Worte und Geld aus der königlichen Kasse ausgeglichen, so wäre Paris vielleicht zum Weitplatze zwischen den beyden Nebenbuhlerinnen geworden. So aber ging Alles vor der Hand gut; die Pasta blieb und die Fodor ging nicht fort; da im Sommer darauf die Pasta einige Wochen lang die Londoner ergözte, so kam unterdessen die Sonntag und ersezte den einstweiligen Verlust, und weil man nicht zu vorsichtig seyn kann, so traf man mit der Leztern Verabredungen für's Jahr 1828, obschon sich unterdessen manches ändern kann, besonders an einem Theater. Jezt aber sehen die Sachen anders aus. Die Pasta ist nach Neapel gegangen, die Fodor ist, ich weiß nicht wo, und die Sonntag erwartet in Berlin das Herannahen des Jahrs 1828. Unterdessen hat die italienische Oper in Paris gar keine Prima Donna ersten Ranges, es sey denn die Dem. Cinti; da diese aber in Paris wohnt, auch in der französischen großen Oper auftritt, und da man sicher ist, sie immer zu hören, so erregt sie natürlich keinen Zulauf. Bey so bewandten Umständen hat der Directeur des beaux arts, oder der unter ihm stehende Theaterdirektor einen Entschluß gefaßt, den die ministeriellen Blätter für weise ausgegeben haben, und der es wirklich auch ist, wofern die Weisheit darin besteht, daß man den einzigen Weg einschlägt, der einem in einer mißlichen Lage übrig bleibt. Man schließt nämlich an den meisten Tagen, an welchen die italienischen Vorstellungen statt zu haben pflegen, das Theater zu, und läßt die Sänger und Sängerinnen spazieren gehen, oder sich auf sonstige Art vergnügen, bis daß der Himmel oder der Zufall dem Direktor einmal wieder eine Prima Donna bescheert. Es gibt das ganze Jahr hindurch, und während des Winters besonders, Unterhaltung und Belustigung genug in Paris für die große Welt, um allenfalls die italienische Oper entbehren zu können; die königliche Kasse wird freylich darunter leiden, denn Sänger, Orchester und andre vom Theater abhängige Personen müssen doch immer fort bezahlt werden. Dieß ist großentheils des Hrn. Vicomtes Schuld; denn hätte der nicht die italienische Oper auf einen so hohen Fuß gestellt, daß sie nur noch von den Reichen besucht werden kann, so würde das Publikum auch keine so hohe Erwartungen hegen, und sich mit den noch vorhandenen guten Sängern und Sängerinnen begnügen. Die große französische Oper hat nach Rossinis Mahomet nichts Neues hervorgebracht, und zehrt hauptsächlich von ihren Balletten. Das Théâtre français errichtet Talma eine Bildsäule, hat aber noch niemand gefunden, um ihn zu ersetzen. Indessen hat es doch in der lezten Zeit einige neue Trauerspiele aufgeführt, als Rosamunde, (vermuthlich nach dem Englischen des Mason), und Marcel, ein Trauerspiel von Rougemont, der den Stoff dazu aus der Geschichte der bürgerlichen Unruhen in Paris, während der Gefangenschaft Johanns in England genommen hat, oder vielmehr aus einem prosaischen Stücke ähnlichen Inhalts von Sedaine. Bey allen den neuen Trauerspielen, die seit einem Jahre auf dem Théâtre français und auf der Odeonbühne gegeben worden sind, sieht man auch nicht das mindeste Streben der Verfasser, sich eine neue Bahn zu brechen; alle sind in der gewöhnlichen Form der französischen Trauerspiele gegossen: so daß das Anreizen der Zeitschrift Le Globe zu Versuchen andrer Art bisher ohne Erfolg geblieben ist. Entweder haben die Dichter kein Genie, um solche Neuerungen zu versuchen, oder sie fürchten sich zu sehr vor dem Publikum, das an solche Neuerungen vielleicht allmählig gewöhnt werden muß. Indessen sollte der geringe Beyfall, der allen jenen nach der beliebten klassischen Form bearbeiteten Dichtungen zu Theil geworden ist, die Verfasser abhalten, ferner auf der alten Bahn fortzuschreiten. In andern Dichtungsarten lassen sie schon mehr Kühnheit blicken; am Theater haben sie aber das regelrechte Parterre vor sich, mit dem nicht zu spaßen ist; denn ein neues Stück ist bald ausgepfiffen und durchgefallen, welcher Dichter hätte wohl den Muth, sich dieser Gefahr auszusetzen! Somit bleibt es beym Alten. Auf den kleinern Theatern, wo weniger Zwang herrscht, und das Publikum nur zufrieden ist, wenn man es belustigt, sind auch die Dichter kühner; hievon zeugen le Bénéficiaire, le Chiffonier, und neuerdings die Abentheuer mit der Diligence, eine Posse, die auf vier oder fünf verschiedenen Poststationen vorgeht, und also die sonst so gepriesene französische Regel der Einheit des Orts auf eine sonderbare Art verlezt. Allein die Zuschauer der kleinern Theater nehmen es mit den Farsen nicht so genau, so wie sich das Publikum der Boulevards oder Volkstheater die abentheuerlichsten Kriminalgeschichten darstellen läßt, wenn nur recht viel Verrätherey und Schelmstücke darin vorkommen, und die Tugend im lezten Auftritte wieder zu Ehren gelangt.

D g.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Januar 1827.

Die Sonne sinkt. Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel;
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft.
Geneva malt sich in der Fluten Spiegel.

Matthisson.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

Flüchtige Zeichnungen. 1825.

1.

Die Seefahrt von Wallenstadt bis Weesen war durch widrigen Wind anfangs langweilig. Dieser legte sich bald, und nun wurde sie durch die prachtvolle Abendbeleuchtung der phantastischen Glarner Bergformen eine der angenehmsten, die gemacht werden können. Noch vergoldete die scheidende Sonne jene Riesenhäupter, als wir zu Weesen vor dem Gasthof zum Schwert an einem stattlichen, von großen Quadern zusammengesezten Kay landeten, wo man einst Sumpf und Moder durchwaten mußte. Ueberhaupt haben die Umgegenden von Wallenstadt und Weesen auf eine Weise sich umgestaltet, daß sie keinem Reisenden, der vor Eröffnung der Linthkanäle so schnell als möglich ihnen zu entkommen strebte, in ihrer gegenwärtigen Verwandlung noch erkennbar sind. An die Stelle der alten pesthauchenden Sümpfe und unübersehbaren Schilfbreiten sind üppige Wiesen, Viehweiden, Gemüsegärten und Bauerngehöfte getreten.

Folgenden Tags unternahm ich den Gang nach beyden Kanälen. Der Glarnerkanal geht in den See, der andere ist der Abfluß des See's, der vormals die Maag hieß, von keinem Bette geregelt wurde, und meilenweit die scheußlichen Versumpfungen bildete, welche den Dunstkreis dieser unglücklichen Landstrecke vergifteten. Jezt strömt die Maag unter dem Namen Linth in einem herrlichen für Jahrhunderte berechneten Kanale, der die Schiffahrt beyder Seen verknüpft. Er hat drey Stunden Länge, die eine Barke in anderthalb Stunden zurücklegt.

Mit frohem Erstaunen sahe ich nun die Lintharbeiten in ihrer Vollendung. Alles, was ich prophetisch mir davon versprach, ist in Erfüllung gegangen. In mächtigem Laufe flutet die Linth zwischen zwey Mauerböschungen, die jedem Abweichen oder Ueberschwellen unübersteigbare Schranken setzen. Wie müssen wir den reichen und wohlverstandenen Anbau der vormaligen Schlammwüsten bewundern! Gewiß bleibt selbst die gespannteste Erwartung nicht unbefriedigt beym Anblick dieser lachenden, der Kultur und dem Lebensglück gleichsam eroberten Bezirke. Es konnte auch nur der Beharrlichkeit, dem Genie, der Menschenliebe und dem Heldenmuthe Eschers gelingen, die tausend Schwierigkeiten, welche bey dem großen Werke entgegentraten, glorreich zu überwinden.

In Weesen, wo früher die trostlose Lage der todtenblassen Einwohner, die durch diese mephitische Atmosphäre, gleich acherontischen Schatten, selten im Greisenalter, dem Grabe zuschlichen, in jeder gefühlvollen Brust das tiefste Mitleiden erregen mußte, weidet sich der Blick nun an lauter heitern und segenverkündenden Gegenständen. Die blühenden Wangen beyder Geschlechter deuten auf einen langen und fröhlichen Lebenswinter. In der ganzen, vom nahen Verderben geretteten Gegend hört man im Volke nur eine Stimme über Eschers, vieler Bür-

gerkronen würdige, Verdienste um die Austrocknung dieser pontinischen Sümpfe Helvetiens.

Das Monument, welches dem unsterblichen Patrioten das dankbare Vaterland zu weihen beschlossen hat, wird auf dem Biberlikopf, einem weit umschauenden Höhepunkt errichtet werden, wo man den ganzen Lauf beyder Kanäle beherrscht.

In einem Bauerngute, auf dem den Fröschen abgewonnenen Erdreiche, gehörig Herrn Schindler von Mollis im Kanton Glarus, liest man auf einer schwarzen Tafel folgende von ihm selbst verfertigte Denkschrift, die in ihrer anspruchlosen Einfachheit Eschers Ruhm vielleicht glänzender hervorhebt als Odenschwung und Rednerfeuer:

„Die ganze Gegend war Sumpf. Hier fuhren Schiffe die Straße entlang. Der Jammer war groß und jedes Jahr größer. Da sah der erbarmende Vater vom Himmel herab auf die tausend trauernden Kinder und sprach: Es werde trocken! Ich habe schon ein Werkzeug gewählt. Es ward trocken. Danket Menschen dem rettenden Gotte, danket dem rettenden Werkzeuge! Auch des Gütchens Name sey Dank; es heiße die Escherau.“

2.

Der Weg von Weesen bis Rapperswyl ist einer der anmuthigsten, die dem Reisenden sich darbieten können. Fast immer durchläuft man eine jener Gegenden, wo das Auge ringsum, außer der Landstraße, nichts Kahles erblickt.

Zu Rapperswyl fand ich Herrn Hensi in seinem neuerbauten Gasthofe, vor der Stadt auf hohem Seeufer, ganz im Freyen gelegen, schon völlig eingerichtet. Das Haus hat ein vornehmes Ansehen und würde selbst in der Umgegend von Genf zu den zierlichen Landsitzen gezählt werden. In den geschmackvoll möblirten Zimmern ist für jede Bequemlichkeit gesorgt. Gegen Küche und Keller (vorausgesetzt, daß alles im gegenwärtigen Gleise fortläuft) werden sogar verwöhnte Gastronomen kaum etwas einzuwenden haben. Eine englische Gartenanlage, wohlgeordnet und reich bepflanzt, ist in fröhlichem Gedeihen. Die Seelandschaft, wo der Blick am längsten auf Huttens ernster Grabinsel verweilt, ist eine der bezauberndsten an Zürichs herrlichem Wasserspiegel. Vor allen Dingen muß aber jedem Fremden, der nicht mit dem Spleen oder anderm Unheil befangen, sondern an Körper und Seele frisch und gesund ist, die zuvorkommende Freundlichkeit des Wirths den Aufenthalt unter dessen Dache doppelt angenehm und erfreulich machen. Man darf daher dem Hotel zum Pfauen ohne Bedenken das Horoskop stellen, daß es in Kurzem zu den Gasthäusern vom ersten Range gehören werde, welches Emporkommen in der Schweiz mit nicht minderer Schwierigkeit verbunden ist als in England.

3.

Mit Ebel machte ich von Zürich aus, wo ich nur einen Tag verweilte, bey milder Sonnenwärme, die Spazierfahrt nach dem Riedelbade, einem der besuchtesten Vergnügungsörter am Seeufer. Im Wirthshause war Tanz und Volksjubel. Wir suchten ein Plätzchen im Freyen unter einer weitschattenden Linde.

In der Bergkette von Glaris war nur der Glärnisch ganz wolkenfrey. Die übrigen Gipfel hatten sich mehr oder weniger umflort. Ebel, als Ausleger der Alpenwelt, in seiner kraftvollen und edlen Sprache, verbunden mit dem reinen Wohlklange seiner Stimme reden zu hören, gewähret einen hohen, in seiner Art einzigen Genuß. Bey Nennung des Etzelberges gab er die allerdings merkwürdige Notiz zum Besten, daß am Fuße desselben, im Dorfe Wollbrau, sich ein Kirchengemälde befinde, welches eine Henkersscene darstelle, die keinem Sterblichen in Spanien oder im Kirchenstaate auffallen würde, die aber in jenem entlegenen Erdwinkel wie aus den Wolken gefallen, erscheinen müsse. Schergenhände haben Rousseau und Voltaire zum Scheiterhaufen geführt, um diese Verräther an Papst und Kirche dem Flammentode zu überantworten.

Ebel hat seit Jahr und Tag viel über Graubünden geforscht und gelesen. Die Resultate dieser Studien werden in einem Kupferwerke von Herrn Meyer, welches die neuen Fahrstraßen über den Splügen und Bernardin zu Gegenständen hat, niedergelegt werden.

Man zählt in dem so vielseitig merkwürdigen Bündnerlande hundert und neunzig, theils zerstörte, theils noch bewohnbare Burgen, und zweyhundert und vierzig Gletscher. Von diesen schicken hundert und fünfzig ihre Abflüsse dem Rheine zu, fünf und sechzig dem Inn, und die übrigen, mittelst des Tessin, der Adda, und der Etsch, dem adriatischen Meere.

Ich konnte der seit Kurzem eröffneten Züricher Kunstausstellung, statt mehrerer Stunden, wie mein Wunsch gewesen wäre, nur wenige Minuten widmen. Ein Basrelief von Imhof, Danneckers hoffnungsvollem Schüler, nach Thorwaldsen, in karrarischem Marmor, die Nacht mit ihren Kindern vorstellend, kündigt sich auf den ersten Blick, als ein Werk von der höchsten Vollendung an. Besonders sind die beyden Flügel so meisterhaft ausgeführt, daß Thorwaldsen, der den jungen Künstler väterlich zurecht weist und begünstigt, einen Gypsabguß davon zu haben wünschte, indem er erklärte, das Original werde von der Kopie noch übertroffen. Das treffliche Bildwerk gehört dem Herrn

von Cotta, der aber die öffentliche Aufstellung desselben im Vaterlande des Künstlers, als Urkunde seiner zu Rom gemachten Fortschritte, mit Vergnügen bewilligte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schenken von Paris.

I. Die Schenke der Fiaker.

Ich trete in ein feuchtes, düsteres Gewölbe, das durch ein enges Fenster an der Decke Licht erhält; keck wie ein Page dränge ich mich stolz durch die edle Versammlung, zünde meine Pfeife an der schwarzen Lampe an, fordere von dem Mädchen Fricot für fünf Sous und einen Schoppen, ziehe mein Brod aus der Tasche und bemühe mich, meine Rolle natürlich zu spielen. Ausnehmend einladend ist es, daß in dieser eleganten Fiakerrestauration die eisernen Messer, Gabeln und Löffel an kupfernen Ketten befestigt sind, damit dieses kostbare Silberzeug nicht den Weg alles Fleisches gehe; die Magd wäscht es an Ort und Stelle und dieß ist nun außerordentlich appetitlich.

Es war Essenszeit und eine Menge von Kutschern kam in die feuchte Herberge herunter. Einer, der mir etwas manierlicher vorkam als die übrigen, legte seine Peitsche auf meinen Tisch, forderte Wein und zog ein Papier mit Speckschwarte heraus, wobey er immer vor sich hin lachte und innerlich vergnügt zu seyn schien. — „Ihr seyd zufrieden, wie es scheint," sagte ich. „Ja, antwortete er händereibend, es könnte schlechter gehen." — „Aber, meynte ich, es ist kaum Mittag und . . ." — „O! wenn heute lache ich noch nicht; diesen Morgen ist es nicht viel gewesen, aber gestern, was war das für ein Tag! Teufel, wäre es das ganze Jahr so, hätte ich bald ein kleines Gut in der Normandie gekauft." — „Das ist erstaunlich, aber wenn man euch so stehen sieht, ganze Stunden vergehen, bis ihr zu fahren habt." — „Allerdings, mein Lieber (in der Fiakerschenke wird man schnell vertraut); aber Ein guter Tag ist für die ganze Woche; der gestrige z. B. ist einen ganzen Monat werth." — „Bah!" — „Ganz gewiß!" — „So erzählt mir doch, sagte ich, und schrie, eine Bouteille um fünfzehn Sous. Ihr scheint ein guter Bursche, scheint es." — „Warum nicht? O das Leben in dieser Welt ist ja nur ein Spaß, und wir Kutscher, wir sehen Dinge . . . kurz, gestern Morgen um sieben Uhr bey schönem Wetter . . . Eure Gesundheit." — „Die Eurige." — „Wollt Ihr ein wenig von meiner Schwarte?" — „Nein, danke." — „Gestern Morgen komme ich aus dem Stalle Faubourg de Temple, und mache mich im Schritte an die Reihe in der Straße Monmartre; ich gebe meinem Handgaul, dem Schimmelchen, einen Hieb; da schlägt er aus und hebt den Schwanz auf; es wird einen guten Tag geben, denke ich, der Hafer macht sich gut, denn immer ist es für mich ein gutes Zeichen, wenn Schimmelchen ausschlägt. Wahrhaftig, kaum bin ich auf dem Platz, da kommt ein großer Schlingel, Bänder und Blumenstrauß auf der Brust und bestellt mich zu einer Hochzeit; man gibt mir Blumen, weiße Handschuhe und fort auf die Munizipalität, in die Kirche, zum berühmten Cadranbleu, Boulevard du Temple, wo das Essen ist. Kurz, ich bekomme achtzehn Franken und der Brautführer gibt mir eine tüchtige Kapaunenkeule in Papier und ein hübsches Stück Brod. Gut! dachte ich, das geht schon nicht übel; ich stecke meine Hinterräder *) in meinen kleinen Lederbeutel, und immer dem Boulevard Poissonnière zu; ein junger Mensch, bleich, verstört, in seinem Carrik eingemummt, fragt mich: „Bist du gemiethet, Kutscher?" — „Nein, Herr." — „Gut, nach dem Boulogner Gehölz und geschwind, da, zehn Franken." Meine Pferde hatten einen Vierling Hafer gefressen, also geschwind wie der Wind an das Gitter des Boulogner Gehölzes. Mein junger Mensch steigt aus und sagt nichts als nur: „Gut, du bist frey." Dann macht er sich rasch in den Wald, und ich verlor ihn bald aus dem Gesichte. O! dachte ich, eine Liebesgeschichte; doch, was geht das mich an; 18 und 10 macht 28, das ist nicht von Stroh zum Anfang. Aber kaum hatte ich meinen Beutel unter meine drey Westen gebracht, da höre ich einen Pistolenschuß, der im Walde wiederhallt. Mein Gott! rief ich, ich wette mein armer junger Mensch hat sich den Kopf abgeschossen! Ich irrte mich nicht, denn eine schöne Dame stieg aus einem Kabriolet und schrie mir zu: „Kutscher! Kutscher! hast du einen jungen Menschen, so und so und so und so hierher geführt?" — „Ja, Madame, und ich fürchte, der junge Mensch so und so und so und so ist der, der . . ." — „Der was? sprich!" — Nun ja, der eben im Walde geschossen hat. Ich kann aber nicht sagen, ob er auf sich . . ." — „Ach! mein Sohn! ach! mein Sohn! Alles konnte noch gut werden. . . ." Da läuft die arme Frau in den Wald hinein; es war nur zu wahr mein Sohn (ich war sein Sohn geworden). Der junge Mensch hatte sich nicht gefehlt, man brachte ihn und legte ihn ganz blutig in meine Kutsche; die Dame stieg ganz in Thränen wieder in ihr Kabriolet, und ich wie ein Trauerzug im kleinen Trab nach der Straße Menard und hier wurde der Todte abgeladen. Der Arme hatte mir zehn Franken gegeben, seine Mutter gab mir noch zehn; wahrhaftig, es war als ob der brave Junge mir dieses Legat vermacht hätte. — 28 und 10 macht 38. Wahrhaftig, sagte ich, Schimmelchen führt mich nicht an, und ich gab ihm ein Paar Hiebe auf das Kreuz; da kommt eine junge elegante

---

*) Ausdruck der Kutscher für Fünffrankenstücke.

Dame, ihr Geld in das Schnupftuch geknüpft, thut sehr eilig, heißt mich den Schlag aufmachen, nach den Bädern von Tivoli und flink. Wir kommen an, ein schöner Herr empfängt sie, küßt ihr die Hand, gut! dachte ich. — „Hast du Münze, Kutscher, hier sind hundert Sous.“ — Ich, wie es bey uns so gebräuchlich ist, zähle bedächtig ein Paar Dutzend große Sous, um ihr die Zeit lang zu machen; denn Verliebte haben nicht viel Geduld. — Bah, wie machst du so lange mit deinen großen Sous! da nimmt sie den schönen Herrn unter den Arm und weg ist sie. — Ha, vortreflich dachte ich, 38 und 5 macht 43. — Jezt ist es vielleicht aus, meynt ihr? Nichtsweniger, es nimmt kein Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 28. Dec.

Der Cyclus älterer und neuerer Trauer-, Schau-, Lust- und Gesangspiele brachte während des jüngst verflossenen Monats im bunten Gemische auf unsere Bühne eine tüchtige Vorstellung des „Otto von Wittelsbach,“ worin Alles gerundet und gelungen war. Unser Regisseur, Hr. Kazianer, ist der Mann, der es versteht, den „Otto“ ritterlich darzustellen. Müllners „Schuld“ wurde nach diesem gegeben. Eine eben so neue als erfreuliche Erscheinung war uns der liebliche Zögling unserer Mad. Gehlhaar, die kleine Julchen Echternach, welche die nicht unbedeutenden Reden des „Otto“ mit mehr Umsicht deklamirte, als ihrem zarten Alter eigenthümlich ist, und sich mit der ihrem Rednertalente homogenen Künstlichkeit bewegte. Laut wurde dieses frühkeimende Talent anerkannt, welches unter dem Einflusse seiner würdigen Pflegemutter einer vollkommnen Reife entgegen sieht. Endlich ist auch bey uns Spohr's romantische Oper „Faust“ gegeben worden. Hat auch mancher Theoretiker das Grandiose dieser Tondichtung schon hier und dort öffentlich anerkannt, so können wir dem ungeachtet nicht umhin, aus dieser reichen Schatzkammer einige Goldkörner hier in unser Gedächtniß zurückzurufen. Einer solchen Komposition ergeht es wie einem Goethe'schen Epos oder philosophischen Raisonnement Jean Pauls; sie will zwey, drey Mal angehört, studirt seyn, um völlig verstanden zu werden. Wenn wir diese Oper beym rechten Ende, also beym Anfange näher beleuchten wollen: so müssen wir hier zuvor die Anordnung tadeln, daß der eigentliche Maskeradensaal unsern Augen entzogen, und uns nur ein Ost-Meilenzeiger, ein an der Pforte angeheftetes Schild, den Eingang in das Innere desselben andeutete. Denn so viel uns bekannt, muß der Maskenball auf der Bühne selbst dargestellt werden, zumal da, wie wir bestimmt wissen, nach Vorschrift des Dichters, die Menuet Nr. 1. auf der Bühne gespielt werden soll. Wahrhaft bacchanalisch ist das liebliche Weinliedchen Nr. 2, und die obligate Begleitung der Bässe vom gefälligsten Effekt. In dem Duette Nr. 3, „Folg' dem Freunde mit Vertrauen ꝛc.“, zwischen Faust und Röschen, wie wohlberechnet ist das Alterniren dieses Wechselgesanges, und welche treffende Nachbildung der Angst und Besorgniß liegt in dem Chor, während welchem die Bauern Röschen aufsuchen. Kunigundens Arie: „die stille Nacht entweicht,“ greift in die Seele, ist aber leider! zu krafterheischend für die Stimme unserer Dem. Böhm. Eine der werthvollsten Piecen dieser Oper ist unstreitig die Arie mit Chor Nr. 6, in der gewichtigen Tonart C-dur; namentlich die brillante Stelle darin: „Die Rettung naht, die Rache wacht!“ welche vom Chor repetirt wird, ist von der größten Wirkung. Das Finale des ersten Akts, das Originelle des Hexen-Chors, und das Flehen derselben um einen Trunk beschließen würdig die erste Abtheilung. Von gleicher Gediegenheit ist im zweyten Akte die Arie Röschens: „Dürft ich mich nennen! ꝛc.“ Wie viel Wehmuth und Schmerz sprechen hier die Töne aus! Die Arie mit Recitativ Nr. 13, schwebt in fortwährenden Reminiscenzen der meisterhaften Ouvertüre dahin, und ist im recitirenden Style energisch durchgeführt. Ferner die Polonaise in C-dur und das Melodieuse des Trio's: „zu hoher Schönheit Fülle. Dann das Meisterwerk, die Baßarie: „Stille noch dieß Wuthverlangen;“ wobey sich die kolossalen Ideen des Tondichters dermaßen über einander thürmen, daß der Zuhörer alle Dämonen des Tartarus losgelassen glaubt, und ihm die Brust erbebt. An diese Arie reihet sich nochmal der schöne Hexenchor, und nun beginnt die klagende Einleitung des Finales, wo Kunigunde den Dolch gegen Faust zuckt, und das Ganze schließt — zu früh für unser nimmersattes Ohr, wann ihm solche Götterkost dargeboten wird. Das darstellende Personal leistete viel Vorzügliches. Hr. Ueltz machte sich um die Partie des Faust's sehr verdient, ebenso um die des Mephistopheles, Hr. Sedlmayr. Das Fremdartige seines Organs, welches dieser der Dämonengestalt verlieh, war dem Charakter völlig analog. Mit seinem Kostüm, und noch weniger mit dem Zeichen des Degens im zweyten Akte sind wir übrigens nicht einverstanden. Hr. Rauscher, „Graf Hugo,“ war ganz vorzüglich. Dem. Böhm gab die Kunigunde allerdings mit lobenswerthem Fleiße; jedoch reicht, wie bereits oben erwähnt, ihre zarte Stimme in solchen krafterheischenden Partien nicht überall aus. Die Lösung einer der wichtigsten Aufgaben, die des „Röschens,“ ward wegen Krankheit der Dem. Kobelka, unserer Dem. Hauff übertragen, die sich den gerechtesten Anspruch auf unsern Dank für diese schwierige, aber dennoch sehr gelungene Leistung ersungen hat. Die Scenerey hätte hie und da wohl besser seyn können. Die Anordnungen dazu scheinen uns mit vieler Besonnenheit getroffen gewesen zu seyn; um so unverzeihlicher und im strengsten Sinne strafbar war, namentlich bey wiederholter Darstellung dieser Oper, die so mangelhafte Ausführung, welche doch nur dem Maschinisten zur Last fallen kann. Dekorationen blieben hängen, der kolossale Kronleuchter klemmte sich in den Koulissen, und kam nur um zwey Drittheil zum Vorschein, statt in der Mitte zu schweben. Der elegante Fackeltanz, von Hrn. Bolange so geschmackvoll arrangirt, ward am Schlusse auf das Unangenehmste dadurch gestört, daß die Kuppel, woran en feston verflochtene Bandstreifen befestigt, flatterten, kaum bis in die Soffiten hinaufgewunden war, als sie auch schon mit einem Gerassel wieder auf die Bühne herabstürzte, und die zierlichen Tänzerinnen zu erschlagen bedrohete, uns aber, nachdem die Gefahr vorübergezogen war, ein mitleidiges Lächeln ablockte. So wurden uns auch am Schlusse die Qualen der Hölle eben nicht sehr anschaulich dargestellt. Uebrigens hätte der Dichter des Dialogs, da wir so treffliche Bearbeitung dieses Sujets besitzen, noch Manches benutzen können, was dem romantischen Zwecke sehr förderlich gewesen wäre.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 17.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 19. Januar 1827.

Hier ist er heimisch in seinem Element, bereitwillig, jeden guten, schlechten oder gleichgültigen Auftrag rasch zu vollziehen, und seines gleichen suchend in Schelmerey und Spitzbüberey.

Walter Scott.
Nigels Schicksale.

Die Schenken von Paris.

I. Die Schenke der Fiaker. (Beschluß.)

„Vier Herren, sehr erhizt, schimpfend und drohend, steigen in meine Kutsche; der eine hatte ein Kistchen unter dem Arm. „Maul gehalten, sagte lezterer zu mir, und steckte mir zwey Hinterräder in die Hand, zu den Steinbrüchen am Montmartre. Wir kommen an; meine Leute machen sich in eine dunkle Allee, ich höre zwey Pistolenschüsse; sie kommen wieder, einer trägt den Arm in der Schlinge, ich führe sie zurück zum Restaurateur le Riche, Boulevard Italien; ich bekomme noch ein Fünffrankstück; und da die Wunde des jungen Herrn unbedeutend war, höre ich sie einen guten Versöhnungsschmauß bestellen.“ — „Teufel noch einmal, unterbrach ich den Abenteurer, damit konnte Euer Tag zu Ende seyn.“ — „Lieber Kamerad, versezte er, so meynte ich es auch, da kam ein ganz schwarz gekleideter Herr und holte mich zu einer Leiche; heute sollte meine Kutsche einmal bey Allem seyn; fort mit der Leiche nach Père Lachaise. Da der, der mich genommen hatte, erbte, so zahlte er mich gut und zwey neue Stücke von hundert Sous wanderten zu ihren Brüdern. Während man den Verstorbenen begrub, fraßen meine Pferde ihren Hafer; ich hätte ein Barbar seyn müssen, hätte ich ihn heute sparen wollen. Wir kehren nach Paris zurück; die Erben springen lustig heraus und schwatzen vom Testament. Dieß ging mich nichts an, aber da wollen mich schöne Fräulein in Ballkleidern haben, denn es war schon Nacht. Gut! dachte ich, da kommt noch etwas, einen Kavalier haben sie nicht, die müssen anbeißen. — Ich fahre nicht, sagte ich, meine Pferde sind müde, und da ich nicht auf dem Platze bin, so bin ich nicht verpflichtet zu fahren; zum allergrößten Glücke fielen einige Regentropfen und der zierliche Putz ward von einem Gusse bedroht. „Wie, lieber Freund, sagten alle zusammen, seyd so gut, Ihr sollt mit uns zufrieden seyn, hier ist ein Sechsfrankenthaler (vier Sous weniger, versteht sich) und fahrt gut.“ — Nun das ist ein Wort, also hinauf auf den Bock und in die Straße Michaudière im scharfen Trab. — Könnt Ihr glauben, mein Lieber, daß das bisherige nur Kleinigkeit war? Kommt ein Bankhalter mit verschiedenen Geldsäcken; ich führe ihn an seinen Ort, Mitternacht war es und drüber, das Hundertsousstück fällt da wie ein reifer Apfel, und, jezt kommt das Beste, er vergißt einen Sack mit 1200 Franken. Als ehrlicher Mann hatte ich den andern Tag nichts eiligeres zu thun als den Sack auf die Präfektur zu tragen, und meine Ehrlichkeit trug mir fünfzig Thaler ein.“ — „Jezt ist aber doch der merkwürdige Tag zu Ende?“ — „Ja, wahrhaftig, ich war es müde, so viele Hinterräder einzustecken, man bekommt alles satt, denn laßt uns ein wenig rechnen:

Hochzeit, thut	18 Fr.
Selbstmord des jungen Herrn	10 —
Seine arme Mutter	10 —
Das Bad des schönen Fräuleins	5 —
Leiche	10 —
Ball	6 —
Belohnung für das gefundene Geld	150 —
	209 Fr.

Zweyhundert neun Franken, damit konnte man zu Bette gehen, meyne ich." — „Teufel! das glaube ich." — „Ach! leider bin ich nicht immer Fiaker gewesen. Wie Ihr mich hier seht, war ich Kutscher bey einem Minister, ich trug eine feine Frisur und ein gallonirtes Kleid; aber eines Tags hatte ich das Unglück, den gnädigen Herrn in den Tuilerien umzuwerfen, und man jagte mich fort. Ich kam von da zu einem Stutzer, der seine Gläubiger mit Peitschenhieben bezahlte; wir saßen völlig auf dem Trockenen, nur der Pastetenbäcker wollte uns noch borgen. Ich sagte dieß eines Morgens meinem Herrn. Jaques, sagte er, weil allein dieser gute, dieser großmüthige Pastetenbäcker Zutrauen zu uns hat, so gib meinen Pferden Kuchen; ich fütterte sie wahrhaftig ein Paar Tage mit Backwerk, bis es auch der gefühlvolle Pastetenbäcker satt bekam; die Pferde wanderten auf den Markt, mein Herr nach St. Pelagie und ich auf die Straße. Ich trat bey einem Spieler in Dienst; verfluchtes Handwerk! ich bivouakirte alle Nacht; dann kam eine Modedame, ganze Abende vor der Thüre bey Theatern und Bällen: kurz, ich ward des Wechselns müde und schlüpfte in den Mantel des Fiakers. Ich gestehe es, die ersten Tage wurden mir sauer, Regen, Schnee, Eis, Hitze und Kälte; aber bald gewöhnte ich mich an Alles. War ich traurig, mißvergnügt, die Wollust eines Polichinells auf dem Schenktische verscheucht alle Grillen. Ich fühlte bald, daß Freyheit mit leerem Magen besser ist als Sklaverey, die sich stopfen kann; ich betrachte alles philosophisch."

Ich dankte dem geistreichen Fiaker für seine Gefälligkeit und ließ zum Abschied eine Flasche Rignigni und zwey Gläser kommen.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

(Fortsetzung.)

4.

Ich stieg zum hohen Felsenschlosse von Lenzburg hinauf, dem vormaligen Wohnsitze der Berner Landvögte, wo der verdienstvolle Jugendfreund, Herr Lippe, seit zwey Jahren ein Erziehungshaus begründete, das gegenwärtig sechs und zwanzig Zöglinge zählt. Es gereicht der Regierung des Kantons Argau auf jede Weise zur Ehre, daß sie dem wackern Manne das ganze weitläuftige Lokal für seinen edlen Zweck unentgeldlich überließ. Herr Lippe, der zum Erzieher geboren ward, wie Klopstock zum Dichter, und Raphael zum Maler, fühlt sich am glücklichsten im Kreise seiner Knaben und Jünglinge, die aber auch mit wahrhafter Kindesliebe an ihm hängen; eben so, wie einst in Fellenbergs berühmtem Institute zu Hofwyl, als dessen Seele man ihn in vieler Hinsicht betrachten konnte.

Der Patriarch der Pädagogen, Pestalozzi, lebt seit einigen Monaten, in einsiedlerischer Zurückgezogenheit, auf seinem Gütchen Neuhof, wo ich im Jahre 1787 zuerst seine Bekanntschaft machte, als er eben durch sein treffliches Volksbuch, Lienhard und Gertrud, in Deutschland und der Schweiz Erwartungen erregte, denen er durch Beharrlichkeit und Aufopferungen mancher Art in der Folge zu entsprechen redlich bemüht war. Er nährt noch großartige Ideen über Menschenbildung und Menschenglück, die er, seines hohen Alters vergessend, in Frankreich oder England noch zu realisiren gedenkt.

5.

Auf der Plattform des Bernermünsters war es am Abend so lebhaft, daß man sich in die Villa Reale zu Neapel hätte versezt glauben können. Ueberhaupt hat Bern seit meinem lezten Aufenthalt an großstädtischem Ansehen noch bedeutend gewonnen. Die Magazine des Luxus und der Mode gleichen beynahe denen zu Paris.

Den Dichter des, mit gerechtem Beyfall aufgenommenen, Trauerspiels: „die Schlacht bey Sempach," fand ich zu meinem Bedauern nicht in der Heimath. Er hatte nach dem Tode seines Bruders, der mit ihm von Kindheit an ein Herz und eine Seele war, sich auf Reisen begeben, und auch mir einen Besuch in Stuttgart zugedacht. Sein Bruder, dahingerafft in der schönsten Blüthe des Lebens, hat ein Trauerspiel, „Waldmann," hinterlassen, dessen Erscheinung wir wahrscheinlich bald zu erwarten haben.

6.

Auf der Stätte des in den Flammen von Frankreichs Revolution mit aufgegangenen Murtener Beinhauses hat die Regierung von Freyburg einen Obelisken errichtet, der durch Form und Größe sich vor ähnlichen Monumenten vortheilhaft auszeichnet. Ein würdiges Ehrenmal des unsterblichen Freyheitskampfes, welcher vor allen Schlachten der neuern Völkergeschichte altrömisch zu heißen verdient! Auch hat Johann Müller es vortrefflich verstanden, diesen und andere Triumphe seines Vaterlandes altrömisch zu schildern.

Auf der einsam trauernden Tempelsäule in den Trümmern von Aventikum, hat seit meiner lezten Durchreise sich ein Storch angesiedelt, der mir eine Stelle aus Goethe's Wanderer ins Gedächtniß zurückrief:

> Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
> Unfühlend, welchen Zierrath
> Sie verklebt.

Vor Payern ist eine Promenade entstanden, wo Pappeln mit Platanen wechseln, auf beyden Seiten mit Hecken eingefaßt. Wer das Waadtland in frühern Zeiten kannte, der muß angenehm überrascht werden durch den Verbesserungs- und Verschönerungseifer, welchen dieser

Kanton seit seinem Selbstständigwerden zu entwickeln fortfährt.

7.

Im Städtchen Moudon wogte fröhliches Getümmel. Es war eben Revue gewesen und in allen Straßen drängten Offiziere und Soldaten sich dem Schützensaal entgegen, an dessen hohem Rüsterngange die Broye vorbeyfließt. Hier griff nun Alles zu einem muntern Volksfeste ineinander. Unter dem Schirm einer alten Linde begann der schwäbische Wirbeltanz. Jeder Soldat schwang sein Liebchen. Es versteht sich von selbst, daß die Mädchen, welche meistens recht hübsch waren, sich nach bestem Vermögen herausgepuzt hatten. Zwey Fiedler, von aufrechtstehenden Tonnen auf die Versammlung herabschauend, versahen den ganzen Orchesterdienst. Gegen solche Naturtänze müssen, wenn es auf durchaus reines und unvermischtes Vergnügen des Augenblicks ankommt, alle Hof- und Stadtbälle zurückstehen. Wie selten wird man dort mit Wahrheit sagen können, was diese Söhne der Freyheit Goethe's Faust jubelnd nachsprechen dürfen:

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Von allen Seiten erschollen Volkslieder, auch der Jungfernkranz in französischer Mundart von einem blinden Minstrel vorgetragen, fand ein zahlreiches Publikum. Eine Reihe von Zelten vollendete den militärischen Charakter der Scene. Unter diesen versammelten sich zahlreiche Trinkvereine, in denen bald Gesänge laut wurden, die nicht weniger kräftig und resolut klangen, als Bürgers:

Ich will einst bey Ja! und Nein!
Vor dem Zapfen sterben.

Ewig Schade, daß kein Ostade oder Teniers sich zur Stelle befand, um wenigstens einige dieser niederländischen Gemälde vor dem Untergange zu bewahren.

8.

Nyon bot mehrere neue Gebäude und andere Verschönerungen, besonders am öffentlichen Spazierplatze, dar. Aber auf der alten Burg, wo in Bonstettens Familienkreise nur allzurasch mir zwey Jahre vorüberflogen, die ganz Harmonie waren, herrschte melancholische Stille. Alles verkündigte Verlassenheit und Verfall. In dem grünen Kabinette, meiner vormaligen Wohnung, das ich vor vier Jahren als Malerwerkstatt wieder sahe, webten die Spinnen in ungestörtem Frieden.

Hinter dem Gasthof zum weißen Kreuz nimmt jezt ein baum- und blumenreicher Garten, an welchen die Wellen anschlagen, den Reisenden in seinen Schatten auf.

Der Abend war wunderschön und der See nur in leiser Wallung. Ich nahm Besitz von einer Laube mit der Aussicht gegen den Montblanc. Dieser König der Berge mit der ewigen Eiskrone zeigte sich in voller Klarheit. Tausend Bilder aus dem Frühlingsleben an diesen Ufern wurden in meiner Seele lebendig. Längst verklungene Melodien wehten aus dem Haine von Promenthou zu mir herüber. Da weckte plötzlich aus meinen Träumen mich das Jauchzen vieler Stimmen: Der Winkelried! der Winkelried!

Es war das Dampfboot dieses Namens, welches von Lausanne nach Genf zurückkehrend, gehorsam einer übermächtigen Naturkraft, auf ruhiger Wasserfläche wie vom Sturme beflügelt, vorübereilte, und besonders mir, dem ein solches Wunderschiff noch niemals zu Gesichte kam, einen wahrhaft majestätischen Anblick gewährte. Unbegreiflich schnell trat der Moment ein, wo das königliche Gebäude, an Größe der ansehnlichsten Fregatte gleich, sich zu verkleinern anfing, und dem Auge kurz darauf gänzlich entschwand.

Der Montblanc war diesen Abend besonders prachtvoll durch das magische Schauspiel des allmähligen Ueberganges von der Flammenröthe zur Leichenblässe.

9.

Endlich am Ziele meiner Wallfahrt! Ich begrüßte das ehrwürdige Genf mit Wehmuth und Freude. Bonnet, Saussure und Pictet waren nicht mehr; aber Bonstetten lebte. Diesen vortrefflichen Freund fand ich eben so geisteskräftig und lebensfroh, wie bey jedem Wiedersehen seit vierzig Jahren.

In der kleinen Gemeinde der Achtziger wird er immer eine der seltensten Erscheinungen bleiben. Noch sind seine Augen klar und feurig; die Gesichtsfarbe hat sich blühend erhalten, das Organ ist ungeschwächt und volltönend, der Gang rasch, und die Körperhaltung völlig aufrecht. Bonstettens neueste Schriften, vor Allem aber die an Vertraute gerichteten Briefe, athmen einen Jugendgeist, der Jeden, welcher um seinen Taufschein weiß, in gerechtes Erstaunen sezt. Daher prophezeyen ihm auch seine Freunde Fontenelles Jahrhundert. Möge dann auch sein Hinscheiden Fontenelles gleichen, der ohne Krankheit leblos in den Stuhl zurücksank, mit den Worten: Je sens une certaine difficulté d'être.

Seine Liebe hatte mir eine gar freundliche Wohnung bereitet, mit einer Gallerie, wo man über die höchsten Baumwipfel hinweg, der herrlichsten Aussicht gegen die Arve und den Jura genießt.

In meinem Zimmer schienen alte Bekannte aus dem Gesellschaftssaale zu Nyon mich freundlich willkommen zu heißen: Raphaels Madonna della Sedia, Guido Reni's Fortuna, und Domenichinos Cäcilia, in meisterhaften Kopien.

Wir beschlossen, wie durch einen Willen, nach wenigen Tagen

Fumum et opes strepitumque Genevae

zu verlassen, und der Wiege unserer Freundschaft, dem Landgute Valeyres unweit Orbe zuzueilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 18. Nov.

Ich habe schon einmal von den Annali d'Italia dal 1750 des Abbate A. Coppi gesprochen. Sie sind bestimmt, eine Fortsetzung des Werks von Muratori zu machen, welches bekanntlich mit jenem Jahre abbricht. Es liegt in der Natur einer solchen Unternehmung, daß sie, besonders wenn darin, wie bey Coppi, gleichsam die Begebenheiten des Tages beschrieben werden, weder neue Fakta noch neue Ansichten liefern kann: Annalen sind keine eigentliche Geschichte. Alles, was man von einem solchen Werke erwarten kann, ist eine klare Darstellung, natürliche Aneinanderreihung, und besonders Partheylosigkeit darin zu finden. Diese drey Eigenschaften besizt das Coppische Werk im hohen Grade. Wo der kundige Geschichtsforscher durch dasselbe angezogen werden dürfte, ist im zweyten Theile, bey Erzählung der Begebenheiten Roms, vom Jahr 1798. Hier hat der Verfasser aus den nächsten und sichersten Quellen geschöpft, ja die Dinge beschrieben, wie sie sich unter seinen eignen Augen zugetragen haben. Ich komme vielleicht nächstens auf diesen Theil der Annalen zurück, wo über die Bildung der Republik zu Rom die interessantesten und wichtigsten Aufschlüsse gegeben werden. Für heute begnüge ich mich, eine Eigenthümlichkeit dieser Annalen zu berühren, von welcher ich schon einmal gesprochen habe, ich meyne die höchst auffallende Liberalität, mit welcher sie nicht allein im Allgemeinen, sondern besonders an allen den Orten, wo die neuesten römischen Begebenheiten abgehandelt werden, censirt worden sind. Unter leztern habe ich neulich die Erklärung, mit welcher sich zu seiner Zeit, bey Gelegenheit der erneuerten Ansprüche des römischen Hofes auf Parma und Piacenza, die Bourbonischen Höfe gegen leztere zu verwahren für gut befanden, als einen Beweis der Wahrheit angeführt, daß, während die ganze römische Regierung den Charakter einer gewissen, aus dem Kreise der übrigen europäischen Proceduren tretenden Ungewöhnlichkeit auf der Stirne trägt, ihre Censur nicht minder nach Ansichten betrieben wird, von welcher man, außer Rom, keinen Begriff hat. Um diese Wahrheit in ein helleres Licht zu sezen, führe ich hier ein Seitenstück zu jener Erklärung an. Es ist dieß die Akte, mit welcher sich am 15ten Febr. 1798 das römische Volk in Person von drey dazu beauftragten Notaren auf dem Campo Vaccino (dem alten Forum Romanum), unter dem Schutze eines, von Mürat kommandirten, Detachements französischer Truppen, für frey und Rom selbst zu einer Republik umgeschaffen, erklärte. Gleich der Anfang dieser Akte ist von der Art, daß er mich der Mühe, sie ganz hierher zu sezen, überhebt. Er lautet: „Il popolo Romano stanco fin da gran tempo del mostruoso despotismo da cui era oppresso, aver più volte tentato di scuoterne l'enorme peso (das römische Volk, seit langer Zeit des abscheulichen Despotismus müde, von welchem es unterdrückt werde, habe zu verschiedenen Malen die ungeheure Last desselben abzuschütteln gesucht)." Weiterhin heißt es: „Dichiara in primo luogo di non aver avuta alcuna parte negli attentati ed assassinj dal Governo papale commessi a grave offesa della invitta repubblica e nazione francese *) (vor allen erkläre es (das römische Volk), keinen Theil an den, von der päpstlichen Regierung, zu gröblicher Schmach der unbesiegten französischen Republik und Nation verübten Anfällen und Mordthaten gehabt zu haben)."

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß bezieht sich auf den Tod des Generals Düphot, welcher am 28sten Dec. 1797 von einer päpstlichen Patrouille vor dem Pallaste des französischen Botschafters, Joseph Buonapartes, im Augenblicke, wo lezterer den Anführer derselben zum Rückzuge zu bewegen und die römischen Meuterer, welche sich zu ihm geflüchtet hatten, zu schüzen suchte, unter seinen Augen erschossen ward.

Hannover, 28. Dec.

(Beschluß.)

In Iffland's „Erinnerung," einem der Schauspiele, worin es freylich wenig zu schauen, desto mehr aber zu empfinden gibt, wo zwar nicht das ganze Theater, wohl aber Seele und Herz in Flammen gerathen, ist Hr. Keller als „Geheimerrath Seeger," und Hr. Hanff als „Hardamm," jeder in seiner Sphäre so ausgezeichnet, daß wir, so oft auch dieß Drama auf das Repertoir zurückkehren mag, diesen beyden andern Künstlern dankbar entgegen lächeln müssen; überhaupt war in dieser Darstellung das gesammte darin auftretende Personal von dem regsten Fleiße beseelt. Mad. Brunner, vom Breslauer Theater, gab uns den „Tancred." Hätte diese deklamatorische Sängerin, die mit einem Vortrage, der die beste Schule und einen veredeltern Geschmack beurkundet, eine jugendlich-blühende Gestalt mit auf die Bühne gebracht, es würden sich Tausende an ihren Triumphwagen festgeklammert haben; so aber wurde zwar fleißig geklatscht und Bravo gerufen, sie selbst aber nicht einmal hervorgerufen. Freylich sind ihre Töne über den fünf Linien nicht so klangreich als die Mittel- und tiefern Töne; in dieser Partie hingegen stand Mad. Brunner als Altistin mit Auszeichnung vor uns, und ihr Spiel war sehr lebendig, ja wir möchten wohl sagen, fast zu lebendig. Unsre Dem. Böhm hatte sich an jenem Abend als „Amenaide" wahrhaft ausgezeichnet, und es wollte uns bedünken, als hätte sie ihrem Spiele mehr Gewandtheit als früherhin verliehen. Auch die aus unserm Chor herbeygezogene Dem. Herold sang als „Euphanie" ihre niedliche Partie mit kraftvoller und wohltönender Stimme. Die HH. Rauscher, Ueß und Weidner sind uns in dieser Oper bereits ehrenwerth bekannt. Als zweyte Gastrolle gab Mad. Brunner die „Donna Elvira." Aber diese Partie liegt wohl für den Bereich ihrer Stimme viel zu hoch; weßhalb sie sich denn auch keines Beyfalls zu erfreuen hatte. Glücklicher war an jenem Abend ein einheimischer Gast, „der steinerne Gast." Unser Hr. Spitzeder möchte wohl in dieser gediegenen Rolle Seinesgleichen nicht häufig finden, und laute Beyfallsbezeignungen bewiesen ihm, wie sehr wir dieß zu würdigen wissen. „Zriny," diese Tragödie des glühendsten Sängers in jenen schwülen Tagen gedichtet, ist von manchem kritischen Richterstuhle gekrönt entlassen worden; doch können auch wir dem mehrmals gefällten Urtelsspruche, daß das Idealische hier zu excentrisch gehalten sey, und daß der wärmste Patriotismus, selbst in seinem kühnsten Auffluge, doch wohl nicht so ganz ohne Noth Weib und Kinder aufopfern würde, durchaus nicht widersprechen. Hr. Kaibel gab den „Grafen Zriny" mit großer Auszeichnung, und der „Soliman" ist eine Paraderolle unsers Hrn. Marr, in der er schon auf den ersten deutschen Bühnen wohlverdiente Lorbeeren gesammelt hat. Hr. Volkmar war als „Juranitsch" ganz vortrefflich, und Hr. Grühn brav als „Vilaki," nur am Schlusse mit dem Tone zu durchgreifend; die starke Seele mußte doch am Ende wohl dem matten Leibe unterliegen. Die Damen Gebhard, „Gemahlin," und Artour, „Tochter des Zriny," trugen zu der gelungenen Darstellung dieser Tragödie nicht wenig bey.

Georg Harrys.

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Nro. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Januar 1827.

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen:
Stund für Stunde nimmt er ab.
Doch die Freundschaft unter Guten
Wächset wie des Abends Schatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Langbein.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

(Beschluß.)

Diese wenigen Tage wurden den neuesten Merkwürdigkeiten des helvetischen Athens gewidmet. Dazu gehören hauptsächlich Herrn Eynards Feenpallast, der botanische Garten, die Naturschätze des Museums, die Eisendrahtbrücke und Herrn Saladins im ächt antiken Styl erbautes Landhaus auf dem Schweizerufer. Ein Prachtgebäude, worin die Kunst- und Naturaliensammlungen aufgestellt werden sollen, ist zur Hälfte schon ausgeführt. Das Werk wird mit rastloser Thätigkeit gefördert. Unter allen patriotischen Beyträgen zur Begünstigung dieses kostbaren Unternehmens verdienen die achtzigtausend Franken der Künstlerin Rath gewiß eine auszeichnende Erwähnung.

Ein Dampfboot, ganz von Eisen zusammengesezt, ist im Entstehen. Bald wird in der Gegend von Secheron eine Art fliegender Brücke, ebenfalls von Eisen, beyde Seeufer in Verbindung setzen. In der That ein dankenswerther Zuwachs von Bequemlichkeit für die Bewohner der auf der Savoyer- und Schweizerseite zahllos verstreuten Landhäuser.

Am stärksten zog der botanische Garten mich an, ganz die Schöpfung de Candolles, des größten Pflanzenkundigen unserer Tage, dessen unsterbliche Verdienste um die Republik Genf und um die Republik der Wissenschaften einander die Wage halten, und von Genf und Europa einmüthig anerkannt sind. Dieses Heiligthum der Flora ist in seiner Art, was die Iliade als Gedicht und die Verklärung als Malerey, Musterform.

Was Humboldt vor mehr als zwanzig Jahren als höchst wahrscheinlich annahm, daß wir nämlich noch nicht den dritten, ja vielleicht nicht den fünften Theil der auf dem Erdball existirenden Gewächse kennen, davon ist Herr de Candolle bis zur vollkommensten Evidenz überzeugt. Linné zählte im Jahr 1763 achthalb ausend, Herr de Candolle im Jahr 1818 sieben-und-fünfzig tausend Pflanzenarten. Niemals gab es in so kurzem Zeitraume, mit Ausnahme von Mineralogie und Chemie, ein riesenhafteres Fortschreiten irgend einer Wissenschaft. Ueber die noch zu entdeckenden Gewächse findet gar kein Kalkul der Wahrscheinlichkeit statt. Inner-Südamerika, Inner-Afrika, Inner- und Ost-Asien, Inner-Neuholland, die Nordwestküste von Amerika, Mexiko, Spanien, Dalmatien und die Türkey wurden zum Theil nur wenig, zum Theil gar nicht botanisch durchforscht. Von den bereits entdeckten Pflanzen werden in den botanischen Gärten Europa's kaum sechs- bis siebentausend Species kultivirt.

In einer Abendgesellschaft, wo nach altem Herkommen in Genf, Individuen verschiedener Nationen zusammentrafen, brachte ein Amerikaner die Bemerkung vor, daß auf der Stelle, wo die Stadt Lexington erbaut wurde, und jezt Equipagen rollen, vor drey-und-zwanzig Jahren noch Bären in ungefährdeter Sicherheit hausten. Ein

charakteristischer Zug zum wundervollen Kulturgemälde der nordamerikanischen Freystaaten.

10.

An einem hellen Juniusmorgen bestiegen Bonstetten und ich um acht Uhr den Winkelried, groß und haltbar genug, um eine Reise nach den fernsten Meeresküsten ohne Scheu darin zu wagen, und erreichten bald nach zwölf Uhr Ouchy, den Piräus von Lausanne. Der Tell war eine halbe Stunde früher von Genf abgefahren und doch überholte ihn jenseits Morges der Winkelried.

Diese Fahrt glich einem Feenzauber. Alles vereinte sich zum reinen Einklange. Das Wetter war köstlich; wie aus den Gärten der Armida, würde der alte Ariosto gesagt haben. Von Minute zu Minute wechselte die Landschaft, rechts im ernsten Savoyen und links in der freundlichen Waat. Das Schweben des magischen Fahrzeugs war so sanft und leise, wie ich mir das Schweben der Aërostatrn denke. Der Menschenarm ruhte. Keine schweißbedeckte Stirn des erschöpften Ruderers mahnte den Schiffenden an Bürgers armen Sklaven,

der im Tyrrhenermeere
Die Last der Ruder hebt.

denn unten walteten die geheimnißvollen Mächte unsichtbarer Feuergeister.

Was mir aber den Genuß der schönen Gegenwart bis zur Seligkeit erhöhte, war die Nähe des Freundes, der nie müde ward, mein Leben zu verschönern, seit wir an der Quelle des Wolfbrunnens bey Heidelberg uns fanden und einander ewige Brüdertreue gelobten. Bis dahin war meine Zukunft bewölkt und unsicher und mein Weg winterlich und rauh; durch ihn wurde mir die Zukunft morgenhell und hoffnungsreich und jeder Weg blumenvoll und eben.

„Dort waren wir doch am glücklichsten, sagte Bonstetten, als wir uns Nyon gegenüber befanden." — „Zugegeben, war meine Antwort, aber dennoch war ich dort, selbst in unserm Dichterwalde, nicht glücklicher als ich mich heute fühle."

Wir stiegen vom Verdeck in den mit geschmackvoller Eleganz möblirten Gesellschaftssaal hinab. Plafond und Wände sind mit Mahagoni getäfelt und letzteren mehrere Spiegel eingepaßt. Auf den Marmortischen lagen die neuesten Pariser und Londoner Zeitblätter verstreut. Hier liefert und bereitet ein Restaurateur an Getränken und Speisen auf das Beste, was jeder Tageszeit angemessen ist. Aber auch der Geist sollte nicht darben. Zwey kleine Bibliotheken in Glasschränken, eine englische und eine französische, enthalten erlesene Sammlungen von poetischen und prosaischen Klassikern, Romanen, Biographien und Reisebeschreibungen. Den Phalanx der Romane bildet Walter Scott und den der Gedichte Lord Byron. Um wo möglich keine Art von Geistesbedarf aus der Acht zu lassen, durften auch Andachtsbücher nicht vergessen werden. Ein rother Don Juan stand neben einer schwarzen Bibel, welches wunderlich genug aussahe. Das Heiligste neben dem Profansten! Oromazes neben Ariman! Wahrscheinlich der Muthwille eines lucianischen Reisenden.

11.

Im Falken zu Lausanne fanden wir ein Billet von Frau von K****, das uns zum Mittagessen einlud. Wir nahmen das gerne und willig an, weil wir die geistreiche und edelgesinnte Frau schon seit Jahren hochschätzten. Wir verdankten ihr einige recht angenehme Stunden. Die Chronik der nähern und entferntern Vergangenheit gab der Unterhaltung ein so lebendiges und vielseitiges Interesse, daß wir ungern schieden. Frau von K**** hat sich wegen fortwährender Kränklichkeit ganz aus dem Weltleben zurückgezogen und findet ihren reinsten Genuß in der Lektüre, der Musik und im Anblick der herrlichen Seelandschaft, welche sie aus ihrer hochgelegenen Wohnung überschaut.

12.

Herr von Bonstetten, der Sohn, war bey unserer Ankunft schon zu Orbe, um seinen Vater und dessen Freund in seinem Wagen nach Valeyres zu führen. Zum letzten Male sah ich ihn zu Genf im Jahre 1808 bey meiner Wiederkehr von Grenoble nach Vevey als vielversprechenden Jüngling. Jezt fand ich einen wissenschaftlich-gebildeten, gesellschaftlich-angenehmen und weltklugen Mann wieder. Er gehört zu den wenigen Auserwählten, denen in der bedenklichsten aller Lotterien das große Loos fiel. Die Gattin seiner Wahl brachte ihm einen dreyfachen Brautschatz: Jugend, Schönheit und Reichthum. Letzteren vermehrten in der Folge zwey hoffnungsvolle Kinder, Knabe und Mädchen. Diesen Lieblingen gibt der in allen Beziehungen glückliche Vater selbst Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, welche Beschäftigung ihm so viel Vergnügen gewährt, daß er dieselbe jeder andern Unterhaltung vorzieht.

Das alte Valeyres, wo Johann Müller seine Schweizergeschichte zu schreiben anfing, und Bonstetten und ich die Frühlingstage unsers Freundschaftsbundes der Natur und den Musen weihten, war verschwunden. Alles hatte sich umgestaltet. Die Raupe war zum Schmetterlinge geworden. Der Landsitz von Valeyres gehört nun unstreitig zu den reizendsten Villen der Schweiz. Neue Gebäude im reinsten Style, eine Gallerie mit antiker Säulenstellung, gegenüber der Montblanc-Kette ein Springwasser, dessen gewaltige Fülle an die Fontäne vor St. Peter in Rom erinnert, Bäume, Sträuche und Blumen, zum Theil von der edelsten Art, zu einem der anmuthigsten englischen Gärten verständig benuzt: dieß Al-

les bildete ein Ganzes, das mit seltenem Anordnungs- und Verschönerungsgeiste gedacht und ausgeführt wurde.

Wir machten Ausflüge in die Umgegend, unter andern nach der Grotte von Montcheeand, einer der merkwürdigsten Felsenpartien in der Schweiz. Die Wölbung mißt vierzig Schritte Tiefe. Man hat eine kleine Pflanzung am Rande des Abgrunds angelegt, in dessen finsterem Schooße die Orbe in wildem Aufruhre dumpfbrausend sich durcharbeitet, eine Via mala nach verjüngtem Maßstabe.

Der Tag der Trennung war gekommen. Bonstetten blieb noch bey seinen Kindern. Auf's Neue schieden sich unsere Wege. Daß sie gewiß wieder zusammentreffen werden, ist mein fester Glaube! In welchem Lande? auf welchem Sterne? das gilt gleich. Mit diesem Glauben drückt man auch dem Theuersten auf Erden die Hand zum Abschied, gefaßt, ungebeugt und muthvoll.

Matthisson.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Nach zwey Jahren war er in der That in einem so übeln Zustande, daß er den Rath erhielt, nach Irland zurückzukehren und zu sehen, was die heimathliche Luft für ihn thun würde.

In seine Heimath zurückgekehrt, schlug Lord Howth daher noch einmal seinen Sitz in Roskerry auf.

Aber die Heitern und Sorglosen waren jetzt nicht mehr eingeladen nach Roskerry, dessen Herr eine unüberwindliche Abneigung gegen solche Gesellschaft fühlte; denn war es nicht in einem ähnlichen Kreise, wo er seine Herzwunde empfangen hatte?

Wie die physische Gesundheit des Lords wich, so verlor auch sein Geist seine natürliche Elasticität. Gefühl und Phantasie wurden immer mehr vorherrschend, so daß man mit Recht sagen konnte, daß er durch Kummer und Aberglauben hinstarb. Da er alle Kräfte seiner Vernunft unvermögend fand, die Vorstellung von Blutschuld zu bannen, die ihn verfolgte, so hatte er allmählig der Einbildung Raum gegeben, daß in seiner Person die alte Prophezeihung ihre Erfüllung finden sollte; und je mehr er seinen unverhältnißmäßigen Kummer mit dem Gegenstand desselben verglich, desto mehr wurde er überzeugt, daß darin etwas Wunderbares und Uebernatürliches sey.

Von dieser Zeit an hörte Lord Howth auf, gegen seine Krankheit und Melancholie zu kämpfen, obgleich er im Leben weit kräftiger auftrat, als er mit seiner Neigung zur Leidenschaftlichkeit je zuvor gethan. Seine Pflichten als Mensch und als großer Landeigenthümer erhielten eine höhere Wichtigkeit in seinen Augen, und seine Vollziehung derselben wurde ihm jetzt weit mehr eine Sache des Gewissens, als jenes Ehrgeizes, der ihn früher vermocht hatte, sich im Parlamente und in öffentlichen Versammlungen auszuzeichnen. Jetzt war er offenbar mehr mit dem ernsten Gefühl, daß er künftig Rechenschaft ablegen müsse, und mit jenen ehrfurchtfordernden Wahrheiten beschäftigt, die vielleicht in einer Erzählung, wie diese, nicht genannt werden sollten.

Dem sey wie ihm wolle, der Charakter des Lords war unstreitig durch seine Leiden besser geworden, denn er verstattete sich weniger einsame Vergnügungen, als er selbstsüchtig genug gethan hatte, da er glücklicher war, las wenig, schrieb wenig, und widmete die Zeit, die er seinen blos eleganten Studien entzog, den nützlicheren Beschäftigungen der Verbesserung seiner Güter und der Ausübung seiner Amtspflichten. Sein Vermögen versprach bald eine reiche Ernte für seine Erben; indeß das Land überhaupt sowohl als seine Pachtungen zu ihrem Beystand und Unterricht Schulen, Hospitäler und Armenhäuser erstehen sahen. Der Stifter dieser Anstalten fühlte sein Herz besänftigt, wenn nicht geheilt, durch den Anblick anderer, die Wohlthaten genossen, die von seiner Hand kamen.

Lord Howth's Rückkehr auf seine Güter, verbunden mit dem veränderten Zustand seiner Gesundheit und seiner Gemüthsart, war natürlich das Gespräch der Stadt und des Landes. Die sonderbare Geschichte von seiner Ratte wurde oft erzählt, aber bald ohne Leichtsinn; denn man stimmte fast allgemein in dem Glauben überein, daß die gegenwärtige Lage des jungen Lords ausschließlich diesem merkwürdigen Umstand zuzuschreiben sey. Verständige erklärten seinen Zustand aus den Wirkungen des peinlichen Bewußtseyns einer Schuld und einer leicht erregbaren Einbildungskraft. Abergläubische waren einfach überzeugt, daß in ihm die Wahrsagung nun in Erfüllung gehe.

Unter denen, welche sich zu der letztern Meynung neigten, war Mistreß Florence O'Grady, seine unverheirathete Tante; eine Dame, die nicht sobald von der Rückkehr und dem Geisteszustande ihres Neffen hörte, als sie sich nach Roskerry verfügte, und, selbsteingeladen, ihren Sitz innerhalb der Mauern des Schlosses aufschlug.

Mistreß Florence war eine ausgezeichnet gutherzige Art Weib, von wenigen Worten, und ohne Launen. Es war nichts in dem langen Besuch einer solchen Person, das auch den Schwermüthigsten und Verdrießlichsten hätte belästigen können, und ihr Neffe empfing sie daher mit dankbarer Liebe.

Durch den Takt des richtigen Gefühls entdeckte die würdige Frau bald, daß sie, um Lord Howth von seiner Melancholie zu befreyen, ihm weder vorpredigen, noch

ihn mit Fragen quälen, oder durch ängstliche Beobachtung martern müßte, sondern daß das einzige Mittel dazu sey, zu erforschen, welche Vergnügungen ihm am meisten zusagten, um so den Weg auszufinden, seine Genüsse und Freuden zu vermehren.

Sie entdeckte bald, daß gegenwärtig für ihn Vergnügen nur in Gegenständen von Nutzbarkeit gesucht werden könne, und sie entwickelte ein nicht verächtliches Talent, diesen lobenswürdigen Geschmack zu befriedigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Die in unserer Stadt um Mitte Oktober des verflossenen Jahres durch eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer stattgefundene Stiftung einer Provinzial-Akademie (Académie provinciale) ist schon an und für sich eine so merkwürdige Begebenheit, daß sie die Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdienen würde, selbst wenn sich nicht voraus bestimmen ließe, daß sie eine neue Epoche in der französischen Literatur bezeichnen kann und wird.

Bald nach der Ankunft des gewesenen General-Prokurators Karl Durand von Genf, wo dieser eben so sehr als würdige Magistratsperson, denn als vorzüglicher Schriftsteller bekannte Gelehrte zwey Winter zugebracht, und öffentliche Vorlesungen über Literatur und Beredsamkeit gehalten, mit Anfang 1826 auch das Journal de Genève, und später den Courrier du Léman begründet; aber durch den Krämergeist einer politisch-literarischen Klicke, an deren Spitze ein gewisser Hr. Chaponnière steht, angefeindet worden, — wurde von ihm die Stiftung einer Provinzial-Akademie in Rede gestellt, und von den Eigenthümern der Zeitschrift l'Indépendent (der Unabhängige), den Herren de Loy, de Jussieu, Rastout und Morin eifrig aufgenommen und unterstüzt.

Eine Versammlung der für dieses neue literarische Institut sich interessirenden Personen fand statt; man entwarf ein vorläufiges Reglement, das einige Tage nachher durch ein bestimmtes ersezt wurde, und man nahm die Haupterneuerungen vor. Nach der künftighin als festes Gesez der Gesellschaft zu betrachtenden Verordnung besteht die Provinzial-Akademie aus drey Klassen. In der ersten befinden sich fünfzig Mitglieder, Akademiker genannt, und aus zehn Mitgliedern des Ausschusses der schönen Künste der Akademie. Die zweyte zählt hundert Mitglieder, die in den verschiedenen französischen Departementen, oder im Auslande sich aufhalten. Sie führen den Titel: korrespondirende Mitglieder der Akademie. Die dritte umfaßt die Mitgenossen (Associés) oder Theilnehmer, deren es bis auf tausend geben kann.

Die Tendenz der Akademie ist weder politisch noch kommerziell, sondern reinliterarisch. Ihre Mitglieder vereinigen sich weder an einem bestimmten Orte, noch an gewissen Tagen. Sie ist das Centrum aller religiösen, politischen und literarischen Meynungen, von denen keine vorherrschend, keine ausschließlich angenommen seyn kann. Sie gehorcht allein der gesunden Vernunft, als unumschränkter Gebieterin, und Recht und Billigkeit, als ihren festesten Stützen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 18. Nov.

(Beschluß.)

Früher ließ man, in Bezug auf die Ermordung des Generals Duphot, folgende Aeußerung des französischen Direktoriums: „Essere appunto per uniformità di principj che i Papi avevano stabilito il loro trono accanto a quello di Nerone; doversi vendicare l'onore francese (aus Uebereinstimmung der Grundsäze sey es geschehen, daß die Päpste ihren Thron neben demjenigen des Nero errichtet hätten; die Ehre der Franzosen müsse gerächt werden).“ Ich frage: In welchem Lande Europa's, ja der Erde, wo eine Censur existirt, hätten dergleichen Stellen, gegen die eigene Regierung gerichtet, gedruckt werden dürfen? Die Verwunderung wächst, wenn man bedenkt, daß derselbe Pater Piazza, welcher jezt wegen seiner Widersezlichkeit gegen den Papst in Censurangelegenheiten abgesezt worden, der Censor der Coppischen Annalen ist. Schließe ich für heute die Anzeige derselben mit Erwähnung der Kontribution, welche die Franzosen in derselben Epoche der sich so eben unter ihren Auspizien bildenden, römischen freyen Republik auferlegten. Die Vertheilung derselben kann von dem Reichthume einiger der vornehmsten römischen Familien, von denen das Vermögen der Borghesischen neulich öffentlich zur Sprache gekommen ist, einen ungefähren Begriff geben. Es ward bestimmt, daß von drey- bis sechstausend Scudi jährlicher Einkünfte ein Drittheil, von sechs- bis zehntausend zwey Drittheile, und von zehn und mehreren Tausend ein ganzes jährliches Einkommen bezahlt werden sollte. Auf diese Weise erhielt man von sechs-und-vierzig Familien 1,321,000 Scudi. Fünf hatten dazu 30,000, andere fünf 40,000, die beyden Familien Colonna und Doria 80,000, die Familien Piombino und Borghese 130,000 Scudi beygetragen. Aus dieser Repartition ergibt sich, daß die beyden leztern Familien, welche noch heute die reichsten Roms sind, damals jede ein jährliches Einkommen von 65,000 Scudi besaßen. Erwägt man aber, daß es bey dieser Schäzung nicht gerade bis auf Heller und Pfennig genau zugegangen seyn mag, besonders aber, daß darin alle liegenden Gründe, als Palläste und Villen, welche nichts einbringen, aber dennoch im Kapitalbestande des ganzen Vermögens ihre Stelle einnehmen, nicht gerechnet worden sind; so möchte das ganze Besitzthum einer jeden dieser beyden Familien auf ein jährliches Einkommen von mehr denn 100,000 Scudi, oder auf ungefähr 300 Scudi (beynahe 425 Thaler sächs.) täglich angeschlagen werden können.

S.

Auflösung der Charade in Nr. 11.

Hühnerhund.

Charade.

Die erste Sylb'? Ein Heil der ganzen Welt,
Ihn feyern Myriaden Zungen,
Hoch ist sein Siegespanner aufgestellt,
Und Länder hat es sich und Herzen sich errungen.
Die zweyte deutet auf die Zeit,
Wo solches Heil die Welt von Himmel aus erfreut.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Januar 1827.

Häusliche Ruhe, Freundschaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude, Freyheit gibt uns
Mannsinn; aber göttlich zu leben ist
Das einzige Größte.

Klopstock.

Skizzen aus Amerika.

I.

Häusliches Leben. Oeffentliche Gastmähler. Bälle.

Nirgends ist das öffentliche Leben des Volkes (die Regierung) häuslicher, und das häusliche Leben wieder öffentlicher als in Amerika. Das Familienleben der Amerikaner hat einen Anstrich von Kälte und Formalität, der Ausländern auffällt, weil sie sie mißverstehen. — Der Fremde, der in einen Familienzirkel tritt, wird sich oft unter Menschen glauben, die einander ganz fremd sind. Der Amerikaner behandelt auch seine Frau, seine Kinder, nicht viel vertraulicher als Bekannte oder Fremde. Diese Formalität hat etwas Eigenes, und scheint mit der republikanischen Freyheit nicht wohl übereinzustimmen. Im Grunde jedoch ist sie nothwendig. Ohne diese Art Zurückhaltung würde die Gleichheit in Rohheit ausarten.

Es liegt in dieser Form, daß in der amerikanischen Familie so selten jene Ausbrüche von Rohheit gehört werden, die in den untern Volksklassen anderer Nationen so häufig sind. Auch in den Häusern der minder Wohlhabenden wird die Frau von ihrem Manne stets Mistreß, und so gegenseitig der Mann Master geheißen. Läßt eine Mutter ihre Tochter rufen, so heißt es call Miss Jenny (rufen Sie Fräulein Jenny). — Es ist nicht Kälte, die den Amerikaner gegen seine Frau formell macht, sondern Achtung ihrer weiblichen Rechte. Die Liebe zwischen Eheleuten zeigt sich nie in Empfindeleyen oder Zärtlichkeiten, sondern im ganzen Wesen, im ganzen Leben des amerikanischen Ehelebens. Es würde in einer Gesellschaft für unschicklich gehalten werden, in irgend etwas, einem Gefühle ähnliches, auszubrechen. Von Sentimentalität, im europäischen Sinne des Wortes, weiß der Amerikaner nichts, und sie ist ihm widerlich. Aber der Hülfsbedürftige kann und darf zu jeder Stunde in sein Haus treten, und wird, wenn nicht mitleidsvolle Thränen, beym Ehemanne und seiner Frau stets wirksame Hülfe finden. Diese Art kalter Würde hat noch einen andern Grund. Das Leben des Bürgers der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist mehr als irgend eines andern öffentlich, und jeder seiner Schritte wird beobachtet. Dieß läßt ihn auch in seinem Hause seine Würde nicht vergessen, da er nicht weiß, ob er nicht heute oder morgen das günstige Urtheil seiner Mitbürger als Kandidat für irgend ein Amt braucht. Daher sein sichtbares Streben Decency (Anstand) überall hervorblicken zu lassen. Er wird stets im Kreise seiner Nachbarn ein gesetztes Benehmen zeigen, und dieß mehr als unter Fremden, um deren Urtheil er sich nicht kümmert, und die er geringschätzt.

Es sind dieß nicht Gefühle, sondern angeborne Grundsätze und Achtung vor der öffentlichen Meynung. Wo diese das Walzen oder das Whist erlaubt, da wird gewalzt oder Whist gespielt, während man an andern Orten die bloßen Namen nicht ohne Schauder über seine Lippen zu

Die Ritter vom Regenbogen *) waren ganz in ihrem Element; der Geruch der Speisen und Getränke durchwürzte die Luft, die kleinen Gläser mit Extrait d'Absynthe wurden ausgeschlürft wie Austern, der weiße Wein floß in Strömen, Freude und Ueberfluß herrschten ringsum; da machte ein unerwarteter Schlag den süßen Täuschungen ein klägliches Ende. Ein Jemand, in einen reichen Garrik gehüllt, mit einem feinen Schnurrbart en chat faché ließ sich in einem Winkel nieder und verlangte ein Glas Scubac. Vor seinem tief ins Gesicht gedrückten Hut konnte man kaum die Nasenspitze sehen; ich betrachtete ihn neugierig; seine Haltung, sein ganzes Wesen drängten mir die Ahnung auf, daß er etwas Unheimliches sinne. Die Ritter und Barone hörten und sahen nichts vor Austern und Chablis. — „Mein Herr," sagte Cirant, indem er mit wichtiger Miene seinen Kaffee schlürfte, „hat herrliche Augenblicke, aber abscheuliche Viertelstunden. Hat ihm das Spiel umgeschlagen, so ist es nicht mit ihm auszuhalten; er will ein hübscher Junge seyn und ich schmeichle ihm in dieser Sucht; war aber das Roulette gegen uns, so hilft alles nichts; erst gestern fühlte ich die Hetzpeitsche, als er aus Nro. 113. heimkam; wahrhaftig, wüßte ich nicht was sich schickt, ich hätte ihm den Stiefelzieher an den Kopf geworfen; aber seine Pistolen à la Werther und seine Gesundheitschokolade haben dafür büßen müssen; sie sind diesen Morgen, ihr wißt wohin, rue des colonnes gewandert." — „Ja," sagte der Baron von Cronpignac, „unsere Herrn müssen das Recht, grob zu seyn, theuer bezahlen; der unsterbliche Figaro ertheilt uns darüber vortreffliche Lehren, und wahrhaftig, wenige große Herrn können sich der Eigenschaften rühmen, die wir besitzen." — „Indessen," fing der Chevalier von Fatenville an, „stehen unsere Sachen gegenwärtig ziemlich gut: wir handeln ein wenig mit den Banken von Hamburg und Danzig, wir stehen ein wenig in Wechselgeschäften mit Perrigaux-Lafitte . . . er nimmt unsere Papiere. . . ." — „Da hast du hundert Prozent," brüllte auf einmal der Schnurrbart en chat faché und ließ das Scepter der Hetzpeitsche auf seinem Rücken spielen. Effuye-main, dem es war, als ob ihn der Donner träfe, warf aufspringend Stühle, Gläser und Flaschen um; vernichtet von dem plötzlichen Angriff, floh die ganze Rotte, und einer flüsterte der Dame du comptoir zu, sie solle die ganze Zeche auf Rechnung des Herrn Chevalier von Fatenville schreiben. „Schon gut, schon gut, Herr Baron von Cronpignac," sagte diese spöttisch, „ich bin ganz ruhig bey Personen, die mit Hamburg in Verbindung stehen und mit Perrigaux-Lafitte zu schaffen haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Spottname der Lakayen.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Siebenkäs tröstete sich über seinen Schmerz immer bey einer beschränkten Seele, die gar keinen Trost kannte.

Wer unerwartet Glück, hat auch unerwartet Unglück.

Wenn du zu deiner schönen Gegenwart Hoffnung auf eine schöne Zukunft brauchst, so kann dir doch jene Zukunft, wenn sie als Gegenwart eintritt, wieder nur schön werden durch die Hoffnung einer zweyten schönen Zukunft, und so geht es fort; und du forderst in der gegenwärtigen Minute weiter nichts als ein fortgehendes ewiges Frohleben. Jeder aber sollte sich eine Zukunft zuzählen, wo er einen Theil Schmerzen als gewiß vorausnähme zum jetzigen Glück, und so einem Theil Freude zum künftigen Schmerz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, im August.

Ein interessantes Werk, eine Uebersetzung der Religionsbücher der Buddhisten auf Ceylon, wird nächstens in drey Bänden erscheinen; es zerfällt in die drey Abtheilungen des Mahahwansi, des Raja-wali und Raja-ratnacari in der Cingalesischen Sprache, und enthält die Geschichte des Ursprunges, die Lehren und die Einführung der Religion des Buddhuh auf der Insel Ceylon. Wir danken diese wichtigen Bücher dem schönen und rastlosen Eifer des vortrefflichen Sir Alexander Johnston, dessen Verdienste um ihr Vaterland die Bewohner Ceylons so zu würdigen wußten, daß sie ihm auch ihren größten Schatz, ihre Religionsbücher, anzuvertrauen kein Bedenken trugen. Dieser weise Mann, denn diesen Titel verdient er in vollem Sinne des Wortes, drückt sich in einem, an die Direktion der ostindischen Kompagnie gerichteten Schreiben über die Erlangung dieser Religionsbücher so aus: „Nach einem sehr „langen Aufenthalte auf Ceylon, als Oberrichter und erstes „Mitglied Sr. Maj. hohen Raths auf jener Insel, und nach „einem ununterbrochenen vieljährigen literarischen und amtli„chen Verkehr mit den Eingebornen aus allen Kasten und Re„ligionen im Lande, hielt ich es für meine Pflicht, der Regie„rung Sr. Maj. meine amtliche Meynung vorzulegen, daß „es, um den Einwohnern Ceylons eine volksthümliche und we„sentlich wirksame Gerechtigkeitsverwaltung zu sichern, durchaus „nothwendig sey, für ihren besondern Gebrauch einen speziellen „Gesetzcoder abzufassen, welcher auf den allgemein anerkannten ab„strakten Grundsätzen der Gerechtigkeit ruhle, zu gleicher Zeit aber „auf das Gewissenhafteste den Lokalverhältnissen des Landes und „der eignen Religion, den Sekten, Gebräuchen und Gefühlen des „Volkes angepaßt seyn müßte. Sr. Maj. Regierung billigte meine „Ansicht vollkommen, und gab mir die offizielle Ermächtigung, „die nothwendigen Schritte zur Abfassung eines solchen Gesetz„buches zu thun. Nachdem ich alle Eingebornen der Insel von „der Natur des wohlthätigen Zweckes öffentlich in Kenntniß „gesezt hatte, forderte ich die gelehrtesten und berühmtesten „Priester des Buddhuh, sowohl die, welche in Ceylon als diejenigen, welche im birmanischen Reiche ihre Erziehung erhal„ten hatten, auf, mit mir zu der Ausführung der gnädigen Ab„sicht Sr. Maj. mitzuwirken, und mir sowohl aus Büchern als

„aus andern Quellen die authentischsten Nachweisungen zu „verschaffen, die über die Religion, Gebräuche, Sitten und „Ansichten des Theiles der Bevölkerung Ceylons, der sich zu „der Religion des Buddhuh bekennt, nur erlangt werden könn„ten. Die Priester überreichten mir darauf, nach vieler Ueber„legung unter sich selbst und häufigen Berathschlagungen mit „ihren Glaubensverwandten auf allen Theilen der Insel, die „Abschriften der jezt in meinem Besitze befindlichen Mahah„wansi, Raja-wali und Raja-ratnacari, die nach dem Ur„theil der gelehrtesten Buddhuh-Priester Ceylons den wahrhafte„sten Bericht enthalten, der jezt über den Ursprung der Budd„huhreligion, ihre Lehren, ihre Einführung in Ceylon vor„handen ist, so wie über die moralischen und politischen Wir„kungen, welche jene Lehren von Zeit zu Zeit auf das Betra„gen der inländischen Regierung und die Sitten und Gebräuche „der Eingebornen hervorgebracht hatten. Da die Priester so„wohl als das Volk die Absicht, welche ich im Augenmerke „hatte, kannten, und sie unmittelbar bey der Authenticität der „mir gegebenen Auskünfte interessirt waren, auch alle über die „Glaubwürdigkeit und den Werth der in den Werken enthal„tenen Lehren und Erzählungen übereinstimmten, so habe ich „nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Bericht der wahre „ist, welcher von allen Buddhistischen Religionsgenossen Ceylons „als allgemein wahr erkannt wird.“ Sir Alexander ließ dann diese Abschriften mit allen andern in den Buddhuh-Tempeln zu Ceylon aufbewahrten durch zwey der gelehrtesten Priester der Insel vergleichen, und unter der Aufsicht des ersten Kenners der Pali und Cingalesensprache, eines Eingebornen auf Ceylon und ersten Beamten des Gewürz-Departements, durch den Prediger, Herrn Fox, der sich viele Jahre in Ceylon aufgehalten hat, und, nach dem Zeugniß des Sir Alexander Johnston, the best european Pali and Cingalese Scholar at present in Europa ist, übersetzen. Bey dieser, in der Anschaffung der Werke, ihrer Vergleichung und Uebersetzung gebrauchten Vorsicht, läßt sich demzufolge etwas Klassisches über die Religion des Buddhuh erwarten, deren Kenntniß nicht blos in philosophisch-geschichtlicher Hinsicht Jeden, sondern auch in politischer Beziehung dem hiesigen Lande besonders anziehend seyn muß, seitdem auch Buddhuh im Reiche der Britten verehrt wird, und große Länderstriche, von jenen Glaubensbekennern bewohnt, erst vor Kurzem von dem Fürsten des weißen Elephanten, dem Könige der Birmanen, den Britten abgetreten worden sind. Ein Cyclus von Zeichnungen, nach den Originalbildern getreu dargestellt, wird mehrere der heiligen Sagen erläutern.

Ein sehr einsichtsvoller brittischer Offizier gibt in einem sehr interessanten Buche, zwey Jahre in Ava genannt, eine Uebersicht der in der neusten Zeit von den Birmanen an England abgetretenen Besitzungen. „Assam, das wir dem Namen nach unter die Herrschaft seiner eingeborenen Fürsten setzen sollen, müssen wir in der That selbst beherrschen. Ohne Bevölkerung und Hülfsmittel könnte dieses Schattenkönigreich, sich selbst überlassen, nicht bestehen; und die Unkosten und Mühe, es zu behaupten, müssen daher auf die brittische Regierung fallen, welche dafür ein Paar Hundert Quadratmeilen Berge, Waldung und Sümpfe bekömmt. Auf den Thron von Munnipoor haben wir Gumbheer Singh, ein Mitglied der ehemaligen königl. Familie, gesezt, welcher uns gänzlich ergeben ist, und seine Erhebung blos unseren Bemühungen zu verdanken hat; er wird sich gewiß als ein treuer Vasall zeigen, und einiger Maßen dazu dienen, einen Einfall in unser Gebiet von Sylset zu verhindern. Eigentlich aber ist das ganze Königreich Munnipoor eine so vollkommene Wildniß, daß es von selbst schon einem Einfalle von jener Seite her viele Schwierigkeiten entgegensetzen würde. In jeder andern Hinsicht ist es unnütz. Arracan hat sich als das Todesthal bewährt; und nachdem es General Morrissons Armee gänzlich aufgerieben, zeigt es sich, daß es selbst für die an der Küste und auf den Inseln liegenden Regimenter zu ungesund ist. Es ist mit undurchdringlicher Waldung und Gestrippe bedeckt, und so gänzlich von Flüssen, Buchten und Seearmen durchschnitten und überschwemmt, daß es eine Masse von Inseln bildet, und die Dörfer nur durch das Wasser eine Verbindung mit einander unterhalten können. Es hat nur sehr wenige Einwohner, und das einzige Erzeugniß, das es zu verheißen scheint, ist Salz. Indessen ist die Provinz mit bürgerlichen und militärischen Beamten belastet, und wirft nur sehr wenige Einkünfte ab. Das Yomatoung oder Anomectoupiougebirge bildet freylich eine genau bestimmte Grenze zwischen derselben und Ava, und in dieser Hinsicht ist der Besitz von Arracan vortheilhaft für uns; sonst ist es nur eine Last für unsere Finanzen. Im Besitz von Tenasserim, Yeh und einem Theil von Martaban sind wir glücklicher, und diese Provinzen scheinen den Hauptvortheil in dem Traktat auszumachen, da wir durch dieselben eine Verbindung mit Siam und Malaya gewinnen, die unsern Handel mit denselben, welcher jezt vorzüglich auf Sincapore beschränkt ist, sehr vermehren muß. Man hat vortreffliche Teakholzwälder am Taluyenfluß (unserer Grenze an jener Seite) entdeckt, welche uns in diesem wichtigen Artikel von Rangoon unabhängig machen werden. Auch vermehrt sich die Bevölkerung auf dieser Küste, welche jezt freylich nur auf 40,000 Seelen geschäzt wird, täglich durch Einwanderungen aus Pegu.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

Der Tag des 23sten und 27sten Juli werden in den Jahrbüchern der großen Oper stets eine Epoche bilden. Fräulein Maria Taglioni trat an diesen Tagen mit ihrem Bruder in den Ballets: der Sicilianer und Cendrillon auf. Der Ruf ihres schönen Talentes hatte sich dergestalt hier verbreitet, daß ihr erstes Erscheinen lauten Beyfall erregte. Wer in die Ränke und Kabalen der ersten Tänzerinnen zu Paris eingeweiht ist, wird sich einen Begriff von dem feindseligen Neide derselben machen können; und in der That sind die Ausnahmen, welche hinsichtlich der Fräul. Taglioni gestattet wurden, vollkommen geeignet, den innersten Grimm der sogenannten ersten Sujets hier zu erregen; denn es besteht ein Gesetz an der großen Oper, welches festsezt, daß ein zum ersten Mal auftretendes Individuum nur nach einer Prüfung vor dem ganzen, aus etwa 900 Personen bestehenden Personale der großen Oper auftreten darf; Fräul. Taglioni wurde von diesem Gesetze entbunden. Es besteht ein zweytes Gesetz, daß eine zum ersten Mal auftretende Tänzerin nur die sogenannten Pariser Pas tanzen darf; der Fräul. Taglioni wurde gestattet ihre eigenen Pas zu tanzen. Endlich verlangt ein drittes Gesetz, daß eine Tänzerin sich zum ersten Mal nur allein dem Publikum zeige, und Fräul. Taglioni erhielt ohne allen Anstand die Erlaubniß, mit ihrem Bruder, der ebenfalls sehr günstig aufgenommen wurde, ein Pas de Deux zu tanzen. Referent, der bey den beyden ersten Debüts der Fräul. Taglioni zugegen war, hat den Jubel der Pariser bey dem Erscheinen der lieblichen Künstlerin getheilt. Die ältesten Mitglieder der großen Oper erinnern sich keines so vollständigen, aber auch so verdienten Erfolgs. Aller glänzenden Anerbietungen ungeachtet glaubt man, daß die verehrte Künstlerin, die den deutschen Charakter nach seinem wahren Werthe zu schätzen weiß, diesen Winter nach Stuttgardt zurückkehren werde. Referent behält sich vor, die weiteren Debüts der Fräul. Taglioni dem deutschen Publikum mitzutheilen. — 8 —

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. August 1827.

Ein König, und in Kerkerluft zu enden! —
Sprich, wär's in deine Wahl gelegt,
Stärbst' du nicht lieber jezt, das Schwert in Händen?

Otway.

Der gefangene König *).

Der König war gefangen,
Und saß im alten Thurm;
Die Eisenfesseln klangen,
Durch's Gitter schlug der Sturm.

„Weh mir! am finstern Orte
Seufzt schwer mein Herz empor;
Wer bricht die Eisenpforte?
Wer sprengt das Gitterthor?"

„Einst waren hundert Zimmer,
Von Gold und Edelstein,
Bestrahlt mit buntem Schimmer,
Zu dunkel mir und klein:"

„Nun schlingt die feuchte Mauer
Um mich ein enges Band;
Und Nacht und Leichenschauer
Enthaucht die Felsenwand."

„Mein Reich war mir zu enge,
Zu klein mein eigen Land;
Nun hält drey Schritt' in Länge
Mein Reich von Wand zu Wand."

„O Roß, das mich getragen,
Wenn ich mir Sieg erstritt,
Warum fielst du erschlagen,
Als mich der Feind umritt?"

„O Schwert, das ich geschwungen,
Oft satt vom rothen Trank,
Warum bist du zersprungen,
Als mit dem Feind' ich rang?"

„O Kranz der Schwertgenossen,
So stark an Treu' und Muth,
Umsonst hast du vergossen
Für mich dein bestes Blut."

„Ihr konntet mich nicht retten,
Nicht Schwert, noch Mann, noch Roß;
Den Herrn umklirren Ketten,
Den König zwingt dieß Schloß."

Die Hände wund er ringet,
Die Thräne bricht hervor;
Ach! seine Klage dringet
Zu keines Menschen Ohr.

Der König saß viel Jahre
Gefangen auf dem Schloß;
Grau wurden Bart und Haare,
Die Nägel krallengroß.

Da kratzt' er mit den Händen
Tief in den Mauerstein;
Er kratzt' an feuchten Wänden
Wohl diesen Spruch hinein:

„Dieß schrieb mit seinem Finger,
Der einst ein König hieß;
Ihm ward der feste Zwinger
Zum ewigen Verließ."

*) Waldemar II., König von Dänemark, wurde 1223 von dem Herzoge von Schwerin besiegt, und gefangen in einem festen Thurme der Grafen zu Dannenberg verwahrt. Noch steht dieser sehr dicke runde Thurm, und das Gefängniß ist noch zu sehen, wo der König mit seinen Fingern in die Mauer soll gegraben haben. — Ant. Fr. Büschings Erdbeschreibung, Theil 9, S. 167.

Hier trug die Hand die Fessel,
Bis sie der Tod zerschlug,
Die einst auf goldnem Sessel
Den Stab des Herrschers trug."

„Hier beugte tief den Scheitel
Der Eisenringe Druck,
Den einst erhob so eitel
Des goldnen Ringes Schmuck."

„Wund drückten ihn die Bande,
Gram bleichte früh sein Haar,
Der einst im Dänenlande
Hieß König Waldemar."

Fr. Helms.

Besuch eines Engländers im Serail.

Vor einigen Jahren brachte ein Genfer eine goldene, emaillirte Vase nach Konstantinopel, auf welcher sich auf den Druck einer Feder ein Baum entfaltete, wo zwey Vögel die Flügel schüttelten und sangen; am Fuße desselben saß ein altes Weib und spann, und ein Mann blies die Flöte, wozu ein Mädchen tanzte, während in der Ferne eine Ziege zu grasen schien. Wenn die Feder abgelaufen war, fiel das Ganze ins Gefäß zurück, dessen Deckel sich augenblicklich schloß. Da keine Privatperson die große Summe geben wollte, welche man dafür verlangte, so ward das Spielzeug dem Sultan zum Verkauf angeboten; dieser ließ einen Tag bestimmen, wo es in das Serail gebracht werden sollte. Indessen war aber das Eigenthumsrecht an dieses Gefäß zwischen dem Genfer und einem Andern streitig geworden, und der Herr, welchem die Sache zur Entscheidung vorgelegt worden war, hatte gesprochen, es solle vor der Hand einer der Gesandtschaftskanzleyen zur Aufbewahrung übergeben werden. Der erste Kanzellist ward nun beauftragt, dasselbe zum Sultan zu tragen, und da er mir gerne einen Gefallen thun, und sich auch zugleich meiner als Dollmetscher bedienen wollte, so lud er mich ein, ihn in den Pallast zu begleiten. Zur bestimmten Stunde erschien ein Offizier, um uns abzuholen. Wir fuhren in seinem Boote von Top-hanne ab und landeten ungefähr eine englische Meile jenseits der Serailspitze bey einem Eingange, der sich beynahe am Ende der Gärten befindet. Wir gingen langsam durch die Alleen von Orangen- und Citronenbäumen hin, welche eben in voller Blüthe standen und die angenehmsten Wohlgerüche verbreiteten. Die Räume zwischen den vielen Gängen waren geschmackvoll in Beete vertheilt, welche von blühenden Myrthen- und Rosenstauden eingefaßt waren; das Ganze erinnerte an die bezauberten Gärten in den arabischen Erzählungen. Als wir eine Zeit lang fortgegangen waren, erschien plötzlich ein Bostanai (Obergärtner), der uns in vollem Laufe und mit den Armen winkend schnellen Rückzug gebot. Unser Führer faßte uns beym Arme und schleppte uns hinter ein Gebüsch, wo er außer Athem verkündigte, der Sultan komme so eben denselben Gang herunter, in dem wir eben gewandelt waren. In wenigen Minuten sahen wir ihn auch wirklich allein und ganz langsam daher schreiten; er hatte die Hände auf dem Rücken liegen und hielt in denselben, dem orientalischen Gebrauche gemäß, einen Rosenkranz von Perlmutter oder Perlen. Wir hatten ihn schon über zwanzig Minuten aus dem Gesichte verloren, als einige Pagen unserm Führer meldeten, wir könnten jezt weiter gehen, ohne Gefahr dem Monarchen noch einmal zu begegnen. Wir wurden demnach zu einer Gruppe kleiner Gebäude geführt, welche eher einem Haufen Sommerhäuser als einer regelmäßigen Wohnung glichen, und an deren Thüre einigen weißen Verschnittenen übergeben, die uns durch zwey kleine Vorzimmer in ein großes inneres Gemach führten, wo man uns in der Mitte stehen und mit Muße die Pracht ringsum betrachten ließ. Ein großer, reich mit Gold und Perlen gestickter, weiß atlasner Divan lief an drey Seiten des Saales hin. Auf demselben lagen in gleichen Entfernungen, aufs sorgfältigste ausgebreitet, seidene Leibröcke von mannigfaltigen Farben, welche mit dem kostbarsten weißen Hermelin gefüttert waren. Das Getäfel und die Decke waren reich vergoldet, und der Boden mit kleinen vielfarbigen Marmorstücken, wie Mosaik, obgleich ohne anscheinendes Muster ausgelegt. Um den ganzen Saal herum, etwa in der Mitte zwischen dem Boden und der Decke lief eine Gallerie, ungefähr von der Art, wie man sie in einigen unserer großen Bibliotheken sieht, aber so eng mit vergoldetem Drahtwerk verschlossen, daß man Niemand dahinter sehen konnte. Wir schlossen daraus, daß wir uns in der Nähe des Harems befanden, und die Gallerie für die Frauen bestimmt war, wenn sie der Sultan irgend etwas wollte sehen lassen, wobey Männer zugegen seyn mußten. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde gewartet, öffnete sich eine kleine Thüre, derjenigen gegenüber, durch welche wir gekommen waren, und der Sultan trat allein mit schnellen Schritten auf uns zu. Er fragte, ob Einer von uns Türkisch spreche, und als ich es bejahte, sagte er: der Sultan habe ihn geschickt, ein gewisses Kästchen zu sehen, das wir haben bringen sollen. Da ich hieraus schloß, er wolle nicht erkannt seyn, erklärte ich meinem Gefährten auf Französisch, was er gesagt, und sezte hinzu: C'est le Grand Seigneur, mais ne paraissez pas y faire attention. Der Sultan warf mir hierauf einen so unzweideutigen Blick des Verständnisses zu, daß ich nicht zweifeln konnte, er habe die Gelegenheit, Französisch zu lernen, die er in früher Jugend gehabt, nicht unbenuzt gelassen. Indessen packten wir unsere Waare aus, wobey wir das leise Auftreten vieler Füße in der Gallerie vernahmen. Ich konnte nicht umhin, ein Paar Mal darnach hinzublicken, worauf der Sultan halb lächelnd zu mir sagte: „Nimm dich in Acht, daß der Sul-

tan dich nicht dorthin blicken sieht, er dürfte sonst böse werden." Er betrachtete das Gefäß sehr genau, that viele Fragen darüber, ließ es sich zweymal aufziehen und entfernte sich damit, nachdem er es zum zweyten Mal gesehen, durch die Thüre, durch welche er hereingekommen war. Gleich darauf hörten wir, daß die in der Gallerie befindlichen Personen dieselbe räumten, was uns vermuthen ließ, daß man sie herabgerufen, um sie das Kunstwerk in der Nähe beschauen zu lassen. Auch wurde es uns drey Mal durch einen Verschnittenen zum Aufziehen gebracht, aber zuletzt mit dem Bescheide zurückgegeben, daß der Sultan es nicht kaufen wolle. Hierauf wurden wir in ein anderes Gebäude geführt, wo man uns in einem kleinen niedlichen Zimmer niedersitzen hieß und auf einem niedrigen Tisch ein gutes Essen auftrug, das wir uns herrlich schmecken ließen, und wobey eine zahlreiche Dienerschaft mit stummer Aufmerksamkeit aufwartete. Nach geendigtem Mahle führte man uns wieder zur selben Gartenthür hinaus, durch welche wir gekommen waren, und wir fuhren in einem für uns in Bereitschaft gesezten Boote allein zurück.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsezung.)

Auf eben dieselbe Art wurde der Name Berenice gefunden. Neuere Untersuchungen haben aber bewiesen, daß in dieser Erklärung Manches fehlerhaft ist. Z. B. in dem Namen Ptolomäus ist das blumenähnliche Zeichen nicht, wie Young sagte, überflüssig, sondern bedeutet ein O, der Löwe bedeutet nichts als L, Youngs Ma nichts als M; sein I oder E das griechische Eta (η) und sein os nichts als S; daß also statt Ptolomäus in der Bilderschrift nichts steht als Ptolmes. Aber bey allen diesen Fehlern muß doch die gelehrte Welt gestehen, daß er es war, der zuerst ein tausendjähriges Räthsel gelöst hat. Seine Methode, die enchorische und hieroglyphische Schrift zu entziffern, ist ein Meisterstück des menschlichen Scharfsinns, und ihm allein gebührt die Ehre, zuerst gezeigt zu haben, daß einzelne Zeichen der Bilderschrift gebraucht worden sind, um Laute zu bezeichnen. Diese Resultate des englischen Gelehrten wurden Champollion, der sich gleichfalls mit dem Studium des ägyptischen Alterthums beschäftigte, bekannt, und veranlaßten ihn zu weitern Forschungen. Er ging bey seiner Untersuchung von der angeführten Stelle des Clemens aus, die er noch einmal genau prüfte. Er überzeugte sich, daß eine Gattung der Hieroglyphen phonetisch (lautbezeichnend) seyn müsse, und schloß daraus, daß, wenn es möglich sey, ein Alphabet von ihnen zu bilden, wahrscheinlich die übrigen Hieroglyphen sich auch würden erklären lassen. Die erste und Hauptaufgabe war ihm demnach, ein solches Alphabet zu erhalten, eine Aufgabe, die indeß Champollion vielleicht so wenig als Young gelöst haben würde, wenn nicht das Glück dem Franzosen günstiger gewesen wäre als dem Engländer. Während Young nichts vor sich hatte als die Rosetta-Inschrift, unvollständig und undeutlich, erhielt Champollion ein anderes Monument, einen Obelisk von der Insel Philae, worauf nicht allein der Name Ptolomäus mit denselben Bildern wie auf der Rosetta-Inschrift verzeichnet war, sondern auch der Name einer weiblichen Person, wie Champollion an den Zeichen erkannte, die am Ende eines weiblichen Namens das Geschlecht bezeichnen. Der Obelisk steht auf einer Basis mit griechischen Inschriften, welche eine Petition der Isispriester zu Philae enthielt, an Ptolomäus, an Cleopatra seine Schwester, und an Cleopatra seine Gemahlin, gerichtet. Wahrscheinlich also dieß der weibliche Name neben Ptolomäus in der Bilderschrift Cleopatra.

Die Zeichen des Namens Ptolomäus sind von oben bekannt. Der Name Cleopatra ist in Nro. 2 des Steindrucks abgebildet. Bey näherer Betrachtung sah Champollion, daß der vierte, sechste, dritte, erste Charakter des Namens Ptolomäus an der zweyten, dritten, vierten, fünften Stelle in dem andern Namen stehen. Diese Charaktere zusammen heißen leop, ein Theil des Namens Cleopatra, und Champollions erste Konjektur war daher bestätigt. Da nun in dem hieroglyphischen Cleopatra neun Zeichen stehen, und im griechischen gleichfalls neun, so war es leicht, den Werth der übrigen Bilder, nachdem vier gefunden waren, zu bestimmen, und eilf verschiedene Zeichen aus den Namen Ptolomäus, Cleopatra, Berenice, in ein Alphabet zusammen zu stellen.

Außerdem bewies Champollion durch vielfältige Beyspiele, daß zu diesen phonetischen Hieroglyphen Bilder von Gegenständen gebraucht werden, deren Namen mit dem Buchstaben anfangen, welcher bezeichnet werden soll. Der Laut A bezeichnet also einen Adler, Achom; B eine Art von Gefäß, Berbé genannt; T eine Hand, Tot u. s. w.

Ein fortgesezted Studium leitete endlich Champollion zum Ziele. Er löste die erste Aufgabe, und fand ein phonetisch-hieroglyphisches Alphabet. Beyliegende Tafel enthält in der ersten Reihe das griechische Alphabet, in der zweyten die entsprechenden demotischen oder enchorischen Zeichen, in der dritten die gleichbedeutenden phonetischen Bilderzeichen, mit den neuesten Zusätzen von Champollion selbst und von Salt. Dieser Schlüssel, und eine korrekte Abbildung von Hieroglyphen, die man in Zoëgas Werk (über den Gebrauch und die Bedeutung der Obelisken), und in der Description de l'Egypte findet, setzen den Leser in Stand, sich von dem Werthe dieses Alphabets selbst zu überzeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Vor kurzer Zeit kam Mad. Sessi hier an, und ein Konzert, in welchem diese Sängerin mit der Milder, mit Mad. Schulz und den Demoiselles Schechner und Heinefetter ein Quintett sang, gehörte zu den merkwürdigsten, die seit lange hier waren gehört worden; denn jede der Sängerinnen suchte theils durch die Frische der Stimme, durch den Glanzpunkt, wo die höhere Kunstfertigkeit die schon fliehende Jugendlichkeit ersezt, so wie durch überwiegende Geschicklichkeit, oder kunstlos durch den reinen Klang des Tones zu siegen, und es ist schwer zu sagen, welcher von allen der Sieg gelungen sey. Doch durch die Ankunft der Dem. Müller aus Wien wurde die ununterbrochene Reihenfolge der Opern endlich einmal unterbrochen, und das Drama vermag wieder hervorzutreten. Freylich ist Isidor und Olga, worin sich Dem. Müller als Olga zum ersten Mal dem Publikum zeigte, nicht geeignet, der Oper den Sieg zu entreißen, und die Künstlerin fand ein leeres Haus. Denn Isidor und Olga, troz der einzelnen effektvollen Scenen, und der Theaterkenntniß, mit welcher das Stück bearbeitet ist, gehört, wie wir gegen die Meynung vieler Bewunderer fest glauben, zu den mißlungensten der neuesten Literatur, und scheint uns seinen Ursprung nur von Grund aus falschen Reflexionen zu verdanken. Wenn nämlich Herr Raupach überzeugt ist, daß man dem Publikum gegenwärtige Interessen vorführen, und deßhalb auch z. B. Richard den Dritten, der jezt einstudiert wird, ohne die Geister in der Traumscene darstellen müsse, weil kein Mensch mehr an Geister glaube, so folgt er zwar theilweise diesem Grundsaze ganz konsequent, wenn er, wie z. B. in dem Fürsten Chavansky, rein nur gemachte, nicht aus der Natur des Gegenstandes hervorgehende Kollisionen in erkünstelter Tragik darstellt, oder in seiner Raphaele den türkischen Zustand mit seinen türkischen Denkweisen vor die Anschauung bringt; denn es ist zum Theil der Charakter des neuesten Kunstgenusses überhaupt, daß wir bey der Kunstbetrachtung erkennen wollen, wie die Reflexion, das Denken über den Inhalt das Kunstwerk geboren hat. Aber dann muß dieß Reflektiren des Künstlers nicht Geburten zu Tage fördern, welche unserem ganzen übrigen Denken schlechthin widersprechen, so wie z. B. in der Raphaele, wo das Christenthum sich vor Allahs Macht schweigend und duldend in's Kloster flüchten muß, und nur Allah groß ist; denn sonst bleibt uns für den Kunstgenuß nur die Gewißheit übrig, daß der Künstler reflektirt habe, während wir das Resultat dieser Reflexionen für schlechthin irrig anerkennen müssen, oder wenn wir einsehen, daß der dargestellte Inhalt nicht des Dichters eigene Lebensansicht, sondern nur die Schilderung bestimmter, ausgedachter oder einst wirklicher Zustände sey, müssen wir den ganzen Reichthum unseres gegenwärtigen Lebens zurückdrängen, und uns mit dem formellen Genuß begnügen, die Darstellung dem vorausgesezten Inhalt entsprechend zu finden. Am deutlichsten tritt dieß in Isidor und Olga hervor. Deßhalb sey es uns vergönnt das Stück näher zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, im August.

(Beschluß.)

Das erste Heft des Foreign Quarterly Review ist so eben erschienen. Es enthält: 1) einen langen Artikel über die Geschichte Spaniens unter der Herrschaft der Mauren, welchem das spanische Werk des Dr. Conde, und das Französische des M. de Marlès über denselben Gegenstand zum Grunde liegt; 2) über unsern Hoffmann und seine Werke, und über das Uebersinnliche in den Werken der Einbildungskraft; 3) über die Feldzüge der Franzosen von 1799 bis 1814, nach Dumas; 4) eine derbe Züchtigung des Kapitän Deville wegen seiner Lettres sur le Bengal; 5) über das italienische Trauerspiel, mit besonderer Rücksicht auf Manzoni's Werke; 6) über die französischen Kochkunstwerke; 7) über den Einfluß der Civilisation auf den öffentlichen Gesundheitsstand, nach Berards Werk über diesen Gegenstand; 8) über Schweden und dessen Literatur, mit Berücksichtigung von Schuberts Reise und M. Ehrenströms Werk über die schwedische Literatur; 9) über die Lebensbewegung in Thieren und Pflanzen; 10) über Rigos Vorlesungen über die neugriechische Literatur; und 11) über Bottas italienische Geschichte. Nebst diesen längeren Aufsäzen findet man eine reichhaltige Sammlung vermischter literarischer Nachrichten, nebst einem Verzeichniß der vorzüglichsten in diesem Jahre auf dem Kontinent erschienenen literarischen Werke. Auch ist eine sehr reichhaltige Anzeige von den neuesten, in England erschienenen Schriften beygegeben, welche für den Leser auf dem Kontinent nüzlich seyn muß und beweist, daß der hiesige Buchhandel von dieser Zeitschrift etwas Gutes erwartet. Die Gegenstände scheinen meistens gut gewählt, anziehend wegen ihrer Mannigfaltigkeit, und größtentheils umfassend geschrieben zu seyn. — In der Kritik über Hoffmanns Schriften heißt es unter andern: „Die Vorliebe der Deutschen fürs Geheimnißvolle hat eine andere Art von Werken geschaffen, welche vielleicht in keiner andern Nation oder Sprache Eingang gefunden hätte; man kann sie die phantastische Schreibart nennen, worin einer ungeregelten Einbildungskraft die wildeste und unbeschränkteste Freyheit gegeben ist, und man jede Art von Zusammenstellung, wie lächerlich oder widersinnig sie auch seyn mag, ohne Anstoß versucht und ausführt. Der phantastische Styl hat keine Fessel, außer derjenigen, welche er am Ende in der erschöpften Einbildungskraft des Verfassers findet. Er steht in demselben Verhältniß zu dem regelmäßigen Roman, in welchem die Posse oder vielmehr Pantomime zum regelmäßigen Trauerspiel oder Schauspiel steht. Plözliche Verwandlungen von der sonderbarsten Art werden angebracht, und durch die unzulänglichsten Mittel ausgeführt; man macht keinen Versuch die Abgeschmacktheit derselben zu mildern, oder ihre Widersprüche auszugleichen; der Leser muß es sich gefallen lassen den Purzelbäumen des Verfassers zuzusehen, wie er die Luftsprünge und widersinnigen Verwandlungen Harlekins sieht, ohne eine weitere Meynung oder einen ferneren Zweck darin zu suchen, als bloß die Ueberraschung des Augenblickes. Unsere englische Strenge des Geschmacks wird wohl nicht leicht diesen wilden, phantastischen Ton in unsere eigene Literatur aufnehmen; ja vielleicht dürfte sie dieselben kaum in der Uebersezung dulden;" u. s. w. Sonst ists sehr still hier in allen Fächern des Wissens, öffentlichen Belustigungen u. s. w., alles ist auf dem Lande, und in der Stadt wächst das Gras.

Auflösung des Räthsels in Nr. 192.
Das Ey.

Räthsel.

Von Wasser stamm' ich her, doch auch von Erde.
Ich bringe Frost, doch Glut auch auf dem Heerde.
Ich schade stets, und nüz' auch stets dem Wein,
Leb' einen Nu, und werd auch alt wie Stein.
Auf Kugeln bin ich, nirgends sonst zu finden,
Hier lös ich auf, dort dien' ich zum Verbinden.
Hier bring' ich Unheil mit, und dort Gewinn;
Nun rathet, lieben Leute, was ich bin?

Fr. v. Elchol z.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. August 1827.

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Herzen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.
Genieße, was dir Gott beschieden.
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Und jeder hat auch seine Last.

Gellert.

Die Schenken von Paris.

(Fortsetzung.)

Die Lumpensammler.

Auf den ersten Blick scheint der Chiffonier mit seinem kleinen Hackenstock das elendeste Wesen in der Schöpfung zu seyn; durch Regen und Koth, mit Lumpen bedeckt, den Kopf bis zur Erde gebückt, wühlt er im Unrath und hackt jeden Fetzen auf, der einst zu Papier werden kann, oder, wenn er es schon ist, in verjüngter Gestalt als solches wieder auferstehen soll. Seit sich die Buchdruckerey in Frankreich so ungeheuer ausgebreitet hat, ist sein Geschäft von großer Wichtigkeit; er legt täglich den Grundstein zu jenem bewundernswürdigen Gebäude, dem Vehikel des menschlichen Wissens; er ist die emsige Biene, welche unscheinbare Elemente zu dem Stocke zusammenträgt, aus dem der Honig der Literatur fließt, den er wenigstens nicht vergiftet schilt, einmal, weil er ihn nicht kostet, und dann, weil der Handel mit demselben ihm sein Brod gibt. Unermüdlich ist sein Fleiß; hat er am Abend seinen schmutzigen Korb geleert, so wird er häufig porte-falot auf dem Platze des Palais-Royal. Findet er Niemand, der sich mit seiner rothen Laterne will nach Hause leuchten lassen, so sucht er, ob unvorsichtige junge Leute oder heimkehrende Spieler nicht etwas in der Straße verloren haben, und in der Revolution nannte man die Lumpensammler membres du comité des recherches. Er ist arm, er ist elend, aber wer wollte glauben, daß es ihm an Genüssen fehlt? Freundlich nimmt ihn mit dem vollem Korbe das warme Cabaret auf, wo er seine Kleider trocknet; in rosenfarbigem Schimmer schwebt ihm die Schenke außerhalb der Barrière, das Ziel seiner ganzen Woche, vor, und jener Chiffonier war der Sprecher seines ganzen Standes, der, als er einen Betrunkenen am Eckstein niedergesunken sah, ihn lange ernsthaft betrachtete und dann den Ausspruch that: so wird es am Sonntag mit mir aussehen (voilà comme je serai dimanche). Aber auch Fortuna hat nicht alle Thüren ihres Tempels vor ihm verschlossen, er kann reich, sehr reich werden, und als Beyspiel diene folgende wahre Geschichte:

„Ein Holländer, der nach Paris reiste, nahm Wechsel auf 100,000 Thaler mit; er läßt sich in einem Fiaker rue Copeau, Faubourg St. Marceau zu dem Manne führen, auf den seine Papiere lauten; er erkundigt sich, und ein zerlumpter Mensch, der in einem schmutzigen Hofe einen Haufen Lumpen auslas, sagt zu ihm: „Ich bin es, mein Herr, was steht zu Diensten?“ Der Holländer erschrickt, das Aussehen seines Gläubigers weissagt ihm nichts Gutes, und er denkt: „der soll geschwind 100,000 Thaler honoriren können?“ Der Krösus der Lumpensammler las die Unruhe auf der Stirne des Fremden und weidete sich innerlich an seiner Angst. „Aber,“ sprach der Holländer, „die Summe ist ziemlich stark. . . .“ „Ich weiß es aus meinen Büchern,“ antwortete der Lumpensammler, „treten Sie ein, Sie sollen befriedigt werden.“ Der Fremde dachte ernstlich, es sey ein schlechter Spaß,

und wußte nicht, ob er sich auf eine enge, schmutzige Treppe wagen sollte; aber die Winke und Gebeerden der im Hofe arbeitenden Chiffonieers sprachen ihm Muth ein; er wagte es. Zuerst gingen sie durch eine Reihe hoher Zimmer, angefüllt mit Ballen von Lumpen. „Dieß ist meine Musterkarte," sagte der Führer, „meine Magazine sind anderswo." Je weiter sie kamen, desto reinlicher, eleganter wurden die Zimmer, am Ende waren sie prachtvoll. Der Fremde befindet sich in einem geschmackvollen Hôtel mit einem englischen Garten umgeben; ein reizendes Mädchen, die Tochter des zerlumpten Herrn, steht auf, bietet Stühle und unterhält den Holländer, während ihr Vater ein anständigeres Kleid anzieht. Dieser kommt bald mit einem Paket Bankzettel zurück und spricht: „Wenn Sie lieber spanisches oder holländisches Gold wollen, dürfen Sie es nur sagen." Der Holländer war zufrieden, man wechselte die Papiere aus und sprach von Allerley; endlich sagte der Kapitalist lächelnd: „Gestehen Sie, es war Ihnen entsetzlich bange." — „Ich kann es nicht läugnen; verzeihen Sie, als ich Sie in einem so bescheidenen Anzug . . ."— „Das ist nicht das Wort; ekelhaft wollten Sie sagen; aber was wollen Sie? Jeder hat sein Steckenpferd, und die Vorwürfe meiner Tochter wegen dieser lächerlichen Originalität vermögen nichts über meinen unüberwindlichen Hang. Ich bin im Elend geboren und trug von meiner zarten Kindheit an den Korb und den Hackenstock; eines Tages finde ich in einem Haufen Unrath einen prächtigen Schmuck; meine Ehrlichkeit wird reichlich belohnt, ich sehe mich im Stande eine Werkstätte zu eröffnen, ich suche mich zu unterrichten, spekuliere und werde mächtig reich. Wäre ich aber nicht ein Undankbarer, wollte ich die ersten Werkzeuge meines Glücks verachten? Nein," fuhr er gerührt fort, „niemals! mein erster Korb, der kleine Hackenstock, den meine schwachen Hände trugen, sollen mir ewig die theuersten Schätze seyn! Sie sollen sie sehen, hier sind sie;" er öffnete einen Schrank von Mahagoniholz; „es ist mein kostbarstes Geräthe." Der Fremde war tief gerührt, er erkannte in diesem Gemische von Dürftigkeit und Glanz, in dieser erhabenen Gesinnung, die bey Emporkömmlingen so selten ist, den Stempel einer schönen Seele, und in dem Herzen, das schon unter den Lumpen des armen Knaben geschlagen hatte, den wahren Adelsbrief."

Bey aller Achtung vor dem Gewerbe dieser niedrigsten, wenn auch nicht unnützesten Diener der Literatur, trieben mich doch die Gerüche der dampfenden Lumpen nur zu bald aus der Schenke in der Vorstadt St. Viktor, wo sich eben eine bedeutende Zahl dieser Herrn gütlich that. Die bleichen Gesichter, nur von dem Kreise geröthet, den der verderbliche Purpurtrank um ihre Lippen zog, die Lumpen, mit denen die Figuren bedeckt waren, und diejenigen, die als Früchte der heutigen Arbeit aus den kothigen Körben sahen, die düsteren Wände des halben Souterrains, alles zerfloß in düstern Tinten zu einem wahren Bilde, grau in grau gezeichnet. Ich bezahlte den unberührten Wein und hörte nur noch einen Veteran, mit einem verächtlichen Blick auf eine Gruppe raisonnirender Holzschuhmacher, zu seinem Nachbar sagen: „Kommt es solcher Kanaille zu, von Politik zu sprechen? à la bonne heure, wir! — vive la presse, quand même . . .!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Bis hieher ist man also in der Entzifferung der ägyptischen Schrift im Allgemeinen, der Bilderschrift im Besondern gekommen. Alles, was Clemens die hieroglyphische Art zu schreiben, vermittelst der Anfangsbuchstaben der Wörter, nennt, ist vollkommen nachgewiesen. Alle Namen ägyptischer Könige und Gottheiten, und griechischer und römischer Kaiser auf den Denkmälern Aegyptens können gelesen werden. Auch in der Entzifferung der demotischen Schrift sind große Fortschritte, besonders in neuester Zeit von Young, gemacht worden. Aber freylich ein Hauptzweig der Bilderschrift, der symbolische, ist noch wenig aufgehellt. Was Klaproth ganz neuerdings für die Entzifferung gethan zu haben glaubt, und gethan hat, soll weiter unten ausführlicher behandelt werden.

Das phonetische System der Aegypter kann zwar auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen oder wohl gar gänzlich bezweifelt werden. Allein jede Bedenklichkeit muß verschwinden, wenn nicht allein eine Analogie unserer Tage dafür spricht, sondern auch die Hieroglyphen sich selbst vertheidigen. Die chinesische Schriftsprache ist syllabisch und ideographisch; aber um fremde Kombinationen fremder Laute zu bezeichnen, werden diese Charaktere genau wie im Aegyptischen in phonetische Zeichen umgewandelt, d. h. sie bezeichnen nur die Anfangsbuchstaben derjenigen Worte, deren Bedeutung sie vorher repräsentirt hatten. — Ferner, die Elemente, aus denen unser jetziges phonetisches Alphabet entwickelt worden ist, sind, wie wir oben gesehen haben, keinem Zweifel unterworfen, was also daraus entwickelt worden ist, eben so wenig. Aber den gültigsten Beweis liefert die vollkommene Uebereinstimmung aller bis jetzt gewonnenen Resultate mit der Mythologie, mit der Sprache, mit der Geschichte, nicht blos Aegyptens, sondern auch Griechenlands und Roms. Ein kurzer Auszug aus den vorzüglichsten Werken über diesen Gegenstand wird darüber die genügenden Aufschlüsse geben.

Als das phonetische Alphabet gefunden war, unternahm Champollion die Namen an den Gebäuden und Denkmälern Aegyptens zu entziffern. Die Resultate seiner Untersuchungen, die griechische und römische Periode der ägyp

tischen Geschichte betreffend, machte er in einem Briefe an Herrn Dacier bekannt *). Dieser enthält die Erklärung der Inschriften auf den Denkmälern von Dendera, Theben, Esneh, Edfou, Ombos und Philae.

Die Namen aus der griechischen Periode, die in denselben gefunden werden, sind: Alexander der Große, einmal; Ptolomäus mit der ideographischen Legende: Ewiglebend, Geliebter des Phtha, oder Geliebter der Isis, vielmal; Berenice, einmal; Kleopatra; Ptolomäus, genannt Alexander, zweymal; endlich ein anderer Ptolomäus, der Sohn Cäsars und der Kleopatra, Cäsarion, hier Neocäsar genannt, mit den ideographischen Symbolen: Ewiglebend, und dem phonetisch geschriebenen Titel: Geliebter der Isis.

Aus der römischen Periode liest man folgende Namen: den Titel Autocrator ohne Beynamen, dabey ideographisch; Ewiglebend, von Phtha geliebt, von der Isis geliebt, auf den Gebäuden von Philae, Dendera ꝛc.; Cäsar, eben so wie der vorige betitelt; Augustus Autokrator, Ewiglebend, Geliebter der Isis; Tiberius Autokrator, Ewiglebend; Autokrator Cäsar Domitianus Germanikus, dabey ideographisch: Ewiglebend. Neben einer Abbildung Trajans, wie er vor dem Bilde der Isis betet: Autokrator Cäsar Trajanus, und auf demselben Gebäude, es ist das östliche auf Philae, Cäsar, der ewige Sohn der Isis; Germanikus Cäsar, Cäsar Trajanus, dabey ideographisch: Ewiglebend; Autokrator Trajan, ideographisch: Ewiglebend; endlich Autokrator Cäsar Nerva Trajan, Germanikus, Dacicus; Autokrator Cäsar Antoninus, Ewiglebend (ideographisch).

Diese Namenliste aus der griechischen und römischen Periode bereicherte Salt **) mit den neuen Namen: Philipp, Vater Alexanders, auf einem Denkmal von Karnack; auf demselben: Alexander, daneben Mai-Amun, der Geliebte Ammons.

Aus der römischen Periode, Nero, Kommodus, Hadrian, Antoninus, und Markus Antoninus, Augustus, Imperator Cäsar.

Eine Konjektur Salts, daß phonetische Hieroglyphen schon lange vor der griechisch-ägyptischen Periode im Gebrauch müssen gewesen seyn, bestätigte sich vollkommen. Er las auf der Insel Abydos den Namen Sabako, oder Sabakopht, mit der Endung des Namens Amenopht, der anderwärts vorkömmt; auf einem Denkmal aus Medinet-Habu den Namen Tiraka, wahrscheinlich der äthiopische König Tirhaka, im zweyten Buche der Könige (Kap. 19. V. 9.), und auf dem großen Tempel zu Karnak den Namen Psammetik, welcher auch auf andern Denkmälern gefunden wird, so daß 700 Jahre v. Chr. schon phonetische Hieroglyphen scheinen geschrieben worden zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Jeder, der Isidor und Olga kennt, wird zugestehen, daß der Boden, auf welchem sich das Drama bewegt, das Verhältniß der Herrschaft und Knechtschaft sey. Dieß Verhältniß ist unserem Geiste, unserem politischen, moralischen und religiösen Leben so fremd, daß wir es nur ertragen können, wenn es als ungerecht, der Natur des Staats und der Sittlichkeit auf jede Weise zuwider, und nur für Barbaren gültig dargestellt wird. Und dieß hat denn Herr Raupach einerseits auch gethan; sowohl Isidor als auch Olga sind von der Nichtigkeit und Wahrheitslosigkeit dieses Verhältnisses fest überzeugt, ihnen gilt in ihrer modernen Bildung der Mensch nicht als was er geboren ist, sondern als das, wozu er sich durch eigene Energie gemacht hat. Aber sie sind in dieß Verhältniß der Freyheit und Leibeigenschaft hineingeworfen, und weil es existirt, geben sie an der zufälligen Macht dieser Existenz unter; wollten sie ihre Wünsche nicht gerade in Rußland ins Leben treten lassen, lebten sie in einem andern Lande, so stände ihrem höchsten Glücke nichts entgegen. Hier ist nun die falsche Reflexion die, solch schmählichem Zustande, wie der dargestellte der Knechtschaft, darum, weil er irgendwo bestanden hat und besteht, ein unumstößliches Recht zu verleihen, und dieses Recht auf die gleiche Stufe mit dem entgegengesezten göttlichen und menschlichen Gesetze zu stellen, das alle Menschen für frey erklärt. Sowohl Ossip als alle übrige Leibeigenen stehen in dem Glauben, die Sklaverey sey göttliches Recht, und gegen dieß Gottesurtheil, das schon bey der Geburt über den Leibeigenen ausgesprochen sey, dürfe keine Appellation an den höchsten Richter gelten; wer Sklave geboren sey, müsse Sklave bleiben. Und dieß scheint nicht nur der Sklaven, sondern Herrn Raupachs eigene Meynung zu seyn, denn sonst dürfte er weder Isidor untergehen lassen, noch Olga ins Unglück stürzen. Denn Herr Raupach sucht alles hervor, um klar zu machen, daß Isidor ganz vernünftig handle, wenn er von Olgas Liebe nicht ablassen wolle, und daß der Fürst ein verliebter Barbar sey; dennoch aber verleiht er diesem Barbaren, den bestehenden Verhältnissen nach, solches Recht, solche Gewalt, daß er Isidors Glück zu zertrümmern im Stande ist. Dadurch zeigt er entweder, daß er dem bestehenden Verhältniß der Sklaverey Gültigkeit zuschreibt, und nur den schändlichen Gebrauch des Herrenrechts verdammt, wenn es willkürlich, und nur um der Leidenschaft zu fröhnen, den Sklaven zu Grunde richtet, oder er will uns darstellen, welche Kollisionen hervorkommen können, wenn barbarische politische Zustände noch durch ihr Bestehen gelten während die höheren Forderungen und Wünsche einer weiteren Bildung in sie einbrechen, und mit ihr in Kampf und Widerspruch gerathen. In beyden Fällen müssen wir Herrn Raupach nach Nordosten hin verweisen, und den Wunsch hegen, er möge ähnliche Tragödien für Sibirien, aber nicht für Deutschland schreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Lettre à M. Dacier, Secrétaire perpetuel de l'Académie des belles Lettres, relative à l'alphabet des Hieroglyphes Phonetiques etc. Par. M. Champollion le Jeune. Paris 1822.

**) Essay on Dr. Young's and M. Champollion's Phonetic System of Hieroglyphics, with some additionel Discoveries etc. by H. Salt, Esq. London, Longman 1825. 8.

Paris, 23. Juli.

In der Kommerzschule wurde neulich eine öffentliche Sitzung veranstaltet, um dem Publikum Rechenschaft über den Zustand dieses Instituts abzulegen. Solche öffentliche Sitzungen sind es, welche in dem großen Paris die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine nützliche Anstalt lenken und heften. Von der Kommerzschule habe ich schon im vorigen Jahre gesprochen; seitdem hat diese Anstalt, die schon lange ein wahres Bedürfniß für diese Hauptstadt war, guten Fortgang gehabt. Chaptal, welcher dießmal den Vorsitz bey der öffentlichen Versammlung hatte, bemerkte in seiner Rede: Paris habe schon längst Tanz-, Musik-, Zeichnungs-, Kriegsschulen u. s. w. besessen, allein eine Kommerzschule habe immer noch gefehlt, und dieß sey die erste derartige Anstalt. Zu verwundern ist es in der That, wie man so lange den alten Schlendrian befolgt, und alle jungen Leute in die Kollegien, Gymnasien oder Lyzeen geschickt hat, gleichviel, ob der darin ertheilte Unterricht ihnen im künftigen Leben von irgend einem Nutzen seyn konnte oder nicht. Die Regierung kümmerte sich wenig um den Unterricht für den Handelsstand, der ganz unabhängig von ihr lebt, und der Handelsstand dachte auch nicht daran, daß man eine Anstalt errichten könne, worin der Unterricht einzig für diesen Stand berechnet sey. Das Bedürfniß hat endlich hervorgebracht, was Vorsicht und Nachdenken nicht zu Wege gebracht hatten. Einige reiche Handelshäuser in Paris haben ihre Unterstützung beym Anlegen einer Handelsschule angeboten. Es hat sich Jemand gefunden zur Leitung des Instituts, und so besteht dasselbe nun bereits seit einigen Jahren. Der erste Unternehmer desselben hat zwar eine Art von Fallissement erlitten, und es schien mit der Anstalt zu Ende zu gehen. Allein sein Nachfolger hat die Ordnung wieder hergestellt, und jezt scheint das Institut in ziemlich blühendem Zustande zu seyn. Es enthält über 100 Jünglinge aus Frankreich, Spanien, Amerika u. s. w., die hier alle zum Handel erforderlichen Kenntnisse erhalten, sich in den lebenden Sprachen üben (sogar ein Professor der orientalischen Sprachen ist da), Handel- und Wechselgeschäfte im Kleinen treiben, die Börse täglich besuchen u. s. w. Chemie und andere, dem Handel nützliche Wissenschaften werden auch vorgetragen, und so scheint die Anstalt ganz zweckmäßig eingerichtet zu seyn. Es ist kein Leichtes, so viele, bereits erwachsene Jünglinge in Zucht zu halten, und es mag mit der, schwer ins Werk zu setzenden Aufsicht nicht immer am besten bestellt seyn; indessen thut man doch viel um Unordnung zu vermeiden, und die Jünglinge nicht allzusehr in Paris herumschwärmen zu lassen. Ein aus angesehenen Handelsleuten und Gelehrten bestehendes Komité führt den prunkenden Titel: conseil de perfectionnement de l'École de commerce; dieser Rath beschränkt sich aber wohl nur auf eine unbedeutende Uebersicht des Zustandes der Schule, und versammelt sich wahrscheinlich nur, um den öffentlichen Sitzungen beyzuwohnen, und dem Institute durch das Ansehen der Namen seiner Mitglieder einiges Gewicht zu geben. Er beweist dem Publikum wenigstens, daß sich ehrenwerthe Männer der Anstalt annehmen, und sie für etwas Nützliches ansehen. In der ersten Zeit hatte sich die Regierung um dieses Privatunternehmen nicht bekümmert. Da indessen bey den öffentlichen Sitzungen derselben sehr freysinnige Reden gehalten werden, wie dieß von dem ganz unabhängig lebenden Handelsstande zu erwarten ist, so ist sie aufmerksam geworden, und vor Kurzem hat sie die Kommerzschule der Oberaufsicht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts oder der sogenannten Université untergeben. Das Wohl der Schule wird das Ministerium wohl nicht befördern, denn für solche Anstalten hat es gar keinen Sinn, und ist auch dem Handel nicht hold genug, um mit Vergnügen das Aufblühen einer Handelsschule zu fördern; dieß verlangt nun auch Niemand von ihm; das Einzige was man wünscht ist, daß die ihrem Schlendrian folgende Université wenigstens der Ausbildung des Instituts keine Hindernisse in den Weg legen, noch sie mit abgeschmackten Verordnungen quälen, und zum Rückwärtsschreiten nöthigen möge, denn dieß würde bald den Untergang derselben nach sich ziehen. Bey der öffentlichen Sitzung hielt einer der Professoren, Blanqui, eine Rede, worin er den industriellen Zustand Englands, Frankreichs und Spaniens vergleichungsweise darstellte. Blanqui hat seine Reise nach England beschrieben, und im vorigen Jahre ließ er auch die Beschreibung seiner kurzen Reise nach Spanien erscheinen. Bekanntlich war seine Absicht, in Spanien den Zustand des Gewerbsfleißes zu studiren, wie er in England gethan hatte; der Bankier Lafitte scheint ihm dazu die Mittel verschafft, und ihn zu dem Behufe an seine Handelskorrespondenten in Spanien gewiesen zu haben. Allein als Blanqui in Madrid ankam, wußte die Polizey schon, weßhalb er umkomme und was er in Spanien suche, und gleich den stolzen Leuten, welche nicht gern haben, daß man die in ihrem Hause herrschende Armuth näher besehen möge, befahl sie ihm, sogleich die Hauptstadt zu verlassen, und verhinderte ihn auch weiter in Spanien vorzudringen. Er hat in seiner Reisebeschreibung seine sonderbare Unterredung mit der Polizey mitgetheilt, und sich an dieser Polizey durch eine getreue Darstellung des häßlichen Zustandes von Spanien völlig gerächt. Die spanische Polizey hätte bedenken sollen, daß in Frankreich die Presse frey ist, und daß ein so unsinnigerweise weggewiesener Reisender nicht ermangeln werde, dem Publikum haarklein zu erzählen, wie man in Spanien die Reisenden behandelt, welche sich nach dem staatswirthschaftlichen Zustand des Landes erkundigen. Die Rede, welche Blanqui bey der öffentlichen Sitzung in der Kommerzschule hielt, die im Journal de Commerce ganz abgedruckt steht, auch von andern freysinnigen Blättern auszugsweise mitgetheilt worden ist, war gleichsam ein Nachtrag zu seiner Reisebeschreibung. Es ist wahrlich ein wenig lieblos, Spanien mit Frankreich und England zu vergleichen; denn das ist gerade, als ob man, um das Elend eines Bettlers und Verschwenders in ein helles Licht zu stellen, ihn neben den reichsten und angesehensten Bürger einer Stadt sezte. Einerseits sagte er, was England und Frankreich Nützliches und Schönes besitze, und wie Vieles in diesen beyden Reichen geschieht, um die Wohlfahrt der Einwohner zu befördern, und dagegen führt er an, was in Spanien mangelt, und wie sich hier negativ vorfindet, was die andern positiv haben. Einerseits Fabriken, anderseits Klöster; hier Handelskompagnien, dort Brüderschaften; einerseits Preßfreyheit, Einsicht, Aufklärung, anderseits Andachtsbücher statt allen Buchhandels, Unwissenheit, Faulheit. Blanqui hätte hinzusetzen können, daß jezt in Frankreich mehr spanische Bücher gedruckt werden als vielleicht in Spanien selbst, und daß nicht das Mutterland, sondern Frankreich und England die weiland spanischen Länder in Amerika mit gedruckten Sachen versehen. Indessen darf man sich doch den Zustand Frankreichs im gegenwärtigen Augenblicke nicht allzu glänzend vorstellen; denn es hinkt an manchen Orten. Landleute klagen, Kaufleute murren, und Fabrikanten sind unzufrieden, und erst vor wenigen Wochen hat man den sonderbaren Zufall erlebt, daß ein Reichsmarschall, der im vorigen Jahre bey der Kaiserkrönung zu Moskau als französischer Gesandter glänzende Feste gab, beynahe fallirt hätte wegen verfehlter Fabrikspekulationen, und daß seine Frau, um das ihrige zu retten, eine Güterscheidung vor den Gerichten bewirkte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. August 1827.

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn;
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Schiller.

Die Vorurtheile.

Novelle von Georg Döring.

1.

Es war ein düsterer und stürmischer Sommerabend, an dem zwey junge Männer am Ufer der wildströmenden Maira zusammen trafen und dann vereint ihrem Wohnorte, dem reichen Flecken Plurs im Graubündnerlande, zuschritten. Der eine von ihnen, Ambrosio Crusca, kam das Innthal herauf aus dem Tyrolerlande, der andere, Leo Tanni, über den Berg Septimer von der Stadt Tusis her, wo er Zeuge schrecklicher Auftritte gewesen war. Sie besaßen Beyde ansehnliche Seidenfabriken in dem obengenannten Handelsorte, sie genossen Beyde der Achtung ihrer Mitbürger, und wenn die Jungfrauen zusammen saßen im traulichen Kreise, dann wurde wohl von mancher schönen Lippe der Name des einen oder des andern in einer Weise genannt, welche den besondern Antheil der Sprechenden an den Besprochenen an den Tag legte.

Nachdem die beyden Männer sich wechselseitig, aber kurz und nicht in der traulichen Weise begrüßt hatten, die wohl bey dieser zufälligen Begegnung zu erwarten gewesen wäre, schien keiner von ihnen geneigt, weiter mit dem andern ein Gespräch anzuknüpfen, und Beyde hüllten sich tiefer in ihre Mäntel, als sollten diese nicht allein zur Schutzwehr gegen das Wetter, sondern auch gegen die Annäherung des Nebenmannes dienen. Die Mairaschlucht, in der sie hinabstiegen, verengerte sich und machte eine Wendung, so daß der Sturm, der sie bisher durchbraust hatte, mit einem Male schwieg und nur noch das Rauschen der niederschäumenden Wellen hörbar war. Oft sahen sich die beyden Wanderer genöthigt, da wo der Pfad auf der einen Seite von hervortretenden Felsen, auf der andern von dem Abgrunde, in welchem der Strom toste, eingeengt wurde, hintereinander herzugehen, und immer war es dann Ambrosio Crusca, der, stehen bleibend und harrend, seinem Begleiter den Vortritt ließ.

Dieser leztere unterbrach endlich, nachdem sie Stundenlang, ohne ein Wort zu reden, ihre Wanderung fortgesezt hatten, dieses peinliche Schweigen und sprach mit sanfter, fast schwermüthiger Stimme:

„Ihr kommt herauf aus den kaiserlichen Landen, wo Ihr, wie ich hoffe, gute Handelsgeschäfte gemacht habt. Was bringt Ihr Neues von dort mit, Ambrosio? Der Segen des Friedens beglückt das weite Reich, und die Gewerbe müssen dort herrlich blühen, wie es immer da ist, wo Zwietracht und Raubsucht nicht den Verkehr mit den Nachbarn hemmen und stören."

Er hatte die lezten Worte mit einem Seufzer begleitet, als gedenke er hierbey einer Gegend, die in diesem Augenblick unter der Geißel der Uneinigkeit und blutgieriger Zerwürfnisse litt.

„Der Segen des Friedens beglücke das Reich?" fragte der andere hart und hönisch. „Freylich könnte das seyn," fuhr er dann bitter fort, „wenn nicht alle Bande, welche

seit einem Jahrtausend die Christenheit in Liebe und Einigkeit einander nahe gehalten, durch die dreiste Empörung eines Einzelnen, der so viele Andere in den tollen Strudel mit hinschwindelte, zerrissen worden wären. Der Mann ist nun schon lange todt und hat die Strafe für sein zerstörendes Werk von dem empfangen, der uns Alle richtet. Aber die Saat, welche er ausgestreut, ist giftig aufgegangen und drängt sich scheidend zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Bruder. Das kann auch nicht anders seyn bey einer Sache, welche aus Haß gegen den Stellvertreter Gottes auf Erden und gegen den ächten christlichen Glauben entstanden ist. Euresgleichen, Leo Tanni, haben umgestürzt, was für das Heiligste galt auf Erden, und die Gewissen gelöst zum Abfalle davon, so daß nun die Sünde gegen Gott und gegen die Kirche für keine gilt bey euch und Alles erlaubt ist, wonach es den sündig Gebornen gelüstet."

„Ich kenne Eure Gesinnungen, Crusca," erwiederte, ohne aus seinem ruhigen Tone zu fallen, Leo, „und das Vergnügen, das Ihr daran findet, Alles, was den evangelischen Glauben, zu dem auch ich mich bekenne, angeht, in einem schwarzen Lichte zu sehen. Aber das ist mir gleichgültig. Ich bin mit mir selbst im Reinen, und mehr brauche ich nicht."

„Toller Hochmuth, der diese Verstockung begleitet!" sagte Ambrosio ingrimmig für sich hin. „Sie sind sich selbst genug, diese Sünder, und denken nicht daran, daß sie ohne Beichte und Absolution geradezu in die Hölle fahren."

„Meinetwegen wird Eure Besorgniß wohl nicht groß seyn!" versetzte lächelnd Tanni. „Aber wir kommen von dem Hauptgegenstand unsers Gesprächs ab. Auf welches neue Schreckensereigniß zielten Eure Worte? Oder bergen sie vielleicht ein Geheimniß, das mir nicht enthüllt werden darf?"

„O nein!" hohnlachte Crusca; „Ihr und die ganze Welt könnt es hören und Euch daran ergötzen, oder darüber fluchen, oder auch jammern, wie es Jeder für gut findet. Ein angenehmes Triumphgefühl wird sich vielleicht Eurer bemächtigen, wenn Ihr die hohe That Eurer Glaubensbrüder vernehmt; aber es ist noch nicht Alles am Ende und viel Blut dürfte noch fließen, ehe Ihr im Ernst und in Wahrheit Viktoria rufen könnt. Wißt denn: zu Prag im Böhmerlande waren kaiserliche Abgeordnete eingetroffen, um den Zwiespalt zwischen den Rechtgläubigen und den Abtrünnigen in Frieden zu schlichten. Aber die Eurigen machten die Sache kürzer ab, warfen die Gesandten durchs Fenster, vertrieben die gesalbten Diener der Kirche und brachten ein Kriegsheer auf, mit dem sie nun das Land verwüsten, und sengen und brennen gleich Räubern und Mördern. Nicht wahr, das klingt lieblich in Euer Ohr? So weiß man jezt die Altgläubigen rasch aus dem Wege zu schaffen und auf dem blutgedüngten Boden errichten dann die Neuerer den ketzerischen Baalstempel, den sie mit ihren Gotteslästerungen zu erfüllen gedenken."

„Sprecht minder hart zu mir, Ambrosio," antwortete Leo, „denn Ihr kennt mich genug, um zu wissen, daß ich solche Ausschweifungen nicht billige. Aber," sprach er seufzend weiter, „zeigt uns nicht die Geschichte unzählige Beyspiele, wie das Edelste und Höchste in der Hand Irrender und Wahnsinniger verderblich geworden ist und blutigen Haß statt liebevoller Vereinigung hervorgebracht hat? Ach, und welchen Zwang, welche Beschränkung in der Uebung ihrer gottesdienstlichen Handlungen haben nicht jene vielleicht, die Ihr Räubern und Mördern gleichstellt, mit Geduld und Ergebung erlitten, ehe sie zur Verzweiflung gedrängt, zur Empörung aufgerufen, nach den Waffen gegriffen, um das Recht der Gedankenfreyheit zu vertheidigen!"

„Was Ihr nicht sagt!" fiel Crusca spöttisch seinem Begleiter, der noch weiter sprechen wollte, in die Rede. „Nach solchen Grundsätzen gäbe es freylich keine Verbrechen mehr, denn jeder Frevler dürfte sich ja nur einbilden, durch sein Schicksal zum Böses thun gedrängt zu seyn, um nicht nur vor seinem Gewissen, sondern auch vor den Augen der Welt ohne Flecken dazustehen. Dann freylich ist alle Religion überflüssig, und Ihr mit Euern Glaubensgenossen braucht keine andere Richtschnur Eurer Handlungen anzuerkennen, als das Verlangen nach dem, was Euch eben lieblich dünkt und nützlich, was Euch erfreut und bereichert und Eure Gegner an Ehre, Vermögen und Leben beschädigt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Zu den phonetischen Charakteren selbst sezte Salt über zwanzig neue Zeichen und behauptete, daß der Gebrauch des phonetischen Alphabets nicht auf die Namen der Gottheiten, Könige und heiligen Orte beschränkt sey; eine Bemerkung, die zu der Zeit, als sie gemacht wurde, bereits von Champollion, ohne daß Salt davon wußte, bewiesen war in seinem Précis du Système Hieroglyphique *), einem Werke, das in mehr als einer Hinsicht von dem höchsten Interesse ist. Es gibt nicht allein eine klare und gedrängte Uebersicht der frühern Resultate, sondern enthält auch einen Reichthum von wichtigen Untersuchungen über

*) Der vollständige Titel ist: Précis du Système Hieroglyphique des anciens Aegyptiens, ou recherches sur les Élémens premiers de cette écriture sacrée, sur leur diverses combinaisons, et sur les rapports de ce système avec les autres methodes graphiques Aegyptiennes. Par Champ. le Jeune. Paris 1824.

alle Schriftarten Aegyptens und über Zweige der alten Geschichte, über die bis dahin nur gezweifelt oder gerathen worden war. Was Champollion in diesem Werke beweisen will, ist in der Hauptsache folgendes:

1. Das phonetisch-hieroglyphische Alphabet ist anwendbar auf die Königsnamen jeder Periode der ägyptischen Geschichte.

2. Das phonetische System ist der einzige wahre Schlüssel zur Entzifferung der ganzen übrigen Bilderschrift.

3. Die Aegypter haben dasselbe nicht allein angewendet, um Namen von Individuen jeder Zeit und jedes Standes, sondern auch von Begriffen zu bezeichnen.

4. Alle hieroglyphischen Inschriften enthalten theilweise alphabetische Hieroglyphen.

5. Es sind verschiedene Gattungen von Charakteren, welche zur Bilderschrift gehören.

Nachdem jeder dieser Sätze bewiesen ist, versucht es der Verfasser von ihnen eine allgemeine Theorie der Schriftarten Aegyptens zu abstrahiren. Ein Versuch, der, bey der mangelhaften Kenntniß der symbolischen Zeichen, fast zu frühzeitig unternommen zu seyn scheint.

Ohne auf den polemischen Theil, welcher höchst ungerecht mit Young über die Priorität der Entdeckung rechtet, einzugehen, begnügen wir uns, einen kurzen Auszug von dem zu geben, was diese Schrift über den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen zur Bezeichnung von Wörtern, grammatischer Formen und Götternamen, und über ihr Alter enthält.

Die phonetischen Hieroglyphen, sagt Champollion, sind nicht allein gebraucht worden, um einheimische und fremde Namen zu schreiben, sondern auch um eigentliche Wörter darzustellen, und besonders um die Endungen grammatischer Formen zu bezeichnen. Beyde Arten phonetische Bilder zu gebrauchen finden sich auf allen Denkmälern.

Zu der ersten Art gehören die Bildergruppen, welche Sohn, Tochter, Kind, Nachkommen, Vater, Mutter, Schwester, König, Ort bezeichnen. Z. B. ein Geyer, m, und ein anderer Charakter, soviel als ou, also phonetisch gelesen mou, ist die Bildergruppe, welche Mutter bezeichnet, gleichlautend dem koptischen meou, maou oder mau, Mutter, bey Plutarch, mit dem angehängten ägyptischen Artikel t, mout angegeben. Eine Eule, m, und eine ausgestreckte Hand, a, also ma, bezeichnet das koptische ma, Ort, Platz, τόπος.

Zur zweyten Art, phonetische Hieroglyphen anzuwenden, gehören die phonetischen Zeichen für Geschlecht, Zahl, Person und Zeit der Nennwörter und Zeitwörter. Z. B. um das weibliche Geschlecht eines Nennwortes anzugeben, wird ein Halbkreis (⌓), das Zeichen für t, beygegeben. Dasselbe findet sich im Koptischen wieder, T ist der Artikel weiblichen Geschlechts, als: mou, Mutter, tmou, die Mutter, son, Schwester, tson, die Schwester u. s. w. Um ferner in der Bildersprache ein Nennwort adjektivisch brauchen zu können, wird eine Vase, n, und der Halbkreis, t, also nt, hinzugesetzt. Eben so werden im Koptischen Adjektiva aus Substantiven gebildet, wenn man zu den Nennwörtern das Fürwort nt, welcher (qui), setzt. Auf gleiche Art werden der Plural und Dual, die Zeiten und der Genitiv ausgedrückt. Es ist also leicht erklärlich, wie Champollion behaupten kann, daß ein grosser Theil aller Bilderschrift auf alten Denkmälern phonetisch zu entziffern sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

1. Ich liebe dich.

Traurig wandelt' ich im Walde,
Harmvoll auf den grünen Auen,
Pflückt Vergißmeinnicht zum Strauße,
Rief in Thränen diese Worte:
Nicht vergiß mein, du Geliebter,
Nicht vergiß mein, traute Seele!
Freund! vergilt mir meine Liebe,
Nicht vergilt sie mit Geschenken!
Ach, was soll dein Gold mir helfen,
Was sind Perlen, was Geschmeide?
Du vergilt mit süßen Worten,
An dein treues Herz mich drückend,
Sprich: ich lieb' dich, traute Seele!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Wollen wir uns für den Inhalt interessiren, so können wir über die Gewaltthätigkeiten der Macht nur empört werden, und über den rechtlosen Untergang der höher Berechtigten nur bedauernd die Achseln zucken. Indignation und Achselzucken aber sind nicht die Gefühle, die ein ächtes Kunstwerk erwecken soll. Zurückstoßender nun wird die Herrenschaft und Leibeigenschaft in unserem Stücke noch durch die Motive, welche das Feuer des Widerstreits anfachen: die Maßlosigkeit nämlich einer wilden Liebe, und die Niederträchtigkeit einer schändlichen Rachsucht. Der Vater des Fürsten hatte dem Ossip seine Geliebte geraubt, einem Stallknecht verheirathet, und sie dadurch ins Grab gestürzt, alles weil er meynte, sein Mährchenerzähler und Narr Ossip werde als Gatte weniger Narrenstreiche begehen, und die geläufige Zunge verlieren. In der inneren Empörung nun, daß der alte Fürst als Herr über den von Gott selbst Verworfenen Recht zu solchen Gewaltthätigkeiten gehabt habe, kann sich dieß niedrige Gemüth nicht anders befriedigen, als wenn es nun auch das Glück jedes andern Leibeigenen zu zerstören

droht. Zugleich aber im Gefühl, das tiefste Unrecht erlitten zu haben, will es die ganze Herrscherfamilie meuchlings verderben, und richtet deßhalb durch seine Rathschläge sowohl den Fürsten als auch Isidor und Olga zu Grunde. Diese Gestalt beweist am deutlichsten die Erbärmlichkeit des dargestellten Zustandes, weil sie eben aus dem Widerspruch handelt, den er enthält, nämlich die Sklaverey für eben so gültig, als das gegen sie revoltirende Selbstgefühl anzuerkennen. Widerwärtig aber wird der Knecht, weil das Unrecht, das ihm geschehen ist, außer dem Stück liegt, und durch Personen begangen ist, die schon im Grabe modern, so daß seine Rache die trifft, welche nichts verschuldet haben, während er zum Eckel oft von seiner Liebe schwazt, zu welcher wir solch feiles Sklavengemüth auf keine Weise fähig halten können. Und gerade dieser Malefikant erreicht seinen Zweck, indem er gleichsam das Prinzip beyder Zustände in sich vereinigen, und aus diesem Prinzip das Ganze bewegen soll. Aber eben dieses Prinzip ist falsch und niedrig. Auch der Fürst spielt eine schlechte Rolle; denn seiner sklavischen blinden Leidenschaft, in so fern er selber nichts als nur diese eine Leidenschaft in sich fühlt, fehlt es an Tiefe und innerlicher Kraft, und sie bringt daher eine desto unangenehmere Wirkung hervor, je weniger Olga sein Gefühl erwiedert. Olga aber gehört zu den schon früher von Herrn Raupach aufgestellten weiblichen Charakteren, welche, jener maßlosen, orientalischen Wildheit männlicher Barbarey gegenüber, nicht etwa die Kraft in sich fühlen ihre eigenen Wünsche durchzusetzen, sondern nur dahin kommen, sich wettlos hinzuopfern, alle Wünsche in sich zu ersticken, und, indem sie auf Erden sehnsüchtig nur an den Himmel denken, durch diese in sich verschwebende, blasse, stille, nervenschwache Frömmigkeit zu rühren versuchen. Den Ton, den Blick, die Miene dieser Frömmigkeit und Prüderie, welche den Geliebten nur immer „Freund" nennt, wußte Dem. Müller auf's Meisterhafteste zu treffen. Dieser Freund, Isidor, in Italien Maler, in Rußland plözlich Leibeigener, Bedienter, Gefangener und Freygelassener, hat von Herrn Raupach gerade so viel Bildung erhalten, um die Knechtschaft für unerträglich, und sich des Höchsten und Besten würdig zu halten, und gerade so wenig, um im Mangel innerer Ruhe und Selbstgewißheit dahin gebracht zu werden, wohin die Gewaltthätigkeit ihn führen will, nämlich zur unmächtigen Wuth und unverständigen Selbstvergessenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 23. Juli.

(Beschluß.)

Die großen Bauten in Paris sind in Stocken gerathen, und die nach einem großen Plane angelegten neuen Stadtreviere sehen erbärmlich aus; denn hie und da steht ein neues Haus, das vergebens seine Nachbarn erwartet. Die Häuser bleiben einsam stehen, wie mitten in einer Wüste, als traurige Denkmäler einer Zeit, da man Großes im Sinne führte, und keinen Zweifel in das Gelingen ungeheurer Bauoperationen sezte. Die Bauunternehmer sind zum Theil bankerott geworden, zum Theil haben sie, um doch etwas zu retten, das Angefangene schnell verkaufen müssen. Nur der Herzog v. Orleans baut kühn, und verschönert das Palais royal, das eigentlich nie fertig geworden war, und sich jezt allmählich seiner Vollendung naht. Eine Seite des ungeheuren Vierecks war nämlich nicht gebaut worden, und man hatte statt des vierten Bogenganges zwey bedeckte Gänge mit hölzernen Buden angelegt, worin besonders Modehändlerinnen und Buchhändler ihre Waaren zur Schau stellten. Dieser hölzerne Theil des Palais royal war häßlich anzusehen, aber nicht so häßlich war das Einkommen desselben, denn es beläuft sich auf 100,000 Franken, einige behaupten auf 200,000. Dieß war eine der besten Revenüen von der Welt, denn die Unterhaltung der hölzernen Buden kostete fast gar nichts, und der Gewinn war rein und baar. Daher kam es denn auch, daß man die Buden immer stehen ließ, obschon Jedermann eingestand, daß sie das Palais royal verunstalteten, so wie man alte Mißbräuche beybehält, wenn sie diesem oder jenem Stande ein Tüchtiges einbringen. Jezt aber sollen die Baracken doch endlich fortgeschafft, und statt derselben ein Säulengang errichtet werden, unter welchem Buden in größerem Style angebracht werden sollen, die der Herzog wahrscheinlich sehr theuer vermiethen wird; und über dem Säulengange wird eine Terrasse angebracht, auf welcher er einher spazieren kann. Kein orientalischer Fürst besizt einen Bazar wie der Herzog von Orleans einen an seinem Palais royal besizt. Dieß Palais royal, in welchem sich Hunderte von Menschen auf die mannigfaltigste Weise ernähren oder zu Grunde richten, bringt dem Besitzer mehr ein als ein Fürstenthum. Die neue Gallerie, deren Bau nun beginnt, wird zwar mit den drey übrigen nicht übereinstimmen; allein sie wird sich doch wenigstens hundert Mal besser ausnehmen als die hölzerne Budenreihe, die einem russischen Kaufhofe nicht unähnlich sah. Vor der Hand vertreiben aber die neuen Bauten eine Menge Kaufleute aus dem Palais royal; sie flüchten sich zum Theile in die neuen Passagen, die man in der Umgegend des Palais royal mit vieler Pracht angelegt hat, die aber auch theilweise, wegen des Stockens des Handels, leer bleiben; denn wo sollen Kaufleute, die keinen Absaz für ihre Waaren finden, das Geld hernehmen, um die Miethe so kostbar eingerichteter Buden zu bezahlen? Indessen bereitet man doch jezt dem Publikum wieder das Schauspiel einer öffentlichen Ausstellung der Produkte des französischen Gewerbfleißes vor. Wenn es auch in einigen Zweigen stockt, so schreitet der Gewerbfleiß doch nichts destoweniger vorwärts, und sicher wird sich bey dem Glanze der ausgestellten Waaren keine Spur von dem leidenden Zustande des Handels und der Gewerbe kundgeben. Einige merkwürdige Resultate sollen sich jedoch, wie man behauptet, bey dieser Ausstellung ergeben; so z. B. hat ein Fabrikant Proben von dem feinsten Zucker, den er aus Runkelrüben verfertigt, eingeschickt. Er versicherte, er habe einige tausend Pfund fabrizirt, und er könne das Pfund zu achtzehn oder neunzehn Sous liefern. Man sezt noch Zweifel in seine Versicherung, und man hat die Belege dazu von ihm gefordert, falls er auf eine der Belohnungen bey der Ausstellung Anspruch macht. Bestätigen die Belege seine Aussage, so würde dieß eine große Aufmunterung für den Landbau werden; des Korns wird so viel hervorgebracht, daß man nicht weiß, wo man damit hinaus soll; der Merinoschaafe sind auch so viele angeschafft und verbreitet worden, daß schon die feine Wolle beynahe weniger gesucht wird als die gemeine. Könnte man es nun dahin bringen, guten Runkelrübenzucker eben so wohlfeil zu liefern als guten westindischen, so würde der Landmann am besten thun, sich auf den Runkelrübenbau zu legen; bey Kriegen mit Seemächten würde offenbar ein großer Vortheil aus diesem Baue entspringen. Vielleicht gelangt also dieser Erwerbszweig in Kurzem zu einer großen Vervollkommnung, und bringt es so weit, daß eines der wichtigsten ausländischen Produkte nicht mehr unentbehrlich seyn wird. Dieß wäre eine der auffallendsten Erscheinungen im Landbau, die unser Jahrhundert erlebt hätte.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. August 1827.

Mit jeder neuen Aufklärung alter Sprachen und Charaktere binden sich die Völker; Länder und Zeiten rücken zusammen, so daß man fast sagen kann: „das Alterthum kommt zu uns!"

Herder.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Was die Namen ägyptischer Gottheiten betrifft, welche Champollion zu entziffern unternommen hat, so sind die Resultate seiner Untersuchung folgende.

Den Bildnissen der ägyptischen Gottheiten sind stets Legenden, Erklärungen in Bilderschrift, beygegeben. Sie fangen an mit drey oder vier Charakteren des Inhalts: „dieß ist die Gestalt," oder: „der Zustand," oder: „das Bild," worauf der gebrochene Strich, e, das Zeichen für den Genitiv, folgt, und diesem der Name der Gottheit selbst, phonetisch geschrieben, wie die Namen der Könige, Priester u. s. w.; nur daß, statt wie bey den leztern die Gestalt eines Menschen, bey ihnen in symbolischen Zeichen, Gott, Gottheit, am Ende der Zeichen gefunden wird.

Ein neuer Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit der phonetischen Hieroglyphen ist, daß eben dieselben Namen, welche uns Griechen und Römer von Gottheiten, die sie beschrieben, angeben, auch neuerdings wieder gelesen worden sind. Name und Gestalt stimmen genau mit den Nachrichten der Alten überein. Griechische Schriftsteller berichten uns, daß der Sonnengott mit einem Sperberkopf, von einer Scheibe eingefaßt, abgebildet wurde, und nennen ihn Ré, Ra, Ri und Phré. Champollion liest über derselben Gestalt in phonetischen Zeichen Ré. Eben so stimmen die Gestalten, über denen die Namen Amn (Ammon) Amon-Ra (Knouphis), Phtha, Petbè, Satis stehen, genau mit der Beschreibung der Griechen zusammen. Auch die Namen der mehr bekannten Gottheiten, als Anb (Anubis), Ousré (Osiris), Aroeri (Arueris), Horus, Apis, Anucis, Besa, Sochacis und Thermouthis hat Champollion entziffert.

Eine andere Untersuchung, nicht weniger interessant, betrifft das Alter der phonetischen Hieroglyphen. Die Namen der Könige und ihrer Titel auf den ältesten Denkmälern Aegyptens haben es bewiesen, daß lange vor der Eroberung Aegyptens durch die Perser Bilder zur Bezeichnung von denjenigen Lauten gebraucht wurden, mit denen ihre Namen in der Landessprache anfangen; und nicht allein daß sie gebraucht wurden, sondern, daß es gerade dieselben an Gestalt und Werth sind, welche nachmals die Namen der griechischen und römischen Kaiser phonetisch bezeichneten.

Zu die Einzelheiten dieses Beweises einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht. Wir begnügen uns daher schließlich eine synoptische Uebersicht von den Resultaten zu geben, welche Champollion aus seinen Untersuchungen gezogen hat, und gehen sodann zu dem über, was neuerdings Klaproth über ärologische Hieroglyphen geliefert hat.

Die Schrift der Aegypter zerfällt, gerade wie bey Clemens Alexandrinus angegeben war, nach den bisherigen Entdeckungen in drey Gattungen: 1. die hieroglyphische; 2. die hieratische oder geistliche; und 3. die demotische oder gemeine, auch enchorische oder epistolographische genannt.

Die hieroglyphische Gattung der Schrift, oder die Bilderschrift, hat drey Unterarten: 1. die figurativen

Charaktere, welche die Gegenstände direkt oder so darstellen, wie sie sind; 2. die symbolischen, tropischen, oder ideographischen, welche indirekt durch das Bild eines physischen Gegenstandes eine Idee bezeichnen; 3. die phonetischen, welche, wie oben erklärt worden ist, weder Gegenstände, noch Ideen, sondern Laute vorstellen.

Die figurativen und symbolischen Charaktere, sagt Champollion, sind weit seltener als die phonetischen. Sie drücken nichts aus als Laute, welche in der Landessprache Aegyptens gefunden werden.

Die phonetischen Charaktere bilden Worte, eben so wie die Buchstaben anderer Alphabete, aber die Ordnung, deren sie fähig sind, ist verschieden. Horizontal geschrieben, werden sie von der Linken zur Rechten gelesen oder umgekehrt, je nachdem die Hauptfigur, auf welche sie sich beziehen, die Vorderseite zur Linken oder Rechten wendet; perpendikulär werden sie, von der Vorderseite der Figuren aus, immer rückwärts gelesen, und zwar von oben nach unten. Man vergleiche Nro. 2. Vokale in der Mitte der Worte werden oft ausgelassen, wie in den meisten andern Schriftsprachen des Orients. Jeder Laut kann durch mehr als ein Bild bezeichnet werden, z. B. A durch einen Sperber, eine Gans, eine Feder u. s. w.; aber die Wahl dieser Zeichen ist nicht willkürlich; vielmehr scheint es, daß der Gebrauch des einen oder andern Bildes für denselben Laut Bezug auf die Bedeutung des Wortes hat, zu dessen Repräsentation es beyträgt. Daher kommt es auch, daß häufig Abkürzungen phonetischer Zeichengruppen gefunden werden.

In einem und demselben Texte finden sich häufig gewisse Ideen, bald figurativ, bald symbolisch, bald phonetisch ausgedrückt. Andere dagegen können nur durch eine Vereinigung figurativer und ideographischer Zeichen, andere wieder durch Gruppen phonetischer und figurativer, oder phonetischer und ideographischer Charaktere repräsentirt werden.

Die hieratische oder geistliche Schrift ist geradezu eine Tochter der Hieroglyphen. Sie ist die Cursivschrift der Bilderschrift, abgekürzt und nicht selten unkenntlich, enthält aber nichtsdestoweniger figurative, symbolische und phonetische Charaktere. Nur daß die symbolischen und figurativen Zeichen bey weitem seltener sind als in der eigentlichen Bilderschrift. — Manuscripte in dieser Schrift geschrieben, sie mögen nun der pharaonischen, griechischen oder römischen Periode angehören, scheinen nichts als Abschriften hieroglyphischer Denkmäler zu seyn, die sich auf Religion beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Während die beyden Wanderer dieses Gespräch führten, hatte der Sturm die düstern Wolken vom Himmel verjagt, und sie konnten nun in den seitwärts laufenden Thälern die noch im Abendsonnenstrahle erglänzenden Scheitel der ewigen Eisberge, welche das Bregaglia-Thal umgränzen, erblicken. Ambrosio sah nur mürrisch und flüchtig nach dem hellen Scheine hin, der überraschend sein Auge traf. Leo's Blicke verweilten längere Zeit auf dem reizenden Schauspiele und ergötzten sich an dem lieblichen Rosenrothe, das die niederschauenden Gipfel umschwebte. Nachdem er sich diesem Genusse eine kürzere Zeit schweigend überlassen, sprach er zu seinem Gefährten:

„Ich will nicht mit Euch streiten, Ambrosio, denn ich weiß, meine Ansichten würden doch keinen Eingang bey Euch finden, da Ihr im Voraus dagegen eingenommen seyd. Weh mir!“ fuhr er mit schmerzlichem Ausdrucke fort, „daß jezt auch so Vieles gegen mich und die mit mir gleich Denkenden spricht, daß Einzelner Zügellosigkeit uns das Recht schmälert, die gute Sache mit Nachdruck zu vertheidigen!“

„Weßhalb ruft Ihr Wehe?“ forschte Crusca, und sein lauerndes Auge flog seitwärts nach dem Begleiter hin. „Ihr kommt aus dem Halbstein oder aus dem Farrera-Thale. Als ich auf dem Gipfel des Maloja stand und hinab sah in die Thäler des Graubündnerlandes, da stiegen in jenen Gegenden seltsame Rauchsäulen von ungeheuerm Umfange auf. Was ist das? Was bedeuten diese unheildrohenden Zeichen, fragte ich die Sennhirten, die dort ihre Heerden hüteten und gleich mir mit Bestürzung in das Land hinabschauten. Niemand aber wußte mir Auskunft zu geben, und mit den ungelösten, beängstigenden Zweifeln in der Brust mußte ich weiter ziehen. Ihr müßt wissen, was jene Rauchwolken zu bedeuten hatten. Wurden etwa Freudenfeuer angezündet von Euern Glaubensgenossen über den Bürgerkrieg, zu dem die Brandfackel im Reiche Böheim ausgeschleudert worden ist? Sind die Häuser der Rechtgläubigen aufgelodert als ein wohlgefälliges Opfer eures Hasses und eurer Rachsucht?“

„Höhnet nicht, Crusca!“ erwiederte traurig Leo Tanni. „Die Verirrungen der Menschen sind oft zu entsetzlich, als daß sie Gegenstand eines Spottes seyn sollten, dem eine Verachtung alles Guten zum Grunde liegen muß. Die Hand des Herrn liegt schwer auf unserm Lande. Seit Jahren wüthet in den Städten die schreckliche Seuche des schwarzen Todes und rafft viele Tausende hin. Jezt ist sie hinaufgestiegen zu den Füßen der Bergriesen und bezeichnet ihre Beute in den Hütten der Armuth, und

zerreißt grausam in dem Bande des Lebens auch die Bande der Liebe, die hier fester sind als unter den verdorbenen Städtern. Aber diese furchtbare Himmelswarnung wird nicht erkannt, nicht beachtet. Ich war in **Bergün** hoch am Fuße des **Albula**, wo die Gletscher ihre ungeheuren Arme ausstrecken nach den Menschenwohnungen, als wollten sie diese nach oben in ein reineres Daseyn ziehen. Dort waren viele evangelische Geistliche versammelt, um zu berathen über das Wohl des Landes in dieser verhängnißvollen Zeit. Die Leidenschaft schlich sich in ihren Kreis, der Eifer nährte und steigerte sie. Alles Unheil, das schon eingetroffen oder noch drohte, wurde — wer kann sagen mit welchem Rechte? — den Gegnern unserer Lehre zugeschrieben. Nur in einem raschen, kräftigen Verfahren sey Rettung zu finden, so hieß es bald von Aller Munde. Sie zogen hinab in die Thäler, und wie der Schneeflocken sich zur unglückschwangeren Lawine bildet, so war die Schaar der Wenigen bald zu vielen Hunderten angewachsen. Wer kann die selbstsüchtigen Absichten der Einzelnen ermessen, welche das ursprüngliche Gute verdarben und in das Entsetzliche verkehrten, das ihrem Sinne anstand? Raub und Brand an denen verübt, die bisher in friedlicher Nachbarschaft mit ihnen gelebt hatten, und denen es nun zum Verbrechen angerechnet wurde, daß sie den nämlichen Gott nur mit andern Worten und in andern Formen anbeteten, bezeichneten die Schritte des stets sich vermehrenden Haufens. Ich folgte ihm nach **Tusis**, in der Absicht, Unheil zu verhüten, wo ich es vermöchte, was mir jedoch nur selten gelang. Ach, könnte ich die schauderhaften Ereignisse, die ich dort zu unserer Schande erleben mußte, in ewige Vergessenheit begraben! Aber das Blut der Ermordeten schreit um Rache, und dieser gräßliche Ruf wird forttönen durch alle Zeiten. In **Tusis** begann ein furchtbares Strafgericht. Viele Edlen, der Gemeinschaft mit auswärtigen Feinden des Landes beschuldigt, wurden Lebens und Gutes verlustig erklärt; unter ihnen der entflohene Bischof von **Chur**. Andere wurden auf ewige Zeiten verbannt. Doch das war noch nicht das Schrecklichste, was der Irrwahn der Fanatiker hervorbrachte. Ich sah das Haupt des Landammann **Zambra**, eines vier- und siebenzigjährigen Greises, fallen unter dem Beile des Henkers, und mein Blut erstarrte zu Eis und ich beflügelte meine Schritte, daß sie mich weit hinwegtrugen von der Stätte des Gräuels in unser friedliches Thal, wo der gemeinsame Thätigkeitssinn auch diejenigen vereint, die des Glaubens Verschiedenheit trennen könnte."

Unter dieser Mittheilung hatten die Reisenden den Felsenpaß **a la Porta** betreten, wo dicht neben dem schmalen Fußpfade die tobende **Malra** im tiefen Felsenbette hinrauscht und die Bergwände des **Bregaglia**-Thals so eng zusammen rücken, daß man hier ehemals, in Zeiten der Unruhe, das ganze Thal mit einem eisernen Thore zu verschließen pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cooke in Boston.

Der berühmte englische Schauspieler Cooke, ein Mann von sehr großem Talent, war ein Trunkenbold; er erschien fast niemals nüchtern auf der Bühne, und beging dann manchmal die größten Ungebührlichkeiten gegen seine Mitspieler sowohl als gegen das Publikum. Er war als Gast in Boston; das erste Mal, wo er in Amerika auftreten sollte, hatte er sich die Rolle Richards III. gewählt, und sich für die Gelegenheit so königlich betrunken, daß er sich wohl für den schiefrückigen Monarchen selbst halten mochte; denn statt seine Rolle anzufangen, verlangte er, sobald der erste Sturm des Willkommens sich gelegt hatte, mit höflichem, aber festem Ton, das Orchester solle — God save the king spielen. Anfangs hielten die Bostoner diese Forderung für einen (obgleich etwas unzeitigen) Scherz, und lachten aus vollem Halse; als aber der Schauspieler abermals erklärte: God save the king oder kein Richard! da verwandelte sich ihre Lustigkeit in Wuth; es entstand ein Sturm, wie man noch nie in einem Theater erlebt, wobey aber Cooke so gelassen da stand, als ging ihn die Sache nichts an. Endlich ließ das Getöse aus Ermüdung der Tobenden nach; die Leute sahen ein, daß sie den Mann wohl schlagen und spießen, aber nicht zwingen könnten Richarden zu spielen; und doch hatten sie dafür bezahlt, und ihre Begierde, den berühmten Schauspieler in seiner besten Rolle zu sehen, blieb immer dieselbe; kurz, die stolzen Republikaner mußten sich entschließen, sich das Nationallied ihrer Erbfeinde, ihrer ehemaligen Unterdrücker, vorspielen zu lassen, und zwar **stehend**, denn auch darauf hatte der **Tyrann** bestanden, während er, mit dem Fuße den Takt schlagend, von Zeit zu Zeit eine Prise Tabak nahm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der **Schweiz**, Juli.

Die Gewerbschulen, welche seit einem Jahr ungefähr gleichzeitig in **Zürich**, **Bern** und **Aarau** für den Unterricht und die Bildung der Klasse der Gewerbsleute, Künstler und Handwerker errichtet wurde, wie sie in **Genf** schon früher bestanden, und kürzlich nun auch von der, zur Revision des Schulwesens im Kanton **Waadt** bestellten Kommission vorgeschlagen worden sind, können als eine um so erfreulichere Erscheinung im öffentlichen Leben der Schweiz angesehen werden, als sie überall Stiftungen der Privaten oder der Pri-

vatvereine sind, die, aus dem richtig erkannten Bedürfnisse hervorgehend, mit Einsicht und Eifer betrieben werden, und sich eben darum auch nun schon in ihrer ersten Entwicklung nutzbar und wohlthätig bewähren. Eine Rede, womit der Professor der Chemie in Bern, Hr. Brunner, den ersten Lehrkurs der dortigen Gewerbschule beschlossen hat, enthält eben so lichtvolle als verständige Betrachtungen über die Verhältnisse dieser neuen Anstalten und über die Leistungen, die man sich von ihnen versprechen darf. Nicht immer waren Wissenschaft und Gewerbe so enge mit einander verbunden wie in unserer Zeit. Der Gelehrte verschloß sich in seine Kammer, verwendete seine Zeit und seine Kräfte auf Dinge, die meistens im Reiche der Spekulation blieben, und dem gemeinen Leben nur selten Früchte brachten. Er glaubte sich erhaben über den gemeinen Arbeiter, schämte sich denselben bey seinen Untersuchungen um Rath und Erfahrung zu fragen, und hatte oft kaum den Gedanken, daß er etwas von ihm lernen könnte. Dem ausübenden Handwerker fiel es eben so wenig ein, sich dem Gelehrten zu nähern, ihm Erklärungen über die ihn täglich umgebenden Erscheinungen abzufordern, und von ihm Vorschläge zu Verbesserungen für seine Werkstätte zu begehren. Er ging von dem Grundsatze aus, daß die Untersuchungen, welche jenen beschäftigen, lauter Dinge zum Gegenstand hätten, die zwar die Neugierde reizen und befriedigen, nicht aber auf irgend eine Art der menschlichen Gesellschaft Nutzen bringen könnten. Auf diese Art blieben Gelehrte und Handwerker einander fremd. Kamen sie zuweilen in irgend eine Berührung, so war dieses eine ungeschickte. Der Gelehrte forderte vom Handwerker Dinge, deren Ausführung unmöglich war; dieser wollte sich von jenem über grundlose Vorurtheile nicht belehren lassen, verwendete oft sogar seine Zeit und seine Kräfte auf Sachen, deren Unausführbarkeit die Wissenschaft hinlänglich darthun konnte, oder auch wohl längst dargethan hatte. Nicht selten verlangt der wissenschaftlich ungebildete Praktiker von der Natur Wirkungen, die sie nicht leisten kann, und wendet, um dieselben zu erzwingen, die wunderlichsten Mittel an. dem Gelehrten, der seine Vorurtheile aus Gründen der Theorie bestreitet, nicht Gehör gebend, weil er die Theorie gewissermaßen als die erklärte Feindin der Praxis ansieht. So errichtet er z. B. Stangen, um von seinen Feldern den Hagel abzuwenden, und auf alle Zweifel, welche ihm die Wissenschaft entgegenstellt, antwortet er: „Es geschieht so viel Sonderbares und „Unerklärtes in der Natur; warum sollte es nicht auch mög„lich seyn, daß diese Stangen den Hagel abwenden?“ Das Schlimmste dabey ist, daß in solchen Fällen von dem Unkundigen die Wissenschaft angeklagt wird, als hätte sie ihn irre geleitet. Doch diese feindselige Trennung von Theorie und Praxis hat sich in unserer Zeit größtentheils verloren.

Dem Handwerkerstand sind die Folgen jener geistigen Aufregung, die seit einem halben Jahrhundert eine gänzliche Umwälzung der civilisirten Welt herbeygeführt haben, höchst empfindlich und für seine früheren Verhältnisse zerstörend geworden. Die im Mittelalter entstandenen Zünfte, in denen damals die vorzüglichste Stütze der aufblühenden Städte bestand, welche durch ihr reges Leben die sie umgebende Barbarey des Ritterwesens siegreich bekämpften, fielen, da sie für unsere Zeit zu enge Schranken darboten. Freyheit der Gewerbe wurde auf einmal in den meisten Ländern das allgemeine Losungswort, und mit derselben war auch die Welt des Gewerbtreibenden umgeschaffen. Eine ungeheure Konkurrenz stellte sich ein. Jeder sah sich gezwungen, mit allen seinen Gewerbgenossen ganzer Länder in eine Art von Wettkampf zu treten, den er früher nur mit einer kleinen Anzahl zu bestehen hatte. Er mußte alle seine Kräfte anstrengen, er mußte Außerordentliches leisten, nur um bestehen zu können. Nicht nur Fleiß, sondern mehr als früher trat nun auch das Talent in die Schranken. Nur wer beydes in einem gewissen Grade verband, rettete sich aus dem allgemeinen Sturme, die andern mußten untergehen. Auf diese Art kam es denn, daß es heutzutage bey weitem leichter ist, in so vielen andern, ehemals für schwieriger gehaltenen, bürgerlichen Ständen, wo den einmal auf der untersten Stufe Stehenden schon die Jahre oft gänzlich ohne sein Zuthun höher bringen, seinen Weg zu machen, als in dem Stande des Handwerkers, wo der Einzelne gänzlich auf seine eigenen Kräfte beschränkt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende Juli.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach Isidor und Olga versuchte Dem. Müller das größere Publikum als Jungfrau von Orleans zu entzücken, und hatte die Genugthuung, den Versuch auf glänzende Weise gelingen zu sehen. Es geht den Schauspielerinnen mit dieser Rolle wie den Malern mit den Madonnen; die meisten Zuschauer bilden sich selber eine Madonna und Jeanne d'Arc, und sind nun mit der des Malers und der Schauspielerin selten zufrieden. Bey der Rolle der Jungfrau gibt es glücklicherweise einen festen Maßstab, nämlich das Schillersche Drama selber, dessen Gestalten so fest gezeichnet sind, daß schon ein verkehrtes Gemüth dazu gehört sie zu verkennen. Wenn es uns vergönnt wird anscheinend weit auszuholen, wollen wir die Hauptzüge der Schillerschen Johanna, in Vergleich mit den vorangehenden Schillerschen Dramen, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, hinzeichnen. Jedem wird auffallen, daß die Helden der ersten Tragödien unsres Dichters die wirklich vorhandene Welt der politischen, bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse gering schätzen, für das Schlechte und zu Vernichtende halten, und aus der Empfindung, der Ueberzeugung ihres, von all diesen Verhältnissen leeren Gemüthes heraus die weltverbessernden Gründer einer neuen, vortrefflicheren Wirklichkeit werden zu müssen glauben. Aber das Ende von Carl Moors, von Ferdinands und Fieskos Thaten beweist, daß gerade nur sie den sittlich, bürgerlich und politisch schlechten Zustand hervorbringen, und die wahrhaften Mächte des Lebens verletzen, welche sich auf Erden, ohne zuerst auf jene Weltverbesserung zu warten, ihre wesentliche Wirklichkeit erringen. In einem zweyten Kreise, wohin wir Don Karlos, Wallenstein und Maria Stuart rechnen, thut sich sodann der Kampf protestantischer und katholischer Gesinnung auf, aber weniger als religiöser Streit, sondern als Staats- und Familiengesinnung und Gemüthszustand überhaupt, wie er sich nach jenen großen Religionsunterschieden gestaltet. Dem festen, unantastbaren spanischen Reiche gegenüber, ist die Weltverbesserung Carls nur als die schwärmerische Bitte um Gedankenfreyheit dargestellt, die aber anderseits sich schon mit dem inhaltsvollen Zweck der Befreyung der Niederlande erfüllt, doch in ihrem Schweben und Schwanken an dem harten Felsen der bestehenden Wirklichkeit scheitert; auch die verständige Mannesthat Wallensteins kann sich nicht vollführen, und wenn zwar anscheinend Elisabeth über Maria triumphirt, so steht sie in der That dennoch in furchtbarer Einsamkeit mit ihrem egoistischen, herrschsüchtigen Gemüthe da, während Maria, durch den Sieg über ihr schuldvolles Herz und allen Glanz irdischer Hoheit mit ihrem Gott versöhnt, in seliger Ruhe das Schaffot besteigt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. August 1827.

Wann hat und wo die fromme Raserey
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier?

Lessing.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Nur einzelne Strahlen des eben aufgehenden Mondes drängten sich durch die schmale Oeffnung, welche die über den Häuptern der Wanderer sich einander entgegen neigenden Felsenwände freyließen, in die Schlucht hinab und zitterten auf den bewegten Wellen. Die Männer selbst waren von Dunkelheit umgeben und konnten nur mit der größten Aufmerksamkeit und hintereinander herschreitend die sichern Stellen des Pfades treffen, von denen sie nicht fürchten durften hinab in die Tiefe zu stürzen. Erlaubte irgend eine Wendung der Schlucht auf Momente einen freyin Blick, so sah man auf der Anhöhe seitwärts die dunkeln Umrisse einer Burgruine, in der einst, als noch ihre Mauern und Thürme unzerstört standen, die Wächter des Engpasses ihre Wohnung hatten. Alle feindseligen Leidenschaften waren durch Tanni's Bericht in dem Innern seines Begleiters erregt worden. Er sah in seinem eigenen Vaterlande, in seiner Nähe seinen Glauben beleidigt, seine Freunde beschimpft, vertrieben und beraubt. Als aber Leo der schmählichen Hinrichtung des unglücklichen Zambra gedachte, da bemächtigte sich seiner ein augenblickliches Entsetzen, das jede andere Empfindung überwog. Unglaublich schien ihm, was er gehört hatte. Er legte die Hand auf die Schulter des vor ihm Hinschreitenden, und indem er diesen auf solche Weise veranlaßte stillzustehen, hielt auch er seine Schritte zurück und sprach mit bebender Stimme: „Was sagtet Ihr? Zambra todt! Der ehrwürdige Greis hingerichtet, gemordet? O nein, Ihr sagtet das nicht. Ich verhörte mich nur, es ist unmöglich!“

„Ihr habt recht gehört und das Gräßliche ist geschehen,“ versezte Leo; ich habe sein Blut fließen sehen und habe gesehen, wie das Haupt mit den Silberlocken vom Rumpfe getrennt auf dem blutbesprizten Boden hinrollte.“

„Zambra, mein Oheim!“ stieß Ambrosio mit einem Schrey der Verzweiflung aus. Er klammerte sich fester an seinen Begleiter und in einer ungeheuern Anstrengung seines ganzen Wesens, die an Wahnsinn zu gränzen schien und den überraschten Leo mit Schreck erfüllte, rief er die furchtbarsten Verwünschungen gegen die Abtrünnigen aus, den Zorn und die Rache des Himmels auf ihre Häupter herab. „Blut kann nur durch Blut versöhnt werden!“ schrie er heftiger und seine Hand griff mit starkem Drucke Tanni's Nacken. „Nicht einzelne Bösewichter aus Eurer Mitte sind es, die nach Raub und Blut dürstend den Unschuldigen verfolgen; es ist der teuflische Geist, der Eurer Lehre innewohnt, und der nur dann aufhören wird Verderben auszusäen, wenn ihr Alle vertilgt seyd von der Erde. Hinab mit den Ketzern zur Hölle, aus der sie stammen, hinab mit Allen, und mit dir mache ich den Anfang!“

Bey diesen Worten versuchte der Wüthende, indem er alle seine Kräfte aufbot, den Mann, dessen eigenes Herz voll Betrübniß und Schmerz über jene schrecklichen Ereig-

nisse war, in den Abgrund zu schleudern, aus dessen Tiefe das dumpfe Geheül der Maira schaurig heraufdrang. Obgleich Leo durch Ambrosio's ungemäßigte Heftigkeit auf einen Ausbruch seiner Wuth vorbereitet und gefaßt war, so vermochte er doch nicht, der Gewalt dieses Angriffs zu widerstehen oder ihn ganz von sich abzuwenden. Er glitt in der That die moosbewachsene Felsenwand hinab, einer Stelle zu, wo das Gestein sich senkrecht in den Strom neigte. Erreichte er diese, so war er verloren; dort fand sich kein Haltpunkt mehr, der Boden wurde immer abschüssiger in der Nähe des gefährlichen Ortes, bis er den Rand der Kluft berührte, deren Mauer, ehe die Wogen der Maira sie benetzten, tausend hervorstehende Klippen bot, an denen sein Gebein zerschellen mußte. Aber indem Ambrosio ihn von sich gestoßen, hatte er Besonnenheit genug gehabt, nach einem Gegenstande zu greifen, an den er sich zu halten hoffte. Es war des Gegners Arm selbst, den er faßte, und Crusca, mit der Gewalt eines Verzweifelten ergriffen, mußte wider seinen Willen den Weg zum unvermeidlich scheinenden Tode mit dem, den er seiner Rachsucht opfern wollte, betreten. „Gott sey uns Beyden gnädig!" schrie Leo Tanni, als er den abschüssigen Grund hinab taumelte und mit mächtigem Arme Ambrosio, der widerstandlos und ohne Fassung nun in seinen eigenen tückischen Mordversuch verwickelt war, mit fortriß. Sie näherten sich der furchtbaren Kluft. Immer vernehmlicher wurde das Tosen der Maira, deren abwärts stürzende Wellen sich an unzählichen Klippen brachen. Wie dämonisches Hohngelächter klang es in Crusca's Ohren.

„Rette mich, Tanni!" rief er mit schrecklichem Tone, indem er, von aller Geistesgegenwart verlassen, schneller hinabschwankte als sein Unglücksgefährte, der mit Hand und Fuß sich an Steine und Strauchwerk anklammerte, ohne jedoch den Ergriffenen loszulassen. Ambrosio war so unfähig, sich selbst auf irgend eine Weise helfen zu können, daß er nur in der zweifelhaften Hoffnung, es werde Leo gelingen sich zu erhalten, und dieser werde dann auch ihn großmüthig der gräßlichen Todesgefahr entreißen, eine Aussicht auf Rettung seines Lebens erkannte. Er sah ein, daß es demjenigen, den er morden wollte, weit eher möglich wäre, seine Selbsterhaltung zu bewerkstelligen, wenn er ihn, der sein Gewicht vermehrte und ihn gewaltiger zum Abgrunde hinabriß, seinem eigenen Schicksale überließ. Aber dieser Gedanke kam nicht in Tanni's Seele. „Zusammen untergehen oder zusammen leben!" So stand es klar und fest vor seinem Geiste. Er hatte unwillkürlich Ambrosio ergriffen, kaum sah er ihn an seiner Seite dem Abgrunde zutaumeln, so war er auch fest entschlossen, seine eigene Rettung nicht mit dem Verderben des Gegners zu erkaufen.

Die Dunkelheit, in der sie während dieses schrecklichen Auftrittes eingehüllt waren, erhellte sich plötzlich. Der Mond trat hinter den überhangenden Felsen hervor und ließ Tanni's scharfes Auge, das bisher vergebens gestrebt hatte, den dichten schwarzen Schleyer, der den Boden verbarg, zu durchdringen, in seiner Nähe die Wurzeln eines halbverwitterten Baumstumpfes erkennen. Mit einem gewaltsamen Schwunge nach der Seite glückte es ihm, sich mit der freyen Rechten an diesen zu klammern. Dann riß er den zitternden Crusca an sich, und dieser umschlang nun fast instinktmäßig mit beyden Armen den verwitterten Baumstrunk, ohne jedoch bey der fürchterlichen Angst, die seine Brust zugeschnürt hielt, einen Laut vorbringen zu können.

Sie waren für den Augenblick geborgen, aber nicht gänzlich gerettet. Ganz in ihrer Nähe stieg die Felsenwand senkrecht in den furchtbaren Mairaschlund hinab; noch wenige Schritte weiter, und ein qualvoller, entsetzlicher Tod war unvermeidlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Die demotische (gemeine), epistolographische oder enchorische Schrift endlich unterscheidet sich von der Bilderschrift eben so wie von der geistlichen; indessen scheint sie doch gänzlich aus letzterer entstanden zu seyn. Auch sie hat figurative, symbolische und phonetische Zeichen; aber die figurativen und symbolischen werden in ihr noch seltener als in der geistlichen; Vokale in der Mitte eines Wortes bleiben oft aus; endlich die Zahl der demotischen Charaktere ist zwar kleiner als die der hieroglyphischen oder hieratischen, aber auch diese Schrift hat für jeden Laut, Vokal oder Konsonant, mehr als ein Zeichen von durchaus gleicher Bedeutung.

Es ist wahrscheinlich, daß alle drey Schriftarten zugleich eine lange Reihe von Jahrhunderten in Gebrauch waren.

Von allen diesen Arten und Unterarten ägyptischer Schrift ist noch keine vollkommen entziffert, außer die phonetische. Aber wir können mit Recht hoffen, daß täglich neue Entdeckungen gemacht werden, um das Wenige, was gethan worden ist, in Vergleich mit dem, was noch zu thun ist, bis zur Vollendung auszubilden. Noch ist kein zusammenhängender Text mit Gewißheit gelesen worden, und ein großes Hinderniß aller weiteren Fortschritte ist die Zusammengesetztheit, das künstliche Ineinandergreifen der verschiedenen Theile der Bilderschrift, namentlich aber auch die schwierige Erklärung ihrer Elemente, der ideographischen oder symbolischen Charaktere.

Diese sind es, welche uns auf das Schriftchen Klaproths über aerologische Hieroglyphen leiten *).

Aerologische Zeichenbilder sind, wie er sagt, solche, deren Namen mit dem Anfangsbuchstaben desjenigen Gegenstandes anfangen, welchen sie indirekt bezeichnen sollen; eine Katze soll also Kälte, ein Fisch Freude, eine Maus Muth u. s. w. bezeichnen, weil Katze, wie Kälte, mit K, Fisch, wie Freude, mit F u. s. w. anfängt.

Mit diesem Schlüssel in der Hand unternimmt es Klaproth, diejenigen symbolischen Hieroglyphen, von denen wir schon Erklärungen besitzen, nicht symbolisch, sondern, wie er es nennt, ärologisch zu erklären, und zwar folgendergestalt. Ist eine Erklärung von einer ideographischen Hieroglyphe bey einem alten Schriftsteller gegeben, so sucht er zuerst den Namen des Bildes, wie er sich im Koptischen findet, darauf den des von dem Bilde indirekt bezeichneten Gegenstandes, wie ihn die Nachricht gibt, und zeigt, daß beyde, der Name des Bildes sowohl als der Name des Gegenstandes, den es bezeichnet, mit demselben Buchstaben anfangen, und daraus schließt er, daß deßwegen der eine von dem andern bezeichnet werde. Einige Beyspiele werden dieß Verfahren unsern Lesern deutlicher machen.

Der Ibis, sagt Horapollon, ist das Zeichen für Herz. Nun, interpretirt Klaproth, heißt aber im Koptischen Ibis hip, das Herz het; beyde Worte fangen mit h an, und deßwegen bezeichnet der Ibis das Herz. Die Unverschämtheit wurde, nach Horapollon, durch eine Fliege angedeutet: im Koptischen heißt aph Fliege, anoni Unmäßigkeit, Unverschämtheit. Zwey Hände, von denen die eine einen Bogen, die andere einen Schild hält, bedeuten Schlacht, Krieg: im Koptischen heißt tot Hand, ti Schlacht. Rauch, der sich erhebt, sagt Horapollon, bedeutet das Feuer: Rauch heißt khremts, khrom das Feuer u. s. w.

Es ist wahr, sehr viele der tropischen Zeichen, deren symbolische Erklärung uns aufbehalten worden ist, sind auf diese Weise, man kann nicht sowohl sagen erklärt, als vielmehr in einen völlig geistlosen Rapport gesezt worden. Und das wäre möglich? Männer, mit eben dem Verstande begabt wie wir, sollten wirklich viele Jahrhunderte lang, wie Kinder, unverständig gespielt haben? Welche Meynung könnten wir dann wohl von jener ägyptischen Weisheit haben, welche Griechen und Römer so hoch stellen, freylich Klaproth, gestützt auf seine Entdeckung, rund heraus abläugnet und lächerlich macht.

Das Faktum ist unläugbar. Die Namen sehr vieler symbolischer Bilder führen dieselben Anfangsbuchstaben mit den Namen der Gegenstände, welche von ihnen indirekt bezeichnet werden. Wenn aber Klaproth daraus schließen will, daß der Anfangsbuchstabe eines Wortes allein hingereicht habe, ein anderes Wort, mit demselben Buchstaben anfangend, zu bezeichnen, so ist das, wenn wir den gelindesten Ausdruck brauchen, eine eben so übereilte, in der Freude der Entdeckung gemachte als zugleich unlogische Folgerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Lettre sur la decouverte des hieroglyphes aerologiques. Par M. Klaproth. Paris, 1827. 8.

Russische Volkslieder.

2. Des Handelsgastes Sohn.

Kam kein Schlummer auf mich junges Mägdlein,
Wußte nichts zu denken, nichts zu rathen,
Ließ den Falken aus der Rechten steigen;
Schwang sich über'n Wald der junge Falke,
Schwang sich über'n grünen Eichenwald;
Schwebte hell und jung zum blauen Meere,
Auf ein Schifflein senkt der Falke sich.

Auf dem Schifflein wandelt auf und nieder
Eines fremden Handelsgastes Sohn,
Läßt der Gußli Saiten hell ertönen,
Tröstend zu der holden Maid sich wendend:
Weine, weine nicht, du süße Holde,
Einen andern Liebling dir erwähle!
Mein vergessen wirst du, ist er besser,
Mein gedenken wirst du, ist er schlimmer,
Mein gedenkend, Seelchen! um mich weinen.

Anmerkung. Anders als am Schlusse dieses Liedes heißt es in einem deutschen Volksliede (des Knaben Wunderhorn Band 1. S. 85):

Geht dir's wohl, so denke du an mich,
Geht dir's übel, ach so kränkt es mich;
Wie froh wollt' ich seyn, wenn's wohl dir geht,
Wenn schon mein jung frisch Leben in Trauern steht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juli.

(Beschluß.)

Freywillig gibt sich die Jungfrau, in der Unschuld ihres Gemüthes, in der wunschlosen Reinheit ihres Herzens demjenigen hin, was der wesentliche Inhalt des Menschenlebens seyn soll, und weil sie nicht aus dem eigenen Ich, sondern aus dem Quell alles Wahren schöpft, ist sie zu Hohem außersehen, und gelingt ihr die Heldenthat, zu der sie berufen ist. Das Erste also, was sie darzustellen hat, ist die Bescheidenheit, Stille und Unschuld, wenn sie als Johanna auftritt, und die Gottbegeisterung, wenn sie vollführt, was ihr Gott gebietet. Und hier müssen wir Dem. Müller besonders loben, wenn sie nicht in einen vernunftlosen Somnambulismus verfiel, der gerade statt der göttlichen, nur die thierische Begeisterung ist, sondern immer sprach, als wenn

das Himmelreich in der That in ihrem Busen thronte. Weniger vermied Dem. Müller den Ton der Sentimentalität bey dem Abschiede von der Heimath; doch sehen wir, von welchen Gestalten in andern Schillerschen Dramen die Jungfrau ihren Ursprung genommen hat, von der Amalie, Luise, Thekla, Maria Stuart, so mag dieser Ton der tiefen Innerlichkeit nicht eben am unrechten Platze seyn, obgleich wir ihn, wenn wir das Stück außer diesem Zusammenhange betrachten, auf jede Weise wegwünschen müssen. Ist nun eine Hauptseite in der Jungfrau von Orleans die den ersten Schillerschen Produktionen gerade entgegengesezte Darstellung, daß nämlich die wahrhafte Wirklichkeit und Verbesserung der vorhandenen Zustände (hier die Befreyung des Vaterlandes und Einsetzung des angestammten Königs) n i c h t mit der eigenen Kraft eines leeren Herzens, sondern nur mit der Macht einer selbstsuchtslosen Hingebung an alles Höchste, Heiligste und Beste zu vollbringen sey, so liegt hierin zugleich die Forderung, daß das Herz bey dieser Vollbringung seine eigenen Wünsche unterdrükken müsse, so wie die Voraussetzung, daß diese Wünsche jener Hingebung durch ihren Inhalt widersprechen würden. Daß aber das Mißtrauen auf eigene Kraft den Sieg herbeyführe, zeigt sich einerseits im Carl, der gerade durch die Jungfrau überwindet, nachdem er Alles aufgegeben hat und über die Loire ziehen will, so wie umgekehrt in Talbot, welcher, der Jungfrau in allem entgegengesezt, durch seinen Tod uns klar macht, was ihn getödtet; das Bewußtseyn nämlich, der große Talbot sey nichts als die Atome, die sich in ihm zu Schmerz und Lust gefügt. Die Unterdrückung aber des eigenen Ichs, welches bey der That der Jungfrau gefordert wird, ist nicht durch die bloße Unschuld und Wunschlosigkeit vollbracht, sondern sie soll in sich den schweren Kampf ihres selbstgewollten göttlichen Berufes, und der augenblicklich eben so heftigen Wünsche ihres eigenen Herzens bestehen, um Siegerin seyn zu können. Deßhalb liebt sie den Feind ihres Vaterlandes, so wie sie ihm ins Auge blickt. Die Plötzlichkeit und Tiefe dieser Liebe drückte Dem. Müller meisterhaft aus, besser aber noch den inneren Schauer, die Verzweiflung, nun ihren Eid gebrochen zu haben, und vor Gott und Menschen nicht mehr bestehen zu können. Man hat oft den Tadel gehört, daß Schiller die Jungfrau fälschlich, und nun gar noch durch den Vater habe anklagen lassen. Beydes aber rechtfertigt sich durch das Stück selber, und zwar durch die Worte Johannas im fünften Akt: „Es war kein Irrthum, eine S c h i c k u n g war's.“ Wie nämlich Johanna durch ihre Hingebung an Gott ihren hohen Beruf zur Vaterlandserrettung erlangt hat, so kann nun auch das Offenbarwerden und die Bestrafung der höchsten Verletzung dieses Berufs nicht durch J o h a n n a s e l b e r herbeygeführt werden, weil Gottes Stimme in ihr schweigt, und die Sprache und der Entschluß ihres e i g e n e n Herzens nur eine neue Sünde wäre. Sie muß, statt sich selber anzuklagen, G o t t sprechen lassen, und damit für sie diese Anklage eine göttliche Schickung, für König und Volk aber glaubwürdig seyn könne, geht sie von dem Vater aus, der für Johanna und für das Volk von gleicher Heiligkeit ist. „Weil es vom Vater kam, sagt Johanna, kam es von Gott!“ Seinerseits aber kann der Vater am ersten die Tochter für eine Zauberin halten, weil sie Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist ist, und er die Kraft und Heiligkeit zu so hohen Thaten auf keine Weise in sich fühlt. Für die Jungfrau aber ist die Anklage erforderlich, weil sie sich nicht aus eigenem Geist, durch ihr eigenes Innere aus ihrer Schuld wieder herzustellen vermag, sondern nur von Gott die Bestrafung geduldig, kindlich a u f n e h m e n kann, bis sie zulezt, als sie, durch gleiche Schickung wiederum in Versuchung geführt, sich in sich bezwungen hat, nun endlich durch das neue Wunder der Befreyung aus dem Kerker empfindet, daß ihr verziehen sey, und die Mutter Gottes ihr an den goldnen Thoren des Himmels die Arme liebend entgegenstrecke.

Aus der S c h w e i z, Juli.

(Beschluß.)

In näherer Würdigung der Gewerbsschulen bemerkt Brunner, daß man vollkommen irrig glauben würde, durch diese Schulen sey in neuern Zeiten das Gewerbswesen auf seine jezige Höhe gebracht worden. England hatte seine Industrie lange vor seinen Industrieschulen, ein Umstand, der aber auf der andern Seite auch keinen Beweis gegen ihren Nutzen abgeben kann, denn wie konnte man das Bedürfniß einer Sache fühlen, die man noch gar nicht kannte? Seitdem man die Gewerbsschulen kennt, sieht man ihren Nutzen ein, und gegenwärtig wird eine solche Anstalt in den meisten Ländern für eben so unentbehrlich als die literarischen Schulen angesehen. Die einzelnen Institute müssen sich, jedes nach seiner Stellung, seinem nächsten Bedarfe und seinen Hülfsmitteln anordnen. Um zwecklose Bestrebungen oder oberflächliche Leistungen und Halbwisserey zu vermeiden, muß jedes sich die Fragen genau beantworten: Sollen die Schüler nur mit den allgemeinen Grundsäzen derjenigen Wissenschaften, welche auf das Gewerbwesen einige Anwendung gestatten, bekannt gemacht, oder sollen sie in das Einzelne jedes Berufs gründlich eingeführt werden; soll endlich, wenn lezterer Plan in Ausübung treten soll, der Unterricht blos theoretisch seyn, oder soll er mit praktischen Anweisungen verbunden werden? Wo die Hülfsmittel beschränkt sind, oder wenn man mit kleinen Hülfsmitteln, um später mehrere zu erlangen, anfangen muß, da dürfte ein allgemeiner Unterricht dem mangelhaften speziellen ohne Zweifel vorzuziehen seyn. Gibt es ja doch eine Menge von Dingen, deren Kenntniß jedem Handwerker, der seine Verrichtungen gründlich verstehen will, unumgänglich nothwendig ist, und worin sich ein weites Feld des Unterrichtes eröffnet, der auch ohne größere praktische Hülfsmittel ertheilt werden kann, und jedem nüzlich seyn muß. Auf solche Gegenstände richte man daher vorzüglich sein Augenmerk. Welches Gewerbe erfordert nicht gewisse mathematische Kenntnisse? Bey welchem Handwerk gibt es nicht oft Gelegenheit die Kunst der mechanischen Zeichnung in Anwendung zu bringen? Erfordern nicht alle, da sie rohe Materialien verarbeiten, eine gründliche Kenntniß ihrer physischen und chemischen Eigenschaften, und die Einwirkung fremder Körper auf dieselben, sowohl der Instrumente, mit deren Hülfe sie bearbeitet werden, als des Einflusses der umgebenden Naturelemente? Wie viele Gewerbe erfordern nicht eine gründliche Kenntniß der Behandlung des Feuers und der verschiedenen Feuergeräthschaften?

Im B e r n i s c h e n O b e r l a n d ist der einsichtsvolle Oberförster, Hr. K a s t h o f e r, mit Versuchen für die Veredlung der schweizerischen Ziegenzucht durch Kreuzung mit der asiatischen Raçe fortgesezt beschäftigt. Aus seinen bisherigen Erfahrungen geht hervor, daß die französischen Berichte über die Vortheile der Einführung der asiatischen Raçe in so weit irre geführt haben, als sie über den Milchertrag keine gründlichen und genauen Angaben lieferten. Blos dem Flaumertrag zulieb die guten Milchgeißen durch die Fremdlinge zu verdrängen, kann nirgends gerathen seyn. Gelingt es aber, wozu bereits Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, eine Raçe durch Kreuzung zu gewinnen, die reichern Flaum als die bisherige und eben so viel Milch gibt, alsdann darf man sich eines nutzbaren Erfolges freuen.

B e y l a g e: Kunstblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 24. August 1827.

— Wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz.

Shakespeare.

Das Liebste im Leben.

Was das Liebste, fraget Ihr,
Mir im Leben,
Was das Allerliebste mir? —
Soll ich keck die Decke heben
Von der Seele Duftgeweben?
Da doch, was geheim sie spinnet,
Angeschaut in Luft zerrinnet.

Kann ich in den Leib des Worts
Fest es bannen?
Was den Zaum der Zeit, des Orts
Stets zerreißt und flieht von dannen,
Was noch Keiner konnt' umspannen,
Was kein Zauber je gebunden,
Und gesucht nie ward gefunden.

Was aus unsichtbarem Schiff
In das Leben,
Mit geheimnißvollem Griff,
Um dem dunkeln Glanz zu geben,
Unsrer Seele Finger weben,
Wie um Florschmuck goldne Säume, —
Das ist Liebstes mir: die Träume.

Meine Träume ziehn mich fort
Aus den Schranken
Des gedrückten Hier nach Dort!
Kühner selbst als die Gedanken,
Ueberspringen sie die Planken,
Die von menschlichem Erkennen
Jenes Unerforschte trennen.

Was ich hatte — und verlor,
Freundlich malen
Als Besitz sie mir es vor;
Und mit goldnen Hoffnungsstrahlen
Lassen sie der Zukunft Schalen
Lieblich übertüncht erscheinen,
Ob des Leibes Augen weinen.

Ferner Länder Zwischenraum,
Die mich scheiden
Von den Lieben, füllt der Traum;
Heilt die Brust vom Sehnsuchtsleiden,
Läßt das Auge satt sich weiden,
Stillt den Armen ihr Verlangen,
Die im Wachen — Luft umfangen.

Selbst der Särge Deckel fällt,
Schließt des Traumes
Schlüssel auf die zweyte Welt,
Wo der Mensch, der Sohn des Raumes,
Voll der Lüste eitlen Schaumes,
Auf das Jenseit blickt mit Beben,
Zeigt der Traum auch dort ihm Leben.

Willst du frommen Dichters Gluth
Anders nennen,
Als des Traummeers höchste Flut?
Träumend fühlst du sie entbrennen,
Träumend mußt du sie erkennen;
Wem nicht Träume angehören,
Wird die Musen nie beschwören.

Also preis' ich Träume mir
Als dem Leben
Eingewebt zu Glanz und Zier,

Allen sind sie nicht gegeben,
Andre Kraft will andres Streben.
Aber Wachen, Träumen, Schlafen
Führt zuletzt in Einen Hafen.

Fr. v. Elsholz.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Leo Tanni wandte schaudernd seine Blicke von dem Abgrunde ab, den er von der Stelle, wo er sich jezt befand, freylich nur bis zu einer geringen Tiefe übersehen konnte. Aber was er sah war genug, ihn das schreckliche Schicksal erkennen zu lassen, das ihn und Ambrosio getroffen haben würde, hätte nicht der Zufall ihm ein Mittel der Rettung geboten und seine Geistesgegenwart dieses benuzt. Zwischen den wässerigen Dünsten hindurch, welche über der Kluft schwebten und sich im Lichte des Mondes zu allerley seltsamen Gestalten bildeten, erblickte er die jenseitige schwarze Felsenmauer, die nach unten hin sich zurückzog, allein viele zackige Spitzen vorstreckte, welche über die im Grunde strömende Malra hinreichten. Diese vortretenden Klippen stellte seine aufgeregte Phantasie ihm als Ungeheuer dar, die der Beute lauerten, welche ein Unglücksfall oder ein Verbrechen ihnen zuführen konnte. Das Getöse des über Stein und Klippen hinbrausenden Stroms, die nächtliche Stunde und der unerwartete Angriff, Alles war geeignet, selbst die Seele eines Mannes von so festem Charakter, wie Leo Tanni, zu erschüttern.

Dennoch befand sich der Urheber dieses Unheils in einer weit bedenklicheren Lage. Während er den Baumstamm umfaßt hielt, bebten alle seine Glieder, und immer noch wollte seine Besinnung nicht zurückkehren. Leo, dem es gelungen war, festen Fuß zu fassen und eine minder abschüssige Stelle zu finden, die ihm einen sichern Sitz bot, sah ein, daß er nicht hoffen dürfe, seinen Begleiter den steilen Abhang hinan zu dem verlassenen Fußpfade zu bringen, ehe nicht Ambrosio wieder so viel Herr seiner selbst geworden sey, um die eigenen Kräfte geltend zu machen. Er sprach ihm mit liebreichen Worten zu, er versicherte, daß die schrecklichste Gefahr glücklich vermieden sey, er forderte ihn auf, den Versuch zu machen, sich auf den Baumstamm zu setzen, den er umklammert hatte, und reichte ihm zugleich die Hand, um ihm hierzu behülflich zu seyn. Mechanisch folgte Crusca seiner Anweisung. Nach einer bedeutenden Anstrengung und nur mit Leo's Beystand erreichte er die Stelle, welche allerdings durch die größere Bequemlichkeit, die er hier fand, ihn in den Stand sezte, eher seine Fassung und mit ihr den Gebrauch seiner Glieder wieder zu gewinnen. Er war leichenblaß und zitterte noch immer heftig. Mit wilden Blicken starrte er bald in den niederscheinenden Mond, bald nach dem Abgrunde zu seinen Füßen, bald nach Leo hin, der ihn trübe, aber nicht feindselig ansah. Nach und nach schien sich der Sturm seines Innern zu beruhigen. Seine Haltung wurde fester, sein Auge verlor den Ausdruck der Wildheit und suchte, als könne es den sanften Blick Leo's nicht ertragen, den Boden.

„Wir müssen diese Stelle verlassen," begann jezt dieser mit ruhigem, aber ernstem Tone. „Noch zeigt uns der Schein des Mondes die Wurzeln und das Gesträuch, an welche wir uns klammern können, indem wir zu dem Pfade hinaufklettern. Bald tritt der Mond hinter jenen überhangenden Felsen, und dann möchte es schwer, vielleicht unmöglich sein, dieses mühsame und gefährliche Unternehmen auszuführen. Faßt Vertrauen zu mir! Ich zürne Euch nicht; ich habe Euch vergeben und trage kein Arg gegen Euch in meinem Herzen. Seyd Ihr noch zu bestürzt, um Euch allein forthelfen zu können, so nehmt meine Hand. Sie soll Euch halten, wenn ein Schwindel Euch ergreift, sie wird Euch sicher über gefährliche Stellen geleiten."

Crusca fuhr heftig auf, als Tanni diese Worte gesprochen hatte. Ein wildes Feuer zeigte sich wieder in den Blicken, welche er starr auf diesen richtete. Dann rief er mit kreischender Stimme: „Nimmermehr!" und klimmte nun mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, die den nachschauenden Leo in das größte Erstaunen sezte, die Anhöhe hinan. Leo, der befürchtete, Ambrosio möchte in einer augenblicklichen Aufwallung seinen Kräften zu viel zugemuthet haben, folgte ihm so schnell, als es die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit erlaubte, nach, um ihm im Nothfall mit Hülfe und Beystand nahe zu seyn. Er hatte aber noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er jenen schon oben erblickte und gleich darauf verschwinden sah. In kurzer Zeit stand auch er auf dem Fußpfade, von dem ihn Crusca's Gewaltthat entfernt hatte. Noch drangen zu seinem Gehör die eiligen Schritte des Hinwegstürmenden; sonst aber war keine Spur mehr von ihm wahrzunehmen.

„Unglücklicher!" sagte Leo ihm nachblickend; „du bist zu bedauern, wie jene, welche deine Wuth erregten! du irrst gleich ihnen, und dieser schreckliche Irrthum reißt auch euch zu Verbrechen hin, die dem Geiste des Christenthums, in welcher Form er euch erscheinen mag, fremd und widersprechend sind."

Mit innigem Danke gegen die Vorsehung, die ihn einer so nahe drohenden Gefahr entrissen hatte, sah er eine kurze Zeit lang in die Tiefe hinab, die jezt, vom Mondlichte verlassen, noch schauerlicher zu ihm heraufgähnte als früher. Er lauschte dem dumpfen Getöse des Stromes, das ihm noch vor wenigen Augenblicken in seiner ganzen schrecklichen Stärke den Jubel der unterirdischen Gewalten über eine sichere Beute zu verkünden schien, aber ihm nun

wie ein zürnendes Grollen über getäuschte Hoffnung vorkam. Er konnte sich eines zurückkehrenden Grauens nicht erwehren, als er das Geschehene noch einmal überdachte. Mit Gewalt riß er sich von diesem Gedanken und von der Stelle los, auf der er sich dünkte wie einer, den eine Zaubermacht festgebannt habe, und sezte dann mit mäßigen Schritten den Weg zur Heimath fort. Erst gegen Morgen langte er in Plurs an. Von dem Thorwächter erfuhr er, daß Ambrosio Crusca eine Stunde früher als er eingetroffen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Fortsetzung von Nro. 183.)

Beauftragt von der Kaiserin, Napoleon das von Gerard gemalte Portrait seines Sohnes zu überbringen, kam ich den Tag vor der großen Schlacht an der Moskwa vor des Kaisers Zelte an. Im Begriff, die so lange ersehnte Schlacht zu liefern, werde er, meynte ich, die Kiste nicht öffnen lassen; ich irrte mich; in der Ungeduld, eines so lieben Anblicks zu genießen, ließ er das Gemälde sogleich in sein Zelt bringen. Unbeschreiblich war seine Freude, als er es sah; der Schmerz, seinen Sohn nicht an seine Brust drücken zu können, war der einzige Gedanke, der den süßen Genuß trübte, und die tiefste Rührung sprach aus seinen Augen. Er rief selbst alle seine Hausoffiziere und die Generale, die in einiger Entfernung seiner Befehle harrten, herbey, um sie die Gefühle seines Herzens theilen zu lassen. „Glauben Sie, meine Herrn," sagte er, „wäre mein Sohn fünfzehn Jahre alt, er wäre im Kreise so vieler Tapfern anders hier als blos gemalt." Er ließ das Gemälde vor dem Zelt ausstellen, damit die Offiziere und Soldaten der Garde es sehen und aus seinem Anblick neuen Muth schöpfen möchten. — Das Kind ist vorgestellt, wie es halbliegend in seiner Wiege mit einem kleinen Scepter und einer kleinen Weltkugel spielt.

*

Auf dem Rückzuge aus Rußland war Ney, den man zurückgelassen hatte, um die Festungswerke von Smolensk zu sprengen, von den Russen abgeschnitten worden. Napoleon äußerte den lebhaftesten Schmerz und befahl dem Vicekönig, eine neue Arrieregarde zu bilden und Ney zu erwarten. Eugen stellte von zwey zu zwey Meilen am Dnieper Vedetten mit Geschüz auf, das sogleich Ney's Erscheinen verkünden sollte. Endlich um halb zwölf Uhr Nachts ließen sich die ersehnten Schüsse hören; als Gourgaud Napoleon diese Nachricht brachte, sagte er: „Ich habe über vierhundert Millionen in den Kellern der Tuilerien; ich hätte sie freudig hingegeben, um meinen treuen Waffengefährten loszukaufen."

*

Ich sprach zu Ende des Jahrs 1814 in Schönbrunn mit Consalvi über die Anerkennung von Titeln, namentlich über den sonderbaren Umstand, daß das englische Kabinet Napoleon blos ein einziges Mal als Kaiser anerkannt habe, und zwar als er in der That aufgehört hatte es zu seyn, nämlich im Vertrag von Fontainebleau. Consalvi sagte: „Glaubt man denn etwa in Frankreich, der Papst sey blos in Paris gewesen, um einen Strohmann zu krönen und zu salben?" Ich zog ein Fünffrankenstück heraus und sagte: „Hier ist ein unwiderleglicher Beweis seiner Herrschergewalt, er befindet sich in der Tasche aller Franzosen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

„Ich setze den Fall, ein Fremder habe seit drey Wochen Frankreich verlassen; durch irgend einen Zufall habe er nicht erfahren, daß man die Tagesblätter und Zeitschriften mit der Censur belastet; gestern kömmt er wieder in Paris an. Vor seiner Abreise hatte er in den unabhängigen Blättern politische und literarische Aufsäze über solche Gegenstände gelesen, die es am meisten verdienen, daß sich der menschliche Geist mit ihnen beschäftige. Er hat sich an das freye Aussprechen der Gedanken gewöhnt, welches die Fortschritte eines Volkes auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit beweist; er fordert die Morgenzeitungen, öffnet sie begierig, und sieht sogleich den Hauptartikel, oder, wie die Engländer sagen, den Leading article. In einem dieser Blätter erblickt er mit großen Buchstaben den Titel: das Kameloppard; ein anderes Blatt enthält die Ankündigung eines verlornen Hundes; ein drittes spricht von einem Auftritte des Hanswurstes oder von einem Affentanze, ein viertes erzählt den Fang eines ungeheuren Störs. Unser Reisender sucht vergebens in den literarischen Aufsäzen die Namen, die er darin zu finden gewohnt war, und die wichtigen Werke, wovon man Auszüge gab. Alles ist verschwunden. Er reibt sich die Augen, er weiß nicht, ob er träumt; er frägt, ob Frankreich etwa plözlich von einem Schlagflusse betroffen worden, und in die Kindheit wieder versunken sey. Er kann sich nicht vorstellen, daß dieß noch dieselbe Nation ist, die er so gesund, so groß und geistreich verlassen hatte, und die er so klein, so schwach und so blödsinnig wieder findet." So spricht ein ehemaliger Minister, Hr. v. Chateaubriand, in seiner zweyten, eben erschienenen Flugschrift; und in der That ist mit den Tagesblättern eine so erbärmliche Umstaltung vorgegangen, daß man sie kaum wieder erkennt. Dieser Erfolg war zu erwarten; der Hauch der Censur ist dem Geiste der freyen Blätter ein Gift. Es war aber vorher zu sehen, daß ein Hagel von Flugschriften übers Publikum herabfallen würde, und dieß geschieht jezt schon. Fast täglich erscheint eine neue politische Flugschrift, die dann haarklein erzählt, was die Tagesblätter nicht haben erzählen dürfen, und manche Aufsäze aufnimmt, welche in den Tagesblättern abgewiesen worden waren. Ein sonderbarer Rechtsstreit ist über das Verfahren der Censur entstanden, welche nicht dulden wollte, daß die Tagesblätter die ausgestrichenen Stellen offen ließen. Das Publikum sollte nämlich gar nicht erfahren, wo das glühende Eisen der Censur hergefahren sey. Aber, erwiederten die Herausgeber, wenn ihr unser Blatt am Abend verstümmelt, und es doch am folgenden Morgen erscheinen soll, wie kann dasselbe denn in ganzer Gestalt erscheinen? Die Censur erwiederte mit dem Hochmuthe eines untergeordneten Potentaten: das geht uns nichts an, wir wollen keine Lücken dulden. Dieser horror vacui war ein neuer Druck für die Ta-

geblätter, und zwar ein so unleidlicher, daß der Constitutionnel es für nöthig hielt, einen der ersten Rechtsgelehrten, den Hrn. Dupin, zu Rathe zu ziehen. Dupins Gutachten, welches dahin ausläuft, daß die Anmaßung der neuangestellten Behörde eben so unsinnig als unrechtlich ist, hat der Constitutionnel zu mehreren Tausend Exemplaren drucken und überall unentgeldlich vertheilen lassen, ebenso desselben Advokaten Rede vor dem Gerichte bey einem den Constitutionnel betreffenden Prozesse; in dieser Rede hatte Dupin die Censur hart mitgenommen, und mehrere ihrer kleinen Gewaltthätigkeiten umständlich, und auf eine ironische Weise erzählt. Natürlich ließ die Censur die Rede nicht in die Tagesblätter einrücken; allein sie wurde sogleich besonders abgedruckt, und überall vertheilt. Sie hat das sonderbare Motto: Raine! de tes ciseaux qu'on voie au moins les marques! das sich auf den Lückenhaß der neugebacknen Censur bezieht. Und es wäre wirklich Schade gewesen, wenn das Publikum einer Rede beraubt worden wäre, die vor Gerichte alle Zuhörer, die Richter sowohl als das Publikum, außerordentlich belustigt hatte. Dupin hatte eine Menge von Blättern des Constitutionnel bey sich, die alle durch die Scheeren der Censoren auf's Erbärmlichste zugerichtet worden waren. Diese Blätter zeigte der Redner unter folgenden Worten vor: „Wollen Sie erfahren, meine Herrn, wie die Censur den Constitutionnel durcharbeitet? Ich will Ihnen einen Begriff davon geben. Sie erinnern sich, daß vormals die Censur dasjenige, was ihr mißfiel, mit rother Dinte ausstrich; wir haben Ihnen oft in unsern Gerichtsreden des vorigen Jahres diese Art der Vertilgung angezeigt. Dieses Jahr hat sie ihr Lieblingswerkzeug wieder zur Hand genommen, sie hat sich mit der furchtbaren Scheere bewaffnet. Sehen Sie, meine Herrn, wie sie dieselbe gebraucht! Mit dem Gesichte läßt sich das Ding am besten begreifen; wenden Sie die Augen auf mich hin (alle Augen, wird in der Flugschrift beygesezt, wenden sich nach dem Sachwalter hin, der einen Pack Blätter, welche durch die Censur passirt sind, zur Hand nimmt); Hr. Dupin hält eines dieser Blätter in die Höhe; Sehen Sie hier eins, dem die einzelnen Vertilgungen das Ansehen einer Harke gegeben haben (allgemeines Gelächter im Gerichtssaale), hier ist ein anderes, das mit so vieler Geschicklichkeit zerschnizt ist, daß man es mit einem Stücke Spitzen vergleichen kann. (Neues Gelächter.) Schauen Sie alle diese Lücken, die man in den Gedanken des Schriftstellers hervorgebracht hat, ohne sich darum zu bekümmern, ob das Uebriggebliebene auch noch einigen Sinn hat. Hier ist ein drittes Blatt, woran die Censur nichts gelassen hat als die weißen Ränder, welches diesem Rahmen das Ansehen einer Ziegelform gibt, wie man sie in den Ziegelbrennereyen gebraucht. (Neues Gelächter.) Und sollten Sie es wohl glauben, oben auf dieser, durch das Ausschneiden der geschriebenen Stellen leer gewordenen Seite hat ein Censor ohne weitere Erklärung die Worte à refaire gesezt! (Hr. Dupin legt die Blätter neben sich; sogleich werden sie von den neugierigen jungen Advokaten in die Hände genommen) Hr. Dupin lebhaft: „Nehmen Sie sich in Acht, meine Herrn, verlieren Sie die Blätter doch ja nicht; es sind Stücke, die der Constitutionnel nöthig hat. Man würde sich nur allzusehr freuen, wenn er sie nicht wieder vorzeigen könnte, um einen Vorwand zu bekommen ihn zu suspendiren." Er fuhr dann fort: „Sie sehen, meine Herrn! wie man den Constitutionnel behandelt. Und nachdem man ihn so verstümmelt, verschnitten und mißstaltet hat, läßt man durch Söldlinge das Gerücht ausstreuen, er sey bestochen. Man will das Vermögen seiner Eigenthümer zu Grunde richten, und das Ansehen seiner Redaktoren zerstören! Wenn die Censur, nachdem sie nach Belieben unterdrückt und ausgemerzt hat, erlaubte, die Stellen leer zu lassen, oder mit Punkten zu bezeichnen, so würde der Leser sich nicht täuschen. Zuvor duldete die Censur dieses, und es ist keiner unter Ihnen, der sich nicht erinnerte, die censirten Blätter mit ähnlichen Lücken gesehen zu haben; einige hatten sogar in Gestalt einer Vignette eine offene Scheere dargestellt, um die Ursache der Leerheit anzuzeigen. Dieses Recht des vorigen Jahres wird auch noch von den Provinzialblättern ausgeübt. Hier ist z. B. der Lyoner Précurseur vom 7ten Juli, der ohne Zweifel die Klagen des Handelstandes ausdrückte; seine Klagen sind durch eine leere Stelle bezeichnet. Hier ist auch das Écho du Nord vom 5ten Juli, das mit einem Haufen Punkte beginnt; das Auge des Lesers sucht einen Sinn, und bemerkt nichts als die Censur. Aber so viel Ehrlichkeit steht nur der Provinz an.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 6. August.

Zu Stuckeley, in der Grafschaft Hundington, wurde vor Kurzem der Pfarrer, ein alter Mann, der sich seit lange durch Geiz bekannt gemacht hatte, und, da er schon öfters beraubt worden war, und längst schon sein Leben bedroht glaubte, Niemanden in seinem Hause dulden wollte, gräßlich ermordet in seiner Wohnung gefunden. Der Verdacht fiel auf einen jungen Menschen, Namens Slade, welcher auch eingezogen und vor Gericht gestellt wurde. Beym Prozeß kam indessen nichts gegen ihn heraus, als daß man am folgenden Tage seine Beinkleider etwas mit Blut bespritzt gesehen, daß man eine Spur von seinen Schuhen in der Nähe des Hauses bemerkt haben wollte, und die Aussage eines, seit dem Morde verhafteten Diebs, Namens Heddings, daß Slade sich ihm als Mörder bekannt, und unter andern gesagt, er habe den alten Mann zuerst mit seinem Messer verwundet, und dann mit einer mitgebrachten Hacke erschlagen. Der Richter selbst schien allen diesen Angaben keinen Glauben beyzumessen, und warnte die Geschwornen, sich in ihrer Entscheidung nicht von früher empfangenen Eindrücken leiten zu lassen. Sie ließen sich aber doch davon leiten; denn zum Erstaunen Aller erklärten sie den Mann für schuldig, und der Richter sprach pflichtgemäß das Todesurtheil über ihn aus; aber es fand sich, daß der blinde Eifer dießmal richtig gegangen war. Slade hat sich öffentlich als Mörder bekannt, und zwar in einer ausführlichen Angabe, welche die ganze Aussage Heddings zu einem Gewebe von Lügen macht, und überhaupt alle Umstände, welche den Schatten von einem Verdacht hätten auf ihn werfen können, als ungegründet darstellt. Ob seine Angabe durchaus wahr ist, läßt sich nicht so leicht bestimmen; jedoch ist so viel bestätigt, daß man den blutigen Säbel, womit er erklärte den Mord begangen zu haben, an der Stelle fand, wo er ihn versteckt haben wollte. — Wenn man sich nun auf der einen Seite wundert, daß ein Verbrecher durch den Eifer einer Jury, ohne Beweise schuldig befunden worden, so wundert man sich nicht weniger darüber, daß ein anderer Mörder, und zwar einer der abscheulichsten, der Mörder seines eigenen Kindes, gegen den die Beweise so vollständig wie nur immer möglich vorlagen, wegen eines Irrthums in der Anklageakte, in Hinsicht des Namens des Kindes, losgesprochen worden ist, und der Richter sich geweigert hat eine neue Klage anzunehmen, weil die Beweise in dem ersten Prozesse hätten vorgebracht werden können. Indessen hält man ihn als einen gefährlichen Menschen doch so lange in Verwahrung, bis er gute Bürgschaft für sein künftiges Betragen zu leisten vermag. Einen Dieb aber hat man vor Kurzem gänzlich frey gegeben, weil er in der Anklage beschuldigt worden, er habe zwey Enten gestohlen, und es sich zeigte, daß es todte Enten waren, was nach der Meynung des Richters hätte angegeben seyn sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Litteraturblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. August 1827.

Nicht frohe Zeichen sind's,
Die diesem Bündniß unsrer Herzen leuchten;
Das ist kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt.

Schiller.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

2.

Still und geräuschlos hatte sich Leo Tanni bey seiner Ankunft in sein Haus begeben, das er selbst mit dem Schlüssel, den er bey sich führte, geöffnet. Es lag ihm daran, seine Mutter nicht zu stören, die gewiß, hätte sie des geliebten Sohnes Rückkehr wahrgenommen, ihre Ruhe geopfert haben würde, um ihn willkommen zu heißen und sich von seinem Wohlergehen zu überzeugen. Nur ein alter tauber Hausbediente kam zufällig dem eintretenden Herrn in den Weg, und von ihm erhielt Leo, nachdem er sich mühsam verständlich gemacht, die erwünschteste Auskunft über seine Mutter. Den Vater hatte er nicht gekannt; dieser war sehr frühe gestorben, und der Wittwe war die Sorge um den Sohn geblieben, die sie mit Liebe und dem Aufwande aller ihrer Kräfte trug, indem sie, wie es ihr Gefühl und geistige Bildung gestatteten, seine Erziehung leitete. Später hatte Leo auf Reisen seine weitere Ausbildung vollendet und sich von manchen Vorurtheilen frey gemacht, denen die gute Mutter ergeben war, und welche sie auch in seine Seele zu legen für ihre Pflicht gehalten hatte. Auf keine Weise aber suchte er nun seine aufgeklärteren Ideen auch der Mutter aufzudringen, sondern ehrte sie durch stille Duldung und vermied jede Gelegenheit, die es ihm vielleicht zur unangenehmen Verbindlichkeit gemacht hätte, die tief eingewurzelten Irrthümer zu bekämpfen.

Als er spät am Morgen nach seiner Heimkehr aus einem erquickenden Schlafe, der ein Bedürfniß der erschöpften Natur war, erwachte, stand ein Diener vor seinem Lager und entbot ihn zu seiner Mutter. Sie wünsche ihn sogleich auf ihrem Zimmer zu sprechen, und nicht in dem Gemache, wo sie gewöhnlich das Frühstück einnehme, meldete der Bote. Dem Sohne mußte diese Anordnung befremdend erscheinen, da er wußte, wie sehr seine Mutter an solchen alten Hausgebräuchen hing, und wie sie namentlich das Frühstück durch die erste Begrüßung an jedem Tage zu erheitern pflegte. Irgend etwas Besonderes mußte hier zum Grunde liegen, und sowohl um die verehrte und geliebte Frau bald zu sehen, als auch den Schlüssel zu diesen Geheimnissen zu erhalten, beeilte er sich der empfangenen Weisung nachzukommen.

Er fand die Mutter, ganz wider ihre Gewohnheit, ernst und trübe. Sie saß und hatte den Kopf in ihre Hand gestützt, ihre Blicke ruhten auf der Bibel, die aufgeschlagen auf einem Tische vor ihr lag. Als Leo sich ihr näherte, sah sie auf, ihr Antlitz erheiterte sich, und sie hielt ihm lächelnd beyde Hände entgegen.

Nachdem alles gesagt war, was sich Mutter und Sohn nach einer monatlichen Trennung in der Regel zu sagen haben können, wurde Frau Anna Tanni wiederum ernst, und bat Leo sich an ihrer Seite niederzulassen und mit ihr eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu besprechen.

„Schon seit acht Tagen," hob sie nach einer kleinen Pause, die Leo's Neugierde auf die bevorstehende Mittheilung steigerte, an, „befindet sich ein Gast in deinem Hause, den ich aus Rücksicht auf dich aufgenommen habe, mit welchem ich aber nun, da du selbst anwesend bist, nicht länger unter einem Dache leben werde. Es ist Baptista, die Tochter unsers katholischen Vetters Lostallo aus Chur. Ihr Vater ist plötzlich verstorben, und hat auf seinem Todbette die Tochter an dich, als den Einzigen, von dem sie ferner Schutz und Hülfe zu erwarten habe, verwiesen."

Bey dieser höchst unerwarteten Nachricht gerieth Leo in große Bewegung. Er sprang hocherröthend auf und starrte, als habe er etwas Unglaubliches vernommen, die Mutter an. Diese ihrerseits war nicht weniger befremdet, den Sohn, der sonst sein Betragen immer in den Schranken der Ruhe und Mäßigung zu halten wußte, in dieser heftigen Aufwallung zu sehen.

„Wie?" stammelte er endlich, „Baptista hier — hier im Hause? Ihr Vater todt? — Ungeheures muß geschehen seyn in kurzer Zeit, denn noch vor wenigen Wochen sah ich ihn gesund, froh und glücklich an der Seite seiner Tochter in seiner prächtigen Wohnung zu Chur. Baptista galt für eine reiche Erbin, und nimmer hätte ich daran gedacht, daß sie jemals, selbst wenn sie auch ihren Vater verlöre, meines Schutzes und meiner Hülfe bedürfen könnte, wie gern ich auch —"

Er hielt plötzlich inne. Fast hätte er das süßeste Geheimniß seines Herzens verrathen, von dem er doch wußte, daß es mit den Vorurtheilen der Mutter nicht übereinstimme. und für dessen Entdeckung es durchaus nöthig schien, eine gelegenere Zeit abzuwarten.

„Aber wo ist Baptista?" fuhr er gleich darauf fragend fort. „Ich will sie selbst sprechen. Ich muß wissen, welcher Unfall ihres Vaters Tod herbeygeführt hat, und welche sonderbare Umstände sie zu dieser Reise veranlaßt haben, die einer Flucht so ähnlich sieht."

„Gönne deiner Mutter noch ein kurzes Gehör, mein Sohn," sagte Frau Anna mit Empfindlichkeit, und nöthigte den Ungeduldigen, den Sitz neben ihr wieder einzunehmen. „Du zeigst bey dieser Sache einen größeren Eifer als einem evangelischen Christen, der sich ergeben in Gottes Schickungen fügen soll, geziemend ist. Allerdings muß ein Unglück geschehen seyn, das den Tod des alten Lostallo zur Folge gehabt hat. So viel verstand ich aus den verwirrten Reden des Mädchens bey ihrer Ankunft. Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen, da es wider meine Gesinnungen streitet, der Papistin Nähe zu ertragen und mit ihr an Einem Tische zu essen. Hier ist ein Brief an dich, den ihr Vater in seiner Sterbestunde geschrieben. Vielleicht findest du darin die Auskunft, die du wünschest."

„Unglückliche Geistesbefangenheit, in der auch meine gute Mutter schwebt!" seufzte Leo leise für sich hin, indem er hastig das dargebotene Blatt eröffnete. Er las:

„Noch vor wenigen Tagen war ich ein reicher Mann, jetzt bin ich ein Bettler. Noch vor wenigen Tagen sahet Ihr mich in der Fülle der Gesundheit, jetzt bin ich der Auflösung nahe und in wenigen Minuten eine Leiche. Wie das zugegangen, laßt Euch von meiner Tochter erzählen. Mir sind die Augenblicke zugerechnet. Verlasset mein Kind nicht, Leo Tanni! Sie hat keine Stütze, keinen Beystand auf der Welt als Euch. Ihr seyd ein edler Mann. Das beruhigt mich über die Zukunft meines Kindes. Mit diesem Vertrauen auf Euch gehe ich getrost in die Ewigkeit.

Giacomo Lostallo."

Nur mit Mühe und gespannter Aufmerksamkeit hatte Leo die undeutlichen Schriftzüge von der Hand des Sterbenden entziffern können. Er ließ das Blatt sinken und sprach:

„Hier findet sich keine Aufklärung. Im Gegentheil tritt mir das Räthsel noch schärfer und bedeutungsvoller entgegen, und es bleibt mir nichts übrig, als bey Baptista selbst die Auflösung zu suchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Züge aus Napoleons Leben.

(Beschluß.)

Ich hatte am eilften April 1814 einen Brief von Marie Louise Napoleon in Fontainebleau zu überbringen. Wir gingen auf der Terrasse auf und ab; er äußerte, er sey weit entfernt es zu billigen, daß man die Kaiserin habe von Paris weggehen lassen. Ich berührte den Brief, den er deßhalb an seinen Bruder Joseph geschrieben. „Die Umstände waren nicht mehr dieselben," sagte er, „man hätte sich nach den neueingetretenen Verhältnissen richten sollen. Louisens Anwesenheit in Paris hätte allein hingereicht, dem Verrath und Abfall einiger meiner Truppen zuvorzukommen und sie zu verhindern. Ich stände noch an der Spitze eines furchtbaren Heers, mit dem ich den Feind gezwungen hätte, Paris zu räumen und einen ehrenvollen Frieden zu unterzeichnen." — Ich glaubte ihm bemerken zu dürfen, es sey sehr zu bedauern, daß er diesen Frieden nicht zu Chatillon unterzeichnet habe. „Ich glaubte nie an die Aufrichtigkeit unserer Feinde," erwiederte er; „das waren jeden Tag neue Forderungen, neue Bedingungen — sie wollten den Frieden nicht — und dann hatte ich Frankreich gesagt, ich wolle keine Bedingung eingehen, die ich für demüthigend halte, und wenn der Feind auf den Höhen des Montmartres stände." Ich machte ihm bemerklich, daß Frankreich, so sehr es auch

hätte beschränkt werden mögen, doch noch eines der schönsten Reiche der Welt gewesen wäre. „Ich entsage dem Thron und trete nichts ab," war seine auffallend heitere Antwort.

„Was ist es doch um das Geschick!" sagte er später. „Im Gefecht von Arcis-sur-Aube that ich, was ich konnte, um einen ruhmvollen Tod zu finden, indem ich Fuß für Fuß den Boden des Vaterlandes vertheidigte. Ich sezte mich schonungslos aus; die Kugeln regneten um mich, meine Kleider waren durchlöchert, aber," sagte er seufzend, „mich konnte keine treffen. Feigheit wäre es, wollte ich den Tod dem Ausbruch meiner Verzweiflung verdanken. Der Selbstmord ist sowohl mit meinen Grundsätzen als mit meinem Platze auf der Schaubühne der Welt unvereinbar. Ich bin zum Leben verurtheilt!" sezte er mit einem neuen Seufzer hinzu. Wir gingen in tiefem, düstern Schweigen mehrere Male auf und ab; endlich sagte der Kaiser mit bitterm Lächeln: „Unter uns gesagt, es heißt, ein lebender Troßbube sey mehr werth als ein todter Kaiser."

*

Die Schauspieler in dem großen europäischen Drama, deren Chiffern wir hier mittheilen, sind größtentheils vom Schauplatze abgetreten. Die Zeit hat die meisten dieser Namen, ihre Eigner mögen die Schuld der Natur bereits bezahlt haben oder nicht, von der Liste ausschreibender Gewalthaber gestrichen und in das Buch der Geschichte geschrieben, und zwar mit leserlicheren Zügen, als sie selbst bey ihrem Leben und Wirken unter ihre Mandate zeichneten; die Entzifferung dieser Hieroglyphen war indessen den Europäern geläufig geworden; die Hieroglyphe N u. s. w. war der Schlüssel zu den meisten. — So gleichgültig nun auch an sich die Schriftzüge eines Menschen sind, so wenig sich in ihnen der Charakter des Schreibers abschatten mag, so glauben wir doch, daß diese Sammlung manchem Leser wenigstens als Kuriosität willkommen seyn werde, und fügen folgenden nothwendigen Kommentar bey:

1. Buonaparte. 2. Napoleon. 3. Lapagerie Bonaparte. 4. Josephine. 5. Marie Louise. 6. Marie Lätitia. 7. Joseph Napoleon. 8. Louis Napoleon. 9. Joachim Murat. 10. Lucien Bonaparte. 11. Eugen Napoleon. 12. Bernadotte. 13. Joseph Fesch. 14. Junot, Herzog von Abrantes. 15. Duroc, Herzog von Friaul. 16. Coulaincourt, Herzog von Vicenza. 17. Berthier, Prinz von Neufchatel. 18. Segür, Großceremonienmeister. 19. Cambaceres, Erzkanzler. 20. Lebrun, Erzschatzmeister. 21. Talleyrand, Prinz von Benevent. 22. Moncey, Herzog von Conegliano. 23. Jourdan. 24. Massena, Herzog von Rivoli. 25. Augereau, Herzog von Castiglione. 26. Soult, Herzog von Dalmatien. 27. Brune. 28. Mortier, Herzog von Treviso. 29. Ney, Prinz von Moskwa. 30. Davoust, Prinz von Eckmühl. 31. Bessières, Herzog von Istrien. 32. Viktor, Herzog von Belluno. 33. Oudinot, Herzog von Reggio. 34. Marmont, Herzog von Ragusa. 35. Macdonald, Herzog von Tarent. 36. Suchet, Herzog von Albufera. 37. Gouvion St. Cyr. 38. Kellermann, Herzog von Valmy. 39. Lefebvre, Herzog von Danzig. 40. Serrurier. 41. Lannes, Herzog von Montebello. 42. Lauriston. 43. Fouché, Herzog von Otranto. 44. Savary, Herzog von Rovigo. 45. Las Cases. 46. Bertrand. 47. Daru. 48. De Pradt, Erzbischof von Mecheln. 49. Schwarzenberg. 50. Chateaubriand. 51. David. 52. Canova. 53. Talma. 54. Mars. 55. Louis XVIII. 56. Carl Philipp (Carl X.) 57. Louis Antoine, Dauphin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

(Fortsetzung.)

Zu Paris, dem Mittelpunkte des Plagens und dem Sitze der Mustercensur, muß man seine Klagen einstellen und seine Wunden verbergen (Chateaubriand nennt dieß un martyre sans stigmates), und während dieser Zeit fährt der Moniteur mit seinen Monologen fort; er spottet über diejenigen, die ihm nicht antworten können, er behält Recht nach Art derjenigen, die allein sprechen; man möchte sich beschweren, aber wie? Es gibt, sagt man, keine schlimmeren Taube als diejenigen, die nicht hören wollen. Der Constitutionnel hat sein Recht behaupten wollen, und ein Rechtsgutachten verlangt. Es einrücken zu lassen, würde eine Tugend, eine Aufopferung gewesen seyn, deren die Censur nicht fähig war; nicht einmal die Ankündigung dieses Rechtsgutachtens hat sie wollen durchgehen lassen, (dieß ist jenes Gutachten, das der Constitutionnel seitdem in ganz Paris hat austheilen lassen). Ein Pair de France, der Herzog von Choiseul, hatte dem Constitutionnel ein Schreiben (über die Nationalgarde) zugesandt; die Censur hat es ausgestrichen; er hat sich beym Vicomte de Bonnald, seinem Kollegen in der Pairskammer, (der bekanntlich in der Censur sizt) beschwert. Die Censur hat nicht einmal die bloße Ankündigung dieses Beschwerens durchgehen lassen, (der Briefwechsel zwischen den beyden Pairs steht in Chateaubriands lezter Flugschrift). Einer der Redaktoren des Constitutionnel hat mit dem Oberhaupte der Censoren eine Unterredung gehabt, die wohl verdient hätte stenographirt zu werden. Man erinnert sich an die Unverschämtheit jenes alten Ministers unter der ehemaligen Regierung, dem man die Unrechtlichkeit seiner Befehle vorwarf, und der kaltblütig antwortete: Aber mein Gott! wer sagt Ihnen denn, daß dieß rechtlich sey? Ebenso hatte die Censur auf alle Einreden der Redaktoren: „Das Gebot, keine leeren Stellen zu lassen, ist ja ungerecht; wir betrügen unsere Abonnenten, wir laufen Gefahr für Mitschuldige bey einer That gehalten zu werden, die ganz ohne unsern Willen geschieht; auf alle Einreden, sage ich, hatte die Censur nur eine einzige Antwort: „Thun Sie, wie es Ihnen beliebt; aber nehmen Sie sich in Acht, wofern Sie eine einzige leere Stelle, eine einzige weiße Linie lassen, so visire ich Sie nicht mehr." „Das ist ja aber eigenmächtig, das ist ja tyrannisch." — „Ey gewiß ist es eigenmächtig und tyrannisch; allein wir sind Herren und Meister, wir haben die Macht in Händen, Sie müssen sich unterwerfen." Dupin erzählt noch unter andern lustigen Sachen, die Censoren lassen sich Abends in Miethkutschen und mit Gensdarmen nach Hause geleiten, um nicht mißhandelt zu werden. Diese sonderbare Nachricht findet

sich auch in Chateaubriands lezter Broschüre und in mehreren andern Flugschriften. Da die Zeitungen angekündigt haben, der egyptische Pascha sey Willens zu Cairo auch ein Tagesblatt erscheinen zu lassen, so hat ein Spaßvogel davon Anlaß genommen, um im Namen des angekommenen Kameloparden an den Pascha zu schreiben, und ihm zum Behufe seines künftigen Tagblattes die von der Pariser Censur ausgeschnittenen Aufsäze zuzuschicken. Dieser Brief ist unter dem Titel: Lettre de la Girafe au Pacha d'Égypte erschienen, und hat vielen Beyfall erhalten. Die Albernheiten der jezigen Jesuitencensur sind darin auf eine wizige Art aufgedeckt. Heute erscheint eine Flugschrift des berühmten Keratry, ebenfalls über Censur; dieser Schrift werden andere nachfolgen. Es hat sich ein Verein von Freunden der konstitutionellen Freyheit gebildet, welcher die Druckkosten der Flugschriften bestreiten und diese Schriften unentgeldlich austheilen will, um dadurch den jezigen Mangel an guten Zeitungen zu ersezen, und die Mißgriffe und Albernheiten der Censur ins Licht zu stellen. Der bey der Einführung der einstweiligen Censur beabsichtigte Zweck der Minister, den Sommer und Herbst ohne Widerspruch, und in großer Gemächlichkeit zubringen zu können, ist also verfehlt; denn eben weil die Flugschriften jezt die einzigen Blätter sind, aus denen man etwas Wahres und Pikantes erfahren kann, wirken sie weit mehr, als wenn den Zeitungsschreibern der Mund nicht geknebelt wäre. Am kräftigsten wirkt aber Chateaubriand dieser Knechtschaft der Tagesblätter entgegen. Einen gründlichen politischen Kopf habe ich diesem berühmten Staatsmanne nie zugetraut, aber ein genialer Schriftsteller ist er; kein Verfasser hat die Armseligkeiten des Preßzwanges so gebrandmarkt, keiner die Censoren so von oben herab behandelt und sie in den Staub gedrückt wie er. Er sagt in der Vorrede seiner lezten Schrift: „Ehre und Vaterland rufen mich wieder auf's Schlachtfeld. Ich bin zu einem Alter gelangt, worin die Menschen Ruhe bedürfen; aber wenn ich meine Jahre nach dem innern zunehmenden Hasse berechnete, den mir Unterdrückung und Niederträchtigkeit einflößen, so könnte ich mich für verjüngt halten." Und in der That herrscht in dieser Schrift ein jugendlicher glühender Eifer für gesezliche Freyheit, und eine kräftige Aeußerung des Abscheues wider den Mißbrauch der Gewalt und die Schliche des Obskurantismus.

(Die Fortsezung folgt.)

London, 6. August.

(Beschluß.)

Nach demselben Grundsaz, daß alles, was in einer Anklageakte angegeben ist, bewiesen werden müsse, wurde ein Mann frey erklärt, von dem es bewiesen war, daß er eine Landkutsche aus Muthwillen umgeworfen hatte, wobey drey Personen das Leben verloren. 'Dieß ist ein Vergehen, wovon einer der Oberrichter bey einem neulichen Prozesse sagte, es nehme so sehr überhand', daß er an dem nächsten, welcher vor ihn komme, ein Beyspiel aufstellen und ihn auf ewig verbannen werde; von diesem Vergehen wurde der Mann freygesprochen, weil es in der Anklageakte geheißen, die Kutsche sey mit zwey Stuten und zwey Walachen bespannt gewesen, und man das Geschlecht der Pferde nicht genau beweisen konnte. Es gibt indessen kein Uebel ohne sein Gutes. Vor Kurzem wurde ein Mann vor Gericht gezogen, welcher ein Pfund Cigarren ohne die Erlaubniß der Accise verkauft hatte, und deßwegen in schwere Strafe verfallen war. Der Mann läugnete die Sache in so weit, daß er behauptete, es sey nicht ein Pfund gewesen, weil jede Cigarre mit einem Strohröhrchen versehen war, und da das Gesez keine Abgabe vom Stroh, sondern nur vom Tabak verlange, und auf den Verkauf von weniger als einem Pfund ohne Erlaubnißschein, keine Strafe stehe, so sey er nicht schuldig. Der Richter wollte diese Spizfindigkeit nicht zulassen; aber die Jury, die sich dießmal die bey andern Gelegenheiten von den Richtern bewiesene Scharfsinnigkeit zum Vortheil der Galgenvögel zum Muster nahm, ließ sie gelten, und erklärte, daß er nicht ein Pfund Tabak verkauft habe.

Zu Worcester wurde ein Krämer vor Gericht gebracht, der eine Schmähschrift gegen alle Minister unter Lord Liverpools Verwaltung verfertigt und an sein Fenster gehängt hatte. Niemand weiß, wer die Anklage veranstaltet hat; aber es war nöthig, daß ein Mann mit den königlichen Patenten den weiten Weg reisen mußte, um zu beweisen, was jedes Kind auf der Straße wußte, daß alle diese Herrn, welche mit Namen angeführt waren, dazumal Minister gewesen seyen.

Ein Advokat trieb vor einiger Zeit die Chikane so weit, daß er, um einen Prozeß, der schon an neun Jahre im Kanzleyhof gedauert hatte, noch länger auszudehnen, darauf antragen ließ, der Gegner solle einen Mann als Zeugen herbeyschaffen, von dem er wußte, daß er schon längst todt war, und entschuldigte sich damit, daß es so der Brauch dieses Gerichtshofes sey. Der jezige Kanzler und die unter ihm stehenden Richter scheinen indessen entschlossen zu seyn, dergleichen Mißbräuche nicht länger zu dulden. — Ein gewisser General Bourke, welcher jezt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung kommandirt, hat bewiesen, daß es auch Engländer gibt, welche das Licht hassen. Eine Zeitung wurde wegen zu großer Freymüthigkeit unterdrückt, und der General wollte dem Eigenthümer nicht gestatten, einen blosen Anzeiger oder ein Wochenblatt herauszugeben, bis er versprach sich nicht länger des Mottos zu bedienen, das er von Johnson entlehnt: „Die Masse eines jeden Volkes muß roh seyn, wo es keine Druckerey gibt;" eine Wahrheit, die heut zu Tage kaum der Großmufti läugnen dürfte; aber der General sagte: er hasse ein solches Motto.

Alle große Schauspielhäuser sind jezt geschlossen, und in den kleineren hat man seit Kurzem nichts Neues gegeben, was Bemerkung verdiente.

Auflösung des Räthsels in Nr. 198.

Reif.

Räthsel.

War einmal ein hochgewicht'ger Mann,
Der dem Wohl des Römervolkes lebte,
Und gar ernstlich dieß und jenes sann,
Als noch Romas freyer Adler schwebte.
Doch die Kunst, die Rom herabgebracht,
Sie, die längst als Freyheitsgöttin waltet,
Die die Welt und Rom hat umgestaltet,
Ruhte noch im Schooß der Nacht.
Wär' sie Römereigenthum gewesen,
Freyer Muse spielenden Erguß
Hätt' der Alte schwerlich wohl gelesen;
Doch sein neuer Namensbruder muß.
Räthsel zwar sieht er mit halbem Auge
Flüchtig an; man sagt, er weiß es wohl,
Daß das Ding, wonach er schauen soll,
Nicht für Räthsel und Charaden tauge.

Beylage: Ein Steinabdruck.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

48.

Dom. anto.

36.

Duc d'Albufera

49.

51.

50.

Chateaubriand

Duc de Valmy

52.

Antonio Canova

39.

53.

54.

55.

Marie

Louis

41.

43.

56.

45.

Le Cte de las Cases

57.

46.

Général Bertrand

47.

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. August 1827.

Aus Trümmern, Gräbern, redet in unartikulirten Tönen eine unbekannte Vorwelt zu uns herab. — Wie viel wird noch der Orient lehren, wenn einmal, schamroth über die Gährung der europäischen Kultur, die Herrschsucht ihre Waffen und ihren Forschungsgeist auf Alexanders Fußstapfen in die verwahrlosten Länder gegen der Sonne Anfgang trägt!

Joh. v. Müller.

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Ich stelle mir vor, daß ich eine Bildersprache, der die deutsche zu Grunde liegt, bilden wollte. Nehme ich nun das Klaproth'sche System an, so könnte ich „Anfang" bezeichnen, indem ich einen Adler zeichne. Denn Adler und Anfang führen dieselben Anfangsbuchstaben. Ich sage einem zweyten, dieser Adler bezeichnet ein Wort mit a anfangend; wie kann dieser jetzt errathen, welches unter den Hunderten von Wörtern, die mit a anfangen, gemeynt sey? Hundertmal eher wird der Arme die Wörter: Aal, Ahorn, Acker, Anhang, Aufgang u. s. w. rathen, als Anfang! Und wer, und was sagt ihm, was das Richtige seyn wird? Unbegreiflich ist es, wie Herr Klaproth nicht bemerkt hat, daß bey einer Menge seiner akologischen Hieroglyphen zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten wirklich ein Zusammenhang der Ideen, nicht blos der Anfangsbuchstaben statt findet! Es ist wahr, aph heißt die Fliege, anoni die Unverschämtheit, und das Bild der Fliege bedeutet Unverschämtheit. Aber warum? weil die Fliege unverschämt ist? oder weil aph, Fliege, mit a anfängt, und anoni ebenfalls? Keines von beyden und Jedes von beyden. Ich werde sogleich erklären, was ich meyne.

Wenn die Aegypter wirklich, wie Clemens berichtet, Gegenstände tropisch bezeichneten, so konnte dieß nicht anders geschehen, als wenn sie für den zu bezeichnenden Gegenstand selbst einen andern demselben ähnlichen Gegenstand zeichneten; und umgekehrt bezeichnete also das so entstandene Bild nicht das ihm vollkommen entsprechende oder gleiche Ding in der wirklichen Welt, sondern ein ihm nur theilweis, oder in gewisser Hinsicht entsprechendes, oder ähnliches. Das Bild der Fliege z. B. sollte tropisch nicht eine wirkliche Fliege bedeuten, sondern etwas der Fliege nur in irgend einer Eigenschaft Gleiches oder Aehnliches. Wie viele Gegenstände gleichen aber nicht der Fliege in einer Eigenschaft! der Unverschämte in der Zudringlichkeit, der Leichtsinnige in der Flüchtigkeit, der Tiefsinnige im düstern Aussehen, das menschliche Leben in der Hinfälligkeit. Was wird die Fliege nun bezeichnen? den Unverschämten? den Leichtsinnigen? den Tiefsinnigen? das menschliche Leben?

Wir haben bemerkt, daß die Aegypter die Unverschämtheit durch eine Fliege bezeichneten, daß die Fliege, aph und anoni, die Unverschämtheit, beyde mit a anfangen. Ist dieß zufällig, oder haben die Aegypter, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, festgesetzt, daß von den vielen Gegenständen, die durch einen andern tropisch bezeichnet werden können, nur derjenige gemeynt seyn soll, dessen Name denselben Anfangsbuchstaben führt, z. B. also, von den Begriffen, welche Fliege, aph, bezeichnen kann, nur der, welcher mit demselben Buchstaben anfängt, anoni? oder umgekehrt, wählten die Aegypter von den Gegenständen, welche tropisch einen andern bezeichnen können, nur den aus, welcher mit demselben Buchstaben anfängt,

wie der, welcher bezeichnet werden soll? z. B. also von Fliege, aph, und Hund, aothis, die beyde Unverschämtheit bezeichnen können, nur aph, weil dieses Wort, wie anoni, mit a anfängt? Und das ist es gerade, worauf ich hindeuten wollte.

Das Bild, hätten demnach die Aegypter verlangt, soll nicht allein, um eine tropische Hieroglyphe zu seyn, dem zu bezeichnenden Dinge in einer Hinsicht gleichen, es soll auch das ihm entsprechende Wort mit demselben Buchstaben anfangen, so daß jede dieser beyden Forderungen die andere näher bedingt und dadurch die Auffindung des angedeutenden Gegenstandes erleichtert.

In der That, eine solche Regel würde des menschlichen Verstandes würdiger seyn, als ein geistloses Spiel mit Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung von Ideen, welches in einem so ausgedehnten Umfange, als Klaproth will durchaus unausführbar ist. Zusammenstimmen der Anfangsbuchstaben allein kann nicht zureichender Grund seyn, daß ein Wort indirekt ein anderes bezeichnet, oder es müßte von jedem Anfangsbuchstaben nur zwey Wörter geben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

„Du wirst das Mädchen sehen, Leo," versezte ernst Frau Anna. „Doch gedulde dich noch einige Augenblicke, bis ich dich selbst zu ihr begleite. Es ist nöthig, daß du sie einmal sprichst, das sehe ich wohl ein, aber unziemlich würde es seyn, wenn dieses nicht in meiner Gegenwart geschähe. Ich will mich also um deinetwillen überwinden, mit der Papistin zusammen zu kommen. Diese Unterredung muß ihrem Aufenthalte in unserm Hause ein Ziel setzen, und ich rechne darauf, daß du ihr sogleich eine anderweitige Unterkunft anzeigst, wo sie dann auch fernerhin Unterstützung an Geld und andern nöthigen Dingen erhalten mag."

„Unmöglich, meine Mutter!" rief Leo, indem er rasch aufsprang und seinen Stuhl mit Heftigkeit zurückschleuderte. „Ich sollte Lostalio's Tochter aus meinem Hause vertreiben? das Kind des Mannes, der mich so oft gastfreundlich in seiner Wohnung aufgenommen, mich geliebt und gepflegt wie den eigenen Sohn? Nein, Mutter, das kann Euer Ernst nicht seyn! Ihr habt mich von früher Kindheit an gelehrt, die Undankbarkeit als ein abscheuliches Laster zu verachten, und Ihr könntet nun von mir verlangen, selbst ein Undankbarer zu werden? Ich sollte gewaltsam die Gefühle unterdrücken, die bey der Erinnerung an das Gute erwachen, das mir Andere erzeigt? Ich sollte die Forderung der Pflicht, jenes zu vergelten, wo es die höchste Noth erheischt, kaltsinnig und unmenschlich zurückweisen? O nein, meine Mutter, das könnt Ihr nicht wollen! Wie auch ein unglückseliges Vorurtheil Euern sonst so hellen Blick trüben mag, so seyd Ihr doch zu gut, zu edel im Grunde Eures liebevollen Herzens, um mich zu einem Unrechte zu drängen und eine Verletzung der heiligsten Pflicht von mir zu verlangen."

Er schritt während dieser Rede in großer Bewegung das Zimmer auf und nieder. Frau Anna hatte ihre Augen niedergeschlagen und blieb einige Minuten lang, ohne etwas zu erwiedern, in nachdenklicher Stellung. Noch nie hatte Leo so hart zu ihr gesprochen; aber, da das richtige Gefühl, das unter dem Drucke ihrer falschen Ansichten tief in ihrer Seele lag, sie ahnen ließ, daß viel Wahres in seinen Worten enthalten sey, konnte sie sich nicht entschließen, ihm Vorwürfe über seine Heftigkeit zu machen.

„Das ist die Frucht des nahen Umgangs mit denen, die unsers Glaubens nicht sind, und deren Pfad nach einem andern Ziele führt, als das unsrige seyn soll," sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer. „Thue, was du willst, mein Sohn. Dieses Haus ist das deinige, und du kannst darinnen schalten nach deinem Gefallen. Aber von mir verlange nicht, daß ich mir länger Gewalt anthue, und ferner in denselben Mauern mit der Katholikin verweile. Ich werde jezt Abschied von ihr nehmen. Ich werde eine Gemeinschaft fliehen, die ich nicht vor meinem Gewissen verantworten kann. Ich nehme ein Herz voll Sorge und Betrübniß um dich, mein Sohn, mit hinweg, da ich große Ursache habe zu glauben, die Reinheit unserer evangelischen Lehre walte nicht mehr fleckenlos in deiner Seele."

„O wie irrt Ihr doch!" rief unruhig Leo, dessen Inneres von widersprechenden Empfindungen zerrissen wurde. „Ist es nicht grausam, mich in die Nothwendigkeit zu versetzen, gegen eine Pflicht zu fehlen, wenn ich der andern genügen will? Die Unglückliche, deren lezte Hoffnung nur auf mir ruht, soll ich verstoßen, wenn ich der Mutter Liebe mir bewahren will! Oder ich soll unempfindlich in die Entfernung der Mutter willigen, wenn ich thue, was mir Dankbarkeit und Mitleid mit einer verlassenen Anverwandten gebieten!"

Der junge Mann hatte diese lezten Worte mit unsicherer Stimme gesagt. Gewiß waren Dankbarkeit für das viele Gute, welches er in Lostalio's Hause genossen, und Mitleid mit dem gegenwärtigen hülflosen Zustande Baptista's starke Triebfedern, sich der Verwaisten nachdrücklich anzunehmen; aber in der Tiefe seiner Seele lebte noch ein mächtigeres Gefühl, das ihn zum ersten Mal in seinem Leben veranlaßte, einem Ansinnen der verehrten Mutter nicht zu entsprechen. Er liebte Baptista; er hatte sie bey seiner mehrfachen Anwesenheit in Chur genauer kennen gelernt, er hatte unter dem reizenden Aeußeren

eine zarte Seele, die reinste Unschuld und ein unbefangenes, allem Guten zugängliches Gemüth gefunden. Baptista erwiederte seine Liebe. Ihr Gegengeständniß und des alten Lostallo unverhehlte Zustimmung würden ihn zum glücklichsten Menschen gemacht haben, wenn nicht der Gedanke an seine Mutter und deren tief eingewurzelte Vorurtheile ihn an die Hindernisse erinnert hätte, die seiner Verbindung mit dem geliebten Mädchen entgegen standen. Oft hatte er Baptista von Frau Anna unterhalten; er hatte dankbar der treuen Mutterliebe und Pflege gedacht, die sie ihm erwiesen; er hatte mit aller Ehrfurcht und innigen Anhänglichkeit eines guten Sohnes von ihr gesprochen. Wenn aber dann Baptista das Wort genommen und ihre Freude an den Tag gelegt, die Mutter des Geliebten kennen zu lernen, und ihr mit kindlicher Liebe und Sorgfalt zu vergelten, was sie an dem Sohne gethan, und sie zu pflegen in ihren alten Tagen, dann war Leo plötzlich verstummt und hatte mit einem Seufzer die Rede auf einen andern Gegenstand gelenkt. Jezt hatte das Unglück die Jungfrau seiner Wahl unter sein Dach geführt; er durfte hoffen, daß die ursprüngliche Herzensgüte der Mutter diese mit Baptisten befreunden, und sie mit deren religiöser Meynung versöhnen würde, wenn der Geliebten nur Zeit und Gelegenheit gegeben würden, die trefflichen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens vor den Augen der erfahrenen Frau zu entfalten; aber Mutter Anna wollte nun durchaus das Mädchen nicht näher kennen lernen, und verschloß ihr so gewaltsam den Zugang zu ihrem Wohlwollen. Was Wunder, daß unter diesen Umständen Leo's Inneres in die heftigste Beunruhigung gerieth, und er sich zu einer Aufwallung gegen seine Mutter hinreißen ließ, die in andern Verhältnissen seine kindliche Ehrfurcht nie gebilligt haben würde.

Frau Anna hatte während des Sohnes lezter Entgegnung trübe vor sich hingeblickt. Dann sagte sie mit ungemeiner Sanftmuth:

„Zürne mir nicht, mein Sohn. Ich will dir nicht entgegen seyn in dem, was du zur Beruhigung deines Gewissens für Noth hältst; aber lasse auch mir die gleiche Freyheit. Schon längst hatte ich mir vorgenommen, unser Landhaus bey Chiavenna zu besuchen. Dort hast du neue Anpflanzungen geschaffen, neue Einrichtungen getroffen, die ich noch nicht kenne. In einer Stunde gedenke ich dahin abzureisen, und bin Willens dort so lange zu bleiben, bis irgend eine Aenderung hier im Hause, die du indessen wohl ersinnen wirst, meine Rückkehr erlaubt. Keine Einwendung, Leo! Biondetta, die Ausgeberin, lasse ich zurück. Sie mag deiner Schutzbefohlenen als Gesellschafterin dienen."

„O meine Mutter!" brach jezt Leo aus, dessen Gefühle zu mächtig wurden, so daß er sie kaum mehr beherrschen konnte, „o laßt Euch erbitten und entfernt Euch nicht aus diesem Hause, das Euer ist, wie Alles was ich besitze! Lostallo hat sich so oft als ein Vater gegen mich erwiesen; seyd Ihr nun die Mutter seiner verwaisten Tochter. Nehmt dem Verluste, den sie erlitten, seinen herbsten Schmerz, und laßt sie erkennen, daß sie nicht ganz verlassen ist, daß sie, indem sie den Vater verlor, eine Mutter wieder gefunden hat. Lernt sie nur kennen, und dieser Versuch, eine anders Glaubende Euch nahe zu bringen, wird Euch gewiß nicht gereuen. O scheuet diese Mühe nicht! Ueberwindet nur einmal das unseligste der Vorurtheile. Der Zwang, dem Ihr Euch Anfangs unterwerft, wird bald keiner mehr seyn, und Ihr werdet dann mit eben so großer Liebe Lostallos Tochter in Eurer Nähe wissen, wie Ihr sie jezt mit Widerwillen von Euch fern haltet."

„Davor würden mich meine Grundsätze bewahren," erwiederte sehr ernst die Mutter. „Doch genug von dieser Angelegenheit, die dich in ein Feuer versezt, das sonst deinem Charakter fremd ist, und mich deßhalb sehr überraschen muß. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich beziehe das Landhaus. Jezt komme mit mir zu dem Mädchen! Sie harrt bereits unser, denn ich habe ihr deine Ankunft melden und sie in das Wohnzimmer bescheiden lassen."

Der Gedanke, Baptista in wenigen Augenblicken wieder zu sehen, erfüllte die Seele des jungen Mannes mit freudigen Empfindungen. Er vergaß für den Moment, daß ein Unheil ihre Schritte in sein Haus geführt habe. Selbst das herbe Gefühl, das der Mutter Mißvergnügen in ihm erregt hatte, wurde durch die Gewißheit der nahen Zusammenkunft mit der Geliebten vermindert, und er folgte, sich ganz der Macht einer süßen Sehnsucht überlassend, Frau Annen, welche mit langsamen und gemessenen Schritten sich zu dem Wohngemache begab, wo sie die Jungfrau, die in dem Hause ihres Sohnes Schutz und Hülfe suchte, zu finden hoffen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

3. Hochzeitlied.

Unsre Wachtel sang
Gestern Nacht voll Klang,
Sang die ganze Nacht.
Wie 's am Morgen tagt,
Nichts zu hören mehr,
Goldner Käfig leer.
Falken hergeflogen,
Wachtel mitgezogen.

Unsre Nastinka,
Schön Andréjewna
Weint' die ganze Nacht.
Wie 's am Morgen tagt,
Nichts zu hören mehr,
Frauenerker leer.
Sind Bojaren kommen,
Haben sie mitgenommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

(Fortsetzung.)

Eine wahre Tagesbegebenheit war die Ankunft des Kameleopards aus Egypten. Ein solches Thier, das zum ersten Male lebendig in Paris erscheint, und zwar als ein Geschenk des berühmten oder berüchtigten Paschas von Egypten, zu einer Zeit, da keine Debatten in den Kammern sind, und da den Zeitungsschreibern ein Schloß vor den Mund gelegt ist, wie sollte dieß nicht Aufsehen erregen in einer großen Stadt, die beständig neuer Anregungen bedarf, und in welcher das Neue so schnell veraltet! Alles strömte daher hinzu um das Wunderthier zu sehen, das die Nase hoch in die Lüfte trägt, und sich über das menschliche Geschlecht mit seinem Köpfchen stolz, aber eben nicht sehr schön erhebt. Es erregt Erstaunen wegen seiner sonderbaren Gestalt, aber eben kein besonderes Wohlgefallen; denn außer dieser Gestalt hat es nichts Anzügliches; die Haut ist schmuzig gelb, und gefleckt, die Bewegungen des Thieres sind ohne Anmuth, und sein Charakter gutmüthig, aber ohne irgend einen auffallenden Zug. Das Publikum, dem zu Gefallen man das Thier täglich im Thiergarten sehen läßt, wird sich also bald satt sehen, und etwas anderes zur Augenweide oder zur Geistesbeschäftigung verlangen. Natürlich war diese Tagesbegebenheit mit allen den gewöhnlichen Erscheinungen der in Paris Aufsehen machenden Dinge begleitet, das heißt, es wurden witzige Lieder gedichtet, Späße in den Zeitungen und kleinen Journalen gemacht, und zulezt ein Vaudeville aufgeführt, la Girafe, worin das Wunderthier, wo nicht die Hauptrolle spielte, doch der Hauptgegenstand war. Obschon das Thier ein Geschenk des egyptischen Paschas ist, und also eine freundschaftliche Erinnerung an den französischen Monarchen, so wurden in dem Vaudeville doch heiße Wünsche für die Freyheit und Wohlfahrt Griechenlands geäußert, und diese Aeußerungen fanden natürlich den größten Beyfall bey den Zuhörern; denn außer einigen Lieferanten und einigen verstockten Ultras gibt es in Paris Niemand, der nicht von Herzen die Unterdrücker Griechenlands hinwegwünschte. Endlich ist die Giraffe bey Hofe vorgestellt worden. Ehe sie anlangte, hatten die kleineren Journale allerley Witzeleyen über das Thier gemacht, und es auf eine sonderbare Weise mit Ministern, Ultras und dergleichen Gegenständen in Verbindung gebracht, und der bekannte Dichter Jauffret, der sich jezt zu Marseille aufhält, hatte drey Fabeln über die Giraffe drucken lassen, und diese Fabeln erschienen in Paris ungefähr zu derselben Zeit wie das Thier, das die Veranlassung dazu gewesen war. Eine derselben hatte diesen Schluß, der sich auf die Stadt Paris bezieht:

La capitale est un séjour divin;
Là plus qu'ailleurs, que l'on soit homme ou bête,
Qui vient de loin et porte haut la tête,
Est assuré de faire son chemin.

Freylich hat mancher, der weit her kömmt und die Nase hoch erhebt, in dieser Hauptstadt sein Glück gemacht; indessen braucht man auch nicht einmal weit her zu kommen; die hohe Nase thut ihre Wirkung schon allein, wiewohl dieß allerdings bey der großen Konkurrenz nicht Jedermann gelingt. Einige streben vergebens darnach berühmt zu werden, und können doch keinen Vortheil aus ihrem Rufe ziehen. So ist hier ein gewisser Philosoph Azaïs, welcher nun schon seit beynahe zwanzig Jahren sich mit einem großen Welt- und Moralsystem umher trägt, das er erst in acht Bänden, dann in zwey, dann in einem auseinandergesezt, und sogar in einem Kinderfreunde erklärt hat. Der Mann braucht weder Newtons Attractionsprinzip, noch irgend ein anderes System, um die Welt in Bewegung zu sezen; mit einem einzigen Schlüssel, den er Expansion nennt, schließt er alle Geheimnisse der Natur auf, und erklärt alle Erscheinungen. Azaïs schreibt gut, und spricht noch besser; man hat ihn mit Vergnügen am Athenäum einige Winter hinter einander sein Weltsystem auf eine sehr beredte Weise auseinander sezen hören. Seine Schrift, über die Kompensationen oder Vergeltungen des Guten und des Bösen auf der Erde ist sogar populär geworden, und es gibt fast keinen Pariser, der nicht gelegentlich eine Anspielung auf Azaïs System der Kompensationen im gesellschaftlichen Gespräche anzubringen wüßte.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, August.

Der Professor der Mineralogie an der Akademie in Bern, Herr Bernhard Studer, der sich durch sein Buch über die Molasse auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht hat, befindet sich gegenwärtig auf einer wissenschaftlichen Reise durch Oberitalien und Oestreich. Durch Steyermark und Kärnthen reisend, wird er gegenwärtig in Wien eingetroffen seyn, von wo er über Salzburg und Tyrol die Rückreise nach Bern bis in den October zu vollenden dachte. Geognostische Beobachtungen und vergleichende Forschungen zur Kenntniß der italienischen und der schweizer Alpen, sind Hauptzweck dieser Reise, durch welche zugleich aber auch die, durch Hrn. Studer wesentlich gegründete, und seiner Obhut anvertraute Mineraliensammlung des Museums in Bern bereichert werden soll. Dafür sind von der Regierung sowohl als von der Stadtverwaltung Summen bewilligt worden, die auf Ankauf und Transport der Mineralien verwandt werden sollen, von denen bereits auch acht Kisten eingetroffen sind. — Der naturforschenden Gesellschaft in Bern ward jüngsthin von Hrn. Dr. Brunner die Beschreibung seiner, im Sommer 1826 unternommenen Ersteigung des Aetna vorgelegt. Sie ist sehr umständlich und gehaltreich, auch wird sie vermuthlich späterhin bekannt gemacht werden. Unter den naturhistorischen und physikalischen Erörterungen zeichnen sich aus: die über die Vegetation des Aetna, die hygrometrischen Beobachtungen und die physiologischen Erfahrungen über Pulsschlag und Respiration, die auf der Höhe des Berges in der verdünnten Atmosphäre gemacht wurden. — Eine sehr seltene, wenn gleich bekannte physiologische Erscheinung beschreibt Hr. Dr. Luz der Gesellschaft in seinem Bericht über eine, in Bern wohnende arme, achtundfünfzig jährige Weibsperson, die vor 19 Jahren das lezte ihrer sieben Kinder gebar, und nun seit zwey Jahren das Kind einer ihrer Töchter säugt. Dieses Kind mußte wegen Krankheit seiner Mutter, und daher rührender Dörrsucht in einem Alter von drey Monaten entwöhnt und seiner Großmutter zur Besorgung übergeben werden. Instinktmäßig suchte es bey dieser die gewohnte Nahrungsquelle, und vergaß seiner Schmerzen während des Säugens an der großmütterlichen Brust. Nach fünf Tagen öffnete sich ihm der Born des Heils, es zeigte sich bald wässerichte, dann schöne und nahrhafte Milch, bey deren Genuß sich das Kind schnell erholte, und seither gesund blieb. Die Säugende, eine hagere und übrigens gesunde Person, ward weder von der anomalen Milchabsonderung, noch von der langen Dauer derselben angegriffen; sie hat jedoch nun mehr das Kind entwöhnt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. August 1827.

— Hast du
Denn kein Gefühl in dir als Haß und Rache? —
Bey meiner Pflicht, bey meiner Mutterliebe,
Bey dem vergoßnen Blute deines Volks,
Erbarmen für den Gast!

Th. Körner.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

3.

Wenige Tage hatten in dem Aeußern Baptista's, die Leo in allem Glanze jugendlicher Blühte noch vor Kurzem gesehen hatte, eine große Veränderung hervorgebracht. Die schlanke Gestalt war gebeugt, das zarte Antlitz bleich und abgehärmt. Tiefer Kummer sprach aus allen Zügen und aus dem matten Blicke des sonst so schönen Auges. Der schwarze Traueranzug vollendete das Düstere der Erscheinung, die Leo's frohe Gefühle plötzlich in die lebhafteste Besorgniß und in beängstigende Zweifel über das Wohlergehen der Geliebten verwandelte.

Als Baptista die Frau eintreten sah, bey der ihr eine ganz andere Aufnahme geworden war, als sie von der Mutter ihres Leo erwartet hatte, stand sie zitternd von ihrem Sitze am Fenster auf, um jener einige Schritte entgegen zu gehen. Da erblickte sie plötzlich die Gestalt des Geliebten selbst. Eine dunkle Röthe verdrängte die Blässe von ihren Wangen. Mit einem freudigen Ausrufe wandte sie sich zu Leo, aber der strenge Blick Frau Annens, dem jezt ihr Auge begegnete, scheuchte sie zurück und machte sie verstummen. Dennoch überwältigten sie die Empfindungen, von denen sie in diesem Augenblick ergriffen ward; ein Thränenstrom brach aus ihren Augen und rann über die bleichen Wangen herab.

Leo war auf Alles gefaßt, nur nicht auf die Thränen der Geliebten. Diese verdrängten mit einem Male alle Versuche der Selbstbeherrschung und Zurückhaltung, welche er in Gegenwart der Mutter beobachten wollte, und ohne an deren Anwesenheit zu denken, flog er auf Baptista zu, ergriff zärtlich ihre Hände und sagte mit einem Tone, der Frau Annen keine Zweifel über seine Empfindungen und über das zwischen den zwey jungen Leuten bereits obwaltende trauliche Verständniß übrig lassen konnte:

„Baptista, theures Mädchen, weine nicht! dein Vater ist dir gestorben, aber dein Freund ist dir geblieben, und nimmer sollst du, so wahr Gott über mir ist, deine Verlassenheit mehr empfinden, als es die natürliche Trauer um einen Vater mit sich bringt. Sammle dich, Baptista! Erzähle mir, wie Alles geschehen ist. Vielleicht gibt es noch Hülfe für einen oder den andern Fall, vielleicht ist noch Manches zu retten, was du schon verloren wähnst, und was dir durch Eifer und Thätigkeit erhalten werden kann."

„Was ist noch zu retten und zu erhalten, da er dahin ist, dessen Leben irdischen Gütern ihren Werth gab?" versezte noch immer weinend Baptista. „Seine Liebe schüzte mein Daseyn vor den Stürmen der Außenwelt, und ohne ihn bin ich nun hinausgestoßen in ein fremdes Land, wo mir alles kalt und hart entgegen tritt."

Leo konnte sich nicht enthalten, einen Blick des Vorwurfs auf seine Mutter zu werfen; allein der Zustand, in dem er sie jezt sah, entwaffnete ihn ganz und gar, und bewog ihn, ihr aufs Schleunigste seine Aufmerksamkeit und

Sorgfalt zu widmen. Eine Leichenblässe hatte ihr Angesicht überzogen, ihre Hände waren schlaff auf beyden Seiten herabgesunken, ihre Augen blickten starr auf einen Punkt, und mit keiner noch so leisen Bewegung gab sie ein Zeichen des Lebens von sich.

„Um Gotteswillen, welche Anwandlung!" rief Leo im Tone des Entsetzens und eilte zu ihr hin. Baptista, ihres eigenen Leidens vergessend, und in Frau Annen nur die Mutter ihres Geliebten, nicht diejenige sehend, die ihr eine tief verletzende Abneigung bewiesen, warf sich vor ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen und bat in den rührendsten Ausdrücken, ihr zu vergeben, wenn sie unwissentlich diejenige beleidigt, die sie ehre und liebe wie eine eigene Mutter. Frau Anna aber schien bereits ihre geistige und körperliche Kraft wieder gewonnen zu haben und wies jeden Beystand zurück.

„Es ist schon vorüber;" sagte sie mit einer Stimme, in der man die Anstrengung, die ihr Stärke verleihen sollte, erkannte; „ich bedarf keiner weiteren Hülfleistung. Solchen Schwächen bin ich zum Oeftern Morgens unterworfen und sie sind ohne weitere nachtheilige Folgen."

Nach diesen Worten gab sie Baptisten einen Wink, sich neben ihr niederzulassen. Leo nahm seine Stelle der Geliebten gegenüber, an der andern Seite der Mutter ein. Ihm konnte nicht entgehen, daß Frau Anna in der leidenschaftlichen Aufwallung, deren er beym Anblicke der weinenden Geliebten nicht Herr zu bleiben vermocht, eine allzuplötzliche Offenbarung seiner bisher geheim gehaltenen Gefühle erhalten hatte, um nicht durch diese sehr überrascht und in eine außergewöhnliche Gemüthsbewegung versezt zu werden. Er bereute jezt seine Heftigkeit, er übersah alle unangenehmen Folgen, welche diese Entdeckung eben jezt herbeyführen mußte. Zu spät war er nun bemüht, sein Benehmen gegen Baptista in den Schranken jener ruhigen Freundlichkeit zu halten, wie man sie einer Verwandten, die auf keine leidenschaftliche Neigung Ansprüche macht, zu beweisen pflegt. Der Blitz war einmal gefallen und hatte gezündet. Frau Anna blieb im Nachdenken versunken, und die bekümmerten Blicke, welche sie bisweilen auf ihren Sohn warf, ließen diesem keinen Zweifel über den Gegenstand ihres Sinnens.

Erst als Baptista auf Leo's Aufforderung mit wiederkehrenden Thränen im Auge und bebender Stimme berichtete, wie das Unglück über das Haus ihres Vaters eingebrochen und dieser dem furchtbaren Schlage erlegen sey, gab auch Frau Anna ihre Theilnahme durch Mienen und Geberden zu erkennen, welche Anfangs ihr Erstaunen, dann ihre Zweifel über das, was sie hören mußte, an den Tag legten. Mit der schonendsten Rücksicht auf die Mutter des Geliebten, deren Schwäche Baptista durchschaut hatte, erzählte diese von dem Aufruhr der Evangelischen, der sich aus den Eisgebirgen des hohen Rhätiens hinab in die Thäler gezogen, von dem Blutgerichte zu Tusis, von den Verwüstungen durch Raub und Brand und von dem schrecklichen Spruche, der so viele Unschuldige, unter diesen auch ihren Vater, aus dem Lande verbannt habe. In dem Augenblicke, als dieses Unheil ihnen kund geworden, habe auch eine blutdürstige und plünderungssüchtige Rotte ihr Haus überfallen, und ohne irgend etwas von Werth retten zu können, sey ihnen nichts übrig geblieben, als in schleuniger Flucht ihr Heil zu suchen. Aber ihr alter Vater, tief gebeugt und erschüttert durch diesen plötzlichen Glückswechsel, war schon in einem der nächsten Dörfer erkrankt. Ohne ärztlichen Beystand, den man aus Furcht sich zu verrathen nicht aus Chur herbeyholen durfte, hatte sein Uebel bald einen gefährlichen Charakter angenommen, die schwachen Kräfte des Greises schwanden schnell dahin, und nach einem vier- und zwanzigstündigen Zustande des qualvollsten Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung hielt die unglückliche Tochter eine Leiche in ihren Armen.

Diese Mittheilung mußte Baptista's Schmerz erneuern, indem sie jene schrecklichen Ereignisse wieder an ihrer Phantasie vorüberführte, deren blutige Spuren ihr Haus befleckt hatten, deren ganze Entsetzlichkeit sich mit dem Tode ihres Vaters so gewaltsam und störend in ihr Leben gedrängt hatte. Nachdem sie berichtet, wie sie eine Waise geworden, konnte sie nicht weiter sprechen und Thränen erstickten ihre Stimme. Der unermeßliche Verlust war noch zu neu, um sie nicht bey jedem Gedanken daran in den tiefsten Kummer zu versenken. Sie stand auf und trat an ein Fenster. Dort verbarg sie das bleiche Antlitz in ihre Hände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Hieroglyphen der Aegypter.

(Beschluß.)

Es muß also ein Bestimmungsgrund da seyn, warum ein Wort vor allen den Wörtern, die mit gleichen Buchstaben anfangen, gerade dieß bezeichnet und kein anderes, und dieser kann entweder willkürlich oder vernünftig seyn. Vernünftig war er, wie Klaproth behauptet, bey den Aegyptern nicht, also war er willkürlich, d. h. die ägyptischen Priester lernten entweder auswendig, welches Wort willkürlich ein anderes Wort bezeichnete, oder, dieß wäre ihnen vielleicht zu schwer geworden, man muß mit Klaproth annehmen, daß die Priester Tafeln hatten, welche dazu dienten, diese verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, das ein anderes bezeichnen soll, zu bestimmen (que les prêtres avaient des tables, qui servaient à determiner ces differens sens) und, was noch merkwürdiger ist, daß die beyden Bücher des Horapollon nichts

als ein Bruchstück von einer Tafel dieser Art sind (que les deux livres d'Horapollon ne sont qu'un fragment d'une table de ce genre.)

Wie komisch muß es ausgesehen haben, wenn die ägyptischen Priester mit ihren erklärenden Täfelchen oder ihrem Horapollon in der Hand zwischen den Tempelwänden herumspazirt sind, und hineingesehen und mühsam gesucht haben, um nur lesen zu können, was sie selbst geschrieben hatten!

Daß übrigens die Erklärungen, warum zur Bezeichnung eines Gegenstandes gerade dieser genommen worden sey, in manchen Fällen gezwungen seyn müssen, läßt sich bey der Beschränkung, daß die Anfangsbuchstaben übereinstimmen sollen, und der Menschlichkeit unserer Sprache, nicht anders erwarten. Indessen so gar absurd sind denn doch z. B. die meisten Erklärungen des Horapollon nicht. Der Rächer (wahrscheinlich im Koptischen ein Nennwort von shro, rächen, gebildet) wurde durch einen Skorpion (shli) bezeichnet; und daß sich der Skorpion allerdings und sehr empfindlich rächt, wird Jeder erfahren, welcher mit ihm in nähere Berührung kommt. Verheerung (phondi) wurde durch eine Maus (phin) ausgedrückt, und daß Mäuse in großer Menge sehr bedeutende Verheerungen anrichten können, und besonders in dem kornreichen Aegypten der Pharaonen anrichten mußten, darin liegt keine Absurdität. Wir würden eben so gut Adel (ich meine das Abstraktum) durch einen Adler, Falschheit durch einen Fuchs, Treue durch eine Taube darstellen können. Daß aber auch wir auf Schwierigkeiten stoßen würden, wenn wir mehrere dergleichen Hieroglyphen bilden wollten, ist eben so gewiß.

Was also eigentlich Klaproth für die Erklärung symbolischer Zeichenbilder gethan hat, überlassen wir dem Urtheile des geneigten Lesers zur Selbstentscheidung, und beschließen hiermit unsere kurze Uebersicht der Entdeckungen, welche im Gebiete ägyptischer Schriftwissenschaft gemacht worden sind. Was unsere deutschen Philologen, namentlich Spohn und Seyffarth, über ägyptische Schrift lehren, fordert eine eigene und selbstständige Darstellung. Ihre Meynungen sind mit dem, was in dem Vorherigen gesagt worden ist, von Grund aus und schlechterdings unverträglich, und können für diejenigen, welche sich von der Richtigkeit der Entdeckungen Youngs und Champollions überzeugt, auch nicht das geringste Interesse mehr haben. Daß wir uns in diesem Falle befinden, geht aus unserer obigen Darstellung hervor; und gern wollen wir uns daher alles Urtheils über die Hypothesen unserer gelehrten Landsleute enthalten, indem wir nur noch bemerken, daß weder der Kritiker in dem Edinburgher Review (von 1826 und 1827), dem wir in dem größten Theile dieser Abhandlung gefolgt sind, noch Champollion, der sich in einer Beylage zu einer der neuesten Nummern der Antologia di Firenze ausgesprochen hat, mit gleichem Glimpf oder gleicher Billigkeit verfahren.

Russische Volkslieder.

4. Unüberlegter Vorschlag.

Männlicher, wackerer Junggesell,
Wie dein Sinn so verwegen ist!
Wohin denn rüstest du dich, mein Freund,
Sage, nach welcher Gegend fern,
Welcher mir unbekannten Stadt?
Willst du nach Kasan, nach Astrachan,
Willst du nach Nowgorod, Petersburg,
Oder nach Moskwa, der steinernen?
Nimm mich, nimm mich auch mit dahin!
Nenn' mich dein leiblich Schwesterlein
Oder dein Seelchen, dein junges Weib!

O du geliebte, du schöne Maid,
Vaters thörichtes Töchterlein!
Gern wohl nähm ich dich mit dahin,
Kennten mich dort die Leute nicht,
Daß ich nicht hab' ein Schwesterlein,
Noch ein Seelchen, ein junges Weib,
Hab' eine leibliche Mutter nur,
Aber die ist schon recht herzlich alt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 19. August.

Georg Canning, der Mann, der seit 1822 die Augen der Welt auf sich gezogen, auf den die Bedrängten gehofft, und den die Bedränger gefürchtet, ist nicht mehr. Er ist (wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt) in den Armen des Sieges gestorben, betrauert von einer Welt, und höher hätte er nicht steigen können, und hätte er noch dreyßig Jahre gelebt. Er starb mit dem Rufe, daß alles Gute, das seit Londonderrys Tod aus dem brittischen Kabinette hervorgegangen, sein Werk gewesen sey, und hinterließ den Glauben, daß er an der Spitze dieser Regierung noch viel Größeres vollbracht haben würde, wenn ihm das Schicksal die Zeit dazu vergönnt hätte. Der Sohn eines armen, ausgewanderten Irländers, (wie man sagt, von guter Familie und Erziehung) ward er in London im Schooße der Dürftigkeit geboren. Früh verlor er seinen Vater; und während seine Mutter aus Noth die Bühne betreten mußte, und nachher selbst einen Schauspieler, Namens Hune, heirathete, nahm sich einer seiner väterlichen Verwandten seiner an, und ließ ihn im berühmten Seminarium zu Eton erziehen. Dieß wenigstens ist eine Tradition, die den meisten Glauben findet. Schon in dieser Schule zeichnete sich der hochbegabte Jüngling durch die Fülle seines Witzes, den dichterischen Schwung seiner Einbildungskraft, die Anmuth seiner Unterhaltung und seines Wesens aus, welche leztere besonders alle ähnlich gestimmten Gemüther mit einer Art von Zauberkraft an ihn zog, und ihm selbst unter seinen politischen Gegnern die wärmsten Freunde erwarb. In einer Zeitschrift: the Microcosm, zu der er dort den Plan machte, und die er mit Hülfe einiger seiner Mitschüler herausgab, finden sich seine ersten Geisteserzeugnisse; und ein Menge anderer einzelner Aufsätze, Gedichte, Lieder, Satyren u. s. w., die seitdem aus seiner Feder geflossen, und besonders in dem, während der französischen Revolution erschienenen Anti-Jacobin abgedruckt wor-

den sind, geben, nebst seinen Reden, das Zeugniß, daß, wenn dieser außerordentliche Mann sich ausschließlich der Literatur gewidmet hätte, er in derselben, so gut, als in der Politik, Epoche gemacht haben würde. Er studirte zu Oxford, und wollte sich den Rechten widmen, als Wilhelm Pitt, das Genie des jungen Mannes erkennend, ihn in seinen politischen Kreis zog. Im Jahr 1793 trat er ins Parlament, und am 31sten Januar des folgenden Jahres hielt er seine erste Rede, welche zwar nicht verrieth, was er einst werden würde, doch aber Männer wie Pitt, Fox, Burke und Sheridan in ihren Erwartungen von ihm nicht irre machte. Personen, die ihn zu jener Zeit gekannt, behaupten, er sey im Innersten seines Herzens ein warmer Freund der bürgerlichen Freyheit gewesen, aber durch die in der Revolution verübten Greuel geschreckt, von dem Beyspiele und dem Ansehen eines Pitt und eines Burke mit fortgerissen, und besonders durch sein Bedürfniß, sich an die damals herrschende Parthey anzuschließen, genöthigt, sey er ein Gegner derselben geworden, so weit diese Parthey es für nothwendig hielt sich ihr feindlich zu zeigen; er blieb immer ein Anhänger Pitts und seines Systems, und was auch dieser große Mann und seine kleinen Nachfolger in der Verfolgung ihres Planes gegen die Rechte der Völker oder gegen die Freyheiten der Nation und einzelner Personen unternehmen mochten, sie fanden in Canning einen eifrigen, beredten Verfechter. Was ihm aber zur Ehre gereicht, ist, daß er nicht, wie die übrigen Nachfolger Pitts, ein Gegner der Freyheit aus Hang zur Tyranney war, sondern, wie sein Meister selbst, sich derselben nur darum widersezte, weil er ihren Ausschweifungen einen Damm entgegensezen zu müssen glaubte, und wo er seinem Hang folgen durfte, immer auf der Seite der bedrückten Menschheit war; so sprach er z. B. stets gegen den Sklavenhandel, gegen die Bedrückungen Irlands, und zu Gunsten der Emancipation der Katholiken. Seine erste Stelle erhielt er im Jahre 1796 als Sekretär des Schazministeriums, welche er bis 1803 behielt, wo Pitt das Ministerium verließ. Inzwischen hatte er 1799 eine Tochter des Generals Scott geheirathet, deren Schwester die Gemahlin des Herzogs von Portland wurde, und bekam hierdurch Vermögen und Verbindungen, die ihm mehr Gewicht im Lande verschafften, als ihm seine Beredtsamkeit, allein hätte geben können.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, August.

(Beschluß.)

Aus der Uebersicht und Erörterung zehnjähriger, sehr genauer Barometer- und Thermometerbeobachtungen in Bern, die der Handelsmann, Hr. Fueter, angestellt und der naturforschenden Gesellschaft kürzlich vorgetragen hat, ergibt sich unter anderm auch eine neue Bestätigung der Wahrnehmung des Hrn. von Humboldt, nach welcher im ganzen temperirten Europa die mittlere Wärme des Oktobers die des ganzen Jahrs bis auf weniger als einen Grad darstellt. In den Jahren 1821 bis 1826 nämlich findet sich, mit Ausnahme jedoch des lezten, diese Angabe bestätigt. Zum Jahr 1826 gesellen sich dann aber auch die Jahre 1816 und 1817 als merkwürdige Ausnahmen dieser Uebereinstimmung, indem in jenem kalten und regnerischen (1816) die mittlere Temperatur des Oktobers + 7. 53., also eine der wärmeren war, und umgekehrt in diesem (1817) der Oktober (der kälteste der lezten 22 Jahre) nur + 4. 30 auswies, da doch aus der mittleren Wärme des ganzen Jahrs um 2 Uhr Nachmittags von 9. 53. zu schließen, das wahre Mittel desselben um ein merkliches höher stehen mußte. Diese beyden Jahre scheinen in ganz Europa, wenigstens dem westlichen, ungefähr das gleiche Verhältniß dargeboten zu haben. — Aus den Beobachtungen des Hr. Fueter geht zugleich auch hervor, daß Hr. von Humboldt sich irriger Angaben bedient hat, wenn er Berns mittlere Temperatur zu 9. 60 Celsius = 7. 68 R. bestimmte, und daß dieselbe um 1½° niedriger ist, als die von Genf; um 1° niedriger als die von Zürich; um 1½° niedriger als die von Chur, ja sogar noch unter der von Edinburgh (46. 23 F. = 6. 32 R.) steht. Es ergibt sich nämlich aus Hr. Fueter's Beobachtungen (1816 bis 1826) die mittlere Barometerhöhe von Bern (34. 3 Fr. Fuß über dem Boden des Münsterplazes) von 26. 553 bey 10° R., und die mittlere Temperatur von + 6. 21 R.

Hr. Professor Meißner, von dem jüngsthin auch eine werthvolle Monographie der Pflanzengattung Polygonum erschienen ist, überreichte der Gesellschaft eine Beschreibung des Niederschlingens der Riesenschlange (Boa constrictor), welche er in Genf zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die scheinbare Unmöglichkeit, daß diese Thiere, so wie überhaupt alle Schlangen aus der Nattern-Familie, im Stande sind, Nahrungsstücke, die ihren ganzen Kopf an Umfang weit übertreffen, und die sie weder zerreissen noch sonst verkleinern können, zu verschlingen, findet ihre Lösung im Knochenbau des Schädels dieser Thiere. Hr. Meißner zeigt nämlich: 1. daß die Zähne der Schlangen (so wie überhaupt aller damit versehenen Reptilien) nicht zum Kauen, sondern blos zum Festhalten des Raubes dienen; 2. daß folglich, da der zu verschlingende Bissen nicht verkleinert werden kann, der Durchgang desselben durch die Mund- und Gaumenhöhle mittelst einer Dehnbarkeit der diese Höhle begrenzenden Theile möglich gemacht werden muß; 3. daß an dieser Erweiterung nicht nur die weichen Theile, sondern auch wirklich und wesentlich die Knochen theilnehmen, und zwar so, daß einerseits die beiden Arme des Unterkiefers, die vorne nur durch ein elastisches Band zusammengehalten werden, weiter auseinander treten und sich unabhängig von einander, jeder auf seiner Seite für sich, vor- und zurückschieben, und anderseits, daß auch die Gaumen- und Kieferbeine des Oberkiefers, die ebenfalls durch elastische Bänder mit einander verbunden sind, sich auseinander dehnen, und dadurch eine größere Breite der Mundhöhle hervorbringen können. Auf diese allgemeine Betrachtung folgt die umständlichere Schilderung des Prozesses beym Verschlingen eines Huhnes, wovon hier einzig nur bemerkt werden soll, daß die bedeutende Erweiterung des Schädels der Schlange und das abwechselnde Hin- und Herschieben jeder einzelnen Unterkieferhälfte für sich deutlich wahrgenommen wurde, und daß, während der Rumpf des Huhnes die ganze Mundhöhle der Schlange ausfüllte, der Kehlkopf derselben seitwärts am Mundwinkel vorragte, wodurch das Geschäft des Athmens ungestört fortgesezt werden konnte.

Von dem Gurnigel-Bad des Bernischen Steckhorngebirgs ist so eben eine neue in französischer Sprache abgefaßte Beschreibung (les bains du Gurnigel. Berne chez Haller. 1827. 8.) erschienen, die Hr. Dr. Fueter in Bern besorgt, und dafür vorzüglich auch die vor etlichen Jahren erschienene deutsche Beschreibung des Bades von Hrn. Dr. Lug, benuzt hat. Eine, für Bern sehr verdienstliche Arbeit ist auch die jüngsthin auf Anordnung der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft, mit Steindruckschrift, und in Bogenform ausgegebene „Uebersicht der Bestandtheile der frequentesten öffentlichen Brunnen der Stadt Bern und ihrer nächsten Umgebung, in einer Wassermenge von zwölf Pfund oder vier Berner Maßen, von F. Pagenstecher.“ Dieser geschickte Chemiker und Hr. Professor Brunner befinden sich gegenwärtig im Leukerbad, in Aufträgen der schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher für eine befriedigendere Analyse dieser berühmten Therme.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. August 1827.

> Die Sternkunde gibt dem Menschen ein erhabenes Herz, und ein Auge, das über die Erde hinausreicht, und Flügel, die in die Unermeßlichkeit heben, und einen Gott, der nicht endlich, sondern unendlich ist.
>
> Jean Paul.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse *).

Briefauszüge von Dr. Nürnberger.

. . . . . Das Schloß ist in Form eines Andreaskreuzes gebaut. Die Offices liegen sämmtlich im Souterrain, und die Bel-étage wird durch einen elliptisch geformten Saal gebildet, auf welchen sich so viel Kabinette öffnen als das Kreuz Ecken hat. Uebrigens Alles im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts: gewirkte Tapeten mit Jagdstücken; weiß lackirte Stühle mit schwerem gelben Damast bezogen; Gypsdecken mit wunderschöner Stuckaturarbeit u. s. w. Was mich das Alles anzieht, kann ich Ihnen unmöglich beschreiben; mir ist in zehn Jahren nicht so wohl und so heimlich gewesen. Sie haben mir ein Zimmerchen angewiesen, das gerade hinein in die endlosen Waldungen sieht, die sich von dieser Seite fast ununterbrochen bis an die . . . sche Gränze erstrecken. Da sitz' ich nun Stunden lang im Bogenfenster und kann mich nicht satt sehen an den knorrigen, bemoosten Eichen, durch deren dichtes, dunkelgrünes Laub sich kaum ein Strahl des Vollmondes stiehlt, wie prangend er auch jezt am Himmel strahlt. Rings um das Hügelchen, auf dem das Schloß steht, läuft zunächst ein Kranz von Linden, lauter solche uralte Kerle, die ich alle umarmen möchte in meiner Lust: das blüht und duftet! — Der Saal in der Mitte, von dem ich Ihnen eben geschrieben habe, ist Konversations- und Speisezimmer, mit einem Kamine, so groß wie ein kleines Haus, in welchem halbe Bäume Platz haben; ich kann mich unendlich an dem Spiele der mächtigen Flammen und dem Abstich der rothen Gluten gegen die dunkelbraune Färbung der Tapete ergötzen. Wir sind im Anfange Juni's; aber ich versichere Ihnen, daß man die Wärme eines solchen Kaminfeuers, zumal in den Abendstunden, noch recht behaglich findet; Gegend und Luft haben hier doch schon einen recht nordischen rauhen Charakter. Indeß sind einzelne Abende auch wieder mild, wie z. B. vorgestern, und diese bringen wir dann auf dem Balkon zu, der nach Süden liegt, und von dem man nach dieser Seite einer schönen freyen Aussicht genießt; der Lindenkranz tritt hier von beyden Seiten zurück. An diesem Plätzchen hängt die Gräfin mit einer ganz besondern Vorliebe; sie hält hier, wenn die Witterung günstig ist, ganze Abende aus, und ich und der alte steife Herr, der eine Art von Major domus im Schlosse macht, müssen ihr dann Gesellschaft leisten. Wenn

*) Wem wären Fontenelle's berühmte „Entretiens sur la pluralité des mondes" mit einer liebenswürdigen Marquise unbekannt, in denen sich Laune und Gründlichkeit auf eine so glückliche Art miteinander vereinigen, und durch welche die Liebe zur erhabensten und anmuthigsten, gleich sehr den Verstand befriedigenden und die Flügel der Phantasie entfaltenden Wissenschaft unter den französischen Damen so lebhaft erregt worden ist! Unser astronomischer Korrespondent hat die Bekanntschaft einer jungen deutschen Dame gemacht, welche der Marquise weder an Liebenswürdigkeit noch an Wißbegier und geist- und geschmackreichen Repliken nachsteht.

D. R.

ich nur wüßte, was eine so junge reizende Dame an diese Einsamkeit fesselte! Dahinter muß, wie Sie nachher noch bestimmter sehen werden, irgend ein Geheimniß stecken; sie ist wahrhaftig für einen andern Schauplatz gemacht. Stellen Sie sich Fräulein R. vor, nur daß die Gräfin lichtbraunes, außerordentlich reiches Haar hat; sonst die nämliche hohe Gestalt, dasselbe durchdringende schwarze Auge, dessen Feuer indeß durch einen gewissen Ausdruck sanfter Melancholie gemildert wird. Dazu viel Bildung, wie ich Ihnen auch vorläufig schon geschrieben habe; sie spricht namentlich allerliebst Französisch, ohne allen Accent. Sie können denken, wie wohl mir das thut. Dieß sind aber immer erst ein Paar Pinselstriche des Gemäldes; lesen Sie nur weiter.

Nun werden Sie aber erst ausführlicher wissen wollen, wie ich zu der interessanten Bekanntschaft gelangt bin? Ja, sehen Sie, Freund! das ist Ihnen im eigentlichen Sinne des Wortes ein astronomischer Zufall. Bey dem Umwerfen meines Wagens nämlich war die Bücherkiste entzwey gegangen, und ein Exemplar meines Traktates: Ueber das Zerfallen unseres Planetensystems in zwey große Gruppen, im Gesträuche liegen geblieben. Das Dingelchen hatte der Jäger gefunden und es der Gräfin gebracht, die auf diese Weise zugleich in Kenntniß gesezt worden war, daß ich mit meinem verstauchten Beine in der Försterey nicht besonders aufgehoben sey. So erging denn die Einladung an mich, wofür ich dem Himmel zu danken habe, da ich vielleicht noch sechs Wochen aushalten muß, und besonders die Erschütterung des Fahrens, welches ich gestern versuchen wollte, schlechterdings nicht ertragen kann. Jenes Traktätchen gibt denn auch meistens den Stoff meiner Unterhaltungen mit der Gräfin ab, die mit einer tiefen Sehnsucht von den Wundern des Sternenhimmels erzählen hört. Schauen Sie, ich behalte dergleichen Unterredungen zu meiner eigenen Verwunderung fast wörtlich, und habe eine wahre Freude, sie hier sammt den rührenden, fast melancholischen Digressionen meiner Zuhörerin für Sie niederzuschreiben; — verzeihe mir's Gott! aber fast kömmt mir's vor, als hätte das Funkeln der schwarzen Augen der Gräfin wenigstens eben so viele Schuld daran als das Funkeln der Sterne selbst. Nun! — mißdeuten Sie mich indeß nicht.

Der Mond namentlich, der, wie gesagt, jezt voll ist, und sein freundlich-mildes Licht durch die großen Fenster des gothischen Saales sendet, wo es denn einen wunderlichen Kampf mit den flackernden Lichtern des Kamines zu bestehen hat, interessirt die reizende Dame unendlich. „Liebster Doktor," fragte sie mich an einem der ersten Abende, nach aufgehobener Tafel, „ist denn der Mond bewohnt? ich sehe ihn immer mit so großer Sehnsucht an, ich habe in seinem sanften Scheine von so manchen Lebensschmerzen ausgeruht, daß mich sehr zu wissen verlangt, ob auch dort fühlende Herzen schlagen?" — In meinem Leben hatte ich noch nicht schmerzlicher beklagt, daß der Frauenhofer'sche Riesenrefraktor, der jezt die Sternwarte zu Dorpat ziert, nicht so tief in die Verhältnisse einer andern Welt eindringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Leo saß still und tief ergriffen vor sich nieder. In diesem Augenblicke konnte er den Mordversuch Ambrosio's entschuldigen, denn er empfand etwas dem ähnliches, was jener bey der Nachricht von Zambra's unglücklichem Ende gefühlt haben mochte. Alle Liebe, welche Lostallo ihm bewiesen, die gütige Gesinnung eines Vaters, die er so oft ihm an den Tag gelegt, die heimliche und doch erkennbare Freude, mit der er gesehen, wie der Bund zwischen Baptista und Leo sich immer fester knüpfte, Alles trat vor seine Erinnerung und empörte seine Gefühle gegen diejenigen, welche den würdigen Mann dem Elende preis gegeben und seinen Tod, ehe die Natur ihn gewollt, herbeygeführt hatten. Aber in diese zornige Wallung mischte sich zugleich eine Wehmuth, die dem Ambrosio gänzlich fremd geblieben seyn mochte und welche jezt bey Leo bald die Oberhand gewann. Seine Seele war tief bekümmert, er dachte kaum seiner Liebe, er dachte nur des Verstorbenen, den die Hand des Todes grausam von seinen unerfüllten Wünschen, von seinen blühenden Hoffnungen hinweggerissen hatte.

In dieser weichen Stimmung störte ihn seine Mutter, welche, nachdem Baptista ihre Erzählung geschlossen hatte und weinend in die Fenstervertiefung getreten war, dem Mädchen einen langen unwilligen Blick nachsandte und dann an ihren Sohn die Frage richtete:

„Ist dir auf deiner Reise etwas zu Ohren gekommen von solchen Ereignissen? Kaum glaublich scheint mir, was sie berichtet, und ich fürchte sehr, daß der böse Sinn unserer Religionsgegner geschäftig ist, hassenswürdige und schändliche Dinge von den Evangelischen auszustreuen, um einen neuen Vorwand zu haben, sie zu verfolgen und zu bedrücken."

„Ach Mutter!" versezte Leo, der sich zu sehr seinen trüben Gedanken hingegeben hatte, um die in Anna's Worten enthaltene schwere Beschuldigung gegen Baptista stark zu empfinden. „Alles ist wahr, was sie gesagt, und noch weit Aergeres ist geschehen, das ihr unbekannt geblieben, oder das sie, um Euch nicht allzusehr zu betrüben, mit Stillschweigen übergangen. Die Wahrheit selbst würde ebensowohl sich mit einer Lüge beflecken können, als Baptista's Mund Dinge spräche, die ihr Bewußtseyn verläugnen müßte. Und was ist denn so Un-

glaubliches in diesem Berichte? Der Fanatismus hat den Brand entzündet, der Haß und die Raubsucht haben sich seiner bemächtigt und ihn in friedliche Wohnungen geschleudert, um diejenigen zu verderben, die sie lange vorher schon bezeichnet hatten. Ist dergleichen Euch denn so fremd geblieben im Laufe Eures erfahrungsreichen Lebens? Erinnert Euch Eurer Jugendjahre, Mutter! Ihr seyd eine geborne Genferin. Ihr standet noch in dem Alter, wo das Herz so sehr empfänglich ist für die Theilnahme an dem Mißgeschicke Anderer, wenn auch ihre Grundsätze von den unsrigen abweichen, als Calvin in Eurer Vaterstadt mit furchtbarer Strenge das Amt eines Wächters der Gewissen führte, und jedes Saatkorn, das ihm unrein dünkte, mit Feuer und Schwert ausrottete. Ihr habt gewiß manche Thräne des Mitleids vergossen, wenn man Euch von den Einkerkerungen der nur unbedeutend Verdächtigen erzählte, von der grausamen Hinrichtung Gruets, von dem widerrechtlichen Spruche, der den Michael Servet auf den Scheiterhaufen brachte. Ihr waret noch ein Kind, als diese Dinge geschahen, aber diese Jahre, welche die Natur zu ungetrübter Heiterkeit und schuldlosen Spielen bestimmt hat, wurden selbst mit unaufhörlicher Furcht erfüllt, daß der Wille des Gewaltigen im nächsten Augenblicke den Vater oder die Mutter von Eurer Seite reißen und Euch zu einer Verlassenen machen könnte, wie jene jezt ist."

„Das Alles ist wahr, mein Sohn!" unterbrach ihn Frau Anna, mit einem unruhigen Blick auf Baptista, der den Wunsch auszusprechen schien, diese traurigen Thatsachen nicht in dem Gedächtnisse der Katholikin aufgefrischt zu sehen. „Aber warum mahnst du mich gerade jezt an diese Zeit der Angst, an die wahrscheinlich sehr ungegründete Furcht, die damals die Seele des unwissenden Kindes erfüllte? Freylich habe ich auch in reiferen Jahren gezittert, wenn harte Kirchenstrafen Verwandte und Freunde trafen, wenn manches innige Band mit einem Male durch eine Verfügung Calvins zerrissen wurde; aber diese Schwäche lag in der Natur des Weibes, und nicht minder bin ich überzeugt geblieben, daß der gottgesandte Mann, der also verfuhr, nicht irren könne."

„Ihn wollte ich auch nicht beschuldigen, liebe Mutter!" erwiederte sehr sanft der junge Mann. „Die Erinnerung an sein Verfahren sollte Euch nur zu der Erkenntniß bringen, daß nicht immer Feindseligkeiten der uns entgegenstehenden Parthey nöthig sind, um Blutvergießen, Einkerkerungen und Verbannungsurtheile zu veranlassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 19. August.

(Beschluß.)

Im Jahr 1804 trat Canning auf's Neue mit Pitt als Sekretär in der Marine in's Ministerium, und blieb darin bis zu dessen Tod im Jahr 1806. Im Jahr 1807 übernahm er die Stelle als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, unter seinem Schwager, dem Herzog von Portland, in welcher Eigenschaft er eine berühmte Rede zur Vertheidigung der Beschießung von Kopenhagen und der Besiznahme der Dänischen Flotte hielt. Im Jahr 1813 zwang ihn eine beißende Satyre gegen seinen damaligen Kollegen, Lord Castlereagh, zu einem Zweykampfe mit demselben. Lord Castlereagh forderte ihn heraus, und die beyden Minister schossen sich am 21sten September auf der Heide von Putney. Canning empfing von dem ersten Feuer einen Schuß in den Schenkel, ließ sich aber nichts merken, und war bereit die zweyte Pistole zu nehmen, als die Sekundanten das Blut sahen, und eine Versöhnung zuwege brachten. Diese Begebenheit, welche großes Aufsehen erregte, nöthigte beyde ihre Aemter nieder zu legen. Doch kam Castlereagh bald wieder ins Ministerium, und Canning schadete sich in der hohen Meynung des Publikums durch die Annahme einer unnöthigen Gesandtschaft nach Lissabon, welche die Nation 12.000 Pfund Sterling kostete. Er war schon vorher (im Jahr 1812) gegen Hrn. Brougham zum Parlamentsmitgliede für die Stadt Liverpool erwählt worden, eine Ehre, die er in Folge dieser Mission bey der nächsten Wahl fast wieder verloren hätte. Im Jahr 1818 übernahm er die Stelle als Präsident des Ministeriums der ostindischen Angelegenheiten, eine Stelle, die ihm erlaubte sich als Geschäftsmann zu zeigen, und manchen willkührlichen und despotischen Schritt der Kompagniedirektoren zu verhindern. Aber die Bitterkeit und Ironie, mit der er auch damals von den Reformatoren zu reden pflegte, die Beredsamkeit, womit er den Gewaltschritt der Beamten von Manchester, und die Einführung der berüchtigten sechs Akten vertheidigte, hat ihm die unauslöschliche Feindschaft der Republikaner im Lande zugezogen, ohne daß die Aristokratie ihm darum vielen Dank wußte; sein Genie war für die Meisten zu hoch, neben ihm verloren die Adelskronen seiner hochgebornen Kollegen und Unterstüzer der Parthey ihren Glanz, er war ihnen für einen neuen Mann zu anmaßend, für einen Minister zu poetisch, zu wizig, in seinem Wunsche für die Freyheit der Katholiken zu ernsthaft, und überhaupt zu liberal, um sich ihres herzlichen Beyfalles oder ihres gänzlichen Zutrauens erfreuen zu können. Selbst der König, sagt man, soll ihm nie besonders hold gewesen seyn; und er verscherzte das Zutrauen des Monarchen gänzlich, als er sich weigerte an der Anklage der Königin Theil zu nehmen, und solche nicht nur durch seinen freywilligen Austritt aus dem Ministerium, sondern auch durch eine kräftige Rede im Unterhause mißbilligte. Er trat zwar nicht zu der Opposition über, welches ihn bey der damals so sehr aufgeregten Volksmasse zu einem Gott erhoben haben würde, aber jener Schritt allein schon war hinlänglich, ihn bey den Meisten beliebt zu machen, und Georg Canning, den Unterstüzer der Pitts, der Percevals und der Castlereaghs in ihren Kreuzzügen gegen die neueren Staatsverbesserer, in Canning den Volksfreund umzuwandeln, oder doch die Nation im Allgemeinen darauf vorzubereiten ihn als solchen später zu empfangen. Die Regierung, der er im Wege seyn mochte, wünschte ihn inzwischen auf eine ehrenvolle Art aus dem Wege zu schaffen, und ließ ihn zum Generalgouverneur von Indien ernennen. Schon hatte er Abschied von seinen Konstituenten zu Liverpool genommen, schon glaubte man seine beredte Stimme im Unterhause zum lezten Male vernommen zu haben, als plözlich durch den Tod des Lord Londonderry die sogenannte ministerielle Führerstelle erledigt ward. Sogleich wandten sich alle Augen nach ihm, und Canning, welchen man für immer aus dem Rathe des Königs verbannt glaubte, ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Namen nach unter Lord Liverpool, aber in der That, und

wie selbst seine Feinde es mit Bitterkeit gestehen, Chef des Ministeriums. Dieß geschah am 17ten Sept. 1822. Welche Umwandlung diese ministerielle Veränderung in England, in Europa und Amerika hervorgebracht, ist zu bekannt, um hier wiederholt zu werden; genug, die Menschheit, welche ein falsches System in Fesseln zu schlagen drohte, athmete auf's Neue; und ohne den allgemeinen Frieden zu verletzen, oder auch nur einen Schuß zu thun, verhinderte England Eingriffe in die Rechte der Nationen, und schüzte die Schwachen gegen die Starken. Am auffallendsten aber waren die Veränderungen im Innern: aufrührerische Zeitschriften verschwanden, stürmische Versammlungen hörten auf, das Volk, welches bisher in der Regierung nur Feinde gesehen, erkannte jezt in derselben seine Beschützer; denn von ihr gingen jezt alle Verbesserungen aus; Verminderung der Abgaben, Ausdehnung des Handels durch einen höheren Grad von Handelsfreyheit, Abschaffung veralteter und schädlicher Kriminalgeseze, und eine Menge anderer Reformen ließen wenigstens den guten Willen blicken; und wenn nicht alles so war, wie man es hätte wünschen können, so schrieb man es der Hartnäckigkeit der alten Tories im Kabinette zu, welche Hr. Canning und seine jüngern Kollegen nicht so liberal seyn lassen wollten, als sie es wünschten; kurz man athmete freyer, und sah glücklicheren Tagen entgegen. Unter diesen Umständen ereignete sich die Revolution im brittischen Kabinette, welche Hrn. Canning an die Spize desselben sezte, und die so lange ausgeschlossenen Whigs zu seinen Kollegen und Unterstüzern machte; eine Revolution, welche nicht nur von England, sondern von der ganzen gesitteten Welt, als ein Triumph des Zeitgeistes über verjährte Vorurtheile, des Genies über Geburt, des gesunden Menschenverstandes über hergebrachten Schlendrian, mit lautem Beyfall aufgenommen ward. Cannings Feinde behaupten, daß Weibereinfluß das Meiste zu seiner Ernennung beygetragen, und daß seine List seine alten Kollegen aus dem Felde getrieben habe. Ob dieß wirklich so gewesen oder nicht, wage ich bey so mangelhaften Nachrichten, als wir bis jezt noch über diese Begebenheit besizen, nicht zu bestimmen; auf jeden Fall brauchen der König und die Exminister sich nicht für das Kompliment, das ihnen mit dieser Beschuldigung gemacht wird, zu bedanken. Auch war es der Welt nicht vergönnt sich durch die Erfahrung zu überzeugen, ob dieser außerordentliche Mann so fähig sey, die erste Rolle im brittischen Kabinette zu spielen, als er mit Ruhm die zweyte gespielt, ob es wirklich das alte Ministerium war, was seinen höheren Planen im Wege stand, oder blos die Gewalt der Umstände, wie wohl wahrscheinlicher ist, und endlich ob er wirklich die hohe moralische Kraft besaß, welche erforderlich war, über den furchtbaren Aristokratenverein zu siegen, der sich seiner Verwaltung entgegen bildete, theils aus Haß wegen früherer Beleidigungen, theils aus Neid gegen sein hohes Talent und großes Glück, theils aus Stolz, sich von einem namenlosen Plebejer beherrscht zu sehen, aber größtentheils aus unverholener Furcht, er dürfte sich zu allzugroßen Neuerungen hinreißen lassen, welche die Vorrechte ihres Standes schmälern könnten, und sein Ansehen gebrauchen, um die Sache der Katholiken zu fördern, und in der That auch vorzüglich darum, weil es den meisten an dem Zutrauen zu ihm fehlte, welches die englische Aristokratie haben muß, um sich an einen Minister anzuschließen, weil die meisten Mitglieder es sich gern bequem machen, und ihrem Führer blindlings folgen. Sein Tod, welchen man nicht so bald erwartete, obgleich man ihn längst kränklich wußte und offenbar sah, daß es sein thätiger Geist war, welcher den Körper aufrecht hielt, hat alle diese Feindseligkeiten niedergeschlagen, und alle Partheyen vereinigen sich zum Lobe eines Mannes, in dem eine solche Fülle der Gaben, des Geistes und des Herzens sowohl als der Person und des Glückes, vereinigt war, wie man sie selten vereinigt sieht, und der, wenn ihm das Schicksal eine hohe Geburt und in seiner Jugend ein unabhängiges Vermögen verliehen hätte, so daß er immer ungefesselt seinen eigenen Gang hätte gehen können, vielleicht nicht seines Gleichen gehabt haben würde; aber auch so wird sein Name ewig leben, denn jezt wenigstens hat England seines Gleichen nicht! — Gestern, den 18ten, fand das Begräbniß des berühmten Todten in der Westminsterabtey statt, und die Gebeine Georg Cannings ruhen neben der Asche Pitts und Fox's. Die Feyerlichkeit war im strengsten Sinne privat, indem, außer den Herzogen von Clarence und Sussex und den Staatsministern, nur die Verwandten und genauesten Freunde des Verstorbenen den Zug begleiteten. Aber Tausende drängten sich auf den Straßen und in der Kirche, um denselben zu sehen, und wenn man vom Aeußern auf's Innere schließen darf, waren wenige zugegen, die den erlittenen Verlust nicht tief empfanden.

Paris, 30. Juli.

(Beschluß.)

Unter jedem Ministerium hält Azaïs um Unterstützung an, und zeigt die Nothwendigkeit, sein System in den öffentlichen Unterricht einzuführen. Unter dem Ministerium des Grafen Decazes fand Azaïs geneigte Ohren; der Minister nahm den Philosophen in seinen Sold, schenkte ihm ein Häuschen und Garten, und ließ von ihm einiges Politische schreiben, oder vielleicht glaubte Azaïs sich aus Dankbarkeit verbunden, dem Minister mit seinen Schriften nachzuhelfen. Die Nachfolger des Grafen Decazes im Ministerium, haben den bereits alt gewordenen Philosophen vernachläßigt, und es ist diesem nichts übrig geblieben als das Decazes'sche Häuschen. Das Publikum, das sich in Paris unmöglich so lange Zeit mit einem philosophischen Systeme beschäftigen kann, wäre es auch das reizendste von der Welt, hatte auch aufgehört, den Vorträgen des Hrn. Azaïs beyzuwohnen. Der philosophische Meister hat also einen andern Weg eingeschlagen, um das Publikum wieder anzufeuern, und einiges dabey zu gewinnen, da er in seinem Greisenalter mit Noth bedroht ist. Er ist auf den Einfall gerathen, an den Sommerabenden Vorträge in seinem Garten zu halten, und die Leute unentgeldlich zuzulassen, wofern sie eins seiner Werke zu zehn oder zwölf Franken kaufen. Kauft man eine wohlfeilere Schrift von ihm, z. B. eine von fünf oder drey Franken, so ist er zu einer Privatunterredung von einigen Stunden in seinem Garten erbötig. Auf eine solche Spekulation war noch kein Schriftsteller gefallen. Dadurch befördert er den Absaz seiner Schriften, welcher nicht sehr schnell von Statten ging, und zwingt das Publikum, sich nochmals mit dem Azaïs'schen Systeme und seinem Schlüssel aller physischen und moralischen Welterscheinungen zu beschäftigen. Da Hr. Azaïs ein Mann ist, der seines Alters und Talentes wegen doch immer Theilnahme oder Mitleiden verdient, so haben die Zeitungen seine Vorträge unter freyem Himmel mit den akademischen Versammlungen zu Athen, seine Nuß- und Birnbäume mit den Platanen der Akademie, und den Professor natürlich mit Plato verglichen. Etwas hat Azaïs mit dem griechischen Weltweisen zwar gemein, z. B. seinen sanften, einnehmenden Vortrag, seine schwärmerische Phantasie, welche ihn in die höhern Regionen zieht, und ihm die Träume seiner Einbildungskraft als Wahrheiten darstellt; aber wie verschieden ist alles Uebrige! Gewiß hat Plato nie an eine solche Spekulation gedacht wie diejenige ist, wodurch Azaïs sich Geld zu verschaffen sucht.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. August 1827.

— Schon längst entlud es der Sorgen sich; denn da es weiland
Obergewalt, Legionen, Gebund und Alles vertheilte,
Jezo mäßiget sich's, und wünscht zwey Dinge nur ängstlich:
Brod und circensische Schau!

Juvenal (nach Donner.)

Ueber die Giraffe.

Wer kennt nicht schon von den Jahren der Kindheit her die Giraffe, wessen jugendliche Phantasie hat nicht die seltsame Gestalt dieses Thiers in Reisebeschreibungen, namentlich in Le Vaillants wundervollen Abenteuern angesprochen? Der ungeheure Kontinent von Afrika malt sich dem jungen Leser als ein Fabel- und Wunderland, in dem die Thierwelt die Hauptrolle spielt; er sieht den Strauß über die Steppe jagen, den Elephanten, die Gazellenrudel am Horizonte weiden, hört das Geschwätze der Affen und den mannigfaltigen Gesang der herrlich gefiederten Bewohner der Luft in den Wipfeln gigantischer Bäume. Jeden Tag rückt die Sonne, die die Nacht, welche über Afrika liegt, erleuchten soll, höher herauf; selbst die Pariser Giraffe ist nicht blos ein Gegenstand der leeren Neugierde einer müssigen Hauptstadt (es ist bekannt, welches Aufsehen das harmlose Thier daselbst macht); auch sie muß ein Scherflein zum Fortschreiten der Wissenschaft beytragen, und Geofroi St. Hilaire hat dem Institut eine besondere Abhandlung über dieselbe vorgelegt.

Die jezt in Paris lebende Giraffe ist die erste, die das westliche Europa in den lezten Jahrhunderten gesehen hat; ein Medicis in Florenz besaß eine im Jahr 1486, die ziemlich lange lebte. Julius Cäser war der erste, der dieses Thier dem staunenden Rom vorführte; später aber ließen es die Imperatoren häufig in den Spielen des Circus auftreten. Die Römer nannten die Giraffe Camelopardalis, aber vom Kameel unterscheidet sie sich durch eine Menge wesentlicher Merkmale, und die Flecken ihres Fells mögen zwar an die gefleckte Haut der meisten großen Panther erinnern, sind aber nicht rund und regelmäßig gestellt, sondern ganz unregelmäßig. Ihr antiker Name heißt Zurapha, und daraus ist Giraffe geworden.

In ihrer Heimath weidet die Giraffe die Baumwipfel ab und liebt besonders die Gewächse aus der Mimosenfamilie, die dort in Menge wachsen; sie scheint jedoch dieses Futter leicht mit jeder andern vegetabilischen Nahrung vertauschen zu können; jene Florenzer Giraffe, die von den ersten Stockwerken der Häuser aus gefüttert wurde, nährte sich von den Früchten des Landes, besonders von Aepfeln; die Pariser lebt von gemahlenem Mais, Gerste und Bohnen und von Milch; die armen Araber, die sie aufzogen und ihr nichts anderes geben konnten, gewöhnten sie an diese Lebensart; indessen frißt sie gern die Acacienzweige, die man ihr gibt; sie faßt die Blätter auf eine ganz eigene Weise, indem sie eine lange, runzlige, sehr schmale Zunge herausstreckt und um den zu fassenden Gegenstand rollt. Daß sie bestimmt ist, hohe Baumzweige abzuweiden, beweist auch noch der Umstand, daß es ihr Mühe kostet etwas vom Boden aufzunehmen; sie spreizt zu diesem Zweck ihre Vorderfüße nach einander aus, und erst nach wiederholten Versuchen beugt sie den Hals zur Erde. — Die Giraffe kann blos Paß gehen, aber vermöge der Länge ihrer Beine ist ihr Lauf sehr rasch, troz dem, daß die Vorder-

und Hinterfüße einander zu nahe gerückt und von etwas ungleicher Länge sind. Wird sie verfolgt, so flieht sie sehr schnell, aber der geringe Umfang ihrer Lungen erlaubt ihr nicht lange zu laufen. Man meynt gewöhnlich, die Giraffe wohne blos in der Wüste, und wundert sich mit Recht, daß ein so großes Thier auf einem dürren, verbrannten Boden seine Nahrung finden soll; aber sie lebt so wenig als die Antilopen in der Wüste; man sieht sie zwar darin in zahlreichen Rudeln; die Wüste ist aber blos ein Zufluchtsort für sie, wie der Forst für unsere wilden Schweine; sie ziehen sich dahin zurück, um weit umherzusehen und vor Ueberfällen sicher zu seyn; ihr Futter finden sie auf den bewässerten fruchtbaren Landstrichen, die in Afrika weite Strecken bilden, und in deren Nähe sie sich zu halten suchen; wenn der Rudel dieselben betritt, verheert er Alles auf seinem Wege.

Der Löwe ist der furchtbarste Feind der Giraffe; aber nie greift er sie in der Wüste an, sondern legt sich in den Mimosengebüschen und an den Bachufern, wo sie ihren Durst löscht, in Hinterhalt. Die Giraffen und Antilopen betreten daher dergleichen Orte auch nur mit großer Vorsicht; sehen sie ihren Feind in gewisser Entfernung, so entgehen sie der Gefahr durch die Flucht; ist er aber zu nahe, so setzen sie sich zur Wehr, und der Erhaltungstrieb flößt ihnen einen Muth ein, der dem furchtbarsten der Thiere verderblich werden kann. Die Giraffe bedient sich gegen den Löwen ihrer Vorderbeine, mit denen sie so heftig schlägt, daß er nicht leicht die ersten Schläge, die ihn treffen, aushält; gelingt es ihm aber ihnen auszuweichen, so greift er die Giraffe mit Vortheil an, und diese hat nun kein Vertheidigungsmittel mehr. Auf der Flucht schlägt sie zuweilen nach Art der Pferde aus; aber lieber bedient sie sich ihrer Vorderfüße. Eine Neigung zu dieser Vertheidigungsart bemerkt man sogar noch bey der sanften, zahmen Pariser Giraffe; wenn man sie reizt, sieht man sie in rascher, schnell wieder unterdrückter Bewegung die Vorderbeine heben.

Die Völker in Mittelafrika essen die Giraffe und machen sie dem Löwen streitig, und ihr Fleisch gilt für sehr saftig. Man findet sie blos im Innern und erst mehrere Hundert Meilen von Egypten und dem Kap entfernt. Die im Pariser Museum ist etwa drittehalb Jahre alt. Arme Araber an der Gränze des bebauten Landes zwischen Sennaar und Darfour besaßen zwey ganz junge Thiere. Auf die Nachfrage des Bassa von Egypten wurden sie an den Gouverneur von Sennaar verkauft, der sie Mehemed-Ali-Pascha zum Geschenk sandte.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Fortsetzung.)

„Gnädige Frau,“ ließ ich mich indeß endlich vernehmen, „die Analogie bürgt dafür: wo Welten möglich waren, da rollen Welten, und wo empfindende und genießende Wesen ein Plätzchen zum Genusse finden konnten, da hat es ihnen die Vorsehung bereitet. Wie sollte sie in ihrer Allliebe den schönen Mond vergessen haben, der, wenn auch lange nicht so groß als unsere Erde, doch an Oberfläche das russische Reich fast um das Doppelte übertrifft, und also mancher Familie von Seleniten ein freundliches Asyl gewähren kann.“ Sie blickte mich gerührt an. „Asyl?“ fragte sie; „wollen Sie mit dem Ausdrucke vielleicht sogar eine Zuflucht für leidende Menschen nach Ablegung der Lebensbürde bezeichnen? Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich keinen süßeren Traum kenne, als die Verschmelzung des Erdentodes mit dem Hinüberschlummern auf einen vollkommner organisirten Weltkörper; und warum sollte das nicht der Mond mit seinem milderen Lichte seyn können, zumal da es der schaffenden Vorsehung leichter ward, wenn ich mich so ausdrücken darf, einem so viel kleinern Raume den Charakter größerer Vollkommenheit zu verleihen? Ich erblicke hier auf der Erde so manches Linkische und Böse, daß ich nicht eben überall wieder damit zusammentreffen möchte, und nehme also zur Ehre jenes schönen Gestirnes an, daß seine Kleinheit die Ausschließung alles dessen bedinge, was mich hier verletzt.“ — „Sie machen da,“ unterbrach ich die Dame, „eine Lieblingssaite meiner astronomischen Hoffnungen erklingen; in der That kann es kaum einen reizenderen und zugleich natürlicheren Gedanken geben, als den des Fortlebens auf einem andern und vollkommneren Körper unseres Sonnensystems. Der Sternenhimmel über uns ist mir immer als der sichtbare Bürge jener Fortdauer erschienen, die zum Gefühle ihrer Unendlichkeit ein sinnlich entsprechendes Unendliches sucht, und es in der Unbegränztheit der Himmel findet. Daß Sie aber dem Monde die Bestimmung eines nächsten Gliedes in dieser Seelenwanderungskette anweisen, gnädige Gräfin, diese Idee ist mir neu, indem ich bis jetzt den Zustand einer höhern planetarischen Existenz nach den sogenannten obern Planeten: Mars, Jupiter, Saturn und Uranus verlegt, und dorthin die Augen der Sehnsucht gerichtet hatte. Indeß kann ich eben der Gründe wegen, die mich bey jener Annahme leiteten, Ihren Hoffnungen, die das reizende Land einer schönen Zukunft überdieß in so lichter Nähe zeigen, nichts Gegründetes entgegensetzen. Die vier genannten Planeten berechtigen mich durch eine größere Stofffeinheit zu meinen Erwartungen, indem ihre mittlere Dichtigkeit ziemlich übereinstimmend etwa der des Holzes gleich kommt, während die-

selbe bey der Erde das Doppelte des Granits beträgt. Der nämliche Umstand findet aber auch bey dem, von Ihnen, meine gnädige Frau, so begünstigten Gestirne statt: die mittlere Dichtigkeit des Mondes ist nur die des feinsten weißen Glases, d. h. man könnte die Mondskugel durch eine gleich große Kugel von feinem weißem Glase aufwiegen, wogegen die Erde dazu zwey, ihr an Größe gleiche Kugeln von Granit erfordern würde." — „Halten Sie," unterbrach mich die Gräfin hier; „ich muß mich in dem zarten Mond-Hoffnungsgebäude, welches Sie da auf einem Grunde von feinem weißem Glase errichten, erst etwas genauer umsehen. Folgt denn aus dem Umstande, daß die mittlere (sie betonte das Wort) Dichtigkeit des Mondes der des Glases gleich kommt, nothwendig, daß auch die äußern Schichten eine gleiche Dichtigkeit haben? Ich sollte doch, nach Analogie unseres Erdkörpers, glauben, daß diese äußersten Schichten eine verhältnißmäßig viel größere Lockerheit haben müßten, und ich gefalle mir in dem Gedanken, ätherische Mondblumen aus einem so leichten Boden erblühen zu lassen. Ich weiß nicht," fuhr sie beredt fort, „ob Sie die Empfindung kennen, die mich oft bey dem Anblicke des gestirnten Himmels mit seiner Krone, dem Alles überstrahlenden Monde überfällt; ich möchte hineinschweben, schon fühle ich mich gehoben, und ich empfinde dann die hemmende Schranke des materiellen Körpers, die sich dem Aufstreben aller Sinne entgegensetzt, so drückend schwer! — Wie leicht will ich dahinschweben über eine Mondaue mit den duftigen Gebilden jener zarteren Vegetation!"

Die Innigkeit des Ausdruckes, mit dem die Gräfin diese Worte sprach, bezauberte mich; selbst in den Major domus, der bis jetzt ziemlich trocken dabey gesessen hatte, schien eine Art astronomischen Lebens zu kommen. Indeß schämte ich mich, aus meiner dogmatisch-astronomischen Rolle zu fallen. „In der That," erwiederte ich also, „scheint der Mond Ihren Erwartungen entsprechen zu wollen; er wird," fuhr ich lächelnd fort, „dem Aufschweben, welches uns Ihr Mund so reizend malt, ein fast fünf Mal geringeres Hinderniß entgegen setzen, als die Erde, über derer Stoffschwere Sie sich nicht ganz mit Unrecht beklagen." — „Wie verstehe ich das?" unterbrach sie mich. „Ganz einfach: die Anziehung, welche der Mond gegen Körper auf seiner Oberfläche ausübt, ist fünf Mal kleiner als auf der Erde, so daß frey fallende Körper, die bey uns in der ersten Sekunde einen Raum von etwa fünfzehn Fuß durchlaufen, auf dem Monde in der nämlichen Zeit nur drey Fuß tief fallen. Man kann dieß, um einen Zweifel zu beseitigen, den ich auf Ihren Lippen schweben sehe, aus dem Verhältnisse der Massen und räumlichen Ausdehnungen der Weltkörper folgern; ich komme, wenn Sie es wünschen, schon noch einmal darauf zurück. Für heute erlauben Sie mir vielleicht bey dem allgemeinen Gedanken einer gradweisen Vollkommenheitszunahme der Körper unseres Sonnensystems bis zu dem Uebergangspunkte stehen zu bleiben, wo sich diesem Systeme ein zweytes höherer Ordnung anschließt. Diejenigen Ideen, die wir als Schönheit hier empfunden, werden einst verkörpert als Wahrheit vor uns stehen, und die Planetenreihe muß also in allmähliger Stufenfolge die materiellen Belege zu alle den süßen Ahndungsträumen enthalten, in welche der Drang des Ideals in Ihrer Brust die Sehnsucht schmeichelnd einwiegt." Sie lächelte beyfällig mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Sehnsucht und Milde, und es folgte eine Pause stiller Erhebung.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Volkslieder.

5. Die Spinnerin.

O Lichtspan, Lichtspan von Birkenholz!
Was brennst du so dunkel und flammst nicht auf?
Wie, trocknetest Lichtspan im Ofen nicht,
Oder hat die Schwieger dich naß gemacht?

Gespielen, ihr Täubchen, legt euch zu Bett,
Geht, legt euch zu Bett', ihr erwartet ja niemand.
Ich Mägdlein konnte die Nacht nicht schlafen,
Beschickte mein Bettchen, des Liebsten harrend.
Da träumt' ich zum ersten, — doch kam nicht der Freund;
Ich träumte zum andern, — noch immer kein Liebster;
Ich träumte zum dritten, — hell war es am Morgen.
Beym Frühbrod kam mein Trauter geschlichen,
Es knarrten die Stiefeln ihm an den Füßen,
Und leise klopfte sein Finger an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nismes, Ende Juli.

Einige Zeit ungewiß, ob wir diesen Sommer Schauspiel haben würden, sahen wir doch im Mai die Probeabende beginnen. Sie fielen, wie gewöhnlich, sehr stürmisch aus, ihr Ergebniß war keineswegs befriedigend, und man hätte auf allen Theatergenuß für dieses Jahr verzichten müssen, wenn nicht der neue Direktor, der zugleich Auteur und Akteur ist, Allem aufgeboten hätte, um das Publikum zu befriedigen. Bald gab er uns Schaustücke von seiner Komposition, z. B. den Uebergang der französischen Armee über die Pyrenäen und ähnliche, freylich mehr für's Volk berechnete; bald ließ er das Ballet von Marseille kommen, ein andermal einige in der Provinz herumreisende Bühnencelebritäten von Paris, so jüngst den unnachahmlichen Perlet, der auch hier das allgemeine Lachen erregte, besonders in den Rollen, wo er brittische Sonderbarkeit und Sprache so natürlich wiederzugeben weiß. Dieser Abwechslung, und vielleicht auch dem Umstande, daß nur dreymal wöchentlich gespielt wurde, ist denn zuzuschreiben, daß das Haus, trotz der Hitze, immer besucht war. Seit acht Tagen ist

der gewöhnliche Theaterstillstand eingetreten, der bis September dauert; zum Schluß gab man Christoph Kolumbus zum Besten, ein Stück, wo nicht nur ein Kriegsschiff mit allem Zubehör, sondern sogar das Meer in natura, so weit dieß mit süßem Wasser thunlich, auf der Scene zu schauen war. Es war übrigens hohe Zeit eine Pause zu machen, denn die Hitze hat seit einigen Tagen dreyßig Grad Reaumur erreicht, und scheint noch steigen zu wollen. Die Ernte ist längst vorüber, und überall sieht man den Landmann im Freyen beschäftigt, auf dem bloßen Boden sein Korn von den Maulthieren austreten, und vom Winde fegen zu lassen. Das Feld steht nun öde und von der Sonne versengt, wo nicht der Weinrebe üppiges Laub es belebt, und von den dichtbelaubten Bäumen herab ertönt ohne Aufhören das einförmige Geschwirr unzähliger Cicaden. In diesen ungünstigen Zeitpunkt fällt die berühmte Messe von Beaucaire, berühmt vor Zeiten wenigstens, denn jezt hat sie wenig vor jedem andern Markte voraus. Türken, Griechen und Spanier, sonst die Hauptkunden, jezt zu sehr mit ihren häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, ließen sich fast gar nicht blicken; auch von Inländern war der Zulauf geringe, wenigstens von Käufern, denn an Waaren schien es nicht zu fehlen. Viele Geschäfte schließen sich jedoch schon vor Anfang der eigentlichen Messe ab, so daß man eben nicht weiß, ob die Klagen gegründet sind, welche man über den schlechten Gang des Handels eben so regelmäßig hört, als die über allzugroßen Segen an Erderzeugnissen, oder wenigstens über allzugeringen Preis derselben. Klagen, die im hiesigen Departement, das lange nicht genug zu seinem Verbrauch hervorbringt, und wo die vielen Fabriken die Preise der Lebensmittel immer in der Höhe erhalten, auffallen müssen. Mangel bemerkt man Gottlob nicht, die Landleute sind wohl gekleidet, und es ist selten, daß man einen Bauer zu Fuße antrifft, die meisten kommen behaglich zu Esel einher. Sollte sich aber auch ihr Korn, und besonders ihr Wein, den sie so unverzeihlich vernachlässigen, schlecht verkaufen, so wären sie nicht mehr zu bedauern als jener englische Kaufmann, der eine Ladung von Schlittschuhen nach Brasilien sandte. Warum nicht Kunstwiesen anlegen und Viehzucht treiben? die animalischen Produkte bezahlen sich hier theuer genug.

Eines, an sich unbedeutenden Vorfalles, ich meyne die Beerdigung des berüchtigten Trestaillon, erwähne ich, weil er einen neuen, wiewohl überflüssigen Beweis von der üblen Gewohnheit liefert, welche einige öffentliche Blätter in Frankreich, zu ihrem eigenen Nachtheil, und zur großen Freude der Obskuranten haben, die einfachsten Ereignisse zu entstellen, damit sie dem Geschmacke gewisser Leser besser zusagen mögen. Was mußte man hier von der Wahrheitsliebe dieser Vertheidiger der öffentlichen Freyheiten halten, wenn man las: den 5ten Mai wurde zu Nismes Herr von Trestaillon begraben. Alle Congregationisten aus der Stadt und der Umgegend, und eine zahlreiche Geistlichkeit begleiteten seine Reste, welche drey Stunden von da beygesezt wurden. Nun aber hat ganz Nismes gesehen, daß nur ein kleines, armseliges Gefolge, aus einigen Nachbarn bestehend, den Verstorbenen auf den nahe gelegenen Kirchhof begleitete, und mir, den der Zufall eben vorbeyführte, wäre nicht eingefallen nach dessen Namen zu fragen, hätte ich ihn nicht zufällig von einem der Umstehenden aussprechen hören. Trestaillon war übrigens ein Mann vom Pöbel, ohne alle Erziehung, und wenn er in der sogenannten Schreckenszeit von 1815 Gräuelthaten verübte, so soll er mehr Werkzeug Anderer gewesen, und überdieß früher durch Zerstörung seines Eigenthums von der Gegenparthey auf's Grausamste gereizt worden seyn. Bey Anlaß dieses aus der Luft gegriffenen pomphaften Leichenbegängnisses, erlaubt sich eines der kleinen Pariser Wizblätter über die ganze hiesige Bevölkerung zu spötteln. Wahrlich, geheime Agenten der Censur hätten derselben nicht besser vorarbeiten können! Bey alle dem geht die Civilisation hier ihren Gang fort, in so weit als die Stadt täglich verschönert, und mit neuen öffentlichen Annehmlichkeiten ausgestattet wird. So wurden im vorigen Jahr endlich fließende Brunnen errichtet, eine wahre Wohlthat in diesem Klima, und deren lange Entbehrung mir ein Räthsel ist; jezt ist man auch daran die Straßen mit Namensinschriften zu versehen. Das Projekt, an dem schon so lange gebrütet wird, neues Wasser in die Stadt zu leiten, soll endlich auch seine Ausführung erhalten; sehr schwer kann es eben nicht seyn von der in gerader Linie nur vier Stunden entfernten Rhone Wasser herzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, Anfangs August.

Unser Mai war überaus herrlich und mild, nicht so günstig bezeugten sich die beyden darauf folgenden Sommermonate; heftige Winde und öftere Regengüsse wechselten in denselben ab, und verleideten uns Bewohnern der Residenz manche genußvolle Landparthie in ihre nahen Umgebungen. Der schöne Mai lockte unsre Städter dießmal ungewöhnlich früh auf die Landhäuser, und schon um die Mitte desselben ward die Stadt durch die Emigration dahin bedeutend verödet; dennoch waren die beyden Jahrspromenaden in den Pfingstferien, am ersten Tage nach Katharinenhof, am zweyten nach dem Sommergarten, überaus zahlreich besezt und sehr angenehm. Auf der ersten nach Katharinenhof bemerkte man dießmal unweit mehr Fußgänger als Equipagen, ein Beweis, daß man endlich auch bey uns anfängt, dem allen Ständen und allen Verhältnissen sehr drückend werdenden Luxus Grenzen zu setzen, und sich in die vom Geschicke gebotenen Beschränkungen seiner Bedürfnisse zu fügen. Eine, früher bey der Sommergartenpromenade am 2ten Pfingstfeste herrschende Sitte, daß die ehelustigen Kandidaten des russischen Kaufmannsstandes festlich geschmückt sich einfanden, in den Hauptgängen sich en haye aufstellten, ihnen gegenüber die mannbaren Jungfrauen dieses Standes, gleichfalls auf's Sorgfältigste aufgepuzt, unter der Aegide ihrer Mütter und Basen eine zweyte Fronte bildeten, und sich mit bangen Erwartungen von den erstern mustern ließen, scheint seit einigen Jahren ganz abzukommen. Wahrscheinlich hat dieser Stand nun zweckmäßigere Mittel zur Anstellung einer Brautschau erwählt. Auf den Volkspromenaden sieht man nunmehr keinen Stand sich absondern und besondere Zwecke verfolgen, sondern alle Stände lustwandeln des Schauens und der Unterhaltung wegen im buntgemischten Verein durch die beyden Hauptalleen in dichtgedrängten Schaaren. Die lezte Ueberschwemmung hatte diesen Garten in allen seinen Theilen sehr verwüstet, unter andern seine schattenreichen alten Linden größtentheils entwurzelt, und ihm dadurch seine Hauptzierde geraubt. Die Regierung, das Bedürfniß desselben für eine so volkreiche Residenz wie Petersburg, wo er bis jezt der einzige öffentliche Garten ist,*) fühlend, stellte ihn aber im vorigen Herbste von Grund aus wieder her, und hat ihn zu einem lieblichen, überaus wohlthätigen Erholungsorte für unser unbemitteltes Publikum während der drückend heißen Jahrszeit umgeschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Seit einigen Monaten hat auch der Herzog Alexander von Würtemberg seinen niedlichen und geräumigen Privatgarten am Fontanka-Kanal dem Publikum geöffnet, das ihn aber nur in den Abendstunden betreten darf.

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 31. August 1827.

Du Widerschein von einer Sonne,
Was willst du, Strahl voll süßer Lust?
Willst du die kranke, trübe Brust
Erfüllen mir mit Licht und Wonne?
Wohl mögen sel'ge Geister sich
So zu dem Haine niedersenken:
Ich muß mich ihnen näher denken,
Wenn du, ihr Bild, umhüllest mich.

G. Schwab, nach Lamartine.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Beschluß.)

Der Mond, der etwa noch fünfzehn Grad vom Meridian entfernt war, verbarg in dieser Richtung eben einen Theil seines goldenen Lichtes hinter der besonders grossen und schönen Linde, die links am Balkon steht, und die rothen Flackerlichter des Kamines, dessen Flammen der Major domus indeß emsig genährt hatte, machten diesen Augenblick für sich geltend, indem sie mit ihrer ganzen Glut das lebensgroße Portrait einer Rittergestalt zu Pferde in voller Rüstung bestrahlten, das dem Kamine gegenüber hängt, und welches ich bis dahin übersehen hatte. Das Auge des Ritters schaute mit freundlichem Ernste auf uns herab, und sein schönes kastanienbraunes Roß, welches den rechten Fuß, anspringend, gehoben hatte, schien in der zweifelhaften Beleuchtung der sich hebenden und senkenden Flammen wirklich daher sprengen zu wollen. Der Gräfin Blick fiel in diesem Momente auf die Gestalt, und sie fragte mich rasch: „Gehört das Wiedersehen verstorbener Lieben auf einem vollkommneren Planeten auch in die Hoffnungskette, wozu Sie die Glieder unsers Sonnensystemes verbinden? ich hätte eine Frage an den Ritter zu richten, der dort so ernst-freundlich und doch so stumm auf uns hernieder schaut; darf ich in Ihrem Systeme auf ein Wiedersehen und eine Antwort rechnen?“ Freund, das war eine besondere astronomische Frage, zu deren Beantwortung Mauerquadrant und Passage-Instrument nicht eben hinreichen. Erinnern Sie sich wohl noch der Unterhaltungen, die ich in Ihrem Beyseyn mit unserm lieben verewigten N. darüber hatte, der die Abschiedsahnung in dem Gefühle einer schwachen Brust mit sich herumtrug, und den Sternenhimmel, statt mit unserm Cassegrain'schen Reflektor, immer nur mit dem Fernrohr dieser tiefen Sehnsucht ansah? Also überraschte die Frage der Gräfin mich, den sonst meist nur messenden und rechnenden Astronomen, nicht sehr. „Gnädige Frau!“ erwiederte ich ihr, „wer sich mit der Forderung diplomatisch-astronomischer Gewißheit an die Geisterwelt und die höheren planetarischen Potenzen wendet, hat keine Antwort zu erwarten; die geheimnißvolle Pforte öffnet sich keinem vorlauten Klopfer, und die Gebilde dieser zarten Schöpfungen fliehen vor einem dreisten: Wer da? — Aber wenn Sie in ahnungsreicher Brust an der tiefen Sehnsucht Ihres Herzens einen unsichtbaren Bürgen für die Erfüllung Ihrer Wünsche haben; warum aus meinem Munde ein Zeugniß verlangen? Ueber die Kluft, die zwey planetarische Existenzen trennt, reicht nur jenes Organ der Ahnung, welchem die Vorsehung das Recht eingeräumt hat, in Fernen zu dringen, die für unsere Teleskope unzugänglich sind. Hoffen Sie deßhalb auch nie, mit dem astronomischen Auge das bürgerliche Detail eines höheren Planetenlebens zu schauen, das aus andern Elementen zusammengesezt ist. Ich betrachte die Geburt und die Kinderjahre auf dem Jupiter z. B. als das Mittel des Verwachsens mit diesen neuen Formen,

deren Fremdartigkeit nur für das tastende, lallende, und so allmählig zu denselben heranreifende Kind nichts Befremdendes hat. Aber wenn Ihnen auf dem Lebenswege dieser neuen Existenz ein verwandtes Wesen entgegen tritt, dem sich Ihr Herz, im unerforschlichen Zuge der Sympathie, alsbald erschließt, wenn sich die Geister unter den neuen, reizenden, fremden Formen gleichwohl sogleich wiederfinden, und Ihnen die Katastrophe eines früher abgebrochenen Verhältnisses unter andern Beziehungen entgegen schreitet, wollen Sie dann Anstand nehmen, dieß ein Wiedersehen und eine ersehnte Antwort im höhern Sinne zu nennen? Und," fuhr ich fort, „bietet denn diese Erde, in Bezug auf eine planetarische Präexistenz von weniger vollkommener Form, und aus welcher wir zu ihr heraufgeschritten sind, nicht dieselben Erscheinungen dar? Betrachten Sie, gnädige Frau, die höheren Erfahrungen Ihres Lebens einmal aus diesem Gesichtspunkte; sollten Sie sich nie genöthiget gesehen haben, jenem sonst unerklärlichen Zuge der Sympathie diese Erklärung unterzulegen, um ihr einen Sinn zu verleihen, und gibt es endlich ein innigeres, die verschiedenen Körper desselben Sonnensystems und die verschiedenen Sonnensysteme und Himmel zu einem großen geistigen Ganzen vereinendes Band? Ich ..."

„Welch eine eigenthümliche Saite des Menschenlebens berühren Sie da?" unterbrach sie mich mit großer Bewegung. Es schien mir als wolle sie etwas sagen; allein ein Blick auf den Major domus, in dessen Zügen eine Art von Besorgniß zu schweben schien, ließ sie einlenken. — „In der That," sezte sie mit einer gezwungenen Ruhe hinzu, „möchte man dieß den Tonschlüssel zu den geheimsten Akkorden der Lebensverhältnisse nennen, deren zarte Harmonie sonach als der Nachklang einer unterbrochenen Symphonie erscheinen, aus der uns eine Störung abrief. Sehen Sie nur, wie groß der Zauber wird, den Sie der Astronomie verleihen, indem Sie mir die fernen, fernen Weltkörper, welche Sie betrachtet, durch die geistigste Verwandtschaft der Seelen auf einmal so ganz nahe rücken; ich werde Ihnen jezt gewiß mit verdoppeltem Interesse zuhören, wenn Sie mir aus Ihrer Himmelstopographie vorrechnen, wie viel kleiner oder größer die Oberfläche eines andern Planeten als unsere Erde sey, nachdem ich dieses Größenverhältniß mit der Wahrscheinlichkeit kombiniren gelernt habe, einem verwandten lieben Wesen so viel früher oder später wieder zu begegnen. Oder ... doch, brach sie ab, nun für heute auch keine einzige Frage mehr; sehen Sie nur, wie die Kerzen herunter gebrannt sind." Sie schellte nach den Domestiken und wünschte mir eine gute Nacht.

Was sagen Sie nun dazu, liebster Freund! kann es für einen reisenden Doktor der Mathematik und Astronomie ein interessanteres Verhältniß geben? Lächeln Sie immerhin über mich; ich gestehe Ihnen gleichwohl, daß ich noch bis tief in die Nacht in dem Saale, von dem mein Zimmer nur durch den Korridor des Hintergebäudes abgeschnitten ist, am Kamine zugebracht, bald den Ritter und bald den Vollmond betrachtet, und über das Wechselinteresse, welches beyde für die schöne Gräfin haben können, nachgedacht habe. Jemehr ich mir die ernst-freundlichen Züge dieser hehren Gestalt ansehe, desto auffallender wird mir eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gräfin; und wenn die Flammen des Kamins lodernd in die Höhe schlugen, und das Bild zweifelhaft beleuchteten, so wollte mich diese Aehnlichkeit, dieses Zusammenschmelzen des Todten und Lebenden fast erschrecken. Sagen Sie mir, wie soll ich solch eine Empfindung nennen bey einem Manne, der den größten Theil seines Lebens nur Cirkel, Lineal und Logarithmentafeln in den Händen gehabt hat? Geisterfurcht? Fast schäme ich mich, den Ausdruck zu gebrauchen.

Die Vorurtheile.

(Fortsezung.)

Frau Anna schwieg. Baptisten war es indessen gelungen, ihren Kummer so weit zu bewältigen, daß sie dessen heftigen Ausbruch mäßigte, und die Thränen, die unaufhaltsam geflossen waren, unterdrückte. Sie sezte sich mit gesenkten Blicken wieder an die Stelle, die sie früher eingenommen hatte. Eine drückende Stille herrschte unter den drey Personen, und eine Jede schien ihren besondern Gedanken nachzuhängen. Endlich stieg mit einem Male eine dunkle Röthe auf Baptista's Wangen, ihr Auge wurde lebendiger, ihre Hand zitterte. Sie hatte den Entschluß gefaßt, dem gespannten Verhältnisse zwischen ihr und Frau Anna eine andere Wendung zu geben, wie schwer es ihr auch wurde den hierzu nöthigen Muth zu erringen, und führte ihn sogleich aus. Mit beyden Händen ergriff sie die Rechte der Hausfrau, sank vor ihr mit den Geberden einer Flehenden nieder und sprach mit gepreßter Stimme:

„Ich bin in Euer Haus getreten als eine Bettlerin, als ein unglückliches verlassenes Wesen, das nur Eine Zuflucht hat auf der weiten Welt und diese von Eurer Güte erwartet. Duldet mich in Eurem Hause, Frau Anna, und Ihr werdet gewiß nicht unzufrieden mit mir seyn. Seht mich als Eure Dienerin, als Eure Magd an. Laßt mich die niedrigsten Arbeiten verrichten, aber verstoßt mich nicht, gebt mich nicht der Verzweiflung Preis, die mich zur Sünde führen könnte!"

Leo war über diese rasche, unerwartete Handlung der Geliebten im höchsten Grade betroffen. Es erfüllte ihn mit Schmerz, sie in einer ihrer so unwürdigen Stellung zu sehen, indem sich zugleich die Hoffnung in ihm regte, seine Mutter werde durch Baptista's Bitten gerührt

und von ihrer Demuth zum Wohlwollen gestimmt werden. Er sah forschend nach Frau Annen hin, aber zu seinem Schrecken erkannte er in ihren Gesichtszügen den Ausdruck eines schnell erregten Unwillens, der ihn eine harte und versagende Antwort befürchten ließ. Wie sehr mußte er daher erstaunen, als die Mutter, indem ihre Mienen wieder in die gewöhnliche ernste Ruhe übergingen, erwiederte:

„Steht auf, Base! Ich weiß wohl, daß Eure Religion es Euch zur Pflicht macht, leblosen Dingen, als Bildern, Statuen und Reliquien, Eure Verehrung zu bezeigen. Wir aber billigen das nicht, und können noch weniger zugeben, daß man sich auf eine Weise, wie es nur gegen Gott allein geziemt, vor der irdischen Kreatur erniedrige. Noch einmal, steht auf! Ihr seyd mir verwandt, und außerdem will es auch die Christenpflicht, daß ich Sorge für Euch trage in Eurer Verlassenheit. Aber," fuhr Frau Anna, indem ihre Stimme scharf und derbe wurde, und sie bald auf Baptista, die wieder ihren Sitz eingenommen hatte, bald auf Leo ihre strengen Blicke wendete, fort, „Ihr wünscht so lebhaft in meiner Nähe zu bleiben und scheint Eure ganze Zufriedenheit so innig an die Erfüllung dieses Wunsches zu knüpfen, daß es Euch sehr hart scheinen dürfte, wollte ich ihn Euch versagen. Bleibt also hier, nicht als meine Dienerin oder Magd, was auch wohl meiner Base Kraft nicht seyn konnte, nein, als meine Hausgenossin und Gesellschafterin. Ihr werdet von nun an Euer Zimmer neben dem meinigen erhalten, Ihr werdet zu jeder Zeit in meiner Nähe seyn und keine härtere Beschäftigung haben, als die Ihr Euch selbst geben wollt."

„Und Eure Reise nach Chiavenna?" fiel Leo, den diese Eröffnung und noch mehr die Art, wie sie gemacht wurde, in das größte Befremden versezte, übereilt ein.

„Ich habe mich anders besonnen," antwortete kalt Frau Anna, „und halte es nun für besser hier zu bleiben."

Bey diesen Worten stand sie auf und ergriff Baptista's Hand, um das Mädchen mit sich hinweg zu führen. Diese war nicht im Stande, einige Worte des Danks für die Gewährung ihrer Bitte auszusprechen, denn die sonderbare, harte und ernste Weise, in der Frau Anna ihren Willen an den Tag gelegt hatte, war von zurückstoßender und einschüchternder Wirkung auf sie gewesen. Es lag in Frau Anna's Ton und Benehmen auch nicht die entfernteste Spur einer liebevollen und gütigen Gesinnung, die sie veranlaßt hätte, die Waise in ihrem Hause und an ihrem Herzen aufzunehmen; nein, es sprach sich vielmehr jener Widerwillen darin aus, der immer rege wird, wenn man sich einer unangenehmen und drückenden Nothwendigkeit unterwerfen muß. Mit Bangigkeit begleitete Baptista Diejenige, der sie so gern ihre innige Liebe offen gezeigt hätte. Sie wagte nicht noch einen Blick nach dem Geliebten zurück zu werfen, sie dünkte sich jezt verlassener als bisher, denn alle Hoffnung, Frau Annens Geneigtheit zu gewinnen, schien verschwunden.

Als Leo allein war, sann er dem seltsamen Betragen seiner Mutter nach. Sie war sonst unerschütterlich in den einmal gefaßten Entschlüssen, und hier hatte sie plötzlich eine unerklärliche Ausnahme gemacht, indem sie den bestimmten Vorsatz, das Landhaus bey Chiavenna zu besuchen, aufgegeben. Sie hatte sich willig erklärt, Baptista nicht allein in ihrem Hause zu dulden, sondern sie wollte sie sogar immer in ihrer Nähe haben, die Katholikin, deren religiöse Meynung sie, ohne diese ganz zu kennen, in ihrer Befangenheit wie ein geheimnißvolles, im Dunkeln schleichendes und Unheil brütendes Ungeheuer ansah. Hiezu konnten nur wichtige Gründe sie bewogen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Unsere nordische Kaiserstadt macht nicht nur jedes Jahr innerhalb ihres Weichbildes bedeutende Fortschritte zur Vergrösserung und Verschönerung, sondern sie hat auch in den lezten Jahren sichtbar außerhalb demselben gewonnen. Der Lieblingsaufenthalt unsers Publikums aus den Mittelklassen ist jezt während des Sommers das Krondorf Nikolskoje. Es bildet den Mittelpunct von mehreren kaiserlichen Lustschlössern und vielen eleganten Landsitzen der Großen, und ist von einer Menge schöner Landpartieen gleich weit entfernt; darum ist hier ein solcher Zudrang von Miethern, daß man sein Sommerunterkommen hier schon im Winter besprechen muß; mit dem ersten Eintritt des Frühlings ist die ganze große Straßenreihe niedlicher, fester Bauerhäuser versagt. Der Miethzins steigt hier mit jedem Jahr; für einige einfache, schlicht tapezirte Bauerstuben zahlt man schon jezt für dreymonatliche Miethe (denn länger unsere Landhäuser zu bewohnen, gestattet der so kurze hiesige Sommer nicht), 600—800 Rubel. Dem ungeachtet ist die Wuth unserer hiesigen Städter, hier die wenigen Sommerwochen zu verbringen, so groß, daß der oft kostspielige Haushalt und der Luxus, dem sich diese kleine Landwelt hingibt, manchen nicht reichen Familienvater in dem Streben, diesen vielfältigen Bedürfnissen seiner lieben Angehörigen genau nachzukommen, zu Grunde richten. — Die Krestowsky-Insel behauptet immer noch ihr altes Vorrecht, sie ist der Lieblings-Spaziergang unserer vornehmen und eleganten Welt an allen Sonn- und Festtagen. Man kömmt hieher zum lustwandeln, nicht eben um sich in der schönen Natur zu erholen, denn diese hat hier nichts ausgezeichnet Romantisches, die Promenade ist im Gegentheil überaus einförmig (der Pfad beschreibt ein großes Rundel, von einer Wiese eingeschlossen); die Atmosphäre lockt hier den Lustwandler durch keine aromatischen Wohlgerüche, vielmehr ist sie durch die gepreßte Menschenschaar mit manchen

widerlichen Dünsten, vorzüglich mit dem unausstehlichen Tabaksdampfe der sich hier im eignen Cirkel belustigenden Handwerkswelt geschwängert; lezteres Uebel nimmt hier so überhand, daß dadurch alle öffentlichen Vergnügungen im Freyen ganz verleidet werden; man besucht diese Promenaden nur um zu schauen und geschaut zu werden; daß dabey der Luxus, die Eitelkeit und Gefallsucht an beyden Geschlechtern ihre tyrannische Gewalt ausüben, versteht sich von selbst. Der gewesene grand maitre des plaisirs, Hr. von Narischkin, der hart an dieser Insel ein schönes Landhaus besizt, verleiht diesen Festtagspromenaden dadurch einen unendlichen Zauber, daß er zuweilen seiner, überaus kunstvollen Hauskapelle, die gegen sechzig Mann zählt, gestattet, das Publikum durch ihr Talent zu ergözen; zu einer andern Zeit thun es auch die durchgängig gut besezten Gardeorchester. Musik ist hier bey jeder öffentlichen Promenade, die denn auch mit ein starkes Motiv des zahlreichen Zuspruchs ist. Vor einigen Jahren wollte die Regierung diese Promenade, zu Gunsten der von ihr neubegründeten im Katharinenhof, ganz unterdrücken, und es trat nun eine förmliche Rivalität zwischen beyden Orten ein. Die Regierung benuzte dabey alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, um das Publikum zu ihrer Schöpfung zu locken, dieses ließ sich auch einige Monate durch die Neuheit hinziehen; doch das Erzwungene erstirbt in sich selbst, bald sah man den Kontrast zwischen beyden ein, und kehrte zu seinem alten Lieblingssize zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Nismes, Ende Juli.

(Beschluß.)

Wenn Nismes ein freundlicheres Aussehen gewinnt, so verdankt es dieß der Zerstörungswuth der Revolution. Damals war die Stadt mit Graben und Wällen umgeben, angrenzende Kirchhöfe und unreine Stadtgräben verdarben die Luft, ein öffentliches Schlachthaus war nicht vorhanden, die schönsten Monumente waren von andern Gebäuden verdeckt. Dieß ist nun alles verändert. Die Wälle wurden niedergerissen, und bey diesem Anlaß das Augustusthor entdeckt; an ihre Stelle traten breite, auf beyden Seiten mit Trottoirs versehene Boulevards. Dieser angenehme Spaziergang, ungefähr ein Oval bildend, macht die Scheidelinie zwischen der alten, aus krummen engen Gassen, und meist unansehnlichen Häusern bestehenden eigentlichen Stadt, und den ehemaligen acht Vorstädten, die vor jener regelmäßige Straßen voraus haben. Der westliche Theil der Boulevards bildet unstreitig das schönste Stadtrevier, und ein Anblick wie der, dessen man hier in einem beschränkten Raume genießt, dürfte nicht leicht anderswo zu treffen seyn. Von der Esplanade, einem erhöhten, mit Bäumen besezten, und seit Kurzem mit einer Fontäne geschmückten Plaze, der die Stadt gegen Mittag begränzt und freye Aussicht auf das Land gewährt, steigt man auf der entgegengesezten Seite gegen das neue, geschmackvolle Palais de Justice herab. Zu dessen Rechten, aber mehr zurück, erhebt sich ehrwürdig, vom Laufe der Zeiten und den Feuerbränden der Sarazenen geschwärzt, die ungeheure Masse des Amphitheaters. Ihm gegenüber, etwas in der Ferne, auf der Anhöhe gegen Norden, welche die Stadt beherrscht, erblickt man die imposante Ruine der Tour-Magne, und am linken Ende des Boulevards prangt die neue Vorhalle des Schauspielhauses. Wir bleiben bey den Arenen stehen; so heißt man hier das Amphitheater. Es ist unbegreiflich, wie dieses majestätische Gebäude noch so gut erhalten ist nach allen Unbilden, welche es von Vandalen, Gothen, Sarazenen, und hauptsächlich deren Besieger Karl Martell, *) erlitten. Es war zulezt durch an und in dasselbe gebaute Wohnungen zu einer Art von Dorf entweiht worden, das gegen 2000 Einwohner zählte, und dessen erbärmliche Hütten man erst 1809 niederzureißen anfing. Es bedurfte freylich noch mancher Ausbesserungen, besonders im Innern; auswendig hat es deren schon viele erhalten, hauptsächlich an den untern Bogen und Zwischenpfeilern. Die neuen weißen Steine, deren man sich hiezu bedient, nehmen sich eben nicht zum besten aus, doch diesen unangenehmen Kontrast wird die Zeit schon verschwinden machen. Jezt steht es von allen Seiten frey da, und gegen Mittag und Mitternacht dehnen sich sogar geräumige Pläze davor aus, welche sehr dazu beytragen es herauszuheben. Große behauene Steinblöcke, deren einige bis achtzehn Fuß Länge haben, ohne Kalk und Mörtel auf einander gethürmt, bilden zwey über einander stehende Reihen von sechzig Arkaden, in Form eines Ovals. Der äußere Umfang mißt 190 Klafter, die Höhe 11, und der größte Durchmesser 67½. Die untere Arkadenreihe bildet einen Portikus, durch dessen sechzig ursprünglich offene, nun mit eisernen Gittern verschlossene Wölbungen man ins Innere eintrat. Die obern Bogen sind mit einer Brustlehne versehen, und ihre Zwischenpfeiler mit Säulen verziert. In beyden Gallerien kann man, nicht ohne Gefahr vor herabstürzenden Steinen, herumgehen, so wie auch auf dem noch erhaltenen Theil des ganz einfachen Attikus, welcher das Ganze krönt, und an dessen äussere Seite man noch die von einem großen Loch durchbohrten Tragsteine bemerkt, welche zu Befestigung der Schuzdächer (velaria) dienten. Fünf und dreyßig, ringsum gehende Reihen von steinernen Sizen, von denen aber die meisten, besonders die mittleren, zertrümmert sind, gingen inwendig vom Attikus bis auf den Kampfplaz hinab, und konnten bey einer größten Circumferenz von 180 und einer kleinsten von 110 Kl. gegen 23,000 Personen aufnehmen, den Plaz zu 16 Zoll gerechnet. Daraus schließt man, daß die Nemausensische Kolonie gegen 100,000 Einwohner haben mochte, da gewöhnlich nur der vierte Theil der Bevölkerung einer Stadt dem Schauspiel beywohnen durfte. Die obersten Size waren ausschließlich für Frauen bestimmt; der unterste, das Podium, war der Ehrensiz. Dieser ist nur wenig über dem Boden erhaben, ein Umstand, der nebst dem Abgang von Behältnissen, wie man deren eine Menge im Amphitheater zu Arles bemerkt, zweifeln läßt, ob das hiesige zu Thierkämpfen diente. Von den vier Thoren, welche das Gebäude ungefähr gegen die vier Weltgegenden gehabt haben soll, ist nur das gegen Norden leicht erkenntlich an einem dreyeckigen Giebel, und zwey darunter, in Relief ausgehauenen Ochsenköpfen sammt Vorderfüßen. Wer das Monument erbauen ließ, weiß man nicht mit Gewißheit; man glaubte lange, es sey Antoninus der Fromme gewesen, weil er von Nismes war; jezt schließt man aus einem, 1809 entdeckten Bruchstück einer Inschrift: VIII. Trib. Po.., es müsse Vespasian, Titus oder Domitian seyn, als die einzigen, welche seit Tiber acht Mal Konsul waren. Unter dieses leztern Regierung stürzte bekanntlich das Amphitheater zu Fidenä zusammen, und kostete 20,000 Personen das Leben, was denn zur Folge hatte, daß diese Gebäude, welche bis dahin nur von Holz waren, von dort an aus Stein aufgeführt wurden.

*) Carolus ..... Nemausenas exuri jussit arenas,
Aptas præsidio perfidiæ populo.

Beylagen: Literaturblatt Nr. 62. u. Monatsreg. August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. September 1827.

— Wenn des Lebens Riesenplagen
Der Freude lezten Keim zernagen,
Erliegt dem heil'gen menschlichen Gefühl
Die schwankende Vernunft, und fluchet,
Wenn sie umsonst nach Lindrung suchet,
Frech Dir und sich in dem Gewühl.

Seume.

Ode.

„Wem dein wachsender Schmerz Busen und Geist beklemmt,
Als Vorbote des Tods, bitterer Menschenhaß,
Dem blüh'n der Gesang, die Tänze,
Die Gelage der Jugend nicht.

Sein Zeitalter und er scheiden sich feindlich ab,
Ihm mißfällt, was erfreut Tausende, während er
Scharfsichtige, finstre Blicke
In die Seele der Thoren wirft.

Weh' ihm, wenn die Natur zarteren Bau vielleicht,
Bildungsreicheren lieh seinem Gehör, um durch
Kunstvolle Musik der Worte
Zu verewigen jede Pein!

Wenn unreifes Geschwätz oder Verläumdung ihn
Kleinlichst foltert, und er, welchen der Pöbel höhnt,
Nicht ohne geheimes Knirschen
Unerträgliche Qual erträgt;

Wenn Wahrheiten er denkt, die er verschweigen muß,
Wenn Wahnsinn dem Verstand schmiedet ein ehrnes Joch,
Wenn Schwäche des Starken Geißel
Wie ein heiliges Zepter küßt:

Ja dann wird er gemach müde des bunten Spiels,
Freyheitathmender wehn Lüfte des Heils um ihn,
Weg legt er der Täuschung Mantel,
Und der Sinne gesticktes Kleid."

Ob zwey Seelen es gibt, welche sich ganz verstehn?
Wer antwortet? Der Mensch forsche dem Räthsel nach,
Gleichstimmige Menschen suchend,
Bis er stirbt, bis er sucht und stirbt.

Graf v. Platen.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Nach einigem Nachdenken gelang es dem jungen Manne, der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen. Er selbst hatte durch sein leidenschaftliches Benehmen bey dem Zusammentreffen mit Baptista der Mutter seine Liebe verrathen. Mit der Andersgläubigen in einem Hause zu leben, schien ihr unerträglich; als sie aber des Sohnes Neigung erkannte, und nun in ihrem Wahne sein Seelenheil bedroht sah, da verschwand jede andere Rücksicht, und nur die Nothwendigkeit, gegen ein Bündniß, das den Zorn Gottes auf sich herabrufe, zu kämpfen und zu wirken nach Vermögen, stand fest in ihrer Seele. Wie konnte sie das besser thun, als wenn sie Baptista's Schritte an die ihrigen fesselte, wenn sie das Mädchen in eine Lage brachte, in der sie immer ihrer Beobachtung ausgesezt blieb, wenn sie sich selbst immer bereit hielt, den weitern Fortschritten von Leo's Liebe Hindernisse in den Weg zu legen? So erklärte sich der junge Mann die Handlungsweise der Frau Anna und irrte nicht in seinen Vermuthungen. Freylich konnte er bey der innigen Ueberzeugung von Baptista's

sittlichem Werthe sich nicht denken, daß die Mutter, wie es wirklich der Fall war, Mißtrauen in die Wahrheit ihrer Worte und ihres Betragens setzte, daß sie des Mädchens Fußfall für einen vorher wohlberechneten Kunstgriff hielt, um sie zu rühren und zu täuschen, und in ihrer Bitte, sie, wenn auch nur als Dienerin und Magd im Hause zu dulden, die Absicht sah, sich nur einmal festzusetzen, um dann, von dem Sohne begünstigt, sich leicht zur Herrin des Hauses zu erheben. Aber auch ohne diesen ungegründeten und für Baptista so kränkenden Argwohn Frau Annens zu ahnen, fühlte er sich schon bekümmert genug. Er beklagte die Mutter, deren bessern Gefühle sich nicht von den Fesseln der Vorurtheile losmachen konnten; er beklagte die Geliebte, die nun in enger Nähe mit der gegen sie eingenommenen Frau manchen Unannehmlichkeiten und in jedem Falle dem drückenden Gefühle der Abhängigkeit hingegeben war; er beklagte sich selbst, daß er, obgleich Eine Luft mit der Geliebten athmend, jezt ferner als jemals von dem Ziele seiner Wünsche stand.

„Unglückselige Irrthümer!“ seufzte er tief aus gepreßter Brust; „wann werdet ihr von der Erde verschwinden? wann werdet ihr aufhören, die heiligsten Bande der Natur zu trennen, Haß auszusäen und Blut zu ernten? Wann wird eine Zeit kommen, wo ein heiliges Gefühl alle Partheyen vereinigt, das der Liebe zum Göttlichen und der Staubgebornen unter sich?“

Mit ernster Kraft entriß er sich diesen trüben Gedanken und begab sich an seine Geschäfte, die er zwar durch seine Stellvertreter nicht vernachlässigt fand, aber doch immer gern mit der Sorgfalt eines guten Haushalters seiner eigenen Leitung unterwarf. Aber wie er sich auch bemühen mochte, sich einer zerstreuenden Thätigkeit ganz hinzugeben, immer trat doch das Bild der bleichen Baptista, wie sie jezt kummervoll und tief gebeugt in der Nähe der Frau verweilen mußte, die der Trostbedürftigen keine Milde bewies, kein freundliches oder erheiterndes Wort spendete, störend vor seine Seele.

4.

Im Laufe der nächsten Tage hatte Leo Gelegenheit, seine Vermuthungen über Frau Anna's Absichten bestätigt zu finden. Er konnte nie mit der Geliebten zu einem Gespräche unter vier Augen gelangen, er fand sie immer in Gesellschaft der Mutter mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, und, was ihn am meisten beunruhigte, selbst bey den Anlässen, welche die drey Hausbewohner nach der eingeführten Sitte, zusammenbrachten, beym Frühstücke, beym Mittag- und Abendessen, durfte er sich keines freundlichen Blickes von Seiten Baptista's, den sie ihm doch wohl verstohlener Weise hätte zuwerfen können, erfreuen. Sie saß immer still und in sich gekehrt ihm gegenüber, beantwortete einsylbig und mit niedergeschlagenen Augen die Fragen, die er etwa an sie richten mochte, und zeigte dabey Frau Annen eine Aufmerksamkeit, die jeden aufkeimenden Wunsch in ihren Mienen las, und ihm, ehe er noch ausgesprochen wurde, zuvorkam. Anfangs hatte die Hausfrau solche kleine Gefälligkeiten ernst und kalt zurückgewiesen, nach und nach aber sie sich gefallen lassen und zulezt mit Zeichen der Zufriedenheit aufgenommen. Baptista's zurückhaltendes Betragen gegen Leo hatte ganz augenscheinlich ihren Beyfall. Sie war von dem Argwohn, als suche das Mädchen sie durch Heucheley zu hintergehen, zurückgekommen; denn es schien ihr unmöglich, daß eine Liebe, welche ihrer Erwiederung gewiß ist, sich unter einem fortwährenden Zwange erhalten könne, ohne auch nur durch die leiseste Aeußerung sich zu verrathen. Sie ließ, indem sie sich hiervon überredete, nur eins außer Acht: das zarte und tugendhafte Gefühl, das Baptista bewog, im schweren Seelenkampfe ihre Liebe zu Leo zu bezwingen, um nicht das Vertrauen, welches ihr Frau Anna zu beweisen schien, zu mißbrauchen. Uebrigens fuhr die Mutter fort, ihre Absicht, die beyden jungen Leute auch in geistiger Hinsicht getrennt zu halten, an den Tag zu legen. Sie vermied es, wenn sie zusammen waren, ein Gespräch zu veranlassen, welches Leo und Baptista zu Erörterungen irgend einer Art führen konnte; sie sprach immer besonders zu ihm oder zu ihr, und dann auch nur von Gegenständen, über welche der Angeredete allein eine Auskunft geben konnte. Diese dauernde Selbstbeherrschung und Wachsamkeit war Frau Annen, die an langjährigen Gewohnheiten hing und ein ruhiges Leben ohne große Gemüths- und Geistesanstrengungen zu führen pflegte, sehr lästig. Aber um des geliebten Sohnes Seele dem vermeintlichen Verderben zu entreißen, hätte sie noch mehr gethan und gern noch größere Opfer gebracht als die, welche sie ihre gewohnte Ruhe kosteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Universität in Corfu.

Lord Guilford hatte bereits auf mehreren jonischen Inseln viele Schulen gegründet, als es ihm endlich gelang, die Unterstützung der englischen Regierung zu seinem Lieblingsplane, der Gründung einer griechischen Universität auf Corfu, zu erlangen. Nur einem Manne, der gleichsam ganz Jonier geworden war, der glücklicherweise Rang, Vermögen, Talent und Charakterstärke in sich vereinigte, konnte es gelingen, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, die sich von allen Seiten seinem Unternehmen entgegenstellten. Troz der sogenannten freyen Konstitution, die man den Joniern gegeben, ist die Macht des Lord Oberkommissärs sehr groß, und Sir Thomas Mait-

land versäumte selten eine Gelegenheit, sie gegen jedes Vorhaben, das nicht von ihm herrührte, oder nicht seinen Beyfall hatte, auszuüben. Zum Besten eines Instituts, dessen Zweck es war, Aufklärung auf den Inseln zu verbreiten, war von ihm nichts zu erlangen, als daß er fest an den Instruktionen des englischen Kabinets klebte. Unter diesen niederschlagenden Aussichten machte sich das Parlament von Corfu anheischig, die Universität zu unterstützen, sobald die Materialien dazu vorbereitet seyn würden. — Man fing also an, sich nach Professoren umzusehen, und dieselben für ihre verschiedenen Verrichtungen vorzubereiten. Darüber gingen mehrere Jahre hin; denn die Griechen vermochten aus ihrer Mitte keine Lehrer zu liefern, und die Fremden verstanden nur selten den romaischen Dialekt in dem Grade, daß sie in demselben Unterricht ertheilen konnten. Man mußte also damit beginnen, die Lehrer zu unterweisen; war dieser Unterricht vollendet, so vereitelte häufig die Lockung einer einträglicheren Stelle anderswo, eine Heirath, ein Todesfall, ein Anfall von kriegerischer Begeisterung, Lord Guilfords Anstrengungen. Nach jahrelanger Arbeit, nachdem man mit großen Kosten eine Menge junger Leute auf alle Universitäten Europas gesandt, war es gelungen so viele Professoren zusammen zu bringen, daß man wirklich an das Geschäft gehen konnte. Lord Guilfords Plane wurden dem jonischen Parlamente vorgelegt und von demselben angenommen; man verfaßte die Statuten, bestimmte die Gehalte, und im November 1823 wurde Se. Herrlichkeit zum Kanzler der Universität ernannt.

Der alte Pallast, den Maitland nach Vollendung des neuen räumte, paßt ganz zu einem Ding, das wir ein Kollegium oder vielmehr eine Schule nennen, denn alle Studenten wohnen in der Stadt. Lord Guilford also ist αρχων oder Kanzler, und sein Name bürgt hinlänglich dafür, daß nichts versäumt ist, um das ganze Feld der Wissenschaft den Studierenden zugänglich zu machen; auch ließe sich wirklich nicht leicht ein Zweig des menschlichen Wissens nennen, in welchem in Corfu nicht Unterricht ertheilt würde, oder wofür nicht wenigstens ein Lehrstuhl bestimmt wäre. Die übrigen Beamten der Universität sind: der εφορος, Rektor, der κοσμοφυλαξ, Prokurator, der ρητωρ, Redner, und vierzehn Professoren (προφεσσορες). Auch an Dienern fehlt es nicht, wie der γλαυκοφορος, Zepterträger, der αρχιραβδουχος, erste Aufwärter, und fünf andere Aufwärter. Auch die Beamten der Bibliothek haben sämmtlich griechische Namen, αρχιγραμματευς, γραμματευς, erster Sekretär und Sekretär, χαρτοφυλαξ, Aufseher der Handschriften ꝛc. Der auf der Universität (πανεπιστημιον) Studirende heißt φιλολογος, Philolog, wenn er noch keinen Grad erlangt hat; επιστημων, wenn er Bakkalaureus, τελειος, wenn er Magister ist. Alle sind gleich gekleidet, daher gibt es nicht wie bey uns (in England) demüthigende Abzeichen; der Adliche wird wie der Bürgerliche, der Arme wie der Reiche behandelt. — Außer der Universität besteht eine Art von Vorbereitungsschule εφοιβειον genannt; die fünf ausgezeichnetsten Ephöben heißen ευελπιστοι, die Hoffnungsvollen.

Jeder der Professoren gibt täglich einmal Unterricht, und erhält von der jonischen Regierung monatlich sechzig Dollars, oder dreyzehn Pfund Sterling. Die Lehrstunden und der Unterricht in der englischen Sprache sind völlig unentgeldlich; der Aufwand eines Philologen beschränkt sich also auf die Lebensbedürfnisse, und die Universität wacht auch darüber, daß in dieser Beziehung keine Ausschweifungen begangen werden. Das Frühstück der Studenten besteht aus Kaffee, und ihr Mittagessen darf an gewöhnlichen Tagen nicht über zwanzig Obolen (acht-und-zwanzig Kreuzer), an den Feyertagen der griechischen Kirche nicht über fünf-und-zwanzig, an Weihnachten, Ostern und dem Feste ihres Kirchenpatrons nicht über dreyßig Obolen kosten. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß die Kosten des Studierens in Corfu, Essen und Wohnung mit begriffen, nicht über fünfzehn Dollars monatlich, oder vierzig Pfund Sterling jährlich betragen. Mit Ausnahme der wenigen Tage in der heiligen Woche und der Feyertage der griechischen Kirche, wird das übrige Jahr, vom ersten November, wo das Schuljahr beginnt, bis zum fünfzehnten Juni, wo es zu Ende geht, sehr fleißig zugebracht; blos Krankheit spricht den Studirenden vom Besuche seiner Unterrichtsstunden frey.

Die Zahl der Philologen hat seit Eröffnung der Universität fortwährend zugenommen; im ersten Jahr waren es 47, im zweyten 97, und im Juni 1826 211. Dazu lieferte Corfu 80, das Festland von Griechenland 63, England 1, und die übrigen die kleinern jonischen Inseln. Bedenkt man das Unglück Griechenlands, und die fünf-und-zwanzigtägige Quarantaine, durch welche die Verbindung mit den jonischen Inseln erschwert wird, so ist jene Anzahl von jungen Griechen gewiß ein Beweis, in welchem Ansehen die junge Hochschule bereits steht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Anfangs August.

(Beschluß.)

Das schöne Kamenoy-Ostrow mit seinem herrlichen Gärtchen, in dem der verewigte Kaiser Alexander, dieser huldvolle Freund der Menschheit, während seiner ganzen fünf-

und-zwanzigjährigen Regierung im Sommer am liebsten zu residiren pflegte, und sich am gemüthlichsten fand, wenn das Publikum aller Stände es zahlreich besuchte, ist jezt den Promenaden des leztern völlig entzogen worden, seitdem es als Geschenk der verewigten Kaiserin Elisabeth auf die Großfürstin Helena überging, und nun eine Domäne des Großfürsten Michael ist. Hier sahen wir den erhabenen Verblichenen oft höchst schlicht und einfach, ohne alle lästige Etikette, von seinen geliebten Unterthanen umgeben, in den schattenreichen Boskets lustwandeln. Das vor zwey Jahren hier in der Residenz beendete neue Michaelowsche Palais für den Großfürsten zog unserm Publikum einen gleichen Verlust an dem kleinen Sommergarten zu, der bisher öffentlicher Stadtgarten gewesen war, bey Aufführung dieses Palais aber zum Schloßgarten umgewandelt und dem Publikum auf immer entzogen wurde. Von allen Landpartbieen unserer Residenz hat jezt die Jelaginsinsel, deren prachtvolles, ganz neu aufgeführtes Lustschloß der jezt regierende Kaiser mit seiner Familie zu seiner Frühlings- und Herbst-, Zarskoje-Selo aber zu seiner Sommerresidenz erwählt hat, den meisten Zuspruch des Publikums. Vor wenigen Jahren eine völlige Einöde, gewinnt diese Insel seit ihrer gegenwärtigen Bestimmung jede Woche an neuem Zauberreiz. Wie herrlich ist der neugeschaffene kaiserliche Schloßgarten, den eine bronzene Umzäunung, stark vergoldet, von dem grosen Park der Insel trennt. Außer diesem Garten hat das Publikum in allen Theilen der Insel und zu allen Tageszeiten freyen Zutritt. Unser Kaiserhof residirte im lezten Frühling auf diesem Lustschloß bis zur Mitte des Juni, hieher richtete daher unser Publikum während dieser ganzen Frist an jedem milden Abende seine liebsten Spaziergänge, in zahlreichen Gruppen bedeckte es den Platz vor der Barrière des Schloßgartens und Palais, und ergözte sich am Genuß der schönen Musik, die hier jeden Abend von dem Orchester des Chevaliers-Garderegiments, welches auserlesen schöne Regiment die Kaiserin Alexandra jezt selbst befehligt, aufgeführt ward. Ein so gewühlvolles Leben alle hier skizzirten Landsitze im Sommer darbieten, und, überfüllt von Bewohnern, in der Miethe zu enormen Preisen steigen, so sehr veröden andere, die vor einigen Jahren zu den Lieblingssommersitzen der Petersburger gehörten; dieß gilt von der ganzen Reihe der auf der Peterhofschen Landstraße überaus pittoresk gelegenen, massiv und schön erbauten Landhäuser; für größtentheils spottwohlfeile Preise werden sie jezt ausgeboten, und finden nur mit Mühe hie und da einen Liebhaber. So ist alles hier, wie überall, der tyrannischen Mode unterworfen.

Vor einigen Wochen, am 13ten Juli, dem Geburtsfeste der jungen Kaiserin, fand auf der Jelaginsinsel die im vorigen Jahre daselbst zuerst gegründete, festliche Jahrspromenade statt, wobey, wie früher, zur Unterhaltung des Publikums überall auf dem Wege und in den Gehölzen zwischen den beyden Nachbarschlössern Kamenoy-Ostrow und Jelagin eine Menge Militärorchester und Sängerkorps aufgestellt waren. Dießmal aber ward dieses Vergnügen durch einen, den ganzen Tag anhaltenden Regen sehr verleidet, und fand wenigen Zuspruch. — Die Theaterdirektion überraschte an diesem Festtage das Publikum durch eine ganz unerwartete Erscheinung, durch die Einweihung eines neuen öffentlichen Theaters auf dieser Insel, dessen Bau, am 22sten Mai angefangen, in der unglaublich kurzen Frist von sechs Wochen schon beendet war. Eine fürwahr sehr glückliche und gewinnvolle Spekulation, mitten in dem gewühlvollsten und brillantesten Cirkel unsrer Landpartbieen, in so kurzer Zeit ein sehr niedliches und geräumiges Theater aufzuführen, wo sich während der schönsten Jahrszeit bey erhöhten Preisen ein stets volles Haus findet, während die Stadttheater bey niedrigen Preisen ganz unbesucht bleiben. Eine andere Idee der Direktion — und man glaubt allgemein, daß sie ausgeführt worden ist — spräche nicht sehr für ihre Humanität, sie soll wenige Tage vor der Eröffnung des Theaters, um sich von dessen festem Bau zu überzeugen, tausend Mann Soldaten hinein kommandirt, und überall im Lokal vertheilt haben. Immer wird dieses neue Theater, das den vielen Schönheiten der Jelaginsinsel noch eine neue Zierde verleiht, die Theaterkasse reichlich für die Verluste bey den städtischen Theatern entschädigen, denn an den vielen unfreundlichen Regentagen, mit denen die meisten unserer Sommer (vorzüglich der gegenwärtige), geplagt sind, wird es dem Publikum der zahlreichen ihm nahen Landsitze sehr willkommen seyn und sich hinlänglich füllen. Unter der Leitung des russischen Architekten Schustow, eines Zöglings der Akademie der Künste, erbaut, kostet der Bau mit der ganzen ersten vorläufigen Einrichtung nicht ganz 50,000 Rubel. Das Innere zeichnet sich gleich vortheilhaft durch geschmackvolle Einfachheit und Bequemlichkeit aus. Es sind zwey Logenreihen angebracht, die erste zählt achtzehn, die zweyte sechs-und-zwanzig Logen, über diese geht eine dreyfache Gallerie. Im Parterre zählt man 250 Sitze. Die Scene ist ziemlich geräumig, und um nichts kleiner als die der hiesigen deutschen Stadtbühne. Von jedem Orte aus übersieht man die Bühne, man hört und sieht überall sehr gut. Eine zierlich gearbeitete gläserne Halbkugel verbreitet nach allen Seiten ein hinlängliches Lampenlicht. Die Zuschauer haben hier weder herabfallende Glasscherben noch Oelflecken zu fürchten. Am Einweihungstage wurden russische Stücke Vormittags und Abends gegeben, darauf fand ein Abendkonzert statt, in dem der italienische Sänger Tosi, nächst den hiesigen Virtuosen Behm und Suksman, vielen Beyfall fand; ersterer ist aus Moskau von der dort aufgelösten italienischen Truppe hieher gekommen, und wird wahrscheinlich bey der nun hier errichteten italienischen Bühne angestellt werden. Um eilf Uhr begann in demselben Lokal der Maskenball, der bis gegen drey Uhr des Morgens währte, und überaus unterhaltend war. Seitdem werden dort abwechselnd, wahrscheinlich bis tief in den Herbst, und so lange unsere Städter in den Landumgebungen hausen, deutsche, französische und russische Stücke gegeben.

B***g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 204.

Censor.

Räthsel.

Kennst du die Katze, die zum Schaden
Der Herren, die des Geistes Kost
Bald lang, bald kurz, auf Einem Rost,
Bald abgeschmackt, bald schmackhaft braten,
Manch' fetten Bissen weggemaust,
Und gar zu gern im Reiche haust?
Da hilft kein Gift, kein Prügel, wird von Oben,
So sprach ein Koch, kein Riegel vorgeschoben;
Ihr wißt, man schob ihn vor, bald hier, bald dort.
Was half's? die schlimme Katze blieb nicht fort.
Wenn nicht zum ew'gen Schutz der Küchenmauern
Ein hoher Herr, der Köch' und Küche liebt,
Den Riegel mit der Katze Namen schiebt,
Wird sie noch lang um unsre Töpfe lauern.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. September 1827.

> Wiegt ihr die Pflicht so schwer? so drückt die Liebe
> Nicht sehr gewichtig auf die andre Schaale. —
> Schwer wiegt die Liebe, schwerer noch die Tugend.
>
> Otway.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Trotz den anscheinend ungünstigen Verhältnissen belebte sich Leo's Hoffnung auf's Neue. Baptista war nun immer um seine Mutter, und es konnte nicht fehlen, daß diese den Werth des Mädchens erkannte und einsah, wie nur in Aeußerlichkeiten eine Verschiedenheit zwischen ihnen statt finde, denen bey Beyden ein gleiches Gefühl für das Himmlische, für die Tugend und die Pflicht zum Grunde liege. Aber die Kaltsinnigkeit, welche die Geliebte ihm zeigte, berührte ihn allzu unangenehm, um ihn nicht wenigstens zu dem Versuche zu bewegen, eine Erklärung von Baptista zu erhalten. Auf diese glaubte er ein Recht zu haben, da er bereits mit Zustimmung des Vaters und mit ihrer eigenen Bewilligung sich als ihren Verlobten hatte ansehen können, und er beschloß eine Gelegenheit zu suchen, die es ihm möglich machte, sie allein und ungestört zu sprechen. Nach einigem Nachsinnen war diese gefunden. Baptista unterließ, um Frau Annen kein Aergerniß zu geben, so viel ihr Gewissen es erlaubte, die öffentliche Ausübung ihrer Religionspflichten; aber jeden Morgen besuchte sie, während Leo's Mutter noch im Schlafe lag, die Frühmette und suchte hier in der innigen Andacht eines wahrhaft gottergebenen Gemüths Trost für den unermeßlichen Verlust, den sie mit dem Tode ihres Vaters erlitten, und Kraft, sich unter dem Drucke der auf sie eindrängenden Umstände vorwurfsfrey zu erhalten.

Auf dem Wege nach der Kirche trat eines Morgens Leo Tanni der Erzitternden entgegen und hielt sie vom Weitergehen zurück:

„Baptista," sagte er mit einem Tone des Schmerzes und der Wehmuth, der in ihrer Seele wiederklang, „was habe ich dir gethan? du meidest mich wie einen Verworfenen; die wenigen Worte, die du mir gönnst, sind bedeutungsloser und kälter, als wir sie selbst an Jemanden, der uns gleichgültig ist, zu richten pflegen; kein freundlicher Blick aus deinen lieben Augen entschädigt mich für dieses Fremdethun und giebt mir die Versicherung, daß dir selbst der Zwang, den du dir etwa in diesem Benehmen auferlegen möchtest, schwer fiele. Habe denn nur ich ein Gedächtniß für jene schönen Tage, die wir in deines Vaters Hause verlebten, oder ist Alles ein flüchtiger Traum gewesen, eine grausame Täuschung, die das Glück meines Lebens machte und meine Zukunft mit den seligsten Hoffnungen ausschmückte? Sprich, Baptista! wandelten wir nicht eines Abends traulich in deines Vaters Garten an dem Ufer der Plessur, tauschten dort unsere Gefühle aus und gelobten uns ewige Treue bey der Erkenntniß der wechselseitigen Liebe? War es nicht dein Vater, der uns belauscht hatte und mit Thränen im Auge hervortrat, uns schweigend in seine Arme schloß und mit dieser Aeußerung des väterlichen Wohlwollens unsern Bund heiligte? Haben wir nicht tausend schöne Plane für ein häusliches Leben, das uns einst beglücken sollte, entworfen? Haben wir nicht auch der Stürme des Unglücks gedacht, die uns einst tref-

sen könnten, und daß wir ihnen im innigen Verein muthig entgegenstehen wollten? Oder, sprich Baptista! ist das Alles jezt nicht gewesen? Sind jene Geständnisse mit den Wellen dahingerauscht, die damals zu unsern Füßen flossen? Ist deines Vaters Wille mit ihm zu Grabe gegangen? Waren jene Plane, jene Vorsätze etwa nur ersonnen, um eine Stunde leicht zu vertändeln, um meinem thörichten Wahne zu schmeicheln?"

„Leo, du bist grausam und ungerecht!" erwiederte Baptista, indem sie dem jungen Mann die Rechte, welche er ergriffen hatte, entzog. „Hätte ich damals deiner Mutter Gesinnungen gekannt, wie ich sie jezt kenne, ich hätte meine Liebe verborgen vor dir in der Tiefe meiner Brust, ich wäre, so viel ich auch darunter gelitten, deiner Nähe ausgewichen, und vielleicht hättest du dann das unbedeutende Mädchen vergessen. Alles wäre gut und ich allein hätte nur zu kämpfen und zu leiden, wozu mich ja schon ohnehin das Schicksal ausersehen zu haben scheint. Aber du hast mir den Widerwillen deiner Mutter verschwiegen und nun hast du dir selbst alles Uebel zuzuschreiben, was deine Heimlichkeit zur Folge hat. Ich will deine Mutter nicht betrügen, Leo. Ich will ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, weder durch Worte, noch durch Zeichen, oder auch nur durch Blicke. Sie gewährt der Verlassenen Schuz, sie gibt der Heimathlosen eine Heimath, sie ist eine wohlmeynende, wenn auch strenge Mutter der Verwaisten geworden — und dafür sollte ich ihr damit lohnen, daß ich hinter ihrem Rücken eine Verbindung unterhielte, die nicht allein ihren Wünschen nicht entspräche, in der sie selbst das zeitliche und ewige Verderben ihres einzigen Sohnes sehen würde? Nimmermehr, Leo! Wir müssen uns fremd seyn, wir müssen unter diesen Umständen selbst jene verwandtschaftliche Innigkeit vermeiden, die — hätten wir keine mächtigere Empfindung zu bekämpfen — uns vergönnt wäre. Laß mich, Leo! Das sey die lezte Unterredung dieser Art zwischen uns. Von nun an sieh mich als eine Fremde an, als ein gleichgültiges Wesen, dessen Gefühle zufällig in dein Leben verflochten wurden, das dich nicht mehr kümmert als eben eine Blume, die du in deinem Wege fandest, deren du dich erfreuetest, so lange sie blühte, die du von dir warfst, als sie verwelkte. So lange die Gesinnungen deiner Mutter sich nicht verändern, müssen unsere Herzen geschieden bleiben. Lebe wohl, Leo!"

Sie reichte ihm noch einmal ihre Hand, auf die während der lezten Worte ihre Thränen gefallen waren; dann entfernte sie sich mit dem festen Vorsatze, fernerhin jedes vertraute Gespräch mit Leo zu vermeiden und ihre Liebe zu ihm, wenn sie diese auch nicht ganz zu bezwingen vermochte, im Innersten ihrer Seele zu verschließen.

Der junge Mann sah lange der leicht dahinschwebenden Gestalt nach. Endlich sprach er mit einem Seufzer bey sich:

„Edles, herrliches Geschöpf! Als eine Fremde sollte ich dich ansehen, gleichgültig und ohne Liebe? das ist unmöglich. Tragen und dulden will ich, aber aufgeben kann ich dich nicht. Das wird auch der Himmel nicht von mir verlangen. Die Mutter muß deinen Werth einsehen, die Ueberzeugung, wie sehr dein Besitz mich beglücken wird, muß sich ihr aufdrängen, und vor der Erkenntniß deiner reinen Tugend muß jedes Vorurtheil weichen."

Er schlug nachdenklich den Rückweg nach seiner Wohnung ein. Schöne Hoffnungen waren neu in ihm aufgegangen; der reizende Blick in die Zukunft, an dem er in frühern Tagen sich so oft ergözt hatte, stand wiederum vor ihm offen. Bald aber drängte sich der Gedanke an die trübe Wirklichkeit in seine Träume. Wie wird meine Mutter je dem Wahne entsagen, den sie für ein Religionsgesetz hält? fragte er sich selbst und betrat mit wieder erschüttertem Muthe und von einer düstern Stimmung ergriffen, die Schwelle seines Hauses.

5.

In einem Orte von so wenigem Umfange wie Plurs konnte, was in dem Hause eines Einzelnen vorging, nicht lange den meisten Einwohnern unbekannt bleiben. Bald wußte Jedermann, daß Frau Anna, die streng evangelische Frau Anna, eine Katholikin bey sich beherberge, die Tochter eines Verbannten aus Chur, der auf der Flucht gestorben sey und das Kind jener gleichsam vermacht habe. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Katholiken, und wenn diese auch bisher in einem erträglichen Einverständnisse mit ihren protestantischen Nachbarn gelebt hatten, so wurden doch die Gemüther beyder Partheyen durch die Nachrichten der blutigen Religionszerwürfnisse, welche in einigen Gegenden und in der Hauptstadt des grauen Bundes stattgefunden hatten, in eine seltsame Gährung versezt, die sich bald hier bald dort an öffentlichen Orten und in geschlossenen Kreisen äußerte. Die Protestanten bemühten sich ihre Glaubensgenossen gegen die Beschuldigungen, zu welchen sie allerdings durch ein gewaltsames und grausames Verfahren den Katholiken Grund gegeben hatten, zu vertheidigen, und die Katholiken glaubten in diesem Eifer eine Billigung jener blutigen Handlungsweise zu erkennen. An der Spitze der Katholiken, unter denen sich die angesehensten und reichsten Bürger befanden, stand der Podesta, der oberste Beamte des Orts. Die evangelische Parthey bestand größtentheils aus armen Fabrikarbeitern, Handwerkern und unbedeutenden Krämern. Der einzige, der als ihr Oberhaupt und zugleich, vermöge seines Reichthums, als kräftiger Anwalt hätte auftreten können, war Leo Tanni. Er hielt sich aber gerade jezt ganz zurückgezogen von allen öffentlichen Versammlungen, verließ nur selten sein Haus und schien jede Einmischung in den obwaltenden Streit der Partheyen vermeiden zu wollen.

Dieses ruhige Verhalten konnte ihn jedoch weder vor dem Verdachte seiner eigenen Glaubensgenossen, noch vor dem ihrer Gegner bewahren. Jene beschuldigten ihn der Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die heiligsten Religionspflichten und wollten sogar eine Neigung zum Katholicismus wittern, wozu sie besonders in der Aufnahme Baptista's und in deren Verweilen im Taunischen Hause einen scheinbaren Grund fanden. Diese glaubten, Leo wirke in seiner geheimnißvollen Stille weit gefährlicher als die lauten Schreyer, und schoben ihm die verderblichsten Plane gegen die katholische Kirche überhaupt unter. Einige sprachen sogar von einer Verschwörung, die er vorbereite; am Meisten aber gewann die Meynung Eingang, er richte seine ganze Thätigkeit und sein ganzes Bemühen darauf, die junge Katholikin in seinem Hause vom rechten Glauben abwendig zu machen und zu seiner ketzerischen Lehre überzuführen. Kein Mittel, hieß es, werde verschmäht, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Dringenden Bitten, Entbehrungen jeder Art, ja selbst den härtesten Zwangsversuchen habe das Mädchen bis jetzt mit Seelenstärke widerstanden; aber es sey freylich sehr zu fürchten, daß sie endlich dem unerträglichen Drucke erliegen und in die Schlingen fallen werde, mit denen man sie von allen Seiten umgeben habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Universität in Corfu.

(Beschluß.)

Auch die Vorbereitungsschule ist stark besucht. Die Zahl ihrer Schüler übersteigt bestimmt die der Philologen, und man darf behaupten, daß sich im Jahr 1826 fünfhundert Studirende in Corfu befanden. Um Philolog zu werden, muß der Ephöbe das vierzehnte Jahr zurückgelegt haben, und ein strenges Examen im Griechischen, Lateinischen, der Arithmetik und der Theologie bestehen, wenn er für den geistlichen Stand bestimmt ist. Nach drey Jahren wird der Philolog für den Grad eines Baccalaureus geprüft, und hiebey ist der Archimandrit der griechischen Kirche anwesend und examinirt den Kandidaten des Priesterthums. Nach einer gewissen Zeit muß sich der Baccalaureus zum Magister aufnehmen lassen. Natürlich sind alle diese Grade nothwendige Erfordernisse zu gewissen Aemtern, worunter die kirchlichen begriffen sind. Es gibt eine juridische, eine medicinische, eine philosophische und eine theologische Fakultät.

Die Trachten sind, so weit es unsere heutigen Begriffe von Nutzen und Reinlichkeit erlauben, nach den Mustern antiker Kostüme, wie sie uns aus Werken der Sculptur und Malerey bekannt sind, gewählt. Das Doktorskostüm unter andern ist ganz klassisch, und sehr imposant, wenn man sich auf darin zu tragen weiß. Es besteht in einem ἱμάτιον oder Rock, der vom Hals bis auf die Mitte der Beine, wo die χνημῖδες, eine Art rother Stiefeln, anfangen, den Körper ganz bedeckt, darüber wird das τριβώνιον oder der Mantel getragen; die Farbe des letzteren ist nach der Fakultät verschieden; das Imation ist bey allen gleich, aber die Doktoren der Theologie tragen kein Tribonion, sondern ein ganz schwarzes Priesterkleid. Den Kopf des Doktors umgibt ein ταῦχνος oder Stirnband, vom selben Stoff und derselben Farbe wie das Imation. Der Kanzler trägt das nämliche Kostüm; seine einzige Auszeichnung besteht in der Form des Stirnbands, das von schwarzem Sammt ist, mit einer Stickerey, vorstellend Minervens Vogel und einen Lorberrzweig zu jeder Seite. Die Philologen tragen eine Imation von Nankin und ein hellblaues χλαμίδιον, Mäntelchen, das horizontal über die Brust läuft, und dessen eines Ende anmuthig über die linke Schulter herunterfällt. Lange war man verlegen wegen der Wahl einer Kopfbedeckung, die zu den antiken Mustern paßte. Endlich versuchte man es mit einer Art von Hut, πέτασος genannt, ähnlich denjenigen, wie sie die Dominikaner in Italien tragen. Seine Breite war dem Klima ganz angemessen, und Caligula soll seiner Zeit ähnliche Hüte in den Theatern zum Schutz gegen die Sonne, zu tragen erlaubt haben. Doch die gütige Natur hat jedes Land mit einer gewissen Zahl von Petitsmaitres beschenkt, als sollten sie den Verständigen zur Belustigung und zum Zeitvertreib dienen, und Corfu besitzt deren verschiedene unter seinen Philologen. Diese jungen Herrn wollten ihrem Petasos eine elegantere und zugleich modischere Form geben und beschnitten daher die Ränder so, daß er ziemlich der Mütze eines englischen Jokey glich. Sie sind übrigens später wieder auf die ursprüngliche Form zurückgekommen, zu der antike griechische Vasen das Vorbild geliefert haben sollen.

Russische Volkslieder.

6. Die Trostlose.

Laß dein Stöhnen, armes Kukuklein,
Ruf' dein kuku nicht so traurig her!
Ist ja ohnehin mein armes Herz
Schon verwundet, schon so tief verletzt.
Es verhüllt die schöne Sonne sich,
Blickt dann wieder aus den Wolken vor;
Gar bekümmert ist die schöne Maid,
Aber ach! ihr Kummer endet nie.
Ihren trauten herzgeliebten Freund
Kann sie ja vergessen nimmermehr,
Keine Stunde, keinen Augenblick,
Nicht bey Tage, nicht bey nächt'ger Weil',
Nicht beym Frühroth, nicht beym Abendroth.
Er verließ das schöne Mädelein
Nicht auf lang, auf eine Woche nur,
Und die Woche ward zum halben Jahr,
Und das halbe Jahr — zur Ewigkeit!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. August.

Eine der glücklichsten Folgen des Friedens, welcher nun schon so lange in der christlichen Welt herrscht, ist die gegenseitige freundliche Annäherung derjenigen Völker, welche in der Bitterkeit langwieriger Kriege einander verkannt und mißverstanden haben. Zeitungsschreiber und Reisende thaten damals das ihrige, durch falsche, partheyische Darstellungen diese Verkennungen und Mißverständnisse zu nähren. Mit dem Frieden hat sich dieses in mannigfaltiger Hinsicht geändert. Washington Irving war einer von den ersten Nordamerikanern, welcher gegen seine Landsleute den wahren Werth des alten John Bull hervor hob, sein herzliches Wohlwollen, womit er im Namen seiner Landsleute der Mutternation entgegenkam, entwaffnete die Bitterkeit des Quarterly Review, und ließ den unbefangenen Engländer einsehen, daß die Anerkennung der Verdienste in seinen dem Gängelbande entwachsenen Söhnen seiner eigenen Nation zur Ehre gereichen müsse, ein Urtheil, das ihn bewog, mit weniger Befangenheit hinter die etwas grobe Hülle zu blicken, die den Bruder Jonathan bedeckt, und zu sehen, was wirklich an ihm sey. In diesem Sinne hat Kapitän de Roos sein Werk über Amerika geschrieben; und ob es ihm gleich gar nicht an Nationaleitelkeit und Eifersucht fehlt, so weiß er doch dem Charakter der Amerikaner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „In den amerikanischen Gesellschaften,“ sagt er irgendwo, „findet man weit weniger Umstände und Zwang als in Europa; aber ungeachtet der gestatteten Freyheit im Umgange, herrscht doch in der Unterredung sowohl als im Betragen der vollkommenste Anstand. Junge Frauenspersonen, verheirathet oder nicht, gehen des Morgens nicht nur ohne Diener, sondern oft auch in Begleitung eines Herrn aus. Doch ist es nicht allgemein gebräuchlich Arm in Arm zu gehen. Ich hatte Gelegenheit, ein Beyspiel von der herzlichen und offenen Umgangsweise zu sehen, welche in dieser anmuthigen Stadt (Boston) unter den Vornehmern herrscht. Auf einem Spaziergange mit einer jungen Dame drückte ich den Wunsch aus, eine berühmte Schönheit zu sehen, deren Reize ich oft hatte rühmen hören. Sogleich führte mich meine Begleiterin zu ihr, obgleich ich offenbar sah, daß ihre Bekanntschaft mit einander nur sehr oberflächlich war. — Von einem vornehmen Bürger zum Mittagessen eingeladen, begaben wir uns in seine Wohnung, und sezten uns mit einer zahlreichen Gesellschaft, worunter einige Frauenzimmer, zu Tische. Wir kannten Niemanden außer unserem Wirthe, und fingen an uns über die Zwanglosigkeit der Mitspeisenden zu wundern, als wir entdeckten, daß wir an einer Wirthstafel saßen. Wir wurden indessen von diesem zufälligen Vereine auf's höflichste behandelt, und man trank sogar, unserer Nation zu Ehren unseres Königs Gesundheit. Die Sitten der Männer mögen für einen vielverlangenden Beobachter rauh und grob erscheinen, aber sie sind herzlich, frey und offen. Es ist bey Reisenden zur Mode geworden, die Amerikaner der beständigen Verletzung der Wahrheit in der Unterredung zu beschuldigen; so weit ich aber habe bemerken können, ist diese Beschuldigung ungegründet. Ihre Wißbegierde indessen dürfte von einem Tadelsüchtigen für, an Unverschämtheit grenzende, Neugierde gehalten werden. Das Wesen der Frauenzimmer ist so natürlich und ungezwungen, daß sie bald den unangenehmen Eindruck vernichten, welchen Anfangs ihre gedehnte Aussprache und die Eingenheit in ihren Ausdrücken zu erregen pflegt. Es gibt nichts Ungegründeteres als die so allgemein verbreitete Meynung, als ob in den V. St. ein Gefühl der Bitterkeit und des Hasses gegen England und Engländer herrsche. Ich weiß nicht, wie es geschieht, aber ein Amerikaner erkennt den Engländer immer auf den ersten Blick, und ich muß es mit Dank erkennen, daß mir diese Erkennung allezeit Höflichkeit zusicherte, und oft zu freundschaftlicher und gutmüthiger Dienstwilligkeit Anlaß gab. Es ist nur zu sehr Sitte unserer Zeitschriften, dieser hartköpfigen Republikaner zu spotten; aber sie sind dennoch ein tapferes, kluges, gutmüthiges und vorurtheilsfreyes Volk. Obgleich sie eine glühende, vielleicht übertriebene Vorliebe für ihr Vaterland haben, so reden sie doch von andern ohne Neid, Bosheit und Verleumdung. Sicher in ihrer natürlichen Stärke, und nur auf die Vortheile der westlichen Welt bedacht, kümmern sie sich wenig um die Politik jenseits des atlantischen Meeres.“

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, im August.

Schon wieder ein Zögling der Schröderschen Schule ist uns durch den Tod entrissen, und besonders unserem Lustspiel, welches, sonst so weit berühmt, mit dem Eintritt in's neue Schauspielhaus bedeutend zu kränkeln anfängt, ein schmerzhafter, ja unersezlicher Verlust dadurch bereitet worden. Christine Reinhold, geborne Löhrs, ist nicht mehr. Ganz zu empfinden was wir in ihr verlieren, vermag nur der, welcher sie selbst sah, sie, den Liebling Thaliens. Sie verstand es wahrhaft, Kunst und Natur zu vereinen, und jeder Gedanke an ein absichtliches Bühnenspiel, der sich jezt leider oft bey der Erscheinung der gefeiertesten Bühnenheldinnen dem Zuschauer aufdringt, blieb bey ihren Darstellungen fern. So wie sie durch ihr, dem reinen Herzen entströmendes Gefühl ihre Schöpfungen zu beleben und zum Herzen zu sprechen wußte, so riß auch ihr unnachahmlicher Humor Alles mit sich fort, und verbreitete Heiterkeit und frohe Laune unter dem Publikum, welches aber auch den Werth einer solchen Künstlerin zu schätzen wußte. Die Trauer um die verehrte Frau ist herzlich und allgemein. Und wer wird sie uns ersetzen? fragen wir. Ach, wer hat uns Weiß, wer Schwarz und Herzfeld ersezt! Wahrscheinlich werden die Rollen der Reinhold unter zwey jungen Schauspielerinnen vertheilt werden, denen noch nicht der wahre Götterfunke der Kunst im Busen glüht, wie er in ihr lebte. Was bey ihr Wahrheit und Begeisterung war, ist bey diesen noch Manier und Affektation.

Die weiße Frau auf Avenel hält sich vorzüglich durch das wackere Spiel Cornets, als George Brown, in der Gunst des Publikums. An die Stelle der Mad. Kraus, als Anna, ist Dem. Schröder getreten, und gibt die Rolle mit vielem Fleiß. Im Spiel übertrifft sie ihre Vorgängerin. Herr und Mad. Cornet haben nun eine Kunstreise angetreten, nachdem sie in einem sogenannten Intermezzo italiano, das eben nichts als einige Scenen aus dem, hier bis zum Ueberdruß oft gesehenen „Barbier von Sevilla“ enthielt, Abschied genommen. Auch Herr Cornet, indem er den Figaro sang, scheint, wie dieß leider jezt oft bey Künstlern der Fall ist, aus seiner Sphäre treten zu wollen. Und das ist nicht gut. Sollte ein so braver Tenorist nicht Tenorrollen genug für sich finden können? — Zu den gelungensten Darstellungen auf unserem neuen Theater gehört unstreitig die des „Kaufmann von Venedig,“ nach der Schlegelschen Uebersezung gegeben. Man sieht, daß dieses Schauspiel von allen Seiten mit Lust und Liebe gegeben wird, und da kann denn das Gelingen nicht fehlen. Die geistreiche Schauspielerin, Dem. Peche, leistete schon bey der ersten Vorstellung, als Porzia, sehr viel Gutes; man sah, daß sie sich mit diesem schwierigen Charakter vertraut gemacht hatte, und das Aufgefaßte mit Geschick zur Anschauung zu bringen wußte. Nächst ihr verdient Hr. Herzfeld den Preis, welcher den Lanzelot Gobbo mit ächtem Humor gab.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 212.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 4. September 1827.

> — Ein purpurfarbner Duft
> Schwebt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
> Der Alpen Schnee erglüht in hoher Luft,
> Geneva malt sich in der Fluthen Spiegel.
>
> Matthisson.

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

Unser Dampf-Winkelried hatte den vernünftigen Gedanken neulich eine Fahrt um den See in zwey Tagen anzukündigen. Gewöhnlich wird sie in einem Tage gemacht. Dieß hat aber gar manches Unangenehme. Ungerechnet, daß die Damen um sechs Uhr früh angekleidet und auf dem Schiff seyn müssen — eine Schwierigkeit, die gar manche zurückhält — kann die ganze Fahrt nur sehr kursorisch und bey den oft so interessanten Beugungen und Buchten fern von der Küste gemacht werden, um Zeit zu gewinnen, denn man vergesse nicht, daß unser See 16½ französische Lieues lang ist, daß also mit den unvermeidlichen Krümmungen in Einem Tage 33 Lieues, gerade 1⅓ geographischer Grad oder 20 deutsche Meilen zurückzulegen sind, wenn man Abends wieder in dem Hafen von Genf eintreffen will. Ueberdieß hat so eine Tagfahrt viel Aehnlichkeit mit der ersten Ansicht einer großen Gemäldegallerie. In den ersten Zimmern und Sälen, wo der Sinn des Schauens und die Kunst zu sehen noch ganz frisch sind, fesselt auch das minder Merkwürdige und Schöne, aber der Führer zeigt einige Ungeduld; Sie müssen eilen, und bald haben Sie so viel gesehen, und das Schöne stürmt und drückt so auf Sie, daß Sie nichts mehr erkennen und am Ende froh sind, wenn Sie an den Ausgang kommen.

Von all diesem Ungemach hatten wir dießmal nichts zu befürchten, und wenn uns der Himmel günstig war, konnten wir sogar heute Abend von Chillon oder von Vevay aus eine Fahrt nach Montruse oder nach Clarence machen.

Mit dem Wetter war es nun freylich so eine Sache. Heute ganz früh konnte man die schönsten Hoffnungen haben, bey der Abfahrt aber wurde es hier und da trüb, und der Wind blies heftig von Frankreich her. Doch waren wir auf's Schlimmste gefaßt und die Damen versprachen feyerlich, nicht übler Laune zu werden, es möge nun kommen was da wolle. Sie haben auch redlich Wort gehalten, das muß man ihnen nachsagen, was wohl daher kam, daß — Nichts gekommen ist.

Von der Stadt waren ungefähr fünfzehn Frauenzimmer und Herrn bey uns, die sich mehr und weniger kannten, sich aber hier in zwey Stunden näher kamen, als es in Genf in vierzehn Tagen möglich gewesen wäre.

Wir sind bey Lord Byrons Landsitz, Cologny genannt. Ich wußte mir etwas damit, einem jungen englischen Dichter, der mit uns war, die interessante Stelle zu zeigen. Er wußte es aber schon, erzählte mir dagegen etwas von Lord Byron und einem seiner Genfer Bekannten, was ich noch nicht gehört hatte. Als Byron in Cologny wohnte, hatte er große Lust auf dem See zu fahren; unsere Genfer Kähne segelten ihm aber nicht schnell genug. Deßhalb ließ er zu Land von Genua sein kleines englisches Boot kommen, unendlich niedlich und nett, und mit allem Zubehör versehen. Dessen bediente er sich nun auf dem See, und als er Genf verließ, schenkte er es einem seiner Be-

kannten, dem Bankier X. Dieser machte es mit dem Boot wie die Genfer mit der Poesie; er ließ es in einen Holzschuppen stellen, Brennholz wurde in schweren Scheiten darauf gelegt, und in Kurzem war das Boot — in Stükken, die man denn mit dem übrigen verbrannte, um doch einigen Nutzen daraus zu ziehen!

Die Südküste des engen untern See's, an der wir jezt hinfuhren, und die sich in sanfter Hügelung hinzieht und von Dörfern und Landhäusern strozt, breitet sich golfartig bis Bellerive hin und bildet ein sehr reizendes Becken, das erste Drittheil des untern oder kleinen See's. Jemehr man sich von Genf entfernt, je einzelner stehen die Campagnen und Dörfer da, besonders wenn einmal die savoyische Gränze bey Hermance zurückgelegt ist. Doch zeichnet sich das schöne große Schloß Beauregard noch vornehm in die Wellen; es steht wirklich grandios zwischen den Baumwänden, und es ist nicht zu läugnen, daß die Umgebungen von Genf nur wenig ähnliches aufzuweisen haben. Die savoyische Küste ist jezt noch fast ganz flach, nur hinter ihr bauen sich Hügel und drüber die geringen Berge Saret und Benet auf, dazwischen aber stehen die keckern Zacken der Dent d'Oche, das hohe Gebirgsland ankündigend.

Bey Yvoire öffnet sich der See erst, und erreicht auf einmal zwischen Rolle und Coudre seine höchste Breite von 3 Lieues. Bisher waren wir nur in einem Wasser von ½, ¾ bis 1 L. Breite, das ich dem engen Züricher See vergleichen möchte, so nah und sichtlich sind die Ufer.

Als wir von Genf wegfuhren, war der untere See bedeckt mit Barken von Fischern, die uns unter vielfachen Flüchen Platz machten und mitten durch ließen. Das Brausen der Räder an den Dampfschiffen und die große Bewegung des Wassers scheucht für lange die Fische aus ihrem Weg. Der Fischer Mühe ist also umsonst; sie haben aber aus diesem übeln Umstande einigen Vortheil zu ziehen gewußt; denn weil nun die Fische rechts und links aus der Bahn der Dampfschiffe fliehen, so breiten sich die Barken schnell aus, wenn eins naht, und nun fallen oft die fliehenden Fische in ihre Netze. Jezt sahen wir eine Menge solcher Barken bey Yvoire in ungewöhnlicher Bewegung versammelt, und als wir näher kamen, zogen sie sich auch nicht zurück. Wir steuerten auf sie zu und erfuhren bald, daß sie so eben einen lang gewünschten Fang gemacht hätten, nämlich eine Fischotter, die dem Fischfang in dieser Gegend fast so viel Schaden gebracht habe als die Dampfschiffe; man habe ihr lange nachgestellt, endlich vor einer halben Stunde sey sie glücklich ins Netz gegangen. Wir alle waren neugierig, ein Thier zu sehen, das man selten lebendig fängt. Die Otter wurde also in einem kleinen Faß an Bord gebracht, und da begann schon die gute Einnahme, welche dieses Thier den Genfer Fischern wochenlang gebracht hat. Jedermann wollte die schönen lebhaften Hundsaugen in dem Hechtskopfe sehen. Es war noch ein ganz junges Thier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Niemand war mit größerem Eifer bemüht, die leztere Meynung zu verbreiten als Ambrosio Crusca. Sein finsteres Gemüth stieß die sanfteren Empfindungen, welche Leo's großmüthiges Benehmen an jenem Abende in der Maiaschlucht in ihm rege machen mußte, zurück, und er fuhr fort, in ihm den hassenswürdigen Feind seines Glaubens zu sehen. Der Gedanke an den Ausgang jenes Ereignisses, und wie der Zufall ihn in die Hand desjenigen gegeben hatte, den er vernichten wollte, war ihm unerträglich. Tausendmal verwünschte er jenen Augenblick, aber nicht seine That, sondern ihr Mißlingen. Wenn er zufällig seinen Gegner antraf, sah er mit wilden, drohenden Blicken zu ihm hin, und die sanftmüthige Ruhe, mit der ihn Leo, der so gern das Wort der Vergebung gegen den Störrischen ausgesprochen hätte, anblickte, dünkte ihm höhnischer Triumph und eine selbstgefällige Erhebung über den Gedemüthigten. Er wich ihm aus, wo er es vermochte, er wandte ihm den Rücken, wenn er mit dem Ansehen, als wolle er ein Gespräch beginnen, auf ihn zuschritt. Allen Zorn, den die Kunde von den ferneren Gräueln in den Thälern des Gotteshausbundes in ihm erregte, wandte er auf Leo Tanni. Früher hatte er in ihm den Ketzer gehaßt, jezt haßte er alle Ketzer in ihm. Die Feindseligkeiten, welche jezt, freylich nur durch Worte, zwischen den Katholiken und Protestanten zu Piurs laut wurden, die Ankunft vieler vertriebenen Glaubensgenossen aus den beunruhigten Gegenden, gaben seinem Grolle reichliche Nahrung. Er hielt heimliche Versammlungen der Katholiken in seinem Hause, in denen jene Vertriebenen allen Schimpf, den sie erdulden mußten, alles Elend, das sie ertragen, den unsäglichen Druck, dem die zurückgebliebenen Rechtgläubigen noch ausgesezt seyen, mit glühenden Farben schilderten. Sie riefen zur blutigen Vergeltung auf, sie forderten Rache an allen Evangelischen, sie verlangten, daß wiederum diese von Haus und Gut entfernt würden und das herrenlose Eigenthum ihnen zur Entschädigung preisgegeben werden solle. War in diesen Zusammenkünften die Empörung der Gemüther auf das Höchste gestiegen, so nannte Ambrosio den Namen Leo Tanni's als den eines Mannes, der von unversöhnlichem Hasse gegen die katholische Kirche beseelt sey, der jener verderblichen Versammlung der Protestanten in Bergün beygewohnt, dort mit zum Aufruhr und zur Vertilgung aller Katholiken ermahnt habe, und dann mit dem

blutdürstenden Haufen hinab in die Thäler gezogen und in Chur ein geheimer, aber sehr thätiger Theilnehmer an allen dort verübten Gräuelthaten gewesen sey. Ambrosio Crusca scheute, wie wir sehen, selbst die Lüge nicht, um seinen Gegner zu verderben. Gegen den Ketzer ist jede Waffe erlaubt, dachte der Verblendete, und sein Gewissen regte sich nicht; denn er war längst zum Sklaven seiner Leidenschaftlichkeit und seiner Vorurtheile geworden. So zog sich über Leo's Haupt eine dunkle Gewitterwolke zusammen, von der er nichts ahnte, und während er unbesorgt und friedlich seinen täglichen Geschäften nachging.

Da sah eines Morgens Ambrosio ein reizendes Mädchen in der Kirche seiner Glaubensgenossen. Sie war ein Bild der hingebendsten Andacht und schien, indem ihre Seele sich mit Gott unterhielt, jeden Gedanken an das Irdische verbannt zu haben. Die begeisterten Blicke, die ihr schönes Auge zum Himmel sandte, das zart gebildete Antlitz, auf welchem wiederkehrende Rosen im leisen Anhauche schwebten, die schlanke Gestalt, die ihre lieblichen Formen, selbst nicht in ihrer knieenden Stellung, verläugnete, gaben ihr das Ansehen einer jener verzückten Heiligen, wie sie italienische Maler in vielen Kunstwerken dargestellt haben. Ambrosio war ganz im Anschauen der schönen Betenden versunken. Noch nie, so dünkte es ihn, hatte er eine Jungfrau von solcher Anmuth gesehen, noch nie war sein Herz gleich beym ersten Anblicke eines weiblichen Wesens von so mächtigen Empfindungen ergriffen worden, wie in diesem Augenblicke. Aber Ambrosio war keiner reinen Liebe fähig. Das Gefühl, das bey Leo Tanni sich mit zarten Wünschen und sehnsüchtigem Hoffen begnügte, artete bey jenem gleich in den ersten Augenblicken seines Entstehens in lüsterne Begehrlichkeit aus, und da, wo Tanni's Herz von einer milden Glut sich erwärmt fühlte, wurde Crusca's Inneres von der wilden Flamme einer sinnlichen Leidenschaft verzehrt. Auf näheres Befragen bey einem Bekannten erfuhr Ambrosio, daß die Jungfrau, deren Erscheinung so wundermächtig auf ihn gewirkt, eine Verwandte Leo Tanni's sey, und in dessen Hause unter der Aufsicht seiner Mutter lebe.

„Bey der Erzketzerin!" grollte er für sich. „Die Rechtgläubige im Hause der Abgefallenen und Sünder? Was thut sie da? Wie kommt sie dahin? Nur die höchste Noth oder gar Mißbrauch der verwandtschaftlichen Rechte kann sie dort zurückhalten. Das Roth ihrer Wangen ist matt und auf ihrer Stirn ist ein Zug des Grams eingegraben, der über Bedrückung und Zwang zu klagen scheint. Bey allen Heiligen! sie soll davon befreyt werden. Ein Wort von ihr, und der Podesta erfährt, daß Tanni eine gute Christin in seinem Hause eingekerkert hält und sie mißhandelt und quält, der Religion wegen. Doch was bedarf es ihres Wortes? Was ich sehe, ist genug, um ihre bedrängte Lage zu erkennen, und es ist des Podesta Pflicht sie dieser zu entreißen, und sie unter seinen Schutz zu nehmen."

Er eilte zu dem Podesta. Mit diesem war er verwandt. Gewiß, so meynte er, würde der strenggläubige Mann, so bald er nur durch ihn von des Mädchens Aufenthalt im Tanni'schen Hause Nachricht erhalten, sein Ansehen verwenden, sie der Aufsicht der Frau Anna zu entziehen, und aus Leo's Nähe zu entfernen. Er würde, dachte Ambrosio ferner, ihr eine Freystätte in seinem Hause anweisen, als Gesellschafterin seiner Frau und seiner Tochter, und dann bot sich ihm selbst, der zu jeder Stunde Zugang im Hause des Podesta hatte, reichliche Gelegenheit, die schöne Befreyte, die ihm, wie er wähnte, Dank wissen müßte, seinen Wünschen geneigt zu machen.

Ganz erfüllt von diesem Plane, trat er vor den Podesta, und brachte hier sein Begehren vor. Der erfahrne Mann hörte ihn ruhig an, schüttelte dann das Haupt, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Noch ist nichts zu thun in dieser Sache. Aber ich denke diesen Tanni soll reif werden zu seinem eigenen Verderben durch sein eigenes Treiben. Auch hier regt sich ein böser Geist unter den Feinden unserer Kirche, und wir müssen auf unserer Hut seyn und strenge wachen, daß wir nicht einem unerwarteten Angriffe unterliegen. Habt ein scharfes Auge auf Tanni und sein Haus. Ich weiß von dem Mädchen, das sich bey ihm aufhält. Es ist Baptista, die Tochter des aus Chur vertriebenen Lostallo, der auf der Flucht seinen Tod fand. Wünscht sie selbst Tannis Haus zu verlassen, beklagt sie sich über eine harte Behandlung, über den geringsten Zwang in der Ausübung ihrer Religionspflichten, so meldet mir das sogleich; dann soll sie keinen Augenblick länger in der Wohnung der Ketzer verweilen."

Ambrosio war froh so viel erlangt zu haben. Seiner Meynung nach mußte Baptista nichts sehnlicher wünschen, als eine Gelegenheit sich von der Gesellschaft ihrer Glaubensgegner loszumachen, und als Hausgenossin einer streng katholischen Familie aufgenommen zu werden, die noch überdem die angesehenste des Ortes war. Er beobachtete sie von nun an auf das Genaueste. Jeden Morgen sah er sie in der Kirche. Die Rosen ihrer Wangen wurden täglich blühender, ihre Stirn erheiterte sich, und Ambrosio wurde von einer neuen beunruhigenden Vermuthung ergriffen, nämlich von der: es möchte ihr unter den Ketzern gefallen, und vielleicht sey sie von diesen schon wankend in ihrem Glauben gemacht worden. Er beschloß nun, nicht länger zu zaudern, und auf jede Ge-

fahr hin sie anzureden, und ihr seine Hülfe, seinen Schuz gegen Tanni und dessen Mutter anzubieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 20. August.

(Beschluß.)

Fast jedes von China nach Singapore kommende Schiff bringt eine Anzahl Emigranten aus jenem Reiche mit, wovon ein großer Theil sich in dieser neuen Pflanzstadt niederläßt, deren Einwohner sich, mit Ausschluß des Militärs und der Züchtlinge, bey der lezten Zählung bereits auf 13,500 Seelen beliefen, worunter nicht mehr als 87 Europäer beiderley Geschlechtes, und überhaupt nur 294 Christen. Die Uebrigen bildet ein Zusammenfluß von Leuten aus beynahe allen Völkern der an den südlichen Ocean gränzenden Länder, unter denen beynahe die Hälfte Chinesen. Das große Uebel aber, woran beynahe alle neuen Niederlassungen leiden, ist das große Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern, indem dort das weibliche sich zu dem männlichen wie 1 zu 4½ verhält; dieser Umstand soll unter den Asiaten, besonders den heftigen Malayen, zu vieler Eifersucht, blutigen Streitigkeiten, und sogar grausamen Mordthaten Anlaß geben. Der Handel der Niederlassung nimmt immer mehr zu; man scheint Anstalten getroffen zu haben, mit den am stillen Meer gelegenen Häfen von Südamerika in Verbindung zu treten, und man glaubt, daß die Bewohner jener Küsten es vortheilhafter finden werden, die chinesischen Waaren von Singapore als von Canton zu beziehen, wo ausländische Schiffe so vielen Plackereyen ausgesezt sind. Ein Umstand, welcher dem Wachsthum dieser Kolonie in etwas entgegen steht, sind die zahlreichen Räubereyen, welche von den Malayen in den umgebenden Gewässern verübt werden, Räubereyen, die oft von grausamen Mißhandlungen und Mord begleitet sind. Man hofft aber, daß der zwischen England und den Niederlanden eingegangene Vertrag zur Unterdrückung dieses Piratenwesens, dem Uebel bald ein Ende machen werde.

Ein neuer Reisender in Indien sagt von der weißen Ameise: „Sie gräbt sich so tief und weit in den Boden ein, daß es beynahe unmöglich ist ihr Nest auszustechen. Ein Schwarm derselben wirft daher einen ungeheuren Erdhaufen auf. Ich selbst habe einen gesehen, welcher fünfzehn Fuß hoch war; dieser erhob sich aber nicht kegelförmig, sondern in verschiedenen Spizen. Die Hindus glauben, daß der Regenbogen aus einem solchen Ameisenhügel hervor komme, und sich mit seinem entgegengesezten Ende in einen andern einschlage; ja sogar die Gelehrten unter ihnen sehen das Abgeschmackte einer solchen Meynung nicht ein. Die große schwarze Ameise ist besonders auf Süßigkeiten versessen, aber sie frißt auch Fleisch, und pflegt sich, wenn Jemand stirbt, noch früher einzustellen als der Todtengräber. Sie ist das stärkste unter allen Insekten ihrer Art, und lebt in beständigem Kriege mit der weißen Ameise, die sie mit Leichtigkeit aufzupacken und davon zu tragen pflegt.“ Dieser verständige Reisende bemerkt auch über den religiösen Gebrauch der Hindus, sich täglich mit irgend einem feinen Pulver (z. B. von Sandelholz, oder der Asche von Kuhmist) und Wasser einzuschmiren: „In vielen religiösen Gebräuchen bemerkt man, daß ihr Stifter irgend einen Nuzen damit bezweckte, und der obige Gebrauch mag als Beyspiel dienen; man findet, daß feines Pulver von irgend einer Art den Körper kühl erhält, und die Europäer, welche sehr häufig der sogenannten stechenden Hize (prickly heat), einer Art von Ausschlag, welcher durch den Schweiß entsteht, ausgesezt sind, finden kein Mittel wirksamer, als wenn sie den kranken Theil mit etwas Haarpuder bestäuben.“

Der Thiergarten der zoologischen Gesellschaft im Regentspark ist seiner Vollendung nahe, und soll nächstens dem Publikum geöffnet werden, die Gesellschaft hat bereits eine Menge lebendiger und ausgestopfter Thiere, Vögel u. s. w. welche ihr meistentheils von Mitgliedern geschenkt worden sind, und sie wird deren weit mehr erhalten, wenn sie einmal ihren Garten eingerichtet hat, und sie sich gegen das Publikum liberal zeigt. Fast alle Reisende bringen aus fernen Weltgegenden Muster von interessanten Thiergattungen mit; aber da es bisher keinen öffentlichen Ort gab, wo man sie aufstellen konnte (die Vorsteher des brittischen Museums ließen das meiste der Art, das man ihm gab, verderben), so blieben sie entweder in der Dunkelheit der Privathäuser zerstreut, oder vermoderten in den Kisten, in denen sie verpackt waren.

Hamburg, im August.

(Beschluß.)

Weniger befriedigte Herr Jost, der uns eine Kopie des Devrientschen Shylok geben wollte. Ein Künstler aber, wie Hr. Jost, sollte nur Originalgemälde liefern, denn daß er das versteht, hat er schon oft gezeigt. Was Herrn Jakobi als Antonio betrifft, so haben wir immer mehr Ursache zu beklagen, daß die Unlust, welche den, ehemals so braven Künstler beherrscht, in der neuesten Zeit in seinen Darstellungen allzu sichtbar wird. Wer ihn einst ersezen soll, wissen wir nicht, da Alle, welche uns bis jezt zum Ersaz vorgeführt worden, weit unter seiner Kunstbildung stehen. Als einen recht guten Tenoristen lernten wir Herrn Rauscher vom Theater zu Hannover kennen. Seine kräftige Stimme, der nur Höhe mangelt, scheint noch nicht durch Rossinische Gurgeleyen verdorben, und läßt sich nur widerstrebend zu diesen musikalischen Seiltänzerkünsten gebrauchen. Sein Spiel ist noch ein wenig ungelenk, doch ist auch in dieser Hinsicht bey dem noch jungen Künstler Hoffnung zum Besserwerden vorhanden. Er sang den Max, Othello, Almaviva, George Brown (seine mißlungenste Leistung) und den Grafen Lahnstein im „Schnee.“ Beyfall fand und verdiente Mad. Steinert, vom Bremer Stadttheater, welche als Annchen im „Freyschüz“ und Jenny in der „weißen Frau“ auftrat, und ein lebhaftes Spiel mit einer recht artigen Stimme, die sie auch wohl anzuwenden wußte, verband.

Die Aubersche Oper: „Das Konzert am Hofe,“ wurde zum ersten Mal gegeben, und noch nicht wiederholt. Die Vorstellung war mehr eine Generalprobe, in der noch Manches verunglückte; deßhalb wollen wir erst bey einer Wiederholung darüber reden und urtheilen. Ein altes, wieder aufgebrachtes Lustspiel: „Der Ton des Tages,“ von Julius von Voß, fand wenig Beyfall, und mit Recht. Einige gelungene Sittenschilderungen der Pariser Salons abgerechnet, ist das Uebrige ohne Interesse, weil die Intrigue gar zu fade und abgedroschen ist.

Warum unsere Direktion uns im neuen Hause fast durchaus nur mit alter, oft genossener Kost regalirt, ist uns, so wie dem darüber unwilligen Publikum, ein Räthsel.

C. L.

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. September 1827.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis?

Horat.

De obitu Canningii.

Abstulit atra dies humanae gentis amorem
Deliciasque breves.
Luctu magna tuo pelagi regina potentes
Concipe spes animo.
Miratur lacrymas pubes generosa decoras,
Flamma subest eadem.
Valdius incolumi pertentat pectora virtus
Quam fugientem oculos
Laudibus immensis cumulans desiderat omnis
Unanimis populus.
Sic tibi foecundas magnorum agnosce virorum
Unius exequias.

Fr. Roth.

Auf Cannings Tod.

Den die Menschheit geliebt, der Völker kurzes Entzücken,
Raubt' ein düstres Geschick!
Aber in bitterem Schmerz erfasse du mächtige Hoffnung,
Große Fürstin des Meers!
Edelgeartete Jünglinge schaun die ehrenden Thränen,
Glühen in strebendem Muth;
Stärker als lebende Kraft durchdringet Herzen die Tugend,
Welche den Blicken entschwand,
Welche das ganze Volk mit unendlichem Lobe bekränzend
Nun einmüthig ersehnt.
Sieh! ein feuchtbar Gefild, dem große Männer entsprießen,
Wird dir des Einzigen Grab.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens — es war der erste heitere Morgen seit ihrer Ankunft in Piurs, da der Himmel immer mit düstern Wolken bedeckt gewesen und es fast unaufhörlich geregnet hatte, begab sich Baptista wie gewöhnlich in die Kirche zur Frühmette. Sie war in einer so frohen Stimmung, wie es ihr die noch immer tief empfundene Trauer um den Vater erlaubte. Frau Anna zeigte sich jetzt gütiger gegen sie, als es bisher der Fall gewesen, und sie schöpfte neue Hoffnung, daß es ihr endlich doch gelingen werde, den unverdienten Widerwillen von Leo's Mutter zu bekämpfen und ihr dann offen alle Liebe und Verehrung bezeigen zu dürfen, die sie im stillen Herzensgrunde heimlich, aber innig gegen sie hegte. Der schöne Morgen trug dazu bey, ihre Heiterkeit zu vermehren. Zum ersten Mal sah sie die Häupter der ins Mairathal sich hinabneigenden Berge und Gletscher unbewölkt, zum ersten Male war die Aussicht nach den fernern, seltsam gestalteten Felsengipfeln des seitwärts ablaufenden Giacomothals frey. Das runde waldbedeckte Haupt des Berges Conto, dessen abschüssige und an Wasserfällen reiche Seitenwand mit ihrem Grunde dicht an einen Theil der Hinterhäuser

von Plurs stieß, blickte wie neugierig hinab in die Straßen des ansehnlichen Fleckens, und wie auch Baptista sich an der malerischen und großartigen Erscheinung ergötzte, so konnte sie sich doch eines plötzlichen Grauens nicht erwehren, das sie ergriff, als sie gerade aufsah und in senkrechter Linie über sich die überhangenden Felsenblöcke und Baumgruppen wahrnahm.

„Alle Heiligen mögen mich schützen!" war ihr erster Gedanke, denn sie glaubte, in diesem Momente reiße sich der niederschauende Gipfel von der großen Masse des Berges los und begrabe sie und Alles, was in ihrer Nähe war, mit seinen Trümmern. Als sie aber die Augen, die sie im ersten Gefühle des Schrecks geschlossen hatte, wieder öffnete, und den Bergüberhang noch immer und unbeweglich über ihrem Haupte sah, da schämte sie sich ihrer kindischen Furcht und erkannte, daß das immer so gewesen und seit Jahrhunderten die hier unten ruhig wandelnden und wirkenden Menschen nicht beunruhigt habe. Dennoch wandte sie ihre Blicke gern von dem drohenden Gipfel ab. Es kam ihr bey seinem Anblicke ein altes Mährchen, das sie in ihren Kindertagen gehört hatte, in den Sinn, von einem versteinerten Riesen, der endlich der Bezauberung entledigt worden, und nun, da er seine Lebenskräfte wieder gewonnen, Alles ringsum zerstört und vernichtet hatte, bis er durch den Spruch eines heiligen Mannes wiederum gebannt und in Stein verwandelt worden war. Der Conto erschien ihr wie dieser Riese, und sein neigendes Haupt wie die drohende Zerstörung, die über kurz oder lang einbrechen werde. Die grünen Wiesen, die, von der lustig vorüber strömenden Maira benezt, zu der Forcula und zu dem Bondasca-Gletscher hinanstiegen, boten doch einen weit erfreulichern Anblick, und kaum konnte sie ihre Augen von diesen losreißen, um sie über die stattlichen Villen am Ufer des Stroms nach dem zart überduftenden Hintergrunde des Giacomothals schweifen zu lassen.

Sie konnte nicht begreifen, wie alle Menschen, außer ihr, so gleichgültig durch den herrlichen Thalgrund gingen, als müsse das eben Alles so seyn, und als habe die Natur die keineswegs eines Dankes werthe Verbindlichkeit, sich hier in ihrer ganzen Pracht und Größe zu zeigen. Baptista öffnete ihr Herz dem mächtigen Eindrucke, den die Umgebung auf sie machte, und konnte sich nicht enthalten, hier unter freyem Himmel dem hohen Schöpfer, der alles dieses geordnet, ihr andächtiges Gebet darzubringen. Sie war stehen geblieben, und würde noch länger sich ihren frommen Empfindungen hingegeben haben, wenn sie nicht aus dem Geflüster mehrerer Vorübergehenden, aus den Blicken einiger Personen, die sich in ihrer Nähe versammelt hatten, wahrgenommen hätte, daß sie durch ihr ungewöhnliches Betragen für diese wie für jene ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden war. Sie wandte sich verwirrt ab und sezte ihren Weg fort. Am Unangenehmsten waren ihr die Blicke eines jungen Mannes von düsterm Ansehen aufgefallen, die mit leidenschaftlichem Ausdrucke auf ihr ruhten und in denen sich eine dunkle, unheilverkündende Glut malte. Sie eilte mit flüchtigen Schritten der Kirche zu; aber immer war es ihr, als rauschten auch die Schritte eines Verfolgers hinter ihr, und sie hatte nicht den Muth sich umzublicken, um die widerwärtige Ahnung, jener finstere Mann sey es, bestätigt zu finden.

In einer Unruhe wie noch nie betrat sie die heilige Stätte. Auch hier konnte sie heute nicht den Frieden finden, der ihrer Seele in Augenblicken der Bangniß und des Zagens so oft geworden war, wenn sie sich um Trost flehend am Altare des Ewigen niedergeworfen hatte. Der erste Gegenstand, der sich ihrem Auge darstellte, als sie es zufällig erhob, war der junge Mann mit den trüben, wilden Gesichtszügen, dessen Anblick einen so widrigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Er stand ihr gerade gegenüber, an einen Pfeiler gelehnt, und seine flammenden Blicke flogen zu ihr herüber und ließen, indem sie eine unzarte Begehrlichkeit aussprachen, die das unbefangene Mädchen erzittern machte, nicht von der Richtung ab, welche sie einmal genommen hatten. Baptista bemühte sich vergebens, ihre Seele zu andächtigen Empfindungen zu stimmen. Sie wünschte, daß der widerwärtige Unbekannte seinen zudringlichen Beobachtungen ein Ziel gesezt haben möge; aber wenn sie nun in der Hoffnung, daß dieses geschehen sey, nach ihm hinsah, begegnete sie immer wieder seinem glühenden Auge, und der Mißmuth hierüber verscheuchte jeden frommen Gedanken. Zum ersten Mal war sie froh, als der Gottesdienst geendet hatte. Um jeder Zudringlichkeit von Seiten jenes Mannes zu entgehen, beschloß sie erst dann die Kirche zu verlassen, wenn er mit der andächtigen Menge sich entfernt haben würde. Sie beugte ihr Haupt zum Betpulte nieder, sie wollte sich der unangenehmen Möglichkeit entziehen, ihn noch einmal zu erblicken, und sah nicht eher wieder auf, als bis sie kein Geräusch mehr vernahm und nun denken konnte, sie befinde sich nur noch allein innerhalb des Heiligthums.

Die Kirche schien in der That von allen denen verlassen, die noch vor wenigen Augenblicken gegenwärtig gewesen. Jezt fühlte sich Baptista frey von jeder Störung. Eine innige Andacht, begünstigt von der tiefen Stille, die ringsum herrschte, ergriff sie, und sie fand im Gebete eine Kraft und Seelenstärke wieder, die ihr eine dunkle Ahnung seltsamer, noch im Schooße der nächsten Zukunft verhüllter Ereignisse nothwendig zu machen schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Bey den gewöhnlichen Fahrten um den See steuert man quer gerade nach Thonon über den Golf, der, da wohl 1½ Lieue tief in das savoyische Land buchtet, gerade da, wo es anfängt malerisch zu werden. Hügel und Berge treten übereinander hervor, und im Vorgrund zeigt sich das alte Schloß Alinges, das in der savoyischen Geschichte des zehnten Jahrhunderts eine so interessante Rolle spielt. Seine Trümmer sind recht malerisch, und man erkennt darin noch jezt eine Bauart, die sich nirgends mehr findet und wahrscheinlich allobrogischen Ursprungs ist. Hier und bey Boisy, dem Hügel westlich gegenüber, entdeckte man im vorigen Jahrhundert Gräber von allobrogischer Bauart, in denen wahrscheinlich Personen von Rang, vielleicht selbst eine Königsfamilie dieses Stammes begraben war. Leider hat man wenig darauf Acht gegeben, die merkwürdigen Waffen und Zierathen zu erhalten, die in diesen Gräbern gefunden wurden. Von den Gräbern selbst ist auch heute keine Spur mehr zu finden. Ich habe mir aber vorgenommen, diesen Sommer einmal nach jenen Hügeln zu wandern, dort einige Gutsbesitzer und Bauern zu gewinnen und sie zu Nachgrabungen zu überreden.

An den Hügeln von Alinge, Jolly und Massongl, die sich an einander reihen, wächst ein guter Wein, der seinem überseeischen Nachbar, dem la Côte des Waadtlands, zu vergleichen ist, aber weniger auf die Nerven wirkt.

Jemehr man sich der Hauptstadt des Chablais nähert, desto reicher wird die Landschaft und häufig trägt sie das Gepräge des Fleißes und der Sorgfalt. Die Aecker, die Gärten, die Weinberge und die Bäume der Landstraßen reihen sich aneinander. Der Anblick der Stadt an einen Hügel gelehnt, ist auch recht anmuthig. Das neue Stadthaus, und daneben eine Terrasse mit herrlichen Bäumen geben ihr sogar etwas Vornehmes und Großstädtisches. Auf dem Hügel ist die obere Stadt ausgebreitet, unten liegt die Hafenstadt.

Die Annäherung eines Dampfschiffs ist ein Ereigniß für Thonon, da die sämmtlichen Dampfboote in der Regel die savoyische Küste nicht befahren, sondern nur die waadtländische. Daher lief alles am Hafen zusammen, und als wir gar Miene machten einzulaufen, war des Jubelns kein Ende. Wo brachten sie nur in der Schnelligkeit die wunderschönen Früchte her? Solche Kirschen, kleinen Pflaumen zu vergleichen, und solche Walderbeeren habe ich noch nirgends gesehen; und als unsere Mädchen und Frauen am Lande waren, konnten sie sich nicht genug über die geringen Preise wundern, da sie solche um die Hälfte niedriger fanden als in Genf, wo doch diese Sachen sehr wohlfeil sind. Auch ungeheure Truthühner und Hühner brachte man herangetrieben. Bekanntlich sind sie eines der vorzüglichsten Produkte des Landes, und die Frau unseres Restaurateurs an Bord des Winkelrieds kaufte wirklich zwey für drey französische Franken. Gravitätisch kamen zwischen den Truthähnen die Douanenbeamten heran geschritten, um uns zu fragen, ob wir nichts Verbotenes in unseren Taschen führten. Sie nahmen es aber auch nicht übel, als ihnen die freyen Genfer ins Gesicht lachten, ja Einer lachte sogar selbst mit, doch waren sie wegen Büchern, Schießpulver und Tabak sehr auf die Körbchen unserer Damen versessen, und Tante Jenny hatte ungeheure Mühe, eine kleine Ausgabe von L. Byrons Schloß Chillon durchzubringen! Durch einen Haufen bettelnder schmutziger Kinder und eckelhafter Weiber, drangen wir glücklich zur obern Stadt hinauf. Sie hat einige ansehnliche Gebäude, die Kathedralkirche, das Kollegium und das neue Stadthaus. Wir eilten aber an dem Mauerwerk vorüber auf die Terrasse, wo der breite See und das gegenüberliegende Waadtland, gerade der Mittelpunkt der Côte, mit seinen hundert Landhäusern, Dörfern und Städten, mit dem dunkelnden Jura im Hintergrund, ein sehr reizendes Bild darbietet. Wir fanden hier viel schöne Welt von Thonon, die zum Theil wohl unser Dampfboot hieher gezogen hatte. Aber es war nirgend, nicht einmal bey den Kindern, störende Neugier zu bemerken. Im Gegentheil machte sich bald eine Bekanntschaft zwischen zwey kleinen Mädchen unserer Gesellschaft und einer niedlichen lockigen Savoyerin. Dieß führte zuerst die Mütter, und bald auch die ganze Gesellschaft zusammen. Es ist unmöglich, bey den Frauen mehr Anstand, Anmuth und gutmüthige Fröhlichkeit zu finden. Ueberall bemerkte man die Frauenschule von Chamberi, wo bekanntlich die weibliche Erziehung für die Gesellschaft und die Welt vorzüglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

Unmittelbar nachdem wir uns der begeisterten Kunst der Fräulein Müller aus Wien zum ersten Male erfreut, gewährte uns die Direktion unserer Bühne das Vergnügen, eine Künstlerin in der Reife ihrer Kunstbildung wieder zu sehen, deren Leistungen uns vor einigen Jahren zu gebührender Anerkennung ihres großen Talents nöthigten (vergl. auch diese Blätter, Jahrg. 1822. Nr. 195—199), und deren großer Ruf auf seltenen Verdiensten beruht.

Jezt, wie damals, wählte Frau Krelinger-Stich zu ihrer Gastdarstellung die Rolle der Julie in Shakespears unsterblicher Liebestragödie; eine Wahl, die sowohl ihr hohes künstlerisches Streben überhaupt, als wohl auch insbesondere ihre Ueberzeugung aussprach, in der Ausbildung dieses Charakters durch ihre Kunst fortgeschritten zu seyn, was jeder Kenner bestätigen

wird. Denn keinem, der das große Dichterwerk kennt und begriffen hat, wird es einfallen, den Charakter der Julie in das Rollenfach gewöhnlicher Liebhaberinnen zu setzen, und zu meynen, daß, wer dieses Fach selbst mit verdientem Beyfall begleite, auch *jenen Charakter* darzustellen fähig sey. Weder der Reiz der *Jugend*, noch eine leicht zu erwerbende Bühnengewandtheit kann hier allein aushelfen. Ja ich zweifle sogar, daß die Darstellung der Julie überhaupt in dem Kraft- und Kunstbereiche einer jungen Schauspielerin liegt. Hier ist nicht eine gewöhnliche Art leidenschaftlicher Verliebtheit, es ist die *Liebe* des weiblichen Herzens selbst, von ihrem schnellen Ursprung an, durch ihre eben so schnelle Entwicklung als glühende italische Leidenschaft hindurch, bis zu ihrem durch den Gegensatz des Hasses beschleunigten Untergange darzustellen, das Mädchen darzustellen, das von den Bewegungen einer stürmischen Welt, wie die Rose von den Dornen, umgeben, durch die Berührung des Blitzstrahles der Liebe schnell zum Weibe reift, und deren Neigung um so glühender und verzehrender wirkt, je ausschließender sie ist, und je mehr sie sich dem Haß verbergen und in das Geheimniß zurückziehen muß; und dieß Alles nicht in einer farbelosen Allgemeinheit, sondern eben in der einwirkenden Umgebung jener Verhältnisse, durch welche der Dichter seinen Ideen lebendige Gestalt und Farbe gibt. Wer diese große Aufgabe nur einigermaßen übersieht, der wird bey einer solchen Leistung, eben weil hier von *Kunst* die Rede ist, die Forderung der äußern Jugend nicht in einem Grade geltend machen, der die Lösung jener Aufgabe zwar nicht unbedingt *ausschließt*, dessen Daseyn aber weit niedriger anzuschlagen ist als der Besitz derjenigen Mittel zur Lösung, welche die erworbene Meisterschaft gewährt. Dieß auf die genannte Künstlerin angewendet, so muß der vernünftige Zuschauer, welcher der Kunstleistung seine Aufmerksamkeit widmet, sich bescheiden, daß keine Kunst die bestimmten Formen einer ausgebildeten Frauengestalt *aufheben*, und die unbestimmteren, mädchenhaften Umrisse, in welchen Julie zuerst erscheinen müßte, wenn die Natur *ganz* von der Kunst abhinge, gewähren kann; aber er darf mit Recht die freye Entwicklung des Charakters dieser Julie an der gegebenen äußern Persönlichkeit fordern, und diese Forderung wird durch jene Künstlerin in hohem Grade befriedigt. Denn welcher sinnige Zuschauer möchte jene mimische Fortführung des Charakters, von der ersten Sehnsucht der Liebe bis zu den erst geahneten, dann wirklich gewordenen Schrecken des Todes, vornehmlich in dem schönen und freyen Rhythmus mannigfaltiger und ausdrucksvoller Bewegungen verkennen? wer die tiefe Auffassung, das Studium, das sich in der reichen Schattirung zeigt, mit welcher jene Grundzüge zu einem Bilde verbunden und konsequent festgehalten sind? Allerdings wird man geneigt seyn, die *zweyte* Hälfte der Darstellung, in welcher der Charakter den höchsten Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht, jener vorzuziehen, in welcher sich die Zartheit der frühen Liebe jugendlich, wiewohl nicht ohne eine, durch Erziehung in der Welt erlangte Gewandtheit ausspricht, aber nicht blos aus dem angeführten Grunde, sondern darum, weil die Sprachmodulation der Künstlerin eine so bestimmte Richtung genommen hat, daß man in jenem Theile eine gewisse Anstrengung zu zarter Leichtigkeit vernimmt, welche in einigen Stellen (z. B. in der übrigens vortrefflichen Scene auf dem Balkon) stört; da hingegen diese Modulation nach der äußersten Höhe hin, welche oft zu gewaltsamer Hebung der Stimme wird, den leidenschaftlichen Zuständen noch eher angemessen ist. Daß in dieser willkürlich eintretenden Modulation eine Angewöhnung liegt, läugnen wir nicht; dessen ungeachtet können wir keine Scene der Darstellung anführen, welche nicht mit dem Geiste des Dichters in *Uebereinstimmung* gedacht wäre, und wenn wir ausnehmen, daß der erste Eindruck des Romeo auf Julien in der ersten Scene, vielleicht aus Befangenheit beym Auftreten, nicht nachdrücklich genug bezeichnet war, daß die Mimik bey der Anrede der Strickleiter etwas zu weit ging, und die minder gelungene, aber auch schwere Stelle, wo Julie mit verstellten Worten zur Mutter sagt: „fürwahr ich werde nie mit Romeo zufrieden seyn, erblick ich ihn nicht — todt ꝛc.“ so wüßten wir auch keine Stelle, der nicht ihr Recht widerfahren wäre. Aber welch' eine Kunst lag nicht insbesondere in der eben zulezt angeführten Scene, in welcher die, vor den gemeindenkenden Eltern verheimlichte Leidenschaft zur Verstellung flüchtet; welch' eine Kraft und Wahrheit in der Scene, in welcher die Wärterin die traurigen Nachrichten bringt, und die Eindrücke auf Juliens Seele so mannichfaltig und gewaltsam wechseln; welch' ein Verlangen, welche Innigkeit in der zärtlichen Abschiedsscene des dritten Aufzugs; welche Phantasie in dem großen Monolog, bevor sie den Schlaftrunk nimmt; und welche Rührung in der Sterbescene in der Gruft. Selten, dürfen wir sagen, wird diese Rolle in solche Hände fallen.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß die Vorstellung der Tragödie, in welcher Frau Krelinger auftrat, sich auch noch durch die Leistungen einiger ausgezeichneter Mitglieder unserer Bühne sehr empfahl. Hieher gehört zuerst Hr. *Devrient*, dessen Darstellung des *Romeo* sein schönes Talent in der günstigsten Wirksamkeit zeigte. Vorzüglich gut zeichnet er die jugendliche Weichheit und den Troz, welcher den in Leidenschaft glühenden Jüngling in Lorenzos Zelle zu Boden wirft, ein schwieriger Moment für die Darstellung, den ich noch niemals so gut vorbereitet und gelungen ausgeführt gesehen habe; dann den tiefen Eindruck der Todesbotschaft, und die rührende Resignation, mit welcher er dem Leben Abschied sagt. Minder hat mir die Schilderung der träumerischen Schwermuth und Liebessehnsucht, womit die Rolle beginnt, gefallen; hier hätte, meiner Ueberzeugung gemäß, der Vortrag noch schwärmerischer seyn sollen. In Hinsicht des *Merkuzio* habe ich dasselbe zu bemerken, was ich in meinem lezten Berichte bey Gelegenheit des *Perin* sagte. Herr *Stein* besizt Humor, und braucht ihn nicht zu stark zu markiren. Die Erzählung von Frau Mab gelang darum nicht ganz, weil sie nicht als eine humoristische *Phantasie*, die sich der lebhafte Geist im Augenblick entwirft, erschien. Hr. *Genast* zeigte sein Talent als *Lorenzo* sehr vortheilhaft; es gelang ihm ununterbrochen die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf diesen Charakter zu ziehen, und die Vertrauen einflößende Würde des Alten mit Nachdruck zu schildern. Für die fernere Ausbildung dieser Rolle würde ich dem Darsteller noch dieß zu bedenken geben, daß, so verständig *Lorenzo* zu Romeo und Julie als Lehrer spricht, in seinem *Handeln* für sie doch das Herz über den Verstand die Oberhand behauptet, und seine Liebe und Nachgiebigkeit ebenfalls nicht ohne einige Verblendung der Leidenschaft ist, die in diesem großen Gedicht Alles verstrickt. Ich zweifle daher, daß sich die unterbrochen fortgehende langsame Bewegung, und der reinverständige, ruhige Ton, welchen der Darsteller anwendete, behaupten läßt. Bey dem schönen Monolog des Alten, den Hr. Genast sehr gut sprach, hätte der Blick mehr auf die *Gegenstände* als nach dem Publikum hin gerichtet seyn sollen. Hr. v. Zieten zeigte in der bedeutenden Scene, wo er Julien schilt, daß er die Rolle des Capulet aus dem Original, das hier sehr verschnitten ist, kenne. Das Uebrige kann übergangen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. September 1827.

Von seinem Munde strömt der Geifer,
Der Fanatismus waffnet ihn,
Er opferte das Weltall hin,
Getrieben von dem heiligen Eifer,
Der frommen Wuth, die in ihm brennt,
Dem Gott zur Ehr', den er nicht kennt.

Voltaire.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Ruhig und gefaßt schritt Baptista dem Ausgange der Kirche zu. Da trat mit einem Male der düstere Unbekannte hinter einem Pfeiler vor und stellte sich ihr in den Weg. Früher würde sie über dieses plötzliche und einsame Zusammentreffen mit dem widrigen Manne, der — so mußte sie glauben — irgend eine besondere Absicht gegen sie im Sinne führte, im höchsten Grade erschrocken seyn; jezt aber besaß sie Muth und Festigkeit genug, ihn mit einem stolzen Blicke vom Kopf bis zum Fuße zu messen und, indem sie ihm auszuweichen suchte, sich seiner ferneren Annäherung zu entziehen. Er aber ließ sich durch diese Geberde des Mädchens nicht von seinem Vorsatze abbringen. Er legte die Hand auf ihren Arm, hielt sie zurück und sprach mit einem Tone, dessen natürliche Rauhheit durch eine absichtliche Milderung gemäßigt schien:

„Verweilt einen Augenblick, Baptista Lostallo! Es ist zu Eurem Besten, zu Eurem irdischen und ewigen Heile, daß ich zu Euch reden muß. Ein Freund steht vor Euch, ein Mann, der es gut mit Euch meynt; ein Glaubensgenosse, in dessen Brust eine mächtige Stimme nach Rache ruft für die grausame Behandlung, der Euer edler Vater sterbend unterlegen."

Baptista sah den Fremden, der sich ihr als einen Freund vorstellte, verwundert an. Die Glut seines Auges und das Finstere in seinen Zügen schien ihr im Widerspruche mit dem wohlwollenden Sinne seiner Anrede zu stehen, die Anmaßung, mit der er ihren Schritt hemmte, erregte ihren Unwillen.

„Ich kenne Euch nicht und begehre in keiner Sache Euren Beystand, am wenigsten zur Rache an denjenigen, denen ich längst verziehen habe;" erwiederte sie mit ernster Stimme, und indem sie bemüht war, ihren Arm von der Hand des Unbekannten loszumachen, der ihn jedoch fest hielt. „Laßt mich frey!" fuhr sie lebhafter fort. „Was berechtigt Euch, mich mit Eurer Zudringlichkeit zu verfolgen? Was gibt Euch Grund, Euch der, die Euch ganz fremd ist, aufzudringen?"

„Was mir Grund dazu gibt, fragt Ihr?" versezte, ohne sie loszulassen, mit Ruhe der Fremde. „Wenn ich einen Menschen, der, sey es um der Religionsgleichheit willen, sey es aus einer andern Ursache, mir werth ist, am Rand eines Abgrundes eingeschlafen sehe, so reiße ich ihn zurück. Finde ich ihn in schmachvoller Sklaverey unter einem Joche, das nicht allein seinem irdischen, sondern auch seinem himmlischen Theile Verderben droht, so wende ich alle meine Kräfte an, ihn zu befreyen. So ist es mit Euch, Baptista. Ich bin Euch fremd, sagt Ihr? Je nun, Ihr wißt meinen Namen nicht; aber liegt denn in dem leeren Schalle das Band, das die Seelen fesselt? Uns hält die Religion zusammen, und sie ist es auch, die mich veranlaßt, Euch meine Dienste anzutragen. Wollt Ihr durchaus meinen Namen kennen, so habe ich keine Ursa-

che ihn Euch zu verheimlichen: ich nenne mich Ambrosio Crusca!"

„Noch nie hörte ich diesen Namen," antwortete Baptista; „aber noch einmal: ich bedarf Eures Beystandes nicht, und wenn Ihr mich für diejenige haltet, die am Rande eines Abgrundes schlummert, oder unter einem drückenden Joche lebt, so irrt Ihr seh[illegible] stehe hier unter dem Schutze meiner Verwandt[illegible]r bedarf ich nicht."

„Der Ketzer!" rief mit Absche[illegible]o und ergriff beyde Hände der Jungfrau, we[illegible]en Worten eine entscheidende Geberde gemacht hatte, in der sich der ernste Wille, nicht länger an der Fortsetzung ihres Wegs verhindert zu werden, aussprach. „O verstellt Euch nicht länger gegen denjenigen, der den Vorsatz und die Macht hat, Euch aus einer unwürdigen Lage zu befreyen!" fuhr er dringend fort. „Es kann Euch, der Rechtgläubigen, nicht wohl seyn unter jenen Abtrünnigen. Gewiß hat nur die höchste Noth Euch zu ihnen geführt, und die Abhängigkeit von ihnen ist Euch unerträglich! Gewiß werdet Ihr dort hart und unedel behandelt, weil Ihr im wahren Glauben seyd und jene in den Banden der Hölle! Ein Wort von Euch, und in weniger als einer Stunde ist Alles geändert! Die Familie des Podesta, die angesehenste des Orts, nimmt Euch freudig in ihre Mitte auf, und dann steht es in meiner Gewalt, Euch zu rächen für alles erlittene Uebel an Jedem, der Euch beleidigt, und vor Allen an dem schurkischen Heuchler Leo Tanni."

Da malte sich in Baptista's Zügen der Ausdruck einer unendlichen Verachtung, der selbst den eifernden Crusca zwang, seine kühnen Blicke niederzuschlagen und ihn so verlegen machte, daß er in einer augenblicklichen Vergessenheit des Mädchens Hände frey gab. Der Zorn trieb eine hohe Röthe auf ihre Wangen, sie richtete sich stolzer auf und sprach mit bitterer Geringschätzung:

„Vorher kannte ich Euch nicht, nun kenne ich Euch. Ihr seyd ein elender Verläumder, der den edelsten der Menschen zu lästern wagt. Dieß sind die lezten Worte, deren ich Euch werth halte. In Zukunft werde ich mich gegen Eure Zudringlichkeit zu sichern wissen."

Hierauf entfernte sie sich mit raschen Schritten, ohne daß Ambrosio, der alle Fassung verloren hatte, noch einen Versuch unternahm, sie zurückzuhalten. Er sah ihr mit wilden Blicken nach, sein ganzes Wesen war in der heftigsten Empörung, seine Hände zitterten, während sein Antlitz starr nach der Seite gerichtet war, wohin sich Baptista entfernt hatte. Endlich ermannte er sich. Zurückgewiesen, verachtet von der, die er schon glaubte so fest in dem Netze zu halten, das er listig gewebt, das war mehr als genug, um ihn, der nie seiner Leidenschaften Herr gewesen, in die heftigste Wuth zu versetzen.

„Das mir?" sprach er verbissen in sich hinein und hob drohend die geballte Faust nach der Hinweggegangenen. Er würde laut getobt haben, hätte nicht die Heiligkeit des Orts ihre Macht selbst noch auf den Ergrimmten geübt. „Mir, der sie der Gewalt jener Verruchten entreissen wollte, die sie schon als eine gute Christin hassen muß? Mir, der ihr eine Freystätte bot, wo ein Leben voll Freude, voll Glanz und — brauche ich mirs zu verhehlen — wo meine Liebe sie erwartete? Lieber weilt sie bey Ketzern als be[illegible]tgläubigen; ihn nennt sie den edelsten der Mensch[illegible] während sie mich verachtet? Ha! wenn sie ihn liebte? Wenn es dem verhaßten Schleicher gelungen wäre, ihre Gefühle zu seinen Gunsten zu stimmen, wenn — bey allen Heiligen! dann müßte sie auch wankend im Glauben seyn, dann wäre sie auch jener höllischen Lehre schon geneigt worden, dann wäre die Unglückselige dem Abfalle nahe, und nichts dürfte vernachläßigt, kein Mittel dürfte verschmäht werden, sie zu retten. Pater Maitesta! jezt beginnt Euer Werk. Jezt nenne ich Euch willkommen in Plurs, jezt biete ich Euch die Hand zum Bunde, jezt rechne ich mir das Unheil, das Euch hierher geführt, zum Glück. Skorpionen sollt Ihr in ihr Gewissen säen, von selbst soll sie zu mir kommen und mich um Rettung anflehen und — wäre sie schon allzuverstockt, wäre sie zu tief schon verstrickt in die Schlingen des Bösen — dann darf der Podesta selbst nicht länger zaudern, dann ist es an ihm, die weltliche Macht geltend zu machen, daß der Kirche ihr Eigenthum bleibe."

Mit eiligen Schritten verließ er die geweihte Stätte, er flog durch die Straßen nach dem Hause hin, wo er hoffen durfte, den Priester zu finden, der von den Protestanten aus den obern Gegenden Rhätiens mit Gewalt vertrieben, nach Plurs geflohen war und hier mit fanatischem Eifer Haß und Rache gegen jene predigte. Er traf ihn in einer Stimmung, wie er sie nur wünschen konnte. Pater Maitesta war gerade im Begriff einer kleinen Anzahl seiner Anhänger auseinander zu setzen, daß nicht allein die heilige Kirche, daß Gott selbst in ihm beleidigt worden sey; er rief mit rollenden Augen und bebenden Lippen Bannflüche und Verwünschungen auf die Häupter der Abgefallenen nieder, die, wie er sagte, auch in Plurs mit höllischer Freude den Triumph ihrer Mitverdammten feyerten. Ambrosio nahm mit anscheinender Ruhe seinen Platz unter den Zuhörern des Fanatikers ein. Er wollte das Ende von Maitesta's Eiferungen abwarten; dann war er gewiß, nicht allein ihn, sondern auch die übrigen Anwesenden für seine Absicht zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Was ich schon von einem frühern Aufenthalt in Thonon wußte, unsere Genfer Reisegefährtinnen mir aber nicht glauben wollten, ließ sich nun nicht mehr läugnen: diese Savoyerinnen sind nicht nur sehr angenehm, sie sind auch schön. Wir hatten mit ihnen ganz vergessen, daß der Winkelried auf uns wartete, als eine Genferin uns noch eher daran erinnerte, als die Schiffsglocke uns rief. Wir wollten hier Abschied nehmen von den lieben Leuten; sie aber ließen es sich nicht nehmen, trotz der Mittagshitze und des langen, ziemlich unbequemen Wegs, mit uns zum Hafen hinabzusteigen. Nun aber luden wir sie ein, mit uns an Bord zu kommen, und der Kapitän war so artig zu versichern, daß wir noch gute Zeit zur Abfahrt hätten. So gaben sie denn endlich nach. Im Nu verwandelte sich der schöne Spiegel- und Mahagony-Salon in einen Festsaal um. Erfrischungen aller Art, Champagner, Kuchen u. s. w. standen schnell auf den weißen Marmortischen; wir Männer warteten den Damen auf, und die Fröhlichkeit hatte zugenommen, als eine Savoyerin, die Frau des Stadtkommandanten, ihr Glas nahm und zum Abschied auf unser Wohl trank. Wir antworteten natürlich mit Thonons Wohl und unserm Dank, und nun erhob sich Alles und stieg in die schwankenden Kähne. Unser Kapitän hatte die Aufmerksamkeit der Stadt beym Abfahren mit sieben Schüssen Valet zu sagen. Das nenne ich mir ein freundliches Impromtü; und wovon ging es aus? von zwey Kindern. Es ist doch unbegreiflich, daß zwischen Thonon und Genf, diesen nahen Städten, so wenig Verbindung und Nachbarlichkeit herrscht. Es ist als wenn ein Weltmeer zwischen ihnen strömte. Einige suchen die Ursache in der Regierung, Andere in der Religion. So ist es aber nicht, denn die Gesellschaft braucht sich um beyde nicht zu bekümmern. Sucht sie nur in — den Frauen. Die Genferinnen würden sich in die Länge nicht mit den heitern, frohen, lebenslustigen, wenig wissenden, aber geistreichen Savoyerinnen vertragen, zumal die Männer einstimmig ihre Art und Weise so liebenswürdig finden, sie selbst aber sich nicht dazu erheben mögen. Ja es will verlauten, als habe es in den folgenden Tagen manches Grollen und Schmollen in Genf abgesetzt, und mehrere Frauen hätten es bereut mit ihren Männern in Thonon gewesen zu seyn.

Wer weiß es nicht, daß diese Kapitale des Chablais eine sehr alte Stadt ist, und manchmal eine wichtige Rolle in der Geschichte der Herzoge von Savoyen gespielt hat. Da wo jene schöne Terrasse mit ihren Bäumen grünt, stand einst ein festes Schloß, das die Schweizer im sechszehnten Jahrhundert belagerten, eroberten und schleiften. Damals besetzten die Berner das ganze Chablais auf dem linken Ufer der Dranse; dieß war im Jahr 1536, als sie das Waadtl[illegible] hatten. Die Walliser hingegen besetzten das Chablais auf dem rechten Ufer der Dranse bis an ihre Landesgränze. Dieß dauerte 28 Jahre, und in dieser Zeit führten die Berner in ihrem Antheil die Reformation ein. Im Frieden von 1564 gaben die Schweizer das Land an die Herzoge von Savoyen zurück, bis auf ein Geringes, das Wallis verblieb. Als die Berner fort waren, fing auch der Protestantismus an wieder zu verschwinden, und bestand nur noch dreyßig Jahre, denn am Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde er ganz abgeschafft, und die katholische Religion in ihre vorigen Rechte wieder eingesezt. Thonon hat gegen 4000 Einwohner, die sich mit einiger Manufaktur und mit Detailhandel beschäftigen. Die Einwohner sind nicht reich, aber alle wohlhabend. Lähmend wirken die Maßregeln der jetzigen Regierung und ein entsetzliches Mauthsystem, bey dem sogar das Menschenleben nichts gilt. Wären diese Hindernisse nicht, so würde Thonon bald im Handel und Wandel den Städten des Waadtlands gleich kommen. Es hat vor ihnen sogar etwas voraus, seinen Hafen, welcher der beste und sicherste am Genfersee ist. Aus keiner savoyischen Stadt gingen so viele ausgezeichnete Männer in allen Fächern hervor, für die Naturwissenschaften, für den Civildienst und für die Armee. Der berühmte General Desaix war aus Thonon gebürtig.

Wir kommen nun an die alte Karthause Ripaille, ein weitläuftiges Gebäude, das sich mitten aus schönen, mächtigen Eichen erhebt, und mit den dazu gehörigen Ländereyen einen großen Theil der Halbinsel einnimmt, die östlich von Thonon in den See tritt. Dieß alles ist noch jezt mit einer Mauer eingeschlossen, wiewohl die Karthause und ihre Bestimmung schon lange aufgehört hat. Diese war allerdings unter Amadeus VIII., ehemaligem Herzog von Savoyen — er legte 1432 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder — von dem Wesen anderer Karthausen etwas abweichend. Amadeus hatte den Wunsch nicht aufgegeben Pabst zu werden, und nachdem er einige Zeit in Ripaille im Schein der Zurückgezogenheit und Strenge gelebt, wurde er auch wirklich zum Pabst gewählt, jedoch nicht allgemein als solcher anerkannt. Deßwegen behielt er statt der Tiare nur den Kardinalshut und die Bisthümer von Genf und von Lausanne, und lebte fortan in Ripaille mit wenigen Vertrauten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, August.

Auch die hiesige naturforschende Gesellschaft hat auf die Zeit, wo sich die allgemeine Gesellschaft schweizeri-

scher Naturforscher in Zur[illegible] versammelt, ihren Jahresbericht bekannt gemacht. Es ist der achte seit ihrem Bestande, und gleich allen frühern ward er durch den Vorstand der Gesellschaft, Hrn. Doktor Zollikofer, abgefaßt. „Zwey sind der Irrwege, (sagt dieser kundige und umsichtige Berichterstatter unter andern in den einleitenden Betrachtungen), auf welche jene, die den Wissenschaften huldigen, nur zu leicht gerathen, und die weder zur Wahrheit, dem Ziele alles menschlichen Wissens, noch zur Nüzlichkeit, dem Lohne menschlicher Anstrengungen, leiten. Der eine ist, wenn der Mensch Alles aus sich selbst erschaffen will, die Eingebungen seiner Phantasie, die Klügeleyen seines Geistes für Geseze der Natur, für die Regeln hält, nach denen sie wirkt, schafft oder zerstört; wenn er die treue Naturbeschreibung, die nüchterne Erfahrungskunde vernachläßigt oder verschmäht, und im eigenen Scharfsinn die Quelle aller Erkenntniß sucht, durch sein Denkvermögen das ganze Universum von vorn hinein sich zu konstruiren wähnt. Der andere Irrweg ist das Nachsprechen, oder der unbedingte Glaube an die Vorgänger, die Unterwürfigkeit unter das Gebot der Autorität, oder wenn, wie der geistreiche Baco von Berulam sagt, die Autorität für Wahrheit und nicht die Wahrheit für Autorität gilt; dadurch wird aber nicht nur aller Fortschritt zum Bessern gehemmt, sondern der Geist selbst gelähmt, und jede Aufmunterung zur Vervollkommnung, zur höheren Entwicklung geistiger Kraft, im Keime erstickt. Beyde Irrwege führen dahin, wie der eben erwähnte treffliche Weltweise sich ausdrückt, daß wir Welten erschaffen, der Natur den Rang abgewinnen, und derselben gebieten wollen, daß wir Alles nach unserer Thorheit, nicht nach der göttlichen Weisheit gestalten, den Geschöpfen und Werken Gottes den Stempel unseres Sinnes aufzudrücken uns anmaßen, nicht aber den Stempel des Schöpfers mit Sorgfalt zu erforschen und zu erkennen streben. Daß aber wir, in unserem Kreise, uns vor diesen Irrbahnen bewahrt, und weder naturphilosophischen Träumereyen noch dem blinden Glauben an Autorität uns hingegeben haben, wird hoffentlich unzweydeutig aus der Uebersicht unserer Verhandlungen hervorgehen." Von diesen lezteren können nur ein Paar fragmentarische Andeutungen hier Plaz finden. Ein trefflicher Pflanzenforscher, Hr. Doktor Custer in Rheineck hat die neuerlich vorgetragenen, sich widersprechenden Ansichten über Geruch und Farbe der Alpenpflanzen gewürdigt. Er glaubt, das aromatische, ätherisch-öhlichte Prinzip der Pflanzen verliere sich nach und nach in den höchsten Regionen gänzlich, so wie auch in den Polarzonen. Im Ganzen haben, verhältnißmäßig zu den Thälern, die Alpen weniger aromatische Pflanzen, in der Eisregion finden sich nur noch ein Paar, wie anderseits in der Aequatorialzone die größte Menge der starkriechenden Pflanzen angetroffen wird, die gegen die Pole hin allmählig mit Abnahme der Wärme sich verlieren und in der Polarzone ganz verschwinden. Ein zwar nicht gleiches, doch ähnliches Verhältniß zur Temperatur zeigen die Farben der Pflanzen, wobey jedoch außer der Wärme, auch Licht und Luft ihren Einfluß ausüben. Die Alpenpflanzen haben weniger zusammengesezte Farbenspiele, sind größtentheils einfach gefärbt, roth, blau, gelb oder weiß, dagegen zeigen sich dann aber diese einfachen Farben der Blumen, besonders die blauen und weißen, allerdings intensiver, als bey den Blumen der Thäler und Ebenen. — Eine gehaltvolle Abhandlung über die Eingeweidewürme der Menschen lieferte der Dr. Schläpfer in Trogen, und Hr. Pfarrer Steinmüller theilte Nachrichten mit über die im Wallensee vorkommenden Fische, besonders auch über die merkwürdigen Veränderungen, welche der Haushalt derselben durch die Korrektion der Linth erlitten hat. Beyträge zur Naturgeschichte der schweizerischen Säugthiere gab Hr. Hartmann, und über die Verhältnisse der Braunkohlengruben bey Uznach berichtete Hr. Koenlein.

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Gastdarstellung der Mad. Kreslinger-Stich war die Darstellung der Schauspielerin in dem kleinen Stücke Komm her! von Stövelz.

Die einseitige Kunstprobe, welche hier die Schauspielerin liefern soll, beruht auf der Fähigkeit, sich schnell in eine geforderte Situation zu versezen, und sie in ihrem mimischen und deklamatorischen Ausdruck sogleich ins Leben zu stellen. Dieß ist, zur Fertigkeit erhoben, allerdings ein Talent, bey dessen Besiz jedoch der höhere Vorzug mangeln kann, einen poetischen Charakter richtig aufzufassen, und in der wahrnehmbaren Erscheinung konsequent durchzuführen. Indeß ist diese Probe ein artiger Einfall. Das Gelingen hängt von dem Talent der Schauspielerin, ein Theil des Erfolgs von dem Schauspieler ab, welcher die undankbare Rolle des Theaterdirektors übernimmt, und die einzelnen Leistungen zu bestimmen hat. Was nun die Leistung unserer Künstlerin anlangt, so halten wir ihre Lösung der Aufgabe für vollkommen gelungen, und zwar nicht blos darum, weil sie den Ausdruck der geforderten mimischen Zustände wirklich hervorbrachte, sondern weil sie dieß zugleich mit einer genialen Leichtigkeit, und ohne irgend eine anstrengende Vorbereitung that, mithin nicht etwa zu den pathetischen Zuständen einen großen theatralischen Anlauf, aus Stoßseufzern oder Convulsionen bestehend, brauchte, sondern aus der Stellung, welche sie in der Konversation zu nehmen hatte, unmittelbar in die Vergegenwärtigung des zu leistenden Momentes einfiel. Und wäre die Künstlerin selbst in dieser Leichtigkeit zu weit gegangen, so würden wir die Art der Lösung doch immer für die richtige, und für den Rahmen, welchen das kleine Ganze darbietet, am besten passend halten. Im Uebrigen müssen wir bemerken, daß die Darstellerin die scherzhaften Momente so treffend als die ernsten zu vergegenwärtigen wußte.

An demselben Abende trat Frau Kreslinger als Maja in dem Trauerspiel: der Paria von M. Beer auf. Die Aufgabe, das Weib zu schildern, das sich mit Innigkeit des vollen Herzens an den durch fanatischen Aberglauben geächteten und bis zum Tode verfolgten Gatten anschließt, war, wie die Lösung, der Künstlerin würdig. Das Bild ward lebendig, ohne sich aus dem Ganzen hervorzudrängen. Darum wüßte ich auch keinen einzelnen Moment besonders hervorzuheben, indem in allen Situationen, welche diese Rolle gibt, ein Grundbild sich mit Wahrheit entfaltete. In den beyden Erzählungen, welche in der Rolle vorkommen (wo M. ihrem Gatten entdeckt, wie sie einen fremden Mann gefunden, der sie mit Begierde verfolgt, und da wo sie dem harten Bruder die Geschichte ihrer Liebe mittheilt) fand ich ein Muster des mittelbaren, und doch ausdrucksvollen Vortrags, und die Erzählung von ihrer Sorgfalt um das in Gefahr schwebende Kind ward späterhin durch die gegenwärtige Sorgfalt und Angst noch weit überboten. Die Vorstellung war übrigens auch durch die ernste Anstrengung des Hrn. Stein (als Gatte) und Devrient (Bruder Majas) ausgezeichnet.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 7. September 1827.

Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn';
Wie Nachtigallen locket die Flöte,
Die Tische wuchern wie Beete,
Und es springet des Weines goldener Born.

Uhland.

Die Hochzeit des Duschan.

Serbisches Heldenmährchen.

Als sich Stjevan Zar vermählen wollte,
Warb er um ein Mädchen in der Ferne,
Fern in Ledjan der Lateinerveste,
Bey Mijajlo dem Lateinerkönig,
Und Roxanda hieß das schöne Mädchen,
Und der König gab sie gern dem Zaren.
Kaum daß er sie brieflich sich erworben,
Ließ er den Vesiren Todor rufen:
„Mein getreuer Diener, Vesir Todor!
Gehen sollst du nach dem weißen Ledjan,
Zu Mijajlo, meinem hohen Schwäher,
Wegen meiner Hochzeit mit ihm reden,
Wenn ich gehen soll die Braut zu holen,
Und wie viele Swaten*) mit mir führen;
Sollst auch sehen meine Braut Roxanda,
Ob sie Zarin werden kann dem Zaren,
Eine würd'ge Herrscherin des Staates,
Sollst sie sehen und den Ring ihr geben."
Ihm entgegnet der getreue Todor:
„Ja! ich werde gehen, mein Gebieter! —"
Macht sich fertig zum Lateinerlande.
Als er ankam in dem weißen Ledjan,
Ward er gut vom König' aufgenommen;
Tranken Wein zusammen eine Woche.
Sprach nun Todor, der Vesir des Duschan:
„O Mijajlo, König, Freund der Unsern!
Mich hat Duschan nicht hieher gesendet,
Wein zu trinken in dem weißen Ledjan;
Um die Hochzeit soll ich mit dir sprechen,
Wenn der Zar die Braut zu holen komme,
Und zu welcher Jahreszeit er komme;
Auch die Braut Roxanda soll ich sehen,
Soll sie sehen und den Ring ihr geben."
Zu ihm sprach Mijajlo drauf, der König:
„O mein Freund Todor, Vesir des Zaren!
Was der Zar mich um die Swaten fraget,
Samml' er deren doch so viel' er wolle,
Komm' auch nach der Braut, wenn's ihm beliebet;
Aber grüß den Duschan, Freund, und bitt' ihn
Nicht die beyden Neffen mitzubringen,
Wojnowitschen, seine Schwestersöhne,
Noch den Wukaschin, noch den Petraschin.
Bey dem Weine sind sie tücht'ge Zecher,
Und zum Streite allzeitfert'ge Raufer;
Würden bald im Rausche Händel suchen,
Und dann hielt es schwer den Streit zu schlichten,
Ihn zu schlichten hier im weißen Ledjan.
Wirst das Mädchen jezt zu sehn bekommen,
Und den Ring nach Glaubensbrauch ihr geben."
Als die dunkle Nacht nun angebrochen,
Brannte man nicht an die wächs'nen Kerzen,
Sondern führt' im Finstern her das Mädchen;
Todor der Vesir bemerket dieses,
Zieht alsbald hervor die goldnen Ringe,
Die von funkelnden Demanten strahlten,
Und erhellt das Zimmer mit den Steinen;
Und es schien ihm da die künft'ge Zarin
Schön und schöner als die weiße Wila.
Todor gab den Ring nun der Roxanda,
Zu dem Ringe tausend Stück Dukaten;
Führten drauf die Brüder fort das Mädchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hochzeitleute.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

6.

Baptista besuchte von nun an die Frühmette nur in Begleitung einer alten Nachbarin, die sich sehr geschmeichelt fand, das stattlich gekleidete Mädchen in ihrer Gesellschaft zu haben. Sie begegnete fast jedes Mal auf dem Gange zur Kirche dem Ambrosio Crusca, aber sie wandte dann ihre Blicke nach einer andern Seite und that als bemerke sie ihn nicht. Diese Zeichen der Gleichgültigkeit oder gar der Verachtung konnten den Wunsch nach ihrem Besitze nicht aus seiner Seele verdrängen. Sie war ja nur, meynte er, durch Leo Tanni's Einflüsterungen, dem sie wahrscheinlich ihr Zusammentreffen mit ihm und den Inhalt der Unterredung vertraut hatte, zu einer größern Zurückhaltung veranlaßt worden; sie würde, stände sie nicht unter dessen Einflusse, gewiß nach reiflicher Ueberlegung seinem Vorschlage Gehör gegeben haben, und, sey es erst gelungen, sie auf irgend eine Weise von der Gemeinschaft mit den Ketzern loszumachen, so bleibe nichts anders zu erwarten, als daß sie bald das Bessere einsehen und sich ihm für Rath und That hoch verpflichtet fühlen würde. Sein ganzer Haß war auf Leo gerichtet. Ihn feindlich zu verfolgen war sein Tagwerk, war das Sinnen seiner Nächte. Schon wenige Tage nach jenem vergeblichen Versuche, Baptista auf gütlichem Wege von ihren Verwandten zu entfernen, war das obenerwähnte Gerücht, das sie als eine Bedrängte und Verlassene schilderte, die nur in einem Abfalle von ihrem Glauben Rettung aus ihrer unglücklichen Lage sehe, in Umlauf. Blicke der Theilnahme und der Besorgniß ruhten auf ihr, wenn sie Morgens in der Kirche erschien, aber sie bemerkte sie nicht, denn sie hatte es sich zum Gesetz gemacht, auf nichts zu achten als auf die heilige Handlung und auf sich selbst, um nicht wieder durch die zudringlichen Geberden des wahrscheinlich anwesenden Ambrosio Crusca in ihrer Andacht gestört zu werden.

Auch Leo und seine Mutter ahneten nicht, daß viele ihrer Mitbürger, mit denen sie bisher im friedlichsten Einverständnisse gelebt hatten, jetzt mit Groll und Unwillen gegen sie erfüllt waren. Ihr Haus war den Müssiggängern verschlossen, welche üble Nachreden zu verbreiten pflegen, und ihre Freunde unter den Evangelischen, die sie sonst wohl bey sich sahen, hatten sich schon seit Baptista's Ankunft zurückgezogen. Leo selbst vermied in dieser bewegten Zeit, so viel es sein Geschäft erlaubte, mit irgend Jemand Umgang zu haben. Er beschränkte sich ganz auf sein Haus, wo es ihm die größte Freude gewährte, seine Mutter täglich mehr von ihrer Kaltsinnigkeit gegen das geliebte Mädchen zurückkommen zu sehen. Oft bemerkte er, wie Frau Anna sich selbst auf unwillkürlichen Aeusserungen einer mütterlichen Liebe gegen Baptista ertappte, und dann nur mit dem größten Zwange sich wieder in den strengen Ernst, den sie zeigen wollte, zurückfand. Das waren glückliche Vorbedeutungen, die ihn hoffen ließen, bald werde ein Band der Liebe die Mutter, die Geliebte und ihn umschlingen.

Eines Nachmittags trat er in das Zimmer der Mutter und fand diese bey besonders heiterer Laune. Sie bat ihn, sich neben ihr niederzulassen und sprach, nachdem sie den Sohn eine Zeit lang mit freundlichem Lächeln angesehen hatte, weiter:

„Leo, ich habe etwas auf dem Herzen, das mir Freude macht. Vor dir will ich es nicht länger bergen, denn es betrifft dich und dein künftiges Lebensglück, oder ich müßte mich sehr geirrt haben in meinen Beobachtungen."

Der Sohn schlug die Augen nieder; er konnte sich denken, daß jetzt von Baptisten die Rede seyn würde, er schmeichelte sich mit der Hoffnung, Frau Anna sey zu der Erkenntniß gekommen, daß unter Menschen, die überhaupt mit christlichem Sinne Gott in Wort und That verehren, keine Glaubensverschiedenheit statt finde.

„Ja, Leo," fuhr die Mutter fort, „es wird sich, wie ich jetzt Ursache habe zu hoffen, ein Mittel finden, unser aller Wünsche zu erfüllen, ohne daß das Mutterherz für dein besseres Theil zittern müßte, ohne daß du dich von deinen kindlichen Pflichten lossagst, ohne daß eine Andere störend zwischen dich und mich tritt. Du liebst Baptista. Das hast du mir selbst verrathen an jenem Morgen, als du sie zum ersten Male in unserm Hause sahest, das hat mich damals mit Schreck erfüllt, denn was mußte ich von dir halten, wenn du eine Feindin unseres Glaubens als deine künftige Hausfrau im Sinne trügest? Aber ich bin anderer Meynung geworden seitdem. Du wußtest gewiß damals schon, was ich erst jetzt einsehe. Baptista ist im Geiste der Unsrigen eine, sie denkt und handelt nach denselben Grundsätzen wie wir. Sie steht nahe am Lichte und es bedarf nur vielleicht noch einer kleinen Nachhülfe, daß sie ganz darin sey."

Leo sah Frau Annen zweifelhaft und fragend an. Wenn ihn auch ihre veränderte Ansicht von Baptista's Charakter sehr erfreute, so fühlte er sich doch durch eine Ahnung dessen, was die Mutter andeuten wollte, in einem nicht geringen Grade beunruhigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Alle Genüsse des Lebens fanden sich in Ripaille vereinigt und die Karthause war ein parc aux cerfs. Daher

kommt der Ausdruck: faire ripaille, ein genußreiches, üppiges Leben führen. Allerdings eignete sich Ripaille sehr zu demselben, denn es gibt nichts Reizenderes als seine Lage am See, fast ganz mit bergender Waldung umschlossen, an einem klaren Fluß, dessen Wellen manches trauliche Gespräch behorcht haben sollen. So behaupten wenigstens Duclos und Voltaire. Der Genfer Senebier hingegen hat sich Amadeus angenommen. Nach seiner Meynung hat er ein sehr zurückgezogenes, gottesfürchtiges Leben in Ripaille geführt. Gewiß ist, daß alle Schriftsteller der damaligen Zeit, selbst der satyrische Poggio, mit Achtung von Amadeus sprechen.

Hinter Ripaille kömmt die Dranse, dieß unbändige Gebirgswasser, aus dem innern Land geströmt, und wenn sie unwillig ist, verbreitet sie Zerstörung und Grausen an ihren Ufern, die sie alle Augenblicke ändert, wegreißt und neu anschwemmt. Schon ihre trübe Erdfarbe und ihr Schäumen, mit dem sie in den See strömt, zeigt ihre wilde Weise. Vom Ufer sieht man deutlich die merkwürdige Brücke, die über sie führt, und die eine der längsten ist, die ich kenne. Auf vier-und-zwanzig Schwiebbögen ruht sie in einer Länge von 500′, ist aber dabey so schmal, daß zwey Wagen nicht aneinander vorüber könnten, wenn in der Mitte der Brücke nicht ein Ausbau gemacht worden wäre, bey dem aber Fußgänger sehr ins Gedränge kommen, wenn zwey Wagen sich begegnen und ausweichen. Man sieht es der häßlichen Brücke wohl an, daß sie aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist. Aber so lange es nicht gelingt, den Strom in sichere Ufer einzudämmen und ihn zur Ordnung zu zwingen, auf daß er nicht heute in Wüsteneyen verwandle, was gestern noch blühende, baumreiche Auen waren, so lange dürfte es wohl schwer werden, eine bessere Brücke über ihn anzulegen.

Gleich nach der Dranse beginnt die reizende Anhöhe, die sich von hier immer mehr hinanzieht, und fast bis auf den Punkt fortläuft, wo Savoyen an Wallis gränzt. Schönere Vegetation als in diesem Lande habe ich nirgends gesehen. Wir alle konnten nicht müde werden, diese Größe und Fülle von Laub- und Blüthenkuppeln zu bewundern. Hier stehen die riesenförmigen Kastanien, deren Brüder sich nur in einigen Pyrenäenthälern und in des Aetna Waldregion finden. Mit ihnen wechseln gigantische Nußbäume, ernsteren Grüns, und darunter breitet sich ein Rasen hin, der solcher Bäume würdig ist. Wie malt sich das Alles so zauberisch auf das tiefe Saphyrblau des See's und auf die herrlichen Berg- und Felsenwände, die sich von nun an immer mehr erheben!

Ganz in der Ferne, durch das Thor, wo die Dranse aus dem Binnenlande kommt, gewahrt man die schönen Berge des Abondance-Thals, das so wenig gekannt ist, und doch so vielfachen, ganz eigenthümlichen Reiz darbietet. Näher dem Vorgrund stellt sich über dem schönen Hügelrücken ein Berg mit Eichen hin, und von diesem ziehen sich düstre Nadelhölzer in die wilde Felsenregion der Dent d'Oche hinauf, deren Zacken der Dent du Midi, der Dent de Morcles, dem Col de Balme, und den Granitnadeln des Montblanc zuwinken. Die drey grünen Tinten zwischen dem Lichtblau des Himmels und dem Dunkel des Sees machen eine zauberische Wirkung, von deren großartigem Reiz das Auge in anmuthigen Baumgruppen ausruht, die sich ewig wechselnd wie des Meeres Wellen, immer neu, und nie sich wiederholend dicht am Ufer hinziehen, und da mit ihren mächtigen Aesten Laubgänge über die Straße bilden, die hier, seit Napoleon, eben und gefahrlos bis zum Montblanc hinläuft.

Beym Beginnen der Hügelwand liegen die Ruinen des Schlosses Publier, das den Uebergang über die Dranse hüten sollte, sich aber selbst nicht hat hüten können, denn die Berner nahmen und zerstörten es.

Dicht am See spiegeln sich die Bäder von Amphion in den Fluthen. Unter einem Ueberdach sprudelt das eisenhaltige, tonische Wasser hervor. In der Nähe zieht sich eine schöne schattige Terrasse und ein recht geschmackvolles Gebäude mit Säulengang hin. Es wäre wohl schwer, für Badende und Brunnentrinkende einen reizenderen Aufenthalt zu wählen.

Dreyviertel Stunden von dem anmuthigen Fleck liegt die zweyte Stadt des Chablais, das kleine Evian, dessen Mineralquellen in der neuesten Zeit bedeutenden Ruf bekommen haben, und nur sehr bedauern lassen, daß sie in der Stadt selbst liegen und nicht im Freyen am Seegestade, wie Amphion. In den schmutzigen, krummen Gassen leben gegen 1600 Einwohner von Holz- und Kleinhandel, von Feld- und Weinbau. Dazu kommen in neuester Zeit die Badegäste und so mancher Fremde, den die reizende Natur anzieht. Als eine eigene statistische Merkwürdigkeit von Evian kann angeführt werden, daß sich da die besten Wirthshäuser von Genf bis St. Maurice finden. Man ißt hier vortreflich, was überhaupt von ganz Savoyen im Gegensatz mit den benachbarten Schweizerkantonen gerühmt werden muß. Das kleine Evian könnte Genf in dieser Beziehung in die Schule nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. August.

Die Vorlesungen des Hrn. A. W. v. Schlegel über Theorie und Geschichte der bildenden Künste hatten, wie es nicht anders zu erwarten stand, eine zahlreiche und glänzende Zuhörerschaft versammelt; glänzend nenne ich sie, denn auch Damen hatten sich eingefunden, obwohl nicht so zahlreich als im vergangenen Jahre zu den Vorlesungen des Professor Steffens über Naturphilosophie. Der Grund davon läßt sich nicht genau angeben; so viel ersieht man aber klar, daß die Berlinerinnen sich mehr zur Natur als zur Kunst hingezogen fühlen; sie sind nun einmal darin aufgewachsen. In seiner ersten Vorlesung erinnerte Hr. v. Schlegel an sein früheres Auftreten in Berlin

(im Jahr 1803), und wie seine damaligen Vorlesungen über die dramatische Literatur eine so günstige Aufnahme gefunden hätten; er nahm für seine dießmaligen Vorlesungen eine gleiche Nachsicht und Theilnahme in Anspruch. Einiges Bedenken erregte es, daß Hr. v. Schlegel die Anzahl seiner Vorlesungen anfänglich nur auf zwölf beschränkte, und doch darin nicht nur die Theorie der Baukunst, Skulptur und Malerey, sondern auch die Geschichte dieser Künste bey den Indiern, Egyptern, Griechen, Römern, Italienern, Deutschen, Franzosen u. s. w. vorzutragen versprach. Da indessen Hr. v. Schlegel einige Vorlesungen zugab, und fast immer anderthalb bis zwey Stunden sprach, so ist es ihm dennoch möglich gewesen, vollständiger zu seyn, als man anfänglich erwartete. Da der kleinere Saal der Singakademie die Zahl der Zuhörer nicht faßte, sah Hr. v. Schlegel sich genöthigt in dem großen Saale zu lesen, welcher über tausend Zuhörer faßt. Obwohl nun zu den Vorlesungen nicht viel über zweyhundert Theilnehmer sich eingefunden hatten, mithin der große Raum nicht zur Hälfte gefüllt war, so war man doch auf jedem Punkte des Saals im Stande den Redner vollständig zu verstehen. In Beziehung auf die Form waren diese Vorlesungen, (oder vielmehr diese Vorträge, denn Hr. v. Schlegel trug immer frey vor, ohne irgend etwas Geschriebenes vor sich zu haben) vollendet zu nennen. Als geborner Hannoveraner spricht Hr. v. Schlegel ein richtiges Deutsch, das um so wohlklingender wird, da er das Provinzielle des Dialekts abgelegt hat, und durch ein schönes Organ unterstützt wird. Zu dieser abgeschlossenen Form der Rede stimmte auch die äußere Erscheinung des Redners, der immer in dem gewähltesten Anzuge, den man fast Toilette nennen könnte, erschien. Man hat über die blonden Locken, über die Ringe und Spiegelhosen, über die brabanter Spitzen ꝛc. allerhand Witze gemacht, allein sie gehören so wesentlich zu der Eigenthümlichkeit des Hrn. v. Schlegel, daß wir ihn uns nicht anders denken können. Nur mit zu gutem Grunde hat man deutschen Gelehrten von jeher Schmutz und Cynismus zum Vorwurfe gemacht; warum soll es uns nicht lieb seyn, einmal einen deutschen Professor zu sehen, der nicht umsonst die Boudoirs der Pariser Damen besuchte. Was den Inhalt der Vorlesungen betrifft, so war man hierüber nicht so einig wie über die Form, und dieß wohl vornehmlich aus dem Grunde, weil man den Gesichtspunkt nicht genau ins Auge faßte, von dem aus Hr. v. Schlegel diese Vorlesungen hielt. Vornehmlich waren es die hiesigen Künstler, die ihn veranlaßt hatten, die Vorlesungen zu halten; auf sie nahm er daher insbesondere Rücksicht. Da man nun bey dem Künstler im Allgemeinen nicht tiefere Einsicht in das Wesen und die Bedeutung der Kunst und der Kunstwerke voraussetzen kann, so sprach auch Hr. v. Schlegel über die Theorie der Kunst und des Schönen oft ausführlicher und breiter, als es diejenigen Zuhörer wünschen mußten, die sich schon mehr mit Aesthetik und Kunstphilosophie beschäftiget hatten. Von allgemeinerem Interesse waren die Vorträge über die Geschichte der Künste; hier war der Stoff reichhaltiger, und die Bekanntschaft des Hrn. von Schlegel mit den Kunstwerken der alten und modernen Welt gab ihm Gelegenheit zu den interessantesten Mittheilungen. Die Aufschlüsse, die er über Indien gab, waren wohl für die meisten Zuhörer ganz neu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

Die letzte Gastdarstellung der Mad. Krelinger-Stich war:

Phaedra,

nach meiner Ueberzeugung auch die großartigste, indem sie, weit entfernt auf starke Wirkungen auszugehen, das Bild der schuldvollen, in sich selbst untergehenden Liebe mit einer Wahrheit, aber zugleich auch in dem Lichte darstellt, der dasselbe dem Häßlichen entzieht. Auf Phädra lastet, wie uns der Dichter glauben machen will, eine, von der strafenden Venus angefachte Gluth. Sie blickt aus ihren halbgeschlossenen Augen, glüht fieberhaft auf ihrer Wange, athmet in dem unruhigen Wogen ihres Busens, und droht, wie ein im Innern des Körpers rinnendes Gift, den Bau zu zerstören. Phädra empfindet die Qual dieser Liebe um so gewaltiger, da sie ihr Geheimniß ist. Ihr erstes Erscheinen deutet uns dieses Geheimniß, noch ehe es über ihre Lippe tritt; denn es zeigt uns den Anblick der in Liebesgluth verschmachtenden Königin, die „schon allzulang ein schuldvoll Daseyn nährt.“ Aber es ist nicht das Verschmachten einer kraftlosen, in sich zerfließenden Natur, es ist der Brand gewaltiger Leidenschaft in einem gewaltigen Herzen, einer Leidenschaft, der das Bessere in ihr widerstrebt, die erst im Drange verwickelter Umstände offen heraustritt, und sich mit einer furchtbaren Gewalt gegen sich selbst kehrt, in welcher sie das feindliche Wirken einer höhern Macht erkennt. Wir sehen eine, zur Liebe geschaffene Natur durch Liebe fallen, ihre Aeußerungen umkleidet daher der Reiz der Liebenswürdigkeit selbst da, wo wir sie mit dem Schauer betrachten, mit welchem uns der Anblick eines zerstörenden Brandes in dunkler Nacht erfüllt. Hiermit spreche ich den Gesammteindruck von dem Spiele unserer Gastdarstellerin aus, von welchem man doch behaupten kann, daß es allein durch teutsche Auffassung diese Weise gewonnen habe.

Im ersten Akt erscheint uns die Qual der zurückgehaltenen Leidenschaft, welche sich scheut an das Licht des Tages zu treten, aber durch Vertraulichkeit herausgelockt und zum Bekenntniß gebracht wird; (Racine hat auf die Vertraute mehr Gewicht gelegt, als ihr irgend eine Schauspielerin geben kann). Zuerst spricht sie mit halbunterdrückter Stimme. Oenone dringt in sie, das Geheimniß mitzutheilen; sie zögert noch, und die Verwirrung der Scham erpreßt ihr den Ausdruck: „Gott, was will ich ihr sagen, und wie will ich's!“ Die Erinnerung an Venus Haß gegen ihren Stamm bahnt gleichsam der Eröffnung den Weg. Oenone fragt errathend: du liebst? Phädra drängt in einem Worte alle Kraft ihres Gefühls hervor, als wollte sie sich dieser Bürde entledigen. Mit erschütternder Gewalt und gleichsam abwendender Geberde sprach die Künstlerin das Fürchterliche: „der Liebe ganzer Wahnsinn rast in mir.“ Nun dieß ihren Lippen entgangen ist, drängt sich das übrige Geheimniß mit dem selbstquälenden Vorwurf, daß es ein Sprößling feindlichen Geschlechts sey, in unruhiger Eile nach. Noch vermeidet sie seinen Namen zu nennen, gleichsam als fürchte sie die ganze Klarheit dieses Geheimnisses. Mit Eil, und gleichsam furchtbewegt, sprach Frau Krelinger die Worte; „du nanntest ihn, nicht ich!“ Die folgende Erzählung, die wegen des, in derselben sichtbaren Widerstrebens gegen die strafbare Leidenschaft das Verbrechen Phädra's in den Augen des Zuschauers mehr mildert, als er an Venus Zorn zu glauben pflegt, wurde so vorgetragen, daß sie in dem theilnehmenden Zuschauer vollkommenen Glauben erzeugte. Phädra ist zum Tode entschlossen, da kommt die Nachricht von des Gatten Untergang, von dem sich ihr Herz längst abgewendet. Oenone schürt in ihrem Herzen die Funken der Hoffnung an; Phädras Blick wird ruhiger, er sagt, daß sie nun freyer ins Leben schauen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. September 1827.

Und nicht allein der Mensch erfreut sich wieder,
Erholt sich jezt von allem was er litt;
Nein, auch die Erd', in deren kranke Glieder
Die dürre Gluth so manche Wunde schnitt,
Schlürft gierig jezt den kühlen Regen nieder
Und theilt ihn bald den tiefsten Adern mit,
Und strömt die reiche Nahrung, ohne Säumen,
Dem Grase zu, den Blumen und den Bäumen.

J. D. Gries, nach Tasso.

Ein Abend unter Arabern *).

Durch Pachos Reise nach Marmarika und Cyrenaika wird die Erdkunde, namentlich die alte Geographie, viel gewinnen. Aber auch an gemüthlichen und malerischen Schilderungen fehlt es diesem interessanten Werke nicht. Der Reisende kommt am eilften Tage nach seiner Abreise von Alexandrien beym Catabathmus parvus der Alten an die Hügelreihe, welche sich durch die Wüste vom Strande bis zur Oase des Jupiter Ammon hinzieht; er lagert Abends bey einem vom Regen gebildeten Bache, und beschreibt hier folgende lebendige Scene:

„Die beyden Ufer des Baches waren mit den Lagern der Araber bedeckt; die dunkle Farbe ihrer Zelte stach stark gegen das matte Grün des aufsprießenden Rasens ab. Die Natur begann gerade sich aus der Erschlaffung aufzuraffen, in der sie hier neun Monate lang schlummert, und der Regen drang in die Spalten des von den glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne verhärteten Bodens. Man hatte dieses Regens mit Ungeduld gewartet, und sein Eintreten wurde mit freudigem Entzücken von den Arabern gefeyert, die auf einem Landstriche herumschweifen, wo kein Strom fließt, wo keine Quelle sprudelt. Wie anziehend ist das Schauspiel, das diese Menschen in diesem gesegneten Zeitpunkte gewähren! Sämmtliche über den Landstrich zwischen Alexandrien und dem Meerbusen von Bomba zerstreuten Familien setzen sich in Bewegung; man fragt sich nach dem Orte, auf den die Vorsehung zuerst ihren Segen ausgegossen, man eilt hinzu, Kameele und Stuten werden untereinander an den Pflug gespannt; bald ist die Erde mit Furchen durchzogen und nimmt das Korn auf, das nächst der Milch die Hauptnahrung dieser zwar barbarischen, aber gastfreundlichen, einfachen Völker ausmacht. Der vom Regen gebildete Bach hatte die große Menge Araber, die wir an seinen Ufern fanden, hergelockt. Ihre Freude war so groß, daß sie selbst in ihren Arbeiten sichtbar wurde; hier rüstete man das Ackergeräthe, dort maß man das Korn zur Aussaat, und alles dieß mit einer Lebendigkeit, Lustigkeit, die man bey diesen von Natur ernsten, schweigsamen Menschen selten findet. Besonders schien auch in die Heerden ein ganz neues Leben gekommen zu seyn; man sah das kleine Vieh um den Bach hüpfen, sich um die Gesträuche drängen, während das geduldige Kameel, im Gefühle der Erfrischung seiner Masse und seiner Gewohnheit vergessend, in der Ebene schwerfällige Sprünge machte. Und diese Zufriedenheit der Menschen, dieses Wohlseyn der Thiere rührte von einem Anblick her, der bey uns so gewöhnlich ist, von ein wenig sprießendem Grün, von einem Wasserspiegel im dürren Lande! Zufriedenheit stimmt auch bey den wildesten Völkern zum Wohlwollen, und so wurden wir von diesen Hirten gut aufgenommen. Meine Eigenschaft als Christ

*) Aus Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaïque etc. par Pacho.

machte keinen schlimmen Eindruck; ich sagte, wir gehen in Handelsgeschäften nach Derne und sie schienen es zu glauben. Ja, der Scheik des Lagers feyerte unsere Ankunft durch ein glänzendes Mahl; nach dem alten, von diesen Nomaden stets beobachteten Brauche ließ er ein Schaf schlachten, das den Gästen ganz vorgesezt wurde. Ibrahim, so hieß der Scheik, behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und einem Freymuth, an die mich die Araber noch nicht ganz gewöhnt hatten; ich hatte hier wieder Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die Begriffe dieser Menschen um so richtiger sind, je beschränkter sie durch ihre Erziehung und ihre Lebensweise bleiben. — Die Plane Muhamed-Alis und besonders seine Organisation der Nizaie-ei-djedid (Truppen nach europäischer Art) waren der Gegenstand der Unterhaltung sämmtlicher Bewohner der Gegend. Ibrahim machte eben verschiedene sehr treffende Bemerkungen über die Ereignisse in Egypten und ihre möglichen Folgen, da nahmen anziehendere Gegenstände als das politische Gespräch des Scheiks meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Während die ältern Frauen die Zurüstungen zum gastlichen Mahle machten und Teppiche im Zelte ausbreiteten, zerstreuten sich die Mädchen, nachdem sie ihre wallenden Gewänder aufgeschürzt, in der Umgegend, um trockenes Gras und Gesträuch, das einzige Brennmaterial, wo es keine Bäume gibt, zu sammeln. Ich verfolgte die raschen Bewegungen der schlanken Gestalten, wie sie linkisch und doch so anmuthig hin und her gingen oder vielmehr liefen; ich lauschte mit Lust ihren Gesängen, deren starken Töne zu jungfräulichen Stimmen nicht paßten. Wie es bey ihnen immer Sitte ist, sagte eine das Lied ganz her, die andern wiederholten blos den Refrain; während jene nach einer einfachen, wenig wechselnden Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers für Fatme, die schönste Blume der Wüste, besang, die aber einem feindlichen Stamme angehörte; während sie den Liebenden schilderte, wie er, einsam in seinem Zelte, unempfindlich geworden ist für die Rache, untreu dem Gesetze des Bluts, und seine Stute ungepflegt irren läßt im Thale, unterbrachen sie die andern von Zeit zu Zeit mit dem einstimmigen Rufe: Hia alem! Hia alem! o Liebe, Liebe! — Der Gesang war zu Ende, das lachende Gemälde, das vor meinen Augen ausgebreitet lag, verschwamm in der Nacht; noch nie hatte die Einfachheit, ja ich möchte sagen Glückseligkeit der arabischen Lebensart so tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich saß in Gedanken versunken, als mich Ibrahims Stimme aufrüttelte und das Bismillah*) uns zum Mahle rief. Sämmtliche Vornehme des Lagers wohnten dem Feste bey, und während beym Scheine der Feuer der Scheik gravitätisch den Vorsitz führte, reichten uns die jungen Mädchen, wie Cariatiden gekleidet, das große Milchgefäß, aus dem alle der Reihe nach tranken."

*) Das erste Wort des Tischgebets der Muselmänner.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

„Das gottgefällige Werk mußt du übernehmen, Leo!" hob nach einer Pause, in der sie vergebens auf eine Erklärung von Seiten des Sohnes gewartet hatte, Frau Anna wiederum an. „Dann kannst du dich rühmen, dir die Hausfrau durch die Kraft der Religion gewonnen zu haben, dann bist du sicher, eine liebevolle Lebensgefährtin zu besitzen, denn sie hat dir das Höchste, die Rettung ihrer Seele, zu verdanken. Ja, mein Sohn! der Himmel selbst hat dich zu diesem Werke berufen, indem er zugelassen, daß dein Herz von Liebe zu der Katholikin ergriffen worden. Gehe muthig und mit Gottvertrauen daran. Schwer wird es dir nicht werden, denn ihre Gesinnungen und Handlungen sind schon ganz evangelisch, sie hat mir sogar einige Male unaufgefordert aus der heiligen Schrift vorgelesen, und war sichtbar ergriffen von dem göttlichen Worte. Vollende ihre Erlösung; führe sie ganz ein zum Lichte."

„Verstehe ich Euch recht, Mutter?" fragte in seltsamer Spannung Leo: „Baptista soll abfallen von ihrer Religion? Ich soll sie dazu bewegen?"

„Ja, mein Sohn!" versezte ruhig Frau Anna. „Sie wird, ich bin es überzeugt, ohne großen Widerstand von Dem ablassen, was noch an Irrthümern in ihr ist; sie wird die falsche Lehre gern verwerfen, um die rechte anzunehmen."

„Nimmermehr!" rief Leo heftig bewegt; er sah eine schöne Täuschung verschwinden, der er sich hingegeben hatte, und ein bitteres Gefühl bemächtigte sich seines Innern. „Nimmermehr!" rief er noch einmal. „O wie verkennt Ihr doch mich, und sie und Euch selbst, Mutter. Baptista sollte im Stande seyn, das Andenken ihrer Eltern zu beschimpfen, indem sie den Religionsdienst verläugnete, in welchem jene sie auferzogen? Ich sollte niedrig genug von ihr denken, sie dazu überreden zu wollen? Euch wäre es möglich sie mehr zu lieben, sie höher zu achten um einer Handlung dieser Art willen? Nimmermehr, Mutter! Weder das eine noch das andere wird geschehen, und ich sehe eine Zeit kommen, in der Ihr Euch selbst Vorwürfe darüber machen dürftet, dem edeln Mädchen nur den Gedanken an eine solche Verletzung der kindlichen Ehrfurcht zugetraut zu haben."

Frau Anna war verwirrt und sah betroffen vor sich hin. Von dieser Seite hatte sie die Angelegenheit, die ihr so sehr am Herzen lag, noch nicht betrachtet. Doch glaubte

sie für eine gute Sache zu streiten, und war eben im Begriff dem Sohne zu erwiedern, daß also nach dieser Ansicht Baptista verloren seyn und bleiben müsse, wenn sich gleich ihre Seele der bessern Erkenntniß geöffnet habe, als plötzlich mit Geräusch die Thüre des Zimmers aufgestoßen wurde, und das Mädchen selbst mit allen Zeichen der lebhaftesten Beängstigung herein eilte. Ihr schönes Haar hing verwirrt über die Schultern herab, ihr Antlitz war leichenblaß, ihre Glieder zitterten, und aus ihren irrenden Blicken sprachen Furcht und Entsetzen. Ihr auf dem Fuße folgte ein langer, hagerer Mann in Priesterkleidung, dessen tief gefurchten Gesichtszüge, dessen wild rollendes Auge ein eben so leidenschaftliches als hartes und unbeugsames Gemüth verkündigten. Leo erkannte ihn sogleich und versprach sich von seiner Erscheinung nichts Gutes. Es war Pater Maltesta.

„Schützt mich vor Diesem!“ rief Baptista, die zu Frau Anna's Füßen niedergesunken war und ihre Hände mit Thränen benetzte. „Er will mich fortschleppen aus Eurem Hause; er maßt sich ein Recht über mich an, das ich nicht anerkenne, er droht mit Bann und Fluch, wenn ich seinem Begehren nicht willfahre —“

„Folge mir, Verblendete!“ donnerte Maltesta und streckte seine Rechte nach der Knieenden aus. „Dein Aufenthalt ist nicht in diesem Hause der Sünde, wo dich schon der verruchte Geist der Belialskinder angesteckt hat. Für diese ketzerische Brut wird es noch Scheiterhaufen geben, aber du sollst der heiligen Kirche erhalten werden, die ihre Rechte auf dich durch mich geltend macht. Folge mir sogleich, oder Beichte und Absolution werden dir versagt bleiben, so lange du in Gemeinschaft lebst mit dieser Verworfenen, vor der du dich nicht scheuest zu knieen gleich einer Heiligen, und mit diesem Gotteslängner, dessen Namen wohl gemerkt und dessen Haupt bereits schwer bezeichnet ist.“

„Gott sieht mein Gewissen!“ sagte Baptista ruhiger, indem sie, als befinde sie sich nun unter einem Schutze, dem sie vertrauen könne, ihr Haupt muthig erhob und dem Priester in das glühende Auge blickte. „Ihm stelle ich es anheim mich zu richten, wenn ich dadurch sündige, daß ich bey meinen Verwandten bleibe.“

„Du sollst mit,“ wüthete der Pater, und trat ihr näher. Da drängte sich Leo, den dieser Bruch seines Hausfriedens, und die Beleidigung, welche Maltesta gegen seine Mutter ausgestoßen, doch empörten, zwischen den Fanatiker und Baptista, und sprach mit mühesam errungener Kälte, aber auch mit einer Festigkeit, die keinen Zweifel über seinen einmal genommenen Entschluß übrig ließ:

„In meinem Haus dulde ich keinen Zwang. Wollte meine Base es verlassen und Euch folgen, so stände es ihr frey. So aber, Ihr habt es selbst gehört, ist dieser Aufenthalt ihren Wünschen entsprechend, und sie will Euch nicht begleiten. Darum keinen weitern Versuch einer Gewaltthätigkeit, oder, verlaßt Euch fest darauf, ich werde Mittel finden, den Ueberlästigen, der sich hier eingedrängt hat, auch wider seinen Willen zu entfernen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Royalistisch.

Ich höre von Pinseln
  Stets klagendes Winseln,
  Von Allerweltshelfern
  Stets tadeln und belfern,
  Von Moden stets sagen:
  Nur drein geschlagen!
Revolutionen
  Und Konstitutionen,
  Tribunengeschwätze
  Und Zwanggesetze,
  Vergebne Bemühung
  Ohn' Prinzenerziehung!

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden bey Rastadt, Ende August.

So wie die Masse der Aerzte bald durch Magnetismus, bald durch Blutegel, bald mit dieser Theorie, bald mit jenem Präparat alle und die verschiedensten Krankheiten zu heilen versucht, so kommt auch bald dieser, bald jener Kurort vorzugsweise in die Mode, und heute ist es Doberan, morgen Ems oder Karlsbad oder Pyrmont, wohin die Badegäste wallend strömen. Nicht ungern hören es die Mediciner, wenn man ihre Wissenschaft eine Kunst nennt; und da es keine Kunst gibt, die nicht mehr oder weniger der Mode unterworfen wäre, so werden sie sich auch diese Konsequenz gefallen lassen. Aber außer der Kunst gibt es noch bekanntermaßen eine Natur; und diese ist es, der Baden-Baden das Glück zu danken hat, nicht unter den launigen Ordonanzen der Mode zu stehen; ja, Trotz derselben, vermehrt sich hier mit jedem Jahre die Zahl der Gäste. Von welchem Bade werden nicht wunderbare Genesungen erzählt? in welchem Brunnenhause sind nicht aufgehängte Krücken zu sehen? Dergleichen fehlt hier wahrlich nicht. Das hiesige Wasser verhält sich zu dem Bade von Wiesbaden, wie dieses zum Karlsbad, welches leztere auch hier, mit Hülfe der natürlichen Wärme, im heißen Quell selbst vortrefflich bereitet wird, während dem ein dicht dabey befindlicher bedeckter Säulengang mit der herrlichsten Aussicht den Brunnengästen den bequemsten Spaziergang gewährt. Zugleich wird der Dampf des 54 Grad heißen Wassers aufgefangen und in vielen Zimmern eines eigenen Gebäudes vertheilt, wo die Einrichtungen so getroffen sind, daß die Kranken natürliche Dampfbäder nehmen können, theils ganze, theils partielle für jedes einzelne leidende Glied. In der Ebene befinden sich Stahlbrunnen zur stärkenden Nachkur der Badenden, so wie für diejenigen, die weder das Eine noch das Andere bedürfen, wohleingerichtete Flußbäder. Alles dieses mag an andern Badeorten eben so gut, vielleicht auch heftigwirkender vorhanden seyn; wo aber ist diese liebliche Natur, diese Mannigfaltigkeit der Gegend, dieses Klima, diese Vegitation, diese

reine wohlthätige Luft zu finden? Schickt man doch Nerven- und Brustkranke hieher, nicht um zu baden, nicht um zu trinken, sondern einzig nur, um diese milde, mit Nadelholzdüften geschwängerte Luft einzuathmen! Die meisten Bäder, in engen Flußthälern gelegen, haben ein oder zwey Spaziergänge im Gebirge, wo man aufklimmend ermüdet, und ihrer bald überdrüßig wird. Hier kann man vier Wochen verweilen und jeden Tag einen andern Spaziergang machen; stundenlang kann man in der Ebene, thalauf- und thalabwärts gehen und fahren, und sich bey jeder Wendung einer neuen, immer schöneren Aussicht erfreuen; wer nicht weit gehen will, braucht nur, auf bequemem Pfade den zehnten Theil des nächsten Vorgebirges zu ersteigen, um gegen Südost das breite, reichbebaute Thal zu überschauen, gegen Nordwest die freyeste Aussicht über den silbernen Rhein hinüber, und vierzehn Stunden weit in die sanftaufsteigenden Vogesen zu genießen. Malerischer als die Stadt selbst kann kein Badeort liegen. An schöner üppiger Waldeinsamkeit, an den großartigsten Burgruinen, an wilden Felsthälern mit lieblichem Wasserfalle fehlt es nicht; so daß Personen, die eben aus Italien und der Schweiz kommen, im Vollgefühle der Ueberraschung gestehen, keinen Ort gefunden zu haben, der, so wie Baden, in einem Umkreise von vier Stunden so mannigfaltige Naturschönheiten in einem so glücklichen Klima vereinigt. — Nun aber geschieht es leider nur zu häufig, daß gerade da, wo die Natur ihre schönsten Gaben in reichster Fülle darbietet, jeder Genuß verleidet wird durch hundert und hundert, bald nöthige, bald unnöthige, stets aber quälende und neckende Einrichtungen. Sie sollen hier nicht näher bezeichnet, und nur gesagt werden, daß sie zum Besten des sogenannten Ganzen stattfinden, jedem Einzelnen aber so zur Last fallen, daß Alle darunter leiden, und keiner sich des Gedankens erwehren kann: Wie doch die Menschen die Natur verderben! — Von solchen quälenden und quängelnden Einrichtungen ist jedoch hier keine Spur zu finden. Nie streng und rauh, stets und Alles milde gönnend, wie hier die Natur, so ist auch die Regierung. Da ist gar keine Rede von Visitation, Legitimirung, Examen, von verbotenen und steuerbaren Lebensbedürfnissen, von gezwungener Wohlthätigkeit, und wie die gewaltigen Verbote und Gebote alle heißen mögen. Nur durch die überall herrschende Ruhe und Ordnung und Sicherheit, durch die schönen, zum Nutzen und Vergnügen errichteten Bauten, durch die herrlichen Anpflanzungen, und durch die wohlgehaltene Wege und Pfade nach allen Richtungen hin, fühlt man es, daß man unter einer vorsorgenden Regierung lebt; sie selbst aber ist nirgends zu schauen. Gleich einer edeln und weisen Wirthin verbirgt sie sich eben in Ruhe und Ordnung, anstatt, wie eine thörichte Hausfrau immer in Bewegung zu seyn, immer zu viel zu thun, und überall störend in den Weg zu treten. Selbst eine öffentliche Spielbank duldet die Regierung. Was auch Moralisten gegen eine solche, und mit Recht, sagen mögen, so gibt es doch Uebel in der Gesellschaft, die nur dann aufhören werden, wenn die Menschen überhaupt gesitteter werden. Sie durch Strafgesetze vertilgen wollen, hieße sie nur in den Schooß des Geheimnisses zurückdrängen und noch gefährlicher und unsittlicher machen. So ist es mit den Spielbanken in Badeorten. Wo sie öffentlich verboten sind, findet man meistens heimliche, sogenannte Stubenexekutionen, wo nicht selten eine Gesellschaft falscher Spieler mit leidenschaftlichen Neulingen und Unmündigen ihr verderbliches Unwesen treibt. An der öffentlichen Bank ist die Moralität wenigstens in so weit gerettet, als weder ein bestehendes Verbot übertreten, noch falsch gespielt wird. Auch der Vorwurf, den man der französischen Regierung macht, daß nämlich die Abgaben der Spielbanken im Budjet figuriren, ist hier durchaus nicht anwendbar. Zwar zahlen auch die hiesigen Spielunternehmer eine bedeutende Steuer, aber nicht ein Kreuzer davon fließt in die Staatskassen. Theils wird dieses Geld für das Armenbad, theils für die Verschönerung des Orts und der Umgegend, für Bauten, Anpflanzungen und Wegebesserung verwendet, so daß man hier nicht von Betteley belästigt wird, alljährlich neue und überraschende Anlagen findet, und das spielende Publikum doch in etwas für sein verlorenes Geld sich entschädigt sieht. Auf diese Weise ist vor vier Jahren das sogenannte Promenadehaus entstanden, das, hinsichtlich seiner Größe und seines edeln Styls, wohl eher den Namen eines Pallastes verdient; ein Gebäude mit drey großen Zimmern und einem Saal dient zum Tanz und zur Wirthstafel; durch einen Säulengang, unter welchem sich Kaufläden befinden, ist dieses Gebäude mit dem Mittel- und Hauptbau verbunden. In diesem befinden sich die Zimmer des Restaurateurs, die Gesellschaftszimmer und der große und mächtig hohe Spielsaal, in welchem mehrere Hundert Menschen sich bequem bewegen können. Längs dem Mittel- und Haupteingang läuft ein erhöhter Peristyl, zu welchem bequeme Treppen führen, und von welchem man die schönste Aussicht auf die amphitheatralisch gelegene Stadt genießt, hinter welcher sich der waldbewachsene Schloßberg erhebt, dessen Gipfel die großartige Ruine der alten Stammburg Badens krönt. An dieses Hauptgebäude schließt sich wieder ein Säulengang an, wo sich eine Kunst- und Buchhandlung, eine Leihbibliothek und ein Lesezimmer finden, in welchem politische und literarische Journale der drey Sprachen aufliegen. Und dieser Säulengang verbindet mit dem Hauptgebäude das Schauspielhaus, das nett und freundlich, aber freylich so klein ist, daß es sich nicht zu Spektakelstücken eignet. Es gibt indessen Leute, die auch dieses für einen Vorzug halten; und es ist wohl möglich, daß irgend Jemand den Heldenmuth gehabt hat, hier laut auszurufen: O, wenn doch alle kleinen Bühnen klein, und nur ein Paar große groß wären!! — Doch fort mit den unbequemen Kritikern, hier aus diesem paradiesischen Thale, wo eine vorsorgliche Einrichtung in Verbindung mit der schönsten Natur beyde Alles gethan haben für Gesundheit, Bequemlichkeit und mannigfaltige Unterhaltung der Erholung und Genesung suchenden Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 210.

Nachdruck.

Räthsel,

nach dem Französischen.

Einst an Europens Krankenbette
Sprach ein hispan'scher Arzt: ich wette,
Das neu' Regime, auf das man jezt
Die arme Jungfrau hat gesezt,
Um ihre Krämpfe zu kuriren,
Wird noch zu Recidiven führen;
Homöopathisch ist die Kur,
Halb trau' ich der Methode nur.
Ein Ding, es führt denselben Titel
Wie jenes mir suspekte Mittel,
Ist bey der Donna ruinirt.
Drum wird am besten ordinirt:
An Magen, Brust und ins Genicke
Blutegel hunderttausend Stücke.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. September 1827.

Es hieß aus dieses Chaos alter Nacht
Der Herr, so weit des Lemans Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
Sich zauberisch dieß Paradies entfalten:
Dieß felsumthürmte Land, gleich Tempes Flur
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen;
Dieß Wunderwerk der göttlichen Natur
Von Schönheit, wie vom Glanz der Sonn', umflossen.

v. Matthisson.

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Das Dampfboot hielt abermals an, und mehrere von unsern Herrn und Frauen stiegen aus, ich aber blieb an Bord, weil ich von hier eine allgemeine Uebersicht der Schweizerküste aufnehmen wollte. Man hat Recht, Evian für den schönsten und am weitesten herrschenden Punkt des südlichen Ufers zu halten. Da liegt das ganze waadtländische Gestade in einer Ausdehnung von zwölf Lieues. Der Jura, welcher vorhin Thonon gegenüber lag, ist nun in neblichte Ferne zurückgetreten, aber der Mont Jorat, der sich von der Jurakette nach Südosten herunterzieht, läuft wie ein hoher Bord um den See herum, und krönt mit seinen Hügeln, Abdachungen und Wellenlinien das Amphitheater von Städten, Dörfern und lachenden Landhäusern, das sich vom Seeufer bis hinauf in immer wechselnder Mannichfaltigkeit erhebt. Rechts aber bauen sich die Waadtländischen und Freyburgischen Alpen in reizenden grünen Tinten auf. Felsenwände, Zähne und Zacken ragen herüber und kündigen schon an was weiter östlich folgt, wo die Natur immer kühner wird und sich am Ende titanisch in Schneegipfeln zum Himmel erhebt, der seit Jahrtausenden dort die Nähe der Jungfrau, des Schreckhorns und des Finsteraarhorns duldet.

Während ich so zeichnete, und neben mir eine junge Dame aus Lausanne mit Farben die Abstufungen ihres Bildes andeutete, bereitete sich uns ein gar eigenthümlicher Anblick, der auch nicht ohne malerischen Reiz war. Die guten Savoyarden waren schon von Thonon aus durch die Annäherung des Winkelried und sein Kanonieren ganz wirre geworden, denn sie hatten noch nie sein Inneres gesehen. Des Schiffes Verweilen an ihrer Küste war dazu die beste Gelegenheit. Ehe wir es uns versahen, waren wohl zehn Kähne voll Menschen in See und steuerten auf unser Schiff zu. Im Anfang begnügten sie sich damit, um das Boot herumzufahren und neugierig durch die offenen Lucken in die Salons zu sehen. Was aber erblickten sie da? große Spiegel, Kronleuchter, Bronzen, Marmortische, darauf eine Menge appetitlicher Dinge, Pasteten, gebratenes Geflügel, Früchte, Weinbouteillen und Gläser in Menge, kurz — das irdische Paradies. War es nun zu verwundern, daß die Leute alles Gleichgewicht verloren? Wie wenigen Männer, die wir an Bord geblieben, selbst der Kapitän war an's Land gegangen, hatten alles mögliche zu thun, um eine förmliche Enterung zu verhüten, denn alle wollten auf einmal herauf, und wirklich stiegen auch die jungen Leute, selbst Mädchen, an den Lucken, Gallerien und Geländern heran. Drey Jahre früher hätten sie das um alles in der Welt nicht gewagt. Denn als der Wilhelm Tell zuerst an der savoyischen Küste vorüber fuhr — Bonstetten hat dieß ja so hübsch im Morgenblatte beschrieben — lief Jung und Alt in die Kirchen und läutete Sturm, denn man hatte ihnen gesagt, in dem Schiffe stecke der Gott-sey-bey-uns und der treibe es, darum finde sich dergleichen Schiff auch in keinem christkatholischen Lande ꝛc.

Nun aber hatte sich die Furcht gelegt, um unbändiger Neugier Platz zu machen. So waren in einem Augenblick wohl achtzig Savoyarden jeden Alters, selbst alte Frauen und Männer an Bord und hatten große Lust hinunter zu dem Mechanismus zu dringen, wo, wie sie sagten, die chose sitze. Der englische Mechanikus schloß aber die Thür schnell zu, so daß sie nur durch die offenen Jalusien hinabsehen konnten, was ihnen aber bald wegen der Hitze verging, die da heraufqualmte. Nun wandte sich der Hause zu den Salons, zu dem Zaubersaal, den sie schon von fern erblickt. So laut und ungestüm sie kurz vorher gewesen, so stumm und verduzt waren sie nun. Da stand ein Trupp Frauen und Mädchen, ja auch kleine, vor den mächtigen Spiegeln und drängten sich Eine die Andere weg an einen andern. Das war ein Drehen und Wenden, und zurück und vor sich und zur Seite Schauen! Wären die Meisten nicht so häßlich gewesen, ich hätte an Südseeinsulanerinnen gedacht, die zum ersten Mal in ihrem Leben in den Spiegel sehen. Die hübscheste von ihnen war dießmal auch die klügste. Beym Eindringen in den Salon sezte sie sich gleich still nieder, um das Ganze recht behaglich zu beschauen; und erst als alle Uebrigen sich satt begnckt hatten und wieder hinaufgingen, trat sie ganz allein vor den großen Spiegel und machte — wohl zum ersten Mal in ihrem Leben — Bekanntschaft mit ihrer ganzen Person. Die Männer hielten sich mehr an den Anblick der Bouteillen, besonders aber an das reich mit Silberwerk besezte Buffet. Sie dachten dabey wohl auch dieß und das. Unser Restaurateur und seine Kellner machten aber gar zu scharfe Augen. Einem unserer Matrosen, einer engherzigen Seele — denn der Dampf macht dergleichen nicht weiter wie die papinianischen Töpfe — war bey dem Ankommen und ungeladenen Heraufsteigen so vieler Savoyarden unheimlich und angst für sein Schiff geworden, weil die armen Leute nun einmal übel bey den reichen Genfern angeschrieben stehen. Er wußte daher nichts Klügeres zu thun, als die zwey Coronaden, die am Vordertheil des Schiffs angeschraubt sind, loszubrennen. Nun denken Sie sich den Schreck derer, die ausgestiegen und an's Land gegangen waren, zumal des armen Kapitäns, der bey seiner jungen Frau saß, die in Evian das Bad braucht. Alles kam nun in Hast herunter zum Hafen gestürzt und dachte, das Schiff stehe im Brand, Andere meynten, es werde geplündert, da sie die vielen fremden Menschen an Bord sahen, und hatten eigentlich gar nicht recht Lust herüber zu kommen, um sich auch plündern zu lassen. Der Kapitän war wirklich zu bedauern; er wollte, er mußte an Bord. Dieß schien aber unmöglich, wenn er nicht heranschwamm, denn unsere savoyischen Enterer hatten alle Boote von Evian und sogar das unsrige in Beschlag genommen, und diese schaukelten wie eine kleine Flotte von Schiffs-Embryonen um den Winkelried her. Der Mann dauerte mich, und doch war das Ganze gar komisch mit anzusehen. Endlich fuhr unser Kahn hinüber und holte ihn. Was konnte er aber thun? Die Savoyarden hatten nicht das Geringste verbrochen und schickten sich schon an unter Dankbezeigungen und bewundernden Exklamationen heim zu fahren. Sie winkten uns noch vielfach vom Lande zu, als wir die Rhede ihres Städtchens verließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Malte sta stand einige Augenblicke lang erstarrt dem jungen Manne gegenüber, als habe er das Unglaubliche, das Entsetzliche vernommen. Nur seine Augen rollten wild umher, und eine Glut, welche Haß und Verderben verkündigte, leuchtete aus ihnen. Als es ihm gelang die Sprache wieder zu gewinnen, brach der verhaltene Strom des Zorns und der Wuth um so mächtiger hervor, und er rief mit großer Heftigkeit:

„Elender, du wagst es, mir zu drohen, du, an dessen Händen noch das Blut des unschuldig gemordeten Zambra klebt, du, der mit jener verruchten Rotte zog, welche die Gräuel des Raubs und der Verwüstung in friedliche Wohnungen der Gläubigen brachte? Zittre vor der Rache des Himmels, zittre schon vor der hier auf Erden! Ha, ich sehe Alles klar! Mit bösem Zauber habt ihr die Seele dieses armen Kindes bestrickt, daß es sein Ohr verschließet dem Diener der heiligen Kirche. Ihr habt den Geist gefangen durch höllische Künste, und das ist eine Gewaltthat von eurer Seite, mit der ihr sie von der Vereinigung mit andern guten katholischen Christen, von Reue und Buße zurückhaltet. Aber ihr seyd noch nicht am Ende! Ich will nicht ruhen, bis die Here da, die der Verirrten thörigte Anbetung so wohlgefällig duldet, auf dem Scheiterhaufen brennt; ich will nicht rasten —"

„Haltet ein!" fiel ihm stark und im Tone des ausbrechenden Unwillens Leo in die Rede. „Noch eine Schmähung meiner Mutter, und ich vergesse, was mich bisher noch abhielt euch zu behandeln, wie Ihr es verdient, Euer Alter und Euren Stand! Jezt ists genug. Verlaßt in diesem Augenblicke mein Haus; sonst rufe ich meinen Dienern und lasse Euch hinwegschaffen."

„Ich will Euch diesen Triumph nicht gönnen," entgegnete mit verbissenem Ingrimme der Priester. „Ich gehe schon von selbst. Aber das schwöre ich Euch bey dem Gotte, den Ihr verläugnet, Ihr sollt diese Stunde bereuen, Ihr sollt Euch selbst verwünschen, die frevelhaften Lästerungen, mit denen Ihr einen geweihten Diener der Kirche überhäuftet, die schändliche Art und Weise, mit der Ihr ihn an der Ausübung seiner heiligen Pflichten verhindert habt."

Er ging. Frau Anna, solcher heftigen Auftritte nicht gewohnt, befand sich in einer Bestürzung, die ihr nicht erlaubte, ihre Gedanken über das Gesehene und Gehörte zu ordnen. Sie sah Baptista starr an, die jezt erzählte, wie der Vater plötzlich in ihrem Zimmer erschienen sey und sie mit ungestümen, harten Reden geängstigt habe, bis sie endlich vor seiner Zudringlichkeit sich nur durch die Flucht zu Leo's Mutter zu retten gewußt, aber sie begriff nicht, was die Mittheilung des Mädchens eigentlich enthielt. Leo ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Er war überzeugt, daß der Fanatiker alle Umstände des Ereignisses zu seinem Vortheile ausbringen und daß dieses nicht ohne unangenehme Folgen bleiben werde. Um diesen zu begegnen, beschloß er, in der Frühe des nächsten Tages dem Podesta selbst einen Besuch zu machen und diesen mit aller Offenheit von dem Geschehenen zu unterrichten.

Allein Maltesta und dessen geheimer Bundesgenosse, Ambrosio Crusca, waren zu thätig, um ihm Zeit zur Ausführung dieses Vorsatzes zu lassen. Wenige Stunden, nachdem der Fanatiker sich aus dem Tannischen Hause entfernt hatte, erschien daselbst in der Abenddämmerung ein Kommissarius des Podesta mit dem Befehle, die Katholikin Baptista Lostallo sogleich in seine Hände zu übergeben, damit sie ihren Aufenthalt fortan in der Wohnung des Stadtoberhauptes nehme und dort unter dessen eigener Aufsicht lebe. Der Kommissarius war von Gerichtsdienern begleitet. Aller Thränen Baptista's, aller Protestationen Leo's ungeachtet, wurde die Jungfrau in eine bereitstehende Sänfte gebracht und von denen getrennt, die seit dem Tode des Vaters ihrem Herzen am nächsten standen. Leo ließ sich durch Sturm und Regen, die an diesem Abende wütheten, nicht abhalten der Sänfte zu folgen. Er verlangte Gehör beym Podesta, aber es wurde ihm versagt. Mit dem Bescheide, am nächsten Morgen wiederzukommen, mußte er sich begnügen. Traurig und voll banger Besorgnisse um die Geliebte und für die Zukunft, begab er sich in sein Haus zurück, wo er seine Mutter in einem Zustande körperlicher Schwäche fand, die seine ganze Sorgfalt und Pflege erheischte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zeit.

Die Zeit gibt uns die besten Lehren,
  Den unumstößlichsten Beweis;
  Sie weiß, was sie nicht kann entbehren,
  Kann nicht entbehren, was sie weiß.
Propheten schreiten vor ihr her,
  Was Noth thut, läßt die Göttin melden;
  Und sind wir taub — greift sie zur Wehr,
  Und sezt es durch durch ihre Helden.

Sie weiß, was sie nicht kann entbehren,
Kann nicht entbehren, was sie weiß:
Gibt uns zuerst die besten Lehren,
Und dann den triftigsten Beweis.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden bey Rastadt, Ende August.

(Beschluß.)

Ist, nach dem Urtheil aller Fremden, Baden mit seiner Umgegend einer der lieblichsten Punkte in Deutschland; versichern selbst weitgereiste Personen, daß sie sogar in fremden Welttheilen kein freundlicheres, beruhigenderes Plätzchen gefunden haben, und ist hier für lebensfrohe Behaglichkeit so wahrhaft gastlich gesorgt, daß diese Sorgfalt nie in pedantische Aengstlichkeit ausartet, nie mit vexatorischen Förmlichkeiten belästigt — so hat sich dieser Kurort noch einer dritten Annehmlichkeit vorzugsweise zu rühmen, die in seiner ungemeinen Wohlfeilheit besteht. Nicht nur die Produkte des erzeugnißreichen Großherzogthums strömen hierher, sondern auch das, was hier gar nicht, oder nicht so gut erzeugt wird, was der fleißige Ueberrhein, was Frankreich, die Schweiz und England hervorbringen, kann, bey einem überaus mäßigen Tarif, hier auf den Markt gebracht werden. Daher bey der, man kann wohl sagen verschwenderischen Fülle des Lebensgenusses, eine Wohlfeilheit, die alle Fremde in Erstaunen sezt. Sie ist so bedeutend, daß, wie die Erfahrung lehrt, Familien, die aus einer großen Stadt Frankreichs oder Deutschlands hierher kommen und sich zwey bis drey Monate aufhalten, ihre Reisekosten hier erspart und nicht mehr ausgegeben haben, als wenn sie daheim geblieben wären, und ihren Haushalt fortgesezt hätten. Und Troz dem, haben sie so gut gelebt, daß der Pariser Gastronom seinen Restaurateur nicht vermißt, und der englische Gentleman sich eben so gut und halb so wohlfeil als in London gekleidet hat.

Dieß sind die strengwahren, keineswegs übertriebenen Ursachen, weßhalb dieses paradiesisch gelegene Bad nicht der Mode unterworfen ist, und sein Ruf sich so weit verbreitet, daß die Zahl der Gäste sich mit jedem Jahre vermehrt. Heuer, zu Ende Augusts, beläuft sich die Zahl der Fremden bereits — und noch täglich kommen neue an — auf 7068. Ist nun gleich in dieser Summe die Dienerschaft mit eingerechnet, so bleibt sie doch, in Verhältniß zu andern Bädern, sehr ansehnlich. Bey einem so großen Zusammenflusse von Personen aus allen Ländern Europas kann nun freylich kein ländliches Zusammenleben stattfinden, sondern die Natur der Sache, und auch wohl ihre Unnatur, führt mannigfache städtische Trennungen herbey. Das hat nun, wie Alles in der Welt, seine gute und seine schlimme Seite. Die gute besteht in der völligen Freyheit, die man dadurch genießt. In kleinern Badeorten, wo die ganze Gesellschaft sich kennt und zusammenhält, wo jede Lustbarkeit gemeinsam unternommen wird, kann eben dieses oft sehr lästig werden; hier genießt man seine ungestörte Lust und Laune, keiner bekümmert sich um den andern, und man kann allein, oder mit wenigen Freunden, ganz nach seinem Hange leben. Von der andern Seite betrachtet, ist es aber wahrlich nicht ergötzlich, auch hier wieder dem städtischen Wesen zu begegnen, das man ja eben fliehen wollte. Da gibt es wieder eine erste, zweyte und dritte Societät, deren strengbewachte Demarkationslinien selbst da, wo man sich gemischt zu-

sammenfindet, nicht überschritten werden. Sehr kurzsichtig wäre es, wenn man diese Scheidungen, welche die Engländer hartnäckig, Deutsche pedantisch, Franzosen mit einiger Scham beobachten, dem hiesigen Orte zuschreiben wollte, da sie doch ein Ergebniß, und ein allgemeines, der neuesten Zeit sind. Erkennt man es aber als ein solches, so wird man nicht so thöricht seyn es bessern zu wollen, und, wenn man anspruchslos darüber schwebt, und mit etwas Humor begabt ist, sogar seine Lust haben an so mancher tragikomischen Scene. Ueberdieß sind ja die freundlichen Berge so nah, und rufen uns einladend mit den Worten des Dichters: Hier ist, fern von dem Qualm der Städte, Freyheit! — Kurz, wer hier mit einem kleinen Kreise, der sich ja überall zusammenfindet, die schöne Jahrszeit genießen will, wird nicht leicht einen reizenderen Aufenthalt finden, und dann gewiß, wie so viele Fremde, oft wieder in diese herrlichen Thäler zurückkehren. Unter denen, welche in diesem Jahre Baden besucht haben, befinden sich so viele historische Namen, daß wir eine ganze Spalte (dieser Blätter) damit füllen könnten. Wir müssen daher auf die Fremdenliste verweisen, und nennen nur von europäischen berühmten Ausländern: die englischen Generale Sir Thomas Dyer und Graf Allen; den englischen Minister Huskisson; den niederländischen Staatssekretär Baron von Capelien; den französischen General Grafen Sebastiani, bekannt auch als Diplomat und Redner; den französischen Akademiker Düval, Dichter der Jugend Heinrichs des Fünften, der Opern Joseph, des Hausverkaufs, des neulich viel besprochenen Tasso u. a.; die französischen Deputirten Köchlin und Benjamin Constant, von dessen leztern Empfang in Straßburg und den Dörfern des Elsaß die politischen Zeitungen bereits gesprochen haben. Jenen Blättern liegt es auch ob, von dem Feste zu erzählen, welches ihm die hier versammelten zahlreichen Elsasser gegeben haben. Geeigneter und interessanter dürfte für die Leser des Morgenblatts die Nachricht seyn, daß eine Gesellschaft Franzosen, an deren Spitze die Herrn Düval und Constant sich gestellt haben, die Intendanz des Karlsruher Theaters um die Aufführung des Götz von Berlichingen ersuchten, und daß ihnen dieses Gesuch mit willfähriger Freundlichkeit gewährt wurde, wofür sie denn auch, mit französischer Artigkeit, durch persönlichen Besuch, ihren Dank abstatteten. Doppelt interessant ist dieses kleine (aber noch vor dreyßig Jahren undenkbare) Ereigniß dadurch, daß Goethe noch ganz kürzlich (Kunst und Alt., B. VI. S. I.) sagt, und zwar bey Gelegenheit des Tasso von Herrn Düval, er sey überzeugt: „es „bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns „Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Natio„nen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, neh„men auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen „oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Her„zen; dieß alles müssen wir gleichgültig aufnehmen, indem uns „das Ganze von großem Werthe ist...... Wir haben im litera„rischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie wer„den uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, „daß sie von uns borgten ohne Dank, und uns benuzten ohne „Anerkennung."

Hier wäre nun der schickliche Ort um eine Theaterkritik anzuknüpfen, und etwas über die Darstellungen einer wandernden Gesellschaft zu sagen, die wir dieses Jahr in Baden sahen. Aber wir können so wenig Pikantes und Amusantes erzählen, so gar nicht den wesentlichen Unterschied dieser wandernden und anderer stehenden Truppen auffinden, daß wir lieber schweigen, um gute Leute nicht im behaglichen Schlummer zu stören, worüber auch der gutmüthigste Phlegmatiker zuweilen ein Bischen böse wird.

Lieber kehren wir am Schlusse dieses Berichtes wieder zur Natur zurück, und laden alle Freunde derselben zu deren Genuß nach dem schönen paradiesischen Baden.

L. Rbt.

Leipzig, August.

(Fortsetzung.)

War es im ersten Akte die verstohlene, und im Geheim sich mittheilende Gluth, so ist es die ausbrechende Gluth, welche Phädra im zweyten Akte zeigt. Hier erscheint sie zuerst, die Sorge für ihren Sohn dem Hippolyt ans Herz zu legen; aber die Rede nimmt bald den Weg der starken Leidenschaft. Verwirrung beugt ihren Blick zur Erde; auch ihre Stimme ist gesenkt, und nur der Nachdruck ihrer Worte verräth dem Zuschauer, wie sich das innerste Gefühl hervordrängt. Den schönsten Gegensatz legte die Darstellerin in die Anfangs langsam, in der Mitte schneller, am Schluß mit rührender Weichheit gesprochenen Worte: „wenn du mich haßtest, Herr, ich müßt' es dulden, du sahest mich entbrannt auf dein Verderben; in meinem Herzen konntest du nicht lesen." Bisher hat sie den Jüngling noch nicht angesehen; erst nachdem sie an den Tod des Gatten durch ihn erinnert worden ist, schlägt sich hoffend ihr Blick empor, der erste Blick, der auf ihn fällt; und mit diesem Blick drängt sich auch das Gefühl ihres Herzens mit unwiderstehlicher Gewalt auf Lippe und Antlitz hervor. Theseus verschwindet in Hippolyt. Mit rührendem Schmelze der Stimme spricht Frau Krelinger dazu die Worte: „Nein, er ist nicht todt! er lebt in dir ꝛc." Es ist, als ob die Anschauung des Jünglings sie selbst verjünge. Und wie sie dann das verrathene Gefühl wieder zurücknehmen will, und mit einer zurückziehenden Geberde sagt: „ach ich vergesse mich, Herr! wider Willen reißt mich der Wahnsinn fort!" Doch vergeblich; das Geständniß drängt sich doch immer wieder hervor. Man fühlt; „kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr, mit voller Wuth treibt sie der Venus Zorn;" immer mehr vergißt sie sich in seinem Anschaun, die Rede wird immer beschleunigter, und das Geheimniß ist völlig entladen mit den Schlußworten: „mit dir war ich gerettet und verloren!" Es war, dem Zuhörer, als würde ihm selbst ein lastendes Geheimniß aus der Brust genommen. Hippolyt entgegnet staunend: „vergissest du, daß Theseus dein Gemahl — mein Vater?" — Phädra möchte das zu viel Gesagte gern zurücknehmen, mit gesuchter Fassung spricht sie daher: „wie kannst du sagen, daß ich das vergaß; bewahrt ich meine Ehre denn so wenig?" Die Künstlerin umging hier eine Klippe sehr glücklich, indem von der Schauspielerin leicht zu viel Absicht in diese Worte gelegt wird; dagegen billige ich es nicht, wenn sie die frühere Rede: „Herr zwey Mal sieht kein Mensch die Todesufer", — bis: „Raub nicht her," fast klagend sagt, denn dieß könnte dann nur eine Art von kleinlicher Heucheley seyn; vielmehr liegt in derselben eine Zuversicht, welche aber durch den Ton unterdrückt wird, welchen die im Anfange dieser Scene herrschende Empfindung verlangt.

Weiter war die fürchterlich deutliche Eröffnung ihres Herzens, und die Bitte um den Tod durch Hippolyts Hand, dem sie hastig das Schwert entreißt, von erschütternder Wirkung, denn man sahe Phädra unter der Herrschaft der Leidenschaft, mit dem Bestreben, sie zu vernichten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. September 1827.

Jezt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — Versprecht mir
Die Hand gebt mir darauf, daß Ihr sein Leben
Beschützen, unverletzlich wollt bewahren.

Schiller.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Als es nun am andern Morgen tagte,
Machte der Vesir sich reisefertig,
Kehrte wieder heim zum weißen Prisren.
Angekommen in dem weißen Prisren,
Fragte ihn Stjepan, der Zar der Serben:
„Mein getreuer Diener, Vesir Todor!
Hast Roranda du gesehn, das Mädchen,
Sie gesehn und ihr den Ring gegeben?"
Der erzählt ihm Alles nach der Reihe.
„Sah sie, Zar, und gab auch deinen Ring ihr;
Aber welch ein Mädchen ist Roranda!
Wahrlich ihres Gleichen hat kein Serbe,
Gutes spricht der König auch Mijajlo:
Möchtest kommen, wenn es dir beliebet,
Swaten sammeln auch so viel du wolltest,
Doch der König grüßet dich und bittet,
Nicht die Schwestersöhne mitzubringen,
Nicht die Wojnowitschen, deine Neffen;
Denn sie wären bey dem Weine Zecher,
Und zum Streiten allzeit fert'ge Raufer,
Und dann sey es schwer den Streit zu schlichten,
Dort in Ledjan, der Lateiner Veste."
Als der Duschan diese Worte hörte,
Schlug er an das Knie sich mit der Rechten:
„Wehe mir bis zu dem lieben Gotte!
Drang so weit die Schlechtigkeit der Neffen,
Meiner beyden Neffen, Wojnowitschen?
Doch ich schwör's bey meinem festen Glauben!
Wenn die Feyertage mir vorüber,
Werd' ich alle Beyde hängen lassen
An dem Thor der Wutschiterner Veste,
Daß nicht vor der Welt sie mich beschimpfen."
Sammelt nun der Zar die Hochzeitleute,
Sammelt ihrer an der Zahl zwölftausend,
Führt sie durch die Amselfelder Eb'ne.
Als an Wutschitern vorbey sie zogen,
Sahn heraus die beyden Wojnowitschen,
Sahn den Zug und sprachen miteinander:
„Warum hat der Oheim uns gezürnet,
Daß er nicht zur Hochzeit uns geladen?
Hat uns Jemand wohl bey ihm verläumdet?
Dem soll lebend Fleisch vom Leibe fallen!
Oheim ziehet zum Lateiner-Lande
Und nicht einen Helden hat er bey sich,
Keinen Helden, der verwandt ihm wäre,
Daß er in der Noth ihm helfen könnte,
Wenn er etwa in Gefahr geriethe;
Die Lateiner waren stets Betrüger,
Unsern Oheim werden sie vernichten;
Doch nicht ungerufen darf man gehen."
Spricht zu ihnen die bejahrte Mutter:
„Meine Kinder, ihr zwey Wojnowitschen!
Einen Bruder habt ihr im Gebirge,
Bey den Schafen dort, den Hirten Milosch,
's ist der beste Held, obschon der jüngste,
Und der Stjepan hat ihn nie gesehen.
Sendet ihm auf sein Papier ein Brieschen,
Daß zur Wutschiterner Vest' er komme,
Schreibet ihm nicht, wie und was es wäre,
Sondern schreibet, todtkrank sey die Mutter,
Und sie ruf' ihn zu dem letzten Segen,
Daß kein Fluch auf seinem Haupte bleibe;
Solle bald zum weißen Hofe kommen,
Woll' er lebend noch die Mutter treffen."
Folgen ihrer Mutter Rath die Brüder,
Schreiben eilig auf dem Knie ein Brieschen,

Senden es in das Gebirg von Scharra,
An den Hirten Milosch, ihren Bruder:
„Milosch! unser vielgeliebter Bruder!
Komme schnell zur Wutschiterner Veste;
Unsre alte Mutter liegt am Tode,
Ruft dich her zu ihrem lezten Segen,
Daß kein Fluch auf deinem Haupte bleibe!“
Als das Brieschen Milosch nun empfangen,
Da beschaut er es und weinet Thränen.
Und es fragen ihn die dreyßig Hirten:
„Was, o Milosch! Oberhirt, was ist dir?
Hast der Briefe viele schon empfangen,
Doch du lasest keinen noch mit Thränen;
Woher kömmt er, wenn du Gott erkennest?“
Da sprang Milosch auf die leichten Füße
Und entgegnete hierauf den Hirten:
„O ihr Hirten, meine lieben Brüder!
Dieses Briefchen kömmt von meinem Hofe;
Meine alte Mutter liegt am Tode,
Ruft mich hin zu ihrem lezten Segen,
Daß kein Fluch auf meinem Haupte bleibe.
Hütet im Gebirg indeß die Schafe,
Bis ich geh' und drauf zurücke kehre!“
Milosch ging zur Wutschiterner Veste;
Nahe seiner Mutter weißem Hofe,
Kamen die zwey Brüder ihm entgegen,
Und nach ihnen kam die alte Mutter.
Redet seine Brüder an der Milosch:
„Warum, Brüder! — wenn ihr Gott erkennet —
Macht ihr Noth, wo keine Noth, vorhanden?“
Ihm entgegnen die zwey lieben Brüder:
„Komm, o Bruder! Noth ist wohl vorhanden.“
Küssen sich einander in das Antlitz,
Und der Milosch küßt die Hand der Mutter.
Sie erzählen drauf ihm nach der Reihe,
Wie der Zar um seine Braut gegangen
Nach dem fernen Lande der Lateiner,
Und die Schwestersöhne nicht gerufen.
„Lieber Bruder Milosch! möchtest du wohl
Ungerufen folgen unserm Oheim,
Und ihn nirgends aus dem Auge lassen,
Wenn er etwa in Gefahr geriethe,
Daß du in der Noth ihm helfen könntest?
Aber wenn kein Unfall ihm begegnet,
Kehrst du bald zurück und unentdecket.“
Freudig hatte Milosch dieß vernommen:
„Ja, bey Gott! das will ich, lieben Brüder!
Wem, wenn nicht dem Oheim, sollt' ich folgen?“
(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

7.

Nicht beruhigter kehrte am folgenden Tage Leo von seinem Besuche bey dem Podesta zurück. Dieser hatte ihn sehr kalt empfangen und Baptista's Aufnahme in sein Haus für eine durchaus nothwendige Maßregel erklärt, die er dem einstimmigen Verlangen der angesehensten Katholiken von Plurs nicht verweigern können. Im Uebrigen sey sie wohl aufgehoben und werde wie ein eigenes Kind behandelt. Für Leo werde es am Gerathensten seyn, sich ganz still zu verhalten, da ohnehin schon ein schwerer Verdacht auf ihm laste und jeder auffallende Schritt von seiner Seite diesen vermehren könne. Als der junge Mann im Gefühle seiner Unschuld verlangt, seinen Anklägern gegenüber gestellt zu werden, hatte der Podesta das als ein gefährliches Unternehmen verworfen, da jezt, wo die Gemüther beyder Religionspartheyen im Orte sich in großer Reizbarkeit befänden, leicht durch den geringsten Anlaß ein Ausbruch der Feindseligkeiten herbeygeführt werden könne, und dann ein Unheil, wie es über Chur und andere Städte des grauen Bundes eingebrochen, zu fürchten sey.

„Sie ist uns entrissen, und wer weiß, wann wir sie wieder sehen!“ sprach Leo, als er heimkam, zu seiner Mutter, die sich in einer ungestörten Nachtruhe von den Schrecken des vorigen Tages erholt hatte. „Ich fürchte sehr,“ fuhr er fort, „noch andere Leute als Pater Maltesta haben die Hand im Spiele gehabt bey dieser Angelegenheit. Ambrosio Crusca trat gerade in das Haus des Podesta, als ich es verließ, und der triumphirende Blick, den er auf mich warf, sein höhnisches Lachen sagten deutlich genug, daß er mich gedemüthigt, mir eine tiefe Seelenwunde geschlagen zu haben glaubt. Gott verzeihe ihm! Ich habe es nicht um ihn verdient.“

Ein trübes Leben begann nun in dem Hause, wo bisher freylich noch keineswegs eine befriedigende Uebereinstimmung der Meynungen gewaltet hatte, wo aber doch auf der einen wie auf der andern Seite eine beglückende Hoffnung erblüht war. Frau Anna hatte sich schon so sehr an Baptista gewöhnt, daß sie ihr jezt aller Orten fehlte. Eine mütterliche Liebe zu dem verlassenen Kinde, dessen treffliche Gesinnungen sie erkannt hatte, war in ihr Herz gezogen und machte es jezt der Besorgniß zugänglich, sie möchte nun, dem Einflusse des Pater Maltesta und seiner Gehülfen ganz hingegeben, wieder von dem Pfade der bessern Erkenntniß abweichen, den sie nach Frau Anna's Meynung bereits betreten hatte. Leo war zu jeder Thätigkeit untauglich. Er saß Tage lang auf einer Stelle und blickte, in düsteres Nachsinnen verloren, vor sich hin. Dieses Mißbehagen wurde noch durch die unaufhörlichen Stürme und Regengüsse vermehrt, die, wie es seit Menschengedenken nicht der Fall gewesen war, in diesen Tagen das Bregaglia-Thal heimsuchten.

Indessen sah sich Baptista bey dem Stadtoberhaupt mit aller Achtung behandelt. Nur konnte sie sich den widerwärtigen Besuchen des Pater Maltesta nicht entziehen, der, troz ihren Versicherungen, daß dieses durchaus überflüssig sey, sich fortwährend bemühte, die ketzerischen Grundsätze, die sie während ihres Aufenthaltes unter den Abtrünnigen eingesogen, wieder aus ihrer Seele zu rotten. Auch fand sie unter der bedeutenden Anzahl derje-

nigen, die sich beym Mittags- und Abendtische versammelten, zu ihrem nicht geringen Schreck den verachteten Ambrosio Crusca. Er grüßte sie mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten, und weder ihre kalte Erwiederung seines Grußes, noch die stolze Zurückhaltung, die sie gegen ihn beobachtete, konnten ihn verhindern, sich ihr ferner auf eine zudringliche Weise zu nähern. Viele katholische Flüchtlinge aus den im Aufruhr begriffenen Gegenden waren außerdem noch gegenwärtig, und Baptista mußte von ihnen, wie von den Söhnen und Töchtern des Podesta, von Ambrosio Crusca und andern Anwesenden, zum Oeftern die niedrigsten Schmähreden und heftigsten Drohungen gegen die in Plurs wohnenden Protestanten mit anhören. Der Name Leo Tanni's wurde bey diesen Gelegenheiten von Einigen mit Unwillen, von Andern mit einer Wuth genannt, die Baptista um den Geliebten zittern machte. Ambrosio sah sie dann tückisch an, und ein boshaftes Lächeln, das dem ihm Verhaßten nichts Gutes weissagte, schwebte um seine Lippen. An diesen Gesprächen nahmen der Podesta und seine Frau, wenn sie solche gleich duldeten, keinen Antheil; er aus amtlichen Rücksichten, sie aus einer eingewurzelten Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht ihr Hauswesen betraf.

Baptista aber konnte unmöglich ruhig bleiben, wenn sie hörte, wie hier allen Grundsätzen, die sie für heilig und edel hielt, rücksichtslos Hohn gesprochen wurde. Ihr richtiges Gefühl sagte ihr, daß ein Widerspruch thöricht sey und das Uebel nur ärger machen würde. Sie entzog sich also diesen Gesellschaften ganz, indem sie Unpäßlichkeit vorgab und ihr Zimmer hütete. Hier sah sie Niemanden als Pater Maltesta, der sich nicht abweisen ließ, und die Frau des Podesta, die es für ihre Pflicht hielt, ihrer neuen Hausgenossin die schuldige Aufmerksamkeit an den Tag zu legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung von Nro. 109.)

Leibnitz sagt in einem Briefe an den Bischof Huet: Quid a Germano exspectas, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est? Lessing tadelt diese Aeußerung, als eines Deutschen gänzlich unwürdig. Wenn man sich aber erinnert, daß eben damals der Franzose Bouhours in einem vielgelesenen Werke behauptete, den Deutschen fehle es durchaus an Scharfsinn, so sieht man leicht, was Leibnitz sagen wollte.

*

Man versichert gewöhnlich, daß die große Aloë oder amerikanische Agave nur alle hundert Jahre blühe. Diese Behauptung ist falsch. Im botanischen Garten zu Utrecht brachte man sie in vier-und-zwanzig Jahren zur Blüthe, und gewiß blüht sie auf ihrem heimathlichen Boden in noch weit kürzerer Zeit. Der Botaniker Murray sahe sie zwischen Terracina und Capua im Freyen blühen. Eine andere Agave fand Murray auf einem voragenden Felsen der Isola madre im Lago maggiore in voller Blüthe. Der Schaft hatte acht-und-zwanzig Fuß Höhe und am Grunde drey Fuß Umfang. Das Ganze gewährte einen, über jeden Ausdruck prachtvollen Anblick. Der Erzähler findet sich zu dem Glauben veranlaßt, daß diese Pflanze in Italien einheimisch sey. Sehr häufig wird sie dort angetroffen. Man sieht sie auf den Wällen Genua's; auch findet man in Unteritalien ganze Felder von ihr bedeckt. Eine zu Pompeji al Fresco gemalte Pflanze hält man für eine Agave. Dieß würde ihre Einführung in Italien auf eine sehr frühe Zeit zurückbringen, ja für die Meynung sprechen, daß sie ursprünglich da zu Hause sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, August.

(Beschluß.)

Im dritten Akte sahen wir die Wirkung dieser Scene. Der marternde Gedanke, von dem Jüngling verschmäht zu seyn, wechselt mit der Hoffnung ab, seinen kalten Sinn noch zu erweichen. In dieser Ungewißheit beschwört Phädra Oenonen, ihr hülfreich beyzustehen, den Glanz der Krone ihm vorzuhalten, und nichts unversucht zu lassen. Die Leidenschaft selbst regt hier die Reflexion auf. Auch das harte Wort: „hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend." wußte die Darstellerin durch die Stimmung leidenschaftlicher Ungeduld mildernd zu erklären, wie sie denn auch die Anrede an Venus mit dem vollen Gefühl verlezter Weiblichkeit sprach. Oenone bringt, statt der erwünschten Nachricht, die sie verwirrende Kunde, daß Theseus lebe und sich nahe. Man sieht die bedrängende Wirkung derselben auf Phädra. Schwer lastet die eingestandene Schuld, der Entschluß zu sterben, regt sich von Neuem; entgegenwirkende Sorge um ihre Kinder, verbunden mit dem drückenden Gefühle der Erniedrigung, kocht in ihrem Busen. In dieser Verwirrung des Herzens räth die arge Vertraute, Phädra solle die eigene Schuld auf den stolzen Jüngling schieben. Nur schwach entwindet sich die Frage: „ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?" Oenone verspricht für sie zu reden, womit diese Tragödie sichtbar in das Intriguenstück übergreift. In willenloser Bestürzung und Schaam sieht Phädra den Gatten nahen; sie weicht im Bewußtseyn ihrer Schuld seiner Umarmung aus, und das nur ihm unverständliche Geheimniß geht über ihre kraftlosen Lippen; darauf entzieht sie sich seinem Anblick, den sie nicht ertragen kann. Hier kann eine Darstellerin den Zuschauer mit tiefem Schauer erfüllen.

Im vierten Akte naht Phädra dem Gatten wieder, um seinen Zorn gegen den unschuldig verklagten Hippolyt zu wenden. Man sieht in ihrem scheuen, niedergeschlagenen Blick die

Regung des furchtsamen Gewissens. Da hört sie, daß Hippolyt dem Vater seine Liebe zu Aricia gestanden. Ein Ausruf des Staunens, dessen Stärke durch Theseus Gegenwart erstickt zu seyn scheint, entfährt ihren Lippen, und wie angeheftet steht Phädra noch lange, als Theseus sich schon entfernt hat. Die Eifersucht tritt nun in allem Stolze ihres Herzens hervor, und besiegt das Gefühl der Erniedrigung. Von hier an wird jede Aeußerung lebhafter, die Leidenschaft rast und will sich rächend frey lassen, da kehrt die Regung des Gewissens zurück, und der beschämende Gedanke an ihre edle Abkunft, der sich in die lebendigste Vision der aufgeregten Einbildungskraft verwandelt. Hier müssen wir bemerken, mit welcher Kunst, oder mit welcher Natur, (denn das war hier unzertrennlich) die Darstellerin von dem Ausrufe: „und ich lebe! ꝛc." durch die herrlichste Modulation ganz unvermerkt in den Zustand der angeführten Vision übergeht. Da war kein Abbrechen, keine Lücke, es war ein schönes Verschmelzen der kräftigsten Farben, und der Kulminationspunkt der Darstellung war hier erreicht. Bey andern Schauspielerinnen mag die darauf folgende Verbannung Oenonens wohl sehr lächerlich ausfallen, und wie ein Einfall der Laune erscheinen. Nicht so bey unsrer Künstlerin; denn in dieser Vision lag Wahrheit, und das in seiner ganzen Stärke aufgewachte Gewissen spricht nun in Phädra fort, weshalb sie die Alles entschuldigende Vertraute als fluchwürdige Verführerin strafend von sich entfernen muß. Phädra übte so die erste Handlung strafender Gerechtigkeit mit strenger Wahrheit aus; hierauf durfte die Künstlerin vielleicht noch etwas mehr Gewicht legen in ihrer Rede an diese.

Im lezten Akte sehen wir das Verlöschen jener gewaltigen Flamme. Phädra, die in Verzweiflung das Gift der Medea genommen, erscheint dem Tode nah, auf ihre Dienerinnen gestüzt, mit mattem Blick, aufgelösten Haaren und alles königlichen Schmucks entkleidet, um ihrem Gemahl die schwere Schuld ausdrücklich zu gestehen. Darauf ergreift ihre Glieder der Todesschauer, die Rede stockt, das Auge verdunkelt sich, und der Körper bricht zusammen. Hierbey hatte die Künstlerin vorzüglich Gelegenheit ihr großes mimisches Talent zu zeigen, das noch weit freyer und mannigfaltiger wirkt als ihre Rede. So war dieser Charakter nun vollkommen entwickelt und beschlossen, und mancher aufmerksame Zuschauer wird sein Bild von der Phädra künftig an die Erinnerung dieser Darstellung anknüpfen, zu welcher auch die äußere Erscheinung der Künstlerin so günstig mitwirkte. In der Aufnahme dieser Darstellung konnte man bemerken, daß die französische Tragödie unserem Publikum fremd ist, und daß man hier mehr durch starke Momente ergriffen wird, als man das gediegene Ganze einer Charakterdarstellung mit gebührender Anerkennung aufzufassen im Stande ist.

Berlin, 20. August.

(Fortsetzung.)

Herr v. Schlegel hat seine Vorlesungen in einem sehr vollständigen Auszuge in dem Berliner Konversations-Blatt mitgetheilt, und dieß gibt mir Veranlassung zu einer näheren Erwähnung dieses Blattes. Zu lebhaft wurde in Berlin das Bedürfniß eines Blattes gefühlt, in welchem Dichtkunst und Kritik, so wie sie die Gegenwart schmücken und beherrschen, zur Erscheinung und zum Wort kommen können, und außerdem Alles, was in einer aufblühenden Hauptstadt, wie Berlin, geleistet und getrieben wird, verhandelt werden darf. An Journalen und Tagesblättern fehlt es zwar nicht, aber nur zu bekannt ist es, wie schlimm es mit ihnen allen aussieht. Die politischen Zeitungen beschäftigen sich, wie ihr Titel sagt, zwar nicht blos mit Staats- sondern auch mit gelehrten Sachen, allein die Kunst- und Theaterartikel sind darin nicht von Belang, die Censur geht strenger mit ihnen um als mit den andern Blättern; und dennoch hat die Theaterdirektion so viel Furcht vor ihnen, daß sie den Befehl ausgewirkt hat, daß kein Stück in diesen Blättern recensirt werden darf, bevor es nicht drey Mal gegeben ist. Da nun viele Stücke oft nur einmal, andere zweymal gegeben werden, so erfährt man gar nichts von ihnen; von noch andern wird die dritte Aufführung ein halbes Jahr verschoben, und so verlohnt es sich denn nicht mehr der Mühe darüber zu schreiben. Von den schönwissenschaftlichen Tagesblättern ist das älteste der Freymüthige, redigirt von Dr. Kuhn. Was würde Ulrich von Hutten sagen, wenn er sähe, daß man sein Bildniß zum Aushängeschilde dieses Blattes gemacht hat! Anständiger und sorgsamer wird der Gesellschafter vom Professor der Holzschneidekunst, Gubitz, redigirt; es fehlt ihm nicht an artigen Erzählungen, allein die Kritik wird darin auf die langweiligste und trivialste Weise geübt. Ein neues Leben in die Berliner Tagesschriftstellerey brachte Hr. Saphir durch seine Schnellpost. Der lebhafte witzige Ton, der zuweilen sogar an Jean Paul erinnerte, gewann diesem Blatte bald ein großes Publikum, und es schlossen sich ihm sogar Männer von Bedeutung, wie Hegel und dessen Freunde, auf einige Zeit an. Aber bald gerieth Hr. Saphir durch seine bissigen Ausfälle in üble Händel, und erfuhr mehr als einmal wirkliche Revange, so daß es bedenklich wurde, mit seiner Schnellpost und literarischem Beywagen zu fahren. Dieß Blatt würde sich aber dennoch gehalten haben, wenn er selbst nicht durch ein neues Unternehmen es zu Grunde gerichtet hätte. Kaum hatte nämlich der Buchhändler Laue für 1827 den Kontrakt wegen Uebernahme der Schnellpost abgeschlossen, so kündigte Hr. Saphir ein neues Blatt: der Berliner Kourier, an, dessen Vertrieb er selbst mit dem Buchdrucker Krause übernommen hat. Da in dem Kourier früh um acht Uhr schon die Berichte über das Theater vom lezten Abend erscheinen, und die pikanten Witze, die sonst der Schnellpost Reiz gaben, jezt dem Kourier anvertraut werden, so ist die natürliche Folge davon, daß Niemand die Schnellpost mehr lesen mag. Der Kourier hat zwey Rivale, den Beobachter an der Spree, ein Blatt für die Stubenmädchen und Höckerweiber, in der Weise des Eipeldauers in Wien, und die Estafette, die eben so wie der Kourier schon am andern Morgen Theaterberichte liefert. Gegen Rivale, wie die Schnellpost, der Gesellschafter und der Freymüthige, mit Glück aufzutreten, konnte dem neuen Berliner Konversationsblatte nicht schwer werden, und wir finden in demselben bereits Beyträge von den geistreichsten und gelehrtesten Männern Berlins, woran es um so weniger fehlen konnte, da der eine der Redaktoren, Hr. Willib. Alexis, Generalsekretär in der literärischen Mittwoch-Gesellschaft, der andere Hr. Dr. Förster, Mitglied der Societät für wissenschaftliche Kritik, ist.

Die Erwähnung dieser Societät führt darauf, die im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik zu erwähnen. Die Gesellschaft hat sich immer fester konsolidirt, und gerade die Angriffe, die sie von einigen Seiten erfahren hat, waren Veranlassung einer innigeren Vereinigung und der Entwicklung einer größeren Energie, wo es Noth that. In jedem Fall sind diese Jahrbücher ein Institut, wie es die deutsche kritische Literatur noch nicht gehabt hat, und die Unterzeichnung der Namen bürgt dafür, daß nur gediegene Arbeiten darin erscheinen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. September 1827.

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh ich mag bey der Liebsten seyn!

L. Uhland.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Stundenlang stand Baptista oft im trüben Nachsinnen am Fenster und starrte den überhängenden Gipfel des Conto an, den sie hier gerade im Auge hatte. Dieser drohende Anblick erregte nicht mehr die grauenhaften Empfindungen in ihr wie damals auf jenem Kirchgange, wo sie dem Ambrosio Crusca zum ersten Mal begegnete. Nur ein Gefühl war ihr treu geblieben in ihrer Einsamkeit, die Sehnsucht nach dem geliebten Leo und seiner Mutter, nach dem Zusammenleben mit Beyden, das ihr nach und nach zu einer freudigen Gewohnheit geworden war, und bey dem Frau Anna's überwiegende Herzensgüte in der lezten Zeit sich so deutlich gegen sie ausgesprochen hatte. Wenn sie nun hinausblickte zu dem Berggipfel, und um diesen die Wölkchen und Nebel spielen sah, und wie sie hinabschwebten ins Thal und dann vom Winde getrieben nach der Gegend hindrangen, wo Leo wohnte, dann konnte sie kindisch genug seyn, ihnen Grüße mitzugeben an die Geliebten.

Schon seit länger als einer Woche befand sie sich im Hause des Podesta, als sie einmal gegen Abend durch ein ungewöhnliches Geräusch, das von der Straße herauf erklang, an das Fenster gelockt wurde; der Regen, der in den lezten Tagen noch häufiger als zuvor gefallen war, hatte gerade etwas nachgelassen und das Felsenhaupt des Conto wurde von einigen durch das Gewölk schimmernden Abendsonnenstrahlen beleuchtet. Baptista's Aufmerksamkeit aber richtete sich auf eine Gruppe von Menschen, die sich auf dem Platze vor dem Hause versammelt hatten, und, indem sie ein lebhaftes Gespräch zu führen schienen, mit unruhigen Geberden nach dem Berg Conto deuteten und ihre Blicke dahin gerichtet hatten. Baptista öffnete ihr Fenster und vernahm nur aus den Worten der laut Sprechenden, daß mehrere auf dem Berge wohnende Alpenhirten zum Orte gekommen wären und die Nachricht gebracht hätten, es zeigen sich in den Wänden des Berges bedenkliche Spalten, welche der unaufhörliche Regen gerissen, und die Heerden, die dort so lange ruhig geweidet, seyen mit Geheul entflohen. Auch habe sich ein Theil Erdreichs von dem jenseitigen Abhange gelöst und einige dort befindliche Rebenhügel verschüttet.

In Baptista's Seele erwachte mit einem Male wieder in seiner ganzen Gewalt das bange Gefühl, das einst der Anblick des zum Niedersturze reif scheinenden Berggipfels in ihr erregt hatte. Der Augenblick ist nahe, dachte sie, wo der versteinerte Riese seines Zaubers ledig wird, und dann vernichtend auf alles Lebende herabstürzt. Die Menschen an dem Platze verliefen sich, aber in Baptista's Innerm ward es nicht ruhiger. Der Eintritt des Pater Maltesta störte sie in diesen Besorgnissen, um sie andern, noch tiefer in ihr Herz greifenden hinzugeben.

„Unglückliche!“ sprach dieser mit seiner Donnerstimme, in die er absichtlich einen größern Nachdruck als gewöhnlich zu legen schien, „du neigst dich noch immer zu der

Lehre der Abtrünnigen, du bist noch immer gefangen in den Banden des Ketzerthums und des Irrglaubens! Die Mahnungen der Religion schallen an deinem Ohre vorüber, ohne Eingang zu finden; was der Herr selbst zu dir spricht durch den Mund seines geweihten Knechtes, bleibt deinem Herzen fremd. Aber wie du dich auch sträuben magst, dein Loos ist entschieden. Du sollst nicht verloren gehen dem Häuflein der Gottgetreuen. Die Wahl ist dir gelassen: entweder bringst du deine übrige Lebenszeit als eine Braut des Himmels im Kloster zu, oder du vermählst dich mit einem unbescholtenen Rechtgläubigen, der als Bürge deiner künftigen Gesinnungen angesehen werden kann, mit dem wackern Ambrosio Crusca. Der Podesta, dessen väterlicher Macht du jezt untergeben bist, alle guten Katholiken von Plurs sind hiermit einverstanden. Bis Morgen hast du Bedenkzeit; dann aber ist die Feist der Gnade und Güte abgelaufen. Keine List, keine Verstellung ändert, was einmal beschlossen ist."

Ohne eine Antwort der im höchsten Grade Bestürzten zu erwarten, entfernte sich Maltesta. Zum ersten Mal wurde in Baptista jezt der Gedanke, sich durch die Flucht aus diesem Hause zu retten, wo eine verhaßte Leidenschaft, Tücke und Gewalt sie bedrohten, rege.

„Ja!" rief sie nach kurzem Nachdenken, „ich will, ich muß diesen Aufenthalt verlassen, noch in dieser Stunde. Der Herr wird meine Schritte leiten und mich schützen. Besser ist es in seine Hand zu fallen als in die der Menschen. O wie erkenne ich doch jezt die Wahrheit dieses schönen Spruchs, den Frau Anna nicht genug wiederholen konnte!"

Die Abenddämmerung brach ein. Mit ihr ergossen sich neue Ströme Regens vom Himmel. Ohne zu wissen wohin sie sollte, und nur von der innern Angst vor dem verhängnißvollen nächsten Tage getrieben, warf Baptista ihren Mantel um und bereitete sich zur Flucht. Sie dachte an Leo, aber zu ihm durfte sie nicht; dort würde man sie, konnte sie voraussehen, am ersten suchen. Nur fort, fort! schallte es unaufhörlich in ihrem Innern; Gott wird dich führen, Gott wird dich schirmen! Sie flog an die Thüre ihres Zimmers. Diese war wider Gewohnheit von Außen verriegelt. Baptista erschrak heftig.

„Sie ahnen, wozu mich ihre Bosheit zwingt," sagte sie mit bebender Stimme zu sich selbst. Dann versuchte sie die Thüre des Nebenzimmers, das die jüngste Tochter des Podesta bewohnte. Sie ließ sich öffnen; in dem Gemache befand sich Niemand. Baptista athmete freyer, schlüpfte rasch und leise durch das Zimmer und fand zu ihrer großen Freude auch dessen äußere, auf den Hausgang führende Thüre unverschlossen.

„Gott ist mit mir!" Diese Worte lispelte sie, indem sie im Begriff war, hinaus in den düstern Gang zu treten. Da hörte sie plötzlich in dem anstoßenden Gemache die Stimmen mehrerer sehr heftig und laut redender Männer, unter welchen sie die des Ambrosio Crusca, des Pater Maltesta und der Söhne des Hauseigenthümers erkannte. Leo Tanni's Namen wurde genannt, und ihr Fuß blieb gefesselt auf der Stelle wo sie stand.

„So soll es geschehen!" sagte Ambrosio mit entschiedenem Tone. „Wir erwarten den Einbruch der Nacht, dann ziehen wie still und vorsichtig nach Tanni's Hause; unterwegs finden sich noch andere Freunde zu uns, die dort gute Beute hoffen, und wir fallen dem Heimtücker und der zauberischen Alten über den Nacken, ehe sie daran denken."

„Ein gottgefälliges Werk!" rief der Priester. „Die Langmuth des Himmels ist erschöpft und die Stunde der Züchtigung hat geschlagen. Der Podesta zögert und zögert, aber wir müssen die Bahn brechen, daß er dann nicht mehr zurück kann auf dem Wege, den wir ihn führen. Viele Hunderte warten nur darauf, daß ein Zeichen gegeben werde, um die Gottlosen zu vertilgen. Die Flamme des Scheiterhaufens, auf dem jene Beyde brennen sollen, mag das Zeichen seyn! Es rufe weithin alle guten Christen zum Verderben der Ketzer zusammen!"

„Du klagst den Leo und seine Mutter an?" sprach einer der Söhne des Podesta.

„Ja!" erwiederte Ambrosio. „Er hat es mir schon darnach gemacht, daß ich ihm diesen Liebesdienst schuldig bin."

„Ich, der Diener der Kirche, die nicht irren kann, zeuge gegen Mutter und Sohn," fiel Maltesta ein. „Was vermag das Wort der Ketzer gegen ein Zeugniß? Sie finden nicht Treue und Glauben im Gerichte der Gottgetreuen!"

Baptista hatte genug gehört. Jezt war jede andere Rücksicht vergessen, jezt galt es nur die geliebten Verwandten vor der nahe drohenden Gefahr zu warnen. Sie befand sich in einer gewaltsamen Aufregung ihres ganzen Wesens. Zitternd schlich sie durch die Gänge und die Treppe hinab, ohne daß der Zufall einen Bewohner des Hauses in ihren Weg führte. Das große Thor der Hauses war verschlossen, aber durch eine offene Hinterthüre gelangte sie ins Freye. Der Sturm peitschte ihr den gewaltig herabstürzenden Regen in das unverhüllte Antlitz. Nichts konnte sie verhindern im angestrengtesten Lauf ihren Weg nach dem Hause der Tanni's fortzusetzen. Nur der eine Gedanke stand gebieterisch vor ihrer Seele: Du mußt die Unschuld, du mußt den Geliebten retten, fändest du auch selbst darüber deinen Untergang!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Nun kommt die neue Simplonstraße, welche der französischen Regierung ihr Daseyn verdankt, dicht an den See herab und läuft so bis an die Mündung der Rhone fort. Die Berge aber hinter der herrlichen Waldwand werden immer höher, immer schöner in ihren Formen. Einige Dörfer schauen verstohlen zwischen den dichten Bäumen hervor oder ihre Kirchthürme erheben sich mit Mühe über die vollen Blätterkuppeln, als wenn sie auf die Zehen träten, um zu sehen, was auf dem See vorgeht. Ganz von Bäumen umgeben und über dem Dörfchen gleiches Namens tritt die tour ronde, ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, gar malerisch aus dem frischen Grün hervor. Wenn Sie die Pracht und Fülle und die herrlichen Gruppen dieser Waldvegetation bewundern und das Auge kaum davon wegwenden können, so bemerken Sie doch nicht ohne Unmuth, daß nach und nach die Nutzkultur diese Waldungen lichtet und verringert. Sie bemerken, daß täglich die mächtigsten Kastanien und Nußbäume unter den Streichen der Axt fallen. Ein Genfer behauptete, daß in fünfzehn Jahren von der Waldung fast nichts mehr zu sehen seyn und daß an deren Stelle Kartoffelfelder getreten seyn würden, die man jezt mit Macht hier anbaut, weil sie eine sichere und bessere Nahrung geben als Kastanien und Nüsse, die oft den Savoyarden als Brod dienen müssen. Wir alle jammerten darüber, daß die üppige grüne Laubfülle der majestätischen Stämme offenen, geradlinigten Feldern weichen sollten, deren Ansehen noch monotoner ist als das der Weinberge am jenseitigen Ufer. Der Genfer wollte das nicht begreifen, und meynte, das sey ja ganz recht, der **nützliche** Anbau der Kartoffeln. „Wundern Sie sich nicht über meinen Schwager — unterbrach ihn eine artige Frau — er ist in Genf geboren und erzogen und Kompagnon einer großen Seifensiederey.“ — Wir Alle lachten, und Herr Chalumeau zog sich mit guter Art auf den zweyten Platz zurück, wo mehrere Seifensieder waren.

Hinter der tour ronde erheben sich über der Nadelholzregion die ersten Felsen der Dent d'Oche. Dieser granitene Zahn ist einer der Milchzähne unserer Erde, die sie schon in der Wiege gehabt und die ihr jezt in ihrem Alter noch feststehen. Wie viele menschliche Weisheitszähne hat sie nicht indessen um sich herum begraben sehen, ohne daß die Leute weiser geworden wären, die so ein Jahrhundert nach dem andern zu ihren starren Zacken hinaufschauen.

Bis zur tour ronde ging die alte Straße, da mußte man das Land verlassen, um sich einzuschiffen bis zum Einfluß der Rhone. Welche Unbequemlichkeit! Darum wollte auch damals kein Mensch die Fahrt um den See machen, und wenige der nächsten Bewohner haben sie gemacht. Damals traten die gewaltigen Felsen bis zum See heran, und die Tannen hingen über seinen Wellen. Jezt läuft da eine der schönsten Kunststraßen, und die Felsen sind wie durch Zauberhand zurückgeschoben. Was in Rousseaus Heloise von Meillerie vorkömmt, gilt jezt also nicht mehr; denn das müßte einer wohl bleiben lassen, sich jezt vom Felsen in die Fluth zu stürzen. Die französischen Ingenieurs haben aber hier nicht allein die rauhen gigantischen Felsenmassen gesprengt, sie haben auch mit den dadurch gewonnenen Werkstücken einen Quay und schöne Brücken über die Waldströme gebaut.

Bey Meillerie fangen die mächtigen baumgekrönten Felsen an, die am Fuß der hohen Bergwand mit einigen Unterbrechungen bis hinter St. Gingoulph fortlaufen. Hier werden mit Pulversgewalt und Menschenhand die trefflichen Werksteine gebrochen, die man zu Genf, Lausanne und an allen Orten des Sees verwendet. In zahlreichen Oefen am Ufer des Sees werden die Trümmer und Abfälle zu Kalk verbrannt. In der Nacht machen die Flammen dieser Oefen, so wie die Eisenschmelzen von Meillerie, einen sehr schönen Effekt am Schweizerufer und gleichen einer der gigantischen Beleuchtungen, wo große Holzstöße in geregelter Reihe Buchstaben bilden, wie ich vor mehreren Jahren in Tegernsee gesehen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Juli.

Der Theaterbrände hat man in Paris schon so manche erlebt, daß eine solche Begebenheit kein großes Aufsehen mehr erregt. Indessen folgte der Brand des Ambigu comique doch zu schnell auf den des Cirque olympique, als daß man diesem neuen Zufall nicht etwas mehr Aufmerksamkeit hätte schenken sollen als sonst. Das Ambigu comique befand sich zwischen zwey andern Theatern, und hätte man nicht schleunig alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht, so hätten sie alle drey mit den daneben und dazwischen stehenden Häusern in Brand gerathen können. Hier waren besonders die bey dem Wiederaufbaue des Cirque olympique getroffenen Veranstaltungen von großem Nutzen. Unter diesem Theater geht eine Wasserleitung aus dem unfern davon liegenden Kanal her, und außerdem ist ein, vierzig Fuß tiefer und unversiegbarer Brunnen gegraben worden, welcher durch Röhren das Wasser nicht allein in die Kulissen leitet, sondern auch ein großes Wasserbehälter unter dem Dache beständig anfüllt. Zudem besteht das Gerippe des Schauspielsaals aus gegossenem Eisen, und die Bühne kann durch einen Vorhang von Eisendrath vom Saale getrennt werden. Oben von diesem Schauspielhause herab wurden die Spritzen auf das brennende Ambigu comique gerichtet, und da der Cirque olympique Wasser genug lieferte, so konnten die Spritzen einen ganzen Regen auf den Brand herabfallen lassen. Den Schauspielsaal konnte dieses unaufhörliche Spritzen zwar nicht retten, wie denn bisher auch noch kein Schauspiel-

saal durch die Löschanstalten gerettet worden ist; aber so viel bewirkten sie doch, daß die umstehenden Häuser, und besonders die beyden Theater, zwischen denen das Ambigu comique stand, nicht vom Brande mit ergriffen wurden. Uebrigens war das Ambigu comique keines der größten und schönsten Theater in Paris, und bedurfte auch als Volkstheater keiner großen Pracht, daher das Aufbauen geringere Kosten erfordern wird, als andere Theater, z. B. als der Cirque olympique, dessen Bau über anderthalb Millionen Franken gekostet hat. Ginge man nicht manchmal leichtsinnig in Paris zu Werke, so würde man es vermieden haben, drey Theater so dicht neben einander zu stellen, so daß der erst seit einigen Monaten vollendete Bau des Cirque olympique dießmal wieder einer augenscheinlichen Gefahr ausgesezt war. Die Polizey, die manchmal so kleinlich in ihren Vorschriften ist, und sich in so manches mengt, was sie ruhig seinen Gang gehen lassen könnte, hatte die Augen zugedrückt, oder selbst die Gefahr nicht eingesehen, weil Niemand sie ihr bemerklich gemacht hatte. Erst als der Brand vorüber war, hat sie eingesehen, welch großes Unheil die Nachbarschaft dreyer Theater in einem sehr bevölkerten Stadttheile hätte anrichten können, wenn man nicht schleunig zu Hülfe geeilt wäre. Seitdem ist sie aber auch auf die andern Theater aufmerksam geworden, und nun erst hat sie bemerkt, daß die meisten Schauspielhäuser in Paris zwischen andern Gebäuden eingeklemmt stehen, und diese also alle Abende in der Gefahr schweben, in einem Theaterbrande mit zerstört zu werden. Was für Unheil könnte nicht das Théâtre français im Palais royal anrichten, wo es nicht weit von den Gemächern des Herzogs von Orleans und von den Krambuden steht! Das große Opernhaus, das einige Millionen gekostet hat, und doch so leicht gebaut ist, könnte, obschon es von einigen Seiten frey steht, doch von den in geringer Entfernung liegenden Häusern, wenn sie in Brand geriethen, mit ergriffen und eingeäschert werden, sogar das erst kürzlich fertig gewordene Théâtre des Nouveautés wird von andern Häusern berührt, obschon man hier sonst manche Vorsichtsmaßregeln gegen den Brand angewendet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, 20. August.

(Beschluß.)

Die Akademie der Wissenschaften sieht, wie es scheint, nicht mit vollkommner Schwesterliebe auf die neue Societät für wissenschaftliche Kritik, die gewisser Maßen ihren Namen usurpirt hat, denn in der Stiftungsurkunde ist der eigentliche Taufname der Akademie: „Societät der Wissenschaften und Scientien.“ Die vielfachen Angriffe, welche neuerdings die Akademie der Wissenschaften darüber erfahren hat, daß sie, wie der Berliner Korrespondent in der allgemeinen Zeitung sich ausdrückte, einen Sanitätscordon gegen die Philosophie gezogen hat, sollen die philosophische Klasse, die jezt nur aus zwey Predigern, einem Juristen, einigen Historikern und Philologen besteht, veranlaßt haben, sich aufzulösen, und den Namen: philologisch-historische Klasse annehmen zu wollen; schon hatte man die feyerliche Sitzung am Geburtstage Friederichs des Großen mit diesem Beschluß eröffnen wollen, allein der Schatten des Philosophen von Sanssouci war einigen Akademikern im Traume erschienen, und so unterblieb es. — Am Geburtstage Leibnitzens wurde Hr. von Raumer, Verfasser der Geschichte der Hohenstauffen, in die Akademie, und zwar in die philosophische Klasse, aufgenommen. Herr v. Raumer ist als ein geistreicher, pragmatischer Geschichtschreiber bekannt, dem zugleich die Gabe der Beredtsamkeit in einem ausgezeichneten Grade verliehen worden ist. Es steht demnach zu erwarten, daß wir in Zukunft in den öffentlichen Sitzungen, die zu Ehren des großen Königs gehalten werden, nicht mehr langweilige Abhandlungen über die Zwitterkrystalle, über Eingeweidewürmer, über eine neue Mäusespecies u. dgl. hören werden, sondern daß an solchen Tagen vornehmlich die preußische Geschichte den Stoff liefern wird.

Von der Anwesenheit der Dem. Müller, von dem Burgtheater in Wien, ist bereits früher Erwähnung gethan worden. Diese ausgezeichnete Künstlerin hat seitdem sich den Beyfall des Publikums und die Huldigung der Kunstfreunde in einem so hohen Grade erworben, wie es hier wohl selten eine Schauspielerin erfahren hat; denn daß Sängerinnen nur zu leicht Furore machen, ist bekannt genug. Dem. Müller spielte hier fast lauter Rollen der Mad. Stich (jezt Krelinger), und die Auszeichnungen, die ihr zu Theil wurden, erbitterten den der Mad. Stich unbedingt ergebenen Schildknappen, der in der Spenerschen Zeitung das große Wort führt, so sehr, daß er das Talent der Dem. Müller bey allem Lobe dennoch herunterzusetzen bemüht war. Dieß rief ihm Gegner hervor, und anstatt das Spiel beyder Künstlerinnen in ihren verschiedenen Sphären ruhig anzuerkennen, schlugen Beß und Spener sich um die Stich und die Müller mit größter Erbitterung. Ist nun von dem Eindruck die Rede, den beyde Künstlerinnen auf das Publikum machen, so wird Mad. Stich den Sieg davon tragen, wo es übermenschliche Kraftäußerungen, gewaltsamsten Ausbruch der Leidenschaft, und feinen Humor mit einem Anflug von Koketterie gilt; Dem. Müller dagegen wird siegen, wo es kindliche Unschuld und Naivetät, schöne Sentimentalität, Grazie und Leidenschaft innerhalb der Gränze des zarten weiblichen Gemüthes gilt. Was Dem. Müller zur großen Künstlerin macht, ist ihre Universalität und ihr Verstehen des Dichters. Was kann es Entgegengesezteres geben, als Donna Diana und Käthchen von Heilbronn! Jemanden im wirklichen Leben zuzumuthen, daß er diese beyden Charaktere in sich aufgenommen habe, würde für Wahnsinn erklärt werden, und hier sahen wir von einer Künstlerin dieß Unmöglichscheinende auf eine überraschend befriedigende Weise gelöst. Sie gab uns das unschuldige, demüthige, ganz in Liebe und Neigung aufgelöste Käthchen mit eben solcher Wahrheit als die sprödе, stolze, auf ihr Jungfrauthum eingebildete, und zulezt doch überlistete und besiegte Prinzessin von Barcellona. Ihre größte Leistung war in jedem Falle Julie, in Romeo und Julie; so zart und doch zugleich so entschlossen, wo es zu handeln gilt, hatten wir diese Rolle noch von keiner Schauspielerin aufgefaßt gesehen. Die Liebesworte von dem Balkon herab sprach sie mit solcher Anmuth und Innigkeit, daß wir nicht nur die Lerche und die Nachtigall, sondern auch die Sonntag und Catalani über solchem Zauber der Rede, die hier nicht der unbestimmte Ton, sondern das bestimmte Wort, unmittelbar aus der Seele geredet und zu Seele dringend war, vergessen konnten. Durch diesen Zauber der seelenvollen Rede gab sie sogar solchen Rollen Bedeutung, die sonst nur von Schauspielerinnen des zweyten Ranges ohne großen Eindruck gegeben werden; besonders war dieß der Fall in dem, aus dem Französischen übersezten Stück: Gabriele. Hr. A. W. v. Schlegel hat uns das Andenken an jenen Abend, wo wir sie als die blinde Gabriele sahen, (im Berl. Konversationsblatt) in einigen glücklichen Strophen erneut.

Dem. Schechner, vom königl. Theater zu München, vollendete in diesem Monate ihre Gastrollen. Sie hat hier zuerst die Bekanntschaft mit Gluck gemacht, und ist in der Iphigenie auf Tauris als Iphigenie aufgetreten; von ihr in einem folgenden Berichte.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. September 1827.

Die stein'ge Höh', zerrissen und gespalten,
Sieht man empor als Thurm und Zinne steigen.
Bald scheinet sie in seltsamen Gestalten,
Als Minaret, als Kuppel sich zu zeigen.
So seltsam wild umher sich alles zeiget,
Daß mehr es einem Zaubertraume gleichet.

W. Scott.
Die Jungfrau vom See.

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Fortsetzung.)

Meillerie war ehemals ein elender Ort von kaum zwanzig Hütten, von denen auf rauher felsiger Stelle eine über der andern hing, die oft auch mit Kind und Kegel übereinander herfielen. Seit Anlegung der neuen Straße ist der Ort groß, ansehnlich und wohlhabend geworden, und sein Wohlstand ist noch im Zunehmen. Selbst im Vorüberfahren zu Wasser sieht man um die Eisenhämmer und Schmelzen eine Menge neuer Häuser über den alten Hütten. Ja, wenn Sie wohl Acht geben, gewahren Sie das bunt gemalte und vergoldete Schild eines Wirthshauses, wo die armen Savoyarden bisweilen ihres Lebens froh werden, und das eben jetzt voll männlicher und weiblicher Köpfe war, um das dampfende Seetbier zu sehen, das nach langer Zeit wieder an ihnen vorüber brauste. Ein kleiner Junge war besonders lieb anzuschauen, er hatte es sich auf einem Schornstein bequem gemacht, und rief uns aus Leibeskräften zu und schwenkte dabey sein armseliges Hütchen.

Von nun an werden die Massen und Proportionen der Felsennatur immer großartiger. In den Steinbrüchen sahen wir Arbeiter an Seilen in schwindlicher Höhe hängen, Spinnen an ihren Fäden vergleichbar, welche die Blöcke vollends losbrechen, die dann zu ihren Füßen mit gewaltigem Getöse herabsausen; ein saures Stückchen Brod! — Aber ohne die Waghälse könnten wir unsere Brücken, Theater und Museen nicht bauen. Alles erinnert hier an Salvator Rosa, am meisten die grausenhaften Felsen des Mont de Clouz und der Roche St. Jullen, welche oben überragen.

Es thut daher recht wohl, wenn man das Auge nach dem lieblichen Vorgebirg wendet, wo St. Gingoulph mit seinen reichen Obstgärten vortritt, deren Grün sich bis an das Ufer hinabzieht, wo in einem kleinen Hafen einige von den Handelsbarken liegen, die mit ihren lateinischen Segeln so malerisch anzusehen sind. Aber ehe man noch hinkömmt, führt der Weg durch einen Weiler, der Bret heißt und auf der Stelle des römischen Taurtunums liegt, das in jener Zeit ein blühender Flecken war. Im Jahr 363 nach Chr. stürzte ein Theil des benachbarten Bergs ein. Dieser Bergsturz war so heftig, daß der See an beyden Ufern austrat und viel Unglück anrichtete, wovon die gleichzeitigen Schriftsteller nicht genug zu erzählen wissen. Ich finde bey dieser Begebenheit doch auffallend, daß der Seeboden am Ufer hiervon nicht die geringste Spur zeigt. Ueberall hat er gleiche Farbe und Beschaffenheit. Wo sind doch die Massen von Felsblöcken hingekommen, die damals in den See rollten? Konnte Alles durch Menschenhand so weggeräumt werden, daß man nun weder auf dem Lande noch in dem durchsichtigen Seewasser ein einziges Anzeichen von der Begebenheit bemerken kann? Auch sieht man an dem Mont de Clouz, der allein das Unglück geschickt haben kann, keine Spur von Zerrissenheit.

St. Gingoulph ist durch einen Waldbach in zwey ungleiche Theile geschieden. Das linke Ufer mit dem größten

Stadttheil gehört zu Savoyen, am rechten aber beginnt die Gränze von Wallis. Hier ist viel Regsamkeit in Handarbeit und Fabriken, die auf der Savoyischen Seite nicht zu finden sind. Dafür ist hier die Kirche und alle wohlthätigen Institute, z. B. Douane und Gensd'armerie. Wir sahen diese Gottlob nur von fern wie hungrige Reiher am Ufer stehen. Dabey erzählte uns ein liebliches Mädchen, als sie vorhin in Evian ausgestiegen, habe ein solcher Douanier ihr Arbeitskörbchen angefühlt und angelegentlich gefragt, ob sie kein Schießpulver bey sich führe. „Nichts natürlicher als dieß,“ erwiederte ihr Jemand; „er sah ein Feuergewehr in Ihren Augen.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

8.

Es war am Abend des vierten Septembers 1618, als Frau Anna und ihr Sohn Leo in der Erbauung, die ihnen das Lesen der heiligen Schrift gewährte, durch ein lautes und wiederholtes Klopfen an der Thüre des Hauses gestört wurden. Da die Diener gerade in einem entlegenen Theile des Hintergebäudes beschäftigt waren, so eilte Leo selbst hin, um dem späten Besuche zu öffnen. Wie groß aber und wie freudig zugleich war das Erstaunen des jungen Mannes, als er in der rasch eintretenden Baptista das Mädchen seiner Liebe erkannte. Ehe er sie jedoch willkommen heißen konnte, verwandelte sich seine Freude in ängstliche Besorgniß, denn nun gewahrte er, wie sie vom Regen durchnäßt, wie ihr Angesicht bleich war, wie sie an allen Gliedern zitterte, wie sie athemlos und außer Fassung dastand. Sie selbst schob, als sie eingetreten war, mit einer raschen Bewegung den Riegel der Hausthüre wieder vor und sprach dann, nachdem sie wenige Augenblicke lang sich schweigend auf Leo's Arm gestützt hatte, in seltsamer Hast:

„Fort Leo! — Wir müssen fliehen, du, deine Mutter und ich. — Es ist keine Zeit zu verlieren. Jeder Augenblick der Zögerung bringt uns dem Verderben näher, euch dem Tode, mich noch schrecklicherem! — Unser Untergang ist geschworen. Unsere Feinde sind thätig. Starre mich nicht an, als sey ich eine Wahnsinnige! — O Gott, ich weiß nur zu gut, was ich spreche! Glaube mir, Leo, nur die höchste Noth konnte mich zu dem verzweifelten Schritte bewegen, den ich gewagt habe. Aber jetzt zaudere nicht, fort, fort!“

Während dieser Worte hatte der junge Mann das geliebte Mädchen in das Zimmer geführt, wo sich Frau Anna befand. Diese eilte Baptista mit einem Ausrufe der Freude entgegen und schloß sie in ihre Arme. Hier an der Brust der Mutter ihres Geliebten erleichterte sich ihr Inneres, und ein Strom von Thränen entquoll den schönen Augen. Gefaßter richtete sie sich dann auf und erzählte mit Ruhe, aber so gedrängt es sich thun ließ, was ihr im Hause des Podesta begegnet war, und was ihr ein glücklicher Zufall verrathen hatte. Als sie schwieg, sah Leo einige Augenblicke nachdenklich vor sich hin.

„Baptista hat recht!“ sagte er dann entschlossen zu seiner Mutter. „Keine Zeit ist zu verlieren. Wir müssen entfliehn. Ich kenne das Treiben der Fanatiker. Erst opfern sie ihrem Hasse, dann richten sie. Macht Euch reisefertig, Mutter. Ich selbst werde still und unbemerkt die Maulthiere an die hintere Gartenpforte bringen. Unsere Vorsicht muß die Gegner verwirren. Gleich seht Ihr mich wieder.“

Er eilte fort. Zu Baptista's Erstaunen zeigte Frau Anna unter diesen Umständen eine Geistesgegenwart, welche sie ihr nicht zugetraut hätte. Für die Matrone war es der schrecklichste Gedanke, in die Hände der Andersgläubigen zu fallen, und um diesem drohenden Schicksale zu entgehen, erkräftigte sie sich zu einer außerordentlichen Gemüthsanstrengung. In kurzer Zeit stand sie zur Flucht bereit und besaß noch überdem Besonnenheit genug, Baptisten ihren durchnäßten Anzug mit einem trockenen, gegen Sturm und Regen schützenden vertauschen zu lassen. Leo kehrte zurück. Die Maulthiere standen gesattelt und gezäumt an der Gartenpforte, meldete er, und niemand von den Dienern des Hauses habe ihn bemerkt. Rasch nahm er nun an Geld, Kostbarkeiten und wichtigen Papieren zu sich, was er besaß, und führte hierauf die zitternden Frauen durch den Hof und den Garten zu dem Orte, wo er die Maulthiere angebunden hatte. In jener Zeit war diese Art zu reisen für Frauen und Männer in den meisten gebirgigen Gegenden gebräuchlich, und Frau Anna nahm daher eben so wenig wie Baptista einigen Anstand, mit Leo's Hülfe die harrenden Thiere zu besteigen. Es schien als wolle der Himmel selbst ihre Flucht begünstigen. Der Sturm schwieg, der Regen verminderte sich. Kaum aber hatten sie sich einige Schritte von der Gartenthüre entfernt, so vernahmen sie ein wildes Getöse von der Vorderseite des Hauses. Heftig wurde an den dort befindlichen Eingang geklopft und lärmende Stimmen klangen herüber.

„Sie sind es!“ sagte ängstlich Baptista. „Sie werden eindringen, sie werden uns nachsetzen und, kommt nicht ein Wunder zu Hülfe, uns erreichen.

„Fürchtet das nicht!“ tröstete Leo die erschrockenen Frauen. „Niemand weiß um unsere Flucht. Sie werden uns im ganzen Hause, in den Fabrikgebäuden, in der Nachbarschaft aufsuchen. Die Nacht selbst legt ihrer Verfolgung Schwierigkeiten in den Weg. Ehe sie diese

beginnen, sind wir in Sicherheit, und die Wellen des Komersee's tragen uns an ein friedliches Ufer."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Eilten jezt die Brüder ihn zu rüsten;
Peter ging und sattelte den Falben,
Und Wukaschin kleidete den Milosch;
Und er zog ihm an ein zartes Hemde,
Bis zum Gürtel war's von reinem Golde,
Und von weißer Seide weiter oben;
Ueber'm Hemde drey der feinsten Westen,
Und den Dolman drauf mit dreyßig Knöpfen;
Ueber'm Dolman einen Schuppenpanzer,
Goldnen Panzer von vier Oka Schwere;
An die Beine Hosen und Kamaschen,
Ueber Alles den Bulgarenmantel,
Auf dem Haupte die Bulgarenmütze;
Wurde so zum schwärzlichen Bulgaren;
Konnten kaum die Brüder ihn erkennen;
Reichten ihm die kriegerische Lanze,
Und das grüne Schwert des alten Wojin;
Und Petraschin führt heraus den Falben,
Ganz in eine Bärenhaut genähet,
Daß der Zar den Falben nicht erkenne.
Guten Rath noch geben ihm die Brüder:
„Wenn du eingeholt die Hochzeitleute,
Und man fragt dich, wer du seyst und wannen,
Sag': ich bin aus dem Wallachenlande,
Und dem Radul-Beg hab' ich gedienet;
Da er mir den Sold nicht zahlen wollte,
Bin ich in die weite Welt gezogen,
Um mir einen bessern Dienst zu suchen;
Auch vernahm ich von des Duschan Hochzeit,
Schloß mich ungerufen an den Zug an,
Eines Stückchens weißen Waizenbrodes,
Eines Glases rothen Weines wegen;
Halte deinen Falben gut im Zügel,
Denn der Falb' ist noch gewohnt von sonst her,
Mit des Zaren Rossen gern zu gehen."
Milosch wendete hierauf den Falben,
Um dem Zug des Duschan nachzufolgen,
Hatt' ihn zu Sagorie eingeholet.
Fragen die geschmückten Hochzeitleute:
„Woher kömmt denn das Bulgarenbürschchen,
Unsern Zug um Einen zu vermehren?"
Als sie wandernd nun des Weges zogen —
Uebele Gewohnheit hatte Milosch.
Bey den Schafen im Gebirg von Scharra
Immer gegen Mittag einzuschlafen —
Sank er auf dem Falbenroß in Schlummer.
Wie nun so der Zügel schlaffer wurde,
Hob's den Kopf und jagte durch die Menge,
Andre Pferd' und Helden niederrennend,
Bis es eingeholt des Zaren Rosse,
Und da stellt sich's in der Andern Reihe.
Räthe wollten den Bulgaren schlagen,
Doch der Serbenzar Stjepan verbot es;
„Schlaget mir nicht den Bulgarenjüngling!
Hat sich wohl zu schlafen angewöhnet,
Seine Schafe hütend im Gebirge,
Darum schlagt nicht, sondern weckt ihn lieber!"
Wecken ihn die Räth' und die Wojwoden:
„Kerl! wach auf! ermuntre dich, Bulgare!
Gott erschlage nimmer deine Mutter.
Die dich, solchen Jüngling, einst geboren,
Und gesendet zu des Zaren Hochzeit!"
Als der Milosch Wojnowitsch erwachte,
Da erblickt' er Stjepans schwarze Augen,
Seinen Falben mit des Zaren Pferden;
Griff dem Falben in die schlaffen Zügel,
Trieb ihn wieder aus dem Zug in's Freye,
Spornt ihn heftig mit dem scharfen Bügel;
Seitwärts springt das Roß drey Lanzenlängen,
In die Höhe springt's vier Lanzenhöhen,
Ungemessen aber springt es vorwärts;
Aus des Rosses Maule sprühet Feuer,
Aus der Nase lodern blaue Flammen.
Blieben stehen die zwölftausend Swaten
Des Bulgaren Roß sich anzuschauen,
Schaun das Roß und staunen sehr darüber:
„Lieber Gott! o übergroßes Wunder!
Welch ein schönes Pferd und schlechter Reiter!
Nimmer sahn wir noch ein Roß wie dieses,
Außer einem bey des Zaren Schwager,
Und das haben jezt die Wojnowitschen."
Sahn ihn drauf drey händelsücht'ge Reiter:
Einer war der Djakowitza Wutsche,
Und der zweyte Nestopoljsche Janko,
Und der Dritte war der Prijepoljtsche:
„Welch ein gutes Roß hat der Bulgare!
Unter allen gibt es hier kein solches,
Und sogar nicht bey des Duschan Pferden.
Laßt ein wenig uns zurücke bleiben,
Von dem Zug ihn wegzulocken suchen!"
Als man bis nach Klissura gekommen,
Blieben die drey Händelsücht'gen hinten,
Sprachen zu dem jungen Hirten Milosch:
„Hör' einmal du Kerl, Bulgarenbursche!
Hast du Lust das Roß mit uns zu tauschen?
Wollen dir dafür ein beß'res geben,
Zuschuß hundert goldene Dukaten,
Obendrein noch einen Pflug und Ochsen,
Daß du von dem Acker dich ernährest."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn. August.

Die beynahe oder vollends einzige literarische Institution Solothurns, von deren Leben etwas gemeldet werden kann, ist eine, seit bald fünf Jahren gegründete naturhistorische Kantonalgesellschaft, die ihre äußere Veranlassung von einer nach Solothurn angeordneten Jahresversammlung der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, den innern Antrieb aber durch die von dem Professor Hugi in den Steinbrüchen um Solothurn und in den Kalksteinformationen des Juragebirgs gemachten merkwürdigen Entdeckungen erhielt, welche der Petrefaktenkunde mancherley Zuwachs verschafft haben, und auf denen zunächst auch der Werth des durch wohlwollende Theilnahme des Stadtraths in Solothurn eröffneten

naturhistorischen Museums beruht. So eben ist von den Verrichtungen jener Gesellschaft der dritte Bericht erschienen, welcher den zweyjährigen Zeitraum vom 7ten August 1825 bis zum 1ten Juli 1827 befaßt. Die vorgesezte Rede des Vorstands der Gesellschaft, Hr. Hugi, handelt „von der wahren Aufgabe der Naturkunde," als welche er die Erforschung des zusammenhängenden Ganzen in der Natur aufstellt, und ihrer wissenschaftlichen Behandlung entgegenstellt: die praktische, die physiko-theologische und die empirische; mit dem Beyfügen jedoch: „die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Natur schließt die drey übrigen nicht aus, sondern gründet sich bey Anordnung des Ganzen auf die empirische Forschung, bezweckt Anwendung zum Wohl der Menschen, und, wenn sie die Natur als Ganzes zusammengefaßt haben wird, ergibt sich die theologische Zweckmäßigkeit am schönsten." Er sezt noch weiter hinzu: „Wenn wir die Geschichte der Naturkunde von ihrem Entstehen an betrachten wollten, so würden die genannten Ansichten die Hauptperioden der sich entwickelnden Wissenschaft bezeichnen. Im Laufe der Zeiten schritt jedes für sich selbstständige Volk vom Nutzen zur Zweckmäßigkeit, von dieser zur einzelnen Untersuchung, aus der theilweise die Wissenschaft geboren wurde. So bis hinauf zur Blüthe der griechischen Zeit, und so von den barbarischen Jahrhunderten bis zu uns, wobey es auffällt, wie langsam unser wissenschaftlicher Cyclus sich entwickelte, nachdem doch die griechische Zeit so herrliche Werke, so große Meister ihm gegeben. In allen Jahrhunderten jedoch erhoben sich einzelne Männer, die in erhabenem Geistesschwung, wo nicht den wissenschaftlichen Geist auffaßten, doch denselben ahneten. Auch die künftigen Jahrhunderte werden im Kampfe der Ansichten wie die verflossenen sich entwickeln. Sagt ja Cuvier, unsere Geologie sey noch nicht weiter fortgeschritten, als die Astronomie jener Zeit, wo man glaubte, der Himmel sey aus Steinen gewölbt. Die oben erwähnten einseitigen Ansichten erzeugen meist einseitige Urtheile, die aber, in sofern sie auf Ansichten sich gründen, nicht zu verachten sind. Es gibt jedoch auch Menschen, die ohne eigentliche Ansichten, ohne Kenntnisse ihre Stimme erheben. Solche Urtheile sind aber Vorurtheile. So ruft mancher, dem im Fache eigentlich keine Stimme zustände, sein Anathema über die sogenannte Naturphilosophie, ohne zu wissen, was sie bedeutet. So glaubt auch mancher, in bloßem Sammeln bestehe die Naturkunde, da es doch an sich zu nichts taugt, und nur als Beförderungsmittel der Wissenschaft zu würdigen ist. Oft sind solche Vorurtheile eben so lieblos als widersinnig." Diese und ähnliche Herzenserleichterungen mehr gehen von der persönlichen Stellung und den Umgebungen des Hrn. Hugi aus, welcher übrigens bey weitem der thätigste und eifrigste Mitarbeiter in der Gesellschaft ist. Er hat ihr Bericht erstattet von zwey durch ihn unternommenen naturwissenschaftlichen Wanderungen; die eine zum Besuch des Vereins deutscher Naturforscher, im Sommer 1825 zu Frankfurt am Main, die andere zur Ersteigung des Titlis. Dieser, seit einem Jahrhundert ungefähr zwar mehrmals, jedoch immerhin selten und in langen Zwischenräumen erstiegene, mit einem Gletscherhaupt bedeckte Berg (10710 F. ü. M. nach Müller in Engelberg), auf der Gränze der Kantone Uri, Unterwalden und Bern, ward von den Herrn Hugi und Roth, in Begleitung eines Gemsjägers und Wildheuers, vom Kloster Engelberg aus in etwa acht Stunden erstiegen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 21. Juli.

(Fortsetzung.)

Das Muster eines Theaterbaues bleibt noch immer das Odéon, denn dieses steht von allen Seiten frey, hat einen gewölbten bedeckten Bogengang rund umher, und ist von außen beynahe ganz von Quadersteinen erbaut, weßhalb denn auch der Saal schon zwey Mal hat abbrennen können, ohne daß das Gebäude selbst dadurch zerstört worden, und ohne daß der Nachbarschaft Schaden zugefügt worden wäre. Es wäre zu wünschen, daß alle Theater so feuerfest und unschädlich für die Nachbarschaft erbaut wären. Allein Theater will man in den volkreichsten Stadtrevieren anlegen, und dort gebricht es beständig an Platz. Dem Cirque olympique hat der Platz, auf dem das Theater neulich erbaut worden ist, über hunderttausend Franken gekostet; eben so theuer hat man den Raum für die neue komische Oper erkauft, die man jezt sehr fest neben dem neuen Passage de Choiseul errichtet. Kündigt einmal der Herzog von Orleans dem Théâtre français die Miethe im Palais royal auf, wie dieß wahrscheinlich über kurz oder lang erfolgen wird, so wird sich auch dieses Theater nach einem andern Platze umsehen müssen; so ist denn hier ein beständiges Theaterbauen und Theaterwandern, und die Feuersbrünste tragen nicht wenig das ihrige zu dieser beständigen Bewegung bey. Das Schlimmste ist, daß diese Bauten bey der jezigen Theurung der Baumaterialien ungeheure Kosten veranlassen, welche, wenn das Theater keinen großen Zulauf hat, die Unternehmer in Schulden bringen. Und es gibt der Theater jezt so viele in Paris, daß es schwer hält beständig ein zahlreiches Publikum zu bekommen. Drey Melodramentheater sind zwar nicht zu viel für eine Stadt, worin die sogenannte Volksklasse sich auf mehr als hunderttausend Individuen beläuft; aber vier Vaudevilletheater sind doch wohl ein Ueberfluß; denn wiewohl das Vaudeville eine bey den Franzosen sehr beliebte Theatergattung ist, so wären doch zwey hinreichend, zumal da auch die Volkstheater, zur Abwechslung neben ihren grausenden Melodramen kleine Vaudevilles aufführen. Außerdem ist noch ein Kindertheater vorhanden, das Vaudevilles für die Jugend darstellt, und dann werden noch auf den drey Landtheatern vor den Barrieren täglich Vaudevilles gegeben. Von den vielen Vaudevilletheatern werden also wahrscheinlich in der Folge einige zu Grunde gehen, wenn sie nicht eine einträglichere Gattung wählen, besonders da das Vaudeville, das beständig etwas Neues bedarf um zu gefallen, so verbraucht und abgenuzt ist, daß es den Dichtern beschwerlich wird, ihren Stücken den Reiz der Neuheit zu geben. Scribe, beynahe der einzige, der dieß vermochte, ist schon seit einigen Monaten krank oder doch unpäßlich, und scheint vor der Hand des Dichtens überdrüßig geworden zu seyn. Das Variétéstheater hält sich klüglich an eine eigene Art Vaudevilles, worin es immer den Vorzug verdient hat, nämlich an die Darstellung der gemeinen Natur, und des Lebens und Treibens der untersten Volksklassen in Paris, als Kutscher, Köchinnen, Schuhflicker, Wasserträger und dergleichen. Zuweilen sind es plumpe und gehaltlose Stücke; manchmal aber sieht man wohlgetroffene Schilderungen, die ziemlich originell von Brunet (schon seit dreyßig Jahren), Lepeintre und andern dargestellt werden. Auch das Parodiren beliebter neuer Stücke der größern Bühnen gehört zu dem Fache dieses Theaters; indessen muß das Parodiren eine schwere Aufgabe geworden seyn, da nur sehr wenige solcher burlesken Parodien Beyfall erhalten. Bey diesen kleineren Theatern findet nie eine Unterbrechung statt, sie spielen Jahr aus Jahr ein, das Publikum erfährt wenig von demjenigen, was bey ihnen hinter den Koulissen vorgeht, und man hört nie, daß sie ins Stocken gerathen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 221.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Freytag, 14. September 1827.

Sind des Gießbachs Dämme gebrochen?
Stürzt sich das Meer in der Erde Raum?
Hört ihr's im Boden furchtbar kochen? —
Toben uns treulos die Elemente?
Naht sich erschütternd der Welten Ende?

Th. Körner.

Die Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

In dem dunklen Schatten des überhangenden Conto sezten die Flüchtlinge, so schnell es den Frauen möglich war, ihren Weg längs der wild hinrauschenden Maira fort. Eine ängstliche Stille herrschte unter ihnen. Baptista sah mit Empfindungen der Furcht und des Grauens an der ungeheuern Bergwand hinauf, die sich im unsichern und matten Dämmerlichte immer tiefer in das Thal zu neigen schien. Erst als der Conto weit hinter ihnen lag, als schon einige Lichter aus dem Dörfchen Prosto ihnen entgegenschimmerten, verloren sich diese Gefühle aus ihrem Innern, und sie vermochte wieder freyer zu athmen.

Auch Leo schien, da er seine Hoffnung, nicht sobald von denen verfolgt zu werden, die sein Verderben und das der seinem Herzen so Theuern beabsichtigten, erfüllt sah, von einer fast fröhlichen Stimmung ergriffen und sprach in heiterm Tone:

„Sollten wir nicht unsern Feinden Dank wissen für die Dienste, die sie uns freylich wider ihren Willen leisten? Haben sie uns doch ein frohes Wiedersehen bereitet, und wer weiß, welches Glück noch die Zukunft birgt, das wir am Ende nur ihrer angelegentlichen Sorgfalt um uns zuschreiben können."

Da erhellte mit einem Male ein furchtbarer Blitz die Gegend und mit ihm zugleich ließ sich ein ungeheures Getöse vernehmen, das gewaltiger war als das Gebrüll des heftigsten Donners und einige Minuten lang anhielt. Gleich nach dem Blitze trat eine undurchdringliche Finsterniß ein, der Erdboden zitterte, die Maira brüllte fürchterlicher und schleuderte ihre Wellen über das Ufer hinaus, so daß die Flüchtlinge von ihnen benezt wurden. Die Maulthiere gingen nicht von der Stelle; zitternd drängten sie sich zusammen, und die beyden Frauen griffen, von Entsetzen durchdrungen, nach Leo's Arm. Im nämlichen Augenblicke heulte der Sturm aufs Neue wüthend durch die Bergschlucht. Die Reisenden fühlten sich von herbeygeschleuderten harten Gegenständen berührt und in der unbeschreiblichen Verwirrung, in die sie ein unerklärliches Ereigniß versezte, wähnten sie, ein Steinregen falle nieder vom Himmel und werde sie zerschmettern. Mehrere heftige, aber schnell vorüberzuckende Blitze erhellten noch einige Male die Umgebung, allein sie blendeten nur die Erschrockenen, ohne sie ihre eigentliche Lage erkennen zu lassen. Eben so plötzlich, wie es eingetreten war, hörte mit einem Male das Getöse wieder auf, der Sturm schwieg, kein Blitz zuckte mehr und eine Grabesstille, die nicht einmal mehr von dem Rauschen der Maira unterbrochen wurde, herrschte überall. Aber noch immer standen die Maulthiere zitternd auf einer Stelle und senkten furchtsam die Köpfe zu Boden. Die Lichter von Prosto flimmerten wieder herüber, aber schwach, als liege eine Nebeldecke über ihnen, und einzelne Leuchten bewegten sich unruhig hin und her.

„Was ist das, und was ist mit uns geschehen?" rief

endlich Leo, der sich ermannt hatte. Ist der Welt Untergang nahe und war das das Vorspiel dazu?"

„Ja, mein Sohn!" sagte ernst und mit wunderbarer Fassung Frau Anna, „das Gericht des Herrn bricht ein und bald stehen wir vor ihm, um Rechenschaft zu geben von unserm Wandel hienieden."

Baptista war schon zu sehr durch das, was sie am heutigen Tage bereits erlebt hatte, erschüttert, um dieser neuen unbegreiflichen Begebenheit eine standhafte Seele entgegensetzen zu können. Sie vermochte nicht zu sprechen, sie war in einer dumpfen Betäubung, in der sie sich instinktmäßig an den Sattel ihres Thiers anklammerte.

Leo stieg ab und trat an das Bett der Maira. Auch nicht das leiseste Geräusch ließ sich in der Tiefe vernehmen. Der Fluß war versiegt, die Wellen, die seit Jahrtausenden diese Ufer bespült, strömten nicht mehr.

„Nur eine Empörung mächtiger Naturkräfte kann das bewirkt haben," sagte er bey sich selbst und ging dann zu den Frauen zurück, um diesen Muth einzusprechen und sie zur weitern Reise zu ermahnen. Nach und nach gewann Baptista ihre Fassung wieder, und da auch die Thiere ruhiger geworden waren, so hatte man nichts Eiligeres zu thun, als dem Wunsche, recht bald unter Menschen zu seyn, nachzugeben und sich, von den mattschimmernden Lichtern geführt, dem Dorfe Prosto zu nähern.

Aber schon vor dem Dorfe fanden sie die Einwohner desselben auf einem freyen Platze versammelt. Auch diese waren in der höchsten Bestürzung über das Geschehene. Einige von ihnen standen mit brennenden Fackeln an dem trockenen Flußbette, und starrten das Wunder an, dessen Ursache ihnen allen ein Räthsel war. Andere lagen unter freyem Himmel auf den Knieen und sandten ihre Gebete zu Gott. Wieder andere thaten sich vor ihrem letzten Stündlein, das sie nahe wähnten, noch einmal recht gütlich und schmausten und zechten nach Herzenslust an den Vorräthen, die auf den Winter gespart worden waren.

Als Leo mit seinen Begleiterinnen bey ihnen anlangte, sah er sich sogleich von vielen Herbeydrängenden umringt, die ihn mit Fragen nach dem Ereignisse, das Alle in Schrecken und Angst versetzt hatte, bestürmten. Allein er konnte eben so wenig Auskunft geben wie erhalten.

„Es ist ein Erdbeben und jeden Augenblick kann es seine Stöße wiederholen," sagte ein Greis, der bey den Uebrigen in Ansehen zu stehen schien. „Deßhalb ist es sicherer hier im Freyen als in unsern Hütten, die uns über den Köpfen zusammenstürzen können."

Leo theilte diese Meynung nicht. Die Erscheinungen, welche er beobachtet hatte, dünkten ihm nicht übereinstimmend mit denen, welche, so viel ihm bekannt war, ein Erdbeben zu begleiten pflegen. Dennoch hielt er es am Besten gethan, vor der Hand bey diesen Leuten zu verweilen, da noch Folgen jenes räthselhaften Ereignisses zurück seyn konnten, die Einzelnen Gefahr bringen, von den vereinten Kräften Vieler aber vielleicht abgewendet werden konnten. Die Ursachen, welche ihn zur Flucht bewogen, diese selbst, waren vergessen. Wie konnte auch das Werk eines kleinlichen und elenden Menschentreibens seinem Geiste gegenwärtig bleiben neben dem mächtigen Eindrucke, den diese unerklärliche Empörung der Natur auf ihn gemacht hatte? Frau Anna und Baptista pflichteten ihm bey, und man beschloß hier wenigstens so lange zu harren, bis man eine nähere Auskunft über die wunderbare Begebenheit erhalten haben würde.

In einer unbehaglichen Lage brachte man mehrere Stunden hin. Einige von den Dorfbewohnern waren an den angezündeten Feuern eingeschlafen, Mütter mit Säuglingen, Kinder, alte Männer und Frauen. Andere waren im Dorfe gewesen und hatten neue Vorräthe an Speise und Trank herbeygeholt. Die ganze Versammlung zeigte ein Bild der Verwirrung und die seltsamsten Kontraste in einzelnen Gruppen. Gegen Mitternacht erhob sich plötzlich ganz in der Nähe ein wildes Gebrüll. Alle fuhren erschrocken auf; aber sie beruhigten sich bald wieder, als sie sahen, daß es nur ihre Heerden waren, die den Gebirgspfad hinab dem Feuer zueilten. Die Thiere schienen in großer Angst. Sie zitterten an allen Gliedern und drängten sich furchtsam zu denen, welchen sie angehörten, als wollten sie bey diesen Schutz suchen. Ihnen folgten bald die Hirten, denen sie voraus geeilt waren. Nach der Meynung dieser Männer mußte im obern Gebirge etwas Außerordentliches geschehen seyn, denn nach dorthin hatten sie den Blitz gesehen, das entsetzliche Getöse vernommen, und alle Bäche, welche in jener Gegend entsprangen, waren ausgetrocknet.

(Der Beschluß folgt.)

Die Savoyischen Ufer des Genfersee's.

(Beschluß.)

Auf der Wallliser Seite ist der kleine Hafen, und als wir in dessen Nähe kamen, wurde zuerst wieder auf dem Winkelried geläutet, weil — zum großen Leidwesen der Einwohner — auch die Dampfschiffe keine Verbindung mit Savoyen haben, und da nur manchmal zu Gast hinkommen, ohne jedoch Leute des Landes ein- und auszuschiffen. Dieß geschah nun aber gleich hier auf Schweizerboden. Einige Bauernfrauen kamen an Bord, um mit hinüber nach Villeneuve zu fahren. Wie häßlich ist doch die Walliser Frauentracht! Man sollte nicht glauben, daß sie in diesem Kanton Nachbarn von Waadt und Bern sind, wo die weibliche Kleidung so nett und wahrhaft schön ist. Wer aus dem

Berner Oberland, zumal aus dem Oberhaslythal, wo Alles Gemälde und Dichtung ist, über die Grimsel oder den Gemmi nach Wallis kömmt, sollte nicht glauben, daß die Geschmacklosigkeit so nahe beym Geschmack wohnen könne. Auch in der Umgangsweise und im Ausdruck findet sich derselbe Abstand; es ist immer ein Bischen Cretinismus dabey. Ein Mädchen aus Oberhasly mit ihrem heitern, sinnigen, lieblichen Wesen, und eine — Walliserin! Freylich steht eine Gletscherwand zwischen Beyden.

Von nun an wird der Gesichtskreis immer malerischer, aber immer beschränkter. Am Ufer liegt le Boveret, ein kümmerlicher Ort, wo eine hübsche Stadt gedeihen könnte, wenn die Niederungen am Einfluß der Rhone in den See hier nicht fieberbringende Sümpfe wären. Doch haben einige Handelshäuser aus dem gegenüber liegenden Vevay hier, ich möchte sagen fliegende Bureaux errichtet, wie man fliegende Brücken hat. Sie halten es — wie die Leute in den Pontinischen Sümpfen — nur einige Monate hier aus und kehren dann in ihre reizende Heimath zurück, an deren Thurmuhr sie die Stunden zählen und schlagen hören können, die sie hier nicht ohne Gefahr zubringen.

Nach wenigen Minuten hätten wir an der Bewegung des Wassers etwas Ungewöhnliches vermuthen müssen, wenn es der Augenschein nicht ergeben hätte. Es war das Einströmen der Rhone in den See. Früher hatte ich mir gar nicht vorstellen können, daß dieß etwas Auffallendes seyn könne, und dachte dabey an den Rhein, der Rhone Bruder, denn wie diese kommt er mit der Reuß aus Einer Wiege, aus Einem Gletscherhaus, der Furka und des St. Gotthards Höhen, daher auch der ähnliche Name, vielleicht von ῥέω, ich rinne. Auch im Osten strömt der Rhein in den Bodensee, um im Westen wieder herauszufließen. Aber dabey ist nichts Besonderes; durch das Rheinthal ist er ganz ruhig und besonnen geworden. Nicht so die Rhone. Sie ist von der Furka her das wilde Gletscherkind geblieben, reißt brausend und schäumend Alles mit sich fort, Gerölle, Erde, Gold und Sand. So strömt sie ganz trüb und erdfarbig in den See. Und wie der Mensch durch das Leben, seine Wellen und seine Untiefen, gereinigt und geklärt wird, und am Ende hell und ruhig wieder hinausgeht in der Seele tiefes Himmelsblau, so auch der Strom.

Dr. Chr. Müller.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Spricht zu ihnen der Wojnowitsch Milosch:
„Laßt mich gehen, ihr drey Händelsücht'gen!
Suche mir kein besser Roß als dieses,
Ich vermag ja dieses kaum zu bänd'gen.
Was auch helfen hundert Stück Dukaten?
Weiß nicht auf der Wage sie zu wiegen,
Und versteh noch minder sie zu zählen.
Wozu brauch' ich einen Pflug und Ochsen?
Ackerte doch auch mein Vater niemals,
Hatte dennoch Brod mich zu ernähren."
Ihm entgegneten die Händelsücht'gen:
„Hör einmal, du Kerl, Bulgarenbursche!
Wenn du keine Lust zum Tausche zeigest,
Werden mit Gewalt dein Roß wir nehmen."
Spricht Milosch, der Wojnowitsch, zu ihnen:
„Ey! Gewalt die raubet Land und Veste,
Warum nicht von mir den guten Falben?
Will ihn lieber euch im Tausche geben,
Weil ich doch zu Fuß nicht reisen könnte."
Dieses sprechend hält er an den Falben,
Greift behende unter's Fell des Bären,
Meynen sie, er nehme ab den Bügel,
Doch er greift nach seinem goldnen Kolben,
Schlägt damit den Wuk von Jakowitza,
Und hat ihn so leicht damit berühret,
Daß sich dieser drey Mal überpurzelt.
Und der Milosch ruft ihm nach im Fallen:
„Mögen dir so groß die Trauben wachsen,
Dir in deinem fruchtbar'n Jakowitza!"
Fliehet vor ihm der Nestopoljische Janko,
Ihn ereilt auf seinem Roß der Milosch,
Trifft ihn mit dem Kolben auf die Schulter,
Daß sich dieser vier Mal überpurzelt.
„Halt dich fest, o Nestopoljische Janko!
Mögen dir so groß die Aepfel wachsen,
Dir in deinem fruchtbar'n Nestopolja!"
Fliehet auch der arme Prijopoljische,
Ihn erreichet Milosch auf dem Falben,
Und berührt ihn mit dem goldnen Sechseck,
Daß er sieben Mal sich überpurzelt.
„Halte fest dich, Knabe Prijopoljische!
Wann du kömmst nach deinem Prijepolje,
Magst du prahlen bey den jungen Mädchen,
Wie das Roß du raubtest dem Bulgaren."
Sprachs und lenkte wieder zu den Swaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

(Beschluß.)

Auf dem sogenannten Rollen, der höchsten Firnkuppe des Berges, verweilten die Wanderer eine Stunde. Der Barometer sank auf 199.9 Decimallinien; der Thermometer des Barometers zeigte 3° R., und die Lufttemperatur war 0° R. Eine Fahne, die zwey Jahre vorher von Reisenden aus Aarau hier aufgepflanzt worden, war von der Stange abgerissen, die angenagelten Ueberreste ganz gebleicht, und die Stange selbst schwankte an der südöstlichen, senkrecht abgerissenen Gletscherkante, auswärts überhängend, ein Zeichen, daß die Firnkuppe Abfälle erlitten habe. Die Stange wurde durch den am Stricke hinaus gelassenen Gemsenjäger hereingeholt, und mit einem andern übrigen Anwartzeichen wieder in der Mitte der Kuppe aufgesteckt.

Viele und bedeutende Mittheilungen hat Hr. Hugi aus der Fundgrube für die Petrefaktenkunde, die er mit unermüdetem Fleiße im Jura auszubeuten fortfährt, geliefert; sie können hier nicht aufgezählt werden, ihr Verdienst aber ward sattsam bereits auch von Cuvier, Schlottheim u. a. m. gewürdigt. Gleichförmige meteorologische Beobachtungen werden gegenwärtig durch Veranstaltung der Gesellschaft auf vielen Stationen des Kantons Solothurn regelmäßig angestellt, und in kurzer Zeit dürfte ein vollständiges barometrisches Nivellement desselben zu Stand gebracht werden. Auch topographisch-statistische Beschreibungen von einzelnen seiner Landschaften werden bearbeitet. Besondere Aufmerksamkeit für den Kanton Solothurn verdient insbesondere noch ein Vortrag des geschickten Arztes, Dr. Kottmann, über Gewerbe und Landwirthschaft, mit Vorschlägen zur Einführung gemeinschaftlicher Käsereyen. Er beherzigt darin zunächst die traurige Verdienstlosigkeit des gewerbtreibenden Standes, und den so geringen Preis aller Erzeugnisse der Landwirthschaft im Kanton Solothurn, und bemerkt, wie glücklich hingegen jene Gegenden seyen, wo vor Jahren schon wohlthätige Geister irgend einen Erwerbszweig hinbrachten, der mit ihrem eigenen Glücke auch den Wohlstand des Landes begründete, und Tausende von Menschen beschäftigte und nährte. Beyspiele dafür bieten alle Solothurn umgränzende Kantone, Basel, Bern, Aargau und Neuenburg dar. Zu ihrer Nachahmung, die, wenn auch spät, doch nie zu spät kommt, stehen der reichsten Korporation, nämlich der Stadtgemeinde Solothurn, Mittel genug zu Gebot, wenn sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihre Armengelder viel besser zu solchen Erwerbsanstalten verwendet würden, als wenn dieselben in Gestalt von Almosen als Unterstützung abgereicht werden, wodurch jedes bessere Gefühl nach und nach erstickt, und in der folgenden Generation nur Bettler erzogen werden. Mit Recht behauptete der sel. Pestalozzi, was einsichtige Staatsmänner schon früher erkannten, daß die Armen nur scheinbar arm seyen, indem sie einen großen Reichthum von schönen Anlagen und Kräften besitzen, welche man nur zu entwickeln und zu beschäftigen brauche, um dieselben zum Vortheil des Staats zu nutzen. Selbst die gemeinsamen Sennereyen für Käsebereitung, wodurch die Nutzbarkeit und der Ertrag der Milch bedeutend vermehrt wird, haben im Kanton Solothurn noch keinen Eingang gefunden, und Hr. Kottmann zeigt nun, wie leicht und vortheilhaft dieß geschehen könnte. An diesen leztern Theil seiner Vorlesung schließen sich die Notizen an, welche Hr. Oberthierarzt Luthi über die Verfertigung verschiedener Käsearten und des sogenannten Schabziegers, so wie über Verbesserungen, die dabey angewandt werden könnten, eingereicht hat.

Paris, 24. Juli.

(Beschluß.)

Auf den größern Theatern, besonders auf den sogenannten königlichen, herrscht immer Hader, Zwiespalt, Unordnung in den Geldsachen u. s. w. Die Schauspieler beklagen sich über das Einmischen der obern Behörde, diese beschuldigt die Schauspieler, daß sie unmäßige Forderungen machen, sich eigensinnig beweisen u. s. w. Es vergeht kein Jahr, wo nicht ein oder mehrere Zankäpfel niederfielen, und dem Publikum ein Kulissenstreit zum Besten gegeben würde. So ist jezt an der komischen Oper alles wieder in Unordnung, nachdem seit einem Jahre der Streit beygelegt schien; die Hauptschauspieler an demselben, welche eine Gesellschaft oder Kompagnie ausmachen, verlangen Rechenschaft von ihrem Direktor, dem bekannten Theaterdichter Pixerecourt; dieser aber stüzt sich auf einen Vertrag mit ihnen, worin von dieser Rechenschaft nicht deutlich die Rede ist, und auf die Entscheidung des Gentilhomme de la chambre, Herzogs v. Aumont, unter dessen Aufsicht dieß Theater steht, und der den Direktor kräftig unterstüzt. Da nun die Schauspieler von ihren Obern nichts haben erhalten können, so haben eilf oder zwölf derselben den Vorsatz gefaßt, nicht eher zu spielen als bis ihnen Gerechtigkeit widerfahren sey. Von dieser Gerechtigkeit ist nun zwar nichts erfolgt, wohl aber eine Ordre des Herzogs von Aumont, oder gar eine königliche Verordnung, welche den widerspenstigen Schauspielern eine Frist von acht Tagen anberaumt, um sich eines Bessern zu besinnen; wo nicht, so sollen sie nicht allein vom Theater ausgeschlossen bleiben, sondern auch ihre Rechte auf eine Pension verlieren, ja nicht einmal auf einer andern Bühne in Frankreich auftreten können. Die Drohung lautete fürchterlich; allein die Schauspieler wußten schon aus Erfahrung, daß man sie zulezt doch nöthig haben würde, wie denn in der That seit ihrer Entfernung vom Theater manche Stücke gar nicht gegeben werden können, und andere von mittelmäßigen Schauspielern aufgeführt werden, welche sich das Publikum keineswegs beeilt zu sehen und zu hören; so leidet denn die Theaterkasse einen starken Verlust, den alle Verordnungen des Herzogs v. Aumont nicht im Stande sind zu decken oder in Gewinnst umzuschaffen. Deßhalb hat der Herzog versucht, den abtrünnigen Theaterherrn und Damen durch Güte beyzukommen, und sie durch glatte Worte dazu zu bewegen, das Vorige zu vergessen und wieder aufzutreten, und zu thun als ob nichts vorgefallen sey. Sie aber wollen nicht, halten fest zusammen, und verlangen, als Conditio sine qua non, die Entfernung oder Absetzung ihres Herrn Direktors. Dieser sizt jedoch fest im Sattel, und will die Schauspieler dagegen Mores lehren. Er belangt einige derselben vor Gericht, und verlangt im Namen des Theaters sechszigtausend Franken Schadenersatz dafür, daß sie ihre Verbindlichkeiten gebrochen haben. Dieß ist etwas ernstlicher als die hochtrabenden Verordnungen des Herzogs, denn mit den Gerichten ist nicht zu spaßen; wenn diese entscheiden sollten, daß die Schauspieler den Schadenersatz zahlen müssen, so ließe sich wohl von dem Urtheile appeliren, allein weiter ließe sich dann auch nichts thun als zahlen, wofern nicht etwa die Schauspieler ihrer Seits den Direktor vor Gericht belangen und ihn zwingen können, Rechenschaft wegen seiner Verwaltung abzulegen. Da nun aber der gerichtliche Gang immer etwas langsam ist, wiewohl in Frankreich nicht so als in einigen andern Ländern, so hätte das Theater Zeit über diesem Prozeß zu Grunde zu gehen. Wahrscheinlich wird also die Direktion es machen, wie es die Direktoren alle machen, wenn sie mit beliebten Schauspielern zu thun haben, das heißt, sie wird einen gütlichen Vergleich zu treffen suchen *), und vielleicht ist der Prozeß nur ein indirektes Mittel um dahin zu gelangen; bis dahin hat Paris jezt nur eine halbe komische Oper. Zum Glücke gibt es der Schauspiele so viele, daß der Verlust nur für die Musikliebhaber etwas empfindlich ist.

D g.

*) Dieser Vergleich hat, nach den Zeitungen, wirklich statt gehabt, und die königliche oder herzogliche Verordnung hat zurückgezogen werden müssen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 222.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 15. September 1827.

Wer entwandelt durch den Garten
Bey der Sterne bleichem Schein?
Hat er Süßes zu erwarten?
Wird die Nacht ihm selig seyn?

L. Uhland.

Herzog Ulrichs erste Liebe*).

Von Karl Grüneisen.

Erste Romanze.

Von dem Berge sieht man schreiten
Einen Ritter, doch zu Roß,
Sieht gen Nürtingen ihn reiten
Jeden Abend auf das Schloß.

Herzog Ulrich, jung an Tagen,
Alt an Muth und Heldendrang,
Herzog Ulrich kommt zu jagen,
Eilt und schaut die Straß' entlang.

Nicht die Blumen auf den Wiesen,
Nicht die Garben in der Flur
Mag sein stolzer Blick begrüßen;
Fernhin eilt und schaut er nur.

Von dem sammt'nen Hute winken
Bunte Federn fürstlich reich,
Und das Schwert an seiner Linken
Ziert den Jüngling Helden gleich.

Um den Hals an goldnen Schnüren
Hängt ein lustig Jägerhorn:
Denn nach goldner Beute spüren
Will er jezt im Liebeszorn.

Düster ist es schon im Thale,
Wo der Neckar einsam rauscht,
Und er naht im Mondesstrahle
Zu dem Schlosse, hält und lauscht;

Und sein Horn, das jagdvertraute,
Drückt er an die Lippen schnell,
Draus ertönen muntre Laute,
Ernste Klänge tief und hell.

Doch das Fenster seiner Lieben,
Unerleuchtet bleibt es heut,
Und kein Gruß winkt ihm von drüben
Und kein Dank hat ihn erfreut.

Brausend im gewohnten Grimme
Stürmt er an des Hauses Thor,
Ruft mit zitternd wilder Stimme
Den verhaßten Pförtner vor:

Sprich, wohin? auf welchen Wegen?
Wer mir raubt' Elisabeth?
Sie, zu der mit reinen Schlägen
Meines Herzens Liebe fleht!

Fest verschlossen ist die Pforte,
Lautlos steht vor ihm das Haus,
Nur des Fürsten eigne Worte
Wiederhallen zürnend draus.

Und im Grimme will er scheiden;
Doch ihn fesselt tief're Pein,
Denn der Liebe stille Leiden
Kehren jezt im Busen ein.

*) Herzog Ulrich von Würtemberg liebte die Prinzessin Elisabeth von Brandenburg, die sich in Nürtingen bey der Wittwe Eberhards II. aufhielt, aber von dieser auf Anstiften der Landräthe schnell nach Durlach gebracht und bald darauf hier genöthigt wurde, dem Markgrafen Georg von Baden ihre Hand zu geben. Bey ihrem Sterben wünschte sie in dem Kreuzgang der Hospitalkirche zu Stuttgart bestattet zu werden, wohin man auch ihre Leiche brachte.

Ach! dem Glücklichen, dem Frohen
War sein Glück zu Grab gebracht,
Und die schönen Stunden flohen,
Eh' sie recht ihn angelacht.

Liebe, die dir früh' entglommen,
Edler Fürst, zu kurzer Lust,
Nimmer ist sie wiederkommen
Deiner ritterlichen Brust.

Mit der Minne zartem Bande
War dein Frieden auch dahin;
Drum so bald von Land zu Lande
Mußst du flieh'n in düstrem Sinn;

Denn mit stürmisch wildem Schaffen
Draußen und im eignen Haus
Wetzest du der Feinde Waffen,
Treibst dich von der Heimath aus.

Trotz'ger Thaten bittre Sühne
Wird vom Schicksal dir gereicht,
Bis der stolze Muth, der kühne,
Höherm Willen gläubig weicht.

Die Vorurtheile.

(Beschluß.)

Erst gegen Morgen, als die Sonne blutigroth und strahlenlos aufging, ward das schreckliche Räthsel, das die Natur in einer unwilligen Laune den Menschen hingeworfen, gelöst. Einige Männer, die, von ihren Geschäften veranlaßt, gewagt hatten, noch vor Anbruch des Tages hinauf nach Plurs zu gehen, kamen mit fliegenden Schritten zurück, um die Kunde des Entsetzlichen zu bringen. Plurs war nicht mehr. Der Gipfel des Conto, mit diesem noch ein großer Theil des Berges, war eingestürzt und hatte das reiche Plurs sammt dem schönen Nachbardorfe Schilano unter seine Trümmer begraben.

„O Gott, meine Ahnung!“ seufzte Baptista für sich, als sie die Schreckenskunde vernahm. Unter den Anwesenden verbreitete sich Entsetzen und Verzweiflung. Viele Bewohner von Prosto hatten ihre nächsten Verwandten, Eltern, Geschwister, Kinder in den beyden untergegangenen Orten gehabt. Die Ungewißheit über ihr Schicksal erregte die lebhafteste Besorgniß in Allen. Ohne daß es vorher einer Abrede bedurft hätte, schlugen die rüstigen Männer den Weg nach der Stelle ein, wo Plurs gestanden hatte, um zu sehen und zu retten, wenn eine Möglichkeit vorhanden war. In gleicher Absicht schloß sich Leo ihnen an, nachdem er die beyden Frauen der Führung eines ihm bekannten alten Landmanns übergeben hatte, der sie nach seinem, nur eine halbe Stunde entfernten Landhause bey Chiavenna zu begleiten versprach.

Aber die Hoffnung, welche Leo und seine Gefährten hegten, daß sie irgend etwas zur Rettung der Verunglückten thun könnten, ging nicht in Erfüllung. Wie hatte sich seit gestern alles so schrecklich verändert! Da wo noch, ehe der vorige Tag sich geneigt, das stattliche Plurs mit seinen reizenden Gärten, seinen üppigen Villen, seinen lieblichen Rebenhügeln gestanden, wo das freundliche Dorf Schilano am Bergabhange zum Besuche eingeladen hätte, war jezt ein wüstes Gebirg angehäuft, das den Lauf der Maira hemmte mit ungeheuern Felsblöcken, mit wilden Steinmassen, zwischen denen sich langsam und widrig Schlammströme hinzogen, mit mißgestalteten Haufen von Schutt und Geröll, aus denen die Wurzeln umgestürzter Bäume hervorsahen. Dieser ungeheure Grabhügel, der mit einem Male beynahe dreytausend sorglose Menschen bedeckt hatte, war undurchdringlich; das erkannte Leo. Tief unter seinen Füßen ruhten jezt die, deren Herzen noch gestern von mißverstandenem Glaubenseifer feindlich entbrannt waren, die, welche niedrigen Leidenschaften das Heiligste unterworfen hatten, mit den friedlich Gesinnten und Tugendhaften, Katholiken und Evangelische, nun durch ein furchtbares Gottesgericht vereinigt.

Traurig kehrte Leo zurück und begab sich auf sein Landhaus bey Chiavenna. Hier fand er die Frauen in ängstlicher Erwartung. Seine Erzählung bestätigte die Nachricht des schrecklichen Ereignisses, dessen vernichtender Gewalt sie selbst nur wie durch ein Wunder entgangen waren. Baptista vergoß häufige Thränen der Theilnahme. Frau Anna versank in eine tiefe Betrübniß. Als Leo geendet hatte, trat eine Pause allgemeiner stiller Betrachtung ein. Dann stand Frau Tanni plötzlich auf, ergriff ihres Sohnes Hand, führte diesen zu Baptista und sprach:

„Der Herr selbst hat sie uns als einen Engel der Rettung gesandt und durch sie mich versöhnt mit denen, die ich in einem unglücklichen Wahne nicht geliebt, wie ich gesollt. O Baptista, verzeihe mir und sey fortan meine Tochter, meinem Sohne ein treues Weib!“

Da lagen drey Menschen in einer innigen Umarmung vereint, und der heutige Tag, der so viele Unglückliche beschien, sah auch drey Glückliche, deren Gefühle noch freudiger gewesen wären, hätte nicht der Gedanke an jene sie getrübt.

Leo hatte ein bedeutendes Eigenthum in Plurs verloren, aber die Summen und die wichtigen Papiere, welche ihm geblieben, sicherten ihm eine sorgenfreye Zukunft. Umsonst hatte die Hand des Herrn sich warnend und strafend in dem Untergange von Plurs gezeigt. Furchtbarer begann der blutige Bürgerkrieg im Graubünderlande zu wüthen und schlug diesem tiefe und schmerzhafte Wunden. Da verkaufte Leo sein leztes Besitzthum im Vaterlande, das Landhaus bey Chiavenna, und zog mit der jungen Hausfrau und der verehrten Mutter nach Genf, wo seit Calvins Tode ein milder Sinn der Duldung und des Friedens herrschte.

Nie bereute Frau Anna, eine Katholikin zu ihrer

Schwiegertochter gewählt zu haben, und Leo fand in seiner Baptista alle Tugenden vereinigt, die einen liebevollen Gatten beglücken können.

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Mancher will behaupten, es gebe kein passenderes Sinnbild eines eiteln, hochmüthigen, unbescheidenen und dabey unnützen Aufschößlings als eine italienische Pappel. Leichtes, kraftloses Holz, keine scheinbare Blüthe, keine Frucht, mit Insektenschwärmen bedecktes Laub, dabey Wurzeln, die dreyßig Fuß in der Runde jedem nützlichen Gewächse die Nahrung entziehen: das sind die Haupteigenschaften dieses beliebten Baumes, der vermöge seiner geringen Breite keinen wohlthätigen Schatten für den Wanderer, einen desto nachtheiligeren aber für den Weg und die Umgebungen gewährt. Der geringste Obstbaum erfreut doch das Auge in der Blüthezeit, gibt ein festes, brauchbares Nutzholz; aber sehr häufig sieht man, besonders an den Heerstraßen, den nützlichen Obstbaum von diesem unnützen Zierbaume verdrängt.

*

Aus den reichen, im Museum der Naturgeschichte zu Paris aufbewahrten Schätzen ergibt sich, daß die Zahl der bisher bekannten, theils verborgen, theils offen blühenden Pflanzen an 57,000 Arten reicht, während die der Insekten 44,000, der Fische 2400, der Amphibien 700, der Vögel 5000 und der Säugethiere 500 beträgt. Den Berechnungen Valenciennes's und v. Humboldt's zufolge, kommen auf Europa allein 80 Säugethiere, 400 Vögel und 30 Amphibien. Folglich leben in diesem nördlichen, temperirten Erdstriche fünfmal so viel Vögel als Säugethierarten, während wieder daselbst fünfmal mehr Hülsengewächse als Orchideen und Euphorbiaceen angetroffen werden. Die durch Delalande vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebrachten reichen Sammlungen können, wenn sie mit den Arbeiten von Levaillant verglichen werden, darthun, daß in diesem südlichen, temperirten Erdstriche die Säugethiere zu den Vögeln sich ebenfalls wie eins zu vier verhalten. Die Vögel, vorzüglich aber die Amphibien, erhalten gegen die Aequatorial-Zone einen verhältnißmäßig viel stärkern Zuwachs als die Säugethiere. Aus den Entdeckungen Cuviers über die fossilen Knochen läßt sich mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß diese Verhältnisse nicht zu allen Zeiten die nämlichen waren, und daß durch die verschiedenen Katastrophen unsers Erdballs bey weitem mehr Säugethiere als Vögel vertilgt wurden.

*

Bey dem hohen Kredit, in welchem der bürgerliche Zustand Englands im Auslande steht, sollten wir es allerdings auffallend finden, daß daselbst noch achtzehntausend Zigeuner umherirren. Auch der unwissenschaftliche Leser muß sich von ihrem Daseyn auf der brittischen Insel durch ältere wie neuere, das Volk schildernde Romane hinlänglich unterrichtet haben. Zu unserer Zeit hat Walter Scott durch seine Schilderungen im Astrologen sie auf's Neue ins Gedächtniß gerufen. Jetzt übernimmt es der Ausschuß für die Missionen im Innern, in England an der Sittigung dieses wunderbaren Volkes zu arbeiten. Er bemerkt sehr vernünftig, daß aufgeklärte Christen bisher ihre Bekehrer auf den ganzen Erdball ausgesendet, dabey aber ein indisches Volk, welches unter ihnen wohnt, vergessen haben. Dieser Ausschuß nimmt nämlich die Meynung vieler Gelehrten als ausgemachte Wahrheit an, daß die Zigeuner zu dem Stamme der Suder gehören, der im Jahre 1408 bey Timurs Kriegszügen zersprengt und zum Theil ausgerottet worden sey. Ihre Sprache ist, mit wenigen kleinen Verschiedenheiten, in allen Ländern Europas, welchem mehr als 700,000 dieser Fremdlinge meist unwillkommene Gäste sind, ganz dieselbe, und mit der gegenwärtigen Sprache ihrer ehemaligen Landsleute durchaus übereinstimmend. Man geht damit um, zu ihrer Bildung Schulen zu stiften, und hofft besonders, sie einst ihrer Sprache wegen mit großem Vortheile bey dem Bekehrungswerke in Asien gebrauchen zu können. Alle Christen werden zur Beysteuer für dieses preiswürdige Vorhaben aufgerufen.

*

Merkwürdig ist die verschiedene Art, wie manche Völker den Augapfel bezeichnen. Im Persischen heißt er merdümi tschechm, d. i. Augenmensch, gleichsam als ob im Auge der ganze Mensch sich darstelle oder abspiegele. Auf ähnliche Weise sieht der Grieche und auch der Spanier ein Mädchen im Auge (κόρη, niña), der Engländer aber nichts als eine Kugel (eye-ball), der Franzose eine Pflaume (prunelle) und der Deutsche einen Apfel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

Mehrfach ist von einem deutschen Originallustspiel in fünf Akten, unter dem Titel: die Hofdame, von F. v. Elsholz, öffentlich die Rede gewesen, daß, ungeachtet der Seltenheit ähnlicher Erzeugnisse in unserer Literatur, ungeachtet der dem gegenwärtigen zu Theil gewordenen Aufmerksamkeit vieler sinniger und geistvoller Beurtheiler, ja ungeachtet des thätigen Antheils, welchen selbst Goethe daran genommen, zur Aufführung auf einer vaterländischen Bühne bisher nicht hat gelangen können. Um so verdienstlicher erscheint es also, daß,

nachdem von dem hiesigen königlichen Theater dieß Stück, aus uns unbekannten Gründen, abgelehnt worden ist, die Direktion der Königstädter Bühne sich zu Lösung der allerdings schwierigen Aufgabe entschlossen, und, dem Vernehmen nach, sogar Fräul. Henriette Sonntag vermocht hat, ausnahmsweise die Rolle der Hofdame zu übernehmen, welche, nach der Absicht des Dichters ganz das angenehme und gewandte Spiel, die Grazie und den feinen Weltanstand, so wie die liebenswürdige Persönlichkeit erfordert, wodurch diese Künstlerin vor vielen andern ausgezeichnet ist.

Sehr lebhaft und allgemein haben sich daher die Wünsche der Unterrichteten für das Gelingen der Sache ausgesprochen, in deren Verfolgung die Direktion des Königstädter Theaters ihre Thätigkeit und eifrige Sorge für das öffentliche Vergnügen abermals rühmlich bethätigt. Doppelten Dank aber wird Fräul. Henriette Sonntag sich durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit erwerben, von ihrem lieblichen Talent auch zu Gunsten eines Kunstzweiges Gebrauch machen zu wollen, welcher von andern Sängerinnen wohl zuweilen als untergeordnet und ihrer Bemühung unwerth angesehen wird. Um so erfreulicher ist es daher, gerade sie, die allgemein Bewunderte, von solchem Vornehmthun gegen das rezitirende Schauspiel entfernt zu finden, und gewiß wird jeder, der die Proben ihres allerliebsten Spiels in den Opern: der Schnee, die heimliche Ehe, Joconde u. s. w. gesehen hat, mit uns der Meynung seyn, daß die Muse des Lustspiels, dankbar für den Tribut der neuen Sängerin, dieser sich gleich huldreich erweisen werde, wie Polyhymnia, ihre Schwester.

Uebrigens wird dieß holde Schoßkind des Glückes uns in den ersten Tagen des Septembers verlassen, um, wie man sagt, in den Hauptstädten Sachsens und Schlesiens eine Gold- und Beyfallerndte zu halten, demnächst aber hierher zurückkehren, und eine Reihe von Gastdarstellungen auf dem königl. Operntheater beginnen, worin sie selbst ihr Talent in einer noch höhern und glänzendern Sphäre, wie bisher, zu zeigen hofft. Man erwartet sie unter andern als Donna Anna, als Vestalin, und Susanna in Figaro zu sehen, wodurch natürlich die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grad angesprochen wird. Nach Beendigung dieses lezteren Rollencyclus aber verläßt uns sodann die Liebliche, um gegen den Monat December über Hamburg, Bremen, Amsterdam, Brüssel, ihrer neuen Bestimmung in Paris entgegen zu gehen.

Für die Fortdauer ihrer Oper hat indessen die Direktion des Königstädter Theaters rühmlich und thätig gesorgt. Ein neuer Bassist, Hr. Wiedermann aus Prag, ist bereits nicht ohne Beyfall aufgetreten; ein guter Tenorist an Jägers Stelle, dessen bisher zweifelhafter Abgang nunmehr entschieden zu seyn scheint, wird erwartet, und die neu engagirten Sängerinnen Tibaldi, Altstimme, und die Schwestern Bamberger, hohe Soprane, alle drey früher in Dresden angestellt, sind schon angekommen, und haben in den lezten überfüllten Opernvorstellungen das Feld ihrer künftigen Siege vollständig in Augenschein nehmen können. Die beherzte Italienerin hat aber, wie verlautet, noch nicht die mindeste Besorgniß wegen ihres Erscheinens nach einer so glänzenden Nebenbuhlerin geäußert, und will vielmehr die Gefahr als Mann (wirklich zu nehmen, da sie meistens in männlichen Rollen erscheint) bestehen. Wird nun zu diesem Personal der Buffo Spitzeder, der Liebling des Publikums, welcher bleibt, und manches andere brauchbare Talent hinzugerechnet, so ist nicht zu läugnen, daß die Königstädter Oper in ihrer Gattung die königliche weit übertrifft, welche leztere, dem bey uns waltenden allgemeinen Prinzip gemäß, ihre ruhige und geräuschlose Existenz durch gewagte Neuerungen nicht unterbrechen zu wollen scheint.

Rom, 28. August.

Die Sucht der Schatzgräberey hat sich hier dergestalt der Gemüther bemächtigt, daß, seitdem die bekannte Carlonische Unternehmung zu Schanden geworden ist, und daher von ähnlichen Versuchen in der Erde abgeschreckt hat, man nun gar anfängt das Wasser zu durchwühlen, um darin nach Schäzzen zu suchen. Wenn dieß nicht in der Tiber geschieht, so ist der Abbate und Advokat Fea daran Schuld, der durch sein quos ego den Bannstrahl der Unwissenheit über alle diejenigen ausgesprochen hat, welche glauben, daß es keinen denkbaren Grund gibt, an der Existenz eines Dinges an einem Orte, wo es sich befinden kann, zu zweifeln, ehe man nicht im ganzen Umfange desselben darnach gesucht hat. Es ist materiell nicht unmöglich, daß nichts in der Tiber liegt; es ist aber moralisch noch unmöglicher, daß nichts darin liegen sollte. Der glänzendste und bewohnteste Theil Roms, das Forum Romanum, der Capitolinus, der Palatinus lagen an der Tiber; rechnet man dazu das sogenannte pulcrum litus, und besonders den Hafen Roms, so werden selbst diejenigen, welche Rom weder aus eigener Ansicht noch aus Beschreibungen kennen, begreifen, welch eine unsägliche Menge von werthvollen Gegenständen aller Art sich um die Tiber herum befunden habe. Man nehme noch die Tausende von Ereignissen, als da sind: Tumulte, Aufstände, Bürgerkriege, Feuersbrünste, absichtliche Verwüstungen, alles dieß auf dem Forum oder in der Nähe desselben vorgefallen, weil hier der Sitz der Regierung, der stete Aufenthalt des Volks, mit einem Worte der Mittelpunkt der Stadt war, durch welche Ereignisse Rom in einem Zeitraume von mehr denn anderthalb Tausend Jahren im eigentlichen Verstande von Grund aus umgewandt worden ist, und es gehört große Ungläubigkeit dazu, nicht wenigstens an die Möglichkeit, ich will nicht einmal sagen an die Wahrscheinlichkeit zu glauben, daß in der Tiber noch heut zu Tage Sachen von Werth liegen können. Die lezte große absichtliche Verwüstung Roms durch Robert Guiscardo, als dieser im Jahre 1084 Rom einnahm, um die Einwohner für ihre, an Gregor VII. verübten Unbilden zu bestrafen, betraf insbesondere das Forum, wo sein Kriegsvolk bivouakirte. Man denke sich solche Zerstörungen, wo es nicht darauf ankömmt zu rauben und zu plündern, sondern nur zu zerstören, was sich nicht fortschaffen läßt. Steht nicht zu glauben, daß man in solchen Fällen die Gegenstände lieber ins Wasser geworfen, welches sich leicht bewerkstelligen ließ, als sie zertrümmert haben wird, womit Zeitverlust und Mühe verknüpft war?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 216.

Konstitution.

Räthsel,

Gespräch.

A. „Hast du noch immer kein X?

B. „Nein, aber ich bin jezt eben auf X.

A. „Glaube mir, wenn du mehr X hättest, du würdest ohne X längst ein X haben.

B. „Was dieß betrifft, so hoffe ich mit meinem geringen X ohne X ein ziges X zu bekommen.

(Wir hoffen, daß der Leser nicht X nehmen wird X zu errathen.)

H. W.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 17. September 1827.

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.

Schiller.

Herzog Ulrichs erste Liebe.

Von Karl Grüneisen.

Zweyte Romanze.

Lieblich tönen rings die Flöten,
Lustiger noch die Schalmeyn,
Und die Hörner, die Trompeten
Schmettern laut und stürmisch drein.

Bey des Grafen Hochzeitmahle
Sind zu Durlach auf dem Schloß
In den Zimmern, in dem Saale
Tausend Gäste, reich und groß.

Purpur schimmert, Gold und Seide,
Demant, Perl' und Edelstein;
Viele Pracht, doch wenig Freude
Sieht man in den bunten Reih'n.

Denn die lieblichste der Bräute
Sizt in tiefem, stillem Gram
Mit gesenktem Blick zur Seite
Ihrem stolzen Bräutigam.

Die mit jungfräulichem Strahlen
Aufgeblüht am Neckarstrand,
Neigt das Haupt in bittern Qualen,
Seit vom Neckar sie verschwand.

Wenig Tage sind vergangen
Und schon trübte sich ihr Sinn,
Und es bleichten ihre Wangen
Und ihr Lächeln war dahin.

Ach! die Hände sind gebunden,
Und zerrissen ist die Lieb',
Und das Herz trägt seine Wunden
Fernhin, wo der Theure blieb!

Hier auch wird es neu betroffen
Von unnennbar schwerem Gram,
Und erstirbt mit seinem Hoffen,
Da von Ulrich Kunde kam.

Denn aus bayrischem Geschlechte
Ist das Weib erlesen schon,
Dem der Jüngling seine Rechte
Bieten soll und seinen Thron.

Schon bereitet man die Feyer,
Zögernd wohl und mit Verdruß,
Wo sie der gezwungne Freyer
Nach der Hauptstadt führen muß.

Bebend noch von solcher Kunde,
Wankt die Jungfrau zum Altar;
Zitternd und mit bleichem Munde
Gibt sie sich dem Grafen dar.

Treue, die sie zugeschworen,
Hielt sie strenge dem Gemal;
Liebe war ihm nicht erkoren,
Blieb im fernen Neckarthal.

Und kein Lächeln glänzte wieder
Um der Fürstin holden Mund,
Klagen thaten ihre Lieder,
Thränen ihre Blicke kund;

Bis die Blicke ganz verglommen
Und der Mund geschlossen war,
Und das Herz zur Ruh' gekommen
Auf der stillen Todtenbahr.

Bevorstehender gemeinschaftlicher Frühling der Planeten.

Als die auffallende Kälte zu Anfang dieses Jahrs uns heimgesucht hatte, und, wie gewöhnlich über meteorologische Merkwürdigkeiten zu geschehen pflegt, weit umher gerathen und gegriffen wurde, rief mein astronomischer Freund aus: „Ich wollte, ich könnte jezt auf dem Saturnusring umherwandeln, dort ist Frühling jezt, und all das veränderliche Wesen und Wetter muß auf diesem herrlichen Planeten zur schönsten Ruhe und Ordnung sich eingerichtet haben. Ach was sind wir doch für arme Gefangene, ewig ohne alle Hoffnung der Befreyung auf einer solchen Planetenkugel in dem unermeßlichen Leeren herumzutreiben! Wir wandeln auf Vulkanen umher und unter uns brennen nie auslöschende Feuer; und wie oft dachte ich, wenn ich Jupiter durch mein Fernrohr wandeln sah, es wäre ein Schiff oder Luftballon, das in ferne Welten hinaussegelt. Wenn es nun in Brand geriethe, wenn die unterirdischen Feuer losgingen; vergebens würden sie Nothschüsse thun, um Hülfe rufen, Niemand hört sie, und ohne Theilnahme und Gemeinschaft ewig von einander geschieden, treiben die andern schiffenden Planeten durch den Raum." — Ob wir so ewig getrennt bleiben, erwiederte ich, ist eine gar wichtige Frage; aber daß der Frühling auf dem Saturn, auch uns zu Gute kommt, das glaube ich gewiß, eben so, als ich den alten astrologischen Glauben Kepplers nicht aufgebe, daß die Planeten schon jezt Theilnahme und Gemeinschaft miteinander und gegeneinander halten und pflegen. Um nun darüber beyspielsweise, also auch verständlicher, etwas dem geneigten Leser vorzulegen, will ich nicht von den ehemals so berüchtigten Oppositionen und Konjunktionen und Gegenscheinen, sondern von den Frühlingen der Planeten reden und von dem schönen Fest, dem so gar freundlichen, wenn sie einmal alle miteinander zu Einer Zeit ihren Frühling feyern.

Daß die Planeten alle ihren Frühling haben, wer wird daran zweifeln? Die Glieder eines Ganzen, die Brüder einer Familie haben doch ihre Aehnlichkeit, und warum sollten wir allein den Vorzug haben, diesen immer wiederkehrenden Wechsel neuer Erscheinungen und Belebungen, die uns der Frühling gewährt, zu genießen? Wer wollte auch nicht gern seine Vorzüge andern auch wünschen? Doch wir brauchen es nicht zu errathen das Räthsel unserer brüderlichen Verwandtschaft mit den übrigen Planeten; die Astronomen haben es uns gelöset durch ihre Beobachtungen. Ist es nicht eine der ersten astronomischen Thaten Herrschels gewesen, die Zeit des Mars-Frühlings zu bestimmen? Hat er uns nicht seinen Pol und die sonderbaren hellen Zonen, die in jener kalten Gegend sich befinden, gezeigt? Er hat den Aequator dieses kleinen Planeten und die Wolkenzüge auf demselben uns gezeichnet, und uns gelehrt und gezeigt den Stern am Himmel, nach welchem der Mars seinen Pol dreht, oder nach welchem die Seefahrer auf demselben steuern. Das ist in der That kein so leichtes Unternehmen; man stelle sich etwa vor, man gebe einem Mineralogen die Aufgabe, er solle von dem Berg Rigi aus die Lage eines Krystalls und seiner Achse bestimmen, der auf dem hohen Gipfel der Jungfrau liegt. — Was soll ich von dem Saturn sagen? hat nicht der Himmel den Anbruch seines Frühlings durch ein so allgemein, nicht blos uns, sondern allen Bewohnern unsers Planetensystems verständliches Signal gleichsam als merkwürdig aufgedrungen? Er hat ihn mit dem scharfen Ring umgeben, im Aequator des Saturns liegend; der Ring verschwindet unsern Fernröhren, wenn die Sonne in dieser Richtung des Aequators ihn bescheint, und das ist uns ein Zeichen seines Frühlings. Das Jahr 1789, der Anfang der französischen Revolution und das Verschwinden des Saturnsrings sind gleichzeitige Begebnisse. Wenn die Chronologie nach Jahrtausenden die Spur dieser großen Begebenheit verloren hat, so wird wenigstens diese Erscheinung am Saturn, wenn sie die Astronomen aufbewahren, ein Fingerzeig und eine Andeutung bleiben. Der Frühling der von Trabanten begleiteten Planeten ist auf eine fast sinnreich zu nennende Weise zugleich der allgemeine Frühling seiner Trabanten gemeinschaftlich; welche Geselligkeit überall, welche Ordnung! Es ist unzweifelbar ein Beweis, daß auf unserer Erde eine unordentliche Bewegung oder Umkehrung stattgefunden, da jenes für unsern Mond nicht statt findet, und so weisen es auch die Naturforscher nach.

Es haben die Planeten aber, um noch weiter zu verfolgen, einen Frühling noch mit der Sonne gemein oder gleichsam etwas Aehnliches. Sie tauchen sich nämlich während ihres Laufs zweymal in den ungeheuern Lichtgürtel oder die Lichtatmosphäre, welche die Aequatorial Zone der Sonne umgibt, das uns als Erscheinung des Zodiakallichts von den Physikern also gedeutet wird.

Die Frage nach dem gemeinschaftlichen Frühling der Planeten ist nicht so wunderlich-astrologisch, wie die über die Zusammenkunft der Planeten. Als Keppler diese allgemeine Zusammenkunft berechnen wollte, kam er auf ungeheure Zeiten und Epochen; und es ist eine Frage, ob je die Bewohner des Erdballs dieß seltene Ereigniß erblicken werden; wenigstens ist es noch so lange hin bis zu diesem allgemeinen Kongreß, daß vielleicht gar der ewige Friede vorher möglich wäre. Es ist ein kurzer Augenblick, aber die Frühlinge dauern auf den Planeten länger; also ist ihr Zusammentreffen (nicht nach der Gleichzeitigkeit des Anfangs oder nach der astronomisch genauen Sekunde), ihr Zusammenwirken überhaupt häufiger. Der Frühling dauert

auf jedem Planeten den vierten Theil seines ganzen Umlaufs oder seines Jahrs. Auf dem Jupiter dauert er drey Erdenjahre; auf dem Saturn sieben ein Fünftel Jahr; auf dem Uranus ein-und-zwanzig Jahre. Und wenn man Herbst und Frühling überhaupt als die Tag- und Nachtgleiche rechnet, so kehrt dieß Phänomen alle halbe Umläufe jedes Planeten einmal wieder.

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Als Ballade in Schiller's, Bürger's oder Stolberg's Geiste bearbeitet, müßte folgende tragische Begebenheit von außerordentlicher Wirkung seyn:

Miß Fell, ein liebenswerthes Mädchen von siebzehn Jahren auf der Insel Man, geht am 20sten März 1821 Abends von einem Besuch nach Hause, und eilt bald heim zu kommen, weil der Bruder am Gehirnfieber krank liegt. Ihr Weg führt längs dem Meergestade. Der hohe Feldpfad ist schmal. Sie tritt fehl und verschwindet in dem Abgrund. Die Eltern, durch ihr langes Fortbleiben beängstigt, senden Boten aus mit Laternen. Ohne sie kehren alle wieder. Unterdessen lag das arme Mädchen auf einer kleinen, vom Meere ringsum umflossenen, mit Gras und Moos bedeckten Erdhöhe. Der Hülferuf ihrer schwachen Stimme ward vom Brausen der Brandung verschlungen. Erschöpft von Angst und Kälte schlief sie endlich ein. Am folgenden Morgen sah sie wohl Schiffe auf der hohen See, aber ihre heiser gewordene Stimme drang nicht bis zum Borde derselben. In dieser schrecklichen Lage fand sie noch der dritte Morgen. Da führte der Zufall ein Fischerboot in ihre Nähe; die Fischer retteten die der Verzweiflung schon halb Hingegebene glücklich. Die Freude des Wiedersehens tödtete die Mutter. Auf die Tochter aber hatten jene drey furchtbaren Tage und nun der Tod der geliebten Mutter so tief gewirkt, daß sie in Wahnsinn verfiel und sich selbst das Leben nahm.

*

Die Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe des Lope de Vega bleibt so unerhört in der Geschichte der Poesie, wie sein Talent, gut gebaute Verse in allen Sylbenmaßen, zu denen die spanische Sprache sich bequemt, mit derselben Leichtigkeit wie fließende Prosa zu schreiben. Ein versificirtes Schauspiel von drey Akten, durchwebt mit Sonnetten, Terzinen und Oktaven, und reich an Intriguen oder an Wundern, vom Anfange bis zum Ende zu verfassen, bedurfte er in der Regel nicht über vier-und-zwanzig Stunden. So war es ihm möglich das spanische Theater mit mehr als zweytausend neuen Schauspielen zu versehen, von denen aber nicht viel über dreyhundert durch den Druck aufbewahrt wurden. Seine Leichtigkeit im Dichten und Versificiren recht bestimmt zu würdigen, nahm man in neuern Zeiten die Arithmetik zu Hülfe. Man rechnete aus, da er, nach eigenem Geständnisse, im Durchschnitte täglich in seinem Schriftstellerleben fünf Bogen verbraucht hat, daß die Summe dieser sämmtlichen Bogen sich auf 133,225 belaufen, und daß, wenn man davon die wenige Prosa abzieht, über ein-und-zwanzig Millionen und dreymal hunderttausend Verse heraus kommen, die Lope, der fruchtbarste aller Musenpriester, gedichtet und geschrieben.

Die Anzahl von Kotzebue's Theaterstücken beläuft sich auf acht-und-neunzig. Die Stricknadeln, eines seiner beliebtesten Lustspiele, begann und vollendete er in acht-und-vierzig Stunden, wohlverstanden, daß er nebenher noch speiste, sich mit seiner Familie unterhielt, Besuche machte, und sich von der gewohnten Schlafzeit nichts abbrach.

*

Man sollte schon in den Schulen lernen, was man von der Welt und den Menschen fordern kann, um sich und andere nachher nicht zu peinigen. Man gebe mir den abgefeimtesten Schurken, den Menschen, der in einem Athem zehn Lügen sagt, den Eiteln, der doch von seinem Werthe aufgeblasen ist, den rohen Menschen, dem die gemeinste Lebensart fehlt, und ich will mit allen fertig werden, nur nicht mit dem, der überall die reine Bruderliebe erwartet, und der mit den Menschen wie mit Blumen und Nachtigallen umgehen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.*)

Unsere Berichte eröffne die Wiedereröffnung unseres schönsten und größten Schauspielhauses, des Theaters an der Wien, welche am 28ten Juni geschah. Sie sollte eigentlich erst im August vor sich gehen, weil aber im Juli unsere Hofbühne geschlossen bleibt, so wollte die Direktion die ihr günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, und eröffnete ihre Bühne früher. Man gab Macbeth nach der Schiller'schen Bearbeitung. Das Haus war überfüllt. Keine der äußern Veränderungen des Schauspielhauses, auf die man gerechnet hatte, war zu bemerken, und das Publikum fing an etwas mißlaunig zu werden. Dieß schien die Direktion erwartet zu haben, denn nun fingen die Ueberraschungen an, die um so stärker wirkten.

---

*) Unsern Lesern, die es vielleicht befremdete, seit längerer Zeit keine Berichte aus Wien in diesen Blättern zu finden, diene zur Nachricht, daß wir über diese Stadt immer nur Berichte, die größere Zeitabschnitte und merkwürdigere Ereignisse umfassen, geben werden.

D. Red.

je vollständiger sie waren. Wie mit einem Zauberschlag stieg die alte Astrallampe in die Höhe, und eine neue, schöner geformt und ein freundlicheres Licht verbreitend, senkte sich an jener Stelle herab. Die Ouvertüre begann, und mit ihren ersten Tönen fiel eine neue Courtine herunter, einen schön drappirten, reich mit Silber verzierten Vorhang von blauer Farbe vorstellend. Nach dessen Emporheben erschien die Schauspielergesellschaft, die Herrn in schwarzen, die Frauen in weißen Kleidern, Director Karl an ihrer Spitze, welcher sich und die Seinigen in einem, von Castelli verfaßten Prologe dem Publikum empfahl. Nach dem Prologe senkte sich eine zweyte neue Courtine herunter, Wien, vom Belvedere aufgenommen, vorstellend. Nun war des Beyfalls kein Ende. Die Darstellung befriedigte Jeden, der Rücksicht auf die beschränkteren Kräfte einer Bühne unter Privatleitung nimmt. Herr Rott war Macbeth, Mad. Brede Lady. Das äußere Zusammenwirken und die Scenerie fielen, kleine Störungen im Maschinenwesen bey den Geistererscheinungen abgerechnet, vorzüglich aus. Seitdem hat sich das Theater als eigentliches Théâtre des Variétés ausgesprochen. Die Räuber, die Schuld, Kabale und Liebe, der junge Herr auf Reisen, Prinzipal Purzel, der Rehbock, die sieben Mädchen in Uniform, die schwarze Frau, eine gelungene Parodie der weißen Frau, mit Musik von A. Müller, einem jungen Sänger des Kärnthnerthortheaters, der ein ungewöhnliches Talent bemerken ließ, alles dieß wechselte bunt durch einander. Die Gesellschaft ist nicht nur in Rücksicht ihres Willens, sondern selbst, wenigstens mehrere Mitglieder betreffend, in Rücksicht der Kräfte bedeutender, als vermuthet wurde. Die künstlerische Wirksamkeit der Mad. Brede ist in der theatralischen Welt bekannt, nur Schade, daß gerade jenes Fach, in welchem sie sich auszeichnet, das feinere Lustspiel, von dieser Bühne fast ausgeschlossen werden muß. Rott ist ein bedeutender Schauspieler, und wird es noch mehr werden, wenn er sich durch die Lobhudeleyen der Wiener Blätter nicht irre machen läßt. In früherer Zeit konnte ihm ein zu ungestümer Vortrag vorgeworfen werden, nun ist er in den entgegengesezten Fehler verfallen, den eines zu weichen und süßlichen, welcher um so mehr störend wirkt, als er mit der Kräftigkeit seines Aeußern im Widerspruche steht. Es ist sehr zu wünschen, daß er jenen Fehler beseitige, denn Studium wird in keiner seiner Rollen vermißt. Herrn Kunst ist bey seiner herrlichen Anlage zu wünschen, daß er mehr der Natur und der Wahrheit treu bleibe, als sich durch Künsteley davon entferne. Er muß aufhören den Theatereffekt für das Höchste zu halten, und seine Rollen mehr individualisiren, als er bis jezt gethan hat. Director Karl ist sowohl als anordnendes wie als darstellendes Mitglied die Seele des Ganzen. Das Theater an der Wien sowohl als das in der Josephstadt stehen unter seiner Leitung. Ersteres hat er auf sechs Jahre gepachtet. Theilnehmer ist Herr von Scheidlin, der Pächter des Josephstädter Theaters.

Seit einiger Zeit macht in ersterem eine Bearbeitung des Auffenbergischen Schauspiels: „der Löwe von Kurdistan“ unter dem Titel: „König Richard in Palästina,“ besonders in Rücksicht des damit verbundenen Spektakels viel Glück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 28. August.

(Fortsetzung.)

Der kaiserliche Pallast (die sogenannte domus aurea), vielleicht eines der weitläufigsten Gebäude, welche jemals auf der Erde existirt haben, in welchem eine ungeheure Menge von Kunstwerken aller Art aufgehäuft war, stand ganz in der Nähe der Tiber. Er ist bis auf einige äußere Mauern, welche kaum den tausendsten Theil von seinem ehemaligen Material ausmachen, zerstört. Wohin sind die Schäze desselben gekommen? Freylich mögen sie theils zufällig, theils absichtlich zerstört oder geraubt und fortgeschafft, aber doch sicher auch, einem großen Theile nach, durch hundert denkbare und mögliche Veranlassungen in die Tiber gerathen seyn. Von dieser Abschweifung, welche ich mir nur darum erlaubt habe, weil in diesen Tagen abermals über den Gegenstand pro und contra disputirt worden ist, zurück zu der Schazgräberey, deren ich oben erwähnt habe. Es wird von einigen Schriftstellern gemeldet, daß Tiberius am See von Nemus (jezt Nemi) eine Villa besessen habe, eben so, daß er sich auf dem See eine Art von Lustschiff, in welchem er während der stärksten Sommerhize zu schiffen, oder vielleicht am Tage eigentlich zu wohnen pflegte, habe erbauen lassen. Lezteres soll, heißt es nun, im See untergegangen seyn, und noch heut zu Tage auf dem Grunde desselben fest sizen. Alle diese Angaben sind möglich, und das Factum selbst also keineswegs zu bezweifeln. Wenn aber vorausgesezt wird, daß sich Kunstsachen oder andere Dinge von Werth darauf befinden sollen, so ist dieß aus dem Grunde zu bestreiten, daß den Römern zu Tiberius Zeiten die Taucherkunst, deren schon Aristoteles gedenkt, hinlänglich bekannt seyn mußte, um sie in Stand zu sezen, jene Sachen, wenn sich dergleichen wirklich im Schiffe befunden hätten, herauszuziehen. Ein Versuch, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angestellt, scheint, so viel aus der im Drucke existirenden Beschreibung, von einem gewissen Biondo von Forli, welche die hiesige Zeitung in diesen Tagen hat von neuem abdrucken lassen, abzusehen ist, sehr ernstlich gemeynt gewesen zu seyn. Der Unternehmer derselben, ein gewisser Leone Battista Alberti, ist in Person selbst untergetaucht, und spricht von den Dingen mit großer verwirrter Geschwäzigkeit. Unter den Personen, welche dem zweyten Versuche im Jahre 1535 mit beygewohnt haben, wird der berühmte Giovanni von Udine genannt, aber nur dadurch bezeichnet, daß er, wie die Beschreibung sagt, „alle Kunstwerke, Gebäude, Berge und sonst merkwürdige Gegenstände Roms gemessen habe, und doch war er ein Künstler, der als Arabeskenmaler höchstens von seinem Lehrer Raphael übertroffen wurde. Aus beyden Beschreibungen ergibt sich die ungemeine Festigkeit, mit welcher das Schiff gebaut gewesen. Erwägt man diesen Umstand, so fällt gewiß jeder Gedanke an allmähliges Verfallen oder zufälliges Lekwerden des Schiffes, wogegen noch so viele andere Umstände sprechen, von selbst weg; dagegen ist zu verwundern, daß weder früher noch jezt ein Erklärer auf die allernatürlichste Vermuthung gerieth, das Schiff werde nach Tiberius Tode, als man sein Andenken zu verfluchen begann, absichtlich zerstört worden seyn. In diesem Falle aber steht Hundert gegen Eins zu wetten, daß man die etwa darauf befindlichen Kunst- oder Luxusgegenstände vorher daraus fortgeschafft, die metallenen Beschläge und Nägel jedoch, weil diese einen unmittelbaren Theil desselben ausmachen, darin hat sizen lassen; denn die Römer unter Tiberius waren ganz andere Leute als die unter Tarquinius Superbus, welche leztere nicht einmal das Korn essen wollten, das in zahllosen Garben auf des Königs Feldern (dem vormaligen Märzfelde) aufgeschichtet stand, sondern es in die Tiber warfen, wo es sich nach Livius dergestalt anhäufte, daß daraus die heutige Tiberinsel entstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. September 1827.

Das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den lezten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt blos die Dornenkrone von seinen Wunden.

Jean Paul.

Herzog Ulrichs erste Liebe.

Von Karl Grüneisen.

Dritte Romanze.

Hilflos auf verborgnem Gange
Flieht der Herzog aus dem Land;
Das gehorcht in stummem Zwange
Deutschem König Ferdinand.

In die Ferne wird getragen
Ulrichs hoffnungsreicher Sohn,
Und die treuen Bürger klagen:
Alle Hoffnung ist entflohn.

Neue Jagd, Turnier und Schulden
Wollten wir bezahlen gern,
Wollten Alles von ihm dulden,
Wär' es doch vom eig'nen Herrn.

Aber bitter ist der Friede,
Den der Oesterreicher gab;
Solchen Glückes sind wir müde,
Dünkt uns alter Freyheit Grab.

Grämlich schleichend durch die Gassen
Schaun die Bürger nach dem Schloß,
Wo die fremden Ritter prassen,
Schwelgend mit des Landes Schoß.

Horch, was treibt mit Einem Male
Stuttgarts Männer, Frauen all?
Was bedeutet rings im Thale
Dumpfer Trauerglocken Schall?

Auf den reich verzierten Wagen
Folgt ein fürstliches Geleit;
Tiefer Schmerz und laute Klagen
Sind in allem Volk erneut.

Im Spital zu Sankt Kathrinen,
Wo die Glocke ladend ruft,
Legen, dem Gebot zu dienen,
Sie den Sarg in stille Gruft.

Und hier schlummert, die im Leben
Ulrichs erste Lieb' erwarb,
Die vom Sturm, der ihn umgeben,
Heimlich welkte, sank und starb.

Und hier will sie bey den Todten,
Wenn er ferne flüchtig eilt,
Ruh'n in seiner Heimath Boden,
Wo sie einst, wo er geweilt;

Will das Herz, das ihm treueigen
Sich in reiner Lieb' ergoß,
Seinem Volk ein weckend Zeichen
Legen in des Volkes Schooß.

In des Hofs gewölbten Hallen,
Wo die Linde trauernd steht,
Ruht von ihren Leiden allen,
Schlummert hier Elisabeth.

Ulrich, herzoglicher Degen,
Ueber der Geliebten Gruft
Wacht dein Volk, und dir entgegen,
Hörst du, wie es Wünsche ruft?

Rüste deine Waffen wieder,
Steig' auf dein arabisch Roß;
Deine Kinder, deine Brüder
Oeffnen dir dein fürstlich Schloß.

Und die Liebe, die dir frühe
In dem Weib des Herzens schwand,
Nähre sie für uns und glühe
Für das Recht im Vaterland!

Ueber den Geschmack in der Musik.

Keine Kunst ist in der neuern Zeit so sehr in Aufnahme gekommen wie die Tonkunst. Ueberall zeigt sich ein reges musikalisches Leben in der Kirche, wie in der Schule und in den Häusern. Musikalische Bildung wird für ein nothwendiges Stück guter Erziehung erachtet, und wer sein Glück in der Gesellschaft machen will, darf Apollo's Leyer nicht schmähen. Immer höher werden die Forderungen gesteigert, und was jezt Dilettantismus genannt wird, hieß früher Meisterschaft. Vergleichen wir die Zahl der jährlich ans Licht tretenden musikalischen Produktionen, der öffentlichen wie der Privatvereine zu diesem Zweck, und besonders der singenden — früher unter uns gänzlich unbekannten — mit den Ergebnissen aus einer frühern Zeit, so stellt sich klar an's Licht, wie allgemein musikalische Bildung, wie zahlreich Polyhymniens Jüngerschaft geworden ist. Es kann im Allgemeinen nur erfreulich seyn, daß eine Kunst, die einen so reichen Schatz fruchtbarer Bildungsmittel in sich faßt, die uns die Tiefen der Natur und des Menschenlebens aufschließt, die uns am unmittelbarsten von allen ergreift, die, wie keine, eine versöhnende und erhebende Gewalt über uns ausübt, den Zwiespalt des Lebens uns vergessen und den Frieden des Himmels uns ahnen läßt — daß eine solche Kunst mehr und mehr gesucht, geübt und gepflegt wird. Aber eben diese Erfahrung berechtigt auch zu dem Wunsche, daß sie sich stets in der rechten Bahn bewegen, daß sie sich von falschem Schein frey erhalten möge, daß das Verkehrte immer mehr ausgeschieden und Standpunkte auf einem festen Boden in ihr gewonnen werden. Denn es ist von der fast stromartigen Verbreitung dieser Kunst unzertrennbar, daß sie auch trübe Fluten mit sich führt, deren Niederschlag sich mancher Orten festgesezt hat.

Wenn Kunstfähigkeit überhaupt nie rein angebildet wird, sondern als eine angeborne betrachtet werden muß, so scheint dieß bey der Tonkunst in hohem Grade der Fall zu seyn. Der Sinn für dieselbe ist Manchen in dem Maaße versagt, daß sie auch bey fertiger Handhabung manches Technischen, aller gegebenen Mühe zum Troz, nie zu einem sichern rhythmischen Gefühl gelangen, noch überhaupt ihre Sprache verstehen, ihren Zauber empfinden lernen. Dieser Sinn ist Andern so überschwenglich zugetheilt, daß nur das von ihnen klar empfunden und lebendig aufgefaßt wird, was sich ihnen rhythmisch und in Tönen gestaltet. Wenn dieser bey Anhörung eines seelenvollen Tonstücks auf's Tiefste gerührt und erschüttert, ja bis zu Thränen bewegt erscheint, so sehen wir jenen kalt und kämpfend mit tödtender Langerweile, denn die Natur hat um seine Brust eine Hülle gelegt, die der Seele, die auf Tönen schwebt, keinen Einlaß gestattet, während der in Worten gekleidete Begriff und Gedanke leicht aufgefaßt wird. Doch wohl uns, die schöpferische Hand war nicht karg in Austheilung ihrer schönsten Gaben. Wenigen ist der Eingang in den Tempel der Göttin ganz verschlossen und von noch mehreren bleibt er unbetreten, die, im Besitz des vollen Geburtsrechts zu ihrem Priesterorden, allein durch äußere Lage an der Entwickelung des schlummernden Keims verhindert bleiben. Es ist eine gemeine Sage, daß große Männer nur selten, etwa alle Jahrhunderte, geboren werden, und immer nur wenige erscheinen, die auf die Ehre des Genie's Anspruch machen können. Berufen sind so Manche, ja sind Viele im Ganzen, durch natürliche Anlage, aber Wenige auserwählt, das anerkennende und richtig würdigende Auge und die pflegende Hand zu finden, die des Keimes sorgsam wartet und den glimmenden Funken zur Flamme anzufachen weiß. Wer sagt es, wie viele reich ausgestattete Kunstberufene unter uns den Dreschflegel führten und noch führen, und wie viel Herrliches so täglich unter dem Schutt und Druck des Lebens verloren geht; und liegt er nicht nahe der Zweifel, ob nicht Schöneres in der Anlage verborgen bleibt in der Dunkelheit des Lebens, als wirklich an's Licht tritt und zur Entfaltung kommt. Auf welcher Höhe der Ausbildung würde die Kunst nicht stehen, wenn durch öffentliche Institutionen von ausgedehnter Wirksamkeit dafür gesorgt würde, daß der überall zerstreute edle Same aufgesucht, gesammelt und in ein fruchtbares Land gesäet würde, wo er sich frey entwickeln und ungestört seine Früchte tragen könnte! Dann würden wir einen Reichthum von Kräften für den Dienst der Kunst gewinnen, die jezt unwiederbringlich verloren gehen, und wir würden eine Mannigfaltigkeit und einen Glanz der Kunstschöpfungen besitzen, die unsere jezigen Leistungen noch weit überträfen, und eine Sicherheit des Geschmacks und der Beurtheilung würden wir sehen, welche alles Unedle und Unreine noch besser in seiner Nichtigkeit erkennen, und als Unkraut aus dem reichen Fruchtgarten der Kunst rein ausscheiden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anwendung des Galvanismus im Großen. *)

Aus einer Abendunterhaltung.

Wir hatten uns in der gewöhnlichen Abendgesellschaft recht zahlreich und voll theilnehmender Erwartung gesammelt, denn unsere lieben Reisenden aus Schweden und England und aus Italien waren wieder in's Heimathland zurückgekommen; auch einige Fremde aus München und Berlin hatten uns besucht. Da war nun allerdings Manches und Mancherley zu erzählen, zu berichten, zu beantworten; wir ließen uns wässern, wie das dürre Land Egypten vom Nil, so von den Strömen ihrer fruchtbaren Erzählung; der Wind blies von allen Seiten auf die Reisenden ein und drehte wie in einer Windmühle das Getriebe, um das Mehl der Unterhaltung zu Tage zu fördern. Wir mußten uns selbst an die Wirklichkeit fest halten, damit wir durch den schnellen Wechsel der Bilder nicht schwindlicht würden. Denn von dem äußersten Punkte der nördlichen Civilisation in dem schwedischen Geste saden wir uns wieder auf den Vesuv und unter den schönen Himmel Neapels versezt. Der Eine fragte nach dem Original des schwedischen Pfarrers, der Andere nach der berühmten Köchin und Schriftstellerin Christina Warg, dort nach dem Sphinx, den die Insel Ischia bildet, dort nach der Pracht der Oxford-Street in London, und dem reichsten Juwelenschatz, und nach den Riesenzeitungen der Engländer, die ein Deutscher ihnen hat schneller drucken helfen. Man kam auf die große Luftpumpe, die einen ganzen unterirdischen Kanal als Stiefel hat, in welchem Reisende und ganze Wagen durch den Druck der Luft fortgeschoben werden, und auf die galvanischen Schiffe des berühmten Präsidenten Davy, als Einer sofort die Frage aufwarf, ob denn die Engländer den Galvanismus noch nicht im Großen angewandt hätten? Diese Frage mußte nun zunächst unser aus England zurückgekommener Freund mit Nein beantworten; er meynte auch, daß die Engländer mehr auf die Erhöhung der mechanischen Kräfte sich erpicht zeigten. Andere aus der Gesellschaft waren überhaupt der Meynung, es sey der Galvanismus eine bloße Kuriosität, ein Experiment für die Schule, nicht fürs Leben; die größten Entdeckungen seyen vor dem Galvanismus und ohne ihn gemacht worden. Man erinnerte selbst die Frauen an das geheimnißvolle Spiel mit dem Hin- und Herschwingen der Ringe am Faden hangend (das in den Wahlverwandtschaften vorkömmt), und an die goldnen Fingerhüte aus Dresden, die sich galvanisch von selbst nach Norden drehen, als einer von der Gesellschaft sich an mich wandte mit den Worten: „Man sagt von den Schul- und Jugendfreunden, daß sie die bewährtesten und liebsten seyen; sollte das nicht auch von den Studien und Wissenschaften gelten, die uns in der Jugend besonders angezogen haben, besonders wenn sie so unerschöpflich und reich zu seyn scheinen wie der Galvanismus? denn immer lesen wir wieder aufs Neue in unsern vortrefflichen Unterhaltungsblättern etwas Neues darüber. Sie, mein Freund, haben Ihre Jugend in der Zeit gehabt, als diese große Entdeckung auftrat, und mit gelebt und gehandelt; Sie könnten uns wohl Kunde und Unterricht geben, ob vielleicht jezt ein Wendepunkt für diese galvanische Weisheit eingetreten ist, und sonst Einiges in freundlicher Manier uns mittheilen.“ Ich erwiederte: „allerdings sey in meiner Jugend der Galvanismus das Wort des Tages gewesen; man glaubte dem Prinzip des Lebens näher gekommen zu seyn; was die alten Alchimisten aus den Metallen vermittelst des Feuers und der Blasebälge suchten, das allgemeine Lebenselixir, das schien die Natur gleichsam selbst verrathen zu haben. Doch zweifelte ich, ob die Gesellschaft mit dem eben ausgesprochenen Wunsche meines Freundes einverstanden sey; auch gab ich zu bedenken, daß meine Vorliebe mich zu einem partheyischen oder zu einem gar langweiligen Redner machen möchte.“ Es erhoben sich alsbald mehrere Stimmen, die der Aufforderung meines Freundes verstärkend beystimmten; also daß ich, wiewohl nach einigen noch vorangeschickten abwehrenden Erklärungen, die Rolle des Berichterstatters übernehmen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Durch ein Versehen wurde unter dem Artikel „Frühlingsfeyer der Planeten“ (Nr. 223) der Name des Verfassers ausgelassen. Wir verdanken ihn, wie vorliegenden, dem sehr verehrten Herrn Professor Pfaff in Erlangen.

D. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Das Kärnthnerthortheater hat viel durch das theilweise Aufhören der italienischen Oper verloren. Am 21sten Juli verließ uns Mad. Lalande, die zum lezten Male in Rossinis Semiramide auftrat. An ihrer Statt kam Dem. Tosi, eine gefühlvolle, nur nicht sehr kräftige Sängerin, welche wir aber nur in der einen Oper: „l'ultimo giorno di Pompeji,“ von Paccini, hörten, da sie, nachdem sie einige Mal darin aufgetreten war, uns wieder am 7ten August gemeinschaftlich mit Hrn. David verließ. Die genannte Oper zeigt Studium und Anlage des Kompositeurs, nur schadet ihr ein zu sichtliches Ringen nach Originalität. Uebrigens gefiel sie bey der spätern Darstellung mehr noch als bey der früheren, und hätte sich ohne die Abreise der genannten Sänger bleibend auf dem Repertoir erhalten. Am 17ten August endlich erlitt die Oper den empfindlichsten Verlust durch die Abreise des Hrn. Lablache, welcher zum lezten Mal in „l'inganno felice,“ von Rossini auftrat. Referent gehört nicht zu denjenigen, die schnell mit dem Lob fertig werden, und nicht Worte genug für ihre Angebeteten finden können, und dennoch muß er bemerken, daß es schlechterdings unmöglich ist, sich einen Begriff von der Kunsthöhe des Lablache zu machen, wenn man ihn nicht gehört und gesehen hat. Die sonorste und kräftigste Stimme vereinigt sich mit dem eindrucksvollsten Vortrage, und dem

größten Zauber des Spiels, und dabey ist es zweifelhaft, ob ihm im ernsten oder komischen Fache die Palme gebühre. Die Wahnsinnsscene in der Agnese, die in der Semiramide, in welcher er den Geist zu sehen glaubt, und die in l'inganno felice, in welcher er den Brief liest, gehören zu dem Vollkommensten, was die Schauspielerkunst je geliefert hat. Verschiedenartiger war noch kein Künstler als er. Am Abende vor seiner Abreise brachte ihm die deutsche Sängergesellschaft eine Serenade. Man kann mit Recht annehmen, daß durch ihn die Gesangeskunst bey uns eine ganz neue Richtung genommen habe. Gott bewahre uns nur vor talentlosen Nachahmern!

Was uns von italienischen Sängern noch bleibt, ist leider nicht so bedeutend, als das, was wir verloren. Monelli ist der Manier nach ein vortrefflicher Sänger, aber das Metall der Stimme wird vermißt; Berettoni hat eine Zeitlang mit Lablaches Andenken zu kämpfen; Paccini ist mehr Schauspieler als Sänger, nur Mad. Coris-Palloni, die zum ersten Male in Rossinis „Barbiere di Siviglia" auftrat, behauptet einen bedeutenden Kunstrang, besonders in Rücksicht der Ueberwindung der Schwierigkeiten und Feinheit der Koloraturen. In einigen Monaten erwarten wir die Pasta und Tamburini. Nach der Abreise der vorgenannten Sänger hat die Administration des Theaters die Preise für die italienischen Operndarstellungen heruntergesezt. Die erste Darstellung war l'Italiana in Algieri, am 20sten August, welche in Rücksicht des Zusammenwirkens günstig aufgenommen wurde.

Das Vorzüglichste wird eine Zeit hindurch das Ballet seyn. Mad. Rozier, Dem. Pierson, vor allen aber die unnachahmliche Brugnoli, und dazu die Herrn Guerra, Garay und Samengo bilden einen herrlichen Künstlerverein. Guerra ist einer der herrlichsten Tänzer neuerer Zeit. Im Blaubart, einem Ballette von Vestris, trat Hr. Dimaltia, erster Pantomimist von Neapel, in der Hauptrolle auf. Er hat viel mimische Kraft, und hält sich von Uebertreibung fern, indeß kann jezt die bloße Mimik als eine selbstständige Kunst nicht mehr durchdringen ohne Unterstüzung der Rede, des Gesanges oder des Tanzes. Die deutsche Oper soll nun, wie es verlautet, vorzugsweise ins Auge genommen werden. Am 7ten August wurde Faust von Spohr, Text von Bernard, zum Benefiz des Herrn Forti gegeben und beyfällig aufgenommen. Der Klassicität der Musik thut es Eintrag, daß der Komponist zu sehr das Orchester, und zu wenig die Sänger bedacht hat, ein Fall, der bey der italienischen Oper, an die wir seit einiger Zeit gewöhnt sind, gerade umgekehrt ist. Der sehr wirksame, hin und wieder zu hart behandelte Operntext gab gute Gelegenheit jenen Fehler zu vermeiden. Von bedeutenden Virtuosen hörten wir nur den dreyzehnjährigen Wörlitzer, der durch Fertigkeit und Lieblichkeit des Spiels auf dem Forteplano, so wie durch Anstand und Feinheit des Benehmens, die allgemeinste Theilnahme erregte.

Könnte nur vorerst die Schechner, deren Verlust wir so empfindlich fühlen, wieder ersezt werden! Sie trat zum lezten Mal in Rossinis Semiramis am 5ten Mai bey überfülltem Hause auf. Eine Dem. Greis, früher beym Chor, verbindet mit einer lieblichen Gestalt bedeutende Anlage, aber noch ist sie Anfängerin, und wir wissen, wie leicht diese durch vorlautes und übertriebenes Lob zu verderben sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 28. August.

(Fortsezung.)

Der erste Versuch, die etwaigen Sachen von Werth aus dem See von Nemi zu ziehen, wurde etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, unter dem Kardinal Prospero Colonna, dem die Weiler Nemi und Cinzio gehörten, gemacht. Aus dem Berichte, welchen Biondo von Forli davon hinterlassen hat, ergibt sich, daß die Kenntniß von der Versenkung des Schiffes im See sich blos auf eine Sage gründete, welche davon unter den Bewohnern der genannten Ortschaften, deren Netze beym Fischen häufig darin hängen geblieben waren, herumlief. Dem früher erwähnten Leon Battista Alberti war die Oberaufsicht übertragen worden. Der Versuch sollte nicht durch die eigentliche Tauchermaschine oder Glocke, sondern vermittelst Flößen, auf einer Menge zusammengebundener Fässer schwimmend, bewerkstelligt, und von diesen herab das im See steckende Schiff, nachdem einige Taucher Hacken und Harpunen in das Vordertheil desselben befestigt haben würden, durch darauf stehende Personen aus der Tiefe heraufgezogen werden. Aber ein Stück brach aus, und man konnte nur einen Theil desselben bis über das Wasser bringen. Es bestand aus Balken von Lerchenholz, welche drey Finger dick, außen mit einem bleiernen, mit bronzenen Nägeln befestigten Beschläge versehen, von innen aber mit einem Mörtel, und darüber mit einem Eisengusse (ferro liquefatto) überzogen waren, dessen Durchmesser fast der Dicke der Dielen gleich kam. In der Nähe des Schiffes fand man einige bleierne Röhren, welche zu einer Wasserleitung gehört haben mochten, die aus einer nahebefindlichen Quelle das Schiff mit frischem Trinkwasser versorgt hatte. Auf diesen Röhren standen einige schöne und deutliche Buchstaben eingegraben, in welchen man den Namen Tiberius zu lesen glaubte. Die höchste Verwunderung erregten die, einen Ellenbogen (cubito) langen, bronzenen Nägel, welche so wohl erhalten waren als kämen sie erst eben aus der Werkstätte. Dieß die ziemlich magere Beschreibung des Biondo vom ersten Versuche, in welchem der einzige Umstand wichtig ist, daß Alberti und seine Gefährten in den Buchstaben nur geglaubt haben den Namen Tiberius zu lesen. Den zweyten Versuch, am 15ten Juli 1535 angestellt, dirigirte der bekannte de Marchi, Architekt Alexanders von Medici. Der Bericht davon ist ausführlicher, und, wenn auch in der Hauptsache eben so wenig genügend, doch in physikalischer Hinsicht von einiger Wichtigkeit. Es ist merkwürdig, daß dieser das Schiff als dem Trajan angehörig schildert, ein Beweis, auf welch unsichern Füßen die Angaben dieser ganzen vermeinten Versenkung stehen mögen. De Marchi beschreibt die Vorrichtung, mit welcher er in den See getaucht hat, und als deren Erfinder er einen Wilhelm von Lothringen nennt. So viel sich aus der ziemlich verworrenen Einkleidung abnehmen läßt, war diese so beschaffen, daß man freylich damit unter dem Wasser arbeiten, sägen, schneiden, verstopfen, Seile an einander binden, Hämmer, Meißel und Zangen anwenden konnte, aber alles nur mit der größten körperlichen Anstrengung, weil das Wasser eine beträchtliche Hemmung verursachte. Auch sah man wenig unter demselben, und nur bey sehr hellem Sonnenschein. Das Sehen wurde erleichtert durch ein Glas (cristallo), eine Spanne groß, wodurch die Gegenstände dergestalt vergrößert wurden, daß ein Laterino (Gründling), der nicht größer wie ein kleiner Finger war, drey Palmen lang zu seyn schien, so daß de Marchi, wie er naiv hinzusezt, hätte man ihn nicht im Voraus auf diesen Umstand aufmerksam gemacht gehabt, sich vor diesen Fischen gefürchtet haben würde; „besonders als das Brod, welches er mit unter das Wasser genommen hatte, beym Essen zu zerbröckeln begann, und hierauf eine solche Menge Fische herbeyeilte, daß er sich nicht rühren konnte."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. September 1827.

> In rauher Felsenhöhle
> Bin ich dir Wiederhall;
> Im Ton der kleinen Kehle
> Gesang der Nachtigall.
> Ich bins, der in der Klage
> Dein Herz zum Mitleid rührt,
> Und in der Andacht Chören
> Es auf zum Himmel führt.
>
> Herder.

Ueber den Geschmack in der Musik.

(Fortsetzung.)

Was ist es nun, was wir von der Tonkunst erwarten? Welchen Genuß, welche Befriedigung soll und kann sie uns gewähren? Die Beantwortung dieser Frage muß uns auf den guten Geschmack führen. Sehen wir überhaupt auf den Zweck der Kunst, so können wir nicht sagen, daß es irgend ein besonderer, ein religiöser, ein ascetischer, ein politischer, ein geselliger sey, wiewohl alle diese Zwecke durch dieselbe können gefördert werden. Die Kunst soll uns das Leben verklärt zeigen, im Besondern das Allgemeine, in der Beschränkung die Freyheit, in der Zersplitterung das Ganze, in dem Zerrissenen die Harmonie, in dem Zerbrechlichen das Ewige ahnen lassen; sie soll uns das Ideal des Lebens nicht im Begriff sondern im Bilde zur Anschauung bringen. Da dieß gewissermassen als die höchste Aufgabe unseres Daseyns angesehen werden kann, welche ihre vollständige Lösung in der Religion findet, so begegnen sich Kunst und Religion auf diesem Gebiet. Indem die Kunst solchen Zwecken huldigt, tritt sie absichtslos als Dienerin der Religion auf. Ganz besonders gilt dieß von der Musik. Unfähig Begriffe und Vorstellungen des Verstandes zu erzeugen, ist es vor allen die Sphäre des Gefühls und der Phantasie, worin sie als freye Herrscherin gebietet. Dieß ist ihre Welt; diese will sie reinigen, verschönern, verklären, über sie den Zauber ihres himmlischen Lichts ausgießen. Zu dem Ende bemächtigt sie sich der verschiedenartigsten Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften, Stimmungen, Seelenzustände. Kein Tonstück kann verstanden werden und Anspruch auf Kunstwerth machen dem nicht eine solche, ihm vom Künstler gegebene Tendenz als Ausdruck einer Empfindung zum Grunde liegt, und dasjenige, was uns weder Ernst noch Scherz, weder Freude noch Schmerz, weder Liebe noch Haß, weder Einfachheit noch Prunk, weder Unschuld noch Gewissensangst, weder Demüthigung noch Erhebung und Andacht, oder verwandte Empfindungen und Zustände vergegenwärtigt, ist ein Unding, das von Niemand verstanden wird. Denn die Kunst, getrennt vom Leben, ist nichts. Eine Idee, eine Grundempfindung soll, wie überall, so auch hier einem jeden wahren Kunstwerk unterliegen; diese soll auf mannigfaltige Weise modulirt, durch blühende Auen und über schroffe Abgründe getragen werden, aber nie soll der Künstler sie fallen lassen. Der Meister zeigt sich in der Erfindung, Festhaltung und geschickten Modulation der Grundidee; der Unberufene in dem steten Abspringen und regellosen Hüpfen von einem aufs andere. Es ist hiermit wie mit der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände. Organische Entwickelung einer Idee ist die Aufgabe des systematischen Denkers. Seine Meisterschaft besteht darin, dieselbe durch Beleuchtung von allen Seiten zur höchst möglichen Klarheit zu bringen und zu dem Ende alle Partbieen seines Vortrags an diesen Grundgedanken faßlich anzureihen und nichts in seine Darstellung aufzunehmen, dessen innere Verknüpfung mit dem Ganzen nicht

eingesehen wird. So soll in anderer Weise der Tondichter uns Ideen, Gefühle, Zustände darstellen, und wenn die Kreise, worin er sich bewegen darf, weiter, ja unbegränzt scheinen, wenn es hier schwerer scheint, die Homogenität der Theile zu erkennen und festzuhalten, so soll er uns gleichwohl nichts bringen, was sich von dem gebildeten Geschmack dem Ganzen nicht auf eine faßliche Weise assimiliet. Dieß gilt sowohl von freyen Kunstbildungen wie von der Gesangdichtung. Dort bildet sich der Tondichter seinen Grundstoff aus freyer Wahl, hier wird er ihm in der Regel gegeben. Mit der Wahl des Stoffs schließt sich für beyde Fälle dort ein weiteres, hier ein engeres Gebiet für die Behandlung. Ohne Störung des Totaleffekts können seine Gränzen nicht überschritten werden; in der Beschränkung zeigt sich die freye Schöpferkraft. Selbst die sogenannte freye Phantasie, wenn sie auf Kunstwerth Anspruch machen will, ist kein blindes Agregat heterogener Theile, ohne Wahl, Ordnung und Zusammenhang, sondern Ein Faden innerer Verbindung soll hier, wenn auch in kühnern Uebergängen, dennoch alles Einzelne zu Einem Ganzen verknüpfen. — In dem Genuß, den uns beyde Gattungen von Tondichtung gewähren, wird wohl die Gesangbildende obenan stehen. Nicht allein, weil in der Praxis die menschliche Stimme, die viva vox, auch Bewegung und Leben am ersten zu erzeugen und am liebsten in uns aufzuregen vermag, sondern weil hier die eigentliche Tendenz des Tonkünstlers klarer hervortritt, indem der Text dem Gang seiner Ideen überall erklärend zur Seite geht und also sich leichter, als es durch freye Komposition bey dem Hieroglyphischen so mancher Tonmassen möglich ist, in der Seele des Hörenden ein Bild gestaltet, das klarer angeschaut, auch lebendiger empfunden wird. Ton- und Wort-Bild vereinigen sich hier, einer Gefühlsvorstellung das höchste Maaß von Klarheit und Leben zu geben. Dichter und Tonkünstler werden ihre gegenseitigen Ausleger in der Sprache der Seele. Was jener mehr als Gedankenbild gibt, senkt dieser hinab in die Tiefe des Gefühls, und was dieser dunkler empfand, wird durch den Dichter zur Klarheit der Anschauung erhoben. Je inniger Beyde im Geiste verbrüdert sind, desto sprechender das Bild.

(Der Beschluß folgt.)

Anwendung des Galvanismus im Großen.

(Fortsetzung.)

„Der Galvanismus,“ hub ich an, „ist so alt als die Welt, und überall zu finden. Wer den Wein aus silbernen Bechern trinkt, mit goldenem Reif und schön geschnitzten Figuren verziert, der wird durch den Wein gestärkt, und durch den galvanischen Kreis, in dem er sich befindet; darum die silbernen Schüsseln und goldenen Messer. Der Mond und die Erde üben gegen einander galvanische Wirkung aus, wir stehen zwischen inne, und wissen nicht was und wie uns geschieht. Denn, um es kurz zu sagen, überall wo zwey verschiedene Metalle oder metallischwirkende Körper einander berühren, wird jedes Wesen, das, mit Flüssigem verbunden, in den Kreis ihrer Wirkung tritt, galvanisch aufgeregt, verändert. Diesen wirksamen Kreis nannten sie daher auch die galvanische Kette. Solcher Weise läßt sich das Auge, das Ohr, die Muskeln und Nerven galvanisch aufreizen; das war auch wirklich das erste in der Entdeckung, die wir dem Professor Galvani und dem italienischen Himmel zu verdanken hatten. Er reizte durch den Galvanismus die Frösche noch nach ihrem Tode zu Zuckungen; daher diese Erscheinungen auch den Namen der thierischen Elektricität erhielten. Vielleicht lassen sich die alten Fabeln von den Zauberinnen hieher deuten; und die Aerzte behaupten ganz wohlgemuth, wenn Jemand im Bade zu Wildbad sitze, der sitze im wirksamen Kreise der galvanischen Kette, deren Glieder tief in den Schachten der Erde wirksam verborgen sind, und es wäre daher wahrscheinlich wohlthuender in Wannen von zweyerley Metall zu baden.“

Ich bemerkte, daß einige von der Gesellschaft sich hierbey eines Lächelns nicht erwehren konnten; sie verglichen wahrscheinlich unsere Frage über die Anwendung des Galvanismus im Großen mit diesen Badewannen. Ich fuhr daher also fort: „Mit dieser einzelnen Kette hätten wir so nichts Außerordentliches binden oder lösen können; aber es kam aus Italien ein zweyter noch mächtigerer Naturforscher, Volta aus Como; der lehrte uns, wie man die einzelnen Glieder der Kette zu einem viel mächtigern Ganzen, einer Ketten-Kette vereinigen könne, die sich ohne Ende verlängern und also immer verstärken ließ. Da er diese vereinigten Glieder gerade übereinander aufschichtete, so nannte man diese vielgliedrige Kette, nach seinem Namen und nach ihrer Gestalt, die Voltasche Säule. Ach wie froh waren jezt die Gelehrten, daß man nun nicht mehr mit dem Mikroskop zusehen mußte, sondern daß man nun Alles recht handgreiflich vor sich sah! wie griff nun Alles zu! jedes Museum und jedes Lazareth hatte eine Voltasche Säule. Jezt kamen auch die Engländer herbey; haben wir nun die galvanische Elektricität so in unsre Gewalt verstärkt bekommen, wie sich nun eben aus der Ketten-Kette ergeben hat, so wollen wir, dachten sie, sie ohne Furcht auf alle Körper, seyen sie todte oder lebende, aus allen Reichen der Natur wirken lassen. Da ergab sich nun eine reiche Erute der schönsten Resultate; von Funken, von glühenden und verbrannten Metallen, von Verwandlung des Wassers in Luft, von Krystallen, die da hervorgerufen wurden aus dem Flüssigen, in welchem sie begraben und aufgelöst waren. Alle diese Erscheinungen gehorchten dem Winke des galvanischen Wesens.

In der That, indem man immer mehr ins Große den Apparat erweiterte, erhielt man eine Kraft, die die bisherige Gewalt des Feuers und die Wirkungen des Blitzes weit übertraf; der Demant, die unschmelzbarsten Erden flossen, und die strengsten Metalle wurden in augenblicklicher Berührung zum Glühen gebracht. Nur die Werkstätten des Vulkans blieben von uns unerreicht."

„Da haben wir's ja," riefen Einige aus; „wenn wir es so weit gebracht haben, warum greifen wir nicht zu? An Kraft und Mitteln dazu kann es uns nicht fehlen, wir haben ja große Ausführungen genug gesehen; wie oft haben sie die Erde seit dieser galvanischen Epoche gemessen, ja in England gar gewogen; und in Schweden dagegen haben sie es in der Feinheit so weit gebracht, daß sie die letzten Elemente aller Dinge gemessen und gewogen haben."

„Sehr wahr," antwortete ich; „aber eine Frage, und zwar eine sehr prosaische, hat man in der Bewunderung aufzuwerfen, also auch zu beantworten vergessen. Nämlich die finanzielle Frage: Was kostet solch ein grandioses physikalisches Experiment? Der Gedanke ist im gemeinen Leben sehr nahe gelegen; aber auch wir Physiker sollen bedenken, daß wir noch lange keine Zauberer sind; nur mit Aufwand von Materie und Stoff können wir große Wirkungen hervorbringen; und wir können nicht, wie die Fee in Aschenbrödel oder im gläsernen Pantoffel, einen Kürbis in einen Staatswagen verwandeln. Alle diese großen galvanischen Wirkungen geschehen auf Kosten der Metalle (besonders des einen derselben, des positiven); aus ihrer Zerstörung gehen die neuen Schöpfungen hervor; um es kurz zu sagen: das Metall verbrennt im Wasser, während es galvanische Wirkung erzeugt. Und unsere Frage, wenn wir den Galvanismus im Großen, z. B. zur Erregung von Wärme, anwenden wollen, ist also kurz diese: Ist es ersprießlicher, nützlicher, daß wir Metalle (um Wärme zu erhalten) im Wasser verbrennen, oder Holz in der Luft?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Als sie nach dem weißen Ledjan kamen,
Schlugen auf dem Feld sie auf die Zelte;
Schickt man Futter für die Zarenpferde,
Aber keines für das Roß des Milosch.
Wie das Milosch, der Wojnowitsch, sahe,
Ging er, seinen Sack auf linkem Arme,
Von dem einen Futtersack zum andern,
Bis er auch den seinigen gefüllet.
Drauf begibt sich Milosch nach dem Wirthshaus,
Spricht zum Wirthe: „Wirth, gib Wein zu trinken!"
Doch der Wirth entgegnete dem Milosch:
„Geh von dannen, schmutziger Bulgare!
Hättest du gebracht Bulgar'sche Tröge,
Wär' es möglich, daß ich Wein dir schenkte,
Doch für dich sind keine goldnen Gläser."
Schielt ihn an der Milosch von der Seite,
Schlägt ihn mit der Rechten in das Antlitz,
Daß drey Zähn' ihm in die Gurgel brachen.
Bittet da der junge Wirth den Fremden:
„Schlage mich nicht mehr, o du Bulgare!
Wird dir Wein im Ueberflusse werden,
Sollt' er selbst nicht für den Duschan reichen."
Milosch aber wollte nicht mehr fordern,
Sondern nahm sich selber von dem Weine,
Bis er sich ein wenig nun erheitert,
War der andre Morgen angebrochen,
Ein Lateinerchen schrie von der Veste:
„Hör', o Stjepan Duschan, Zar der Serben!
Da hinunter vor die Ledjanveste
Ist des Königs Kämpfer ausgegangen,
Rufet dich zu einem Heldenkampfe,
Nöthig ist es jezt ihn zu bestehen,
Oder wirst nicht mehr von dannen kommen,
Nie zurück mehr deine Swaten führen,
Noch viel weniger die Braut Roxanda."
Als Stjepan, der Serben Zar, es hörte,
Sandt' er einen Herold an die Swaten,
Allerwärts verkündet es der Herold:
„Hat gebor'n die Mutter keinen Helden,
Und gesendet zu des Duschan Swaten,
Welcher für den Zar den Kampf bestehe?
Möcht er wohl beglückt vom Zaren werden."
Aber unter Allen fand sich Keiner.
Schlug da mit der Hand aufs Knie der Stjepan:
„Wehe mir bis zu dem lieben Gotte!
Wären da doch meine beyden Neffen,
Beyde Neffen, die zwey Wojnowitschen!
Diese würden wohl den Kampf bestehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, 4. September. *)

Am Vorabende von Goethes Geburtstag kam der König hier an, ohne alles Gefolge, blos mit seinem Oberstallmeister; er stieg im Gasthofe ab und Niemand ahnete, welch hoher Gast in Weimars Mauern eingetroffen war. Da Höchstderselbe die ihm, wie natürlich, angebotene Wohnung im herzoglichen Schlosse ablehnte, so behielt sein Aufenthalt den einmal angenommenen Charakter. Am andern Morgen, während alle Glückwünschende bey Goethe versammelt waren, erschien der König, ihm zur Seite unser hochverehrter Großherzog. Die Versammlung zog sich sogleich in die anstoßenden Zimmer zurück, aus welchen man jedoch das gewiß seltene Dreyblatt beobachten konnte. Goethe, mit der Freude Verklärung im Angesicht über eine Auszeichnung so einziger Art, der König mit der ihm ganz eigenen Begeisterung im Blick und mit den sinnigsten Worten dem Dichtergreis das Großkreuz des bayrischen Civilordens verleihend, daneben unser Großherzog, der mit sichtlicher Rührung und Wohlgefallen seinen ältesten Jugendfreund und seinen jüngern königlichen Freund beobach-

*) Aus öffentlichen Blättern haben wir längst erfahren, daß Se. Majestät der König von Baiern einen eben so schnellen als denkwürdigen Besuch in Weimar machte; doch glauben wir unsere Leser zu erfreuen, wenn wir ihnen einige Worte über diesen Besuch von einem Augenzeugen mittheilen.

tete. Ach, es war eine Scene, wie ich sie nimmer wiedersehen werde! Viel hätte ich darum gegeben, hätte ein Künstlerauge sie sogleich aufgefaßt und würdig dargestellt, leider daß uns ein solches in dem Augenblicke mangelte. Nach und nach verließen wir alle die für mich wahrhaft geweiheten Räume, der König blieb mehrere Stunden bey Goethe. Erst am Abend, wo derselbe geruhte an einem öffentlichen Feste der Schützengesellschaft auf dem hiesigen Schießhause Theil zu nehmen, war auch ich so glücklich ihm zu nahen. Zu meiner nicht geringen Freude fand ich denselben, in einem Zeitraume von fünf Jahren wo ich ihn nicht gesehen, ganz unverändert. Meine stillgehegten Besorgnisse, ob ein solcher Aufwand von geistiger Kraft und Anstrengung, wie der König bey seiner Art und Weise, an der Spitze der Staatsverwaltung überall selbst zu stehen, nothwendig bedarf, seine Gesundheit nicht gefährdet habe, sind verschwunden. Der kräftig ruhige Blick seines Auges bürgt mir für die Erhaltung des körperlichen Gleichgewichts; wie wir ja immer sehen, daß außergewöhnliche Naturen vom Geist ganz vorzüglich getragen werden. Gott erhalte ihn, jeder Deutschgesinnte muß diesen Wunsch von ganzer Seele aussprechen, damit manches von ihm begonnene Werk, dessen Folgen die Zukunft erst bewähren kann, zur Vollendung gelange. Die Herablassung, mit welcher der König sich Jedermann nahte, die Milde und das Wohlwollen in seinen Aeußerungen, haben ihm alle Herzen gewonnen. Aber nicht zu dem lebenden Dichterheros allein fühlte er sich hingezogen, er vergaß auch alle die nicht, die Weimars Zierde einst waren, und nun über den Sternen thronen. Mit der rührendsten Pietät besuchte er Schillers Haus; möchten die unvergleichlichen Worte, die der König über Schiller und seinen frühen Verlust sprach, so zu dem Himmel gedrungen seyn, wie sie denen unvergeßlich bleiben werden, die das Glück hatten solche zu hören.

Rom, 28. August.

(Beschluß.)

De Marchi hatte sich, um zu versuchen, ob er unter dem Wasser hören würde, nicht, wie ihm vom obengenannten Meister Wilhelm von Lothringen gerathen worden war, die Ohren mit geleimter Baumwolle verstopfen lassen wollen, vernahm aber dennoch nichts, ob man ihn gleich mehrmals mit lauter Stimme bey Namen rief, ja sogar die Trommel schlagen ließ, und er sich überdem nur sechs römische Palmen unter dem Wasser befand. Wohl aber hörte er es sehr deutlich, wenn man einen halben Arm unter dem Wasser zwey Steine oder zwey Hämmer an einander schlug; lezteres besonders machte eine fast unerträgliche Wirkung auf ihn. Als er tiefer hinabgelassen wurde, begannen ihm die Ohren zu schmerzen, es sprang ihm sogar ein Gefäß im Kopfe, so daß er, da ihm das Blut aus Mund und Nase floß, das Zeichen, heraufgezogen zu werden, geben mußte. Vermittelst eines Krans, den man oben auf einer Schiffbrücke aufgestellt hatte, ließ er mehrere einzelne Stücke aus dem Borde des Schiffs heraufziehen; sie wurden für Lerchen-, Fichten- und Cypressenholz erkannt. Die Zapfen waren von Eichenholz, aber so schwarz wie Ebenholz, obgleich, wie alles übrige Holz, vollkommen gesund, dagegen die eisernen Nägel, ursprünglich einen Daumen dick, bis zur Schmäle eines Gänsekiels zusammen gerostet und sehr verkürzt. Die bronzenen Nägel aber zogen auch dießmal, ihres Glanzes und unversehrten Zustandes wegen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie waren von sehr verschiedener Größe, die längsten von zwey Palmen, die kleinsten nicht größer als der kleine Finger; von außen saßen sie eine Handspanne von einander entfernt, und dienten dazu, das Bley und das wollene Segel, welches lezteres mit einer Art von Leim (mistura) überzogen war und leicht brannte, zu befestigen; andere hielten die Fugen des Holzwerks zusammen. Der Fußboden des Schiffs war mit karmosinrothen Backsteinen belegt. Ein anderer Boden (wo dieser gewesen, wird nicht gesagt) bestand aus Steinen von schönem rothem Smalte. Hier befanden sich gewisse Abtheilungen, welche Zimmer gewesen zu seyn scheinen. Sie näher zu untersuchen, erlaubte de Marchi die Besorgniß nicht, die Tauchmaschine möchte zerbrechen, und er dann, da er nicht schwimmen konnte, ertrinken. Meister Wilhelm, welcher schon einmal unten gewesen war, sagte, es gebe metallene Balken darin; de Marchi aber gesteht diese nicht gesehen zu haben. Er ließ endlich einen Versuch machen, das Schiff vermittelst eines in dasselbe eingehackten Ankertaues herauszuziehen, aber das Tau riß. Man fand eine bleierne Röhre, drey Finger dick und so weit, daß man eine Faust hineinstecken konnte. Dann ward das Schiff gemessen und siebenzig Canne (acht Palmi) lang, fünf und dreißig breit, und vom Grunde bis an's Bord acht hoch befunden. Nachdem de Marchi noch hinzugefügt hat, daß, zwey kleine Stückchen abgerechnet, das Schiff vollkommen ganz und unbeschädigt gewesen sey, schließt er seinen Bericht mit der Lobeserhebung der Tauchmaschine, indem er hinzusezt, er habe auf's Sakrament geschworen, vor Wilhelms Tode Niemanden Kenntniß davon zu geben, könne jedoch so viel sagen, daß der Athem von innen aus der Maschine abgehe, daß kein Wasser hinein dringen könne, und daß sie ohne Luftloch über dem Wasser sey.

Vergleicht man die beyden Beschreibungen mit einander, so bieten sich eine Menge Widersprüche dar; der auffallendste ist, daß de Marchi das Schiff für fast ganz und unversehrt erklärt, während Alberti in seiner Beschreibung ausdrücklich bemerkt, es sey von ihnen so viel Holz aus dem Schiffe heraufgezogen worden, daß kaum zwey Maulesel es hätten tragen können. Merkwürdig dabey ist, daß keine der beyden Beschreibungen von Kunstsachen oder sonst von Dingen von Werth spricht, welche unten gefunden worden wären. Die Hoffnung, hier auf Schätze zu stoßen, ist also bey dem in diesen Tagen angestellten Versuche einzig und allein im Kopfe des Mechanikers entstanden, der zugleich eine längst von ihm verfertigte Tauchmaschine verbessert zu haben vorgegeben, und die Tauglichkeit derselben durch eine öffentliche Probe hat darthun wollen. Von der Art wie diese ausgefallen ist wird so verschieden gesprochen, daß man sich, so lange keine authentische Nachricht davon bekannt geworden ist, aller Erwähnung derselben enthalten muß. So viel aber scheint ausgemacht, daß der Versuch, wie er auch mit der Maschine an sich ausgefallen seyn mag, in Hinsicht des vorgesezten Zwecks, das versenkte Schiff näher zu untersuchen, oder wohl gar aus dem See hervorzuziehen, zu gar keinem Resultate geführt hat, weil sonst die tausendzüngige Fama schon Mittel und Wege gefunden haben würde, sich Gehör zu verschaffen.

Da bekanntlich auch der See von Nemi, obgleich bey weitem kleiner als der von Albano, einen Abzugskanal (emissario) hat, so sind bey dieser Gelegenheit die alten, oftgehörten Lobeserhebungen über beyde Unternehmungen von Neuem angestimmt worden. Ja, es hat sogar patriotische Römer gegeben, welche die Brunelsche Straße unter der Themse in Vergleich mit dem albanischen Kanal für ein Kinderspiel erklärt haben, weil die Länge der ersten mit der des lezten in gar keinem Verhältnisse stehe. Dergleichen wohl-, nur nicht rechtgedachte Urtheile über Unternehmungen der Vorzeit sind den Römern zu verzeihen, da ihnen mit jedem Tag handgreiflicher wird, wie sehr die Bauten über und unter der Erde von Heutzutage dagegen abstechen. Exempla sunt odiosa. Auch hat ja der Kanal von Albano das Schicksal gehabt, daß er selbst von solchen Leuten, die weiter sehen als andere, überschäzt worden ist; ruft nicht sogar der brave Sickler aus: „Ouvrage hardi et étonnant!"

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. September 1827.

Menschenherrscher sind groß, wenn sie, von edlerer
Lust nach Ruhme gereizt, frühe den hohen Geist,
Und den mächtigen Arm, ewigkeitwürdigen,
Folgerweckenden Thaten weihn.

Denis
an Ramler.

Vaterland und König.

◡ — | — ◡ — | | | — | —
— ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ | — ◡ | — ◡

Gott sey Dank, wir sind Preußen! Gott sey Dank für
Unsern König, für unsern theuren Friedrich
Wilhelm! — Beydes sagt ganz dasselbe. Beydes
Spricht harmonisch aus, durch des Sinnes Einklang,
Unser glückliches Loos, im herzentströmten
Frommen Danke für Vaterland und König. —
Was ist Vaterland? Brennen! was das Eure,
Das so heiß Ihr liebt, Gut und Blut ihm opfernd?
Doch die Scholle nicht? Nein! denn sonst ja liebte
Jener, welcher des Rheins ergieb'ge Ufer,
Jener, welcher bewohnt den eis'gen Oststrand,
Und auch Jener, der abgewinnet mühsam
Kargem Sande der Marken karge Früchte —
Jeder liebte ja sonst ein and'res Preußen.
Das wär' Vaterlandsliebe nicht! — Nur Liebe
Zur heimathlich gewohnten Wohnung wär' es,
Die das roheste Volk, der Sklav', das Thier selbst,
Von blindwaltendem Trieb geleitet, findet,
Wiederfindet und auch in Noth vertheidigt.
Unser Brennenland ist — mit edlem Stolze,
Mit gerechtem, darf's jeder Preuße sagen —
Unser Vaterland ist, und ist für Alle
Ein ganz gleiches Gebiet, ein endlos weites,
Wo der geistige Mensch mit Freyheit aufstrebt,
Auf vom festen, vom felsenfesten Boden
Langgepflegter Gesittung, hoch und höher,
Zur fruchtbringenden Landessonne Preußens,
Zu dem himmlischen Lichtquell klarer Forschung.
Keine Fessel umschließt des Lehrers Freyheit;
Kein gränzhütender Wächter scheucht zurück dich,
Gottgegebne Vernunft! Du strahlst im Lande
Geisterleuchtend zugleich und herzerwärmend;
Und der Preuße gehorcht in Lieb' und Ehrfurcht
Dem erkannten Gesetz', indeß während Sklaven,
Die, im Joche des eh'rnen Machtgebots, in
Blindheit keuchen, auch blind und thierisch wüthend,
Wie am Bosporus dort, sich selbst zerfleischen.
„Wahrheit blendet das Volk,“ so sprechen warnend
Esoterische Priester. Doch wir Preußen,
Wir erwiedern mit edlem Hochgefühle:
Ja, es blendet die Wahrheit nachterzog'nen
Pöbel, aber nicht uns! Wir sind an Wahrheits-
Un Gerechtigkeits-Strahlen längst gewöhnt schon.
Stets erblickten wir Beyde: Recht und Wahrheit,
Als die Quellen des Lichts, des Heils, als reinsten,
Schönsten Zwillingsdemant der Königskrone.
So hat Friedrich, der große Churfürst, früh' schon
Festgegründet das Reich auf geist'gen Boden,
Ludwigs Blindheit mit klarem Blick besiegend;
So stand Friedrich, der And're, Einziggroße —

Heut noch lehnen sich Finsterlinge droh auf
Mit ohnmächtigen Phrasen — so stand Friedrich,
Wo gestritten für Licht ward, stets im Vorkampf;
So Charlotte, sie war des Denkers Leibnitz,
Und Luise, die treubeständ'ge Freundin
Alles Schönen und Edlen. — Nun, und ist nicht
Gatte dieser Verklärten Friedrich Wilhelm?
Ist Er Enkel nicht jener hehren Reihe
Völkerziehender Vaterlandserzeuger?
Sohn und Vater zugleich des Vaterlandes
Lebt und webt Er in ihm, und kennt und fühlt tief
Mit das Seelenbedürfniß Seiner Preußen,
Fortzuführen den Bau des Brennenreiches:
Jenen geistigen Bau, den Seiner Ahnherrn
Weisheit liebevoll einst und fest gegründet
Auf niewankenden Fels der Völkerbildung.

Ehrerbietige Lieb', erprobte Treue,
Achtung vor dem Gesetz, dem wohlverstand'nen,
Hohe, schöne Gesittung, mächt'ges Zutrau'n,
Also heißen des Baues Säulen. Innen
Flammet auf dem Altar des heil'gen Rechtes
Die geheiligte Flamme reiner Wahrheit,
Von der Milde genährt; inwährend droben
Hoch zur Kuppel sich wölben Gnad' und Glaube.
Staat und Tempel und Thron ist dieser Bau uns,
Friedrich Wilhelm uns Priester, Fürst und Bürger!

Ja, droh jubeln wir Alle! — Nahet doch kein
Tag, der Gaben nicht heut aus Königs Händen,
Selbst den Letzten im Volk zu Dank begeisternd.
Und ich sollte nicht danken heut, nicht singen,
Da mein König, voran vor allen Deutschen
Stämmen schreitend, das Eigenthum, das geist'ge,
Feigen Räubern entreißt, die, gleich Korsaren,
Brief und Siegel sich schaffen, und dann schamlos
Unbewehrte berauben, ungeahndet?

Klagt den Dichter nicht an des Eigennutzes,
Nicht den Preußen ob engbeschränkter Selbstsucht!
Uns hat stets das Gesetz beschützt in unserm
Lande, schützet uns heut noch nicht im Ausland.
Aber Fremde, Euch, — Leider kann der Deutsche
Stammgenossen so nennen — Euch beschützet,
Euer geistiges Eigenthum, in Preußen,
Das großmüth'ge Verbot des edeln Königs:
Ganz Deutschland ein ersehntes Beyspiel gebend.

Und so jubl' ich aus vollem, reinen Herzen:
Gott sey Dank, wir sind Preußen! Gott sey Dank für
Unsern König, für unsern theuren Friedrich
Wilhelm! — Beydes sagt ganz dasselbe. Beydes
Spricht harmonisch aus, durch des Sinnes Einklang,
Unser glückliches Loos, im herzentströmten
Frommen Danke für Vaterland und König!

Ludwig Robert.

Anwendung des Galvanismus im Großen.

(Fortsetzung.)

„Nur die Metalle nicht so herabgewürdigt," bemerkte Jemand, „sie sind die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts; zu sehr nur werden sie schon mißbraucht; wenn wir einmal kein Holz und keine Luft mehr haben, dann ist es Zeit davon zu reden."

„Die Frage," entgegnete ich, „ist nicht so ganz wegzuweisen, auf jeden Fall, wenn wir sie beantworten, haben unsere Nachkommen die Mühe nicht mehr, sie zu beantworten. Auch ist ja eben noch zu untersuchen, ob der Dienst, zu dem wir die Metalle auffordern wollen, nicht sehr umfassend, also ehrenvoll sey. Denn, wenn dieser Galvanismus ins Leben tritt, so würde ein Industriezweig entstehen, dergleichen noch nie erhört worden. Bey allen Gewerben war bisher Abgang, etwas ging im Rauch auf, Schlacken kamen unwillkommen zum Vorschein. Bey diesem steigt kein Rauch auf, alles Zerstörte und Verbrannte und Verwandelte sammelt sich und begräbt sich in den Schooß des hier belebten Wassers; und wenn man recht kunstmäßig zu Werke geht, kann man das Metall wieder aus dem Wasser wiederhergestellt erhalten. Doch das gäbe eine Art von Perpetuum mobile, und wir wollen nicht zu viel."

„Nun," antwortete jener etwas anzüglich, „wie, wenn dem so wäre? seit fünf-und-zwanzig Jahren galvanisirt ganz Europa und wird galvanisirt, baut Voltasche Säulen und noch größere Apparate; große und kleine Herrn lassen sich durch galvanisches Feuerwerk belustigen, und Niemand hat noch die Frage beantwortet, oder nur untersucht, was kostet dieß? Was ist der Aufwand, um eine bestimmte Wirkung hervorzubringen. Ist hier noch kein Franklin, noch kein Rumford aufgetreten?"

„Diese Frage zu beantworten," fuhr ich fort, „mag es erlaubt seyn, einige vorläufige Bemerkungen vorauszuschicken. Es ist zu viel Luxus in den Museen unserer gelehrten Anstalten im Verhältniß ihrer Einkünfte; die Apparate müssen die Dienste schöner Meubles vertreten; die Belehrung will gar stark mit einer Dosis Amusement verbunden seyn, und auch die gemeine Wahrheit muß in neuen Formen erscheinen, und Verbrämung mit einer schönen Unwahrheit stößt auch nicht mehr zurück. Dann geht viel Zeit und Kraft verloren, und es geht an ein Rennen und Jagen, daß oft die wenigsten sehen, wo die Wissenschaft eigentlich steht und wo man's gelassen hat. Es ist schwer zu entscheiden, ob bey der Beantwortung

der Frage, die uns hier beschäftigt, für den Galvanismus solche hemmende Einwirkungen oder andere eintraten. Aber das ist gewiß, daß in dem Wesen des Galvanismus selbst ein Grund liegt, warum man, troß aller der Theilnahme und Liebhaberey und großen Fortschritte, doch — wenn von seiner Anwendung im Großen die Rede ist — noch gänzlich am Anfangspunkt steht. Dieser Grund liegt in der beschränkten Dauer jedes galvanischen Apparats; seine Wirksamkeit ist schon zu kurz für nur etwas umfassendere theoretische Untersuchungen, daher die Widersprüche und das Mühselige, mit denen die Naturforscher zu kämpfen hatten; um so mehr ist sie zu kurz für eine regelmäßig fortdauernde Wirkung im Großen. Eben das Metall, auf dessen Kosten der Galvanismus seine Kraft äußert, wird an seiner Oberfläche zerstört, und seine Thätigkeit hört sofort auf. Es ist wie bey einem Herschelschen Metallspiegel; hat Thau und Feuchtigkeit seine spiegelnde Glätte erreicht und verwischt, so ist er unwirksam und verfinstert. So kommen die schönen Funken und Lichter, die der bewunderte galvanische Apparat gab, nicht wieder, und das durch die Metalle im Innern aufgeregte Leben versinkt in Gleichgültigkeit und Ruhe, das Ende jeder Verwandlung. Das ist's, was unsere Hoffnungen auf Anwendung des Galvanismus im Großen so sehr herabstimmt. Wir brauchten ein Werkzeug, das immer fortwirkt und sich wieder erholt, und wir haben ein sich schnell verzehrendes, wir haben ein Feuer, das nicht fortbrennt, obgleich Stoff zur Nahrung genug da ist; wir haben eine Uhr, die immer langsamer geht, und dem Stillstehen unausbleiblich unterworfen ist, eine Kraft, die einer immerwährenden Erregung bedarf.

Also kommen wir von der ersten und zweyten Frage wieder auf eine andere, und sie lautet: Wie ziehen wir die galvanische Uhr wieder auf? Können wir die Metalle wieder verjüngen, können wir aus den unreinen wieder reine machen?"

(Der Beschluß folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Die Florentiner hatten den Muth, die so erstaunenswürdige Kathedrale zu erbauen, indem sie zu Bestreitung des Aufwandes die auf die Fabrikation der Wolle ruhenden Abgaben nur um einen Heller für das Pfund erhöhten; eine Erhöhung, die hinreichend war, um die Kosten dieses Riesenbaues zu decken, welchen keine Regierung der neueren Zeit hätte ausführen können.

*

Der verstorbene Sir Boyle Roche in Irland galt für den Vater aller zu seiner Zeit erscheinenden irischen Bulls. So ward einmal darüber gesprochen, wer von Beyden, Dante oder Milton, der größere Dichter sey? „Ich sollte meynen," unterbrach Sir Boyle die Andern, „daß Horaz mit Recht für den besten Kritiker über Dichterwerke gelte, und dieser hat schon lange gegen Dante entschieden. Lesen Sie nur die Stelle in den Episteln, Buch I. Epistel 17. Vers 22., da sagt er ausdrücklich: Dante minor."

*

In Kopenhagen lebt gegenwärtig wohl die jüngste Schriftstellerin. Sie heißt Virgilia Christiane Lund. Schon in ihrem neunten Jahre hat sie ein Familiengemälde: Klotilde, oder Zwey für Einen, herausgegeben, und kurz darauf erschien von ihr eine kleine dramatische Darstellung, betitelt: Die entdeckte Untreue.

*

Der verstorbene X. pflegte, so lange er noch mehr aß als trank, auszurufen, wenn ein Fremder seine Behaglichkeit störte: „Der Mensch hat Unkraut unter meinen Waitzen gesäet!" Seitdem er aber mehr trank als aß, hieß es dagegen: „Der Mensch hat mir Wasser in den Wein gegossen!"

*

Die Morgenländer haben verschiedene Sprüchwörter, wodurch sie den Charakter der drey, jetzt in einem großen Theile Asiens herrschenden Hauptsprachen, der arabischen, der persischen und der türkischen zu bezeichnen pflegen; die arabische Sprache überrede, die persische schmeichle, die türkische strafe; arabisch habe die Schlange unsere Stammmutter im Garten Eden angeredet, persisch haben Adam und Eva sich von Liebe und Gegenliebe unterhalten, türkisch habe der Engel gesprochen, als er den ersten Eltern das Paradies verbieten mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juli.

Vorigen Freytag hielt die Académie royale des inscriptions et belles lettres ihre jährliche öffentliche Sitzung. Unter den vier Akademien, welche das Institut royal de France ausmachen, ist jene jetzt die unansehnlichste und unthätigste; nicht als ob es ihr an gelehrten Männern fehlte; eine Akademie die Silvester de Sacy, Chezy, Abel Remusat, Gosselin, Mongez, Boissonade zu ihren Mitgliedern zählt, kann noch immer auf einen hohen Rang Anspruch machen; allein mehrere Umstände tragen dazu bey, um dieser gelehrten Gesellschaft ihr Ansehen zu rauben. Erstlich besteht sie aus einer zu geringen Anzahl von Mitgliedern, wovon noch mehrere sehr alt oder abwesend sind, und also für die Akademie gar nicht arbeiten; zweytens haben ihre Arbeiten so wenig sichtbaren Einfluß auf das gesellschaftliche Leben, und stehen in zu geringer Verbindung mit demjenigen, was die große Welt bewegt und beschäf-

tigt, als daß dieselbe bedeutenden Antheil an den akademischen Arbeiten nehmen könnte. Freylich, wenn diese Akademie den Titel und die Bestimmung beybehalten hätte, den sie bey ihrer Stiftung während der Revolution bekam, da sie eine Klasse der moralischen und historischen Wissenschaften seyn sollte, so könnte sie sich mit Dingen von allgemeinem Interesse abgeben; so aber ist sie in den alten Schlendrian verfallen, und gibt sich meistens nur mit philologischen Untersuchungen ab, die allerdings ihren großen Nutzen haben, dem großen Publikum aber ziemlich gleichgültig sind. Sogar noch vor einigen Jahren stiftete sie einigen sichtbaren Nutzen dadurch, daß sie in den französischen Provinzen das Nachforschen nach Alterthümern und das Beschreiben derselben beförderte, und jährlich den drey besten Abhandlungen darüber Ehrenmedaillen zuerkannte; allein der Minister des Innern, Corbière, hat ihr die Medaillen, die bey einem so großen Aufwande an Staatsausgaben doch nur eine Kleinigkeit waren, weggeschnitten, so daß ihr jezt nur noch ein einziger jährlicher Preis zu vertheilen übrig bleibt. Wie gewaltig sticht aber ein Preis von 1500 Franken gegen die reichen Belohnungen und Aufmunterungen ab, welche die königliche Akademie der Wissenschaften jährlich zu ertheilen im Stande ist, gegen die 60,000 Franken, die sie Chemikern, Aerzten und Wundärzten wegen nützlicher Erfindungen zuerkennt, gegen die vielen Medaillen, die sie im Fache der Sternkunde, der Physiologie, der Statistik u. s. w. austheilt! Zwar bekommt sie die Mittel zur Austheilung solcher Spenden nicht von der Regierung, sondern hat sie durch Stiftungen humaner Bürger bekommen, so wie auch die Académie française mehrere von Privatpersonen gestiftete Preise austheilt, unter andern für die besten im Laufe des Jahres erschienenen moralischen Schriften. Solche Belohnungen zeugen von dem Eingreifen einer gelehrten Gesellschaft in das Wirken und Handeln der großen Welt. Dagegen steht die Académie des inscriptions et belles Lettres ganz abgeschieden da; sogar ein Obskurantenverein, die sogenannte Société catholique des bons livres, hat größere Belohnungen darzubieten als jene Akademie, da sie erst neulich einen Preis von 2000 Franken auf die beste Beantwortung einer Frage aus der Geschichte der Völkerwanderungen gesezt hat. Zudem haben sich in den lezten Jahren, wo so manche nützliche Vereine entstanden sind, und der Verbindungsgeist so wohlthätige Früchte hervorgebracht hat, mehrere gelehrte Gesellschaften gebildet, die sich einen besondern Zweig der philologischen und historischen Wissenschaften zum Ziele vorgesteckt haben, z. B. die asiatische Gesellschaft, die geographische u. s. w. Diese Gesellschaften bestehen ohne Beyhülfe der Regierung; sie helfen sich selbst, was immer das Klügste und Sicherste ist; sie ertheilen Preise, wovon einige nicht unbedeutend sind, sie geben Zeitschriften und Sammlungen von Abhandlungen heraus, sie erregen Theilnahme bey Fremden und Einheimischen, wirken mit der Zeit und in die Zeit. Indessen dauern freylich solche freywillige Anstalten auch nur einige Zeit, wenigstens in dem veränderlichen Paris, wogegen die königl. Akademien wie stehende Typen immer dieselben Abdrücke geben, und gleich alten mauerfesten Gebäuden den Stürmen der Zeit trotzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Die bedeutendste Darstellung des Hofburgtheaters war „Isidor und Olga" von Raupach, am 13ten Mai. Das Stück ist, was auch hin und wieder dagegen gesagt wurde, von bedeutender dramatischer Kraft; die theatralische Wirksamkeit hat sich wenigstens bey uns durch die allgemeinste Theilnahme erwiesen. Nach dem dritten Akt wollte der Beyfall fast kein Ende nehmen. Die Ausstattung war glänzend, die Darstellung vorzüglich, besonders was die Rollen der Olga und des Ossip durch Dem. Müller und Hrn. Anschütz betrifft. Da findet man doch noch Charaktere und eine kräftige Sprache, die nicht nach gewohnter Manier alles honigsüß überzuckert, sondern der Zeit und den Verhältnissen der handelnden Personen gemäß ist. Die Rücksicht auf den Bühneneffekt muß bey der poetischen Kraft des Verfassers gelobt werden; Raupach versteht ihn im hohem Grade. Wie Schade wär es, wenn ein so herrliches Talent in der Lust des Vielschreibens unterginge!

Die Zwillinge, ein Lustspiel in zwey Akten von Grammerstödter, am 21sten August dargestellt, gefielen, obschon nicht bedeutend. Die Sprache ist leicht und gefällig, aber die Hauptfabel des Ganzen, daß Zwillingsbrüder wegen ihrer Aehnlichkeit beständig mit einander verwechselt werden, ist durch mehrfache frühere Bearbeitungen zu bekannt, und es finden sich eigentlich nicht mehrere Situationen, wie es das Lustspiel begehrt, sondern man triffe nur immer dieselbe gleichsam in Variationen an. Korn, der die Rolle beyder Brüder darstellte, leistete Vorzügliches. — Von Gastspielern sahen wir im April und Mai die Herrn Polawski und Bayer vom Prager, und im Juni Herrn Keller vom Hannoveraner, dann Herrn und Madame Devrient vom Leipziger Theater. Im Juli blieb die Bühne verschlossen, weil er der Ferienmonat der Schauspieler bey uns ist. Polawsky, von früherer Zeit her als einer der vorzüglichsten Darsteller der Rollen von Chevaliers und Gecken bekannt, trat dießmal größtentheils in den komischen und launigten Akten auf. Er gefiel sehr; seine beste Darstellung war der Amtsrath in Claurens Hôtel de Wibourg. Wahrheit ist der Charakter seines Spiels. Weniger glücklich hatte auch Bayer sein früheres Rollenfach der Helden und jüngeren Charakterrollen verändert, und war in das der Darstellung älterer Charaktere, wie des Oberförsters in Ifflands Jägern, des Justizraths im „Brief aus Cadix," Dallners in der Dienstpflicht übergetreten. Er gefiel, aber weniger als in früheren Jahren. Es schien als habe er sich noch nicht recht in die Rollen, die er darstellte, finden können; besonders war das Alter nicht genug in Ton und Bewegung ausgedrückt. Herr Keller ist ein vorzüglicher Schauspieler der ältern Schule. Von den Rollen, in welchen er auftrat, gefiel er am meisten in Bergners Räuschgen, besonders in der Hauptscene des Stücks, welche er mit wahrer komischer Kraft und einer lobenswerthen Mäßigung gab. Vom Devrientschen Künstlerpaar erfreute Mad. Devrient durch ächten Humor und eine liebenswürdige Grazie der Darstellung. Sie kann zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen im naiven Fache gerechnet werden. Besonders gelang ihr die Rolle der Franziska in Minna von Barnhelm. Hr. Devrient ist weit weniger bedeutend; obschon von der Natur begünstigt, fehlt ihm doch zur Darstellung tragischer Rollen, wozu die Neigung ihn zu bestimmen scheint, das eigentliche Auffassungsvermögen und die physische Kraft. Die Darstellung des Don Carlos war ein Beleg davon. Viel besser gelingen ihm leichte, launige Charaktere. So hat er in Kotzebues Verwandtschaften als Anton, und in Holbeins „Vorsatz" allgemein befriedigt.

Von Neuigkeiten erwarten wir vor der Hand ein neues Stück von Raupach und Hans Sachs von Deinhardstein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 21. September 1827.

> Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
> Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt.
> Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
>
> Goethe.

Ueber den Geschmack in der Musik.

(Beschluß.)

Die Oper ist ein Schauspiel, das durch die Vereinigung und Gesammtwirkung der meisten schönen Künste, nämlich der Poesie, der dramatischen Kunst, der Musik und der Malerey den vollständigsten Effekt erzeugen kann. Schade, daß sie oft so wenig den reinen Kunstforderungen entspricht, und was der Tonkünstler Treffliches leistet, durch das Gemeine und Widersinnige der Handlung, wie durch triviale Poesie in seiner reinen Auffassung gehindert wird. Auch den besten Erzeugnissen in der neuern Zeit steht fast immer in ihrer lebendigen Wirkung das zu Entferntliegende und Fremdartige des Stoffs im Wege. Es leidet keinen Zweifel, daß in der Natur wie in der Kunst die Vorstellung eines Gegenstandes um so viel mehr Eindruck auf uns macht, in je näherer Berührung er mit den uns inwohnenden Ideen und Erfahrungen steht, und je größer überhaupt der Reichthum analoger Bilder ist, die derselbe in unserer Seele vorfindet. Die Darstellung eines Objekts, das weder nahe noch fern in unsern Ideenkreis fällt, kann uns auch nicht afficiren, wenigstens auf keine klare und besonnene Weise, weil ihm die Anknüpfungspunkte an unser Ich, an die Welt unsers Bewußtseyns fehlen. Zeigt dem Ungebildeten eine Schillersche Tragödie, er bleibt kalt, weil das Gemeinsame der Bilder und Vorstellungen fehlt; zeigt ihm den Hanswurst und er beweist lebendigen Antheil, denn er ist in seiner Heimath, er sieht einen Theil seiner Welt. Hieraus ergibt sich, daß auch diejenige dramatisch-musikalische Darstellung am leichtesten verständlich und des tiefsten Eindrucks auf uns fähig ist, die die größte Summe verwandter Ideen und Empfindungen bey uns antrifft, diejenige aber uns wenig oder gar nicht berührt, die nur den äußersten Rand unsers Horizonts streift. Diese Wahrheit scheint von unsern Operndichtern bisher wenig berücksichtigt. Das Nahe, das mit unsern Lebenserfahrungen, unserem Volkscharakter, mit unserer ganzen Art zu empfinden, zu denken und zu seyn Verwandte, wofür sich am ersten und fast allein ein richtiger Ausdruck der Empfindung treffen läßt, ist bis jezt meist in den Hintergrund geschoben worden und ungenuzt liegen geblieben. Dagegen ist das durch Zeit, Ort, durch Sitten und Lebensweise sich meist von uns Entfernende, wofür der richtige Ausdruck so schwer ist, weil es an scharfen Umrissen fehlt, der willkommenste Stoff für musikalische Dramen gewesen. Egypten und Ostindien, Arabien und Syrien wetteifern auf unsern Bühnen. Vestalinnen und Opferpriestern, Braminen und Bonzen legen wir deutschgedichteten Gesang in den Mund. Unsere Opern strotzen öfters von Opfergesängen und Todtenchören; sie wollen Handlungen und Empfindungen in Tönen veranschaulichen, wovon es bey uns kein Analogon gibt, deren Sinn und Bedeutung darum im Allgemeinen nicht verstanden wird, höchstens von denen, die sich einer Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und des Geistes fremder Nationen erfreuen, welche weder bey dem Tondichter, noch beym Publikum vor-

ausgesezt werden darf. Wenn solche Darstellungen Beyfall finden, so kann es überhaupt nur wegen der freyen, von der Eigenthümlichkeit des Stoffs mehr unabhängigen Schönheit ihrer Gesangstücke seyn. Der Hauptreiz des Gesanges, seine Objektivität, sein inniges Verschmolzenseyn mit dem Gegenstande, der zur lebendigen Anschauung soll gebracht werden, geht mehr oder weniger verloren, weil unser Leben keine hinlängliche Parallele darbietet. Keine Oper ist in der neueren Zeit in Deutschland mit solchem Beyfall aufgenommen worden als der Freyschütz. Die Ursache dieser seltenen Theilnahme liegt aber nicht allein in der anziehenden Gesangdichtung, sondern eben so sehr in der Natur des Stoffs, nicht weil er so kunstreich gewoben, sondern weil er unserm Boden entwachsen ist. Die Handlung, die Charaktere, die Sitten, alles trägt das Gepräge vaterländischer Eigenthümlichkeit, wie sie mit einigen Modifikationen bewußt oder unbewußt noch unter uns zu finden ist; überall sehen wir Verwandtes und Berührungspunkte mit unserm Leben. Dieß ist der rechte Schlüssel, der uns den ganzen Schatz seiner Schönheiten aufschließt; dieß ist das Prinzip, das den Tondichter selbst leitete, so vernehmbar zu uns zu reden; es ist dasjenige, wodurch alle mehr oder weniger Berufene zu der innern Gewißheit kamen: es ist schön. Ein französischer Freyschütz ist ein Unding und kann nie recht verstanden werden, weil die ganze Fabel aus dem Schooße des deutschen Volksiebens entnommen ist, zu dessen Verständniß dem Franzosen in dem seinigen alle Anknüpfungspunkte fehlen. Die Musik kann schön gefunden werden und wird es; allein der höchste, nur aus der objektiven Auffassung des Ganzen, aus der klar gefühlten und verstandenen Angemessenheit der Tonmittel zu dem Gegenstande sich erzeugende Genuß, kann von Ausländern, denen der Geist und das Leben des deutschen Volks fremd ist, nie empfunden werden. Weder Iphigenie noch Armide, weder Vestalin noch Jessonda, noch Oberon, noch ähnliche erotische Gewächse in Betreff des Stoffs werden troß ihrer hohen Schönheiten dem Publikum, ohne Ausnahme des gebildeten Theils, nie das werden, was ihm die deutsche Volksoper ist und noch lange seyn wird. Schade, daß für deutsche dramatische Tondichtung nicht auch deutscher Sagenstoff fleißiger benuzt wird. Dann würden die Werke unserer Meister einen objektiven Gehalt, eine Wahrheit und eine Klarheit erhalten, deren Mangel jezt überall, wenn auch unbewußt, empfunden wird.

Weydmann.

Anwendung des Galvanismus im Großen.

(Beschluß.)

Die Gesellschaft trennte sich hier in zwey Partheyen, wie es so überhaupt zu geschehen pflegt, nämlich in die Parthey der zu wenig und die der zu viel wollenden. Jene sprachen alle Hoffnung ab, von Unmöglichkeit redend, von Träumen und Hirngespinsten, und sezten scherzhaft hinzu: ich sey nahe daran, nicht den Galvanismus, sondern die Phantasterey ins Große zu treiben.

Die andere Parthey, am Räthselhaften sich erfreuend, und dem Ungemeinen nachstrebend, dachte an eine Wiederherstellung des Galvanismus durch sich selbst, des durch die galvanische Wirkung an seiner Oberfläche getrübten und zerstörten Metalls durch eine Gegenwirkung wiederhergestellten Metalls, denn nur ähnliche Kräfte können einander das Gleichgewicht halten; und man hat ja Uhren, die sich immerfort von selbst wieder aufziehen. Das Metall nämlich, das in der einen Minute positiv war, müßte in der andern Minute, etwa mit einem andern, negativ werden und so in seinen ursprünglichen Zustand zurückkehren. Der Gedanke war anfangs als höchst sinnreich aufgenommen, aber es ergab sich bey weiterer Betrachtung, daß man auf diese Weise ohne Ende von einem Metall zum andern gehen, und wirklich ein Perpetuum mobile vor sich haben müßte.

„Ich versteige mich nicht so hoch," ergriff ich das Wort, „meine galvanischen Restaurationsmittel sind blos — Bürsten."

Ein allgemeines Gelächter ertönte in der Gesellschaft: „so hohe Plane durch so gemeine Mittel auszuführen! er will durch eine augenblickliche Berührung unsere Oefen alle wärmen und die Dampfkessel in unsern Dampfmaschinen heizen, mit solchen Vorrichtungen!"

Ich berief mich auf die allgemeine Erfahrung Aller, die je einen Voltaischen Apparat gebaut, und stets, wenn er nicht mehr wirksam war, genöthigt waren, durch Schaben, Bürsten und Kratzen die Metalle wiederherzustellen. Ich glaube nämlich, daß der metallische erdige Staub, der da entsteht, allmählig entsteht und allmählig erst mit dem Metall zusammenwächst, und also bey gehörigem Bürsten in seiner ersten Daseynsperiode entfernt werden kann.

„Wie ist es möglich," rief der Berliner, „einen dynamisch Unreinen mechanisch rein zu machen! Hat nicht der Verfasser der neuen Theorie des Galvanismus gelehrt, daß die Metalle in ihrem Innern, nicht blos in ihrem Aeußern aufgeregt und verändert werden?"

Ohne die geistreichen Ansichten jenes Verfassers in Zweifel zu ziehen, erlaubte ich mir doch einige Bedenklichkeiten gegen denselben, da er offenbar ein gar zu kühner und unternehmender Geist ist, indem er sich nicht scheut, nicht mehr und nicht weniger als dieß zu behaupten: daß während fünf und zwanzig Jahren ganz Europa, der Urheber der Voltaschen Säule selbst, nicht blos in tiefer Finsterniß der Unwissenheit gesteckt, sondern das Verkehrte und Falsche behauptet, das Negative für das Positive gehalten haben und umgekehrt; daß die ganze gelehrte Welt buchstäblich bisher auf dem Kopf gestanden, und, wie unmün-

dige Kinder, Rechts von Links nicht habe unterscheiden können.

„Solch ein Protestantismus," bemerkte der Münchner, „ist doch wohl von zu unerschrockener Art. Dieser große Physiker wird wohl über unsere galvanischen Bürstenbinder schlecht zu sprechen seyn. Doch es ist die Zeit der Modelle; machen Sie wenigstens das Modell eines Modelles, denn ich sehe wohl, daß der große englische Apparat, womit Children den Demant schmolz, für Ihre großen Plane nur eine Kleinigkeit ist."

Es war zu bemerken, daß die Gesellschaft bey diesem Gang des Gesprächs und bey dem Schwanken zwischen dem Mechanischen und Dynamischen in eine unbehagliche Stimmung gerieth; auch das schönste galvanische Feuerwerk hätte sie nicht mehr, wie es schien, mit dem Gegenstande befreundet; ich machte daher nur die Bemerkung, es wundere mich, da man nun Alles umkehre, selbst den Galvanismus, warum man nicht auch ein umgekehrtes Feuerwerk erfinde, d. h. ein Tag-Verdunklungs-Kunststück, wo man Dunkelheitsraketen bey Tag aufsteigen läßt, die, wie die gewöhnlichen Licht ausgießen, so umgekehrt eigentliche dunkle Finsterniß ausströmen. Als hierauf Einige von der Gesellschaft bemerkten, dergleichen Kunstwerke lassen sich vielleicht doch in Europa nachweisen, so lenkte sich das Gespräch auf andere Gegenstände.

Pfaff.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Hatte kaum der Zar das Wort gesprochen,
Kömmt der Milosch, führend seinen Falben,
Bis vor's Zelt des Serbenzaren Duschan:
„Ist's vergönnet mir, o mein Gebieter,
Daß in's Feld ich zu dem Zweykampf gehe?"
Drauf entgegnet ihm der Zar der Serben:
„Ja vergönnt ist dir's, Bulgarenjüngling!
Wohl vergönnt, wenn auch mit keiner Hoffnung;
Siegst du über'n königlichen Kämpfer,
Will ich dich vor Vielen glücklich machen."
Schwang sich Milosch auf den tollen Falben,
Lenkt' ihn abwärts von dem weißen Zelte,
Trug verkehrt die Lanz' auf seiner Schulter.
Spricht zu ihm Stjepan, der Zar der Serben:
„Söhnchen! Trage nicht verkehrt die Lanze,
Sondern kehr' den Speer der Lanze vorwärts,
Daß dich die Lateiner nicht verlachen."
Da versezt der Wojnowitsche Milosch:
„Hüte du, o Zar, nur deine Herrschaft!
Wenn ich es vonnöthen haben werde,
Werd' ich schon den Speer zu wenden wissen,
Wenn ich's aber nicht vonnöthen habe,
Kann ich sie auch so zurücke tragen."
Und so ritt er in das Feld von Ledjan.
Blickten auf ihn die Lateinermädchen,
Blickten auf ihn, redeten mitsammen:
„Lieber Gott! o welch ein großes Wunder!
Ist das der Vertreter eines Zaren?
Hat er doch nicht einmal rechte Kleider.
Freue dich, du königlicher Kämpfer!
Brauchest deinen Säbel nicht zu ziehen,
Findest kaum mit Blut ihn zu beflecken."
Jener kömmt indessen bis zum Zelte,
Vor dem Zelte sizt des Königs Kämpfer,
Hat den Braunen an den Schaft gebunden.
Spricht zu ihm der Wojnowitsche Milosch:
„Auf, o Kämpfer aus dem weißen Ledjan!
Laß uns nun den Heldenkampf beginnen!"
Aber das Lateinerchen erwiedert:
„Geh von dannen, schmutziger Bulgare!
Kann mit dir ja kaum das Schwert beflecken,
Hast ja nicht einmal anständ'ge Kleider."
Da begann der Wojnowitsch zu zürnen:
„Auf! Lateinerchen, du eitler Prahler!
Freylich hast du schönre, beßre Kleider;
Will dir schon die schönen Kleider ausziehn."
Das Lateinerchen sprang auf die Füße,
Rasch bestieg er seinen tollen Braunen,
Tummelte das Roß auf freyem Felde,
Und der Milosch stellte sich zum Ziele.
Schleudert das Lateinerchen die Lanze
Auf die Heldenbrust des jungen Milosch;
Mit dem sechsgerippten goldnen Kolben
Fängt der Milosch auf des Gegners Lanze,
Und zerbricht sie zu drey gleichen Stücken.
Spricht zu Milosch der Lateiner Kämpe:
„Harr' ein wenig, schwärzlicher Bulgare!
Schlechte Lanze hat man mir gegeben,
Will mir eine andre Lanze holen."
Drauf enteilt er fliehend durch die Eb'ne.
Rief ihm nach der Wojnowitsche Milosch:
„Halt ein wenig, du Lateiner Kämpe!
Wär' es dir wohl lieber zu entfliehen?"
Also sprechend jagt er über's Blachfeld,
Trieb ihn bis an's Thor des weißen Ledjan,
Doch verschlossen waren Ledjans Thore.
Sieh, da wirft der Wojonowitsch die Lanze,
Nagelt an die Pforte den Lateiner,
Eilt das blonde Haupt ihm abzuhauen,
Wirft es in den Futtersack des Falben;
Fängt dann auch des Gegners guten Braunen,
Führt ihn fort zu seinem hohen Zaren.
„Hier, o Zar, hast du des Prahlers Schädel!"
Reicht der Zar ihm ungezählte Schätze;
„Geh mein Söhnchen, labe dich am Weine!
Werde dich noch königlich belohnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Von sonstigen Neuigkeiten nenne ich als die vorzüglichsten seit meinem lezten Berichte die Wettrennen auf der Simmeringer Haide, und die Blumenausstellung im Schwarzenbergischen Garten. Für die erstere scheint sich seit einiger Zeit eine besondere Vorliebe der Wiener ausgesprochen zu haben. Das Interessanteste war wohl das Bauernwettrennen, bey welchem inländische Pferde von Bauern oder ihren Knechten geritten

werden mußten. Die Reiter waren durch Schärpen von verschiedener Farbe ausgezeichnet. Die Weite des Wegs betrug zwey englische Meilen. Das Preispferd legte ihn in vier Minuten achtundvierzig Sekunden zurück. Die Pferde von englischer Abkunft, welche nach demselben rannten, kamen nur um eine halbe Minute früher zum Ziel. Die Blumenausstellung, zu welcher alle Blumenfreunde eingeladen wurden, die schönsten Exemplare inn- und ausländischer Gewächse zu liefern, worauf durch kompetente Richter fünf Preise, in Blumen bestehend, für die Besizer der vorzüglichsten, theils seltensten, theils schönsten bestimmt wurden, berechtigt zu guten Hoffnungen für die Zukunft, da sie nach dem Willen der Gründer jährlich fortgesezt werden soll. Die erste war ziemlich bedeutend, die äußere Vorrichtung sehr geschmackvoll. Die Blumen standen in einem großen Gewächshause über einander aufgestellt, so daß sie den Hintergrund der Wand bedeckten. Vorne waren niedlich drappirte Vorhänge angebracht. Die Blumen, welche die Preise erhielten, standen zur Seite. Jede stand unter dem Preise, den sie gewann, erstere außer der Bezeichnung der Art und Gattung mit dem Namen des Gewinners versehen. Der erste derselben war Seine kaiserl. Hoheit Erzherzog Anton.

Das Volksfest der Kirchweihe in der Brigittenau war dieses Jahr durch Begünstigung der herrlichen Witterung eines der lebendigsten. Man begeht es an einem Sonntage und den darauf folgenden Tagen im Juli. Fünfzig bis sechszig Tausend Menschen aus allen Ständen trieben sich dießmal in harmloser Fröhlichkeit bunt durch einander auf den herrlichen Wiesenplätzen, zwischen Buden und Gezelten aller Art, zwischen Tanzpläzen und rauschenden Musikchören. Tanz und Musik dauern jedesmal die Nacht durch, zu welcher Zeit das Fest durch die Beleuchtung der mit transparenten Lampen und Blumengewinden verzierten zahllosen Wirthshäuser und Gezelte mit Erfrischungen einen neuen und eigenthümlichen Reiz gewinnt.

Von Gauklern machte eine Zeitlang ein Herr Chanteur aus Amsterdam mit seinen sogenannten holländischen Wundermädchen Aufsehen. Sie sollten nach dem Anschlagzettel jedem Zuschauer sein Alter sagen, dann, ob er noch ledig oder verheirathet, wie lange er verheirathet sey, ob er Kinder habe, wie viele männlichen und weiblichen Geschlechts, wie viele todt oder noch am Leben seyen; sie wollten genau wissen wie viele Augen man im Würfelspiele gewonnen habe, und mit Sicherheit sagen ob man im Militärdienste gewesen, wie viele Jahre und welchem Monarchen man gedient, wie viele Bataillen man mitgemacht und wie viele Wunden man bekommen habe, und mehrere ähnliche Dinge über die Beschaffenheit der Münzen, Uhren u. dgl. Der zauberhafte Anstrich der Sache lockte viele Zuschauer herbey. Die Sache ging, wie zu vermuthen war, sehr natürlich, aber in Rücksicht der Art, wie der Künstler das Räthsel zu lösen wußte, immer noch interessant genug her. Der Zuschauer, welcher Bescheid auf seine Frage haben wollte, mußte nämlich Herrn Chanteur aus der Versammlung ins Nebenzimmer folgen, und dort die Antwort auf eine Tafel niederschreiben, welche dem Künstler übergeben wurde. Derselbe verließ nun den Zuschauer nicht wieder, und auch die Tafel kam nicht aus seinen Händen. Beyde Personen traten unmittelbar in den Gesellschaftssaal, wo die zwey prophetischen Mädchen im Hintergrunde mit verhüllten Häuptern saßen und die an sie gestellte Frage nach dem Inhalte der Schrift auf der Tafel beantworteten. Die Art und Weise, wie der Künstler jene Antwort den Mädchen mittheilte, war schlechterdings nicht zu bemerken, und muß um so mehr auffallen, da die Antwort oft ziemlich lang ausfiel. Die Mädchen, welche nach gelösten Aufgaben ins Publikum traten, waren ungefähr fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, mager, und von gelbbrauner Gesichtsfarbe. Herr Chanteur hatte eine Zeitlang ungewöhnlichen Zuspruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 30. Juli.

(Fortsetzung.)

Daß die Académie des inscriptions eine alte und fast veraltete sey, konnte das Publikum aus den Vorlesungen bey der dießjährigen öffentlichen Sitzung abnehmen, worin unter andern von Mongez die Frage erörtert wurde, ob Hannibal wirklich Essig gebraucht habe um Felsen auf den Alpen zu sprengen und sich einen Durchgang zu bahnen. Man sollte glauben, eine Akademie, welche die gesammte Vorwelt mit allen ihren merkwürdigen Erscheinungen der Zeit und der Menschen zu ihrem Studium gewählt hat, könne das Publikum mit etwas Wichtigerm unterhalten als mit der Frage über den Gebrauch des Essigs auf dem Hannibalschen Zuge über die Alpen. Die Zeitungen haben sich deßhalb auch etwas über den guten alten Mongez lustig gemacht, der seine Frage mit einer Gewissenhaftigkeit und einer Wichtigkeit erörtert hatte, als ob hier eine große Angelegenheit ins Reine zu bringen sey. Aber muß ein Gelehrter nicht solch eine Gewissenhaftigkeit bey allen das Alterthum betreffenden Fragen anwenden, wenn er etwas Gutes leisten soll? Das Publikum scheint nicht zu wissen, daß Mongez, ein ehemaliger Genovefermönch, sein ganzes Leben auf Erörterung kleinerer und größerer archäologischer Schwierigkeiten verwendet hat, die, einzeln betrachtet, manchmal sehr geringfügig scheinen können, da sie, zusammen genommen, doch bedeutende Beyträge zur Aufhellung des gesellschaftlichen Lebens und des Zustandes der Künste und Wissenschaften bey den Alten liefern. Was kümmert es aber die große Welt, welche zu den öffentlichen Sitzungen der Akademien eingeladen wird, zu wissen ob die Alten ihre Mäntel mit Wolle oder mit Leinwand fütterten, und ob Hannibal Essig oder Wasser gebraucht hat, um einen Felsen zu spalten? Für den Kunstverständigen ist lezterer Umstand jedoch nicht ohne Interesse; auch ist derselbe schon so oft bestritten worden, daß es wohl die Mühe verlohnt, denselben nochmals gründlich zu erörtern; nur hätte dieß in der Stille vor den Akademikern, nicht aber vor dem großen Publikum geschehen sollen, welches daraus nichts anders abnimmt als den Schluß, daß sich die Herrn Akademiker mit recht lächerlichen Dingen beschäftigen, und daß die Zeiten noch nicht vorüber sind, da ein Gelehrter einen Quartband über die Dintenfässer schrieb, und ein anderer jahrelange Nachforschungen über diejenigen Gelehrten anstellte, welche sich mehr als einmal in ihrem Leben verheirathet haben. Mongez ist Münzaufseher, und muß in der Scheidekunst wohl bewandert seyn, oder doch leicht Erkundigungen über chemische Gegenstände einziehen können. Wenn er also entscheidet, Hannibal habe keinen Essig zum Spalten der Felsen gebraucht, weil Essig keine Felsen spaltet und beym Erhitzen der Steine keine andere Wirkung thut als diejenige jeder andern Flüssigkeit, so muß er wohl seine guten Gründe dazu haben und sich auf gemachte Erfahrungen stützen. Indessen habe ich doch von einem ehemaligen Präfekten eines der französischen Alpendepartemente gehört, daß man während seiner Verwaltung Versuche mit den Felsen auf den Alpen angestellt und wirklich vermittelst des Essigs Felsen gespalten habe. Wer hat nun Recht, Mongez und die Scheidekundigen der königl. Münze, oder der Präfekt und diejenigen, welche die Versuche mit den Alpenfelsen angestellt haben?

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. September 1827.

> O! wüßtest du, wie sich's in Lumpen
> So ruhig und behaglich leben läßt!
> Man sieht die Welt an sich vorüber gleiten,
> Und werfen unter Tausenden nur Zehen
> Dir einen Penny zu, so hast du was du brauchst;
> Drum tausch ich meine sorgenfreye Lumpen
> Nicht um dein sorgenvolles Tressenkleid.
>
> Gray.

Die römischen Bettler.

Bekanntlich gibt es drey Wege, sich seinen Unterhalt zu erwerben, arbeiten, stehlen und betteln. Das Betteln scheint der geradeste, unzweydeutigste, folglich moralischste von allen zu seyn. Ein Bettler betrügt Niemand, denn entweder kann er nicht arbeiten, oder er will nicht, Grundes genug, ihm entweder ein Almosen zu geben oder es nicht zu thun. So gut es ihm erlaubt ist zu verhungern, wenn er nichts zu essen hat, mit demselben Rechte kann er die Zumuthung, er solle arbeiten und nicht betteln, als ungebührlich von der Hand weisen. Daß das Stehlen eine unerlaubte Handlung ist, davon würden sich, außer den ehrlichen Leuten, sogar die Diebe überzeugen, wenn nicht der Begriff desselben, nach den Umständen, eine sehr weite und eine sehr enge Erklärung zuließe, und wenn zu beweisen stände, daß ein Unterschied darunter sey, ob man sich mit zwey oder mit vierzigtausend Händen eines fremden Gutes bemächtige; besonders müßte man zuvor von der Maxime abgegangen seyn, die Diebe erst dann zu hängen, wenn man sie hat. Das Arbeiten ist bis jezt für das erlaubteste Mittel gehalten worden, um sich Essen und Trinken verschaffen zu können. Aber wie viel Arbeiter gibt es, welche nicht stehlen, d. h. welche nicht statt der ganzen übereingekommenen Arbeit an Quantität und Qualität nur die Hälfte oder gar das Viertel liefern? So möchte in der That das Betteln unter allen Erwerbszweigen derjenige seyn, bey welchem am wenigsten betrogen wird. Daher scheint es auch vom Schicksal als Gegensatz der direkten und indirekten Dieberey zugelassen zu werden. Verfolgt man diese Idee, so wird es klar, warum sich z. B. in England, wo am meisten gearbeitet wird, auch die größte Anzahl Bettler befindet.

Wir können nicht Alle Alles: wenn daher England, wie eben gesagt, die größte Masse körperlicher Arbeit aufzuweisen hat, so herrscht in Rom (und ich bitte, diese Aeußerung für die ernsteste Wahrheit und für keinen Scherz zu nehmen) die größte geistliche Thätigkeit. Ist es daher zu verwundern, daß leztere Stadt mehr Bettler als viele andere Europa's ernährt? Wie könnte hier die Mildthätigkeit als die erste aller christlichen Tugenden geboten werden, wenn nicht zugleich für die Gelegenheit gesorgt wäre, sie auszuüben? Die Moralisten irren daher, wenn sie über die große Menge Bettler in Rom schreyen, denn ohne diese wäre keine Mildthätigkeit und ohne Mildthätigkeit wiederum keine Betteley. Beyde bilden die nothwendigste Wechselwirkung, welche in der moralischen Natur existirt.

Die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, begreift sichs, warum die Betteley in Rom einen unterscheidendern Charakter hat als an solchen Orten, wo sie von lokalen oder persönlichen Umständen, d. h. von Mangel oder Tagdieberey erzeugt wird. Daß die römischen Bettler weder arm noch faul sind, ergibt sich sowohl aus ihrem öffentlichen als Privatleben. Man frage nur

bey den Pastelenbäckern und Rosoliohändlern nach, und diese werden eingestehen, daß es keine bessern Kunden für sie gibt als eben die Bettler, und von ihrer Arbeitsamkeit kann nur der urtheilen, der wie sie den ganzen Tag mit verschlossenen Augen, oder mit unbeweglichem Körper gesessen, um den Blinden oder Gichtbrüchigen zu spielen, und dabey unaufhörlich Psalme und Gebete hergesagt hat, um die Vorübergehenden zur Mildthätigkeit zu bewegen. Das Publikum macht von Jahr zu Jahr mehr Ansprüche; wer nur einen halben Bajocco gibt, verlangt ein Ave Maria, eine Litaney, ein Miserere oder ein Gebet für seine Anverwandten im Fegefeuer. Die regelmäßigen Almosengeber, d. h. solche, welche täglich ihre Gabe bringen, und von denen der Bettler doppelt fordert, wenn sie am vorigen Tage nicht bezahlt haben, sind am schwersten zu befriedigen; für sie muß er wenigstens alle acht Tage ein neues Gebet lernen. Thut er es nicht, so sagen sie: che seccatura! sempre l'istessa orazione, und geben zu einem andern, der weniger faul ist. Mit einem Worte: so ein armer Teufel, besonders wenn ihn das Glück in eine andächtige Gegend versezt hat, ist Abends noch lahmer als ein wirklich Lahmer, und oft so heiser, daß er im Speisehause das Gericht, welches er essen will, nicht mit Worten, sondern blos mit Zeichen auf dem Speisezettel bezeichnen kann *).

Der besondere Charakter, welcher der hiesigen Betteley aufgedrückt ist, hat seinen Grund in dem Umstande, daß sie nicht der Menschen wegen, sondern um Gottes willen getrieben wird. An andern Orten schämt man sich ihrer, weil sie nicht löblich und obenein von der Polizey verboten ist; in Rom dagegen wird sie betrachtet, wie ein jedes anderes Handwerk, welches seinen Mann nährt. Ja, die Bettler glauben hier nicht allein keine weltlich ungeziemende Handlung zu begehen, sondern sogar ein gottesdienstliches Werk zu thun, weil sie dem Publikum oben besagte Gelegenheit verschaffen, die Wohlthätigkeit zu üben. Darum ist ihr Benehmen nicht das von demüthig Bittenden, sondern ihre Phrasen klingen wie Befehle, und Gott, die heilige Jungfrau, die gebenedeiten Seelen im Paradies, die andern Seelen im Fegefeuer und sämmtliche Heilige werden nicht sowohl als Vermittler angerufen, um das Herz des Publikums zum Mitleide zu rühren, als vielmehr um sie um Rache anzuflehen, wenn Eins oder das Andere verschlossen bleibt. Phrasen wie: „Voi dunque non fate mai la carità," „l'amor del povero non entra mai nel vostro cuore," „non temete l'ira di Dio," u. s. w. werden den Hartherzigen in einem so drohenden Tone nachgeschickt und dabey der Krückenstock, oder die Faust so ausdrucksvoll bewegt, daß jene nicht selten umkehren, um per l'ira di Dio zu geben, was der Bettler per l'amor di Dio nicht hat erhalten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Historisch, wie Frau von Genlis zu sagen pflegt.

Die Hochzeit des Duschan.

(Fortsetzung.)

Kaum ließ Milosch nieder sich zum Weine,
Rief vom Walle wieder ein Lateiner:
„Duschan Zar! dort unten vor der Veste,
Auf der Wiese sind drey Heldenrosse,
Gut gesattelt, herrlich ausgeschmücket,
Und ein Flammenschwert auf jedem Rosse,
Das die Spitze auf zum Himmel kehret.
Springen sollst du über die drey Rosse;
Aber wirst du sie nicht überspringen,
Kömmst du fort nicht, führst nicht weg das Mädchen."
Wieder ruft der Herold laut den Swaten:
„Hat gebor'n die Mutter keinen Helden
Und gesandt zum Hochzeitzug des Duschan,
Der die Heldenrosse überspringe,
Und drey Flammenschwerter auf den Rossen?"
Fand kein Held sich, der das Wagstück wagte.
Sieh! da tritt von Neuem der Bulgare
Vor das Zelt des Serbenzaren Stjepan:
„O Gebieter! wirst du mir vergönnen,
Daß ich Ross' und Schwerter überspringe?"
„Ja, es sey vergönnt dir, lieber Knabe!
Ziehe aus nur den Bulgarenmantel.
Wolle Gott den Schneider doch erschlagen,
Der dir solchen Mantel zugeschnitten!"
Ihm entgegnet der Wojnowitsch Milosch:
„Setz dich, Zar, und labe dich am Weine,
Habe keine Sorg' um meinen Mantel!
Trägt der Held ein muthig Herz im Busen,
Wird ihn kein Bulgarenmantel hindern;
Wo dem Schaf das eigne Vließ beschwerlich,
Da wohl tauget weder Schaf noch Wolle."
Sprach's und ging hinaus zum Ledjanfelde.
Angekommen bey den edlen Pferden,
Führt er seinen Falben um die Rosse,
Und dann spricht er zu dem guten Falben:
„Harre meiner hier in deinem Sattel!"
Ging zurück nun auf die andre Seite,
Lief im Tanze her die eb'ne Wiese,
Uebersprang mit Leichtigkeit die Rosse,
Die drey Rosse sammt den Flammenschwertern,
Sprang und saß in seines Falben Sattel;
Nahm beym Zügel drauf die Heldenrosse,
Führte sie zum Serbenzaren Stjepan.
Aber wenige Minuten schwanden,
Schrie vom Walle wieder ein Lateiner:
„Dorthin geh nun, o du Zar der Serben,
Unter jenen höchsten Thurm von Ledjan.
Eine Lanz' ist auf dem Thurm gepflanzet,
Auf der Lanze Spitz' ein goldner Apfel;
Schieße durch den Ring den goldnen Apfel!"
Wollte Milosch dießmal nicht erst warten,
Sondern fragte seinen hohen Zaren:
„Ist es mir vergönnet, mein Gebieter,
Daß ich durch den Ring den Apfel schieße?"
„Ja vergönnt ist dir's, mein leiblich Söhnchen."

Geht der Milosch zu dem schlanken Thurme,
Leget einen Pfeil auf goldnen Bogen,
Schießet durch den Ring den goldnen Apfel,
Hebt ihn auf und bringt in weißen Händen
Zum Geschenk ihn seinem hohen Zaren;
Hat der Zar ihn königlich belohnet.
Aber kurze Zeit war nur verstrichen,
Schrie vom Walle wieder ein Lateiner:
„Dort, o Zar! dort unter jenem Thurme
Sind zwey Königssöhne ausgegangen,
Haben ausgeführt drey schöne Mädchen,
Aehnlich an Gestalt sich alle dreye,
Alle drey auch ähnlich sich in Kleidung;
Geh und rathe, welches die Roranda.
Aber greifest du nach einer Andern,
Trägest du dein Haupt nicht mehr von dannen,
Minder noch entführest du das Mädchen.“
Als der Duschan dieses Wort vernommen,
Läßt er Todor, den Vesir sich rufen:
„Diener, geh das Mädchen zu erkennen!“
Und da schwöret Todor ihm in Treuen:
„Habe, Zar, sie nicht einmal gesehen,
Weil sie mir im Dunkeln vorgestellet,
Als ich deinen Ring ihr übergeben.“
Schlug der Zar an's Knie sich mit der Rechten:
„Wehe mir bis zu dem lieben Gotte!
Haben sie durch Geist und Muth besieget,
Und zur Schmach uns bleibt die Braut zurücke!“
Als der Milosch Wojnowitsch dieß hörte,
Ging er hin zu seinem hohen Zaren:
„Ist's vergönnet, Zar, mir, und Gebieter,
Deine Braut Roranda zu erkennen?“
„Ich vergönn' es dir, mein theures Söhnchen!
Aber peinlich ist's auf dich zu bauen;
Sprich! wie möchtest du die Braut erkennen,
Da du sie doch früher nicht gesehen?“
Doch der Milosch Wojnowitsch entgegnet:
„Sorge nicht, o Duschan, mein Gebieter!
Als ich im Gebirg von Scharra lebte,
Bey der Heerde von zwölftausend Schafen,
Manche Nacht dreyhundert Lämmer brachte:
Da erkannt' ich jedes nach dem Schafe,
Sie erkennen werd' ich nach den Brüdern.“
Wieder spricht zu ihm der Zar der Serben:
„Nun so gehe, geh nur hin, mein Söhnchen!
Gebe Gott, daß du die Braut erkennest!
Werde dir Skanderia verleihen,
Dir zur Herrschaft für das ganze Leben.“
Ging nun Milosch nach der grünen Wiese;
Als er ankam, wo die Mädchen standen,
Warf er von sich die Bulgarenmütze,
Legte ab auch den Bulgarenmantel,
Und es schimmerte Damast und Scharlach,
Leuchtet' auf der Heldenbrust der Harnisch,
An den Beinen goldene Gespänge;
Da erglänzt der Held im grünen Felde,
Wie die Sonne hinter dem Gebirge.
Breitet jezt aufs' grüne Gras den Mantel,
Schüttet auf den Mantel Edelsteine,
Kleine Perlen, Ring' und Diamanten,
Ziehet drauf das grüne Schwert des Wojin,
Also sprechend zu den schönen Mädchen:
„Welche von euch Dreyen ist Roranda?
Diese schürze sich Gewand und Aermel,
Sammle hier die Ring und Edelsteine,
Kleine Perlen auch und Diamanten.
Doch wenn eine Andre darnach greifet,
Ihr, bey meinem Glauben, der mir helfe!
Hau' ich ab die Arme bis zur Schulter.“
Als die schönen Mädchen dieß vernommen,
Schaun die Mittler' an die beyden Andern,
Auf den Rasen aber schaut Roranda,
Schürzet das Gewand sich und die Aermel,
Sammelt ein die bunten Edelsteine,
Und die Perlen, Ring' und Diamanten;
Wollen jezt die beyden Andern fliehen,
Doch der Milosch läßt sie nicht entschlüpfen,
Sondern fängt sie beyde bey den Händen,
Führet alle Dreye vor den Duschan,
Gibt dem Zaren jezt die Braut Roranda,
Noch ein Mädchen gibt er zur Roranda,
Aber eins behält er für sich selber.
Küßt der Zar den Milosch auf die Stirne,
Noch nicht wissend wer er sey und wannen;
Und nun riefen die geschmückten Herold':
„O ihr Swaten, macht euch reisefertig!
Zeit ist's, nach der Heimath aufzubrechen.“
Machten fertig sich die Hochzeitleute,
Führten heim die schöne Braut Roranda.
Aber noch nicht weit vom weißen Ledjan,
Spricht zum Zar der Wojnowitsche Milosch:
„O Gebieter, Zar der Serben, Stjepan!
Hier in der Lateinerveste Ledjan
Gibt es einen Wojwoda Balatschko;
Kenn ihn wohl, und mich auch wird er kennen;
Sieben Jahre nähret ihn der König,
Daß er deiner Swaten Zug zerstreue,
Und Roranda, deine Braut, entführe;
Wird gewiß ihn jezo nach dir senden;
Wojwoda Balatschko hat drey Köpfe,
Haucht aus einem eine blaue Flamme,
Aus den beyden andern kalte Winde;
Sind die beyden Winde ausgeblasen,
Ist es leicht den Balatschko zu köpfen.
Geht indessen ihr und führt das Mädchen!
Ich will hier den Balatschko erwarten,
Und gedenke wohl ihn aufzuhalten.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai bis September.

(Fortsetzung.)

Auf eine erustere Weise zieht jezt die allgemeine Aufmerksamkeit die Ausgrabung von fossilen Knochen und Zähnen eines, dem Elephanten ähnlichen, jedoch nur der antediluvianischen Zeit angehörenden Thieres, von den Naturforschern **Mastodon angustidens** genannt, auf sich. Die Stücke wurden hinter dem Belvedere, im sogenannten Sandgraben, zufällig durch Sandgräber gefunden. Die ausgegrabenen Thierknochen, welche zusammengesezt beynahe den ganzen Schädel bilden, sind einstweilen in einer Hütte, unweit dem Orte wo sie gefunden wurden, zur Schau aufgestellt, und sollen bald in das Naturalienkabinet, welches sie käuflich an sich gebracht, übertragen werden. Am besten sind die Zähne erhalten. Das Naturalienkabinet hat bereits die öffentliche Anzeige gemacht, daß es jedes der etwa in Verlust gerathenen Stücke verhältnißmäßig bey des-

sen Zurückgabe vergüten wolle. Die weitern Nachgrabungen
sind bereits eingeleitet, aber noch nicht erfolgt. Vor einigen
Tagen wurden wieder zufällig, ungefähr in der obgedachten
Gegend, einzelne Knochen eines kleineren Thieres, sehr gut er-
halten, gefunden. Es ist zum verwundern, daß die Nachgra-
bungen, welche man vorhat, nicht eifriger betrieben werden,
da die Sache von hoher Merkwürdigkeit ist, zu den wichtigsten
Resultaten führen kann, und man gute Hoffnung hat das
ganze Skelet des Thieres aufzufinden.

Von literarischen Angelegenheiten sind als erfreuliche Er-
scheinungen zu nennen, der Nachlaß der Matheus von Collin:
schen Gedichte, durch seinen gelehrten Freund Hofrath von
Hammer, bey Gerold in zwey Bänden herausgegeben, von
welchen besonders der Erste durch Mittheilung des Trauerspiels
Essex Auszeichnung verdient, und das gleichfalls bey Gerold
erschienene Werk, Melpomene, oder über das tragische
Interesse; von dem verdienstvollen österreichischen Gelehrten
M. Enk, durch eine bedeutende Belesenheit und reifes
Selbstdenken über einen der wichtigsten Gegenstände der Kunst
entstanden, muß es, obschon mehr fragmentarisch, als eigentlich
systematisch gehalten, bey dem fühlbaren Mangel befriedigender
Ansichten über die Natur des Tragischen, bald das allgemeinste
Interesse erregen. Die Jahrbücher der Literatur werden eine
umständliche Beurtheilung dieses bedeutenden Werkes enthalten.
Bey Wallishauser erschienen gleichfalls zwey merkwürdige schrift-
stellerische Erzeugnisse. Das erste ist ein Werk des Herrn von
Mosel über das Leben und die Werke des Anton Salieri.
Außer den merkwürdigsten und interessantesten, Salieris Le-
ben betreffenden Ereignissen enthält es gründliche und unpar-
theyische Beurtheilungen sämmtlicher Opern des alten Meisters,
wie sie der Reihe nach vorkommen. Diese aber sind um so be-
deutender, da sie nicht nur einem der größten, jetzt lebenden
Kunstkenner und allgemein anerkannten Kunstrichter ihre Ent-
stehung verdanken, sondern Salieri bey Lebzeiten selbst den
Wunsch äußerte, Herr v. Mosel möchte einst seine Biogra-
phie schreiben, zu welchem Ende diesem nach Salieris Tode
dessen Schriften eingehändigt wurden. Würdevoll widerlegt
der Verfasser am Schlusse seines Werks, durch einen Rückblick
auf die Lebens- und Handlungsweise des merkwürdigen Manns,
die niedrige Beschuldigung des gräuelvollen Verbrechens gegen
Mozart, und wünscht, daß aus der Asche des verewigten Meisters,
einem Phönix gleich, die einzig wahre dramatische Musik wieder er-
stehen möge! — Das zweyte Werk ist ein Gedicht des Baron
Christian Zedlitz, unter dem Titel: Todtenkränze.
Der Dichter führt in dieser wirklich meisterhaften, Sr. Majestät
dem regierenden Könige von Baiern zugeeigneten und von dem-
selben durch ein eigenhändiges, in den huldvollsten Ausdrücken
verfaßtes Schreiben angenommenen Kanzonenreihe die Idee
durch, daß Begeisterung allein die Mutter alles wahrhaft Gro-
ßen und Schönen sey, aber nur dann, wenn sie zugleich für
das Gute und Sittliche erglüht. Indem er an den Gräbern der
entschlafenen Könige, Helden und Künstler vorübergeht, welche
die Welt als groß und ruhmeswerth preißt, macht er jenen
Grundgedanken auf eine lebhafte und ächt poetische Weise an-
schaulich. Zugleich erwarten wir von Zedlitz in Kurzem die
Herausgabe von Werners Nachlaß.

Am 3ten August starb hier der Nestor deutscher Dicht-
kunst, Lorenz Leopold Haschka, emeritirter Professor der
Aesthetik, und vormaliger Kustos an der Universitätsbibliothek,
im 81sten Jahre. Er ist das vorlezte Mitglied des schönen Dichter-
vereins, der hier in guten alten Zeiten blühte: Alxinger, Blu-
mauer, Denis, Mastalier u. s. w. Noch ist davon nur
Gottlieb von Leon übrig, an Jahren freylich viel jünger als
Haschka. Die poetischen Leistungen dieses Mannes und seine
literarischen Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten des
Auslandes: Kant, Wieland, Herder, Klopstock, sind
bekannt. Seine Gedichte erschienen bisher nur zerstreut in
Zeitschriften. Besonders sind sie im Fache der Oden ausge-
zeichnet. Den literarischen Nachlaß wird dem Vermuthen nach
sein Nachfolger im Lehrfache und sein genauer Freund, Pro-
fessor Deinhardstein, herausgeben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 30. Juli.

(Beschluß.)

Auch in England hat man Versuche mit dem Essig gemacht, und Ure oder ein anderer Chemiker hat vor Kurzem in einer englischen Zeitschrift eine Abhandlung darüber geschrieben, die, wenn ich nicht irre, zu Gunsten des Hannibalischen Verfahrens stimmt. Mongez meynt, eine bloße Volkssage habe das Gerücht von dem Felsenspalten durch Essig bey den Römern in Umlauf gebracht, Hannibal habe unmöglich Essig genug bey sich führen, und noch weniger auf den Alpen bekommen können, um einen Felsen zu erweichen u. s. w. Zwar spricht die Geschichte von mehreren ähnlichen Versuchen; Mongez vergaß weder Tartaren noch Chinesen; sogar was Casanova von seinen Versuchen, die Marmorplatten unter den Bleykammern zu Venedig vermittelst des Essigs von seinem Salate zu erweichen, erwähnt, wurde von dem gelehrten Mongez angeführt, er meynt aber immer noch diese Angaben seyen unstatthaft, und liefern keinen bündigen Beweis von der Möglichkeit des Dinges. Da Mongez schon alt ist, so wird er wahrscheinlich seine Meynung nicht mehr ändern, und mit der festen Ueberzeugung, daß sich kein Felsen mit Essig spalten lasse, und daß Hannibal keine gespaltet habe, aus dieser Welt scheiden. Irgend ein Gelehrter, der nach ihm erstehen wird, beweist oder behauptet vielleicht einmal, daß die Sache nicht allein möglich ist, sondern sich auch so zugetragen hat, und dann kommen vielleicht andere Gelehrte, stehen zwischen den beyden Behauptungen still und zweifeln. Dieß ist die Geschichte mancher Meynungen, sogar über Thatsachen, über die es doch ein leichtes seyn sollte, zu entscheiden, ob sie stattgehabt haben oder nicht, und ob sie auch statthaben konnten.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 222.
Anstand.

Logogryph.

Kennst du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennst du der Liebe trauliches Symbol?
Das feste Band, das sich um Freunde windet,
Des Fürsten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eisen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen stillen Feind;
Streichst du des hohen Wortes erstes Zeichen,
Hast du die finstre Macht, die ich gemeynt.

So lang die Welt steht liegen diese beyden
Im Kampf um höchstes Leid und höchste Lust;
Halt fest am Ganzen; laß sie nimmer streiten
In deiner stillen und zufriednen Brust.

H. W.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. September 1827.

> Keiner hat wie er gestürmet,
> Held des Himmels, Wetterstrahl!
> Er gewinnt Almansors Fahne,
> Und es flieht die Mohrenschaar.
>
> L. Uhland.

Die Hochzeit des Duschan.

(Beschluß.)

Zogen weiter die geschmückten Swaten,
Führten mit sich fort das schöne Mädchen.
Doch der Milosch blieb im grünen Walde,
Und mit ihm dreyhundert Kampfgenossen.
Kaum entfernte sich der Zug von Ledjan,
Ließ der König den Balatschko rufen:
„O Balatschko, mein getreuer Diener,
Möchtest du allein dir wohl getrauen,
Zu zerstreun des Zaren Hochzeitleute,
Und die Braut Roxanda wegzunehmen?“
Fraget ihn der Wojwoda Balatschko:
„König und Gebieter! Herr von Ledjan!
Wer war jener Jüngling in dem Zuge,
Der so vielen Heldenmuth gezeiget?“
Spricht zu ihm die Königin von Ledjan:
„Treuer Diener, Wojwoda Balatschko,
Unter ihnen gibt es keinen Helden,
Außer einem schmutzigen Bulgaren,
Der noch unerfahren, jung und bartlos.“
Da entgegnet Wojwoda Balatschko:
„Ey! das ist kein schmutziger Bulgare,
Sondern der Wojnowitsch ist's, der Milosch,
Diesen kennet nicht einmal der Stjepan,
Aber ich Balatschko kenn' ihn lange.“
Spricht zu ihm die Königin von Ledjan:
„Geh nur, Diener Wojwoda Balatschko!
Reiße mir das Mädchen weg vom Serben,
Und zum Lohne werd' ich dir es schenken.“
Sattelt nun Balatschko seine Stute,
Rennet nach den reichgeschmückten Swaten,
Mit sechshundert Reitern der Lateiner.
Als sie zu dem grünen Wald gelanget,
Steht das Falbenroß auf breitem Wege,
Hinter ihm der Wojnowitsche Milosch.
Rief ihm zu der Wojwoda Balatschko:
„Milosch! hast du meiner hier geharret?“
Blies ihm eine blaue Flamm' entgegen,
Die des Falben Bärenhaut verbrannte.
Wie er merkte, daß sie nichts geschadet,
Ließ er auch die kalten Winde wehen;
Dreymal schlug sich um und um der Falbe,
Aber unverletzet blieb der Milosch.
Ruft der Milosch drauf aus weißem Halse:
„Nun empfange, was du nicht geahnet!“
Schleudert drauf nach ihm den goldnen Kolben,
Und so leise hat er ihn berühret,
Daß er aus dem Sattel ihn geschlagen;
Dann ergreift er seine Kriegeslanze,
Nagelt ihn damit auf grünen Rasen,
Haut ihm mit dem Schwert ab die drey Köpfe,
Wirft sie in den Habersack des Falben;
Stürmte drauf in die Lateinschen Reiter
Mit dreyhundert tapfern Kampfgenossen;
Hieben ab dreyhundert Reiterköpfe,
Folgten dann dem Zug der Hochzeitleute.
Eingeholt den Zaren und die Swaten,
Warf er hin die Köpfe des Balatschko;
Gab der Zar ihm tausend Stück Dukaten;
Weiter ging der Zug zum weißen Prisren.
Als sie auf das Amselfeld gekommen,
Will Milosch zur Wutschiterner-Veste,
Spricht zum Serbenzar, dem Stjepan Duschan:
„Bleibe nun mit Gott, mein lieber Oheim!
Lieber Oheim Stjepan, Zar der Serben!“
Hat sich jezt der Serbenzar erinnert,
Daß es wohl der Wojnowitsche Milosch;
Und er spricht zu seinem Neffen also:

„Bist du wirklich denn das Kindchen Milosch?
Bist du wirklich denn mein lieber Neffe?
Heil der Mutter, welche dich geboren!
Heil dem Oheim eines solchen Neffen!
Warum hast nicht eher dich entdecket?
Hätte ja dich, Söhnchen, unterweges
Nicht an Trank und Speise darben lassen.“
Wehe Jedem, dem die Seinen fehlen!

W. Gerhard.

Die römischen Bettler.

(Fortsetzung.)

Dem Geschlechte nach zerfallen die römischen Bettler in zwey Klassen, in weibliche und männliche. Diese Eintheilung möchte man, da sie überall stattfindet, für überflüssig halten. Ich mache sie aber mit gutem Vorbedacht, denn es ist nicht einerley, ob Jemand zum männlichen oder zum weiblichen Geschlechte gehört, um als Bettler sein Glück zu machen. Auch diese Bemerkung dürfte unnöthig scheinen; findet doch, meynt man, eine schöne Bettlerin immer mehr Gehör als ein häßlicher Bettler. Aber gerade das Gegentheil trifft in Rom ein. Um diese Sonderbarkeit zu erklären, muß ich weiter ausholen. Wie es anfangen, meine Meynung zu sagen, ohne dem einen zu viel und dem andern zu wenig zu thun? Wißt ihr, Ausländer, was der römische Beichtstuhl sagen will? Er ist allmächtig! Durch ihn wird die Gebrechlichkeit der Weiber, trotz des Vulkans, der in ihren Adern glüht, und der die Maschine im langsamen Feuer verzehrt, zu einer Entsagung gezwungen, von welcher man im Auslande keinen Begriff hat. Wenn nachsichtsvolle Beichtväter gesucht werden, so geschieht es sicher nicht von Frauen der untern weiblichen Klasse. So stehen die schönsten und jüngsten Weiber in allen gangbaren Winkelgäßchen herum und betteln um einen Bajoccho, während ihnen Louisd'ore, von reichen Wüstlingen angeboten, nichts als ein verächtliches Lächeln ablocken. Reisende, welche das hiesige weibliche Geschlecht nur zu kurze Zeit und zu oberflächlich beobachtet, haben über die Tugend desselben so entschieden anders geurtheilt, daß es mich nicht wundern würde, wenn man meine entgegengesetzte Meynung für nichts als Eingebung der Liebe zum Widerspruch nähme. Der ausländische Weltmann findet im Beginnen dieser jungen Bettlerinnen den grellsten Widerspruch; an die Sitten seiner Heimath gewöhnt, wird er von diesem Kontraste zur Hartherzigkeit verleitet und gibt nur den männlichen Bettlern, während er die Weiber mit leeren Händen stehen läßt. Dieser abstoßenden Behandlung ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß leztere nur am Tage betteln, sondern sich des Abends, wie schon gesagt, in Winkelgäßchen stellen, wo es ihnen mit Hülfe der dort herrschenden Finsterniß und der Lumpen, in welche sie Kopf und Oberkörper hüllen, möglich wird, ihr Alter und Aussehen zu verbergen. Einige Entschädigung finden sie in den Almosen, welche Abends nach Untergang der Sonne im Vorhofe der Kirchen und Klöster ausgetheilt werden. Hier scheint man blos Frauen zuzulassen, denn ich habe, mit Ausnahme von einigen abgelebten Greisen, nie Männer darunter bemerkt. Diese nächtliche Almosenspende ist nicht minder originell als alles andere in dieser originellen Stadt. Man denke sich ein Duzzend junger und schöner Weiber, mit allen Reizen geschmückt, welche die Römerinnen vor allen übrigen Weibern des Erdbodens auszeichnen, sämmtlich mit einem Säugling an der Brust, wie sie dem Pfarrer entgegenstürzen, ihm Hände und Kleid küssen, die Wangen streicheln, ihm die süßesten Schmeichelnamen geben und zugleich ihre hülflose Lage schildern: die eine hat einen Mann auf der Galeere, die zweyte einen auf dem Stroh liegen, der dritten ist er davon gelaufen, die vierte hat den ihrigen verlassen, weil er ihr den Arm, oder das Bein, oder den Kopf zerschmettert, der Gatte der fünften ist ohne Arbeit (sta a spasso), die sechste, siebente u. s. w. muß einen kranken Vater, eine kranke Mutter oder dergleichen ernähren. In Gesellschaft des Pfarrers befinden sich einige Kirchendiener, oder wenn er zugleich Ordensgeistlicher (Padre curato) ist, mehrere Layenbrüder, denn so will es die Sitte. Die nicht an den Pfarrer gelangen können, halten sich an diese, stellen ihnen ihre Noth vor und bitten sie um ihre Fürsprache. Man denke sich die Scene nach dem Leben: in der Halle ist es finster, oder wenigstens dämmernd, der Pfarrer, nicht selten ein Mann in den besten Jahren, seine Begleiter junge Leute, und die Weiber, von Haus aus schon sehr natürlich und ohne alle Ziererey, vergessen auch die lezte Spur von Zurückhaltung, weil es hier darauf ankömmt, einen oder ein Paar Bajocchi mehr zu bekommen als die andere. Wie wird dabey den guten Mönchen oder Priestern zu Muthe seyn? so habe ich mich oft selbst gefragt. Ins Herz kann allein Gott schauen; was aber die Thaten betrifft, so stimmen darin auch die ärgsten Lästerzungen überein, daß sich hier kein Schatten von Unziemlichkeit zeigt. Dieß hindert aber nicht, daß sich die Weiber nach der Spende einander Vorwürfe machen; da hat die eine mehr bekommen als die andere, oder ihrer ist, um bey einer der unzähligen Armenanstalten eine monatliche regelmäßige Unterstützung zu erhalten, in dem vom Pfarrer ausgestellten Atteste mit besonderm Lobe gedacht u. s. w. Da heißt es denn beym Weggehen: „Lasciate passare la prediletta del Curato,“ oder „quant'è bella la protetta di D. Filippo,“ (Sakristan des Pfarrers) oder „è naturale, perch'è più bella di noi tutte!“ Läßt die Auserwählte des Pfarrers, oder die Günstlingin des Sakristans nicht mit sich spaßen, so entsteht Ernst daraus; von den Stachelreden geht es zu Püffen, von den Püffen zu Messerstichen, von

diesen entweder ins Grab, oder auf Lebenszeit in die neuen Gefängnisse. Und dieß alles um ein Paar Bajocchi!

Die eigentlichen privilegirten Bettler, die Blinden, welche vor den Kirchthüren, oder auf den gangbarsten Plätzen und Straßen sitzen, zeichnen sich durch zwey Dinge aus, einmal durch die Klapperbüchsen, mit welchen sie ihre Anwesenheit zu erkennen geben, und deren Geräusch Predigt, Orgel, ja selbst (was viel sagen will) den Gesang der päpstlichen Kapelle übertäubt; zweytens dadurch, daß sie sich absichtlich in den Weg setzen, damit die Vorübergehenden über sie wegfallen. Verletzen sich leztere dabey die Nase, oder verstauchen sich den Fuß, so thun die Bettler, als wäre es ihnen selbst geschehen, und heulen aus vollem Halse. Augenblicklich hat sich dann ein Haufen Volks um sie versammelt, der Parthey für sie nimmt: „povero cieco" heißt es von allen Seiten. Zugleich werden allerley Stachelreden gegen den Gefallenen geführt. Ist lezterer ein Römer, so bekümmert er sich nicht darum, sondern hinkt seines Wegs, und der Blinde, durch den Rippenstoß seiner Begleiterin benachrichtigt, hört auf zu heulen. Raunt ihm aber leztere ins Ohr: È un forestiere, animo, coraggio," so thut er den Mund bis an beyde Ohren auf und schließt ihn nicht eher, als bis ihm der Fremde (was nicht selten aus Rache geschieht) ein Stück Geld hineingeworfen hat. Dann sagt der Blinde ruhig: „Che Dio vi benedica," und fährt im Abbeten des Psalmes fort, wo er durch des Fremden Fallen unterbrochen worden ist.

Dieses Beyspiel zeigt, daß die römischen Bettler so gut Betrüger sind, wie die zu Paris und London. Dennoch ist ein Unterschied unter ihnen, und dieser hat im Nationalcharakter seinen Grund: in Rom baare Offenheit des Betruges, ich möchte fast sagen, die Ironie desselben, dort der Betrug in seiner ganzen labyrinthischen Verheimlichung; in Rom lacht man darüber, als wäre es eine Theaterposse, die Pariser und Londoner Bettler zeigen die menschliche Herabwürdigung auf ihrer untersten Stufe. Was man von einem französischen Schriftsteller erzählt, er sey von der Aufrichtigkeit, mit welcher ihm ein Bettler erklärt habe, keine Lust zum Arbeiten zu haben, dergestalt erfreut worden, daß er ihm mehr als ein gewöhnliches Almosen gegeben, begegnet einem in Rom alle Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fremdes und Eigenes,

von Fr. v. Matthisson.

(Fortsetzung.)

Von des Thomas von Kempis „Nachfolge Christi" zählt man gegen zweytausend Ausgaben. Von Fenelons Telemach erschienen hundert und vierzig Ausgaben und neunzig Uebersetzungen.

*

Die Harzbergleute haben vor ihrem finstern und gefahrvollen Gewerbe eine Art von Devotion, die man mit Verwunderung und Achtung ansehen muß. Ihr: Glück auf! klingt schöner und feyerlicher als das: Memento mori der Karthäuser.

*

Lord Byron zum Dichter Southey: „Dein Name wird genannt werden, wenn Homer und Pindar, Virgil und Horaz längst vergessen sind — aber nicht eher.

*

Eine der ältesten nordischen Bilderdichtungen ist die von Odin's beyden Raben Hugin und Munin (Vernunft und Gedächtniß), die jeden Morgen in alle Welt ausfliegen, um Mittag zurück nach Walhalla kommen, während dem Mahle auf Odins Schultern sitzen und ihm ins Ohr sagen, was sie auf der Erde gesehen und gehört haben.

*

Die Nachwelt wird aus einzelnen Zügen den großen Mann eben so erkennen wie Cuvier und Blumenbach aus einem Zahne oder Knochen, den man im innern Nordamerika am Ohiostrome findet, die Größe eines unbekannten Thieres zu berechnen wissen, dessen Geschlecht schon längst erloschen ist.

*

Wie Matthias Claudius ausschließlich nur Sprüche aus Jesus Sirach in Stammbücher schrieb, so blieb Moses Mendelssohn, bey gleichem Anlasse fast immer bey dieser Gnome:

Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chamouni, September.

Nie macht man eine Reise ins Chamounithal, ohne etwas Neues in dieser Zauberwelt zu entdecken, sey's eine Naturgestaltung, sey's ein neuer Ring aus den Sagen des Thals. In dieser Beziehung bin ich dieses Jahr glücklicher gewesen als im vorigen, und ich will hier kurz erzählen, was ich auf meiner Wanderung Neues gesehen und erfahren habe. Das reizende Chamounithal hat ganz kürzlich eine große Verschönerung erhalten, denn jener freundliche Gnomenkönig, welcher in der herrlichsten Eisgrotte Hof hält, hat nahe bey seiner Behausung eine neue prachtvolle Zierde angebracht, die vorher dem Thal fehlte. Man denke nicht an Obelisken und Pyramiden; denn wären diese auch dreymal höher, wären es dreyfache Pyramiden von Ghize und Sonnenobelisken, so würden sie doch armselig dastehen neben der niedrigsten Granitzacke, zu welcher hier der Blick hinaufschwindelt. Nein, dem Thal

fehlte ganz Anderes — ein imposanter Wasserfall. Denn die Cascade des Pélerins nahe beym Bossonsgletscher ist zu sehr zwischen vortretenden Felsenwänden verborgen, um dem ganzen Thal anzugehören. Nun ist das ganz anders. Kaum ist man von Südwest kommend, bey les Ouches in das Thal getreten, so zeigt sich schon in der Ferne auf mehrere Stunden das neue Wunder, und wird immer schöner und mächtiger, je mehr man ihm naht. Unmittelbar aus dem Gletscher des Bois, dem Mer de Glaces und seinen Eisschründen entquollen, stürzt sich an dessen Südwestseite ein prächtiger Strom, silberglänzend von der Gletscherwand, ungefähr hundert Fuß hoch, schießt dann gleich wieder unter die Eisblöcke, um weiter unten aus der berühmten Grotte als Arveiron wieder hervorzuschäumen. Dadurch hat dieser Gletscher eine große Verschönerung erhalten, die aber wahrscheinlich, wie alle Gletschererzeugungen, nur von kurzer Dauer seyn wird. So geht der schöne Bossonsgletscher nicht mehr so tief herab wie sonst, wenn auch seine Eisnadeln, Grotten und Schlünde, seine unten donnernden Wasser nichts von ihrer Herrlichkeit verloren haben. Troz des überaus günstigen Wetters, der gleichen Hize und der warmen Nächte, sind doch dieses Jahr weniger Fremde nach Chamouni gekommen als 1826, wo nichts so günstig war. Das glückliche Zusammentreffen klimatischer Umstände mit den neuen Gletscherformationen auf dem Glacier des Bossons und du Tacconai ist dagegen diesen Sommer zu einer Besteigung des Montblanc benuzt worden, der im September, wenn er sich günstig zeigt, vielleicht noch einige folgen. Ich langte gerade in Chamouni an, als die beyden Engländer, Ch. Fellows und Hawes von ihrer Besteigung des Riesenberges zurückkamen. Es war Dienstag den 24sten Juli. Unter den dreyzehn Besteigungen, die bisher auf den Montblanc unternommen worden sind, war dieß gewiß eine der glücklichsten für den Anfang und die Reise selbst, sehr unglücklich aber für die kurze Zeit, die man auf dem Gipfel zubringen kann. So war sie denn gerade das Gegentheil von dem, was dem Dr. Clark und dem Kapitän Sherwill im August 1825 widerfuhr. Bekanntlich hatten sie auf den Gletschern und in der Schneeregion mit den unsäglichsten Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, wovon sie selbst ganz neuerdings eine interessante Beschreibung geliefert haben. Als sie aber endlich auf die Spize des Montblanc gelangten, fanden sie den heitersten Himmel und eine weltherrschende Aussicht. Fellows und Hawes hatten, weil sie auf große Schwierigkeiten rechneten, neun Führer und einen jungen Menschen bey sich. In weniger als acht Stunden, früher brauchte man immer zehn, und ohne viele Umwege und Krümmungen der Eisgründe und Nadeln, gelangten sie zu den Grands-mulets, wo sie übernachteten wie alle ihre Vorgänger. Aber von den herrlichen Lawinen, die gewöhnlich in der Nachtzeit von der Aiguill du midi hier niedergehen und vorübersausen, hörten sie wenig. Am andern Morgen brachen sie schon um drey Uhr auf, um bey guter Zeit, gegen eilf Uhr, auf den Gipfel zu gelangen. Es war das heiterste, schönste Wetter, und nur manchmal zogen schnell dünne Wölkchen am Haupt des Berges und an seinen Schultern vorüber. Dieß ist kein gutes Zeichen, denn es läßt auf heftigen Sturm in der Höhe schließen, doch war man voller Hoffnung, denn die drohenden Sturmwölkchen verzogen sich immer wieder. Von den Grands-mulets bis zum Grand-Plateau gelangten sie wieder ohne besondere Schwierigkeiten.

(Die Fortsezung folgt.)

Wien, Mai bis September.

(Beschluß.)

Der Unfall, welcher vor kurzer Zeit eine rechtliche, aus mehreren Personen bestehende Familie eines hiesigen Fabrikanten betraf, die bey einer Donaufahrt von dem nahe bey Wien liegenden Greifenstein nach Nußdorf verunglückte, wobey durch Umschlagen des Kahnes alle den Tod fanden, wird wahrscheinlich durch andere Blätter schon bekannt seyn. — Der Raubmörder von Jaroschinski, fälschlich Graf genannt, wurde durch das Urtheil des Raubmordes schuldig erkannt, deßhalb seines Adels und der damit für seine Person verbundenen Rechte in den österreichischen Erbstaaten entsezt, und am 30sten August Morgens mit dem Strange zum Tode gebracht. Die Ankündigung des Urtheils geschah am 27sten August Morgens um halb zehn Uhr im Rathssaale des Kriminalgebäudes, und eine halbe Stunde darauf auf dem öffentlichen Plaze vor demselben. Der Zudrang des Volks war außerordentlich. Der Mörder war auf den Inhalt des Urtheils nicht vorbereitet, hörte es aber mit wenigstens scheinbarer Ruhe im Saale an. Die Todesstrafe schien ihn mehr zu überraschen als zu erschüttern. Wie er die Schandbühne betrat bemerkte ich jedoch genau, daß er zitterte, was er bald mit sichtlicher Anstrengung zu bezwingen wußte. Den Trostgründen der Religion gab er in den drey Tagen seines sogenannten Aussezens so viel Gehör, als sein verwildertes Gemüth es zuließ. Ein würdiger Priester, der Seelsorger des Strafhauses, kam wenig von seiner Seite, und begleitete ihn auch auf seinem lezten Wege. Die genannten drey Tage war er ruhiger und gefaßter als man erwartet hatte. Er sprach mit seinen Umgebungen, dem Priester, dem Kerkermeister und seinen Gehülfen viel und gern von seinen frühern glücklichen Verhältnissen, rauchte stark Tabak, benahm sich aber im Genusse der Nahrungsmittel, die man unter solchen Umständen dem Verbrecher nach dessen billigem Wunsche reicht, überaus mäßig. Am Morgen der Hinrichtung brach jedoch die von ihm früher nur mit grosser Anstrengung aufrecht gehaltene Kraft zusammen, und da alle Mühe, sie wieder aufzurichten, vergebens war, trat ein schauerlicher Troz an die Stelle der früher erkünstelten Ruhe. In der Nähe der Johannisgasse, dem Orte wo er die That beging, riß er sich das Tuch vom Halse und warf es vom Leiterwagen, auf dem er saß. Bald darauf überfiel ihn eine, mit Erbrechen verbundene Uebelkeit. Beym Galgen angekommen, sprang er vom Wagen, entkleidete sich selbst, und ermunterte mit wildem Ungestüm die Schergen, schnell an ihr Werk zu gehen. In wenigen Minuten darauf hatte er geendet. Der im Druck mitgetheilte Thatbestand beschuldigte ihn des Hochmuths und Stolzes schon von früher Jugend her, welch lezteren er auch bis zum lezten Augenblick seines Lebens bewies, dann einer regellosen Lebensart. Spiel und Wollust waren die Furien, denen er opferte. Die Verschwendung steigerte seine Geldnoth auf's Höchste, ein Zustand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß er gegen Ende Januars d. J. von seiner Regierung den gemessenen Befehl erhielt, in sein Vaterland zurückzukehren, mit dem Beyfügen, daß er noch über die Führung des von ihm zulezt bekleideten Amtes Rechenschaft abzulegen, und in Bezug auf dieses eine bedeutende Zahlung zu leisten habe. Die That wird genau mit denselben Umständen erzählt, wie ich sie in meinem vorlezten Berichte gemeldet. Die Summe des geraubten Geldes wird auf 6100 Gulden Conv. Münze in acht Stück fünfprocentigen Obligationen angegeben. Die Zahl der Wunden gibt der Bericht auf vierzehn an. Der Beweis gegen den Mörder wurde nach langem hartnäckigem Läugnen durch sein Geständniß hergestellt. Jaroschinski war 34 Jahre alt, katholischer Religion, im kaiserlich russischen Gouvernement Podolien geboren, verheirathet und Güterbesizer.

— ft —

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. September 1827.

Geht's in der Welt dir einmal schlecht,
Thu' was du willst, nur hab' nicht recht.

Goethe.

Die römischen Bettler.

(Fortsetzung.)

Die interessantesten Scenen, solche, über welche man nicht selten von Herzen lachen muß, spielen auf dem Jesuitenplatze (Piazza del Giesù), einmal weil hier eine starke Passage ist, dann wegen der geringeren Schwierigkeit, welche die guten Väter bey Vertheilung der Almosen machen. Die Tageszeit ist eine oder ein Paar Stunden vor Untergang der Sonne, d. h. wann die Jesuiten, nach gemachtem Mittagsschlafe, entweder nach dem Macao spazieren gehen, oder von dort zurückkommen, eine Zeit, um welche überhaupt in Rom, wo mit Einbruch der Nacht Jedermann von der Arbeit, vom Spaziergange, oder von Geschäften nach Hause eilt, die meiste Bewegung auf den Gassen ist. Zuerst tritt eine wohlgekleidete Frau (ich möchte Dame sagen, wenn sie keine Bautta trüge, in welcher keine Dame sich Abends sehen lassen darf) in sehr anständiger Haltung auf, verneigt sich mit vieler Grazie, und spricht mit Würde: „Signore, mi permetterebbe Ella una parola?" Was kann der Fremde, denn ihm wird hier wie überall der Vorzug gegeben, auf eine so höfliche Anrede, noch dazu von einer Person, welche nichts weniger als alt oder häßlich ist, anders antworten als: „Benvolontieri, Signora!" Dann spricht jene weiter: „È noto a tutti, che Vossignoria è avvezzo a soccorrere le persone garbate." Jezt geht ihm ein Licht auf: diese rechtliche Person, (wie sie sich selbst nennt) ist durchaus nichts von dem, was er sich vorstellte, sondern eine Bettlerin. Sie fährt fort: „Le disgrazie mi perseguitano," wobey sie das Taschentuch hervorzieht und zu weinen anfängt. Der Fremde besieht sie von Kopf bis zu Fuß, kann aber weder auf ihrem blühenden Antlitze, noch weniger in ihrem sehr reinlichen, fast gewählten Anzuge „die Unglücksfälle, von denen sie verfolgt wird," finden, und gibt ihr das offen zu erkennen. Pickirt antwortet sie: „Vorrebbe Ella vedermi forse una donna straccione?" Nun kömmt sie auf „die Unglücksfälle" zurück und beginnt einen Katalog derselben zu entwerfen, wo bey jedem dritten Worte, die „persona garbata" zum Vorschein kömmt. Die eiskalte Gleichgültigkeit und mechanische Einübung, mit welcher ihr die wohlgesezten Worte vom Munde und die bittersten Thränen aus den Augen fließen, stimmt den Fremden statt zum Mitleide zur Ironie; er streichelt ihr über die blühenden Wangen und sagt scherzend: „Ma un' amante ricco"…. Da tritt die „rechtliche Person" ein Paar Schritte zurück, wirft sich, plötzlich zu weinen aufhörend, in die Brust und sagt, die höflichen Phrasen des Vossignoria und Ella in die zweyte Person des Pluralis umändernd: „Cosa pensereste voi forse? io sono una persona civile, e cerco a campare onestamente domandando la limosina…" (Ich bin eine rechtliche Person und suche mich mit Betteln anständig durch die Welt zu helfen). Der Fremde, den Rest der Fassung verlierend, lacht laut auf und sagt, ihr den Rücken wendend: „Buona sera, persona civile, che campa onestamente mendicando di notte tempo per le vie e li

vicoli...“ Sie, ihres Weges gehend, zischelt mit verhaltenem Ingrimme ihm nach: „Che ti venga un' accidente, vassallo maledetto!“ Der Fremde fällt aus den Wolken; was ihm ein Frauenzimmer aus den ersten Ständen geschienen hat, glaubt er jezt für eine Person aus der Hefe des Volks nehmen zu müssen. In beyden hat er sich geirrt: das Frauenzimmer ist weder unter dem Pöbel, noch in einem der höhern Stände geboren, sondern gehört der arbeitenden Klasse an, welche sich in Rom, wie in allen grossen Hauptstädten Europa's, durch ihren Verkehr mit den Vornehmen jene geschliffene Aussenseite verschafft, die den Beobachter um so mehr in Erstaunen sezt, als ihnen nach Befinden der Umstände auch der Ton des Pöbels in nicht minderem Grade zu Gebote steht. Davon zeugen hier die Worte accidente und vassallo. Beyde sind in der römischen Volkssittengeschichte von grosser Bedeutung. Zu den auffallendsten Erscheinungen, welche sich dem Fremden bey seiner ersten Ankunft in Rom darbieten, gehört die Erbitterung, mit welcher sich der Pöbel, im Streite mit einander, das Wort Un accidente entgegenschreit. Da er es im französischen, oder lateinischen, oder auch italienischen (höheren) Sprachgebrauche nimmt, so bleibt ihm unbegreiflich, wie es eines Theils mit so viel Wuth ausgesprochen, andern Theils mit eben so viel Wuth aufgenommen werden kann. Bey längerem Aufenthalte erfährt er endlich, daß accidente, vom Pöbel im Streite gebraucht, der ärgste Fluch ist, den es in der Volkssprache gibt, und daß er so viel als das deutsche schwere Noth, aber bey weitem mehr als dieß bedeutet, weil die religiöse Bildung der Römer das Fluchen härter verpönt als es in Deutschland der Fall ist. Im Worte selbst liegt übrigens der Beweis einer Eigenthümlichkeit des Charakters der Römer, welche hier um so mehr bemerkt zu werden verdient, als, so viel ich weiß, bisher von Niemanden aufmerksam darauf gemacht worden ist. Wer kennt nicht die Furcht, welche die alten Römer vor übeln Vorbedeutungen hatten, und wodurch sie veranlaßt wurden, für unglückbringende oder sonst unangenehme Dinge, z. B. für sterben u. s. w. einen mildern, oder von der Hauptidee abführenden Ausdruck zu suchen? Den heutigen Römern ist, obgleich in vermindertem Grade, dieselbe Gesinnung eigen, und das Wort accidente, welches an sich nichts anders als Zufall heißt, liefert den Beweis davon. Wie accidente der ärgste Fluch, so ist vassallo der ärgste Schimpfname, welchen die römische Sprache (nicht die toskanische, wo er in dieser Bedeutung nicht existirt) aufzuweisen hat; das deutsche Schuft drückt ihn insofern zu schwach aus, als damit wohl eine verworfene aber nicht geradezu sklavische Gesinnung ausgedrückt wird. In diesem Ausdrucke zeigt sich, ein zweyter merkwürdiger Charakterzug der Römer, den sie auch mit ihren alten Vorfahren gemein haben, ihr republikanischer Stolz, ein Zug, der ebenfalls unbemerkt geblieben, von dem sogar häufig das Gegentheil ausgesagt worden ist. Kehren wir auf den Jesuitenplatz und zu den dortigen Bettlern zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Centralfeuer der Erde.

Die Frage, ob die Temperatur der Erde mit der Tiefe ab- oder zunehme und in welchen Verhältnissen, hat von jeher die Physiker sehr beschäftigt und ist noch nicht, auch nur entfernt, gelöst; und ist es ja doch, wenn der Mensch seine Schachte in die Rinde der Erde niedertreibt, als ob ein mikroskopisches Insekt seinen Stachel in einen gigantischen Kürbis senkte. Jene Frage steht in genauer Verbindung mit einer andern, eben so häufig besprochenen, über die Materie, aus welcher der Körper des Erdballs selbst besteht; bald sollte die Erde hohl seyn, bald sollte es besser zu allgemeinen Gesetzen passen, wenn wir eine ungeheure Kugel von Schwefelkies oder Magneteisenstein bewohnten. Frühe schon entstand, bald als müßiges Spiel der Phantasie, bald als gelehrte Folgerung aus vermeintlich nothwendigen Vordersätzen, die Idee eines im Innern der Erde lodernden Feuers, das jezt nach und nach erlöschen, jezt in gleicher Stärke verharren, jezt von diesem, jezt von jenem Stoff sich nähren sollte. Diese oft aufgegebene und wieder hervorgesuchte Hypothese hat nun in der neuesten Zeit Cordier, ein französischer Naturforscher, wieder hervorgesucht, und ihr eine Ausdehnung gegeben, wie vor ihm kein Gelehrter, kaum ein geologischer Schwärmer gewagt hatte.

Es ist bekannt, daß allerdings die Temperatur zunimmt, je tiefer man das Thermometer in die Schichten der Erdrinde bringt; aber bey der Schwierigkeit solcher Versuche und dem mächtigen Einflusse der Lokalverhältnisse war es bisher noch nicht möglich, ein Gesetz für diese Zunahme festzustellen. Nach seinen Beobachtungen nimmt indessen Cordier zum Behufe seiner Hypothese diese Zunahme im Mittel zu einem Grad auf fünfzehn Meter (1 M: 3 F. 11½ Lin.) Tiefe an. Denkt man sich nun, daß die Temperatur auf diese Weise in arithmetischer Progression durch die ganze Masse der Erde zunimmt, so schließt er, daß sich das Innere in geschmolzenem, flüssigem Zustande befinde. Die feste Erdrinde hat sich nach und nach durch Erkältung dieser flüssigen Materie gebildet, und diese Erkältung war natürlich Anfangs um vieles stärker, als nachdem sich bereits eine feste Rinde gebildet hatte; er schäzt nach seinen Berechnungen die Dicke dieses Gewölbes im Durchschnitt blos auf achthalb bis zehn geographische Meilen und verlegt in diese Tiefe den Heerd der Vulkane, deren gemeinschaftliche Quelle die glühenden Eingeweide der Erde sind. Daraus erklärt sich, warum die Laven auf al-

len Punkten der Erde und zu allen Zeiten sich ungefähr gleich sind; ferner warum die vulkanischen Ausbrüche weit seltener geworden sind, seit mit der langsameren Verkühlung die mineralische Rinde dicker geworden ist und also mehr Widerstand leistet; und das ungleiche Verkühlen der oberflächlichen und der tieferen Schichten ist es gerade, was das Auswerfen der geschmolzenen Masse veranlaßt. Ja Cordier getraut sich aus der Masse der in einer gegebenen Zeit ausgeworfenen Lava zu bestimmen, wie weit die Verdichtung der Erdrinde in diesem Zeitraume fortgeschritten ist. Weiter ergibt sich aus dieser Ansicht, daß man bisher fälschlich die Urgebirge für desto älter gehalten hat, je tiefer sie in der Erde liegen; gerade umgekehrt haben sie sich gebildet, d. h. von der Oberfläche gegen den Mittelpunkt, und Voltaire, der über die Ammonshörner spottet, welche das Meer viele tausend Fuß hoch auf die Berge getragen, würde sich jezt noch mehr wundern, daß die Kuppen der Urgebirge gleichsam die ersten matten Punkte auf heißem erstarrendem Fett vorstellen. Ja, die Rinde unseres heißen Erdklosses ist *biegsam*, ihre verschiedenen Theile können sich übereinander bewegen, und mehrere merkwürdige Erscheinungen scheinen Folgen dieses Umstandes zu sein, namentlich die Senkung gewisser Meeresufer und die Erhebung des Grundes des baltischen Meeres.

Diese Hypothese ist aber, wie ein gelehrter Kollege des Urhebers derselben in der Akademie der Wissenschaften bemerkte, nichts weniger als erwiesen; daß die Temperatur in den oberflächlichen Erdschichten mit der Tiefe steigt, ist kein Beweis, daß wir es fortwährend so finden würden, wenn wir weiter gegen den Mittelpunkt der Erde vordringen könnten; eine örtliche, Wärme erzeugende Ursache reicht hin, um alle beobachteten Erscheinungen zu erklären. Eine solche Ursache der in den obern Erdschichten zunehmenden Wärme findet man nun in der Annahme großer elektrischer Ströme, welche von Ost nach West gehen und zwar ziemlich nahe an der Oberfläche des Bodens; nach dieser Voraussetzung wird die Wärme bis zu der Tiefe dieser Strömungen zu-, jenseits derselben wieder abnehmen. Schade, daß auch dieß eine, wenn auch von vielen Umständen bestätigte *Hypothese* ist. Ferner widersprechen die Erscheinungen des Erdmagnetismus einer Ansicht, nach welcher alle Metalle, namentlich das Eisen, sich im Innern der Erde in geschmolzenem Zustande befänden, denn man darf das Eisen nur weiß glühen, um ihm seine magnetische Eigenschaft völlig zu benehmen. Auch die Astronomie verträgt sich nicht besser damit als die Physik. Laplace hat berechnet, daß die Tageslänge seit der Zeit des Hipparchus sich ganz gleich geblieben ist; nach der Hypothese der Erkältung der Erde müßte sie zugenommen haben. Höchstens ist diese Beobachtung mit derselben dann nicht unvereinbar, wenn man annimmt, die Erkältung gehe so langsam vor sich, daß sie in zweytausend Jahren nicht bemerkbar ist. Endlich spricht eine ganz einfache Bemerkung gegen den geschmolzenen Zustand des Erdkörpers; diese ungeheure, in eine so dünne, sogar *biegsame* Rinde eingeschlossene Masse, ist ja gleich dem Meerwasser der täglichen Anziehung von Sonne und Mond unterworfen; sie müßte eine der Ebbe und Fluth ähnliche Bewegung erleiden, zwey Mal in vierundzwanzig Stunden um viele Fuße steigen und fallen, und so ein zweymaliges tägliches Erdbeben veranlassen.

Die Physik hat, namentlich in einigen ihrer Zweige, in der neuern Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht, und wir dürfen von ihr sichere, wenn auch langsame Aufklärungen über das Wesen der Erde im Großen erwarten. Aber der Uneingeweihte, der nicht darauf achtet, wie der Baum der Wissenschaft langsam Ring um Ring ansezt, und nur auf seine Früchte achtet, um sie zu genießen, lächelt zuweilen, wenn er den Gelehrten im Drang zur Verallgemeinerung, die allerdings ein Bedürfniß des menschlichen Geistes ist, auf den Flügeln der Phantasie der Berechnung voraneilen sieht, und denkt hin und wieder an die Philosophen auf Laputa.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im September.

Gestern (den 5ten Sept.) beschloß Dem. Henriette Sonntag ihre Darstellungen auf dem Königstädter Theater mit der Rolle der Sophie in Sargines. Niemals hatte, wie es der eben so zahlreichen als lebendigen Versammlung vorzukommen schien, die Künstlerin mit mehr Kraft, Empfindung und Virtuosität gesungen, und niemals hatte auch ein so enthusiastischer Beyfall ihre Anstrengungen belohnt. Sie wurde bey jeder Fermate durch stürmische Aeußerungen desselben unterbrochen und nach dem ersten Akt und zu Ende der Vorstellung gerufen, wobey ein Regen von Blumen auf sie herabfiel, und Hunderte von Blättern wie Schneeflocken den Saal durchflogen, welche den hier folgenden Abschiedsgruß enthielten:

Du gehst — und neuer Kränze Zier
Umgürtet, dort am Seinestrande,
Im neugewählten Heimathlande,
Nun bald die holden Locken Dir;
Doch -- Kränze fandest Du auch *hier*.

Du gehst — und neuer Freuden Licht
Wird Deinen Lebenspfad erhellen,
Wo stets aus tausend offnen Quellen
Die Lust in bunten Strömen bricht;
Doch — Freude fehlt' auch hier Dir nicht.

Du gehst — und an Fortunens Thron
Als Lieblingstochter wirst Du stehen,
Von ihrer Gunst erdrückt Dich sehen,
Und reichlich erndten goldnen Lohn;
Doch — Gold empfingst auch hier Du schon.

Du gehst — und wirst des Antheils Schein
In jeder Form Dich sehn umringen;
Umflattern wird auf leichten Schwingen
Mit Wortesdienst Dich Groß und Klein;
Doch — *Freunde* waren hier nur Dein!

Du gehst, — doch sieh! wir zürnen nicht;
Und wieder siehst Du Dich umglänzen
Von Freunden, Freuden, Gold und Kränzen,
Wenn Deiner süßen Augen Licht
Uns frohe Wiederkehr verspricht.

Mit gerührten Worten dankte die Gefeyerte, indem, wie sie sich äußerte, der Schmerz dieses Abschiedes nur durch die Hoffnung versüßt werde, bey ihrer dereinstigen Wiederkehr wieder als die Unsrige betrachtet zu werden, denen sie ihr ganzes Glück verdanke.

Uebrigens ist nun doch die Hoffnung, Dem. Sonntag in dem Lustspiel: die Hofdame, auftreten zu sehen, vereitelt worden, mehr aber durch die Umstände als durch die Schuld der Künstlerin. Die Rollen waren vertheilt, und sämmtliche Mitspielende mit dem Studium derselben beschäftigt, während das Beginnen der Proben auf unbegreifliche Weise verzögert wurde, so daß die Zeit heranrückte, wo die Vorbereitung zur Abreise der Scheidenden jede außergewöhnliche Beschäftigung um so mehr verbot, als sie einen Tag um den andern singen mußte, und man von Seiten der Direktion, wie erzählt wird, ihr die beabsichtigten Lustspielvorstellungen nicht einmal als Opern anrechnen wollte, sondern jene noch außer der gewöhnlichen Zahl der lezteren von ihr erwartete. Zu solcher übermäßigen Anstrengung aber schienen Zeit und Umstände wenig geeignet, daher denn freylich das Lustspiel zum großen Bedauern des erwartungsvollen Publikums unterbleiben mußte.

Beym königlichen Theater sezt Dem. Schechner ihre Darstellungen mit immer gleichem Glücke fort, und erfreut sich unausgesezt der allgemeinsten Anerkennung ihres bewundernswürdigen Talents, während Hr. Cornet, erster Tenorist des Stadttheaters zu Hamburg, welcher den Johann von Paris, den George Brown in der weißen Dame, und den Max im Freyschützen als Gast darstellte, sich nur theilweise des Beyfalls zu erfreuen hatte, obwohl er eine, besonders in den Mitteltönen wohlklingende Stimme und einige Lebendigkeit des Spiels besizt, welchem lezterm indessen, so wie dem Dialekt des Sängers, manche störende Härte eigen ist.

Chamouni, September.

(Fortsetzung.)

Bald stießen die Reisenden auf ein großes Hinderniß, denn es hatte sich eine ganz neue Eiskluft gebildet. Sie war viel zu tief, um an der einen Seite auf eingehauenen Fußstapfen hinab und auf der andern Seite wieder hinanzusteigen, überdieß rauschte auch unten Gletscherwasser, dessen Tiefe man nicht kannte. Unmöglich war es auch durch übergelegte Alpstöcke eine Brücke über die Schlucht zu schlagen; und doch mußte man hinüber, wenn man die Calotte des Montblanc oder seinen Gipfel auf dem bisher gewöhnlichen Wege erklimmen wollte. Schon war man nahe daran die ganze Ascension aufzugeben, wie schon so vielmal nahe am Ziel geschehen, als einige muthige Führer vorschlugen, einen ganz neuen Weg auf den Gipfel zu suchen. So wandten sich denn vier links vom Grand-Plateau gegen die rochers rouges und den Mont maudit hinauf, während die andern mit den Engländern zurückblieben und auf die verabredeten Signale warteten. Um ein Uhr Nachmittags sahen sie die Führer auch auf dem Gipfel. Nach den gegebenen Zeichen folgte man schnell ihrer Spur. Der neuentdeckte Weg war kaum mühsam zu nennen; auch war er ohne alle gefährliche Stellen, dem ehemaligen weit vorzuziehen. Um drey Uhr kamen alle oben an, aber nur für wenige Minuten. Als die ersten Führer auf dem Gipfel anlangten, fanden sie da den gewöhnlichen tiefblauen Himmel, volles Sonnenlicht in der Tiefe, und daher die herrlichste Aussicht, dieß sagten auch ihre Signale. So blieb es eine Stunde lang; da zogen dichte Nebel vor, und alle Aussicht verschwand; dazu erhob sich Sturm, der starke Schneewehen, welche die Führer vor Allem fürchten, von den untern Höhen heraustrieb. Daher riethen die sonst so muthigen Männer zum schnellen Rückzug, der auch sogleich unternommen wurde. Ohne Unfall und Schwierigkeit gelangten sie gegen Abend wieder zu ihrem vorigen Nachtlager, den Grands-moulets. Da war wieder heiterer Himmel und voller Sonnenschein. Am folgenden Morgen kamen sie wieder nach Chamouni, wo wir alle sie beklagten. Sie hatten an nichts als an dem gewöhnlichen Entzünden und Aufspringen der Haut und an heftigem Augenweh gelitten, aber von Uebelseyn waren sie ganz frey geblieben. Natürlich war Abends bey Tisch in der Union vielfach von dieser verunglückten Besteigung so wie von kühnen Reisenunternehmungen die Rede. Dabey wurde bemerkt, daß von den dreyzehn gelungenen Besteigungen des Montblanc acht von Engländern unternommen worden seyen, und keine einzige von Franzosen, sondern von Männern des Lands, von Genf, von Lausanne, von Deutschen, Kurländern, Polen und Amerikanern. Es wurde über die Ursache dieses englischen Uebergewichts hinüber und herüber gestritten. Vieles, aber nicht alles davon liegt unstreitig in ihrem lebendigen poetischen Sinn für das Große in der Natur, und in ihrer Lust an kühnen Unternehmungen. Zu übersehen aber ist doch auch nicht, daß die Engländer im Durchschnitt von allen Reisenden die wohlhabensten sind, und daß die Kosten einer Besteigung des Montblanc sich zusammen auf vierzig bis fünfzig Louisdor belaufen. Ueber die erste wirkliche Ascension des Berges ist man nun auch im Reinen. Nicht Saussure von Genf war der erste, der auf den Gipfel gelangte, sondern der Dr. Paccard von Chamouni, der noch lebt, so wie sein damaliger Führer J. Balmat; Saussure hat aber die erste gelehrte Besteigung unternommen und oben Versuche gemacht. Es ist vielleicht nicht uninteressant hier ein genaues Verzeichniß der bis zum 23sten Juli d. J. geglückten Besteigungen zu finden. Die 1ste am 8. August 1786, unternahm der Dr. Paccard mit seinem Führer J. Balmat von Chamouni, die beyde noch leben; die 2te am 3. August 1787 Saussure aus Genf; die 3te am 9. August 1787, (also sechs Tage nach Saussure) Colomb Beaufroy aus England; die 4te am 5. August 1788, der Engländer Woodley; die 5te am 10. September 1802, Baron Doorthesen aus Kurland und Herr Forneret aus Lausanne; die 6te am 10. September 1812, Herr Rhodas aus Hamburg; die 7te am 4. August 1818, Graf Matezeski aus Polen; die 8te am 19. Juni 1819, Dr. Rensselaer und Herr Howard, beyde aus Amerika; die 9te am 13. August 1819, Kapitän Undrell aus England. Im Jahr 1820 unternahm der Dr. Hamel eine Ascension, wo durch eine Lawine drey Führer umkamen; man gelangte aber nicht auf den Gipfel; die 10te am 18. August 1819, Friedrich Clissold aus England; die 11te am 4. September 1823, der Engländer Jackson; die 12te am 26. August 1825, Dr. Edmund Clark und Kapitän Markham Sherwill, beyde aus England; die 13te am 23. Juli 1827, die Engländer Carl Fellows und M. Harvey.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. September 1827.

Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile. —
Mäßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Schiller.

Der Thurm des Nero.

Glaubwürdiges Wort, wohnt anders es noch beym Volk,
Dann stieg, da er hieß anzünden die Stadt, dann stieg
Auf jenen Thurm schaulustig Nero,
Und übersah die Flamme Roms.

Mordbrenner umher aussendete sein Machtwort,
Bacchantinnen gleich, trug Jeder des Fest's Pechkranz;
Dort aber stand auf goldner Zinne
Der Kaiser, der die Laute schlug.

Hoch rühm' ich das Feu'r, sang Jener, es ist goldgleich,
Ist werth des Titans, der's keck dem Olymp wegstahl;
Zeus Adler trägt's und einst empfing es
Des Bacchus ersten Athemzug.

Komm, leuchtender Gott! Reblaub in dem Haar, tanz' uns
Weichfüßige Reihn, eh vollends die Welt Staub wird:
Hier magst du dir Roms Asche sammeln,
Und mischen deinen Wein damit!

Gr. v. Platen.

Die Vulkane von Auvergne.

Auvergne, das klassische Land der Geologie, hat erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen; früher schienen die Spuren der Vulkane, deren Ausbrüche den größten Theil der Provinz überschüttet haben, ganz übersehen worden zu seyn. Weder Cäsar, der sich lange hier aufhielt, noch Plinius, ja sogar nicht Gregor von Tours und Sidonius Apollinaris thun dieser eigenen Beschaffenheit des Bodens Erwähnung, die doch so auffallend ist, daß man nicht begreift, wie sie selbst blosen Reisenden entgehen konnte. Die Lavaströme, die bald durch die Thäler streichen, bald die höchsten Berge bedecken, die einzelnen Bergkegel von Kalk oder Granit mit einer Kuppe von Basalt, das aufgeschwemmte Land, sonst die äußerste Bekleidung des Erdbodens, da und dort mit ungeheuren vulkanischen Massen überdeckt und unzählige Thier- und Pflanzenreste in seinem Schooße beherbergend — Alles weist auf schreckliche Umwälzungen dieses Landstrichs hin.

Die Ausbrüche dieser Vulkane sind gewiß weit älter als die frühesten geschichtlichen Traditionen; mehrere glaubten, sie seyen sämmtlich vom Meere bedeckt gewesen, dagegen spricht aber eine ganze Pflanzenwelt, unter der zahlreiche Thiergeschlechter, vielleicht selbst Menschen lebten, auf die man beym Nachgraben stößt, und die in wiederholten Ausbrüchen, die denen des Aetna nichts nachgaben, ihren Untergang fand. Auvergnes unterirdischer Reichthum an Thieren ist so groß, daß man, statt die Existenz einer untergegangenen Thierwelt beweisen zu dürfen, Mühe hat, diese unendliche Fruchtbarkeit und das Beysammenliegen unzähliger Geschlechter zu erklären, die

jezt nicht unter einerley Breite, geschweige denn an einem und ebendemselben Orte leben könnten. So findet man in Einer Schichte des Berges von Boulade neben den Gebeinen des Löwen, Elephanten, Mastodon, Tapirs, Nashorns, Hippopotamus, lauter gigantischer, der heißen Zone des Aequators angehöriger Geschöpfe, Thiere, welche in den gemäßigten Himmelsstrichen leben, Hund, Fuchs, Biber, Pferd, Hirsch; ja, was noch mehr zu verwundern ist, neben ihnen liegen Geschlechter, die jezt nur im breitsten hohen Norden leben, der Bär, der Auerochs, das Rennthier. Dieses Beysammenliegen so verschiedener Thiere, die offenbar zur nämlichen Zeit beysammen gelebt haben, findet sich überall auf der Erde, und sollte man nicht daraus schließen müssen, daß, so groß auch die Aehnlichkeit zwischen den untergegangenen und den ihnen heutzutage entsprechenden Geschlechtern seyn mag, doch ihre Lebensverhältnisse anders, und sie nicht in die Gränzen eingeschlossen waren, in denen ihre Verwandten unserer Tage leben? Dieß scheint namentlich für den Elephanten der Vorwelt erwiesen, dessen Reste man unter allen Breiten, namentlich jenseits des Polarkreises findet. Der Elephant, den Adams im Eise der Lena entdeckte, hatte eine lange Mähne und eine dichte Wolle, wie sie die Natur nur Thieren gibt, die in strenger Kälte leben. Auch im Norden von Amerika fand man mehrere Mastodons mit dickem Pelz. Konnten nun Thiere, die den jezt am Aequator lebenden verwandt sind, einst auf dem Eise leben, so darf man wohl umgekehrt annehmen, daß mittelst einer Veränderung in der Organisation Rennthiere im gemäßigten Himmelsstriche leben konnten. Die Gegenwart fossiler Knochen an diesem oder jenem Ort würde diesemnach noch nicht dazu berechtigen, eine andere Temperatur der Erde zur Zeit des Untergangs dieser Thiere anzunehmen.

Unter den fossilen Knochen, die man aus der Lava des Bergs von Boulade grub, findet man keinen menschlichen Knochen, wie dieß ja nach der fast allgemeinen Annahme nirgends der Fall ist; dagegen stieß man an einigen Orten auf unter alter Lava begrabene Holzstücke, die unverkennbar, wenn auch grob, von Menschenhand mit der Art behauen waren.

Troz Cuviers Autorität, der die Existenz des Menschen vor der Bildung der jetzigen Erdoberfläche durchaus läugnet, ist die wichtige Frage, ob der Mensch unter den Löwen, Bären und Rennthieren der Vorwelt gelebt habe oder nicht, doch noch nicht völlig entschieden. Der große Naturforscher hat klar erwiesen, wie man bald Thierknochen für Menschenknochen gehalten, bald das Erdreich and Felsspalten, in welche Menschen gestürzt, mit altem Gebirge verwechselt habe; aber dennoch sind noch nicht alle Thatsachen, die aus achtbaren Quellen rühren, völlig beleuchtet; hierher gehören, neben vielem Andern, die Stücke bearbeiteten Eisens, die man mehr als dreyßig Fuß tief im Gyps des Montmartres fand, ein ähnlicher Fund beym Graben des Brunnens von Bicêtre, und das Stück Leinwand, das auf dem Weege Albano in einem Tuffsteinblock gefunden wurde, dessen Formation über alle Geschichte hinausreicht.

Könnte sicher erwiesen werden, daß Auvergne zur Zeit als seine Vulkane brannten, von Menschen bewohnt war, so gewänne die Frage nach dem Alter dieser Vulkane noch weit größeres Interesse als bisher. Diese Frage nun, so schwierig sie ist, könnte annähernd beantwortet werden. Häufig findet man nämlich in Auvergne zwischen zwey Lavaschichten völlig gebildete Pflanzenerde. Nun weiß man aus Beobachtungen am Vesuv, wie viel Zeit zur Bildung einer Schichte Dammerde von gegebener Dicke über der Lava erforderlich ist; zwischen der Lava, die dem von Plinius beschriebenen Ausbruch angehört, und der darauf folgenden vom Jahr 472, finden sich drey Palmen Erde; dieß gibt dreyviertel Palmen für das Jahrhundert. Es scheint, daß sich an den alten Vulkanen von Auvergne leicht ähnliche Berechnungen anstellen ließen.

Haben diese Vulkane ihre Feuerströme größtentheils über fruchtbare, von Thieren belebte Gefilde ausgegossen, so scheint es doch erwiesen, daß mehrere derselben unter dem Meere gebrannt haben; dieß gilt namentlich von denen in der Gegend von Clermont. So war einst ein Theil von Frankreich vom Meere bedeckt, während die Gipfel der Bergkette von Auvergne sich aus dem flüssigen Elemente erhoben; damals bildete diese Höhe eine Insel voll von Vulkanen, wovon die höchsten über, die andern unter dem Wasserspiegel brannten. Auf ähnliche Weise sehen wir noch heutzutage auf Sicilien einen großen Vulkan, umgeben von den Vulkanen auf Lipari und Stromboli.

Die römischen Bettler.

(Fortsetzung.)

Unter dem Thorwege des Pallastes Altieri steht regelmäßig ein junger Mensch, zwar in kurzer Jacke, aber übrigens sehr reinlich gekleidet, welcher die Vorübergehenden auf eine so bekannte Weise grüßt, daß man ihn für den Bedienten irgend eines befreundeten Hauses hält. Die Grüße werden jeden Abend wiederholt, so daß den Begrüßten endlich die Neugierde anwandelt, zu erfahren, bey wem der Mensch dient. Auf die Frage: Mi conoscete voi? antwortet er: „Sicuro, io L'ho veduto in casa del Signor Conte.“ Da es in Rom eine so große Anzahl Grafen gibt, daß es unmöglich ist, nicht wenigstens ein halbes Dutzend derselben zu kennen, so fragt der Fremde, ohne merken zu lassen, daß er sich auf den gemeynten nicht besinnt: „Voi servite in casa sua?“ Jener antwortet: „Sì, Signore; ma sono cascato dal tetto, e mi sono rotta

la gamba." Nothwendig verwundert sich jener darüber, worauf der Mensch zu verstehen gibt, er sey der Maurer des Grafen, und hinzusezt: „io esco dalla Consolazione (dem bekannten großen Krankenhospitale) e La prego di farmi una piccola carità." Wie wird dem Fremden dabey zu Muthe? Ein Mensch, der die Vorübergehenden mit einer Familiarität grüßt, als ob er sie seit Jahren kenne, der sie in dem Hause eines Grafen, den er nicht nennt, gesehen zu haben, von dessen Dache als Maurer gefallen zu seyn und sich das Bein gebrochen zu haben vorgibt, und demzufolge sie um ein Almosen bittet, alle diese Dinge wirken so ergötzlich auf ihn, daß er in ein lautes Gelächter ausbricht. Wie der junge Mensch? Er variirt das Thema der rechtlichen Person und murmelt dem Fremden zu: „Mori di accidente, vassallo, porco f.....!"

Nicht weit davon und gewöhnlich unter der Seitenthüre der Jesuitenkirche nimmt den Fremden ein ältlicher Mann von kleiner, aber fester, untersezter Statur in Empfang. Im Vertrauen auf sein elegant gelocktes, schneeweißes Haar, welches, wenn möglich, von dem noch weißern Taschentuche, womit er scheinbar das Gesicht zu bedecken sucht, beschämt wird, geht er mit der Sprache gerade heraus: „Ecco un povero padre di famiglia, con dodici creature, morendo di fame, che implora la sua bontà. Noi stiamo a digiuno da ventiquattro ore." Diese Worte rühren den Fremden bis in's Innerste des Herzens: ein siebenzigjähriger Greis mit zwölf Kindern, die seit vier-und-zwanzig Stunden nicht gegessen haben, welch herzzerreißender Gedanke! so sagt er zu sich selbst, greift in die Tasche und langt ein Stück Geld hervor. Als er eben im Begriff steht, es ihm darzureichen, befällt jenen ein Schlucken, der dem Fremden deutlich zu erkennen gibt, daß der Greis nicht allein zur Genüge gegessen, sondern noch darüber getrunken hat. Dieß dünkt ihm so komisch, daß er nicht minder als über die rechtliche Frau, welche sich anständig mit Betteln durch die Welt zu helfen sucht, und über den Maurer, von Herzen lacht. Der Greis macht eine zweyte Variation des genannten Themas und kreischt voll Ingrimm: Casca in accidente, vassallo brutto malnato!"

Uebergehen wir die übrigen Bettler dieser Gattung, als bloße Species des angeführten Genus mit Stillschweigen. Alle diese haben das Betteln zunftmäßig erlernt, sich nach gemachter Wanderung durch die verschiedenen Stadtviertel in einem derselben als Meister und Bürger niedergelassen, und treiben dort das Handwerk. Außer ihnen gibt es Bönhasen, welche in den Nebengassen (vicoli), in Durchgängen, auf den Treppenabsätzen starkbewohnter Häuser, vor den Thoren u. s. w. ins Handwerk pfuschen, aber auch nicht selten von den Altmeistern gejagt werden. Sie sind mehr oder minder gerathene Abdrücke der vorigen, hin und wieder sogar besser in der Kunst bewandert als sie; das Schicksal hat ihnen blos die Mittel versagt Meister zu werden und sich an einem gutgelegenen Orte zu setzen. Denn sonderbar genug, wird die freyeste aller Künste weniger durch die bestehenden obrigkeitlichen Verordnungen (denen die Bettler aus dem Wege zu gehen wissen), als durch die Polizey, welche sie unter sich selbst handhaben, nicht wenig beschränkt. Auf die Anzeige, daß sich ein Pfuscher irgendwo gesezt hat, begibt sich ein halbes Dutzend Meister dahin; sie fangen mit ihm Händel an, und rufen dann, wann er, wie gewöhnlich geschieht und worauf sie warten, das Messer gegen sie zieht, nach den Gensdarmen, aus vollem Halse schreyend: „All' assassino, all' assassino." Leztere kommen, arretiren den Bönhasen, und wollen auch die Meister beym Kragen nehmen, denn hier wird stets der Unschuldige mit dem Schuldigen arretirt, um bey der folgenden Untersuchung den einen von dem andern zu unterscheiden, aber diese haben sich aus dem Staube gemacht. Der Bönhase wird, nach Befinden der Umstände, auf ein bis fünf Jahre auf die Galeere geschickt, und die Meister sind eines Broddiebs entledigt. Uebrigens sind die Bönhasen, wie schon gesagt, nicht selten größere Meister in ihrer Kunst als die Meister selbst, besonders zeigen sie dieß in den Scheltwörtern, mit welchen sie den verfolgen, der sich unterfängt, sie zum besten zu haben. Seit fünf Jahren sizt ein junges Weib jeden Abend von Untergang der Sonne bis zwey Stunden nachher in der Kelleröffnung des Torlonischen Pallastes auf der Piazza di Venezia und leitet ihre jedesmaligen Bettelformeln mit den Worten ein: „Una povera moribonda," (eine arme Sterbende) ein. Gibt ihr einer sein Mitleid über den langen Todeskampf zu erkennen, so murmelt sie, ihren Zustand vergessend, mit erstícktem Ingrimm eine solche Menge von Flüchen ab, daß der Zuhörer über die Kunst erstaunt, mit welcher diese völlig gesunde Frau den Todeskampf hat darstellen können. Aus dem accidente im Singulari werden hier Tausend, ja Millionen, auch alle mögliche Krankheiten hinzugefügt, und dann mit dem Wunsche geschlossen: „Che Iddio vi dia il malanno!" (Hohl' Euch der Henker).

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

Seit einigen Tagen sehen wir in unsern Mauern eine der interessantesten Versammlungen, die der deutschen Naturforscher und Aerzte. Ueberall an öffentlichen Orten hört man, wenn auch nicht Worte und Gespräche aus den verschiedenen Sprachen und Ländern der Völker, so doch aus den verschiedensten Regionen der Natur, hier geognostischen, dort botanischen oder physiologischen Inhaltes. So zahlreich ist, seit dem Bestehen der Gesellschaft, noch keine ihrer Ver-

sammlungen gewesen als die dießjährige. Fast aus allen Gegenden von Deutschland sind Aerzte und Naturforscher da, selbst von den abgelegensten Hochschulen des Vaterlandes, Greifswalde, Berlin, Breslau und Bonn haben sich treffliche Männer vom Fach eingefunden. Zu unserer großen Freude hat sich denn auch dießmal der berühmte Decandolle aus Genf zu uns gesellt, und gibt uns schon hierdurch Hoffnung, daß für die Folge auch die ehrenwerthe Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher mit der unsrigen in eine nähere Verbindung treten werde. Von deutschen Naturforschern sahen wir unter andern Hornschuh, Otto, Lichtenstein, Heyne, Schulz, Glocker, Nees v. Esenbeck, Kretschmann, Kunicke, Neef, v. Meier, Wilbrand, Keferstein, Rein.

Heute, den 18ten, von 9 bis Nachmittags 1 ward die erste Sitzung in dem aufs Herrlichste mit Gewächsen aus dem botanischen Garten gezierten Rathhaussaal gehalten. Der dießjährige Geschäftsführer, Hofrath Döllinger, eröffnete die Reihe der Vorlesungen mit einer Rede über den Einfluß der Wissenschaften, besonders der Naturkunde, auf die Bildung und geistige Entwicklung der Völker, und sprach dann von dem Zweck unserer Gesellschaft. Hierauf las Hofrath von Martius die bey der Stiftung im Jahr 1822 bekannt gemachten Statuten vor. Hofrath Wilbrand aus Gießen las eine Abhandlung über das, was die Physiologie nicht seyn und über das, was sie seyn solle. Dann sprach Professor Glocker aus Breslau über die Gestaltung und Entstehung des Hyaliths von Schlesien (nicht durch Schmelzung, sondern als sehr neue Bildung auf nassem Wege). Zuletzt las Dr. Malen aus Bonn eine Abhandlung über die Cirkulation des Lebenssaftes in den Pflanzen.

Nach der Sitzung begab sich die ganze Versammlung, und mit ihr noch eine sehr zahlreiche Gesellschaft aus der hiesigen Stadt, zum Mittagessen in das Lokal zum sogenannten „Frohsinn.“ Fröhlich gling war dieses Mahl, an welchem auch Damen (Frauen und Töchter unserer fremden Gäste) Theil nahmen. Bey solcher Gelegenheit lernt man sich kennen, und sagt sich auch wohl harmlos und in Liebe Dinge, die anderswo wehthun würden, oder belehrt sich gegenseitig leichter und besser, als es in Büchern möglich wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chamouni, September.

(Beschluß.)

Es ist oft die Rede davon gewesen, daß man auf dem Montblanc den Golf von Genua, also das mittelländische Meer sehen könne. Nach dem, was der Kapitän Sherwill schreibt, scheine dieß unmöglich, und doch war er bey seiner Besteigung vom heitersten Wetter begünstigt. Er sagt darüber folgendes in seinem Werkchen: „Als ich 1825 nach Italien zurückkehrte, brachte ich zwey Tage mit dem Marquis d'Yenne, Gouverneur von Genua, zu. Ich wollte diesen günstigen Umstand und die Güte des Mannes dazu benutzen, um zu erfahren, ob unter den Piloten und Fischern Genuas, zumal unter denen, die auf die Korallenfischerey ausgehen, nicht einer oder der andere die weiße Schneespitze des Montblanc auf der Heimkehr von den afrikanischen Küsten gesehen habe. Der Marquis d'Yenne ließ hierauf ein förmliches Verhör durch den Hafenkapitän vornehmen. Es wurden die ältesten Fischer und Schiffspatrone vernommen, die das Meer in dieser Gegend befahren haben. Daraus ergab sich, daß keiner auch nur das Geringste gesehen hatte, was dem Montblanc verglichen werden kann. Als am Tisch des Gouverneurs dieser Gegenstand besprochen wurde, war gerade der gelehrte Bischof von Savona gegenwärtig. Nach seiner Meynung wäre die Insel Elba der Genua zunächst gelegene Punkt des Mittelmeers, wo der Richtung und der Stellung der Seealpen nach der Montblanc vielleicht gesehen werden könnte. Die Entfernung Elbas von Genua beträgt 45 Lieues; in gerader Linie mag Genua auch 45 bis 50 vom Montblanc entfernt seyn. Dieß gäbe also im Ganzen eine Entfernung von 90 bis 95 Lieues. Der gelehrte Bischof hielt es für unmöglich eine Bergspitze in solcher Entfernung zu erkennen, wenn er auch im vorliegenden Fall annähme, daß die Luft ganz rein und heiter, daß die Ebenen von Alexandrien und Marengo von ihrem ewigen Nebel befreyt seyen, daß man das beste Fernglas habe, und daß auch die Richtung des zu beobachtenden Punktes genau und sicher bestimmt sey. Alle Reisende, welche die allée blanche kennen, oder auf den Cramont gestiegen sind, haben bemerkt, daß der Montblanc auf dieser seiner Südseite viel weniger Schnee zeigt als auf seiner nördlichen Wand gegen Chamouni hin. Dadurch muß es ungleich schwerer werden ihn von Süden oder von Italien aus zu sehen. Denn in der Entfernung von 90 Lieues zeigt sich eine graue Bergspitze viel weniger als eine im Sonnenlicht glänzende Schneemasse, deren blendendes Weiß aus dem blauen Himmelsgrund hervortritt. Aus all' diesem kann man nun, nach meiner Meynung, den Schluß ziehen: wenn der Montblanc, der sich gegen 100 Toisen über alle benachbarten Höhen erhebt, von dem Mittelmeer aus nicht gesehen werden kann, so wird das mittelländische Meer noch weniger vom Montblanc aus gesehen werden können; denn der Montblanc bildet einen hohen, deutlichen, scharfabgeschnittenen Punkt am Horizont, das Meer aber ist mit der ganzen Landschaft von Savoyen, Piemont und den anliegenden Ländern in eine Fläche verschmolzen, und verliert sich im Unendlichen.“ — Hier glaube ich, hinkt der Schluß des Engländers; er hat so eben ganz richtig den Grund angegeben, warum man den fast ganz von Schnee entblößten südlichen Gipfel des Montblanc nicht so wohl in weiter Ferne erkennen kann, wie die im Schneeglanz liegende Nordseite. Mit dem Meer hat es eine ganz andere Bewandtniß, die jedem bekannt ist, der es von einem hohen fernen Punkte aus gesehen hat. Ich meyne den Silberblick der aufgehenden und untergehenden Sonne. In diesen Momenten hat sich aber bisher kein Sterblicher auf dem Montblanc befunden, sondern immer gegen Nachmittag, und auch dieß nur für kurze Zeit. Wie will man also über die angegebene Frage absprechen? Ich halte mich im Gegentheil überzeugt, daß man beym Aufgang der Sonne, wenn ihre ersten Strahlen auf die Meeresfläche fallen, diese an ihrem Leuchten und Glänzen erkennen wird, wenn eben keine Nebel diese hindern, was nur ein zufälliges Hinderniß wäre.

Der Streit über die Höhe des Montblanc und des Monterosa ist zwar noch nicht entschieden, aber doch seiner Entscheidung näher gebracht. In dem Itineraire von Genf nach Chamouni ist der Montblanc zu 2450 Toisen oder zu 15,925' über der Meeresfläche angegeben, während Saussure ihn nur zu 2426 T. oder 15,769' angibt. Nimmt man nun das Mittel zwischen beyden Angaben an, so irrt man wohl nicht sehr, wenn man den Chimborazo 800 T. höher, den höchsten Pic der Pyrenäen aber 1000 T. niedriger als den Montblanc annimmt. Ben Nevis in Schottland hat ungefähr 680 T. und der Pic von Teneriffa 2,213 T. Da nun der Montrosa gegen 2,430 T. (nach Zach freylich nur 2,366 T.) hat, so steht er dem Montblanc am nächsten.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. September 1827.

In der Wüste, sagt ein morgenländisches Sprüchwort, begegnet Niemand einem Freunde.

W. Scott.

Die Araber in Mesopotamien.

Buckingham erzählt in einer vor Kurzem erschienenen Beschreibung seiner Reisen in Mesopotamien *), wie die Alten das Land zwischen dem Euphrat und Tigris nannten, folgendes interessante Abenteuer, welches uns die Sitten und die Lebensweise der arabischen Stämme in jenen Gegenden aufs Anschaulichste darstellt.

Wir sahen, sagt er, eine Menge dünner Rauchsäulen, die von den über die Fläche zerstreuten Zelten der Beduinen sich erhoben; denn es war die Stunde, wo sie ihre Morgenfeuer anzünden. Nicht der leiseste Lufthauch regte sich. Wir waren durch diese Erscheinung eher erfreut als beunruhigt, weil wir wußten, daß sie von den Land-Arabern **), wie man sie heißt, herkamen, die sich mit einem festgesetzten Tribut von allen Karavanen, welche durch ihre Distrikte ziehen, begnügen und die Reisenden nicht plündern, sofern diese sich der Zahlung dieses Tributes nicht widersetzen. Ihr ruhiges Verweilen in ihren Zelten berechtigte uns zu der Hoffnung, daß die wandernden Horden der Anazirs, die mit reißender Geschwindigkeit von Ort zu Ort ziehen, noch nicht so weit vorgedrungen seyen, und diese Hoffnung gab uns neues Vertrauen. Bald darauf sah man zwey Reiter über die Ebene auf uns zukommen, und die Vordersten unserer Karavane (d. h. ihr Führer, der Hadjie Abd el-Rachman und ich selbst) alle wohlberitten, sprengten ihnen entgegen, um sobald als möglich zu erfahren, von woher und unter welchem Scheik oder Anführer sie wären. Wir fanden in ihnen Araber von Beni-Meilan, unter Abu-Ajubi-Iben-Temar Pascha, und von ihrem Stamme auf die Wache gestellt, um keine Karavane ohne Zahlung ihres regelmäßigen Tributs vorüber ziehen zu lassen. Diese beyden Leute hatten treffliche Pferde, doch mit schlechtem Sattelzeug; ihre Kleidung glich mehr der, welche die Fellahs oder Landbauer tragen, als der der Beduinen, die ich bisher gesehen hatte. Sie trugen den weiten, überhängenden Tarbusch und weiße Musselin-Turbans mit einem Sersche-mantel, der an Farbe, Form und Stoff dem weißen Muggrebin-Burnusch glich, wie er im westlichen Afrika getragen wird, mit dem Unterschiede, daß dieser weite Aermel hatte, und anstatt gleich dem erstern ohne Nath gewebt zu seyn, in der Mitte, wie der Mantel der Syrischen Araber, durch einen rothen Strich zusammengehalten wurde, der quer über den Rücken ging. Ihre Waffen bestanden in einem Schwert, ein Paar Pistolen und einer leichten Lanze von zwölf bis dreyzehn Fuß Länge. Beyde waren rasirt und trugen blos Schnurrbärte. Einer von ihnen hatte lichtblaue Augen, helle Gesichtsfarbe, gelbe Haare und Augbraunen; aber keiner von beyden zeigte

*) Travels in Mesopotamia, including a Journey from Aleppo to Diarbekr etc. with Researches on the Ruins of Babylon, Neneveh, Arbela, Ctesiphon and Seleucia. London 1827.

**) Diese Araber sind auf gewisse Art ansässig, während andere Stämme stets wandern.

auch nur den geringsten Zug von dem Ausdruck, den ich gewohnt war an der reinen arabischen Race — von dem südlichsten Ende von Yemen bis zu dieser äußersten nördlichen Gränze von Arabien — zu sehen. Es ist unmöglich sich einen Begriff von der Ehrerbietung zu machen, welche diesen beyden Leuten sowohl von dem Führer unserer Karavane, Seid-Hassan, als von dem Hadjie, welcher der Haupteigenthümer der Güter war, bezeigt wurde. Nur meine Unfähigkeit, es meinen Begleitern in den von ihnen freywillig dargebrachten Huldigungen gleich zu thun, war Schuld, daß ich als ein Fremder erkannt wurde und meine Säumniß theuer bezahlen mußte. Auf ihren Befehl wurde Halt gemacht, bis sie um die Karavane herumgeritten waren, um sie zu besichtigen, worauf wir, indem einer von ihnen hintendrein ritt, um Ausreißer aufzufangen, und der andere voran, wie eine Heerde Schafe von einem Hirten und seinem Hunde zu einer der Stationen ihres Lagers, El Mazar genannt, geführt wurden.

Es war beynahe Mittag, als wir das Lager erreichten, denn es lag zwey Stunden nordwärts von der Straße, von der wir uns abgewendet hatten, und befand sich gerade auf halbem Wege zwischen der gewöhnlichen Straße nach Diarbekr und der nach Mardin, an einem guten Standpunkte, um die Straße zu beyden Plätzen zu bewachen. Auch andere Lokalvortheile machten El Mazar für diese Tributeinnahme zu einem sehr günstigen Posten und waren die Veranlassung, weßhalb es ein oft besezter und bestrittener Ort war. Der erste dieser Vortheile war eine Quelle guten Wassers, das einen fließenden Bach bildete und zu beyden Seiten einen schönen Wiesengrund bewässerte; den andern gewährte ein hoher und steiler Hügel, der, wenn er künstlich war, wie er nach der Steilheit seines Abhanges und der Regelmäßigkeit seiner Form zu seyn schien, ein Werk von ungeheurer Arbeit gewesen seyn mußte, und den doppelten Zweck eines erhabenen Beobachtungspostens, von welchem man nach allen Seiten die weiteste Aussicht hatte, und eines Sicherheitsplatzes für die Heerden in der Nacht erfüllte, indem er für Reiter völlig unzugänglich war. Das lezte, was diesen Platz empfahl, bestand darin, daß der Zugang zu einer Stelle am Fuße des Hügels sowohl für Pferde als Fußgänger so schwierig war, daß dieselbe nur langsam, Schritt für Schritt, und indem man sich beständig bloßstellte und im Nachtheil befand, erreicht werden konnte. Diese Stelle hatten die Araber für ihre Zelte erwählt, wo sie so sicher waren, wie in der regelmäßigsten Festung. Uns wurde befohlen, uns etwa eine Viertelmeile entfernt, unten auf dem Wiesengrund, zu lagern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römischen Bettler.

(Fortsetzung.)

Zu die dritte Klasse der Bettler, welche mit den beyden obigen nichts zu thun hat, gehören die Dilettanten. Wie die Liebhaberey nur da zu entstehen pflegt, wo die Kunst oder Wissenschaft dem höchsten Gipfel ihrer Vollendung nahe ist, so hat sich auch der Dilettantismus der Bettler nur in Rom und an keinem andern Orte bis zu dem Grade ausbilden können, weil nirgends die Kunst derselben höher getrieben worden ist als eben in Rom. Sonderbar dabey ist, daß diese Liebhaberey nur vom weiblichen Geschlechte ausgeübt wird. Desto größer ist aber ihre Anzahl: alle Weiber der untern Klasse, d. h. der Handlanger, Fuhrknechte, Winzer- und Gärtnerbursche u. s. w. gehören dazu. Sie haben das Eigene, daß sie nicht aufs Betteln ausgehen, sondern es, vor ihrer Behausung sitzend, oder von der Arbeit aus, nebenbey treiben. Die Gegenden, wo diese Liebhaberey am meisten getrieben wird, sind das Campidoglio, la Bocca della Verità, der Kuhmarkt (Campo Vaccino, das alte Forum Romanum), l'Arco de' Pantani (das alte Forum des Domitian oder Nerva), der Vatikan u. s. w., d. h. alle die Orte Roms, welche ehemals zu den glänzendsten der Stadt gehört haben, jezt aber in Schutt vergraben liegen und nur von der untersten Volksklasse bewohnt werden. Die Leser werden sich wundern, wie diese Liebhaberinnen in solchen einsamen Gegenden ihre Rechnung finden können. Allerdings herrscht hier, wie im übrigen Rom, während acht Monaten im Jahre die morta stagione (die todte Jahreszeit); dagegen sind die übrigen vier, während welcher die Fremden hierher kommen um die Alterthümer zu besehen, desto ergiebiger, besonders auf dem Campidoglio in der Gasse des Tarpäischen Felsens, wo die Fremden gewöhnlich am Längsten verweilen, um ein Stück Tuffstein aus dem Berge zu schlagen und mitzunehmen. Wo sich einer blicken läßt, da stürzen die Weiber auf ihn ein oder lassen ihre Kinder los, und alle schreyen: „Signore, datemi qualche cosa; ho fame.“ Zugleich entsteht, um ihn zum Mitleid zu bewegen, ein Geschnatter, gleich dem, durch welches vor zweytausend Jahren von den Gänsen die Anwesenheit der Gallier angedeutet ward. Gibt er etwas, so ist es gut, gibt er nichts, so ist es auch gut, denn zu den Flüchen der Meister und Bönhasen haben es die Dilettantinnen noch nicht gebracht. Im ersten Falle stürzen die Kinder oder die Mütter über ihn her, küssen ihm die Hände und sagen: „Grazie tante, mio buon Signore!“ Gehen sie leer aus, so rächen sie sich auf ihre Weise mit der Ironie, denn diese Weiber haben die Waffen des alten Pasquino geerbt, sind leztere gleich mit der Zeit ziemlich rostig geworden. So heißt es z. B.: „L'anno prossimo Lei ci darà un mezzo bajocco, non è vero?“ (das nächste Jahr

geben Sie uns einen halben Bajocchо, nicht wahr?) oder wenn der Fremde, wie die Engländer gewöhnlich zu thun pflegen, verächtlich vorübergeht und weder ja noch nein sagt: „Povero Signore, è sordo! Peccato del bel giovine!“ (Der arme Herr, er ist taub. Schade um den hübschen Jungen!)

Zu den Dilettantinnen gehören ferner die Winzergehülfinnen, Erdbeerenpflückerinnen, Olivensammlerinnen, überhaupt alle Weiber, welche als Taglöhnerinnen im Felde, in den Hölzern oder Gärten arbeiten. Läßt sich ein Fremder sehen, so fahren sie, wie am Faden gezogen, alle auf einmal mit den Köpfen in die Höhe, strecken die Hand aus und schreyen wie aus Einer Kehle: „Signore, dateci qualche cosa!“ (Geben Sie uns etwas). Da es in der Regel lauter schöne Weiber sind (denn häßliche sieht man in und um Rom nicht), so gibt der Fremde der einen oder der andern ein Paar Bajocchi. Dann aber hat er Oel in's Feuer gegossen; der ganze Rudel geräth in Aufruhr und wie ein Heckefeuer erschallt es aus Aller Munde: „E a me, e a me.“ (Mir auch, mir auch). Da die Uebrigen natürlich nichts bekommen, so heben die Pasquinaden an, und dauern fort, so lange sie den Fremden mit der Stimme erreichen können. Der klügste Rath ist (den auch die Römer und alle Fremden, welche in Rom einheimisch geworden sind, befolgen), eben so ungerührt vom Mitleide als von der Schönheit vorüber zu gehen und keiner einen Heller zu geben; denn es wäre unnütze Verschwendung, da eine jede dieser Weiber fünfzehn Bajocchi täglich verdient. Eine besondere Virtuosität besitzen die Olivensammlerinnen zu Tivoli in dieser Art von Betteley. Am manierlichsten, oder besser gesagt am süßlichsten, verfahren die Erdbeerenpflückerinnen; die Schönste liest ein Paar der größten Erdbeeren, die sie finden kann, aus, und reicht sie dem Fremden mit den Worten: „Scusi l'ardire di una povera fravolara.“ (Entschuldigen Sie die Kühnheit einer armen Erdbeerenpflückerin). Natürlich, daß er dieß Geschenk nicht ausschlägt, und eben so natürlich, daß er sich dankbar dafür bezeigt. Aber kaum hat die Pflückerin das erhaltene Geschenk in Sicherheit gebracht, was gewöhnlich vorn in den Busen geschieht, so erhalten ihre Gefährtinnen, welche gleich den Wasservögeln, wenn sie einen vorüberschwimmenden Fisch schnappen wollen, mit langen Hälsen aus den Erdbeerbüschen hervorgesehen haben, einen Wink, welcher nach Verhältniß des von dem Fremden erhaltenen Geschenks mehr oder weniger bedeutend ist, und dann beginnen alle, von der ersten bis zur fünfzigsten: „E a me, e a me“ zu schreyen. Dem Fremden bleiben die Erdbeeren vor Aerger im Halse stecken; er murmelt: „Impudenti, impertinenti,“ und erhält dafür eine Ladung von Pasquinaden, ja nicht selten auch von den ausgeschossenen Erdbeeren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

7. Der Rekrut.

Nicht der Kukuk singt im kühlen Forste,
Keine Nachtigall schlägt in dem Garten:
In den Banden sizt ein wackrer Jüngling
Und vergießet heiße Abschiedsthränen.

Wie gewaltsam sie den Jüngling greifen
Und des Wackern weiße Hände binden!
Wie sie ihm die schnellen Füße fesseln
Und ihn führen nach der fernen Stadt,
Auszuliefern ihn zum Dienst des Kaisers,
Für den Dienst des Kaisers als Soldaten.

Niemand, niemand härmt sich um mich Armen,
Einzig härmt um mich sich nur die Mutter,
Stöhnt Verwünschungen mein junges Weib;
Mein gedenken auch die schönen Mädchen,
Die Verwandten geben das Geleite:
Wackrer Jüngling diene treu und brav,
Deinen Trozkopf gib für uns dahin!

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Am 19ten war für unsere Versammlung ein reicher, das lebhafteste Interesse gewährender Tag. Schon am Morgen, bald nach sieben Uhr, waren viele unserer Mitglieder im botanischen Garten. Besonders der Reichthum an Palmenarten, deren Herbeyschaffung der Garten großentheils dem Hofrath von Martius verdankt, ward bewundert. Professor Schulz aus Berlin, dessen bedeutungsvollen Versuche über die Bewegung der Säfte in den Pflanzen bereits allgemeinere öffentliche Theilnahme zu erregen anfangen, zeigte die merkwürdige Strömung „des Lebenssaftes“ unter dem Microscop an den Theilen eines Feigenblattes. Mehrere der anwesenden Naturforscher, welche nun die Weise, wie der Versuch angestellt werden und gelingen muß, selber sahen, werden ihn jezt weiter und öfter wiederholen, und so wird die merkwürdige Thatsache gewiß bald ins Klare gesezt werden. Mir erschien die an einem einzelnen Theile des Blattstieles auf und niederwogende Bewegung sehr deutlich und augenfällig.

Zu gleicher Zeit wurde dann auch das in der Nachbarschaft des botanischen Gartens gelegene wohleingerichtete chemische Laboratorium der Akademie, das unter der Leitung des Hofrath Vogel steht, in Augenschein genommen.

Um neun Uhr begann die Sizung, mit Ablesung des gestern geführten Protokolls und der Namen der anwesenden Naturforscher. Darauf las Professor Hayne aus Berlin eine Abhandlung über die Gattung Hymenäa, und zeigte, daß die zu dieser oder einem sehr nahe verwandten Geschlecht gehörigen Bäume höchst wahrscheinlich in der vorgeschichtlichen Zeit der Erde den Bernstein erzeugt haben. Herr Leopold von Buch warf in der klaren, gedrängten, gehaltvollen Vorlesung über die von ihm in Bayern nachgewiesenen Hippuriten, goldene Aepfel, zum Wettlauf ermunternd, unter die Naturforscher Bayerns. In der Nähe von Reichenhall, am Untersberge, finden sich die von ihm beschriebenen und zum Theil vorgezeigten, großen Ochsenhörnern gleichenden Hippuriten in einem Lager, das eben so zur Kreideformation gehört als die im südlichen

Frankreich, aus denen bisher jene höchst merkwürdigen Versteinerungen gebracht wurden. Durch Peron kennen wir das Thier, das im jezigen Südmeer die Hippuritengehäuse noch fortwährend baut. Wie die Auster klebt es mit der einen Schaale am Boden fest, deckt sich mit der beweglichen andern. So wie es wächst, legt sich grösser und dicker eine Lage nach der andern auf die festsizende Unterschaale an. So entsteht die nach unten spiz zulaufende, nach oben füllhornartig sich erweiternde Gestalt. Das Thier lebt fortwährend in dem oberen, weitesten, hohlen, mit dem Schliessdeckel versehenen Raume, hierin dem Thier im Nautilus ähnlich, das auch auf jeder Stufe des Wachsthums aus einer der kleinern Kammern nach der andern sich herauszieht, und nur noch die vorderste gröste mit dem sackförmigen Körper erfüllt, um das leergelassene, vielkammrige Gehäuse aber den fleischigen Mantel herumschlägt. Uebrigens gehörte das Thier, das die Hippuriten baute keineswegs zu den Kopffüßlern wie der Nautilus, sondern zu der Abtheilung der Acephaten.

Auch die höchst interessante, fleißige Arbeit des Herrn Professor Jäger aus Stutgardt führte in die Tiefen der vorgeschichtlichen Natur. Klar und deutlich stellte er aus den von ihm in Würtemberg fossil nachgewiesenen thierischen Ueberresten einige Gattungen vorweltlicher Amphibien auf, merkwürdige Uebergangswesen, zum Theil an das Schnabelthier und an die Cetaceen zugleich gränzend; Thiere, zum Theil wie der jezige kleinere Höhlensalamander — jene aber von der Größe eines Menschen — in den uralten, später zusammengestürzten Höhlen der vormaligen Kalkgebirge, oder in den abgelegenen Tiefen des Gewässers wohnend. — Der rühmlichst bekannte Botaniker Hoppe aus Regensburg legte, nachdem er Einiges über die Kunst des Pflanzeneinlegens gesprochen, der Versammlung einen wahrhaft bunten, reichen Lustgarten von prachtvoll getrockneten Alpenpflanzen vor Augen. — Herr Obermedicinalrath Koch aus München sprach über die Heilkraft der Verwundungen und erzählte eine, hieher gehörige interessante Krankengeschichte. — Herr Professor Schulz aus Berlin, von dessen Untersuchungen über das Bewegen der Säfte in den Pflanzen ich schon sprach, gab zulezt noch einen gedrängten, freyen Vortrag über das Geschlecht der Pflanzen. Er bewies, daß allerdings den Pflanzen eine wirkliche Geschlechtsverschiedenheit der Blüthentheile zukomme, und daß der Saame nicht wie Knospe oder Zwiebel ohne alle Nothwendigkeit eine Wechselwirkung der Geschlechtsgegensäze sich bilde, denn sonst müßten sich die Abarten und Varietäten durch den Saamen eben so gut fortpflanzen als durch Pfropfen. Zugleich aber sey es falsch, Ausdrücke, nur auf das Thierreich passend, auch auf die Pflanze anzuwenden, z. B. den Ausdruck Geschlechtstrieb. Die Zusammenwirkung geschehe so ohne Gefühl wie die Verbindung und Auflösung der Stoffe im wachsenden Körper. Zu diesem Vortrag fügten Hr. Hofrath von Martius und Professor Rein aus Tharandt noch einige Worte hinzu.

Am 20ten wurde die trefflich eingerichtete anatomische Sammlung, welche unter Direktion des Hofrath Döllinger steht, von andern aber die mineralogische, von noch andern die zoologische Sammlung besehen. Ich gesellte mich zu den leztern, und erfreute mich namentlich an der brasilianischen Sammlung. In der That, es sezt in Verwunderung, was die vier fleißigen Hände zweyer Männer, Martius und Spix, in so kurzer Zeit sammeln konnten. Man begreift kaum, wo am Tage und bey Nacht die Zeit hergekommen sey, so unglaublich viele Thiere zusammenzubringen und für die Sammlung zuzubereiten. Der Vögel, besonders aus Brasilien, ist eine solche Menge, daß wohl ein deutscher Jäger in zwey Jahren kaum so viele deutsche Vögel sammeln und enthäuten könnte. Freylich sind nicht alle Gegenstände in gleich gutem Zustand nach München gekommen; indeß wird dieß durch die ungemein grosse Menge ersezt und entschuldigt.

Die Sizung begann mit der Berathung über den Ort der nächstjährigen Versammlung und mit der Wahl der Vorstände. Berlin wurde fast einstimmig vorgeschlagen, Alexander von Humboldt zum Präsidenten, Professor Lichtenstein zum Sekretär gewählt. Hierauf brachte es der Geschäftsführer, Hofrath Döllinger, zur Sprache, daß die Statuten der Gesellschaft bey ihrem Entstehen als für fünf Jahre unabänderlich aufgestellt worden seyen, er frage also an, ob man jezt, im sechsten Jahre, etwas daran ändern wolle? Einige schienen zu wünschen, daß rücksichtlich der langen Vorträge und ihrer Art manches abgeändert werden möge, eine Kommission sey deßhalb zu ernennen, welche die Sache weiter berathe. Nachdem mehrere gegen eine solche Kommission sich erklärt, sezte Oken klar und bündig die Absicht der Gesellschaft auseinander, und wie diese am besten zu erreichen sey. „Ihm scheine es entehrend für einen Verein von freyen Männern, sich durch Geseze auf das was schicklich sey hinweisen zu lassen. Er halte deßhalb neue Statuten und eine Kommission zur Bestimmung derselben für unnöthig.“ Hierauf wurde noch Vieles hin und her gesprochen, zulezt aber überwog die Stimmenmehrheit dafür, daß die anfängliche und ursprüngliche Verfassung bleiben könne. Jeder würde wohl selber fühlen, daß diese Versammlung nicht für Cathedervorträge oder erste Versuche junger Leute in öffentlichen Vorlesungen bestimmt sey, sondern zum wissenschaftlichen Austausch der Gedanken, Ausgleich von Mißverständnissen, Fragen und Anhören der Beantwortungen, Erörterungen über Ungewisses und eben Entstehendes. — Die Geister lebten wieder auf, als die schon im vorigen Jahre angeregte Berathung über eine neue Bearbeitung des Plinius von Neuem zur Sprache gebracht wurde. Hofrath Thiersch zeigte zuerst, daß vor allem der Grundtext des Plinius aus den noch in Florenz und Paris befindlichen, bisher noch wenig benüzten Handschriften kritischer berichtigt werden müsse. Die philologischen Klassen der Akademien von Berlin und München seyen aufzufordern an dieses Werk Hand anzulegen. Durch die Vereinigung der Naturforscher und Philologen könne allein das Unternehmen gelingen. Thiersch wurde ersucht die öffentliche Aufforderung an die Philologen zu übernehmen, sammt der Leitung des Ganzen; mehrere Naturforscher erboten sich ihrerseits das Unternehmen zu unterstüzen. Dann wurde abermals, wie schon im vorigen Jahre, von einer Vereinigung der Druckschriften verschiedener deutscher naturhistorischer Gesellschaften mit denen der kaiserlich Leopoldinischen Gesellschaft gesprochen, diese Sache indeß auf weitere mündliche Berathung mit dem eben anwesenden Präsidenten jener Gesellschaft, Nees von Esenbeck, verwiesen.

Vorträge hielten H. v. Meier aus Frankfurt am Main über die Lichterscheinungen an Sonne und Mond, eine reiche Zusammenstellung von Thatsachen, aus welcher hervorgeht, daß alle diese Erscheinungen ihre Entstehung in der Wolkenatmosphäre der Erde haben. Hierauf las Hr. v. Kobell über Analysen des Glimmers, Talks und Chlorits. Dr. Klippstein aus Darmstadt sprach über die merkwürdige säulenförmige Bildung des basaltisirten Sandsteins in den Zerklüftungen des Basalts am Wildenstein im Vogelsberge. Die vulkanische Entstehung des Basalts und eines mit ihm vorkommenden pechsteinartigen Gesteins, seyen da durch die Anschauung klar und deutlich. Nach beendigter Vorlesung zeigt er an dem Gestellsteine der Hochöfen ähnliche säulenförmige Gestaltungen als an seinem basaltisirten Sandstein. Auch Hr. v. Meier zeigte noch ganz treffliche Abbildungen von fossilen Hirnschädeln vor

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 28. September 1827.

Wahrheit suchen wir beyde, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß. —
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß, spiegelt es innen die Welt.

Schiller.

Ueber Malerey und Musik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse.

Zwey Künste, die sich dem Leben so wohlthuend anschließen, wie die Malerey und Musik, und worin schon der bloße Dilettantismus einen so hohen Genuß gewährt, vergleichend zu betrachten, kann für ihre Verehrer nicht ohne Interesse seyn. Einige Bruchstücke zur Aufstellung einer Parallele sollen hier mitgetheilt werden.

Alle bildende Kunst wirkt auf uns durch das Organ der Sinne. Muß aber alles, was durch die Sinne auf uns einwirkt, sich im Raume oder in der Zeit darstellen, so können wir im Allgemeinen die Malerey als eine Kunst des Raums, als eine Darstellung des Schönen im Raum, die Tonkunst als eine in der Zeit und durch Zeitmittel wirkende betrachten. Mit Bezug auf ihre verschiedene Grundlage weisen Arithmetik und Geometrie nicht undeutlich auf das Verhältniß beyder Künste zu einander hin. Hat die Arithmetik zum Gegenstand eine Vielheit und Mannichfaltigkeit von Größen, die nicht im Raum, sondern blos im Verstande miteinander verbunden sind, so ist sie in dieser Hinsicht der Musik verwandt, die durch eine Mannichfaltigkeit von Tongrößen wirkt, die in der Zeit sich folgen und im Gemüthe verknüpft sind. Die Geometrie dagegen, als die Wissenschaft der im Raum dargestellten Größen, zeigt sich darin auf Einer Basis mit der Malerey, daß sie auch durch gewisse im Raum verzeichnete Größen- und Formenverhältnisse, zwar nicht wie jene auf unsern Verstand allein, sondern auch auf das Herz wirkt.

Der Maler stellt uns die Dinge nicht dar, wie sie körperlich an sich sind, sondern wie sie im Licht durch das Organ des Gesichts wahrgenommen werden. Daher gehört zur Auffassung eines Werks der Malerey schon ein stärkerer Akt der Abstraktion; daher entspringt auch die mehr mittelbare Wirkung der Malerey, welche erst nach vorhergegangener Spannung der geistigen Vermögen und nach einer, wenn auch unbewußten Vergleichung des dargestellten Gegenstandes mit der Idee eines klaren Eindrucks auf unser Gemüth möglich ist. Ein Kunstgenuß, den uns die Malerey gewährt, ist stets mehr oder weniger mit einer prüfenden Vergleichung der Theile und des Ganzen, der Idee und der Ausführung verbunden, und daher auch immer mehr oder weniger reflektirend. Und eben in dieser begleitenden Reflexion besteht die große Bedingtheit und Mittelbarkeit ihrer Wirkung. Ganz anders in der Musik. Sie stellt uns nicht in äußern Formen, die ohne einen Abstraktions- und Reflexionsprozeß nicht verstanden werden können, das Schöne dar, sondern sie gibt uns unmittelbare Gefühlsanschauung, sie drückt die Idee unmittelbar aus in Tönen, die den Tiefen der allgemeinen Menschennatur entnommen sind und wie auf einem unbewußten Zählen der ganzen Schöpfung beruhen. Daher die ungleich allgemeinere, weniger klare, aber tiefere Wirkung der Musik, selbst auf das rohere Gemüth; daher dient sie den höchsten und heiligsten wie den niederen Zwek-

ken der Menschen mit einer Allgewalt, welche die Werke der Malerey nie ausüben können.

Wie die Religion überall zu den erhabensten Schöpfungen in der Kunst begeisterte, so haben außer der Baukunst und Dichtkunst auch Malerey und Musik auf diesem Gebiete ihre edelsten Früchte getragen. Die religiösen Gesang- und Bildwerke der älteren Italiener und mehrerer Deutschen, Raphaels Madonnen und Händels Messias zeigen uns die Kunst von einer höhern als irdischen Seite; beyde führen uns in das Heiligthum, doch jede auf eigenthümliche Weise. Ein Christusbild, eine Himmelfahrt, eine Verklärung läßt uns die im Fleisch gegenwärtige Gottheit ahnen, sie bringt dem betrachtenden innern Auge ein ewiges und seliges Seyn zur Anschauung. Eine religiöse Hymne, Fuge, ein Halleluja von Händel zeigt uns das Himmlische nicht im Bilde als einen Gegenstand reflektirender Erscheinung, es führt uns den Himmel nicht herab auf die Erde, sondern versezt uns unmittelbar hinauf in seinen reinen Aether, es reißt uns unwillkürlich in seinen Jubel und seine Klagen und läßt uns Antheil nehmen an der Qual der Verdammten, wie an der Wonne der Seligen. Der Charakter des ersten Genusses ist Klarheit und Besonnenheit, der des zweyten Tiefe und Innigkeit. Wenn nun in Betreff des Gebrauchs, der von beyden Künsten für den öffentlichen Kultus gemacht wird, die Werke der Malerey von einem großen Theil der Christenheit als unstatthaft aus den Tempeln verwiesen worden sind, so erklärt sich dieß daher, daß hier Darstellung und Dargestelltes, Bild und Gegenstand als verschieden, als zweyerley müssen aufgefaßt und erkannt werden, vom Volk aber identificirt wurden, dagegen bey der Musik ein solcher abgöttischer Mißbrauch nicht möglich war, weil sie ihren symbolischen Charakter durch das völlige Aufgeben der Idee in der Form nie verläugnen kann; daher auch auf den musikalischen Theil des Gottesdienstes immer mehr Werth gelegt und stets größere Sorgfalt verwendet wird.

In beyden Künsten können wir drey Elemente unterscheiden, die miteinander in Verwandtschaft stehen; dieß ist Rhythmus, Melodie und Harmonie in der Musik; Zeichnung, Helldunkel und Kolorit in der Malerey. Der Rhythmus, die mathematische Vertheilung des Gleichartigen, der in gewissen Abschnitten den Takt bildet, bestimmt die Idee des Ganzen, verwandt der Zeichnung in der Malerey, wodurch der allgemeine Charakter ausgedrückt wird. So wie ohne Rhythmus in der Musik das Mannichfaltige unter keinem Einheitsbegriff zu fixiren wäre und daher Alles chaotisch verschwimmen würde, so wäre in der Malerey ohne bestimmte Zeichnung nichts als ein konfuses Gewirre von gestaltlosen Massen. Die Melodie, das Qualitative des Tons, wie der Rhythmus das Quantitative, ist, von einem Punkte ausgehend, ihn von allen Seiten umspannend, auf- und niegerwogend, bald fliehend, bald wiederkehrend, der Leib der Musik, der Ausdruck für das Besondere, wie der Rhythmus für das Allgemeine. Sie ist das Helldunkel in der Malerey; denn dieß ist nichts anders als die Verkörperung der Umrisse, die Hervorhebung des Nahen, die Zurückschiebung des Entfernten, und somit ganz der Melodie vergleichbar; wie diese auf- und niedersteigt, in Höhe und Tiefe sich bewegt, so wird uns durch das Helldunkel Nähe und Ferne ausgedrückt. Im Grunde ist Beydes Eins: Abweichung zu beyden Seiten von einem gegebenen Mittelpunkt. Die Harmonie endlich, die Coexistenz des Verschiedenen in der Qualität, ist das Kolorit der Malerey. So wie die Tonkunst in der Harmonie erst den ganzen Reichthum ihrer Kraft und ihres Lebens entfaltet, so zeigt die Kunst des Pinsels nur im Kolorit reich belebte Natur und den höchsten Glanz der Wahrheit: der Rhythmus gibt ein Bild in leisen Umrissen, die Melodie gibt ihm Licht und Schatten, die Harmonie endlich gibt ihm lebendige Färbung.

Die Araber in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Kaum war das erste Zelt aufgeschlagen, als wir von dreyen der Begleiter ihres Anführers besucht wurden. Sie saßen auf prächtigen Pferden und waren auf das Vollkommenste wie türkische Offiziere gekleidet, ihre Gewänder reich gestickt, Schwerter, Pistolen und Handschars so, daß selbst Paschas darauf stolz gewesen wären. Jederman erhob sich bey ihrem Eintritt, und die Teppiche und Polster des Hadjie, welche mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt ausgebreitet worden waren, wurden dem vornehmsten der Gäste angeboten, indeß die beyden andern sich neben ihm niederließen. Sämmtliche von der Karavane gegenwärtige Personen, der Hadjie selbst nicht ausgenommen, nahmen die demüthigste Stellung an, indem sie niederknieten und sich auf ihre Fersen sezten, was nur gegen hohe und anerkannte Vorgesezte beobachtet wird. Dieß ist eine der schwierigsten mahomedanischen Stellungen, denn man muß sich dabey zuerst auf die Kniee niederlassen, darauf die Fußsohlen aufwärts kehren und sich zulezt auf dieselben so niedersetzen, daß sie das Gewicht des ganzen Körpers tragen, indeß die Kniee noch immer auf den Boden gedrückt bleiben. Ich nahm anfangs diese Stellung mit den Uebrigen an; doch unfähig längere Zeit darin zu verharren, war ich genöthigt aufzustehen und das Zelt zu verlassen, unter dem Vorwande, daß ich trinken müsse. Obgleich ich in wenigen Minuten zurückkehrte um meinen Platz wieder einzunehmen, so gab doch dieser einfache Vorfall, da man es für eine sehr unehrerbietige Freyheit hielt, in Gegenwart eines so vornehmen Mannes überhaupt nur aufzustehen, Veranlassung zu den ernsthaftesten Nachfragen nach einer

Person von so ungebundenen Sitten. Die Antworten auf diese Fragen waren widersprechend. Einige sagten aus, ich sey ein Egypter von Georgischen Eltern, und gehöre zu den Mameluken von Cairo. Diese Meynung war entstanden, weil man wirklich wußte, daß ich aus Egypten kam und das Arabische nach dem Accent dieses Landes aussprach, wo ich es zuerst gelernt hatte, während sie meine weißere Gesichtsfarbe demselben Grunde zuschrieben. Andere sagten, ich sey ein Arzt aus Damaskus und wahrscheinlich in Diensten des Pascha gewesen, da ich einem kleinen Sklaven meines Beschützers Medizin gegeben hatte, worauf er von einem Fieber wieder gesund worden war. Außerdem hatten sie mich viel von der Schönheit von Damaskus reden hören, und dieses für die Anhänglichkeit eines Eingebornen gehalten. Wieder andere behaupteten, ich sey ein Mugrebin oder Araber von Marokko, der mit allen Zaubereyen und Künsten vertraut sey; sie fügten hinzu, daß ich gewiß nach Indien gehe, um verborgene Schätze zu suchen, Minen von Diamanten, Rubinen und Smaragden zu eröffnen, die Perlen aus den Seen zu holen und ganze Wälder von Aloeholz und Zimmt niederzuhauen; denn es sey ihnen noch kein Mensch vorgekommen, der mehr nach allem geforscht, und sie haben bemerkt, wie ich zuweilen in einer unbekannten Schrift in ein kleines Buch geschrieben habe, so daß, da ich selbst eingestehe, ich reise nach Indien, und weder Waare noch anderes Gepäck mit mir führe, ich aus keinem andern als dem genannten Grunde eine so weite Reise hätte unternehmen können. Zuletzt meynten Einige, ich sey ein Mann, dessen wahre Religion Niemand kenne; denn obgleich ich Schutz unter dem Zelte des Hadjie Abd-el-Rachman genieße und als seines Gleichen behandelt werde, so sey ich gewiß kein Moslem vom wahren Glauben, indem man bemerkt habe, daß ich bey der Stunde des Gebets mich immer zurückziehe, um mein Gebet im Geheimen zu verrichten, und noch nie mit meinen Reisegefährten öffentlich gebetet habe. Ein Christ sey ich gewiß nicht, denn ich äße Fleisch, Milch und Butter am Dienstag und Freytag, wie an andern Tagen; und ein Jude könne ich auch nicht seyn, weil ich keine Seitenlocken habe und die obern Spitzen meines Bartes nach Art der Türken trage, welches den Israeliten oder Yahudis verboten ist. Da man gesehen hatte, daß ich mich bey jedem Haltungsplatze an einen abgelegenen Ort zu begeben, meinen ganzen Körper mit Wasser zu waschen, auch meine Wäsche oft zu wechseln pflege, daß ich eine ganz unnatürliche Abneigung gegen Ungeziefer und Gewürm habe, die gegen manche Arten bis zum Abscheu steige, so wie, daß ich sorgfältig vermeide, von schmutzigen Leuten berührt zu werden, und des Nachts immer von der Karavane abgesondert schlafe: so schlossen sie, daß ich ein Priester von einer der abgöttischen Nationen sey, deren es, wie sie gehört hatten, viele in Indien gebe, und welche dieselben sonderbaren Abneigungen hätten. Da alles dieses öffentlich von Mitgliedern der Karavane, die sich um unser Zelt versammelt hatten, vor den Ohren des Hadjie selbst gesprochen wurde, so fand dieser, um mich von allen Beschuldigungen zu befreyen, für nöthig zu erklären, daß ich ein Engländer sey, den er unter seinen Schutz genommen habe. Diese Araber hatten nun niemals von einem solchen Volke gehört, doch als sie erfuhren ich sey ein Franji oder Franke, so sagte einer von ihnen: „O, das ist das Volk, das von Ajam kömmt, und ich weiß sie schon auf die Probe zu stellen." Hierauf wurde mir auf Verlangen dieses Mannes eine Schaale mit Wasser gebracht und mir befohlen daraus zu trinken, nachdem mir vorher gesagt worden war, die Schaale gehöre einem Juden von der Karavane. Ich trank, wie verlangt, und hierauf erklärte mich der Mann mit lauter Stimme für einen Betrüger, denn die Franji seyen alle Ajami, und ein Ajami würde eher sterben als aus der Schaale eines Yahudi trinken. Ich weiß nicht welche sonderbare Ideenverbindung in dem Hirn dieses Mannes statt haben mochte; doch was er sprach, brachte bey allen die feste Ueberzeugung hervor, daß ich selbst meine Gefährten betrogen habe. Ich wurde dann über das Land der Engländer und über Indien ausgefragt; aber meine Antworten machten die Sache nur noch schlimmer. Da die Mahomedaner die Welt für eine vollkommene, von einem großen Meere umgebene Ebene halten, so fragen sie gewöhnlich wie die Länder in Aufeinanderfolge, eins nach dem andern, in den verschiedenen Theilen dieser Ebene liegen, indem sie ihr eigenes in die Nähe des Centrums versetzen. Ich antwortete auf ihre Frage der Wahrheit gemäß, um mir nicht selbst zu widersprechen, was mir leicht hätte geschehen können, wenn ich meine Antworten ihrer einfältigen Theorie hätte anpassen wollen. Ich gab indessen zu, daß die Welt in Osten bey der großen See jenseits China, im Westen im stillen Meer, im Süden im Meer von Yemen und im Norden im Eismeer zu Ende sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der 21ste begann mit Anklängen freudiger und trauriger Art; mit der Erinnerung an zwey bedeutende Verstorbene, und mit Betrachtung und Erwägung dessen, was sie geleistet. In dem von Utzschneider und Fraunhoferschen Institut besahen wir die dortigen Arbeiten und Instrumente. Mit Schmerz betrachteten Einige von uns vollendete und nur angefangene Werke des zu früh verstorbenen, trefflichen Fraunhofers, dessen Auge, obgleich es sich in seiner unmittelbaren leiblichen Wirksamkeit für immer geschlossen, dennoch mittelbar noch fortfährt die unermessenen Räume des Fixsternhimmels zu betrachten. Denn Fraunhofers Riesenrefraktor ist es, durch welchen der berühmte Struve in Dorpat in diesem Augenblick eine

gewaltig überraschende Entdeckung nach der andern im Gebiet der Sterne, besonders der Doppelsterne macht, und wodurch er bereits fand, daß unter den Tausenden der genauer verzeichneten Sterne jeder 40ste oder 41ste ein Doppelstern sey. Zwillings und Trillingssonnen, wovon eine um die andere kreiset. Zu einem ähnlichen Riesenrefaktor als jener Dorpater hat Fraunhofer noch die Hauptelemente hinterlassen.

In der Sitzung erinnerte, nach Verlesung des Protokolls, eine schriftliche Mittheilung des Professor Schweigger in Halle gar sehr an den verstorbenen Seetzen. Das Tagebuch desselben, so schrieb uns Schweigger, ist aufgefunden, und wird bald öffentlich bekannt gemacht werden. Sehr interessant war das, was über die Idee und den Plan des verstorbenen Seetzen zu Errichtung einer naturwissenschaftlichen Propaganda mitgetheilt wurde. Es hat dieser Plan viel Verwandtes mit dem bekannten, von Schweigger entworfenen.

Eine Mittheilung über den Blutumlauf der Insekten, von dem trefflichen Künstleranatomen Carus in Dresden, schloß sich gut an das an, was der scharfsinnige Gruithuisen früher über diesen Gegenstand bekannt gemacht hatte. Hierauf las Graf C. von Sternberg über fossile Menschenknochen aus der Gegend von Köstritz. Die Frage, aus welcher Zeit diese Fragmente der alten Bewohner der Erdfläche herkommen, scheint vor der Hand noch schwer zu beantworten. Hr. Oberbergrath Lampadius las über die auflösende Kraft des Schwefelalcohols und seine Anwendung in der Medizin. Merkwürdige Blicke gewährte die Abhandlung des Geheimenraths Hermbstädt aus Berlin auf die gegenseitige Bedeutung und Wechselbeziehung des Broms und der Jodine; das Brom scheint thierischen, die Jodine vegetabilischen Ursprunges, so wie das dritte, in vieler Beziehung ihnen sich anschließende Glied, das Chlor, dem Mineralreich angehört. Geistvoll beleuchtete Hr. Regierungsrath Reitzen aus Gießen die anfänglichen Bildungs- und Entwicklungsstufen des Thierreiches und die hiemit in Beziehung stehenden Entwicklungsperioden der Erdoberfläche, aus dem Zustand, wo sie ganz mit Wasser umhüllt war, bis zu ihrem jetzigen Verhältniß. Hierauf ein schriftlicher, sehr freundlicher Gruß von Professor Frank in Como an die Gesellschaft, und Einladung an die einzelnen Mitglieder ihn zu besuchen. Herr Professor Breithaupt von Freyberg erläuterte das rhombische Krystallisationssystem. Herr Professor Textor aus Würzburg theilte Beobachtungen über die Bildung künstlicher Lippen aus der benachbarten Haut mit. Professor Heyne sprach über die Bildung des Zellgewebes der Pflanzen. Auch noch eine Anfrage an die anwesenden Naturforscher geschahe durch den gelehrten Professor Gerhard aus Breslau; dieser legte nämlich der Gesellschaft Pflanzenabbildungen der Alten vor, und bat sich die systematischen Namen dazu aus.

Im englischen Kaffeehaus wies noch Professor Lichtenstein aus Berlin einigen anwesenden Naturforschern sehr interessante Abbildungen naturhistorischer Gegenstände vor.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 20. August.

Die so lange als Glaubensartikel in der französischen Dramatik gelehrten und gepredigten aristotelischen Einheiten wollen nicht mehr Stich halten; von allen Seiten werden Versuche gemacht, diesen Zwangsregeln entgegen zu handeln, und sich durch die Verletzung derselben eine neue Bahn zu brechen. Die klassische Parthey meynt, dieß sey eine Entartung der Dramatik und beweise, daß die französische Literatur von ihrer Höhe herabsinke und im Verfall sey, da man durch das Unerhörte und durch bizarre Mittel den Beyfall der Menge erzwingen wolle. Dagegen muntert der Globe noch immer die Schriftsteller auf, die alte baufällige Bahn zu verlassen und sich eine neue Quelle des Vergnügens zu eröffnen, indem die alten Quellen nur noch trübes Wasser gäben. Auf den grossen Theatern wagt man es freylich noch nicht, die ehrwürdigen Regeln ganz umzustoßen, denn im Parterre sitzen strenge Kunstrichter, welche in der Furcht der Einheitsregel erzogen worden sind, und sich strenge an das Glaubensbekenntniß des Corneille und des Racine halten. Nicht als ob nicht auch von Zeit zu Zeit einige Versuche sogar auf dem Théâtre français gemacht würden, etwas Neues hervorzubringen, wovon Picards leztes Lustspiel: die drey Stadtreutere, und Mely-Janins Ludwig XI. Beyspiele lieferten; allein dieß sind doch furchtsame Versuche in Vergleich mit denjenigen, welche auf den kleinern Theatern und besonders auf den Boulevardsbühnen gemacht werden; hier geht man kühner und freymüthiger zu Werke. Es ist dort ein Schriftsteller, Victor Ducange, der „dreyßig Jahre eines Spielers" in einem Melodram auf der Bühne der Porte St. Martin zusammengedrängt hat; wer hat je solch einen Frevel auf der französischen Bühne erlebt, die nur vier-und-zwanzig Stunden zu den dramatischen Handlungen verstattet? Sind wir denn dazu verurtheilt, rufen die alten Stockdramaturgen aus, die Zeiten Shakespears wieder kommen zu sehen! Dreyßig Jahre in einem einzigen Stücke geschildert; wer hätte sich solchen Unsinn träumen lassen! Und indeß die Leute so über den Verfall der dramatischen Kunst seufzen, drängt sich der große Haufe, der sich wenig um Aristoteles und Corneille, aber desto mehr um eine angenehme Unterhaltung bekümmert, ungestüm herbey, und bereits sind diese dreyßig Spielerjahre über fünfzig Mal dargestellt worden. Freylich hat der Dichter in den drey Aufzügen dieses Stücks eine Menge schwarzer grausender Thaten zusammengedrängt, wozu ihm Werners 24ster Februar als Vorbild gedient haben soll. Im ersten Aufzuge folgt auf die Hochzeit des Spielers sein unglückliches Spiel, das Verschwinden seiner Habe, endlich das Elend seiner Familie; im lezten Aufzuge befindet er sich mit seiner Frau im Auslande, wo er eine armselige Hütte bewohnt und einen Wanderer ausplündert, um seiner Familie Brod zu verschaffen. Ein Spielgefährte trifft ihn hier an; dieser geht mit einem Plane um, die Spielbanken im Lande zu sprengen; allein dazu gehört eine bedeutende Summe; ein junger Reisender nimmt den Spieler zum Wegweiser, der Spielgefährte meynt, wenn man diesen jungen Reisenden umbrächte, so bekäme man das zum Sprengen der Banken nöthige Geld. Der Spieler willigt ein, der Reisende wird von dem Spielgefährten umgebracht, aus dem Nachlasse ergibt sich, daß es des Spielers Sohn war. Man hat dem Dichter vorgeworfen, er habe vielmehr das Leben und Ende eines Bösewichts als dasjenige eines Spielers dargestellt; allein hat man in Paris nicht Beyspiele genug, daß aus Spielern Bösewichte geworden sind? Ist neulich nicht ein junger Mensch hingerichtet worden, der seinen Freund, einen Weinhändler, mit einem Pistolenschusse ermordet und ihn seines Geldes beraubt, weil ihn die Spielwuth zum Bettler gemacht hatte? Die Farben des dramatischen Gemäldes des Victor Ducange sind freylich stark und grell aufgetragen, und es gehören feste Nerven dazu, um ein so scheußliches Spielerleben vom Anfange bis zu Ende anzuschauen und anzuhören; allein ich meyne ein solches Gemälde kann mehr Nutzen stiften als zwanzig andere Melodramen und sonstige fürs Volk geschriebene Schauspiele, denn hier sieht es die gräßlichen Folgen einer unglückseligen Leidenschaft auf eine Art dargestellt, die es nicht so bald wird vergessen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. September 1827.

> Der Häuptling rollt die dunkeln Augen,
> Gleich einer Schlange, die das Wild erspäht.
> Dann ruft er, und die Höhle scheint zu zittern
> Vor seiner Stimme grauenvollem Klang,
> Er ruft: ihr alle seyd dem Schwert verfallen.
>
> Douglas.

Die Araber in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Ueber Völker mit Hundeköpfen, Weiber, die an den Bäumen wachsen und abfallen, wenn sie zur Heirath reif sind, über vierzig Ellen hohe Männer und andere gleich unsinnige Gegenstände des im Osten herrschenden Volksglaubens wurde hierauf genaue Nachfrage gethan, und da meine Antworten darauf noch weniger befriedigend waren, als auf die früheren Fragen, so wurde die Meynung, daß ich ein Betrüger sey, vollkommen befestigt, besonders da unglücklicherweise einer erwähnte, ich sey bereits zu Beer als ein Janitscharen-Häuptling, der ein Verbrechen begangen habe, aufgehalten worden, und dieß sey der Grund meiner Flucht von Aleppo. Während dieses unter dem Zelte vorging, war die Scene außerhalb von anderer Art. Die zwey Reiter, denen wir zuerst begegnet, waren beschäftigt, alle Güter und das Gepäck der Karavane nach den verschiedenen Besitzern derselben zu ordnen, wobey sie christliches Eigenthum von dem der Moslems schieden, und die zur Erhebung ihres Tributes nothwendigen Vorbereitungen machten. Es wurde dann ein Papier gebracht, welches ein schriftliches Verzeichniß enthielt, das auf Befehl jener Araber von einem aus unserer Gesellschaft aufgesetzt worden war, und von diesem selbst dem Häuptling vorgelesen wurde; denn weder er, noch irgend einer seiner Begleiter schien lesen oder schreiben zu können. Während Alles demüthig um ihn her kniete, legte sich dieser Anführer verächtlich auf den Teppich nieder, der auf dem Boden ausgebreitet war, und reckte gelegentlich die Beine in die Luft. Es war weder der Ausdruck der Müdigkeit, noch die rohe Sorglosigkeit des Ungebildeten, sondern ein barbarisches Bewußtseyn der Würde, welches sich blos durch Verachtung gegen die ihn Umgebenden äusserte. Gerade in diesem Augenblick legte der Hadjie mit eigenen Händen und in der Stellung der größten Unterwürfigkeit ein Kästchen mit Geschenken vor ihm nieder; es enthielt einen reichen Caschimirshawl, weiblichen Schmuck, eine Ambraspitze für eine türkische Pfeife und andere Gegenstände, von wenigstens fünfzehnhundert Piaster Werth. Der rohe Despot sah darüber hin mit derselben gleichgültigen Miene, die er von Anfang an gezeigt hatte, und würdigte sie weder eines Lobes, noch schien er damit zufrieden zu seyn. Nachdem ihm das Verzeichniß unserer Güter vorgelesen worden war, ließ er jedem Namen eine gewisse Summe beysetzen, die, nach der Art zu urtheilen wie er sie bestimmte, ganz willkührlich war. Den Eigenthümern der Waaren wurde hierauf von jeder Kameelladung ein Tribut von zwanzig Piastern, von jeder Pferd- oder Maulthierladung von fünfzehn und von jedem Esel von zehn Piastern auferlegt. Der Führer der Karavane sollte hundert Piaster zahlen, die er nach Belieben von derselben erheben konnte; die Kaufleute tausend spanische Thaler in Gemeinschaft; die Molhöddesy oder Pilgrimme von Jerusalem 1500 Piaster, welches eine noch härtere Auflage war als die vorhergehende. Ich wurde

zur Entrichtung von 1000 Piastern verurtheilt, und würde 5000 haben zahlen müssen, wenn ich nicht unter dem Schutze des Hadjie Abd-el-Rachman gestanden hätte, der durch seine Geschenke die an ihn gerichteten Forderungen gemildert hatte. Die von den Waaren verlangten Abgaben wurden augenblicklich bewilligt, doch die andern Forderungen waren nicht so leicht zu erlangen, indem sie nicht allein übermäßig waren, sondern die genannten Personen sich wirklich ganz außer Stande befanden, sie zu erfüllen. Der Führer der Karavane verringerte die an ihn gemachte auf 500 Piaster, wovon er die eine Hälfte selbst bezahlte, die andere durch Subskription auftrieb. Die Kaufleute bewilligten 2090 Piaster, welche Summe von zehn der begütertsten unter ihnen bezahlt wurde, und die Pilger konnten kaum 500 zusammen bringen, obgleich sie fast zwey Drittel der Karavane bildeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die römischen Bettler.

(Fortsetzung.)

Die Winzergehülfinnen sind die schmutzigsten unter allen Dilettantinnen, von außen und von innen, und ihr Talent sich ungleich, wie die beyden Epochen im Jahre, wo sie arbeiten. Im Frühjahre, wenn sie gäten und beschneiden, sind sie kurz angebunden, weil der Winzer, dem kein Maaß zu Gebote steht ihre Arbeit zu messen, von nah und fern ein um so wachsameres Auge auf sie hat, als ihn noch kein Rebenblatt daran verhindert. Daher spricht die nächste die beste ohne von der Arbeit aufzusehen und höchst mürrisch den Fremden folgendermaßen an: „Dateci qualche cosa.“ Geschieht es, so levert sie mürrisch das gewöhnliche: „Mille grazie.“ Eben so mürrisch beginnen alsdann die übrigen Weiber ihr: „E a me, e a me!“ Anders begibt sich die Scene während der Weinlese, wo sich die Fremden, besonders die Nordeuropäer, denen dieses Schauspiel neu ist, haufenweise in die Weinberge begeben. Wer sich dann einen Begriff von den alten Bacchantinnen machen will, dem bietet sich hier die beste Gelegenheit dazu dar. Die Mädchen, denen der Wein zu Kopfe gestiegen ist, sind jezt eben so ausgelassen, als sie im Frühjahre übel gelaunt waren. Sobald ihnen ein Fremder zu Gesicht kömmt, mit dem sichs der Mühe zu verlohnen scheint, lassen sie augenblicklich von der Arbeit ab; einige suchen die besten Trauben aus und thun sie in einen Korb, andere schmücken sich mit Kränzen und Guirlanden von Weinlaub, welche, während der Frühstücksstunde verfertigt, in großen Haufen bereit liegen, und ein dritter Theil fängt an die Tamburine zu schlagen. Die Gesichter sind dergestalt roth und schwarz gebrannt, daß das künstliche Anstreichen überflüssig wird. In diesem Aufzuge stürzen sie wie wahrhafte Mänaden, tanzend, spielend und singend dem Fremden entgegen, überreichen ihm die Weintrauben, setzen ihm den Kranz auf und umwinden ihn mit den Guirlanden. Ist der Fremde ein Engländer, so kömmt ihm die Sache wunderlich vor, und beschmutzen ihm die Mädchen das Antlitz oder wohl gar den Busenstreif, so fängt er an zu boxen. Trifft aber dieß Schicksal einen sentimental traveller, deren es noch hin und wieder unter der genannten Nation gibt, so wird er gerührt, sezt sich ins Gras und speist die Weintrauben, wobey ihm die Freudenthränen aus den Augen und der Rebensaft vom Munde fließen. Beym Weggehen greift er in die Tasche und gibt den Mädchen einen Groschen (fünf Bajocchi). Diese plötzlich so nüchtern werdend, als hätten sie nie Wein gesehen, lassen das kleine Silberstückchen aus einer Hand in die andere tanzen, schnellen es sich mit den Fingern zu und heben es, wenn es zur Erde gefallen, mit einer Hast auf, als wäre es ein kostbarer Edelstein. Zugleich beginnen die Pasquinaden; die Eine sagt: „Non vogliam, che si prive,“ (Sie sollen sich nicht berauben), die Andere: „Se ne avesse bisogno per il suo pranzo“ (wenn Sie es nicht zum Mittagessen brauchen) u. s. w. Der moderne Sterne thut, als ob er dieß nicht verstehe, ja will sich wohl gar im Weggehen noch einige Freyheiten erlauben. Dann aber erhält er einen Faustschlag, daß ihm der Arm erlahmt, und an die Stelle der Pasquinaden treten die oben erwähnten ausdrucksvolleren Redensarten: „Muori d'accidente, cane maledetto, brutto vassallo,“ u. s. w.

Die Waizenverleserinnen habe ich bis zulezt gelassen, weil sie unter allen Betteldilettantinnen das meiste Ehrgefühl besitzen und sich nicht, wie wohl der übrige Dilettantismus, besonders der musikalische zu thun pflegt, bis zur Unverschämtheit aufbringen. Diese Mädchen sind überhaupt eine auffallende Erscheinung in Rom. Hier wird der Waizen, der gereinigt werden soll, im eigentlichen Verstande verlesen, wie Reis, Bohnen, Erbsen u. s. w., ehe man diese in den Topf thut. Ob man so mit allem zu verbrauchenden Waizen, oder nur mit dem, welcher zur Saat dienen soll, verfährt, weiß ich nicht, gehört auch nicht hierher. Man denke sich einen Haufen Mädchen, so viel die Scheune fassen kann, eine neben der andern sitzen und, mit großen Mulden auf dem Schooße, den Waizen verlesen. Da diese Arbeit weder die Kleider beschmutzt, noch sie abnuzt, so sind alle sehr reinlich, selbst elegant gekleidet. Vielleicht ist es der äußern Reinlichkeit dieser Mädchen zuzuschreiben, daß sie mehr als die übrigen ihres Standes von dem moralischen Schmutze frey sind, dessen diese Schilderung bisher gedacht hat, oder daß sie ihn wenigstens weniger offen zur Schau tragen. Sehen wir jezt wie das zugeht. Sobald ein Fremder, von der Neuheit des Schauspiels angezogen, vor einer solchen Scheune stehen bleibt und das Rudel junger, blühender, bizarr ge-

tional, aber höchst elegant gekleideter Mädchen erblickt, so werfen sich diese in die Brust, die einzige Koketterie, welche die Römerin kennt. Kein Auge wird auf den Fremden geworfen, keine Miene verzogen; man thut, als ob er nicht da wäre. Aber zufällig macht eine die andere darauf aufmerksam, daß ihr Schuhband zerrissen, die Frange am Carracau abgenuzt, ihr Haarkamm zerbrochen, oder daß sonst ein anderes unbedeutendes Stück ihres Anzugs schadhaft geworden ist. Dann erwiedert leztere: „Hai ragione, cara mia! Ma ho una madre e tre sorelle in letto, e per me non posso spendere nemeno un mezzo bajocco.“ (Hast Recht, Liebe! Aber ich habe eine Mutter und drey Schwesterchen im Bett und für mich kann ich keinen halben Bajoccho ausgeben). Dabey thut sie, mit der Schürze über die Augen fahrend, als ob sie weine. Gleich darauf aber sagt sie, ihrerseits die Erinnernde in Augenschein nehmend, ziemlich beruhigt: „Ma poveretta, tu stessa sei malmenata assai,“ (aber auch du bist ziemlich übel zugerichtet) und macht sie dabey auf ihre Schuhe, an welchen sich die Sohle aufgetrennt, oder auf den Besatz ihres Rockes, welcher losgegangen, aufmerksam. Dann gibt die Erinnerte ungefähr die nämliche Antwort, nur variirt sie dabey, indem es nicht gerade eine kranke Mutter und drey kranke Schwestern, sondern ein Vater und drey Brüder sind, welche für drey Jahre auf der Galeere sitzen, weil sie in Folge eines Streits um ein umgeworfenes Glas Wein einen erstochen und zwey andere tödtlich verwundet haben. Nun folgt eine dritte, vierte, fünfte u. s. w., welche sämmtlich eine am Anzuge der andern Mängel entdekken und dafür mit der Kundmachung der gegenseitigen häuslichen und ökonomischen Preßhaftigkeit beschenkt werden. Dem Fremden sind unter der Zeit vor Erstaunen über so viel Armuth, häusliches Unglück und Arbeitsamkeit die Augen übergegangen, er hat sich der Betrachtung nicht erwehren können, daß ein jedes dieser Mädchen wohl mehr als einmal in ihrem Leben eine Lilla gewesen seyn und mit ihrer Schönheit und Tugend diesem oder jenem Prinzen den Kopf verwirrt haben mag. Gerührt greift er in die Tasche, zieht einen Papetto *) hervor und wirft ihn einer der Verleserinnen in die Mulde. Diese, jezt thuend, als ob sie den Fremden vorher noch nicht bemerkt habe, schreyt laut auf vor Freude: „Un Millione di grazie, mio caro, mio buon Monsiù!“ Dann beginnt sie ihre Gespielinnen im Kreise herum zu zählen, und je höher sie in der Zahl kömmt, diese desto markirter auszusprechen. Angenommen, es seyen ihrer zwanzig, so sagt sie mit karikirter Zufriedenheit: „Un bajocco per chiascheduna,“ (ein Bajoccho für jede) und die übrigen wiederholen im Chore: „Un bajocco per chiascheduna!“ Das klingt dem Fremden, wenn er ein Deutscher ist und Gemüth hat, sehr ärmlich; „nur Ein Bajoccho auf jede Lilla!“ murmelt er durch die Zähne, und flugs fährt seine Hand von Neuem in die Tasche, um einen zweyten Papetto hervor zu holen und ihn der Verleserin zuzuwerfen. Diese läßt vor gerechtem Erstaunen die Mulde vom Schooße fallen und ruft in noch freudigerem Tone aus: „Due bajocchi per chiascheduna! O che fortuna!“ Das klingt ihm immer noch armselig; er fährt noch hastiger in die Tasche, um ihr einen dritten Papetto zuzuwerfen. Jezt entsteht ein allgemeiner Aufstand, bey welchem klappernd und prasselnd sämmtliche Mulden zu Boden fallen; die Chorführerin ruft: „Tre bajocchi per chiascheduna,“ und der Chor wiederholt: „Tre bajocchi per chiascheduna!“ Jezt, wo die Mädchen sämmtlich stehen, und er sie also um so besser in Augenschein nehmen kann, geht ihm ein Licht auf, statt der Dankbarkeit sieht er aus aller Mienen die Ironie durchschimmern. Er geht fort, bereut jedoch die sechs Paoli nicht, weil sie ihm die Lehre eingeschärft haben, daß man nicht allein liebevoll wie die Tauben, sondern auch klug wie die Schlangen seyn müsse. Die Mädchen stellen sich alle zwanzig vor die Scheune und rufen ihm nach: „A rivedere domani, Monsiù!“ (Auf Wiedersehen, morgen). So viel von den Bettlerdilettantinnen und den öffentlichen Gassenbettlerinnen überhaupt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Zwanzig Bajocchi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Die Werkstätte der beyden Brüder Wichmann, Professoren der Bildhauerkunst, ist in diesen Tagen fleißig besucht worden. Zuerst hatte der ältere Bruder die Marmorstatue J. K. M. der Kaiserin von Rußland ausgestellt, die er im Auftrage Sr. Majestät des Königs gearbeitet hat. Seit Rauchs vollendetem Marmorbilde der Königin Louise ist in Berlin keine Marmorstatue von gleichem Werthe gearbeitet worden, und wir können sie an Zartheit und Vollendung dem besten, was aus Canovas Werkstätte hervorging, an die Seite stellen; in Rücksicht auf Wahrheit und Natur hat Canova dergleichen nie geschaffen. Unser Künstler wurde freylich bey seiner Arbeit durch das schönste Vorbild unterstützt; es bedurften weder die edlen, liebevollen Züge des Gesichtes, noch die vollendeten Formen des Körpers der idealen Veredelung und künstlerischen Verklärung, hier genügte das treue Wiedergeben der Natur. Obwohl diese ein Unerreichbares blieb, so hat doch der Künstler Großes geleistet. Auf einem antiken Lehnsessel sizt die Kaiserin in einer Tunika, die über den Schultern zusammengeheftet ist, so daß die Arme bloß erscheinen und ihre weiche Fülle nicht verbergen. In der einen Hand hält sie ein Medaillon mit den Bildnissen ihrer erlauchten Eltern, die andere ruht auf dem Schooß, über welchem ein Gewand von schwererem Stoffe liegt. Nicht nur das, mit einem vollen Blumenkranze reichgeschmückte jugendliche Haupt, die ganze Gestalt fesselt uns durch den Zauber der Schönheit und Vollendung. — Die günstigen Berichte, welche über diese Arbeit an Se. M. den Kaiser von Rußland gelangten, haben ihn veranlaßt, Hrn. Wichmann ebenfalls die Ausführung dieser Statue in Marmor aufzutragen. — In der Werkstätte des jüngeren Bruders waren in neuester Zeit vornehmlich drey Büsten und eine Gruppe großen

Beyfall gefunden; es ist erstens die Büste Theodor Körners, welche der König von Baiern zur Errichtung eines Denkmals für diesen jugendlichen Heldensänger bestellt hat, und die dem Künstler, obwohl er nur ein Bild und eine Profilzeichnung von der Familie bekommen konnte, vortrefflich gelungen ist. Die zweyte Büste ist die des Professors Hegel, von dessen zahlreichen Freunden und Schülern bestellt, und so tief und sprechend aufgefaßt, daß sie ein würdiges Nebenbild zu Goethes Büste von Rauch ist. Eine dritte Büste aber war es vornehmlich, welche das Publikum zu Fuß und in fürstlichen Carossen zur Werkstätte Wichmanns führte, die Büste der berühmten und vielgefeyerten Dem. Sonntag. Viele Maler, Kupferstecher und Steindrucker hatten sich an diesem beweglichen, allerliebst schelmischen Köpfchen versucht, allein nicht Einem war es gelungen auch nur eine entfernte Aehnlichkeit zu treffen. Hr. L. Wichmann aber ist so glücklich gewesen uns ein Bild von ihr zu geben, was sie selbst und zwar ihr schöneres Selbst ist. In welcher Verehrung Dem. Sonntag hier steht, kann man daraus abnehmen, daß schon fünf Büsten in Marmor, jede zu 100 Dukaten, von diesem Köpfchen bestellt sind; außerdem einige Zwanzig in Gyps, die für zwey Friedrichsd'or geliefert werden. — Die Gruppe, mit deren Ausführung in Marmor der Künstler von dem Könige beauftragt worden ist, stellt Amor dar, wie er Psyche bekränzt. Wir sahen diese Gruppe bereits auf der Ausstellung in Gyps, wo sie sich vor allen andern den Preis gewann.

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Beschluß.)

Den 22sten. Unsere Versammlung ist nun geschlossen, und nur die Erwartung des herrlichen morgenden Tages, an dem wir das Größte, das Beste, das München in sich hegt, sehen, uns ihm nähern dürfen, hält Viele von uns auch für morgen noch hier zurück.

In vieler Hinsicht läßt sich unsere Versammlung mit einer Art von Messe oder Jahrmarkt vergleichen; wenn auch die Waaren meist nur geistiger nicht leiblicher Art sind, so wird doch mit ihnen ein eben so lebhafter und ähnlicher Wechselverkehr und Tausch getrieben, wie mit den gewöhnlichen Waaren auf einem Jahrmarkt. Möge ein Jeder recht solche Waaren eingetauscht und gegeben haben, und der gegenseitige Kredit steigen! Morgen wird uns doch noch das schönste Kleinod in die Erinnerung gegeben.

In den Frühstunden vor der heutigen Sitzung hatten sich die Meisten von uns noch einmal in die hiesigen Sammlungen zerstreut. In der Sitzung selbst wurde vom Geschäftsführer, Hofrath Döllinger, angefragt: ob die anwesenden Mitglieder, da so viele von ihnen noch etwas vortragen möchten, vielleicht noch für eine Sitzung am nächsten Montag stimmten. Da aber die meisten Fremden bis zum Montag die Stadt verlassen wollen, ward beschlossen, mit der heutigen Sitzung die dießmalige Versammlung zu beenden. Die verlesenen, so wie die nicht zum öffentlichen Vortrag kommenden Abhandlungen, sollen in der Isis mitgetheilt werden. Ein Werk von Greiner, betitelt der Arzt im Menschen, oder die Heilkraft in der Natur, der Gesellschaft zugeeignet, wurde zur Ansicht herumgereicht, eben so ein vielversprechender Probebogen von Krieslebens Oryktographie von Sachsen. Herr Professor Cretschmar aus Frankfurt theilte Ideen zu einem ornithologischen Verein mit, dessen Zweck es sey, die tauglichsten Kennzeichen zur Bestimmung der Familien, Gattungen und Arten der Vögel aufzustellen und anzuordnen. Derselbe verlas eine Abhandlung des Hrn. Oberlieutenant von Heyden in Frankfurt am Main, über die, einem Kreislauf gleichende Bewegung in den Fangarmen der Plumatella cristata (des Federkammpolypen) wobey Professor Gruithuisen aus München und Professor Schulz aus Berlin noch einiges hinzufügten. Hr. Professor Glocker aus Breslau sprach über den Ursprung des Kelaits (des ächten mineralischen Türkis). Darauf Dr. Zeppert über die Einwirkung der Quecksilberdünste auf die Pflanzen und ihre einzelnen Theile; Professor Schneider aus Breslau über die Fortsetzung der Nervenhaut im Auge bis zur Hinterseite der Krystalllinse. Dr. Schnurrer gab einige geniale Züge über die geographische Austheilung der Krankheiten über den Erdboden; Geheimerhofrath Harles aus Bonn sprach über die in unserem Jahrzehend wieder-vorherrschender gewordene gastrisch nervöse Konstitution der Fieber; Professor Schübler aus Tübingen zeigte zusammengehäufte Krystalle von kohlensaurem Kalk unter dem Microscop vor, die sich in den Säften einer Wasserpflanze finden, und deutete zugleich auf die diesem ähnliche Ausscheidung des kohlensauren Kalkes aus den Korallenthieren hin. Hofrath Martius aus München entwickelte sehr klar die spiralförmig fortschreitende Ordnung, in welcher an den Pflanzen die einzelnen Theile hervortreten. Hofrath Röschlaub sprach über den Einfluß der Naturgeschichte auf die Heilkunde; Hofrath Vogel über die Flamme des Weingeistes; Dr. Heusler über die Entstehung des Nervensystems; Professor Zenneck aus Hohenheim bey Stuttgardt über Sternschnuppen. Dann noch Danksagungsreden.

Während der Sitzung war eine feyerliche Einladung an alle noch anwesenden Fremden, so wie an die einheimischen Mitglieder zu königlichen Tafel für den morgenden Tag erfolgt. So schloß die Versammlung schön und freudig.

Den 23sten ist denn der Beschluß unsers dießmaligen Zusammenkommens noch mit einem Festtag gemacht worden, hoch und unvergeßlich für Alle, die ihn mit uns gefeyert haben. Wir folgten der königlichen Einladung, speisten, hundert und siebenzehn anwesende Aerzte und Naturforscher, in der Residenz, mit uns Sr. Excellenz Hr. Minister Graf von Armansperg, der Hofmarschall Baron von Gumpenberg und Hr. Ministerialrath von Schenk. Als aber nach aufgehobener Tafel Se. Majestät der König hereintrat unter die Menge, und fast mit jedem der Anwesenden ein huldvolles Wort sprach, da wurde es etlichen unter uns weich ums Herz, und die Thränen der Liebe und Freude traten in die Augen. Es gibt unter dem Himmel, in unserer sichtbaren Natur, wohl manches Ding, das schön und gewaltig ist, und das Menschenherz erhebt und erfreut. Aber einen schöneren, herzerhebenderen Anblick giebt es doch nicht unter der Sonne als den des geistigen, aus allen Mienen und Worten sprechenden Adels eines Königes, dessen Herz voll wahrhaften Wohlwollens und voll Milde, dessen Geist dabey hell und klar und hochgebildet ist. Ja — Gott segne diesen König!

Auflösung des Logogryphs in Nro. 228:

Treue. Reue.

Räthsel,

zum Theil nach Logau.

Wer ist der Gast? Er dringt durch freches Plagen.
Sein frommer Wirth soll aus dem Haus ihn jagen.
Und thut ers nicht, fährt jener fort zu keifen,
Bis beyde muß ein Untergang ergreifen.

.v.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Oktober 1827.

Wer da kennt des Himmels Kreise,
Wer da mißt den Zug der Sterne,
Gönne mir, nach meiner Weise
Aufzuschau'n zur lichten Ferne.

C. Grüneisen.

Tag und Nacht.

Einst eilt' ich dürstend nach den Höhen,
Zu trinken aus der Sonne Licht;
Doch sie entweicht, sie kann nicht stehen,
Sie sinkt, erblaßt, ihr Auge bricht.
Stumm senkt der Adler sein Gefieder,
Und alle Fische tauchen nieder.

Die strenge Nacht mit ihren feuchten,
Beschwerten Schwingen zieht empor.
Doch sieh! mit silberhellen Leuchten
Kommt eine Pilgerschaar hervor,
Auf einem feur'gen Stab gestützet,
Der weit durch alle Lande blitzet.

Es fliegt das heil'ge Kreuz als Fahne,
Von Weihrauch dampft der Schaale Rand,
Der Steurer strebt auf leichtem Kahne,
Doch weiß man nicht, nach welchem Land,
Und zielend nach der Feinde Schaaren
Wahrt sie der Riese vor Gefahren.

Wenn sie nun lange umgezogen,
Nach Westen kehrend ihren Lauf,
Schwingt sich in Osten aus den Wogen
Der Sonne goldnes Bild herauf,
Es hebt die Blume sich nach oben,
Es lacht die Flut, von Glanz umwoben.

Und die erbleichten Schatten wenden
Und stürzen zitternd sich ins Meer,
Und seine Fackeln aus den Händen
Wirft das entzückte Pilgerheer:
Kein Blick kann sie am Himmel finden,
Bis sie die Fackeln wieder zünden.

L. Bauer.

Die römischen Bettler.

(Beschluß.)

Außer den Gassenbettlern gibt es noch die Hausbettler, deren Anzahl aber bey weitem geringer ist. Ich weiß nicht, wie ich den Grund davon angeben soll, ohne der betheiligten Parthey (ich meyne hiermit die Geber) zu nahe zu treten. Schon oben haben wir gesehen, daß die Römer aus religiösem Pflichtgefühle mildthätiger sind als viele andere Nationen, ja als es oft ihre eigenen Umstände erlauben. Man denke sich einen armen Teufel, der täglich fünfzehn oder zwanzig Bajocchi verdient, und davon nicht allein eine zahlreiche Familie ernähren, sondern auch, will er sonst nicht von seinen etwaigen Bekannten, welche ihm auf der Straße begegnen, des Mangels an Christenliebe (carità) beschuldigt werden, noch obenein den fünften oder sechsten Theil an Leute, welche reicher sind, besser leben und weniger arbeiten als er, abgeben muß. Wer wird es ihm verargen, daß er sich dieser drückenden Pflicht zu entledigen sucht, so oft er es thun kann ohne sich bloßzustellen? So kömmt es, daß er dem Bettler auf der Straße ein Almosen gibt, denjenigen aber, der bis in seine vier

Wände dringt, mit der bekannten Phrase: „Non c'è niente" (Hier ist nichts) abweist. Eigentliche Hausbettler gibt es daher nicht, sondern nur Kaffee- und Speisehausbettler. Die Kaffee- und Speisehäuser sind öffentliche Orte, wo Niemand allein ist, sondern sich immer zahlreiche Gesellschaft findet, man also von andern gesehen und beurtheilt werden kann. Diese Distinktion wissen die Bettler wohl zu machen und solche öffentlichen Häuser recht gut von den Privathäusern zu unterscheiden. Ihnen den Eingang zu verweigern, wagt kein Kaffee- oder Speisewirth, aus derselben Furcht, welche ich oben angeführt habe. Indessen ist demungeachtet die Mildthätigkeit hier geringer als auf offener Gasse; denn der Angesprochene gibt nur dann, wenn eine oder die andere Person zugegen ist, welche anzusprechen er wohl selbst einmal in den Fall kommen kann und in deren Augen für mildthätig zu gelten ihm wünschenswerth seyn muß, z. B. einer, der ihn protegiren oder empfehlen kann, besonders aber der Pfarrer (Curato) der Gemeinde, auf dessen gute Meynung aus tausend Gründen sehr viel gehalten wird. In allen übrigen Fällen erhält der Bettler „Non c'è niente" zur Antwort. Hat er daran noch nicht genug, so heißt es: „Dio vi provveda" (Gott helfe Euch)! und genügt ihm auch das nicht: „Ma che seccatura è questa!" Dann geht der Bettler, denn unter allen höflichen Redensarten der Römer ist seccatura die gröbste; sie gleicht dem französischen Vous m'ennuyez und würde gleich dieser mit dem Degen beantwortet werden, wenn man in Rom (versteht sich bey wichtigern Veranlassungen und unter andern Umständen) nicht das Messer vorzöge. Zuweilen gibt es Personen, welche, auf dem Kaffeehause oder beym Trattore angesprochen, sich schämen nein zu sagen und sich zu dem Ende des Vorwandes, sie hätten kein kleines Geld, bedienen. Dann ist dem Bettler geholfen, denn da er stets im Stande ist herauszugeben, selbst wenn es auf einen Scudo wäre, so muß der Angesprochene, wohl oder übel, mit einem oder ein Paar Bajocchi herausrücken. Das Wechseln bey den Bettlern, um ihnen ein Almosen zu geben, ist überhaupt in Rom eine so gewöhnliche Sache, daß man sehr häufig Leute sieht, welche sich auf einen Bajocho einen halben herausgeben lassen.

Dieß die unmittelbaren, direkten Bettler. Die Anzahl der indirekten, d. h. solcher Leute (Männer und Weiber), welche um Pensionen, Unterstützung und Aemter betteln, heißt Legion und erstreckt sich von den höchsten bis zu den niedrigsten Klassen. Wie weit diese Betteley geht, möge die Aeußerung einer hochehrwürdigen, erhabenen Person aussagen; es verursache ihr, hat sie sich vernehmen lassen, den tiefsten Schmerz, zu sehen, daß Niemand sich ihr nahe, ohne etwas zu fordern. Folgende notorisch bekannten Züge mögen einen Beweis von dieser Betteley geben. Eine Dame von hohem Stande, welcher von dem Ruine ihrer Familie einer der größten Palläste Roms und tausend Scudi jährlicher Renten übrig geblieben sind, bettelt um eine Pension und erhält monatlich hundert und zwanzig Scudi; ein Theaterdichter, nicht reich, aber wohlhabend, dem bey einer Krankheit einige Scudi darauf gegangen sind, bettelt, statt diesen nicht drückenden Verlust mit Gleichmuth zu ertragen, um dreyßig Scudi und erhält sie, und Weiber von guter, obgleich verarmter Familie, welche sich durch Handarbeit wenigstens einen Theil ihres Unterhalts verdienen könnten, betteln um eine Pension, erhalten sie und leben dann vollkommen müssig. Wer kann sich durch solche Odiosa erbaut fühlen? Ueberhaupt wird mir jezt eben bewußt, daß ich, wider meinen Willen von der Gewalt der Materie fortgerissen, ganz gegen die ursprüngliche Form dieser Mittheilung, leztere mit eben so mürrischem Ernste schließe, als ich sie mit Scherz und Ironie angefangen habe.

G. L. P. Sievers.

Die Araber in Mesopotamien.

(Fortsetzung.)

Die zwey Männer, welche das Geschäft des Einsammelns hatten, und vielleicht durch einen bestimmten Antheil an der Schatzung interessirt waren, betrugen sich mit der größten Unverschämtheit und Grausamkeit. Sie durchwühlten das Gepäck aller derjenigen, von denen sie glaubten, daß sie vielleicht irgend etwas des Nehmens werthes besäßen, und suchten sich darunter aus, was ihnen irgend gefiel. Ich zitterte, als sie an das meinige kamen, denn obgleich es nur aus ein Paar kleinen Khurdji oder Satteltaschen und einem Mantelsack bestand, so enthielten diese doch alles, was nicht allein für meine Reise, sondern auch zur Erreichung meiner Plane im Osten nöthig war. In denselben befand sich das Geld, welches mir Mr. Barker zu meiner Reise gegeben hatte, eine goldene Uhr, alle meine Briefe und Papiere für Indien, aus denen sie geschlossen haben würden, daß ich ein noch größerer Mann sey, als wofür sie mich bereits hielten, und was sie sicher bewogen hätte, ihre Forderungen noch höher zu steigern; ein Thermometer, ein Kompaß und andere Instrumente, alle auf Anrathen des Hadji in diesem kleinen Raum zusammengepackt, um der Beobachtung zu entgehen, aus Furcht, daß man mich, wenn man dieselben sähe, für einen Zauberer halten möchte; und diese Meynung würde sich ihnen bestätigt haben, wenn sie unter den übrigen Gegenständen noch einige Medizinen und mineralogische Stücke gefunden hätten, deren Gebrauch allen unbekannt gewesen wäre. Ich that alles, was in meiner Macht stand, um die Oeffnung des Mantelsacks zu verhindern; doch so oft ich es versuchte, wurde ich immer durch Schläge und Beleidigun-

gen zurückgetrieben, und endlich mußte ich sehen, daß sie die Riemen lösten. Nun bat ich den Hadji es zu verhindern und zu sagen, es habe mir viele Mühe gemacht, die Sachen in den kleinen Raum zusammen zu packen, daher sie dieselben nicht durchsuchen möchten. Der Beweggrund wurde errathen und man nahm Gelegenheit zu sagen, es solle Alles ungestört bleiben, wenn ich die verlangten tausend Piaster bezahle. Ich hatte vorher erklärt, daß ich kein Geld bey mir habe, außer den wenigen Piastern in meinem Beutel, die ich ihnen zeigte, daß ich arm sey und durch die Unterstützungen der Gläubigen und das Geld, was ich am Ende der Reise durch den Verkauf meiner Pferde erhalten werde, durchzukommen hoffe. All mein Geld, außer dem, was ich zur Bestreitung der augenblicklichen Bedürfnisse nöthig hatte, war wirklich in den Khurdji, der größte Theil desselben in einem Wechsel an einen Kaufmann in Bagdad, und das übrige in Goldmünzen, die ich sorgfältig eingepackt hatte. Ich konnte also die verlangte Summe nicht bezahlen, ohne mein Gepäck zu öffnen. Man erlaubte mir, mich einen Augenblick mit dem Hadji zu berathen, dem ich meinen Wunsch aussprach, lieber die gemachte Bedingung zu erfüllen, so hart sie auch sey, als mein Gepäck öffnen zu lassen, was leicht zu noch übleren Folgen führen könnte, wenn sie durch das darin gefundene Geld entdeckten, daß ich sie betrogen habe. Hierauf willigte er, nach fruchtlosen Versuchen die verlangte Summe auf eine geringere herabzusetzen, endlich ein, sie zu bezahlen, unter der Bedingung, daß mein Gepäck in Ruhe gelassen werde, wobey natürlich verstanden war, daß ich ihm diese Summe entweder auf dem Wege oder bey unserer Ankunft in Mardin zurückzahle. Die armen Pilger wurden noch weit schlechter behandelt als ich; denn man nahm ihnen nicht nur ihre Sachen, um das am verlangten Tribut mangelnde zu ergänzen, sondern viele von ihnen wurden noch obendrein hart geschlagen. Das Geschäft, Tribut zu fordern und zu bezahlen, nahm beyde Theile ziemlich lebhaft in Anspruch bis nach der Stunde des Nachmittagsgebets. Der Anführer dieses Räuberhaufens hatte indessen schon während der Zeit des Plünderns sich gewaschen und gebetet; denn das Gebet ist bey den meisten Mahomedanern mehr ein Beweis von Männlichkeit und Ansehen, als eine religiöse Pflicht. Was wir in Europa durch Andacht bezeichnen, eine Ergießung der Seele vor einem sowohl geliebten als gefürchteten unsichtbaren Wesen, und ein Gefühl des Dankes für seine Segnungen, ist gewiß etwas sehr Seltenes unter ihnen, obgleich es kein Volk gibt, das den Namen Gottes und Danksagungen an denselben öfter im Munde führt, als sie. Sobald dieß alles beendigt war, wurden wir eher befehligt als eingeladen, hinauf ins Lager zum Essen zu gehen. Da ich gern zurückgeblieben wäre, schützte ich Unwohlseyn vor, sie nahmen aber darauf keine Rücksicht und nöthigten mich mitzugehen. Ich hatte gesehen, daß einem unserer Leute ein Hantschar, und einem andern ein Paar Pistolen abgenommen worden waren; obgleich man mir meine Flinte noch gelassen hatte, da diese Waffe unter ihnen nicht sehr im Gebrauch ist, so war ich doch um das Schicksal meines Säbels besorgt, welcher eine ausgezeichnete alte Damascenerklinge und in Egypten über tausend Piaster werth war. Er war zu groß, als daß ich ihn hätte in unser Gepäck verbergen können; ich hatte daher versucht ihn zwischen meine Schultern unter meinen Abba oder Mantel zu verbergen; doch konnte ich nicht leicht auf- oder absteigen, oder überhaupt meine Stellung verändern, ohne daß ich Gefahr lief, ihn sehen zu lassen. Ich ging daher zu Fuß hinauf zum Lager, während die andern ritten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. August.

(Fortsetzung.)

Was dem Stücke in ästhetischer Hinsicht mangelt, ersetzt es in moralischer, und da nun so eben im Namen der Stadt Paris die Pacht der hiesigen Spielhäuser einem Unternehmer zu sieben Millionen zugeschlagen worden ist, dieser Unternehmer also hunderte und tausende von Spielern zu Grunde richten muß um seinen Pachtzins bezahlen und sich daneben bereichern zu können, so trifft dieses grausende Spielersgemälde als ein gutes Warnungszeichen zu rechter Zeit ein, und vielleicht verdankt es künftig mancher dem Melodram des Victor Ducange, daß er nicht bey einer der privilegirten Spielbanken zum Bettler oder gar zum Verbrecher geworden ist. Solch ein Erfolg wäre wahrlich schmeichelhafter für den Dichter als das Lob der Kunstkenner und der Beyfall der klassischen Aesthetiker. Eine Parodie dieses Stückes hat das Variétéstheater unter dem Titel: der kleine Beverley, aufgeführt, aber ohne Aufsehen zu erregen. Seitdem hat man andere Stücke moralischen Inhalts fürs Volk zugerichtet, so z. B. der fleißige und der faule Lehrbursche, wozu die Hogardschen Kupferstiche den Stoff geliefert zu haben scheinen; ferner der verdorbene Bauer, oder Geschichte eines jungen Landmannes, welcher durch eine Erbschaft in die Hauptstadt abgerufen wird, sein Liebchen vergißt, oder es bey seinem Reichthum verschmäht, durch schlechte Aufführung unglücklich wird, und das verschmähte Liebchen zur Retterin bekömmt. Dieses Stück des Hrn. Théaulon, der sich schon lange über die dramatischen Einheiten weggesezt hat, wird am Théâtre de Madame oft gegeben. Ein ähnliches Stück haben drey andere Dichter Arago, Desvergers und Victor fürs Théâtre des Nouveautés geschrieben, es heißt: „Abreise, Aufenthalt und Rückkehr, in drey Sprechen." Hier ist die Hauptperson des Stückes ein nach seinem Dorfe zurückkehrender, aus dem Dienste tretender Soldat oder Sergeant. Dieser findet zu Hause ein Erbtheil von zehntausend Franken. Ein falscher Freund

überredet ihn, sein Liebchen sey ihm untreu geworden; der junge Sergeant springt ohne weiteres in eine eben durchs Dorf fahrende Landkutsche, und fort zur Stadt! Hier werden die zehntausend Franken in den Handel gesteckt, tragen reiche Zinsen; Adrian, so heißt der Mann, wird ein angesehener Bankier, gibt Bälle und glänzende Soirées. Das Dorfmädchen hat sich unterdessen auch zur Stadt begeben, und ernährt sich von ihrer Hände Arbeit. Der Bankier wird durch Unglücksfälle zu Grunde gerichtet; Therese aber gibt einem braven und begüterten Manne ihre Hand, und wird einige Zeit hernach Wittwe. Sie kehrt nun begütert in ihr Dorf zurück. Adrian, der zu Grunde gerichtete Bankier, kömmt auch wieder in seine Heimath, und natürlich kann die gutmüthige Therese nicht umhin, den verarmten Liebhaber zum zweyten Gatten zu nehmen. Ist dieses Stück keine Nachahmung des eben erwähnten Paysan perverti, so ist es doch eine schwache Wiederholung desselben, und daher hat es auch wenigen Beyfall erhalten. Natürlich können diejenigen Tagesblätter, welche sich zu Vertheidigern des Klassizismus aufgeworfen haben, nicht mit ruhigem Gemüthe ansehen, wie die alte Theorie der französischen Dramatik über den Haufen geworfen wird. Das Journal des Débats bemerkt ironisch, das Genie habe jezt keine Fesseln mehr, da die Regeln mit Füßen getreten würden, und könne sich nun frey aufschwingen; man werde also neue dramatische Stücke bekommen, im Geschmacke derjenigen, welche vor einigen Jahrhunderten die Engländer und die Spanier entzückten. Dem ungeachtet findet das Publikum Geschmack an solchen Stücken, wenn sie wirklich mit Kunst und Geschick angelegt sind, und so werden sich die klassischen Kunstrichter in den Tagesblättern wohl in das Einreißen einer freyeren Dramaturgie ergeben müssen. Die Hauptsache ist und bleibt doch immer, daß das Stück ergötze oder anziehe; auf den größern Bühnen von Paris, die eine ausgewähltere Versammlung von Zuschauern haben, und von einem strengern Publikum beurtheilt werden, muß nothwendig auch mehr Kunst in der Anlegung und Zurichtung der Theaterstücke im neuen Geschmacke erfordert werden; hier wird also das alte Gesezbuch der dramatischen Kunst nicht so leicht in Vergessenheit gerathen, und die Liebhaber der aristotelischen Einheiten werden sich hier wahrscheinlich noch lange an der praktischen Ausübung der alten Regeln der Dramatik laben können. Eine besondere Erscheinung, die auch zum dramatischen Fache gehört, ist die Gattung der Darstellungen im Cirque olympique, der eigentlich nur zu den Reitkünsten der Franconischen Truppe bestimmt ist, aber auch Melodramen und sogenannte dramatische Gemälde darstellt. Da die Franconi eine Menge Pferde haben, so sind sie schon seit lange auf den Einfall gekommen, Kavallerie auf die Bühne zu bringen, und seit dem Frieden haben sie es sich besonders angelegen seyn lassen, kriegerische Scenen darzustellen. Schon seit länger als zehn Jahren geben sie lauter Kriegsstücke, worin die Vorfälle der Lager, der Garnisonen, der Feldzüge auf eine wirklich getreue und täuschende Art dargestellt werden. So manche Franzosen haben den Krieg mitgemacht, daß es natürlich Leute genug geben muß, welche im Cirque olympique ihre kriegerischen Erinnerungen mit Vergnügen wieder auffrischen, und an dem Schießen, Hauen, Stechen, Reiten und Manövriren eine unbeschreibliche Freude finden. Die Verfasser solcher Kriegsstücke sorgen auch dafür, daß beynahe in jedem Auftritte von Nationalruhm, von den Heldenthaten der französischen Heere, von der Tapferkeit und dem Edelmuth ihrer Soldaten die Rede sey. Dieß kizelt die Nationaleitelkeit, und schmeichelt besonders allen denjenigen, welche eine Montur getragen haben. So ereignet es sich denn, daß die Kriegsstücke des Franconischen Cirque olympique beynahe ein Bedürfniß und eine Geistesnahrung für einen bedeutenden Theil des Publikums geworden sind, weßhalb dieses Theater auch häufig besucht wird und bessere Geschäfte macht als manches Theater, das sich bestrebt in ästhetischer Hinsicht das Publikum zu befriedigen. Freylich muß man gestehen, daß die Franconi die Darstellung ihrer Gemälde zu einem hohen Grade von Vollendung gebracht haben, und es auch für Jemand, der nie den Krieg und die Kriegsscenen in der Nähe zu sehen das Glück oder das Unglück hatte, etwas Angenehmes habe, dergleichen Auftritte im Kleinen so gut nachgeahmt und so täuschend dargestellt zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin.

(Beschluß.)

Dem. Schechner, königliche Hof- und Kammersängerin, hat nun ihre Gastspiele geschlossen, und läßt uns die schönsten Erinnerungen zurück. Der große Ruf ging ihr voran, daß sie die Milder und Sonntag in sich vereinige; dieß wäre zu viel gewesen; wir fanden, daß sie weder die Macht des getragenen Gesanges und die anschwellenden Töne der Milder, noch die Beweglichkeit und Zartheit der Sonntag hat, allein ihre Erscheinung ist dennoch eigenthümlich und großartig, und würde es noch mehr seyn, wenn sie mit mehr Verstand sänge, d. h. wenn sie Bewußtseyn über sich selbst und über ihre Rollen gewänne. Wir wissen recht gut, daß es nichts Verunglückteres geben kann, als wenn man Studium und Absicht merken läßt, allein wir wissen eben so gut, daß Naivetät und Natürlichkeit ihre Gränzen haben. Wenn die leztere sehr wohl in der Schweizerfamilie auslangt, so gehört doch zur Iphigenie von Gluck, zur Vestalin von Spontini, ein Bewußtseyn über das, was diese Rollen bedeuten, und dieß ist es, was vor allen die treffliche Sängerin sich noch zu erwerben hat. Ihre gelungensten Darstellungen waren: Fidelio, Emeline in der Schweizerfamilie und Donna Elvire im Don Juan; hier wußte sie Gesang und Spiel in den trefflichsten Einklang zu bringen. Das Haus war immer gefüllt, wenn sie sang; sie erhielt für jeden Abend vierzig Friedrichsdor und zulezt eine Benefizvorstellung im großen Opernhause. Wir dürfen hoffen, daß auch der Sängerin Berlin in gutem Andenken bleiben wird, und daß wir sie gewiß bald wieder bey uns sehen werden.

Goethes Geburtstag ist hier von seinen zahlreichen Verehrern, wie immer so auch dießmal, festlich begangen worden, und es hat nicht an Gedichten gefehlt, die dem Meister zu Ehren gesungen wurden. Die willkommenste Festgabe aber, die von hier aus dem Dichter gesendet wurde, war das Porträt des Professors Zelter, welches Hr. Professor Begas gemalt, und an Goethe als Geschenk geschickt hat. Die Briefe, welche Goethe in freundlicher Anerkennung des ausgezeichneten Talentes des jungen Künstlers über das Bild an Zelter und Begas geschrieben hat, sind von dem Berliner Konversationsblatte mitgetheilt worden. Im nämlichen Blatt gibt Hr. Professor Förster über ein von ihm aufgefundenes Wallensteinisches Archiv Nachricht, worin sich vierhundert, mehrentheils eigenhändige, vertrauliche Briefe und Befehle Wallensteins befinden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 79.

Nro. 236.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. Oktober 1827.

> Einst wird die Geschichte der überirdischen Denkmale in dieselbe Kombination treten, in welche seit einigen Jahrzehnden die Geschichte der unterirdischen Vorwelt bereits sehr rüstig getreten ist. Je langsamer wir dabey mit Hypothesen für's Ganze zu Werke gehen, desto fester wird das Gebäude gerathen.
>
> Herder.

Die Hoffnungen der Hieroglyphik, *)

von Prof. Pfaff.

Die vortreffliche Stelle in Fr. v. Schlegels Vorlesungen, in der so schöne Hoffnungen für die künftige Entzifferung der Hieroglyphen ausgesprochen sind — welcher Freund der Urgeschichte möchte diese nicht wünschen? — hat mich zu Erinnerungen an meine hieroglyphischen Beschäftigungen zurückgeführt, und endlich auch zu diesen selbst. Und so that ich auch in Gedanken die Frage an mich: welches ist nach der neuen alphabetischen Richtung der gegenwärtige Stand der Hieroglyphik? Zur Theilnahme an der Beantwortung dieser Frage lade ich den geneigten Leser freundlichst ein.

Von England ging ursprünglich und dem Grundgedanken nach die erste Anregung, der erste Keim dieser alphabetischen Entzifferung der Hieroglyphen aus. Dr. Young sprach es zuerst aus, daß auf der so köstlichen Inschrift von Rosette (von deren hieroglyphischem Texte das Morgenblatt einen Abdruck gegeben hat) die Namen des Königs Ptolomäus mit Buchstaben geschrieben seyn könnten, und er gab auch einige dieser Buchstaben an; diese Namen waren aber, um sie vom übrigen Texte ganz und vollkommen auszuscheiden, noch in einer besondern Einfassung, wie die Einfassung eines Siegelrings, eines Wappens, einer Devise, eingeschlossen. Den Werth der übrigen Hieroglyphen suchte er nach der alten Ansicht von ihrer symbolischen Bedeutung zu bestimmen; diese alte Ansicht ward immer noch als möglich betrachtet. Den entscheidenden Werth, den jene Einfassungen haben mußten, hatte Zoega vorzüglich herausgehoben, auch die Andeutung, daß sie Namen enthalten, gegeben; er hatte, was ihm in Italien von solchen vorkam, sorgfältig beschrieben; ihm waren die Franzosen nachgefolgt, und hatten in ihren Streifzügen durch die egyptische Ober- und Unterwelt eine Menge solcher Namen, hypothetisch zu reden, gesammelt; also daß, wenn man die ungeheure Menge von Denkmälern und die, man möchte sagen, unendliche Menge von Schriften bedenkt, die nur auf Einer Säule eines Tempels in Hieroglyphen stehen; die Menge der Namen wohl fast unglaublich groß seyn wird.

Der Engländer hatte nur eine einzige Quelle, eine authentische, nämlich die hieroglyphische Inschrift von Rosette und die Uebersetzung ins Griechische. Darauf fand sich der Name Ptolomäus. Nach Frankreich kam aber noch eine zweyte, mit einer Uebersetzung versehene Inschrift, welche denselben Namen Ptolomäus und noch einen zweyten, den der Kleopatra, enthielt. Champollion baute hierauf sein System, indem er diese zwey Namen vergleichend und erweiternd alphabetisch übersezte.

Es ist eine bewundernswürdige Gunst des Schicksals, daß sie uns zwey Namen erhalten hat, die drey Vokale und sieben Konsonanten enthalten, und was das Merkwürdigste ist, um mich nach der Weise der indischen Grammatiker aus-

*) Vergl. mit diesem Aufsatz die Abhandlung über Hieroglyphen, Nr. 194 u. ff. d. J. d. Morgenblatts.

zudrücken, aus allen Klassen der Konsonanten: nämlich den Kehlbuchstaben K, das dunkle S der Zischreden, den Zahnbuchstaben T, die Lippenbuchstaben P und M, womit in der That alle Menschen das ABC-Lernen anfangen, mit Papa und Mama, endlich die so merkwürdigen R und L, deren Rolle so interessant ist. Es ist sehr begreiflich, daß der Franzose, durch dieses höchst frappante Zusammentreffen ermuthigt, auf diesem Felde sich weiteren Entdekkungen widmete; das Einfachste war Namen zu vergleichen, wie uns die zwey aus dem Alterthum authentisch in Uebersetzung überlieferten gelehrt haben, und so weiter zu schreiten. Finden sich dann Namen, die man mit dem schon fertigen Alphabet der zehn Buchstaben mehr oder weniger lesen kann, sind diese Namen zugleich historisch bekannte Namen, so wird ihre vervollständigte Lesung wieder neue Buchstaben geben, besonders wenn diese Namen an Stellen sich finden, womit sie übereinstimmen können; z. B. Berenice, Aesino, die als egyptische Namen aus dem Zeitalter der Ptolomäer bekannt sind. In der That gab der Buchstabe L, der durch das Bild eines Löwen dargestellt ist, wieder eine glückliche Andeutung zum Suchen. Neben den Namen fanden sich auch noch in derselben Einfassung eingeschlossene Beynamen, z. B. der Glückliche, der vom Phta geliebte u. a. schon aus den Alten bekannte; die Lesung des leztern gab Herrn Champollion eben in der Inschrift von Rosette wieder einen neuen Anhaltpunkt. Die Vergleichung hieroglyphischer und in noch unenträthselter alphabetischer Schrift verfaßter Denkmäler führte zu Neuem.

Um mich kurz zu fassen, wir erhielten von Herrn Champollion über vierhundert hieroglyphische enträthselte Wesen, grammatische Formen, Götternamen, Namen egyptischer und römischer Könige, Namen der Privatmänner, dann die Deutung einer Menge ächter symbolischer Begriffe und auch wohl Bilder; Verbindungen von ächten und alphabetischen Hieroglyphen. Die Menge der einzelnen Zeichen, welche entziffert waren und dem Alphabet zugesprochen wurden, betrug über Hundert. Diese reißenden Fortschritte sezten in Erstaunen, und man kann sagen, dem französischen Gelehrten war in Rom selbst durch die theilnehmende Aufnahme der höher Gebildeten ein Triumph bereitet.

So allgemein war aber das Einverständniß nicht. Dr. Young satyrisirte über die Mischung von Buchstabenschrift und symbolischer (d. h. ächt hieroglyphischer) Schrift, er verglich es mit dem Spiele der Kinder, wo man Buchstaben und Bilder untereinander wirft, und scherzte darüber, daß man in Paris bereits Liebesbriefe in dem hieroglyphischen Alphabet schreibe. Das Studium der Hieroglyphik war erst entstanden, die Quellen wenig zugänglich; ein eigentliches Urtheil konnte Niemand anders fällen als nach den von den französischen Gelehrten vorgelegten Akten. Viele der größten Gelehrten erklärten sich doch für Champollion, andere priesen es als die größte Entdeckung unseres Jahrhunderts.

Allerdings waren die folgenden Schritte nicht mit der großen Umsicht geschehen, wie die ersten, nach der Behauptung einiger; es mochte wohl die Freude der Entdekkung die Ruhe des Entdeckers gestört haben. Ich zweifle, ob nicht Jeder, der Herrn Champollions Entwicklungen gefolgt ist, gewünscht hat, bey den raschen Sprüngen und Zauberworten: ach! hätten wir doch nur noch ein einziges authentisches Aktenstück; ach! wenn nur eine von den Mumien aus ihrem Sandgrab uns ein Manuscript mit gediegener Erklärung noch brächte; alle Schätze Italiens muß man durchwühlen, um diesen dritten Zeugen zu finden.

Die folgenden raschen Schritte nämlich führten einiges, dem ersten Blick Auffallendes herbey. Wie sonderbar erschien es, daß die heilige Tiare der egyptischen Herrscher als das Zeichen des gemeinen Artikels dienen sollte und diese Ehre mit einer ganz unscheinbaren Linie, welche, im Zickzack laufend, das Wasser vorstellen kann, theilen mußte. Wie auffallend, daß mitten unter den Buchstaben das heiligste Symbol der Götter, das die Eingeweihten verehren, das sogenannte heilige Tau (dessen Bedeutung noch Niemand ergründet hat) einzig seine symbolische erhabene Bedeutung behält, während ganz in seiner Nähe das nicht minder verehrte Symbol, der Pflug, der auch als Attribut der Götter erscheint, wieder die Rolle des gemeinen M auf sich genommen hat. Das konnte freylich Niemand wundern, daß einem alphabetischen Zeichen mehrere hieroglyphische entsprachen, aber eine tiefere Begründung dieses Phänomens als blos in der Willkühr, dem Hang nach Symmetrie und der Liebe zu bedeutsamen Bildern war wohl zu wünschen. Ueberraschend muß es Jedem werden, wenn er hört, daß die Egypter Namen sogar wirklich in dramatischen Formen und Gemälden gleichsam dargestellt haben. Doch wird darüber unter Allen eine übereinstimmende Ansicht herrschen, das Bedauern nämlich, daß, obgleich im Besitz des Alphabets, doch nichts anders als Namen gelesen worden sind, es gründe sich dieses nun auf die Unkenntniß der alten Sprache der Egypter, oder weil die sechshundert andere Hieroglyphen noch nicht in Buchstaben aufgelöst sind; die zurückschreckende Aussicht auf die künftige Erfolgs-Ungewißheit, wenn blos Namen unsere Führer seyn sollen; endlich der beständige Zweifel, ob es denn so entschieden erwiesen sey, daß in den Rahmen oder Einfassungen eingeschlossen wirklich nur Namen sich befinden; es könnten ja doch auch statt Ehrentitel oder Zunamen der Könige Denksprüche seyn oder irgend andere Wesen, die wirklich in ächter Hieroglyphik verfaßt wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Araber in Mesopotamien.

(Beschluß.)

Als wir im Lager ankamen, fanden wir gegen hundert und achtzig Zelte, alle von schwarzem Haartuch und von einer Form, die weder ganz arabisch noch turkomanisch war, sondern die Eigenthümlichkeit beyder vereinte. Sie waren meistentheils an mehreren kleinen Pfählen aufgespannt; einige bestanden nur aus einer Abtheilung, andere aus zweyen; die Wände bestanden immer aus Rohrmatten. Das Zelt des Anführers war sehr groß und wurde von wenigstens vierzig Pfählen unterstützt. Es war von länglichrunder Form und in zwey Abtheilungen geschieden, die eine für die Weiber bestimmt und von außen geschlossen, die andere auf zwey Seiten offen und im Innern nach dem Harem zu geschlossen. Wir fanden in diesem Zelt zwey Männer von noch höherm Rang als der Häuptling, der uns besucht hatte. Sie saßen auf schönen Divans, auf reiche Polster gelehnt. Einer von ihnen, ein dicker Mann mit langem weißen Barte, war in Seide gekleidet und hatte eine hohe Mütze auf. Wir knieten demüthig auf der Erde um ihn her und wurden angebellt von großen Hunden, angegafft von schmutzigen und schlecht gekleideten Kindern, und durch die Oeffnungen der innern Wand des Zeltes von den Weibern betrachtet, so daß das Ganze eine Mischung der rohen arabischen Sitten mit dem Luxus der Türken in einem Grade darstellte, wie ich es vorher noch nicht gesehen hatte. Nachdem die erste Tasse Kaffee getrunken war, wurde unmittelbar das Abendessen gebracht. Es bestand in einem Schafe, zwey Lämmern und zwey jungen Böcken, wovon ersteres ganz aufgetragen wurde, die vier leztere aber in verschiedenen großen Schüsseln in Stücke zerlegt und mit Waizen in der Hülse gekocht. Wir bekamen warmes Brod und saure Milch, zu welcher lezteren Löffel gebraucht wurden, während man den gekochten Waizen mit den Händen aß. Das ganze Mahl wurde mit der Gierde von Bestien verzehrt, die ihren Raub verschlingen und ihn durch Verzögerung zu verlieren fürchten. Da Jeder, nachdem er seinen Mund gewaschen hatte, das Wasser auf die Erde spuckte, so war bald der ganze Boden des Zeltes überschwemmt. Ueberhaupt herrschte eine solche Rohheit bey diesem Ueberfluß, ja diesem Luxus, daß Hände und Gesichter an den Aermeln der Hemden und dem Saum der Mäntel oder anderer Gegenstände abgewischt wurden, die zum Trocknen in der Luft hingen. Zulezt wurde abermals Kaffee aufgetragen. Da die Sonne sich neigte, so bereiteten wir uns zur Rückkehr. Wir wurden indessen durch einen Tumult aufgehalten, der einen unglücklichen Ausgang hätte nehmen können und auch auf beyden Seiten mit vielen Wunden endigte. Während wir nämlich, unserer Meynung nach, sicher unter dem Zelte des Anführers saßen, sahen wir einen Trupp turkomanischer Reiter durch das Lager jagen und mehrere von den beladenen Kameelen unserer Karavane mit sich fort führen. Im Augenblick wurde das ganze Lager zu einem Kriegsschauplatz. Unsere legitimen Plünderer erhoben sich mit Zorn über die, welche sich solcher Eingriffe auf ihrem geheiligten Grund und Boden schuldig machten, und eilten zu den Pferden und Waffen. Alle Personen der Karavane, die hierauf ins Lager gekommen waren, eilten, einige zu Pferde, einige zu Fuß, sich mit ihnen zu verbinden. Es kam zu einem Gefecht. Die Reiter mit ihren Speeren und Säbeln, die Leute zu Fuß mit ihren Flinten, Pistolen und Dolchen — alles wurde handgemein. Manche wurden von den Reitern durch und durch gerannt und viele Andere erhielten gefährliche Wunden. Nachdem das Handgemenge etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, endete es, und der Sieg blieb, mit Wiedererlangung unseres geraubten Eigenthums und Verjagung der Räuber, auf unserer Seite.

Russische Volkslieder.

8. Prüfung und Reue.

Süßes Pfötchen,*) laß doch ab von mir,
Lieber Herr, hast mich genug geliebt!
Geh, verlaß mich wackrer Junggesell,
Trauter, nicht besuche du mich mehr!
Meinen Eltern ist's geworden kund,
Hat's die ganze Sippschaft schon gemerkt;
Drum auch senden sie die schöne Maid
Nun aus dem geräum'gen Hofe fort.

Ging von dannen mein herzlieber Freund
Und das Mägdlein strömt in Thränen hin,
Um den Jüngling trug sie großes Leid,
Trug groß Leid und weint' die schöne Maid;
Habe nun den trauten Freund erzürnt!

Will dem Trauten meine Schuld gestehn:
Du vergib, verzeih herzlieber Freund!
That es ja zu deinem Aerger nicht,
Wollte nur dich einzig prüfen, Freund!
Ob du so mich liebest, wie ich Dich.

*) Pfötchen, ein Liebkosungswort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 20. Sept.

Ich fasse heute in einer kurzen Uebersicht das Bemerkenswerthe zusammen, was in den beyden lezten Sommermonaten bisher das hiesige Publikum interessiren konnte, und setze einige Bemerkungen hinzu.

Hierher gehört der Fortgang der Struve'schen Trinkanstalt. Wenn diese in dem verflossenen Sommer auch

nicht, wie im ersten, besucht seyn konnte, so wurde sie doch auf eine Art benuzt, welche ihr Fortbestehen hoffen läßt. Die künstlichen Carlsbader und Marienbader, ferner die Eger- und Emserwasser flossen am reichlichsten; Pyrmonter war weniger gesucht. Die immer warme Witterung begünstigte den Gebrauch der Anstalt sehr, da das Lokal (im Stichelschen Garten) an sich etwas feucht liegt. Ungeachtet gegen drittehalbhundert Personen diese Anstalt benuzten, waren doch auch von hier aus die ausländischen Bäder, und vornehmlich die böhmischen, sehr besucht. So verdanken wir z. B. dem Franzensbrunnen das wieder befestigte Wohlseyn unseres Tzschirners.

Auch außer dem Zwecke der Badekur waren in diesem Sommer viele wohlhabende Familien auf Reisen; und da ein anderer Theil sich auf dem Lande in der Nähe der Stadt aufhält, der größte Theil aber sich kleine Gärtchen in größern Gärten gemiethet hat, in welchen man im Freyen abgesondert wie in seiner Stube lebt, so muß dem Fremden, der im Sommer Leipzig besucht, die sehr bevölkerte Stadt doch ziemlich todt vorkommen. Zu bedauern ist es übrigens, daß sich die mercantilische Spekulation der hiesigen Lustgärten bemächtigt hat, auch darum, weil diese zu dem gehörten, was Einheimischen und Fremden in einer, von Natur nicht reichlich ausgestatteten Gegend sehenswerth und anziehend war.

Was die Fremden, welche unsere Stadt besuchen, anlangt, so schien es in den lezten Monaten in der That, „als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre.“ und namentlich ist der Verkehr zwischen Leipzig und Dresden durch die in diesem Sommer zu den gewöhnlichen Eilwägen hinzugekommenen Nachteilposten sehr belebt gewesen. Unter den Fremden, welche wir hier sahen, zeichnen wir aus Matthisson, Varnhagen, den ersten aller Waldhornisten, Gugel, den Spanier Ledesma, königlich großbrittanischen Kapellmeister, den auch Deutschland als Liederkomponisten kennt, den verdienten Denker Hofrath Bouterwick aus Göttingen, den als Kenner des Alterthums wie der neuern Literatur ausgezeichneten Staatsrath Morgenstern aus Dorpat, den mit der romantischen Poesie vertrauten Professor Schmidt aus Berlin und viele andere.

Durch die Besuche von Fremden wurde auch, besonders im Sommer, die Bühne fast zur Hälfte unterstüzt. Zu dem, was ein zahlreicheres Publikum dahin zog, gehörten nächst dem wieder erneuerten Fidelio Beethovens, in welcher Oper sich Frau Streit im Spiel und Gesang gerechten Beyfall erwarb, Spitzeders Gastspiele, die Gastrollen der Frau Marschner, und einige ausgezeichnete Darstellungen klassischer oder neuer Stücke. Jener hat augenscheinlich sein ganz entschiedenes Talent zum Komiker unter Italienern ausgebildet. Einen zweyten Buffon, wie er, möchte es auf der deutschen Opernbühne jezt kaum geben. Die Gewandtheit seines Spiels, seine Laune, die Sicherheit, mit welcher er seine Lazzis vorträgt, und dazu die frische Baßstimme, die Gewandtheit seines Vortrags sind hervorstechende Eigenschaften, die sogleich jedes Publikum gewinnen und etwas sehr seltenes sind. Nur bey einem solchen Reichthum von Laune und damit verschmolzenen Gaben sie zu äußern, kann das stete Herausspringen aus der Maske, dieses Spielen mit dem Spiele gelingen, und den Zuschauer über den vermißten Zusammenhang der Farçe trösten. Spitzeders Knoll in der schönen Müllerin, und sein lustiger Schuster beweisen dieß. Don Pedro (in der Preciosa) darf der Umgebung wegen nicht so grotteßk sich hervordrängen. In seinem Osmin schlägt die grämliche, grimmige Natur ins Burleske um, was sich auch mit dem musikalischen Theile der Parthie wohl verträgt; hier lernte man Hrn. Spitzeder auch als trefflichen Bassisten kennen. Die gehaltenste und originellste Parthie war die des ungarischen Fleischers in der Ochsenmenuette, die kerngesunde Natur riß in ihrer Lustigkeit Alles begeisternd mit sich fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 20. August.

(Beschluß.)

So gibt man jezt im Cirque olympique mit großem Beyfall den „Veterane,“ ein Stück, das wie zwanzig andere, einen französischen Helden darstellt, der, beym Einfallen der Kosaken ins Vaterland seine alten Kräfte anspannt, um die Gegend, wo er lebt, zu vertheidigen. Es entsteht ein Gefecht und Scharmüzel, das man um so mehr der Wirklichkeit vorzieht, da hier beym Zuschauer keine Gefahr zu befürchten steht; man sieht Truppen zu Fuß und zu Pferde, Kanonen, Pulver- und Magazinwagen, die einen langen, aus der Ferne kommenden Zug bilden, und geschickt durch eine Schlucht sich hindurch ziehen, es wird tüchtig geschossen, kanonirt, geritten und trompetet; es entsteht ein Brand, und dieß vermehrt noch die Lust der Zuschauer. Der Veterane muß daher auch alle Abende wiederholt werden, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn es mit demselben bis auf hundert Vorstellungen käme. — An der Giraffe hat sich Paris nun satt gesehen, und nachdem eine Menge Lieder über das afrikanische Riesenthier gedichtet worden, hat es an Seltenheit verloren, und jezt ist die Rede von der wilden Familie aus Amerika, die eben in Paris angelangt ist, und die Gaffer herbeyziehen wird, wie vor einigen Tagen die Giraffe. Es gibt klügelnde Leute, welche meynen, die Polizey suche dadurch den Parisern Zerstreuung zu verschaffen, damit sie den Verlust der Journalfreyheit nicht allzusehr bemerken, und die Zeitungen doch etwas haben, was sie ihren Abonnenten, in Ermangelung vernünftiger Politik, auftischen können. Allein troz Giraffe und Wilde, bleibt die erbärmliche Leere der Tagesblätter doch allzu sichtbar, wenn man sie mit der kräftigen Fülle vergleicht, wodurch sich die Tagesblätter noch vor drey Monaten auszeichneten. Der gebildete Theil der Leser läßt sich mit unbedeutenden Dingen in den Tagesblättern nicht abspeisen; er verlangt die freye Erörterung der Zeitbegebenheiten und des Ganges der Regierung, denn darum abonnirt er sich auf Tagesblätter, und nicht nur zu erfahren an welchem Hof von Europa an diesem oder jenem Tage getanzt worden, oder in welchem Lande der Brand einen Dachgiebel zerstört hat. Was soll das aufgeklärte Publikum mit solchen gehaltlosen, verstümmelten Blättern anfangen, wie sie ihm jezt alle Morgen in die Hände geliefert werden? Vor hundert Jahren, als man noch nichts Besseres kannte, hätte man sich mit solchen Blättern begnügen können, allein heut zu Tage, da die Bücherpresse und die Rednerbühne frey sind, sticht eine solche Sklaverey der Zeitschriften zu sehr mit den andern Freyheiten ab, als daß die Pariser dieses Zerstören eines täglichen geistigen Vergnügens werden ruhig und gleichgültig ertragen könnten. In der künftigen Session der Deputirtenkammer wird diese aus dem Stegreife eingeführte Censur wohl hinlänglich besprochen werden; obschon die Abgeschmacktheiten der Censoren schon in einem Dutzend Flugschriften dem Publikum zur Kenntniß gelangt sind, so werden sie alsdann wahrscheinlich auch noch vor den Richterstuhl der gesezgebenden Macht, zur großen Freude der Pariser gezogen werden.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Oktober 1827.

Es zieht mich hin zu Dir mit Allgewalt;
Erinn'rung naht mit ihren Liebesgrüßen!

E. v. Houwald.

Die Kunstreiterfamilie.

Dem Dänischen des B. S. Ingemann nacherzählt von Kruse.

„Ich habe eine liebe Bekanntschaft aus unserer Schul„zeit erneut,“ schrieb der junge Graf Falkenberg aus dem Gasthofe: der goldene Adler in Berlin, an seinen Freund Helmann in Kopenhagen; „erinnerst du dich noch des süs„sen siebenjährigen Mädchens, das als ein Engel auf der „Leiter stand, die der Vater mit den Zähnen trug, und „dessen Vorstellungen in der alten Reitbahn wir jeden „Abend beywohnten? Kaum war ich hier im Adler abge„stiegen, als ich einen Anschlagzettel mit Holzschnittfigu„ren und großen rothen Buchstaben an dem Thürpfosten „gewahr wurde. Es war eine Kunstreitergesellschaft, die „ihre Vorstellungen anzeigte. Du weißt, welche Lust und „Freude ich immer an solchen waghalsigen Künsten empfun„den habe. Die erste Frage, die ich an den Aufwärter „machte, war über die Kunstreiter, und wenn ich sie zu „sehen bekommen könnte. „„Heute Abend, mein Herr, „und zumal hier im Hause,“ war die Antwort; „die „Ritter'sche Truppe wohnt bey uns, sie hat ihre Bühne „in dem leeren Packhause im Hinterhofe.““ Ich hatte nur „die fliegenden Holzschnittfiguren auf dem Anschlagzettel „bemerkt, ohne von den Namen Notiz zu nehmen; allein „da der Name Ritter mir genannt wurde, stieg meine Auf„merksamkeit. Auf meine Anfrage wurde mir der lange, „alte Herr, der zugleich den Pierrot so meisterhaft machte, „so auch der kleine kurzweilige Bajatz und die taube Ma„dam beschrieben; plötzlich stand die ganze alte Gesellschaft „vor meinen Augen. „„Und er trägt eine Leiter mit ei„nem Kinde darauf auf den Zähnen, nicht wahr?“ un„terbrach ich den Aufwärter; „ein sehr schönes Kind?““

„„O ja!“ gab dieser zur Antwort, „ein recht hüb„sches Knäbchen aus der Armenschule.““

„Jetzt fiel es mir erst ein, daß die kleine niedliche „siebenjährige Giasinda jetzt schon fünfzehn Jahre seyn mußte, „und wohl kaum länger auf den Zähnen des Vaters auf „der Leiter stehen könne. „„Allein ist denn nicht ein jun„ges Mädchen dabey von ungefähr fünfzehn Jahren mit „schwarzen Haaren und Augen?““ fragte ich.“

„„Allerdings, mein Herr. Demoiselle Ritter, die „auf dem Stahldraht tanzt, die hübschen Bewegungen auf „dem Pferde macht und die Kolumbine spielt. Sie ist „es, die jeden Abend volles Haus macht; alle unsere jungen „Herren sind in sie vernarrt. Sie mag wohl kaum über „fünfzehn Jahre seyn, und schwarzes Haar und schwarze „Augen hat sie auch.““

„„Mir sogleich ein Billet,“ unterbrach ich den Kell„ner, der schon eine pfiffige Miene machte und mich auf„merksam betrachtete.“

„„Es ist noch eine gute Stunde bis dahin, mein „Herr! Beliebt es Ihnen indessen nicht einige Erfrischun„gen zu nehmen?““

„„Ja wohl! aber auf meinem Zimmer; doch das Bil„let zuerst.““

„Wie ein Blitz war er aus der Thüre, und wenige „Minuten hernach trat er wieder vor mich mit einem ro„then dreyeckigen Billet, das ich sogleich in die Tasche „steckte. Noch war ich in Reisekleidern. Mein Bedienter „hatte meine Sachen vom Wagen genommen. Ich folgte „nun dem Kellner auf mein Zimmer im dritten Stock. „Mit einem schlauen Lächeln und vermuthlich auf meine „Erkenntlichkeit hoffend, machte er mich darauf aufmerk„sam, daß ich die schöne Demoiselle Ritter zur Nachba„rin habe, und daß nur eine dünne Bretterwand ihr Zim„mer von dem meinigen trenne."

Weiter war Falkenberg mit dem Schreiben, das er eines Morgens früh beym Frühstück angefangen hatte, nicht gekommen. Er saß im Morgenanzuge in demselben Zimmer im dritten Stock, das ihm der Kellner im goldnen Adler angewiesen hatte. Es war ihm auf einmal, als vernehme er ein leichtes Geräusch in dem Nebenzimmer, und er fuhr dabey in die Höhe. „Sie ist schon auf," sagte er leise. „Sie ist es — so schwebt keine andere über den Boden hin." „Er ergriff sein Lieblingsbuch Corinna, warf sich auf den Sopha in dem Wahne lesen zu können, denn zu schreiben vermochte er nun nicht mehr. Bald vernahm er Stimmen in dem Zimmer neben an. Ein tiefer männlicher Ton wurde mit einem lieblichen italienischen: „guten Morgen Vater" von einer klaren weiblichen Stimme erwiedert, die das Blut in die Wangen des jungen Grafen hinaufjagte. „Es ist doch Unrecht, daß ich hier wohnen bleibe, ohne ihnen davon Nachricht zu geben," sagte er bey sich, — „allein sie ist gar zu liebenswürdig — und es geschieht dem Alten recht: warum ist er so mißtrauisch; kein Wort, das er nicht hören kann, darf man ihr sagen." — Durch die dünne Bretterwand konnte er nämlich beynahe jedes Wort, das dort gesprochen wurde, besonders wenn die alte Taube Madame Ritter gegenwärtig war und lauter als gewöhnlich geredet werden mußte, vernehmen.

Schon den ersten Abend seiner Ankunft hatte er bey der Vorstellung die ganze Gesellschaft gesehen und wieder erkannt, die Dem. Ritter ausgenommen, deren blendende Schönheit ihn im ersten Augenblick hingerissen, und deren ungemeine Leichtigkeit und Anmuth er sowohl bey dem Tanzen auf dem Seile, als unter den reizenden und gefährlichen Stellungen auf dem Pferde tief bewundert hatte, ehe er, und zwar erst in der Pantomime der naiven Kolumbine, das wunderschöne Kind, das als ein kindlicher Engel mit unauslöschlichen Zügen vor seiner Seele stand, in ihr wieder erkannte.

Der junge lebhafte Graf Fritz von Falkenberg war aus einem alten adelichen Geschlechte. Er war der einzige Sohn eines reichen dänischen Grafen und der Erbe bedeutender Güter. Der Vater hatte ihn die gelehrte Schule in einer der Provinzen durchgehen lassen, wo er im Hause eines alten Verwandten, ganz sich selbst überlassen, und unter der schlechtesten Schulzucht seine natürliche Anlage zu der wildesten jugendlichen Ausgelassenheit ausgebildet hatte. Seine Seele und seine Gesinnungen waren nur auf ein freyes, abenteuerliches Leben gestellt; und jedesmal, wo ihm eine reisende Schauspielergesellschaft, oder eine Truppe Kunstreiter und Seiltänzer, die gewöhnlich an den kleineren Orten im phantastischen Ritterpomp mit Trompetenklang durch die Straßen zog, begegnete, hatte ihm das Herz vor Freuden gehüpft, und er war in der größten Versuchung gewesen, heimlich wegzulaufen, um solchen glücklichen Menschen durch die Welt folgen zu können. — Nur mit großer Mühe hatte sein gleichmüthiger und besonnener Schulfreund Helmann ihn bewogen, die Schule ordentlich durchzugehen; kaum aber war er Student geworden und hatte die akademischen Vorlesungen ein Jahr hindurch gehört, als der Vater ihm gestatten mußte, seinen Drang nach Freyheit und Abenteuern durch eine Reise in die Fremde zu befriedigen. Zwar hatte ihm jener einen gesetzten und ernsten Reisegefährten, der so halb und halb sein Hofmeister seyn sollte, mitgegeben, allein Graf Fritz hatte schon sein drey-und-zwanzigstes Jahr erreicht, und jeder Zwang war ihm unausstehlich. — Die eben nicht rüstige Gesundheit des Hofmeisters konnte die vielen beschwerlichen Fußwanderungen in den schweizerischen Gebirgen nicht ertragen, und von diesen wollte der junge Graf nicht abstehen. Sie trennten sich daher noch im Anfang der Reise, und jezt war der junge Graf nach einem zweyjährigen Aufenthalt in Frankreich, in der Schweiz und in Italien, über Wien nach Berlin gekommen, um von dort aus über Königsberg und Riga nach Petersburg zu gehen, wo er eine untergeordnete diplomatische Stelle übernehmen sollte, zu welcher er durch den Einfluß des Vaters ernannt worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hoffnungen der Hieroglyphik.

(Fortsetzung.)

Während dieser gerühmten Erfolge und ersehnter, fortschreitender Resultate, hatte in Deutschland ein reich ausgestatteter Gelehrter eine, mit unermüdeter, durch Unruhe der Zweifel und des erschöpften Gemüthes nicht gebeugter Beharrlichkeit, der g e m e i n e n egyptischen Volkssprache sein Studium gewidmet. Ausgehend von dem authentischen Texte, wie ihn die dreyfache Inschrift von Rosette griechisch, in der Volkssprache und der heiligen Sprache, uns aufbehalten, verbunden mit den Ueberresten koptischer Sprache, bearbeitete und las er alles, was ihm die gelehrten Vereine Europas in die-

ser Schrift verfaßt mittheilten. Der Tod überraschte ihn, den sehr betrauerten Spohn, in der Mitte seiner Arbeit. Er wollte weiter zu dem auch noch häufig in den Manuscripten sich findenden, wie es scheint eben so alten, vom Volksalphabet verschiedenen (man nannte es das Priesteralphabet) fortschreiten, und er hätte wahrscheinlich mit der Hieroglyphik geendet. Sein Nachlaß kam in die Hände Seyffarts, der wie er Sprachforscher an der hohen Schule zu Leipzig war, und gab diesem Veranlassung sich der Hieroglyphik zu widmen. Er hatte allerdings eine große Erbschaft angetreten, den Namen eines großen Mannes aus seinen hinterlassenen Schriften noch mehr der Nachwelt in seinem Glanz darzustellen, die Hoffnungen, die man für das egyptische Alterthum und seine Literatur hegte, aufrecht zu erhalten oder vielleicht zu erfüllen.

In der That trat er auch mit einer Kühnheit auf, die sich über Jahrhunderte erhob, und in der Hieroglyphik der Tradition nicht blos des Alterthums und der allgemeinen Meynung widersprach, die noch dadurch sich merkwürdig machte, daß sie in völlige Opposition mit dem Unternehmen Champollions sich sezte, ob sie gleich einerley Ziel und einerley Thema hatte, nämlich die Hieroglyphenschrift als eine Alphabetschrift darzustellen und auszulegen.

Es ist zu zweifeln, ob die Geschichte der Literatur ein Beyspiel der Art, wie es sich hier begeben, aufweisen wird. Zu gleicher Zeit rühmen sich zwey wohlbegabte und namhafte Literatoren das größeste und interessanteste Geheimniß, die Enträthselung der Hieroglyphen, erfunden zu haben; beyde machen ungeheure Fortschritte, und ihre Erfolge setzen uns in Erstaunen; sie lesen uns Namen, die bis in die Urwelt und Abrahams egyptische Reise hinaufreichen, und doch sind beyde miteinander im Widerspruch, jeder hat einen andern Schlüssel, jeder hat sein eigenes Alphabet.

Wenn man die Reisenden berichten hört, welche zu gleicher Zeit in Rom waren, als dort Champollion und Seyffart zusammentrafen und sich besprachen, und den schon vormals mit Triumphen Gefeyerte den zweyten Entdecker besiegen zu wollen schien, so kann man sich nicht enthalten, über den Wechsel menschlicher Dinge, und die Täuschungen auch in den offenbarsten Wissenschaften sich zu betrüben. Als Champollion zuerst nach Rom kam, ward er mit großem Enthusiasmus aufgenommen, und erfreute sich der allgemeinen Gunst. Jezt entreißt ihm der Deutsche das Glück der Theilnahme und der Ehre, und diesem wird durch Unterstützung seltener Art zuerst das Glück, die Inschriften der in Rom befindlichen Obelisken gleichsam authentisch uns durch Zeichnung mitzutheilen. Man sagt, es habe sich die entschiedene Vorliebe auf die Seite des Deutschen geneigt, wie wenn die wirklichen Sieger an den Pyramiden ihren Landsmann an den Obelisken nicht unterstützen könnten.

Es ist aber durch mündliche Nachrichten bekannt worden, daß eben Professor Seyffart so glücklich gewesen sey, noch eine viel größere Gunst des Schicksals zu erfahren, indem er nämlich durch fleißiges Nachforschen und Aufsuchen alter Denkmäler und schriftlicher Dokumente aller Art und an allen Orten noch einen Text entdeckt haben soll, der wirklich die authentische Uebersetzung eines hieroglyphischen Textes enthält, und wodurch also die Vergleichung und Beurtheilung der französischen und deutschen Ansicht durch einen dritten, gewiß unpartheyischen Zeugen möglich gemacht worden ist.

Es wäre nun allerdings räthlich den Ausspruch dieses dritten Zeugen und Richters abzuwarten, ehe wir selbst das Urtheilen uns anmaßen. Jedoch können wir nicht umhin, wenigstens die Aussprüche der einen Parthey, der deutschen, im Allgemeinen hier zu entwickeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

8. Verfehlte Wahl.

Traurig dem grünen Garten entlang
Wandelt die schöne junge Frau,
Lauschend dem Sange der Nachtigall:
Nachtigall, singst im Garten so schön,
Singest und singst aus der tiefsten Brust,
Stimmend zu meinem Leide dein Lied!
Ach so klag' ich ärmstes Weib
Nimmer Vater und Mutter an,
Noch dich Brüderchen, heller Falk,
Noch dich Schwesterlein, weißer Schwan!
Klag' nur das herbe Mißgeschick
Und die eignen Augen an.
Ach ihr Augen, ihr Augen klar!
Sahet euch um und versaht euch doch,
Schautet euch um und schautet falsch,
Wähltet nach meinem Sinn mir nicht,
Meiner Sitte nicht den Gemahl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 20. Sept.

(Fortsetzung.)

Frau Marschner, geb. Wohlbrück, welche nun Mitglied unserer Oper geworden ist, ist eine brave Sängerin, welche sich im Spiel und Gesang eine ziemliche Routine erworben hat. Ihre Stimme fanden wir (in der Donna Anna, Vestalin) zwar nicht durchdringend und ausdauernd, vielleicht ist sie eben jezt ein wenig angegriffen, aber angenehm, von Umfang und des Ausdrucks fähig. Lezterer macht sich bemerkbar in den Kraftstellen ihrer Parthieen; er sollte aber wie ein verborgenes Feuer noch mehr durch das Ganze verbreitet seyn. Ihre Fertigkeit, und was sie im Vortrage gewonnen, zeigte sich besonders in der Parthie der Amenaide; unser Publikum, welches diese Partie mehrmals sehr ausgezeichnet gehört hatte, mußte ihr daher auch in derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir hoffen, daß sie, wenn sie mit unserer Bühne mehr

der mehr vertraut seyn wird, noch manches Beyfallswerthe im Gesange leisten werde. Zugleich fühlen wir uns verpflichtet, der Verdienste, welche sich Frau Streit seit Weggang der Dem. Canzi um unsere Oper erworben hat, mit besondrem Lobe zu gedenken. Wir müssen gestehen, daß es uns überraschend gewesen, was sie in den schwierigen und kühnen Partbieen der Elvira und Rezia geleistet hat, da wir sonst zuweilen durch Mängel ihrer Intonation und Unbestimmtheit der Passagen gestört worden sind, die hier durchaus nicht wahrzunehmen waren. Durch ihre nicht zu verkennende Liebe zur Sache, und durch des Hrn. Höflers Bemühungen, der, seit uns Hr. Vetter untreu geworden und nach Darmstadt abgegangen, die ersten Tenorpartbieen wieder übernommen hat, ist es möglich geworden mehrere große Opern, und namentlich Oberon, der sich fortdauernd in Gunst erhält, und kürzlich schon zum 26sten Male gegeben worden ist, würdig darzustellen. Die Direktion, die nichts unterläßt, um bis zum Schlusse ihrer Unternehmung das Publikum zu befriedigen, hat auch Dem. Schechner zu Gastrollen in der Oper eingeladen, welche in den nächsten Tagen zum ersten Male auftreten wird. Und gewiß durfte die Direktion, ohne allen Schein der Anmaßung zu haben, als kürzlich der Tag der Eröffnung des neuen Stadttheaters wiederkehrte, in einem (in der Zeitung für die elegante Welt abgedruckten) Prologe auf das hindeuten, was sie in dem Laufe von zehn Jahren geleistet, und nicht blos in der Oper, denn noch in der lezten Zeit hat das Publikum mehrere Hauptwerke des rezitirten Schauspiels gesehen. Dahin gehört Leben ein Traum, Braut von Messina, Phädra, in welcher wir die ausgezeichnete Künstlerin, Frau Miedke, welche leider bald uns wieder verlassen und ebenfalls zu dem Schauspiel nach Darmstadt abgehen wird, nach ihrer Kunstreise wieder auftreten sahen. Zu den ausgezeichnetsten Vorstellungen kann man die Brüder des Terenz (nach Einsiedels Bearbeitung) rechnen. Vor allen wurde der Charakter des Micio, welchen Hr. Genast gab, gelungen dargestellt. Ton, Haltung und Bewegung des weichen, vor Schmählen und Schelten zurückweichenden Mannes war vollkommen getroffen. Nächstdem war der durchtriebene Syrus eine höchst ergözliche Maske, und dem Hrn. Koch gebührte deßhalb um so größerer Beyfall, da Charakterausführung sonst nicht in seinem Kreise liegt. Auch Aeschinus (Hr. Devrient) ging leicht in die Sache ein. Die Darstellung wäre eine vollendete zu nennen, und kaum zu übertreffen gewesen, wenn Demea mit gleicher Haltung und Wahrheit wie Micio ausgeführt worden wäre. Ferner rechne ich hieher Goethes Geschwister und dessen Laune des Verliebten. In dem leztern Stücke wirkten Hr. und Frau Devrient mit Dem. Wagner mit einer solchen Leichtigkeit zusammen (ich meyne aber die zweyte Vorstellung), daß das liebliche Schäferspiel wirklich als graziöses Spiel erschien. Frau Devrient ist unübertrefflich in der schlauen, zutraulichen Art, mit welcher sie den eifersüchtigen Schäfer kirrt und kurirt. In dem Alpenröslein, das ich übrigens keineswegs mit den vorigen Stücken vergleichen will, sahen wir ebenfalls eine sehr gerundete Darstellung. Dem. Wagner (Lisli) und mit ihr Hr. Stein gewinnen den Zuschauer durch Innigkeit und Naivetät der Darstellung. (Der Beschluß folgt.)

Rom, 15. Sept.

Hr. Fusconi, der Verfertiger der Taucherglocke, mit welcher die im See von Nemi versenkte schwimmende Villa des Kaisers Tiberius herausgefischt werden soll, hat sich durch den verunglückten Versuch mit derselben nicht abschrecken, sondern eine neue und zwar aus Holz, und nach oben zu in sphärischer Form, das heißt in der Form einer wirklichen Glocke, verfertigen lassen. Dießmal ist, wie es heißt, das Experiment besser gelungen, und die Taucher sollen zwey Stunden unter Wasser geblieben seyn. In der Hauptsache, das heißt für den Zweck, Kunstsachen oder andere Gegenstände von Werth aufzufischen, welche dem Unternehmer die aufgewandten Kosten ersezen könnten, ist damit immer noch nichts gewonnen, denn bis jezt hat man nichts als einige mehr oder minder große Stücke von den Balken des versenkten Gebäudes herausgezogen. Auch wollen die Taucher den Mosaikfußboden, dessen schon Alberti gedenkt, gesehen haben. Das dießmalige Experiment ist in Gegenwart von vielen angesehenen Personen, zum Beyspiel des französischen Bothschafters, Herzog von Laval-Montmorency, der Prinzessin Doria, Chigi, des Herzogs von Braschi u. a., gemacht worden. Während diese Wasserunternehmung von der einen Seite die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, erregt die andere, weit wichtigere zu Tivoli, wo es auf Millionen, und zugleich auf die Subsistenz einer Population von sechstausend Menschen ankömmt, kein geringeres Interesse. Das hiesige Diario di Roma hat in diesen Tagen eine sehr wortreiche Nachricht vom Zustande und dem Gange der dortigen Wasserbauten gegeben, der zufolge Alles auf's Vortrefflichste bestellt seyn soll. Andere Personen, unter andern der Advokat Fea in einer so eben erschienenen Broschüre, sind entgegengesezter Meynung. Was nicht abgeläugnet werden kann, ist, daß ein großer Theil der vom December bis zum April vorgenommenen, kostspieligen und langwierigen Arbeiten, nämlich die Faschinenbefestigung des linken Ufers des Anio, welches eingestüzt war und achtzehn oder zwanzig darauf stehende Häuser mit sich in den Fluß gerissen hatte, bey der Fluth im vorigen Frühjahre von neuem zerstört worden ist. Dieser hervorspringende Theil des Ufers hätte, nachdem die noch hin und wieder auf demselben stehenden Häuser abgerissen worden wären, seinem Schicksale überlassen werden sollen, um so mehr, da das losgespülte Ufer zur Erhöhung des Bettes, welche so nothwendig ist, gedient haben würde. Das Loch, welches der Fluß unter der großen Schleusenmauer gewühlt, und dadurch den Abfluß des Stroms und folglich das Stillstehen der Mühlen, also mit einem Worte das ganze Unglück verursacht hat, ist in Tiefe und Weite von solchem Umfange, daß die Verstopfung desselben ungeheure Mühe und Anstrengung gekostet hat. Der vernünftigste Theil des jezigen Plans besteht darin, diese Mauer nicht, wie früher vorgeschlagen worden war, auszubessern, sondern völlig umzureißen und eine neue an deren Stelle zu bauen. Dieser Entschluß rührt, heißt es, von den Bolognesischen Wasserbaumeistern her, welche das Gouvernement zu berufen sich genöthigt gesehen hat. Nun frägt sich's, woraus wird diese Mauer aufgeführt werden? wieder aus Tivolensischem (Travertiner, Tiburtiner) Steine? Dann ist sie, der Porosität desselben wegen, über kurz oder lang dem nämlichen Schicksale ausgesezt. Warum nicht aus Eichen-, Cedern- oder Lerchenholze, Holzarten, welche sich, wie das oben erwähnte Tiberische Lustschiff im Nemischen See bewiesen hat, so vortrefflich im Wasser erhalten? Würde man sie, statt des Eisens, mit Bronze (gleichfalls unzerstörbar im Wasser) beschlagen, so stände die Mauer vielleicht eben so viele Tausende von Jahren, wie die jezige kaum Jahrhunderte gedauert hat. Einstweilen thut die Regierung das Meiste, das heißt, sie hat eine Kasse zur Bestreitung der Baukosten eröffnet. Von leztern will sie selbst die eine Hälfte tragen; zwey Fünftel der andern soll Tivoli, und drey Fünftel der übrige Kirchenstaat, pro rata der Kommunalsteuer, bezahlen. Zu diesem Ende muß, vom Anfang des folgenden Jahres an, auf jeden Scudo Steuer ein Bajocco, das heißt ein Procent mehr entrichtet werden.

Beylagen: Intelligenzblatt Nr. 30. u. Monatsreg. Sept.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Oktober 1827.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug,
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räum'chen zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwey vereinte Särge.

v. Salis.

Proben schweizerischer Sagen *),

v. Gustav Schwab.

Der Gant.

Romanze.

Wie leuchten die Lichter im Schlosse so helle!
Herr Christoph von Ramstein, der frohe Geselle,
Er hält in dem Saale zum letzten Mal Schmaus,
Denn morgen verkauft man ihm Güter und Haus.

Die Ahnen vertbaten's, er hat's nicht verschuldet,
Was er nicht verbrochen gelassen er duldet,
Geht lustig in's Elend, das Leid, er verzecht's,
Leicht endet der Lezte des leichten Geschlechts.

Doch daß er so fröhlich vom Gute kann scheiden,
Kein Kummer die Lust ihm des Lebens entleiden,
Das macht, ihn begleitet zur Hütt' aus dem Saal
Ein Engel des Himmels, ein lieblich Gemahl.

Kein Gram ihr umschattet die blauenden Augen,
Draus mag er sich Strahlen der Hoffnung entsaugen;
Ihr bleichet kein Schmerz auf der Wange das Roth,
Ihr schwellet den Busen kein Seufzer der Noth.

Drum weil er den Schatz sich, den edeln, gerettet,
So fühlt er auf Stroh wie auf Flaum sich gebettet,
Und wandelt am Morgen den traurigen Pfad,
Als flög' er zum Tanze, gen Basel zum Rath.

Das Haus und die Güter, die schönsten im Lande,
Er gab sie schon lange den Herren zum Pfande,
Sie sitzen mit Mantel und Kragen geschmückt,
Der Ritter vor ihnen entblößt und gebückt;

Und doch nicht gebeugt im zufriedenen Herzen;
Es schließt sich der Kauf unter Lachen und Scherzen,
Am Ende da spricht er: „Ihr würdigen Herrn,
Eins gebet mir drein, und eins hätt' ich so gern!"

„Die blinkenden Thaler, sie müssen ach! wandern;
Die goldenen Gülden gehören schon Andern;
Euch liegt in den Buden viel Glanz und viel Glast,
So schenkt mir ein einziges Stücklein Damast."

„Ich selber, ich will nichts von Sammt und von Seiden,
Doch möcht' ich mein ehlich Gemahl mit bekleiden,
Sie ist wie ein Engel aus himmlischen Höhn,
Sie ist für den Kittel der Armuth zu schön."

Wohl rühret die Männer des Rathes die Bitte,
Bey ehrlichen Bürgern herrscht gütige Sitte;
Und fließende Seide, gewichtig und ächt,
Die macht ihm ein Schneider von Basel zurecht.

Und knapp an die quellenden Glieder sie fugend
Bekleidet der Ritter das Weib seiner Jugend,
Er führet sie unter das niedrige Dach,
Als tret' er mit ihr in ein Fürstengemach.

Er pflanzt und er erntet, sie webet und spinnet,
Sie lächelt so lieblich, er küßt und er minnet;
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Gesicht,
Doch Liebe nicht weicht und Zufriedenheit nicht.

---

*) Aus der nächstens erscheinenden Schrift: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, historisch dargestellt von schweizerischen Gelehrten, mit poetischen Beyträgen von Gustav Schwab.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Der Graf gedachte nicht sich lange in Berlin aufzuhalten; allein seine erneuerte Bekanntschaft mit der Ritterschen Kunstgesellschaft und seine Theilnahme an der schönen Demoiselle Ritter machten ihn seinen Reiseplan und alles Andere in der Welt vergessen. Noch einen Monat wollte die Rittersche Familie sich in Berlin aufhalten und dann nach Italien gehen. Graf Fritz hatte nach der Heimath um Wechsel und um die Erlaubniß länger auszubleiben an seine Vorgesetzten geschrieben. Er hatte eine Unpäßlichkeit, die ihm verwehrte, in den kältesten Wintermonaten weiter nach Norden zu reisen, vorgegeben. Die Post hatte ihm die Wechsel und die begehrte Erlaubniß gebracht, und er fühlte sich übermäßig froh. Jeden Abend hatte er die schöne Giafinda in den Kunstvorstellungen gesehen und jeden Mittag sie gesprochen und ihr gegenüber an der table d'Hôte gesessen. Er hatte sie an ihre Bekanntschaft als Kinder erinnert und sie sich mit der lebhaftesten Theilnahme darüber gefreut und ihm erzählt, daß sie sich noch recht gut an den Knaben in der braunen Jacke erinnern könne, der ihr jeden Abend Obst gereicht, wenn sie von der Leiter heruntergehüpft war und dem kleinen Publikum des Städtchens ihr Kompliment gemacht hatte. Sie wußte sich noch in seiner Sprache verständlich zu machen, und das Unbefangene ihres anmuthigen Wesens schien ihm nie hinreißender, als wenn sie mitunter im Scherz einige halbdänische Wörter ihm über Tisch sagte. Ihr Vater saß immer beym Tisch an ihrer Seite. Sein langes, erschlafftes, gerunzeltes Gesicht, das als Pierrot verlarvt den Traurigsten zum Lachen zu bringen vermochte, zeigte außer der Bühne nie ein Lächeln, und bey Tische saß er immer wie in tiefen Gedanken versunken, ohne ein Wort zu sprechen, wenn auch noch so laut um ihn gelacht und gescherzt wurde. Alle wußten, daß er in einem hohen Grade schwermüthig sey, und Niemand redete ihn ohne Nothwendigkeit an, um nicht kurze und ausweichende Antworten zu erhalten. Auf der andern Seite der Tochter saß immer die alte Madame Ritter, die ihrer Taubheit wegen auch keinen Antheil an der Unterhaltung nahm. Ihre Züge trugen ein unverkennbares Gepräge früh verblühter Schönheit. Sie war in ihrer Jugend eine sehr berühmte Seiltänzerin gewesen, das verrieth noch ihre bewegliche Leichtigkeit. Ihr Geschäft bestand nur noch darin, an der Kasse zu sitzen und Billette zu verkaufen. Die eigentliche lustige Person der Gesellschaft war ein kleiner, schon bejahrter Mann mit einem völligen Affengesicht und mit einem solchen Ueberfluß von Heiterkeit und Ausgelassenheit, daß er seine Bajatzrolle überall, sowohl bey Tische als auf der Bühne spielte.

Sie sprachen alle gewöhnlich Deutsch, doch mit fremder Aussprache und nicht selten mit einem französischen oder italienischen Wort vermischt. Vater und Tochter schienen Protestanten, aber die Mutter eine Katholikin zu seyn.

Ihre Art zu leben, so wie die Garderobe und die Dekorationen verriethen einen Wohlstand, der durch den grossen Zulauf, den sie in Berlin hatten, täglich vermehrt wurde. Alle jungen Herrn aus der eleganten Welt mußten die Demoiselle Ritter sehen und über sie urtheilen können. Die Kunstkenner, die das Niedrig-Komische nicht geringschätzten, konnten das treffliche komische Minenspiel des alten Ritters nicht genug bewundern, und die Affenstreiche des nicht sehr karrikirenden Bajatz fanden besonders viele Gönner unter dem Haufen. Ein Paar Aufwärter und Reitknechte ausgenommen, machten diese vier Personen die Gesellschaft aus. Wenn die Vorstellung des Abends beendigt war, zogen sie sich immer in ihre Zimmer zurück und nahmen weder Besuche noch Einladungen an. Die Strenge, womit der alte Ritter die Tochter bewachte, war allgemein bekannt. Sie erschien nur an seiner Seite, allein es war, als fühlte sie sich nicht dadurch gezwungen; sie sprach mit allen mild und freundlich, und das Stillschweigen und der strenge Ernst des Vaters legten ihrer lebhaften, oft kindlichen Heiterkeit keine Bande an. Während der täglichen Tischgespräche hatte Graf Fritz bemerkt, daß es ihr weder an Geschmack noch Bildung fehlte. Sie war mit den besten und geistreichsten Dichtungen in den mehresten neueren Sprachen bekannt; allein die reine, anspruchslose Natürlichkeit, womit sie sich frey und offen äusserte, verlieh ihr den größten Reiz. Die Artigkeiten und Schmeicheleyen, die sie täglich anhören mußte, wußte sie mit angewohnter Leichtigkeit abzulenken und damit zu scherzen; die vielen zärtlichen Blicke und mitunter eben nicht bescheidenen Aeußerungen, denen sie in ihrer Lage selbst in der Anwesenheit des Vaters bloßgestellt war, schien sie entweder nicht zu verstehen oder nicht zu bemerken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politik und Volksunterricht.

Nach Dupin.

In der neuesten Zeit war der Volksunterricht in Frankreich der Gegenstand vieler Vorurtheile und häufiger Verfolgungen; die Unwissenheit mochte Manchem ein gutes Mittel dünken, die Menschen friedlich und gehorsam zu machen. Ein rascher Ueberblick des Zustands des Volksunterrichts in den Hauptstaaten von Europa wird im Gegentheil beweisen, daß dieser Unterricht das sicherste Element des innern Friedens ist, daß er überall zum Wohl der Staaten blüht, was auch im Uebrigen ihre Verfassung

seyn mag, aristokratisch oder despotisch, republikanisch oder monarchisch."

Viel ausgebreiteter als in Frankreich ist der Volksunterricht in Toskana und in Dänemark, in welchen Ländern der Souverain friedlich der unumschränktesten Macht genießt; er ist viel ausgebreiteter in der Schweiz, wo die Föderation fast gleichviel aristokratische und republikanische Kantone umfaßt; ausgebreiteter in England, Schottland, Bayern, Würtemberg, Schweden, den Niederlanden, unter konstitutionellen Königen. Endlich, und darüber werden sich diejenigen sehr wundern, welche die österreichischen Staaten als den Sitz tiefer Unwissenheit betrachten, ist der Unterricht in Oesterreich weit mehr entwickelt, nicht nur als in Frankreich, sondern als im größten Theile von Europa. — In England besucht nur ein Sechszehntheil der ganzen Bevölkerung die Schulen, während sie in Oesterreich ein Dreyzehntheil besucht; in Holland nur ein Zwölftheil, in Böhmen dagegen ein Eilftheil; in Portugal, dem Lande der Charten und der Kortes, nur ein Achtzigtheil, in Steyermark und in Preußen ein Achtzehntheil; in Frankreich endlich, auf dem klassischen Boden der Revolutionen unserer Zeit, seit der Restauration ein Dreyßigtheil, während der Schreckenszeit waren die Schulen geschlossen, während der übrigen Zeit der Revolution besuchte sie ein Fünfzigtheil der Bevölkerung. Gegenwärtig sind in Europa blos die spanische Halbinsel, die türkischen Provinzen, das südliche Italien, die Trümmer von Griechenland und die Steppen von Rußland im Volksunterricht weiter zurück als Frankreich. Und nun — hat die Unwissenheit offene Empörung oder geheime Verschwörungen und alle Schrecken des Bürgerkriegs unter jenen unwissenden Völkern verhindert?

Die Methode, die am meisten verläumdet worden ist, ist die des gegenseitigen Unterrichts, und doch ist leicht zu erweisen, daß sie so wenig als der Unterricht im Allgemeinen dieser oder jener politischen oder religiösen Parthey günstig oder ungünstig ist. Die Unterdrückung dieser Lehrart ist desto mehr zu bedauern, da gegen fünfzehntausend Gemeinden in Frankreich bis jezt noch keinen Schullehrer haben, weil ihnen der Staat nicht zu Hülfe kommt, und sie zum Theil selbst keinen besolden können. Diese Methode hat den herrlichen Vortheil, daß ein einziger Lehrer zugleich tausend Kinder unterrichten kann; ferner daß sie so wenig Aufwand erfordert und nicht mehr als zehn Franken für den Elementarunterricht eines Zöglings. An sich betrachtet, kann sie auch nur als eine große öffentliche Wohlthat angesehen werden, und sie verdankt in Frankreich ihre Blüthe den vereinten Anstrengungen der edelsten Menschenfreunde, eines Larochefoucault, Montmorency, Choiseul, Duras, Renouard, Ternaux u. a. Aber eine Parthey hat Mittel gefunden, Frankreich über eine so wichtige Frage zu entzweyen. Die Methode sollte dem Liberalismus, dem Philosophismus besonders günstig seyn, daher wurde sie als antimonarchisch, als antireligiös verdammt. Was spricht hierüber die Erfahrung?

Der gegenseitige Unterricht gedeiht in Indostan, einem Lande, das fortwährend der braminischen Theokratie gehorcht, obschon die Volksreligion längst nicht mehr die der Regierung ist; er gedeiht in England, wo die hohe Kirche ihn als Mittel benuzt, das Volk vor den Verführungen der Dissenters zu bewahren; er gedeiht in Schottland, wo die Presbyterianer ihn ohne Gefahr für den Presbyterianismus nutzen; in Irland, und er vermindert um nichts den Einfluß der katholischen Geistlichkeit; dieser Unterricht besteht bey den Arabern, die Imans werden nicht unruhig darüber; bey den Tartaren an dem Don und der Wolga, der Selbstherrscher aller Reußen hat nicht das mindeste Zeichen von Unbotmäßigkeit an ihnen bemerkt. Endlich in dem einzigen Staate Europas, in dem die gesammte politische Gewalt in den Händen eines unumschränkten Monarchen liegt, in Dänemark, hat der wechselseitige Unterricht erstaunliche Fortschritte gemacht, und das Volk blieb ruhig, während es aufgeklärt wurde, weil es glücklich blieb, indem es sich geistige Beförderungsmittel seines Wohlseyns erwarb.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 29. August.

Ein Herr Lablée, der Vieles geschrieben und gedichtet hat, theilt jezt eine gar nicht poetische Druckschrift aus, oder vielmehr verkauft sie in seiner Wohnung; sie führt den anreizenden Titel: Nouveau Mémoire concernant l'Empoisonnement et le Testament de la comtesse de Lusignan, morte le 22 Septembre 1824, au Château de Ménars, appartenant à M. le maréchal Duc de Bellune. Eine vergiftete Gräfin v. Lusignan, die im Schlosse des Marschalls v. Belluno stirbt, was ist das für eine Geschichte? frägt natürlich Jedermann, dem die Anzeige dieser Schrift unter die Augen kommt, und der Verfasser hat dafür gesorgt, daß sie recht vielen Personen unter die Augen komme; denn die Ankündigung ist in ganz Paris umhergetragen worden. Diese Geschichte ist nun folgende: Der Marschall Victor, Herzog von Belluno hat einen Adjutanten, welcher Graf Cerze-Lusignan heißt; dieser hatte eine Dem. Rousseau de Melanville geheirathet; zwey Jahre nach der Hochzeit, nämlich am Morgen des 21sten Septembers 1824 fuhr diese nach einem, nicht weit vom Schlosse Menars gelegenen Hause, Namens Lachaussée, das den beyden Gatten gehörte. Hier bereitete ihr die Magd Namens Marie, einen Eyerkuchen zu. Sie aß von demselben, gab das Uebrige der Magd zurück, fuhr wieder nach dem Schlosse Menars, wurde unterwegs von heftigen Magenschmerzen und Bauchgrimmen überwältigt, langte krank im Schlosse an, ließ den Beichtvater rufen und starb am folgenden Tage. Man fand in ihrem Pulte ein zu Lachaussée in wenigen Zeilen geschriebenes Vermächtniß, worin sie ihrem Gemahl ihr sämmtliches (sich auf 200.000 Franken belaufendes) Vermögen hinterläßt. Diesem Testamente war ein Brief ohne Datum beygefügt, folgenden Inhaltes: „Verzeihe mir, mein Ferdinand! daß ich dein allzu „gutes Herz betrübe; hätte ich alles dieses vermeiden können, „so würde ich es gethan haben; mein Entschluß war seit lan„ger Zeit gefaßt; oben vom Himmel herab werde ich besser

„über dein Glück wachen können. Laß für mich beten, um „meine Verzeihung von Gott zu erhalten; sey glücklich! erinnere dich zuweilen deiner Freundin, die dich allzusehr geliebt „hat. Ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich deren habe. „Solltest du sie kennen, so trage ich dir auf es ihnen zu sagen. „Ich möchte gern, mein Ferdinand, Marien zweytausend Franken geben, damit sie sich meiner erinnere; ich überlasse es „deinem edelmüthigen Herzen zu thun, was du für zweckmäßig erachten wirst. vergebe mir, daß ich dich nochmals betrübe. Mein lezter Wille ist zu Vendôme neben meinem guten Vater begraben zu werden, ich bitte dich inständig darum; lebe wohl! mein lezter Seufzer ist für dich." Das Gerücht ging, wie uns Hr. Lablée in seiner Schrift versichert, die Gräfin von Lusignan sey eifersüchtig gewesen, habe auch wohl Ursache gehabt es zu seyn, und da sie doch ihren Mann innig geliebt habe, so habe sie Gift genommen, um durch den Tod aller Qual der Eifersucht und eines gestörten ehelichen Verhältnisses zu entgehen. Indessen gab es auch andere, welche behaupteten, die Vergiftung könne unmöglich von der sanften und sittsamen Frau selbst herrühren: man habe sie aus dem Wege räumen wollen u. s. w., wozu denn vollends das Testament zu Gunsten ihres Mannes viele Wahrscheinlichkeit darbot. Auf keinen Fall aber konnte man das Vergiften und das in derselben Stunde erfolgte Aufsetzen des Testamentes zusammenreimen. Es wurde allerley darüber geredet. Die Obrigkeit hielt es für nöthig, Untersuchungen anzustellen. Da indessen der Vorfall auf dem Schlosse eines königl. Marschalls und Herzogs stattgehabt hatte, so wurde alles so gut verdeckt als man konnte. Die gerichtliche Obrigkeit entschied, daß kein Grund vorhanden sey weitere Nachforschungen anzustellen, und ließ die Gräfin von Lusignan begraben, wie es der Ehemann für gut befand. Damit wäre nun vielleicht alles in der Verborgenheit geblieben. Die Landleute hätten allerley über den plözlichen Tod der Gräfin gesprochen, auf dem Schlosse selbst würde man sich von etwas anderm unterhalten haben, und damit würde es sein Bewenden gehabt haben. Es fand sich aber, daß die Gräfin von Lusignan einen sehr eifrigen, schreibseligen Oheim hatte, den Hr. Lablée, der sich bald nachdem er den Vorfall erfahren hatte auf die Beine machte, und Ansprüche an die Erbschaft laut werden ließ. Eigentlich war die Gräfin nur die Tochter seiner Nichte, er also nur ihr Großoheim, wahrscheinlich waren keine näheren Verwandte mehr da, so daß er also, im Falle die Gräfin ohne Testament gestorben wäre, der nächste Erbe gewesen seyn würde.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, 20. Sept.

(Beschluß.)

Auch zwey Neuigkeiten kamen auf die Bühne, nämlich Belisar von Schenk, und die Lustfahrt nach Gohlis (ein Dorf bey Leipzig) oder das erste Fischerstechen, von dem Inspektor der hiesigen Bühne, Hr. Steinau. Von dem ersten Stücke ist zum Ueberflusse an andern Orten gesprochen worden; darum will ich nur nach meiner Einsicht in der Kürze aussprechen, daß, einige interessante und wirkungsvolle Situationen abgerechnet, z. B. die Scene, wo Belisar geblendet aus dem Gefängniß kommt, und seine Tochter ihn als Knabe verkleidet findet und das, was man gewöhnlich die schöne Sprache nennt, die Ermüdung des Zuschauers am Schlusse nicht verhindern können. Diese wird dadurch hervorgebracht, daß der Dichter die Handlung zu weit ausgesponnen hat und über das, was mit jeder Person vorgeht, gar zu gründlich hat berichten wollen. Um nur eins anzuführen, so ist der singende Chor der Jungfrauen mit Guirlanden ein Ueberfluß, der mehr in einen Tankred gehört. Daß Belisar am Ende auf der Bühne sterben muß, beruht vielleicht nur auf einem Mißverstand über das Tragische. Was und wie Belisar früher getragen, zeigt den Geist in einem weit erhabeneren Lichte als dieser Tod. Wenn der Dichter künftig sich weniger ausbreitet und minder auf Rührung hinwirkt, so werden wir noch erfreulichere Früchte seines Talentes zu erwarten haben. Die Vorstellung war würdig und mit Liebe ausgeführt; namentlich ward die Bemühung des Hrn. Genast anerkannt, welcher den Belisar darstellte. Für Rollen wie Irene ist Dem. Wagner von Natur nicht geeignet; für alles Leidenschaftliche, was ins Hohe hinaus strebt und eine tragische Rührung verlangt, fehlt es ihr an Mittel. Doch liegt es in den Verhältnissen eines Theaterinstituts, daß der Schauspieler oft Rollen übernehmen muß, welche nicht ganz für seine Individualität passen.

Die genannte Lustfahrt nach Gohlis ist ein Lokalstück, welches wohl nur für den Leipziger, der die Chronik nicht nachlesen will, Interesse haben kann. Die Direktion hatte alles aufgeboten um dieses Interesse zu verstärken. Die Entstehung des alljährigen Aufzuges der hiesigen Fischerinnung ist der Stoff, der mit einer alltäglichen Liebesgeschichte verknüpft ist und fast ohne Verwicklung abläuft.

Noch will ich einiger literarischen und musikalischen Neuigkeiten, welche Interesse verdienen, erwähnen. Von zwey hiesigen Docenten sind erschienen: Heinroths Psychologie als Selbsterkenntnißlehre (Leipzig bey Vogel), eine geistvolle Uebertragung der Psychologie in das ethisch-religiöse Gebiet; und Chr. Herm. Weiße's Buch „über den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie, eine Einleitung in die Darstellung der griechischen Mythologie," (Leipzig bey Barth) welche manches eigenthümlich Gedachte über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und Kunst enthält. Bey dem leztgenannten Verleger ist nun eine schöne Ausgabe der deutschen Minnesänger, welche von der Hagen nach den Handschriften veranstaltet hat, erschienen. Das alterthümliche Kostüm, das man ihr gegeben hat, ist mit großem Fleiß und Geschmack gearbeitet. Von Ziers Musikwissenschaft ist nun auch die zweyte Abtheilung vorhanden, und so liegt nun das Ganze den Tonkünstlern zur Prüfung vor. Zu gleicher Zeit, hören wir, sucht ein Hr. Lautier in einem „praktisch-theoretischen System des Grundbasses der Musik und Philosophie," (Berlin bey Dunker 1827) die Formen der Hegelschen Philosophie auf die Musiklehre anzuwenden, woraus doch ersichtlich ist, daß man die Sache jezt von den verschiedensten Seiten angreift.

Mit sehr interessanten Reliquien aus Beethovens Nachlasse hat uns eben die um die Tonkunst verdiente Haßlingersche Officin in Wien erfreut. Sie hat uns in geschmackvollen Ausgaben die Tonstücke mitgetheilt, welche bey jenes Meisters Begräbnisse aufgeführt wurden, und eine Beschreibung des Leichenbegängnisses beygefügt. Unter diesen befinden sich, außer dem vierstimmigen Gesange libera me, von Seyfried, eine Posaunenharmonie von Beethoven, welcher der Text Miserere untergelegt ist, und der Marcia sulla morte d'un Eroe für vier Singstimmen mit untergelegtem Texte gesezt; (angemessener noch wäre es vielleicht gewesen, diesen Marsch in seiner ursprünglichen Tonart durch Hrn. von Seyfried instrumentiren zu lassen). Jedes dieser Stücke ist einzeln gestochen und in einem saubern Umschlage befindlich; dazu kommt nun noch ein schöner elegischer (vierstimmiger) Gesang (sanft wie du lebtest, hast du vollendet), welchen Beethoven seinem Freunde von Pasqualati gewidmet hatte, und eine Fuge für das Streichquartett (in d dur Partitur und Stimme). Vielleicht könnte man diese Stücke hier und da bey einer, dem großen Meister zu veranstaltenden Todtenfeyer benutzen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 5. Oktober 1827.

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot sein Herz;
Doch sie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz.

Goethe.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Graf Fritz hatte eines Tages seine ganze Feinheit und Keckheit darauf verwendet, Giasinda im Beyseyn des Vaters eine verblümte Liebeserklärung zu machen. Der Ton, mit dem sie dieselbe erwiederte, hatte ihm das Blut in die Wangen gejagt, und die Schlauheit, mit der sie ihn seitdem die Lächerlichkeiten solcher Aeußerungen hatte empfinden lassen, während sie sichtbar andern jungen Herrn grössere Aufmerksamkeit bezeigte, brachte ihn oft beynahe aus der Fassung, indem er seine Eifersucht durch erkünstelten Gleichmuth verrieth. Er beschuldigte das Mädchen dann oft in seinem Herzen seiner Gefallsucht; allein der erste milde Blick, oder ein freundliches Wort, das sie ihm spendete, war genug, sie wieder zu rechtfertigen.

So verirrte er sich täglich tiefer und tiefer in das Labyrinth einer immer wachsenden Leidenschaft, während er selbst noch immer wähnte, ein freyer, lustiger Zugvogel zu seyn, der nur auf kurze Zeit Ergötzen daran fand, den Gefangenen zu spielen. Die vielen kleinen Liebeshändel, die er kühn durchgegangen war, und die er gewöhnlich schon nach acht Tagen vergessen hatte, benahmen ihm jeden Skrupel über dieses so unterhaltende Verhältniß, das ihn doch schon in dem Grade beschäftigte, daß er einen unwiderstehlichen Drang sich mitzutheilen empfand. Daher hatte er auch diesen Morgen das Schreiben an seinen gesetzten Freund Helman angefangen, von dem er doch wußte, daß er sich mehr um einen Varianten im Homer als um alle Liebeshändel in der Welt bekümmerte. Der Brief blieb unvollendet liegen. Mit dem Buche in der Hand saß Graf Falkenberg wieder den ganzen Vormittag auf seinem Zimmer und hörte Giasinda nebenan tanzen, lachen und singen. Er hatte sich nun vierzehn Tage im goldenen Adler aufgehalten und wußte noch nicht, wie Berlin aussah. Sonst hatte er nur wenige Tage gebraucht, die Denkwürdigkeiten einer fremden Stadt zu besehen und Bekanntschaft mit allen ihren öffentlichen Vergnügungen zu machen. Alle wunderten sich ob diesem sonderbaren Reisenden, der immer zu Hause blieb, während er selbst diese Aenderung seines lustigen Reiselebens nicht zu bemerken schien. Endlich wurde zur Tafel geläutet und er eilte hinunter nach seinem gewöhnlichen Platz. Sobald die Tischgesellschaft sich niedergelassen und Demoiselle Ritter ihm gegenüber Platz genommen hatte, war er sogleich mit ihr im lebhaften Gespräch. Er redete von der Vorstellung des vorigen Abends, und ohne ein Wort zu äußern, das als Schmeicheley betrachtet werden konnte, lobte er das freye Künstlerleben im Allgemeinen, und ergoß sich in lebendiger Begeisterung über das Glück, die Welt so wie auf einem Lichtstrahl durchtanzen, oder kühn durch die Luft mit der Spitze der Zehe auf dem Rücken eines wildfliegenden Pferdes durchstürmen zu können.

Giasinda gab ihm Recht und warf, der aufrichtigen Lobrede ihrer Kunst sich erfreuend, einen kindlich trium-

phirenden Blick auf den düstern Vater, der schweigend wie vorher mit dem Kopf schüttelte.

„Aber, lieber Gott, Herr Graf!“ rief sie unbedachtsam, „haben Sie dergleichen Sachen nie versucht? Es gibt nichts Leichteres in der Welt, wenn man nur recht Lust und Freude daran hat, und weder schwindlich noch furchtsam ist.“

„Als Kind waren solche Uebungen meine größte Freude,“ versezte der Graf. „Seit der Zeit habe ich keine Gelegenheit dazu gefunden, und außerdem —“ Er war im Begriff, ein Wort von dem, was in seiner Lage unschicklich darin erscheinen könnte, auszusprechen; aber in demselben Augenblick das Verletzende in einer solchen Aeusserung bemerkend, hielt er plötzlich erröthend inne.

„Nun, und außerdem schickt es sich nicht für einen Grafen und vornehmen Herrn, wollten Sie wohl sagen,“ fiel Demoiselle Ritter heiter ein. „Doch warum nicht? Dürfen nicht Könige und Fürsten auf dem getäfelten Boden tanzen und auf einem wilden Jagdroß galoppiren, ohne ihre Ehre und Majestät einzubüßen, warum denn dieses nicht auch auf eine leichtere und raschere Weise?“

„Wohl wahr!“ rief Graf Fritz eifrig. „Man ist nur gar zu geneigt, sich von den verkehrten Meynungen und elenden Vorurtheilen seiner Zeit zum Sklaven machen zu lassen. Rührte sich noch ächte Kraft und Selbstständigkeit in der Welt, würde es auch nicht so einförmig und langweilig in ihr aussehen; allein es ist ein Jammer! selbst die kühnsten Männer, die mit Stolz von ihrer Freyheit und Selbstständigkeit reden, besitzen nicht einmal Muth über die Straße zu gehen, wenn sie nicht einen geschmacklosen Filzthurm auf dem Kopfe tragen und als völlige Mißgeburten der Pariser oder Londoner Mode- und Schneidertyranney erscheinen. Es ist nicht daran zu denken, daß Jemand den Muth besäße, auf eine kecke, eigenthümliche Weise für sich zu leben, oder den Lebensplan durchzusetzen, den er, seiner Natur und Anschauung des Lebens gemäß, als den schönsten und angemessensten erachten muß. Man will kein Aufsehen machen, heißt es, man will nicht für einen Thoren gehalten werden, und so schleicht man als der größte Thor so langweilig wie möglich in dem geschmacklosesten Spießbürgerkostüme durch die Welt, und darf keinen kleinen Sprung außer dem beschränkten Kreise der Konvenienz machen, um nicht von der großen uns umgebenden Menge derjenigen, welche sich zu Sklaven des Schicklichen hingegeben haben, ausgelacht zu werden. Darum freut es mich immer, wenn ich Menschen sehe, die sich kühn von diesen langweiligen Formen losgerissen haben und als freye reisende Künstler, die das Privilegium besitzen das ganze Leben nach eigenem Gutdünken einzurichten, die Welt durchwandern, und eben so gut auf dem Kopfe als auf den Füßen stehen können, ohne daß Jemand ein Recht habe, daran Anstoß zu nehmen.“

„Bravo, bravo! das hat er von mir gelernt,“ rief Bajatz, der an seiner Seite saß und während seiner eifrigen Rede Gelegenheit gefunden hatte, sich seiner Flasche zu bemächtigen. Er leerte nun den lezten Rest von dem Rheinweine des Grafen fröhlich mit einem recht zufriedenen Paviansläche ln aus. „Ho ha!“ fuhr er fort. „Das war ächter Rebensaft. Eure Worte in Ehren, Herr Graf! Zum Henker mit diesen kleinlichen Schicklichkeitsgesetzen; ich mache mit dem größten Vergnügen so viele Sprünge als es Ihnen beliebt außer dem beschränkten Kreise der Konvenienz, der nicht größer ist als der Umkreis eines dieser kleinen grünen Gläser.“

„Bravo, Herr Bajatz!“ rief Graf Fritz und verlangte eine neue Flasche, während er mit den Uebrigen lachte und sich mehr als Alle bey diesen gewöhnlichen Bajatzstreichen ergözte.

Aber an der Stirne des alten Ritters vervielfachten sich die tiefen Furchen. „Auf meine Rechnung,“ winkte er dem Kellner zu. „Spare diese Art Witz für die Bretterbude auf, Pietro! dort können wir ihn gebrauchen,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer zu seinem lustigen Kunstbruder fort, und versank wieder in sein gewöhnliches Hinbrüten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hoffnungen der Hieroglyphik.

(Fortsetzung.)

Auf den ersten Blick ergibt sich, daß der Deutsche in folgenden zwey wesentlichen und die Grundansicht der gesammten Hieroglyphik bestimmenden Behauptungen und Hauptlehren nicht blos dem Franzosen, sondern allen bisherigen Muthmaßungen vollkommen und gänzlich sich entgegengesezt hat.

Die erste Behauptung ist: es gibt keine symbolische Hieroglyphik mehr, es gibt nur Buchstaben; die längst gesuchte Hieroglyphik mit ihren geheimnißvollen Bildern von Thieren, menschlichen Figuren, Pflanzen und allerley Abbildungen aus der Natur und dem künstlichen Leben der Menschen, ist gänzlich verschwunden; diese Bilder haben keinen innern Sinn und Bedeutung, es sind bloße Buchstaben. Champollion hatte in der That noch symbolische Bilder übrig gelassen; die Biene, als das hieroglyphische Symbol eines arbeitsamen Volks; ein knieendes Männlein, Andeutung, daß von dem Namen einer Person die Rede sey; Tempelbilder, Zeichen für Götter, für Heroen, für Weltall und dergleichen mehr. Das symbolische war schon daraus ersichtlich, daß die Egypter die Namen in besondere Einfassungen schlossen; dieß ist ja schon eine Art von Symbol, wenigstens ein angenommenes Zeichen, daß hier von

dem Uebrigen etwas unterschieden, etwas heraus und gleichsam höher gehoben werde. Die Mischung der Buchstaben und der Symbole, sogar in einem Wort, war es ja auch, was eben so auffallend gefunden wurde in dem Systeme des Franzosen, und selbst den Engländer zum witzigen Ausfall reizte.

Das zweyte, was in dem Systeme des Deutschen noch auffallender und kühner dem Franzosen entgegentritt, ist die Behauptung, daß zwischen dem Bilde und seinem alphabetischen Werthe gar kein gesetzmäßiger Zusammenhang sey, indem diese Bilder durch willkürliche Stufen der kalligraphischen Verzierungskunst aus einem Uralphabet entstanden sind. Die in der Geschichte der Völkerkultur so einzig bey den Egyptern sich darbietende Erscheinung, mit mehrerley Alphabeten zugleich zu schreiben, ist durch diese Behauptung allerdings, ohne alle weitere Untersuchung über Aneignung der Alphabete, über Ursprung der Kultur und Wechsel derselben, auf eine gar einfache Weise beantwortet. In Champollions Alphabet lag der Gedanke zu Grunde, der auch in andern orientalischen Sprachen regiert; der Anfangsbuchstabe des Worts, welches dem hieroglyphischen Bild zukommt in der alt-egyptischen Sprache, ist der alphabetische Werth des Bildes, oder der Buchstabe, der das Bild bedeutet. Dieser Gedanke ist nicht blos historisch, er ist sinnreich, und erklärt auf eine unschuldige Weise die auffallende Erscheinung, daß so viele Bilder nur einem Buchstaben entsprechen; so hat z. B. das R und L mehr als zwanzig Zeichen. Aber die Hauptfrage bey dieser Ansicht bleibt immer diese: hat der Egypter aus der Hieroglyphik sich eben nach dem angegebenen Prinzip gewählt, ehe er ein Volksalphabet, oder nachdem er eins hatte.

Herr Seyffart, der gar keine Hieroglyphik anerkennt, muß das hieroglyphische Alphabet in eine andere Stellung gegen das Volksalphabet bringen. Seine Meynung ist, das Volksalphabet ist das ursprüngliche, aus ihm sind, durch Verzierung, die hieroglyphischen Bilder entstanden. Der Gedanke wird dem geneigten Leser kindlich und naiv erscheinen, wenn er sich erinnert, wie ihm in seiner Kindheit durch schön bemalte und verzierte Bilderbögen aus Nürnberg die Buchstaben des Alphabets süß und leicht gemacht wurden; z. B. das C durch einen Halbmond, das P durch einen Mann, der das Waldhorn bläst, das H durch zwey Männlein, die eine Schüssel mit Konfekt tragen, das S durch eine aufgerichtete Schlange; wer erinnert sich nicht auch aus späterer Zeit ähnlicher solcher Spiele und Verzierungen, z. B. der Kartenspielverschönerungen, jeder Schnörkel, jede Arabeske ist eine Verzierung, und das egyptische Alterthum hätte demnach diese Grundidee auf das Grandioseste und Umfassendste ausgeführt. Und die Nothwendigkeit sowohl als auch das Gefühl für diese Verzierung lag in ihrem feinen und gebildeten architektonischen Sinn. Gehalt- und formlose Buchstaben als Inschriften auf die herrlichsten Gebäude, als Weisheitsverkünder in die heiligsten Tempel, wo sie die Wände überdecken, zu schreiben, schien ihnen ein Mißton, ein Widerspruch. Auch bezeugen es einstimmig die Franzosen in ihren Beschreibungen, daß diese mancherley Bilder und Gestalten der Hieroglyphen auf den Säulen und Portalen einen angenehmen Eindruck hervorbringen.

Dieß ist alles sehr annehmlich, besonders wenn man überhaupt das Alterthum und den sonderbaren Nilbewohner sich vergegenwärtigt. Nur eins ist dem Auge unmittelbar nicht entsprechend; die schön verzierten und bekleideten hieroglyphisirten Buchstaben unter den nackten Urbuchstaben. Es ist ungefähr wie wenn die Weltumsegler der kultivirten Europäer unter die nackten Wilden des Feuerlandes kommen. Das Uralphabet, wie es aus der Inschrift von Rosette und andern Fragmenten uns Spohn erklärt, gehört, seinen Formen nach, gewiß zu den einfachsten, wenn man es sich in seiner ersten Entstehung denkt, im Auge behaltend, daß jene Inschrift unter den Ptolomäern verfaßt worden. Es finden sich in ihr schon zusammengeflossene Formen, verfeinerte Abrundungen, wie zu erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Volkslieder.

9.

Ente badete sich im Meer,
Gran-Ent' badet' und wusch sich sehr,
Kam an's Land und blies sich auf,
Blies sich auf und sprach darauf:
Wie mich trennen von dem Meer?
Wie mich erheben vom heimischen Strand?
Kommt der Winter erst so kalt,
Kommen grimmige Fröste bald,
Tiefer Schnee dabey noch fällt.
Dann muß ich mich trennen von dem Meer,
Mich erheben vom heim'schen Strand.

Im Frauenerker sich Fekla wusch,
Klimowna sich im Erker wusch,
Ihre heißen Thränen flossen hin.
Wie soll ich mich trennen vom Väterchen?
Wie verlassen mein Mütterchen?
Kommt Naúm mit allem Gefolg,
Kommt Pansílitsch mit allem Gefolg,
Führt mich zur Kirch' an der Rechten sein,
Von der Kirch' in sein Haus hinein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 29. August.

(Beschluß.)

Zwar gesteht Hr. Lablée selbst in seiner Schrift, er habe diese petite-nièce in ihrem Leben nicht gekannt, auch mit seinem petit-neveu sey er beständig entzweyt gewesen; nur ein einziges Mal, als nämlich der Herzog von Belluno Kriegsminister war, und also sein Adjutant vielen Einfluß hatte, habe er sich an diesen schriftlich gewendet, um durch ihn eine gute Stelle zu erhalten; auf diesen einzigen Brief sey aber keine Antwort erfolgt. Also zwischen dem Großonkel und den beyden Eheleuten hatte, wie es scheint, nicht die geringste Verbindung geherrscht; es mußte daher den petit-neveu nicht wenig befremden, als auf einmal der Hr. Lablée erschien, und Kundschaft über den Tod der Gräfin und über ihren lezten Willen verlangte. Der petit-neveu zeigte sich nicht sehr willfährig, mochte wohl den unerwarteten Großoheim weit weg wünschen. Dieser aber ließ sich durch nichts abschrecken, brachte seine Forderung vor Gericht an, sprach mit dem Marschall, mit den Kammerjungfern, mit dem Pfarrer, welcher die lezte Beichte der Gräfin angehört hatte, lief überall hin, wo er nur einige Auskunft über die lezten Tage der Gräfin erhalten konnte, erfuhr aber, wie es scheint, sehr wenig, da er in seiner Schrift fast nichts anders als das eben angeführte von derselben meldet, und auch eingesteht, er habe nichts anders von ihrer Umgebung herausbringen können. Dieß bewog ihn nichts desto weniger nach der Erbschaft zu streben, und um zu diesem Zwecke zu gelangen, hat er sich folgendermaßen benommen: wenn die Gräfin von Lusignan, so folgert er, ihr Vermögen ihrem Manne in derselben Stunde vermacht hat, worin sie sich vergiftete, so kann dieß kein gültiges Testament seyn, weil zum Testiren, nach dem französischen Gesezbuche, ein gesunder Verstand gehört; wie kann aber eine Person, deren Gemüth von einer heftigen Leidenschaft bewegt ist, einen gesunden Verstand haben? Offenbar war in jener Stunde der Geist der zum Selbstmorde entschlossenen Gräfin verwirrt, folglich unfähig Jemanden ihr Vermögen zu vermachen, am allerwenigsten ihrem sie bewachenden Manne; ergo fällt das von ihrer Mutter herrührende Vermögen ihrer Familie wieder anheim, folglich bin ich, Hr. Lablée, mit meinem Bruder der nächste Erbe. Statt eines Kriminalprozesses, womit der Anfang der Lableéschen Schrift zu drohen scheint, läuft also das ganze Bemühen des Großonkels dahin aus, daß der Herr die Erbschaft erhaschen will; unter dieser Bedingung scheint er von dem, immer noch zweydeutigen Tode der Gräfin, seiner petite-nièce, keine weitere Notiz nehmen zu wollen. In dem, der Lableéschen Schrift beygefügten Gutachten eines der geschicktesten Advokaten von Paris, des Hrn. Berville, wird entschieden, der Kläger sey völlig befugt auf der Umwerfung des Testaments zu bestehen, denn obschon ein Selbstmord die Folge eines kaltblütigen, geistesstarken Entschlusses seyn könne, so sey es doch auch wahr, daß ein Selbstmord aus Leidenschaft eine wahre Geistesverwirrung sey, und da nun die Gräfin bey der Vergiftung ihren lezten Willen aufgesezt zu haben scheine, vielleicht schon damals das Gift verschlungen habe, und das Vermächtniß und der Selbstmord so zu sagen sich vermengten, so sey der nächste Erbe völlig befugt, die Nichtigkeit des Vermächtnisses zu behaupten. Der Advokat führt dabey eine Stelle vom Dr. Esquirol aus einem medicinischen Wörterbuche an, worin von der Geistesverwirrung die Rede ist, welche aus heftigen Leidenschaften entsteht. Was nun aus diesem Civilprozesse werden wird, muß man sehen, aber wahrscheinlich wird die gerichtliche Entscheidung keineswegs den Zweifel über die Gründe des Selbstmordes der jungen Gräfin lösen, die mit ihrem Manne in dem Schlosse eines Marschalls und Herzogs wohnte, und dem Anscheine nach bey einem Vermögen von 200,000 Franken und einer angenehmen Gesellschaft eben keinen Grund zur Verzweiflung zu haben schien. War sie mit ihrem Manne unzufrieden, wie kömmt es dann, daß sie in der Todesstunde so rührend Abschied von ihm nimmt und ihm ihr ganzes Vermögen vermacht? Sonst pflegt die Eifersucht nicht denjenigen zu belohnen, der sie erweckt hat. Herr Lablée hat auch wunderliche Gedanken darüber in seiner Schrift. Es ist ihm nämlich eingefallen, ob die Gräfin nicht etwa aus Rache und Erbitterung ihrem Manne alle ihre Haabe hinterlassen, und nicht etwa so gedacht habe: „Du hast mir meine Ruhe geraubt, da nimm auch Alles was ich habe, ich für meinen Theil scheide aus dieser Welt!“ Allein hätte sie dann wohl einen so rührenden Brief an „ihren Ferdinand“ geschrieben! auch wäre das Vermächtniß von 200,000 Franken eine Rache neuer Art. Wie manche sollten nicht wünschen, man möchte sich auf ähnliche Art an ihnen rächen.

Dg.

London, Sept.

Der Gang unter der Themse ist jezt beynahe vollkommen von dem in denselben eingedrungenen Wasser und Erdreich gereinigt, und die Direktoren der Gesellschaft haben beschlossen, unverzüglich wieder mit dem Graben anzufangen, um das Publikum zu überzeugen, daß der Schild wirklich jezt ohne Gefahr weiter fortgeschoben werden könne. Wenn dieß geschehen, wollen sie (da es der Regierung an Mitteln fehlt ihnen zu Hülfe zu kommen) einen Aufruf ans Publikum ergehen lassen, indem die ungeheuern Arbeiten zur Wiederherstellung des Verdorbenen all ihren Geldvorrath erschöpft haben, und die Aktieninhaber dadurch zu schüchtern geworden sind um noch mehr Geld an das Unternehmen zu wagen. Brunel, der Baumeister, scheint keinen Zweifel mehr über das Gelingen des Werkes zu hegen, indem er sich durch das sorgfältigste Bohren überzeugt hat, daß jenseits der eben ausgefüllten Höhlung der Boden überall zu einer vollkommen hinlänglichen Tiefe (d. h. um zehn bis vierzehn Fuß Erde oberhalb dem Gewölbe lassen zu können) aus festen Schichten von harter Thonerde besteht. Der vielerwähnte Unfall entstand daher, daß in einer Vertiefung von ungefähr fünfzig Fuß im Gevierte, aus welcher man in früheren Zeiten den verhärteten Thon zu Ballast herausgezogen, sich eine Menge loses Erdreich und Gestein gesammelt hatte, in welches der obere Theil des Ganges hineingerathen war, so daß sich über demselben eine unregelmäßige Oeffnung von zwanzig Fuß gebildet hat, durch welche all jenes Gestein nebst dem Flußwasser einbrach, bis es den Gang durchaus angefüllt hatte. Diese Oeffnung aber ist jezt so vollkommen mit Säcken voll Thon und Lagen von Kies ausgefüllt, und diese werden durch ein darüber befestigtes dickes Theertuch so gänzlich geschüzt, daß schon lange kein Wasser mehr hindurchdringt, wie All dieses aus einem mit vielen Rissen versehenen deutschen Schriftchen zu ersehen, das so eben hier bey Boosey erschienen ist, und die Beachtung der Wißbegierigen in hohem Grade verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Oktober 1827.

Des Tempels Hallen sahen wir, von der Zukunft wurde etwas durch den Flor erblickt: diamantene Klammern, in des unerbittlichen Styx tausendfach versteinernde Wasser getaucht, erlaubten nicht den Flor zu lichten.

Joh. v. Müller.

Die Hoffnungen der Hieroglyphik.

(Beschluß.)

Ich führe einige Buchstabenformen an. Der einfache senkrechte Strich ist der Repräsentant des einfachen Urvokals E; es bildet sich ein langes O aus ihm, auch ein U durch Ansatzstriche; das gemeine O ist wie bey uns fast rund; das R und das L sind schiefliegende Striche, letzterer nur mit einem Ansatz links in der Mitte; das J hat drey kleine Striche. Den übrigen Buchstaben ist, wie es scheint, die wesentliche Form des schiefen Winkels eingeprägt, und dem M und N sind zwey, aber entgegengesezte Halbkreise gegeben. Welch ein origineller Gedanke, diese so einfachen Gestalten in die so mannichfaltigen Wesen von Menschen, Thieren, Pflanzen, Kunstgeräthen und anderem, dergleichen uns die Hieroglyphik aufweist, zu verwandeln! Welche Gefahr von Willkühr! welche Furcht, daß unsere Forschungen dadurch aufgehalten werden! welche Wahrscheinlichkeit möglicher Verwirrung! Nur ein einziges Beyspiel wird das Unglaubliche dieser Entstehung hieroglyphisirter Formen aus dem Uralphabet zeigen, und zugleich das Gefährliche, in den tausend hieroglyphischen Bildern, die uns etwa bekannt sind, jene einfachen Buchstaben wieder zu entdecken. Es findet sich ein sehr häufiges Bild über den Einfassungen, welche die Königsnamen enthalten, besonders schön ausgeschmückt, eine Pflanze nämlich und eine Biene, jede über einem Halbkreis stehend. In der längst verschollenen Zeit des Athanasius Kircher war es ein Symbol der schaffenden und emsigen Natur; bey Champollion ist die Biene ein Bild des gewerbfleißigen egyptischen Volks, und der sprossende Zweig mit seinem Halbkreise sind Buchstaben. Bey Seyffart sind Alle Buchstaben; die zwey Halbkreise sind zwey O; die Pflanzenranke ist das Ph, und die Biene ist ein gemeines R, dem schiefen Strich des volksthümlichen Alphabets entsprechend; und so ist dieß ein Bild, ein alphabetischer Ausdruck des Wortes Phoro (Pharao in der Schrift), welches König bedeutet. Es ist aber wohl der Einbildungskraft selbst des größesten Arabeskenmalers unter uns Europäern schwer zu erschwingen, wie man auf den Gedanken kommen kann, aus einem schiefen Strich eine Biene zu gestalten.

Dieß Beyspiel zeigt uns aber zugleich die Gefahr unserer Forschungen, denn die alphabetisch-hieroglyphisirende Schrift hat die zwey verschiedenen Buchstaben (das A und AO in Pharao) mit einerley Zeichen dargestellt, ohne Zweifel der Symmetrie wegen. Die Schwierigkeit der Enträthselung häuft sich demnach ins ganz Unerwartete, weil zwey, vielleicht drey, ja noch mehrere Buchstaben gemeinschaftlich Ein Zeichen miteinander haben. Der Urheber des neuen hieroglyphisirenden Alphabets hat diese, allen gewöhnlichen Ansichten von Alphabet gänzlich widersprechende Erscheinung selbst zugegeben und der Gefahr der Verwirrung, die daraus entsteht, gedacht, die um so größer wird, da das hieroglyphisirende Alphabet selbst kein festes und bestimmtes darum ist, weil schon überhaupt Ein Buchstabe durch mehrere Hieroglyphen-

bilder dargestellt wird, indem es eine weit größere Menge von Hieroglyphenbildern als von Buchstaben des Alphabets gibt.

So scheint eine neue Hoffnung, die uns der deutsche Hieroglyphiker dadurch gab, daß er, alles Symbolische zernichtend, auf die Grundformen eines Uralphabets uns zurückgewiesen hat, eben so wieder in ihrer Erfüllung hinausgerückt, selbst in hohem Grade eines sichern Fundamentes ermangelnd zum fortschreitenden Baue, in welchem Unhaltbarkeit, durch Willkühr hervorgebracht, Besorgniß erregen muß.

Es ist wahr und bleibt immer der Denkspruch des erfindenden Geistes: „Gib mir den Anhaltpunkt, gib mir den Angelpunkt, und ich will die Erde ausheben." So dachte wohl der Franzose Champollion, als in ihm der Gedanke entsprang, aus zwey Namen, Ptolomäus und Kleopatra, deren Uebersetzung uns zwey Denkmäler, einzig aus dem Alterthum erhalten, aufbewahrt hatten, ein hieroglyphisirtes Alphabet zu schaffen, und den unendlichen Reichthum egyptischer Schrift wenigstens in ihren Namen zu entziffern. Das Ungeheure des Gegenstandes ist für ein Menschenleben in ruhiger Forschung und angestrengter Arbeit ein nie versiegender Quell und nie auszufüllender Abgrund. Vielen wird es scheinen, der Triumph sey zu rasch, und das alte Vaterland der Hieroglyphik am Nil müsse zum Zeugen aufgerufen werden, nicht blos die geraubten Obelisken zu Rom. Aber beklagen werden Alle, daß am Anfange eines so großen Beginnens ein so harter, schneidender Zwiespalt entstand und die Partheylosigkeit bedrohte. Einstimmen werden Alle und mit den besten Wünschen den Plan Champollions begleiten, eine rein hieroglyphische Reise nach Egypten zu machen, wie in den Zeitungen angekündigt worden. Dort kann er mit Wahl auslesen, mit Absicht sammeln, ein Ganzes bilden, während unsere europäischen Schätze planlos und zufällig zusammen gekommen sind. Wenn es ihm gelingen sollte, die Geschichte der Hieroglyphik aus den Denkmälern selbst zu entziffern, so ist diese Entzifferung noch weit mehr werth als das, was wir bis jetzt entziffert haben, mit den Alphabeten des Deutschen und des Franzosen; denn um meine Ansicht in Kürze auszusprechen, wir befinden uns am Anfang des Anfangs, und es geht uns wie den Kindern und enthusiastischen Reisenden, die einen hochberühmten Berg besteigen wollen, anfangs voll Muth und raschen Andringens, bis allmählig in den höhern Regionen die Ermattung unaufhaltsam eintritt und fast Athem und Kräfte wegnimmt.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Es war eine so große Seltenheit, nur ein Wort von dem alten wunderlichen Possenreisser zu vernehmen, daß eine allgemeine Stille am Tisch entstand; allein Bajatz machte zu der Zurechtweisung ein so langes und feyerliches Gesicht, daß er bald ein Gelächter erregte und die stockende Unterredung wieder in den Gang brachte.

„Was geben Sie mir, Herr Graf, wenn ich Sie in acht Tagen alle meine Künste lehre?" sagte er zu seinem aufgeräumten Nachbar. „In dem Hauptprinzip sind wir schon einig: Freyheit, die goldene Freyheit ist die Amme aller edlen Künste; dann kömmt die Courage, und daß einem nicht bangt eine Dummheit zu sagen, wenn er bezahlt ist um Witze zu reißen; die größten Dummheiten sind eben die besten Witze, wenn sie nur von einem aufrichtigen Herzen zu kommen scheinen; denn das muß man der edlen Menschennatur zur Ehre nachsagen, es ist nicht die Klugheit anderer Leute, sondern unsere eigene, die uns in dieser Welt am meisten zum Lachen bringt, und man fühlt sich nie klüger, als wenn man zu entdecken glaubt, daß andere honette Leute nicht ganz pferdedumm sind."

„Darin kann ich Ihnen nicht beystimmen," versezte Graf Fritz; „man kann eben so gut die eigenen Thorheiten als die anderer Leute belachen. Um auf eine künstlerische Weise die Dummheit dem Gelächter der Einfältigen Preis zu geben, muß man wohl obendrein ein Talent besitzen, das sich nicht durch Studium erlangen läßt; und vermöchten Sie auch mir in acht Tagen ihre ganze Theorie von der Bajatzrolle einzulernen, müßten Sie mir zugleich Ihren Humor und Ihr Gesicht leihen, wenn ich auf Ihre Weise auch nur einen einzigen zum Lachen bringen sollte."

„Sie schmeicheln, Herr Graf," entgegnete Bajatz; „meinen besten Humor schöpfe ich, wie der Kellner weiß, aus der grünen Flasche; und die Aehnlichkeit mit dem behenden Geschöpf, das der Teufel erschaffen haben soll, um uns Menschen zu parodiren, ist ein Vorzug, der eben nicht schmeichelhaft ist. Aber wie ich Ihnen sage, Herr Graf, ich will mich dazu verpflichten, in acht Tagen einen so guten Bajatz, wie irgend Jemand verlangen kann, aus Ihnen zu machen, insofern Sie wirklich die Ehrfurcht für unsere höchst treffliche Kunst besitzen, wie Sie es uns glauben machen wollen, und es des Edelmanns nicht unwürdig finden, auf dem Kopfe zu stehen, wo alle übrige wohlmeritirte Honoratiores sich nur ihrer Füße bedienen."

„Diese Lage Ihres thätigen Lebens war es eben meine Meynung nicht besonders auszuheben," gab der Graf, heiter das Glas ausleerend, zur Antwort; „sie würde mich gar zu sehr geniren, und eben das Ungezwungene und Kühne bey den equilibristischen Künsten ist es, was

mir gefällt. Wollte Demoiselle Ritter meine Lehrerin seyn, sollten Sie erfahren, daß ich ihr dankbarer und lehrwilliger Schüler werden würde. Ich habe nämlich nie etwas recht aus dem Grunde von Männern lernen können, und ich hätte nie das Alleingehen oder sprechen gelernt, wenn sich die Damen meiner nicht angenommen hätten."

„Schade, Herr Graf," nahm Giasinda das Wort, „daß ich mir Ihr schmeichelndes Vertrauen nicht aneignen und mich mit Ihrem Kindermädchen messen darf, sonst könnte ich große Lust haben, Ihre Lehrbegierde und Anstelligkeit auf die Probe zu stellen."

Die Wangen des Grafen glühten; mit lebhafter Begeisterung war er bereits im Begriff, das bald im Scherz gemachte Anerbieten anzunehmen; allein indem seine Blicke die heitere Giasinda suchten, um herauszufinden, ob er diese Aeußerung für Neckerey oder Ernst halten dürfte, begegnete ihm ein so tragischer Zug in dem bleichen, runzlichten Gesicht des Vaters, daß er erstaunt verstummte; denn der Ausdruck, womit der alte Komiker ihn betrachtete, bildete einen so grellen Gegensatz zu dem lustigen, kühnen Leben, von dem die Rede war, und zu dem heitern Leichtsinne der Tochter, daß es ihm schien, als könne hier ein flüchtiges, unbesonnenes Wort die Unseligkeit eines ganzen Menschenleben zur Folge haben. Die Stockung in der Unterredung, die dadurch eintrat, benuzte der alte Ritter, um sich zu erheben. Alle verließen nun bald den Tisch; man begrüßte sich flüchtig wie gewöhnlich, und Jeder ging in sein Zimmer.

Bey der Vorstellung desselben Abends war Graf Fritz wieder anwesend. Giasinda war diesen Abend noch schöner in seinen Augen als je vorher. Wenn er sich nun, ihr gerade gegenüber auf dem zitternden Seile und mit derselben Leichtigkeit wie sie, so mit ihr in der Luft schwebend, dachte, schien ihm keine Lage in der Welt reizender und schöner. Als sie in der glänzenden Mameluckentracht, mit den niedlichen Zehenspitzen auf dem Sattelkissen, an ihm vorbeyjagte, träumte er sich gleichfalls an ihre Seite und die Bühne drehte sich mit ihm um. Er sah noch immer nur sie, wenn Bajatz durch sein lächerliches Reiten alle Lungen in Bewegung sezte, und der alte Ritter mit einer unvergleichlichen Festigkeit und Sicherheit Beyde übertraf, indem er als wilder Jäger in einem Wirbellauf, dem das Auge kaum folgen konnte, mit dem Fuß an dem bloßen Rücken eines schwarzen schnaubenden Hengstes wie festgenagelt in dem Kreise herumfuhr. Endlich erblickte der Graf die schöne Zauberin als Kolumbine wieder und beneidete den Bajatz, der sie an der Hand fassen, sie umarmen durfte. Als nun auch der alte Ritter als Pierrot auftrat, und im komischen Mienenspiel sich selbst zu übertreffen schien, indem er allen Zuschauern ein unendliches Gelächter abnöthigte, vergaß Graf Fritz ganz den sonderbar ängstlichen und fast Entsetzen erregenden Eindruck, den dasselbe, jezt komische Gesicht am Tische auf ihn gemacht hatte. Er spendete ihm lauten Beyfall, und verließ wie berauscht mit den frohlärmenden Zuschauern den Saal.

Den nächsten Morgen saß Giasinda schon zu den Reitübungen angezogen, mit einer Mandoline in der Hand, in ihrem Zimmer, und sang leise ein heiteres Lied. Ihr Vater in einem feinen Morgenanzug, saß vor einem Schreibtisch voll Papieren und Büchern, in welche er so vertieft schien, daß er von allem, was um ihn vorging, nichts vernahm. Bajatz stand an einem großen Schranke, und half der tauben Madame Ritter Garderobe und einige Dekorationsstücke nachsehen, bey welchem Geschäft er sich viele ausgelassene Possen erlaubte.

„Meine Amorjacke muß auch zum Schneider, Madame!" sagte er, und warf ein seidenes Jäckchen mit einem Paar bunter Federflügeln auf den Stuhl — „sollten wir Amor und Psyche wieder geben, und ich wieder nach dem Olymp das Tau entlang hinauf reiten, darf ich doch die Flügel unterweges nicht verlieren. Und unser Mond, ach, der ist in einem kläglichen Zustande, wie soll ich vor einem lumpigen Monde seufzen können, wie schön auch Kolumbine sey! Der Mond muß auch zum Schneider."

„Das ist ja der alte Mond der Mutter, Pietro," sprach Giasinda; „wenn du für mich seufzen sollst, werde ich mir den neuen ausbitten."

„Als dieser Mond neu war, Kinder!" sagte die stille bleiche Frau seufzend „da war es eine glückliche Zeit; damals saß ich nicht an der Thüre bey der Kasse, damals saß der Vater nicht so schweigend und düster, die Ausgaben berechnend; da flog er mit Leib und Seele als ein wirklicher Amor vom Olymp herab, und holte sich seine Psyche — nun ist es anders!" Sie legte den kleinen, silberflorenen Lappen sorgfältig zusammen und kehrte sich ab, während sie heimlich eine Thräne aus den schwarzen, eingefallenen Augen drückte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Sept.

(Fortsetzung.)

Ein neulicher Aufenthalt in der Grafschaft Stafford im Hause des Grafen T., hat mir manche Gelegenheit verschafft über das Leben und Treiben der vornehmen Welt auf dem Lande Bemerkungen zu machen. Hier fürs erste etwas über eine, England, wie ich glaube, eigenthümliche Versammlung, nämlich ein Bogenschießen bey Lord Bagot zu Blythfield. Es hat sich nämlich in jener Gegend, so wie in den meisten nördlichen Grafschaften, seit den lezten sieben Jahren eine Schützengesellschaft gebildet, welche aus fünfzig Frauenzimmern und eben so

vielen Herrn aus den angesehensten und reichsten Familien besteht, und sich gewöhnlich vier Mal im Laufe des Sommers zur Uebung ihrer Kunst und zum geselligen Verein in den Häusern von vier vornehmen Herrn versammelt, die eine solche Zusammenkunft 300 bis 700 Pfund kosten soll, obgleich die meisten Mitglieder durch das Leihen ihrer Köche und Bedienten, Küchen- und Tischgeräthe sowohl, als durch Beyträge von Wildpret, Obst, und ich glaube auch Wein, ihr bestes thun, um seine Unkosten zu vermindern. Lord Bagots schöner Lustgarten, in einer der herrlichsten Gegenden auf dem Rücken einer Anhöhe gelegen, welche nach drey Seiten hin die prächtigste Aussicht gewährt, ist besonders für ein solches Fest geeignet. Wir kamen Nachmittags an, und ich wurde als Fremder dem im Vorsaal stehenden Herrn des Hauses nach Gebühr vorgestellt, und mit einem freundlichen Lächeln und stummen Bückling empfangen. In einem schönen Saale war ein langer Tisch reichlich und zierlich mit Obst, Kuchen, Wein u. s. w. beladen, um den einige Gruppen der bereits angekommenen Gäste her standen und mitunter aus der Hand aßen, während man im gegenüberliegenden Saale die Preise für die besten Schützen des Tages betrachtete. Diese bestanden aus: 1) einer schönen goldenen Tabaksdose, 2) einer silbernen Büchse für Fleisch und Brod auf der Jagd, 3) einer goldenen Kette, 4) einem goldenen Armband, und 5) einem Paar goldenen Ohrgehängen. Von diesen war ein Preis für die Herrn und einer für die Damen von dem Verein, zwey andere für die nicht zum Verein gehörigen Gäste beyder Geschlechter bestimmt, für welche alle aus einer Entfernung von sechszig Yards (180 Fuß) geschossen werden mußte; einer aber war blos den Frauenzimmern zugedacht, und galt der besten Schützin in einer Entfernung von dreyßig Yards (neunzig Fuß). Die Gesellschaft ward immer zahlreicher, Wagen folgten Wagen, und die Glocke am äußern Thorwege, welche das Zeichen zu jeder neuen Ankunft gab, war während dreyviertel Stunden beynahe in beständiger Bewegung, dennoch aber ging alles in der besten Ordnung und ohne alles unnöthige Geräusch vor sich. Inzwischen besahen sich einige von den Schützen den Schießplatz, brachten ihre Bogen und Pfeile in Ordnung, besprachen sich von ihren frühern Siegen und heutigen Hoffnungen auf eine so zwangslose Weise, als man es immer von einer englischen Gesellschaft erwarten kann. Denn ich muß, um nicht auf diesen Punkt zurückkommen zu müssen, hier ein für allemal bemerken, daß, obgleich es offenbar der Zweck dieser Vereine ist, sich heiter und froh und frey von den Fesseln der höfischen Konvenienz, in der freyen Natur der Geselligkeit hinzugeben, der schüchterne Charakter der Nation und die angewöhnte freudetödtende Steifheit sich bey allen Gelegenheiten blicken liessen und gewiß den Genuß bey allen um vieles verminderten. So mußte z. B. ein Jeder wissen, daß unter allen gegenwärtigen Fremden keiner war, der nicht entweder vom Hausherrn eingeladen, oder von einem der Mitglieder mitgebracht und dem Hausherrn vorgestellt worden war, folglich wissen, daß es lauter Personen waren, mit denen man ohne Gefahr sprechen konnte. Da von Niemand erwartet wird, daß ein zufälliges Zusammentreffen in einer grossen gemischten Gesellschaft eine fortgesezte Verbindung oder Erneuerung der Bekanntschaft bey jeder künftigen Gelegenheit nach sich ziehe, so sprach keiner mit dem andern, selbst über die gleichgültigsten Dinge, auch sogar dann nicht, wenn ihm die Person bekannt war und er sich derselben ebenbürtig wußte; so sah ich von der einen Seite einen der ersten Edelleute im Lande, und auf der andern zwey der artigsten Mädchen, Töchter eines bekannten Parlamentsmitgliedes, oft über eine halbe Stunde lang allein stehen, wobey leztere nur zuweilen aus der Ferne angeschielt wurden, wenn es sich gerade fügte, daß die zu ihnen gehörigen Personen oder die wenigen, welche sie kennen mochten, abwesend oder beschäftigt waren; daß mir, dem unbekannten Fremden, ein ähnliches Loos widerfuhr, und der Hausherr es mir, so wie jedem andern seiner Gäste überließ mich zu unterhalten so gut ich konnte, durfte mich also nicht wundern. Auch hörte man nichts von dem ermunternden Beyfallrufen bey guten Schüssen, oder dem schallenden Gelächter bey schlechten, den lauten Anfragen und den schnellen Antworten und andern ähnlichen Dingen, welche in andern Ländern dergleichen Festen das wahre Leben ertheilen; alles ging still, ehrbar und ehrlich zu, und man schien sich nur fortzutreiben, weil es so hergebracht war. Nur gegen Abend, als eine der Scheiben unbenuzt stand, bemächtigten sich einige Knaben derselben, und schossen und jauchzten nach Herzenslust, und zeigten hierdurch ihren Eltern und Geschwistern, wie man eigentlich froh seyn müsse um es recht zu seyn. Indessen kehren wir zur Erzählung zurück. — Etwas nach drey Uhr sezte sich die Gesellschaft in Bewegung, die Musiker der Grafschaftsmiliz in weißer Uniform, welche schon seit einer Stunde vor dem Hause gespielt hatten, an der Spitze, den Jägerchor aus dem Freyschütz spielend; ihnen folgte Lord Bagot in der Uniform der Gesellschaft (einem hellgrünen Rock mit gelben Knöpfen und weißem Futter, weißen langen Beinkleidern und Weste und gewöhnlichem runden Hut) mit der Gräfin von Shrewsbury, einer katholischen Dame, welche mit ihrem Gemahl viel in Deutschland gewesen, als derselbe noch Herr Talbot war. Ihm folgten eine Menge Frauen und Herrn, theils paarweise, theils gemischt, theils in Uniform, theils nicht; denn auch die zum Verein gehörigen Damen tragen eine Art von Uniform, nämlich ein grünseidenes Oberkleid mit einer Art von Blättergarnitur und zwey Reihen enger goldener Borden um den Gürtel besezt, einen niedlichen Hut von ähnlichem Stoff, mit zwey oder drey weißen Straußfedern geziert. Die meistentheils jungen, zarten und mitunter sehr schönen Gestalten, mit dem netten, einfachen Anzuge, dem langen glatten Bogen und den niedlich befiederten Pfeilen in der Hand, bildeten wirklich einen recht erfreulichen Anblick. Vor allen zeichnete sich Lady Cecil Talbot aus, die einzige Tochter des Grafen Talbot, Lordlieutenants der Grafschaft, welcher auch öfter in Deutschland gereist ist, und gewiß dort vielen, sowohl durch seine vielfachen ökonomischen Kenntnisse als durch die freymüthige Offenheit und treuherzige Biederkeit, welche der ganzen Familie eigen sind, vortheilhaft bekannt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 234.

Der Hunger.

Räthsel.

Es ist ein Wort, dreydeutig dem Germanen;
Einst war das Erste furchtbar seinen Ahnen;
Der schwere Zeiger der Geschichte rückt,
Der Deutsche erbt das Scepter; ihr erblickt,
Wie dem erwählten deutschen Sohne
Im Zweyten die gewicht'ge Krone
Der Bischof auf die Stirne drückt,
Es kreist im hochgewölbten Saale
Das Dritte bey dem Krönungsmahle.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Oktober 1827.

Beklagen, was genommen,
Befürchten, was soll kommen,
Dieß läßt der Menschen Thun
Nie, oder wenig ruhn.

Fr. v. Logau.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

„Das war vor meiner Zeit, Madame!" entgegnete Bajatz. „Nun ja! eine solche Mondscheinszeit kann auch nicht ewig dauern; allein darum wollen wir nicht den Kopf hängen lassen. Werden Sie und Herr Ritter nie mehr froh und lustig, so steckt es auch mich an, fürchte ich, und ich werde ein miserabler, melancholischer Bajatz; wie wird es dann mit der Lustigkeit und mit der Einnahme aussehen? Signora kann zwar wohl noch ein Dutzend Jahre die jungen Gimpel, und unser Alter die soliden Honoratiores ins Haus locken, allein der Plebs, Madame, der hochgeehrte Plebs, gehört mir; schrie ich nicht Janhagel ins Haus hinein, würde der ganze dritte Platz leer stehen, und der ist doch der größte. Singen Sie, singen Sie doch, Signora Giasinda, damit die Mutter die alten Geschichten vergesse," fügte er halb leise hinzu, während er einige alte Garderobestücke hervorzog und ihre Gebrechen untersuchte.

„Die arme Mutter!" seufzte Giasinda, „sie ist dieses Lebens satt, und es ist doch so unendlich ergötzlich. Ich sehe es wohl ein, wenn man sich nicht länger geltend machen kann, muß es langweilig seyn; allein es ist doch tausendmal besser als in der Scheune in Florenz zu sitzen und mit der abscheulichen Mosaik sich abzuquälen."

„Florenz," wiederholte Madame Ritter, die nur dieß Wort vernommen hatte, „sehnst auch du dich nach Florenz, mein Kind? Herr Gott! kannst du dich dessen noch erinnern? du warst doch nur fünf Jahre alt, als wir von dannen zogen. Ja, du hast Recht, dort war es, selbst in unserm großen Elend und Armuth besser. Dort saßest du als ein kleiner Gottesengel bey uns in der armseligen Spelunke und betrachtetest die Mosaikarbeit; und erkanntest du dann ein Heiligenbild oder die göttliche Jungfrau, so faltetest du fromm und schön die kleinen Hände und betetest zu ihr. Aber dann mußten wir hin, um die fremden Seiltänzer zu sehen."

„Ach ja, Mutter! das vergesse ich nie;" unterbrach sie Giasinda; „es war mein Glück."

„Gott bessere es, das saubere Glück, mein Kind," fuhr die Mutter fort. „Das Glück habe ich gekannt, ehe du geboren warst; mögest du es nie so kennen lernen!"

„Allein warum sind wir denn nicht in Florenz geblieben, Mutter? ich bin gewiß Schuld daran gewesen; ich habe dich gewiß Nacht und Tag gequält, bis mir gestattet wurde, tanzen und reiten zu lernen?"

„Nein, mein Kind! du trägst die Schuld nicht; die alte Lust wachte wieder auf, es war als hätte uns die Tarantel gestochen, damit wir die Welt durchtanzen und dich zu den unglückseligen Künsten erziehen mußten. Wären wir in Florenz geblieben, hättest du nun still und ehrbar im Kloster gesessen, statt dessen du jezt als ein leichtfertiges Weltkind alle Tage das Leben aufs Spiel setzen mußt, um für die Eltern Gold und für dich selbst verderbliche Schmeicheley und Bewunderung einzuernten. Noch

bist du unschuldig und froh; allein der Himmel behüte dich, Kind! selbst mußt du alle Tage die Verderber hundertfältig um dich herlocken."

„Aber liebe, gute Mutter! du hast ja selbst mit Lust und Freude die nämliche Kunst ausgeübt; und du bist ja doch immer so gut und fromm; warum sollte denn ich schlecht und verdorben dadurch werden?"

Die Mutter schwieg plötzlich. Giasinda bemerkte nicht, daß ein bitterer, unmuthsvoller Blick des alten schweigenden Vaters jene getroffen hatte.

„Setzen Sie doch der Signora Giasinda solche Grillen nicht in den Kopf, Madame!" sagte Bajazz. „Sie kann immer früh genug den Muth und zugleich die Heiterkeit verlieren, und dann mag der Henker länger salto mortale machen, besonders wenn sie so fortfährt meine gute Laune auf die Probe zu stellen und bey meinen züchtigen Liebeserklärungen und täglichen Kniefällen zu lachen, welche mir im lezten Jahre circa zehn Paar theure Pantalons von Diablementfort gekostet haben."

„Ist es denn nicht genug, Pietrochen, daß ich jeden Abend deine zärtliche Liebhaberin auf den Brettern bin? soll ich es nun auch außer der Bühne seyn, mußt du mir hübsch gestatten unerbittlich zu bleiben. Alles, was ich für dich thun kann, ist, daß ich dir ein weißes Kniekissen nähe, auf welchem du mit weniger Mühe und Kosten den Korb vor meinen Füßen empfangen magst. Bringe nun die Mutter auf andere Gedanken und laßt uns froh seyn." Darauf begann Giasinda ein lebhaftes und heiteres Akkompagnement zu spielen, wozu der kleine Pietro tanzte und salto mortale machte. Giasinda sang:

Herrliches Wagespiel,
Schwebe empor zum Ziel,
Heb' dich im raschen Schwung
Salto mortale-Sprung.

Noch in der Wieg' ich sah
Strahlend die Fee mir nah;
Zeh'spitz' auf Flügelroß
Schnell sie vorüberschoß.

Hoch in dem Wolkensaal
Sah ich den Silberstrahl,
Fein auf des Glückes Rad
Schien mir gewirkt der Draht.

Fest er am Himmel stand;
Flügel an Fuß und Hand,
Zu Gottes Engelein
Tanzte ich fröhlich ein.

Noch in dem Wolkensaal
Winkt mir der Silberstrahl,
Stahldraht im Fackelglanz
Zittert beym lust'gen Tanz.

Nicht mir das Leben bricht,
Erde berühr' ich nicht.
Hell glänzt der Himmelssaal
Tanz' ich in lust'ger Hall'.

Kaum hatte sie das Lied geendet, als es an die Thüre klopfte. Pietro öffnete sie, und im glänzenden Kunstreiter-Kostüme, mit einem Federhut in der Hand und einer goldgestickten Schärpe um das dunkelblaue seidene Wams, trat ein großer junger Herr ins Zimmer und begrüßte die erstaunte Familie, die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, eben so, wie jene gewöhnlich das Publikum von der Bühne begrüßte. Trotz der Maskeradetracht und des angekleisterten Stutzbarts erkannte Giasinda sogleich den Grafen, und errieth den Grund seines Besuches und des sonderbaren Kostüms.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nikanders Runen.

Wir führen unter obiger Aufschrift unsern Lesern die neuesten Gedichte des berühmten schwedischen Sängers, Karl Nikander, vor; ein Stoff, der von doppeltem Interesse wurde, theils weil uns in diesen Gedichten jener geheimnißvolle Zauber alter nordischer Poesie erhalten und in neue, kräftige Bilder gewoben scheint, theils auch weil zwey treffliche Geister, unabhängig von einander, die Deutung dieser Lieder in deutscher Sprache versucht und uns übergeben haben. Wir werden unsern Lesern zuerst eine Beschreibung dieser Runen von Frau Amalie von Helwig, geb. Freyin von Imhof, vorlegen, die uns mit der Eigenthümlichkeit dieser Gesänge wie mit ihren geschichtlichen und lokalen Momenten bekannt macht; darauf werden wir eine treue rhythmische Uebertragung vom Ober-Konsistorial-Rath Monike, welche die Melodie, den Hauch dieser Runen, wiederzugeben sich bemüht, folgen lassen, überzeugt, daß so ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild dieser großartigen Dichtung gewonnen werden könne.

Die Red.

* * *

Seitdem die Literatur in Schweden auf dem Wege selbstständiger Ausbildung so schnell als glücklich fortschreitet, wird darin das Bewußtseyn von dem Besitze eines Schazzes, sowohl in mythischer als geschichtlicher Hinsicht, fühlbar, der, einer lang vergessenen Goldgrube gleich, seine gesparten Reichthümer verschwenderisch demjenigen zu spenden verspricht, welcher mit kräftig freyer Brust die benebelnden Dünste dunklen Wahnes zu besiegen vermag, die über denselben brüten, und mit dem steten Grubenlichte weiser Forschung die Schlacken verjährter Ueberlieferung vom reinen Metalle sondernd, sowohl das volksmäßig Heldenthümliche als das rein Menschliche daraus zu Tage fördert, da eben in der Verschmelzung dieser beyden Elemente das Poetisch-Romantische für alle Zeiten ruht.

Manche früheren Versuche, von verschiedenen Dichtern unternommen (welche dem Hofe Gustav III. angehörten,

und aus denen jener König die schwedische Akademie nach dem Muster der französischen gebildet) mußten eben deßhalb mißglücken, weil die Formen einer, selbst auf dem eigenen Boden nur kümmerliche Früchte tragenden Institution, ihrer Natur nach ganz dem Aeußerlichen zugewendet, nimmermehr in dem tiefen Felsengrunde des Nordens Wurzel schlagen, wie noch weniger ein gedeihliches Gewächs aus dem trocknen Samen frivolen Weltverstandes und herzloser Sinnlichkeit aufkeimen konnte, wo gleich den Bäumen, die ihre tausendjährigen Aeste dort über die blauen Seen strecken, nur aus dem Ernst der Gesinnung und der Tiefe des Gemüthes sowohl Wissenschaft als Poesie sich in eigenthümlicher Kraft entfalten.

Indem ich mir vorbehalte, anderweitig den Gang der neuesten Literatur wenigstens im Umrisse aufzuzeichnen, sey es mir hier erlaubt, einer Leistung zu erwähnen, die sowohl den Geist der jetzigen schwedischen Jugend, in Beziehung auf Poesie, als auch dieselbe Gesinnung bekundet, durch welche vormals jene, in der nordischen Sage so berühmten Stallbrüderschaften entstanden, und die sich neuerdings dort, wenn auch zarter, doch nicht weniger innig, in dem Bündniß offenbart, das die Talente zweyer Jünglinge in dem edlen Streben vereint, die Heldengeister hoher Altvordern durch Lied und Bild zu verherrlichen. Dieser frische Kranz gereicht, als Erstlingsgabe jenes Freundschaftsbundes in dem neugeweihten Tempel nordischen Gesanges dargebracht, diesem eben so zur Zierde, als er dem Vaterlande für die Zukunft noch schönere Früchte verspricht.

Bereits im zehnten Hefte der Iduna von 1824 hat der Verfasser des schon vor einigen Jahren erschienenen Trauerspieles, das Runenschwert, Karl A. Nikander, sechszehn Gedichte herausgegeben, wovon jedes mit einer der Runen überschrieben ist, welche das nordische Alphabet ausmachten. Seine Meynung ging jedoch keineswegs dahin, hier ein poetisches ABC, noch weniger eine trockene Erklärung über der Runen Benennung zu liefern, etwa wie die angelsächsischen kleinen Gedichte, welche in Grimms Abhandlung über die deutschen Runen, zu lesen sind. Der Verfasser dieser Runen beschränkte sich vielmehr, nach seinen eigenen Worten, in den erwähnten Gedichten eine Art geistiger Panoramen aufzustellen, eine Reihe von Gemälden aus vaterländischer Natur und Geschichte, indem er den Runenkreis als einen gemeinsamen, altväterisch-ehrwürdigen Rahmen für die gesammten Bilder benuzte. Mit wenigen Ausnahmen gehören sie der Vorzeit an; daß eines oder das andere spätere Erinnerungen darstellt, eines aber der Hoffnung geweiht ist, hält der Dichter um so zulässiger, als die Runen selbst noch unter dem Volke, besonders in Dalekarlien und den meisten entlegenen Provinzen Schwedens fortleben, alle Erinnerungen aber dunkel und kalt sind, wofern sie nicht vom Sterne der Hoffnung angestrahlt werden.

Mit allgemeinem Antheil bey ihrem ersten Erscheinen aufgenommen, traten kürzlich diese sechszehn Gedichte in der ihnen von der Freundschaft bereiteten Ausstattung, zu einem Quartband vereinigt, würdiger ans Licht, indem jedem der Gedichte eine Zeichnung beygefügt ist, welche von dem Baron Hugo von Hamilton, Kammerherrn I. K. H. der Kronprinzessin von Schweden, erfunden und selbst in Paris lithographirt, dem Werke eben sowohl zur Zierde, als einer Freundschaft zum Zeugniß gereichen, die, während ihrer Studien in Upsala entstanden, seit Jahren diese beyden jungen Nordländer verbindet, wie hier des heitern Gefährten Talent die hohen Gestalten, welche dem Freunde in ernsten Dichterträumen vorüberzogen, anschaulich dem Blicke des Lesers vorführt.

ᚠ

Dieses Zeichen (F.) beginnt das geheimnißvolle Alphabet, mit dem unsere Phantasie gewohnt ist, die Formen dunkler Beschwörungen zu verbinden. Die wohlklingenden Trochäen feyern Freyers Aehren, den schönen Augenblick des Jahres schildernd, wo die grün wallende Saat, von milden Regenschauern befeuchtet, der Hoffnung des Landmannes entgegen reift. Klar und heiter, wie der erste warme Sonnenstrahl nach des Regens Erquickung über der Landschaft, schwebt das Gedicht, in der milden Vorstellung von Freyers fernerem segensvollem Walten, diesen Moment verklärend, wie die Lerche freudig wirbelnd über das Lenzgefild emporsteigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

10.

In den Hof Herr Pänteley tritt,
Kusma's Sohn in den weiten Hof;
Bis zur Erde hängt ihm sein Marderpelz,
Hoch sich hebt seine Zobelmütz',
Endlos ist über ihn Gottes Gnad'.

Sehn aus der Stadt die Bojaren ihn,
Die Bojarinnen aus dem Frau'ngemach,
Hinterm Vorhang seine verlobte Braut.

Drauf die Bojaren: wer ist der Mann?
Die Bojarinnen: wer ist der Herr?
Spricht die Verlobte: mein Bräutigam.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Nach vier Jahren hat nun wieder eine öffentliche Ausstellung der Produkte des Gewerbsfleißes statt. Diese Ausstellungen haben immer etwas Eitles von Seiten der Regierung; sie will zeigen, was für glänzende und kostbare Waaren im Reiche verfertigt werden; daher denn auch Alles auf die Augenweide berechnet ist. Die Redaktoren der hiesigen Tagesblätter, selbst der freysinnigen, nehmen immer die Backen voll, wenn solche Ausstellungen in Paris veranstaltet werden. Ein Herr Rey, vermuthlich derselbe, welcher eine gelehrte Abhandlung über die Shawls geschrieben hat, schlägt sogar in einer eben erschiene-

nen Flugschrift vor, man solle einen eigenen Pallast zum Behufe solcher Ausstellungen bauen. An prachtvollen Plänen und Projekten hat es in Paris nimmer gefehlt; hätte man alle die Palläste gebaut, die von Projektmachern vorgeschlagen worden sind, so bestände jezt die Stadt Paris aus lauter Pallästen, aber die Einwohner müßten vielleicht in Hütten umher wohnen. Zur Regierungszeit Napoleons schlug ein schmeichelnder Redner im gesetzgebenden Korps vor, man solle einen Tempel bauen, um Napoleons Degen zur Friedenszeit darin aufzubewahren; dieser Tempel würde selten benuzt worden seyn, und vielleicht wurde er deßhalb auch nicht erbaut; dann sollten allerley andere Gebäude errichtet werden, ein Opernpallast für 12000 Zuschauer, eine Orangerie, die zum Spaziergange im Winter für die Pariser dienen sollte u. s. w. Ehe nun der neue Pallast des Hrn. Rey, den sogar der Constitutionnel sehr empfiehlt, erbaut wird, sollte man erst die Frage beantworten, ob denn auch Ausstellungen wie die jezige wirklich nüzlich und des vielen Geldes werth sind, das sie kosten; blos das Errichten von vier bedeckten Gängen im Hofe des Louvre, zum Behufe der jezigen Ausstellung, hat beynahe eine halbe Million gekostet. Dazu rechne man nun das Herbeyschaffen so vieler Waaren aus allen Gegenden Frankreichs, die vielen Leute, die man zur Aufsicht besolden muß, die Belohnungen, welche hernach ausgetheilt werden u. s. w., so wird leicht eine Million herauskommen, und diese Million muß doch aus der Tasche der Nation genommen werden, wie alles andere Geld, das die Regierung vertheilt. Besser wäre es, diese Million in der Tasche zu lassen, da sie aber nun einmal genommen wird, und auf eine andere Art verschwendet würde, wenn sie nicht jene Bestimmung erhielte, so ist es doch noch immer gut, daß sie auf eine solche Art ausgegeben wird, die dem Kunst- und Gewerbfleiß zu gute kömmt. Uebrigens hat diese Ausstellung wieder, wie die vorigen, das Ansehen eines prächtigen Jahrmarktes; die Gallerien sind in Buden abgetheilt, jeder Fabrikant hat seine Waaren so sinnreich und geschmackvoll als möglich zur Schau gestellt, und man wandelt an den Buden entlang, als ob man im Palais royal oder in den bedeckten Gängen neben dem Palais royal spazieren ginge. Deßhalb sollte man auch denken, daß es keines solchen Aufwandes zu einer Ausstellung in Paris bedürfe, da Jahr aus Jahr ein, vom Morgen bis zum Abend die neuesten Produkte des französischen Kunstfleißes zur Schau gestellt werden. Das einzige, was die Ausstellung im Louvre auszeichnet, ist, daß hier die Produkte einigermaßen systematisch geordnet sind; so hat man die Gewebe in einer Gallerie, die in edlen Metallen gegossenen oder getriebenen Sachen in einer andern u. s. w., zusammengestellt oder zusammenzustellen gesucht, denn manchmal haben Abweichungen stattgefunden; indeß sieht man doch immer etwas Klassifizirung, und man kann mit einem Blicke das Gleichartige überschauen und mit einander vergleichen. Da sind denn wieder die prächtigen Tücher und Shawls von Ternaux und andern Fabrikanten zu Sedan, Elboeuf u. s. w., die kostbaren Seidenzeuge mit Gold- und Silbergewirken aus Lyon, die feine Leinwand aus St. Quentin, die Kattunzeuge aus Mülhausen u. s. w. Die Farben und Gestalten haben seit der lezten Ausstellung manche Veränderung erlitten, aber der Gehalt ist stets derselbe. Paris hat sich, wie zuvor, durch kostbare Metallarbeiten, Silber- und Goldgefäße, Krystalle, Tapeten, Buchdruckerey und Binderey, Kupferstiche u. s. w. ausgezeichnet. Der überflüssigen Luxuswaaren, die grossentheils mit einem bewundernswürdigen Fleiße und einem hohen Kunstgeschmacke gearbeitet sind, ist eine unendliche Menge; freylich muß man bedenken, daß Paris mit solchen Waaren alle diejenigen Länder versieht, die des Geldes zu viel und des eigenen Kunstfleißes zu wenig haben. Man sieht da Tischchen, die so niedlich aus feinem Holze gedrechselt und geschnizt, mit farbigem Holze eingelegt, und gar mit Miniaturgemälden geziert sind, daß man sich derselben nicht bedienen kann, sondern sie zur Schau beynahe unter einen gläsernen Kasten stellen muß; da stehen die geschmackvollsten Gefäße aus allerley bunten Steinen, Alabaster, Marmor, getriebenen Metallen, Nachahmungen gothischer Gebäude u. dgl., deren Daseyn und Erfindung Dreyviertheile der Bewohner von Paris kaum erfahren, und die man aufs Bequemste entbehren kann, die aber freylich eine schöne Zierde der Gemächer der Reichen sind. Zu bemerken sind bey der Ausstellung die vielen Nachahmungen gothischer Formen; hievon war bey der Ausstellung im Jahr 1823 keine Spur vorhanden; der Geschmack daran ist also erst seit vier Jahren entstanden. Tafeluhren, Lampen, Tische, Kirchengeräthe, Titelvignetten, Flacons, alles beginnt gothisch zu werden,

(Der Beschluß folgt.)

London, Sept.

(Fortsezung.)

Der Schießplaz, nur wenige hundert Schritte vom Hause, war ein ebener Grasplaz, welcher auf drey Seiten mit Bäumen und Gebüsch umgeben ist, und nur auf einer Seite eine freye Aussicht in die Ferne gestattete. Hier waren zwischen bequemen Gartensizen in freyer Luft oder unter geräumigen Gezelten acht Scheiben aufgestellt. Diese bestehen aus viereckigen Stücken Wachsleinwand, auf welchen vier breite Ringe um einen goldenen Mittelpunkt von etwa sechs Zoll im Durchmesser gezeichnet sind. Die Scheiben standen paarweise, eine gegen der andern über, in gleichen Entfernungen von sechszig Yards von einander. Die Pfeile bestanden aus leicht befiederten Rohrstöckchen, welche unten stumpf und mit Eisen beschlagen waren, und bohrten sich, von den stark gespannten Bogen abgeschnellt, ziemlich tief in die schräg liegenden Scheiben ein, die jedoch im Verhältniß der Menge der Schüsse nicht sehr häufig getroffen wurden. Die Schüzen theilten sich in drey Partbieen von zwölf bis fünfzehn Personen beiderley Geschlechts, von denen jede ein Paar Scheiben in Besiz nahm. Nachdem der Sekretär die Namen nach dem Loose aufgeschrieben, ward Nr. 1 und 2 hervorgerufen; je zwey Nummern wechseln mit einander ab, und so geht es fort, bis jede Person zwey Pfeile abgeschossen. Sobald die Reihe bey allen Partbiern durchgegangen, welches fast immer zu gleicher Zeit geschieht, so spielt die Musik einen Marsch, und die Schüzen ziehen zu der Scheibe, auf die sie eben geschossen, sammeln ihre Pfeile und schießen sie in derselben Ordnung nach der Scheibe zurück, vor welcher sie vorher ihren Standpunkt gehabt u. s. f. bis Ermüdung, oder der einladende Duft des aus dem Hause her winkenden Mahles der Unterhaltung ein Ende macht. So oft ein Pfeil einen Ring trifft, befestigt ein bey der Scheibe aufgestellter Knabe, der zugleich mit einer Art von Peitsche das Zeichen gibt, wie viele Ringe man geschossen, einen kleinen papiernen Ring von der Farbe des getroffenen daran; diese Ringe bewahrt der Eigenthümer sorgfältig auf, und übergibt sie am Ende des Schießens dem Sekretär, welchem die Entscheidung über die Gewinnste nach diesen Belegen überlassen bleibt, und die er wohlweißlich immer erst beym Desert verkündigt. So oft das Gold getroffen wird, verkündigt es die Musik durch ein rauschendes Allegro. Das Ganze bildete einen sehr belebten und unterhaltenden Auftritt selbst bey dem englischen Phlegma, der die Schüzen so wenig als die Zuschauer für keinen Augenblick verließ, so daß man oft in einer aus mehr als 200 Personen bestehenden Versammlung kaum ein Flüstern vernahm.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Oktober 1827.

Die Elohim — sie fingen gleich zu modeln an,
Nach ihrem eignen Ebenmaße
Mit Händen, Füßen, Rippen, Mund und Nase,
Mit Ohren und mit Augen, die Figur,
Die schönste der unzähligen Gestalten
In der unendlichen Natur.

J. J. Baggesen.

Ode.

Wenn du, Natur, eine Gestalt bilden willst,
Vor den Augen der Welt, wie viel du vermagst, darzuthun,
Ja dann trage der Liebling
Deiner unendlichen Milde Spur!

Alles an ihm werde sofort Ebenmaß,
Wie ein prangender Lenz von Blüthen geschwellt, jedes Glied,
Huldreich alle Geberden
Alle Bewegungen sanft und leicht.

Aber in sein Schwärmergesicht prägest du
Den lebendigen Geist und jene, wenn auch fröhliche,
Doch kaltblütige Gleichmuth,
Wiegend in Ruhe, Begier und Kraft.

Graf v. Platen.

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

ᚢ

Ernster gesellt sich die Rune (U), die Schilderung des Urdarbrunnens, dem des Nordens tiefsinnige Mythe die Eigenschaft zuschrieb, Alles zu reinigen, was in seinen Wellen untertauchte. Die Flut der Zeit, unaufhaltsam strömend, wäscht, nach den Worten der Volu Spa blutbefleckte Hände und Gewande rein, und färbt den schwarzen Raben, daß er der weißen Taube ähnlich wird — nur das Herz des Verräthers vermag sie nicht zu ändern, und hierin zeigt sich die Konsequenz der Mythe, da eine blutig rasche That, das Werk des Augenblicks, wie manches andere Verbrechen die Frucht einer unseligen Stunde ist, dahingegen die wohlthätige Läuterung der alles mildernden Zeit sich nicht auf die Bösartigkeit der Gesinnung erstreckt.

ᚦ

Diese dritte (Th) verherrlicht das Andenken eines Volksfreundes, Thorgny genannt, der als Lagmann dessen Rechte vertheidigte, und von Sturleson als einer der trefflichsten Männer des alten Nordens bezeichnet wird. Das Gedicht, einfach und kraftvoll wie sein Gegenstand, gibt selbst von jener Beredtsamkeit ein Bild, die aus furchtloser Brust hervorströmend, selbst Könige mit edler Freyheit bey übereilten Ueberschreitungen ihrer Macht zurechtwies, und das Volk belehrend lenkte.

ᚬ

Die vierte (O) steht an der Spitze einer schö-

nen Prophezeihung der ruhmvollen Bedeutung, die einst der Name Oskar für Schweden haben werde, und schließt mit dem Gelübde, daß Nordens Jünglinge bey erwachendem Kriegssturme freudig vor (d. h. von ihm angeführt) und für Oskar sterben werden.

ᚱ

Die fünfte (R) erzählt uns vom Vater, der mit dem Söhnchen am Ufer des Mälars wandelt, indeß der Bauer hinterm Pfluge daherschreitend aus eben aufgelockerter Erde weißes Gebein hervorstößt. Ryss Graf (Russengrab) ruft der Landmann zugleich mit dem Städter bey diesem Anblick, dem der Knabe gespannt nachfrägt. Der Bauersmann stimmt hierauf im Volkstone ein Lied an, das von den Verheerungen der Russen in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und der kühnen That schwedischer Bauern erzählt, die am Ufer des Mälars mehrere feindliche Fahrzeuge zerstörten und die Mannschaft derselben unter ihren Aexten und Beilen hier das Grab finden ließen, wovon noch jezt eine schmale Landzunge den Namen trägt.

ᚴ

Die sechste (K) bezieht sich auf eine Sage aus früherer Zeit, und in kühnen Tönen singt unser Dichter den kecken Sprung, den ein Schwedenkönig, verfolgt durch Feindesschaaren, auf muthvollem Rosse von dem höchsten Gipfel einer im Mälar gelegenen Felseninsel herab in den See gewagt, und so seinen nahenden Verfolgern entging, indeß das treue Pferd den Fürsten ans jenseitige Ufer trug, der zum Andenken überstandener Gefahr einen grossen kupfernen Hut hoch auf jener Klippe aufrichten ließ, wo in der Eile der Flucht ihm dort einst der seine entfallen.

Die schöne Ingborg und Hjalmar, aus der Hervara-Sage im Norden allbekannt, liehen den Stoff zur siebenten

ᚼ

ten (H). Diese Tochter des Upsala-Königs, Ingwe, starb, einer Heldenbraut würdig, klaglos auf der Leiche ihres, als Sieger über Aganthyr, doch zum Tod verwundeten Hjalmars, und nimmt mit Recht eine der ersten Stellen im Reigen edler Frauen und Jungfrauen ein, den die nordische Sage, zur Ehre des schwächeren Geschlechtes, aus lang versunkenen Tagen heraufführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

„Ey, Graf Falkenberg!" rief Giasinda ihm entgegen, „Sie nehmen mich beym Wort, wie ich sehe, und wollen bey mir in die Schule gehen. Bravo! Ihr Auftreten ist glänzend und das Kostüm geschmackvoll. Sie müssen mich aber entschuldigen; ohne die Genehmigung des Vaters darf ich aus diesem Scherz keinen Ernst machen; und sollten Sie bey dem ersten Versuche den Hals brechen, würde es mir in der That leid thun."

„Wozu dieser Scherz, mein Herr!" sagte nun der alte Ritter, sich erhebend. „In unserm häuslichen Kreise spielen wir nicht Komödie. Es ist eine eigene Weise, auf die es Ihnen beliebt, uns und unserm Metier Ihre Achtung zu bezeugen, indem Sie sich zu dem Gebrauch und den Manieren unsers Farcenlebens herablassen, und in unsere Zunft mit allen unsern Pfauenfedern hineintreten. Diese Vertraulichkeit, mein Herr! ist so weit entfernt mir zu schmeicheln, daß ich sie für einen bittern, höhnischen Spott halten würde, wenn Ihr Leichtsinn und ihre Ausgelassenheit mir nicht die Ueberzeugung gewährten, daß Sie nicht daran gedacht haben, Andere als sich selbst zu kompromittiren."

Dieser Empfang stimmte den Grafen plötzlich sehr ernst; er vergaß allen Scherz und die lustige Weise, auf die er gedacht hatte, sich als Dilettant dem Künstlervereín vorzustellen.

„Entschuldigen Sie, Herr Ritter!" begann er fast betreten, „wenn ich so unglücklich gewesen bin, Sie zu verletzen. Ich komme in der That in der ganz ernstlichen Absicht, mir Ihre Leitung in einer Kunst zu erbitten, die ich so wenig gering schätze, daß ich meines Vergnügens wegen Willens bin, sie gründlich zu erlernen. Mit Freude werde ich so viel darauf verwenden, daß Sie ohne Verlust mir täglich in vierzehn Tagen, oder so lange Sie sich hier aufhalten, einen zweystündigen Unterricht geben können."

„In vierzehn Tagen glauben Sie also das gründlich erlernen zu können, worin ich, nach dreyßigjähriger Uebung mich noch nicht als Meister erkenne?" entgegnete Ritter düster. „Ich muß gestehen, entweder hegen Sie sehr hohe Gedanken von ihrem equilibristischen Genie, oder auch Sie sehen das Ganze für eben so leicht an, wie auf Stelzen zu gehen."

„Einige Fertigkeit und Uebung besitze ich schon," versezte Graf Fritz eifrig; „von meiner Kindheit an habe ich einen leidenschaftlichen, beynahe unbändigen Drang zu solchen Dingen empfunden. Ich erkenne Sie und Ihre Tochter als die größten Meister dieser, der freyesten und verwegensten aller Künste, und ich würde mich Ihnen unendlich verpflichtet —; „er hielt plötzlich inne, und sah den Al-

ten mit Erstaunen an. Ueber das bleiche, tief gerunzelte Antlitz zog ein flüchtiger Ausdruck von wilder Freude und bittern verzehrenden Schmerzes; ein jugendliches Feuer funkelte aus den dunkeln Augen; allein das plötzlich aufflammende Leben verschwand wie ein Blitz, indem er dem jungen lebensfrohen Grafen starr und durchdringend in die Augen schaute. „Ja, ganz recht," sprach er dumpf vor sich hin, „so habe auch ich einst ausgesehen, so stand auch ich vor meinem alten Meister und dachte in den Himmel hineinzuspringen, als ich in den tiefen, unermeßlichen Abgrund versank. Laßt uns allein, Kinder!" fuhr er zu den Anderen hingewandt fort. „Setzen Sie sich, Herr Graf, wir müssen mehr miteinander sprechen. Wollen Sie mein Schüler seyn, will ich Ihnen auch zeigen, wohin die freyeste und herrlichste aller Künste führt."

„Halten Sie sich brav, Herr Graf!" flüsterte Giasinda, indem sie, das Zimmer verlassend, die Mandoline ergriff, und ihn freundlich begrüßte. „Was der Vater auch sagt, liebt er doch nichts in der Welt so sehr als unsere freye und frohe Kunst." Sie machte einen Griff in die Saiten, und sang leise, während sie leicht wie ein Vogel aus der Thüre schwebte.

„Hell glänzt der Himmelssaal
Tanz' ich in lust'ger Hall'."

Graf Fritz stand vor dem Lächeln und der süßen Stimme des holden Mädchens bezaubert da, und schien ganz den alten Herrn vergessen zu haben, der ihm gerade gegenüber stand und mit einem mitleidigen Ausdruck in den finstern Zügen ihn scharf betrachtete. Erst nachdem Giasinda die Thüre nach sich zugezogen hatte, und der Graf mit dem Vater allein blieb, fuhr er auf, wie einer, der plötzlich aus einem schönen verfliegenden Traum emporgerissen wird, als der Alte seine knöcherne Hand auf seine Schulter legte, und mit einer tiefen, beynahe klanglosen Stimme sprach: „Schauen Sie in dieses Antlitz, junger Mann, und lernen Sie vor dem Glück, von dem Sie träumen, schaudern. Es gibt kein elenderes Geschöpf auf der Erde, als ein ausgebrannter Enthusiast, der für einen Gegenstand, den er verachten gelernt, und von dem er doch, um das arme Leben zu erhalten, sich nicht trennen kann, geschwärmt hat."

„Und das sagen Sie? Herr Ritter!" unterbrach ihn der Graf, hielt aber, von dem Grauen ergriffen, den sein Anblick in ihm erregte, wieder inne.

„Ja lesen, lesen Sie nur in diesen Zügen," versezte jener, „und sehen Sie selbst wie es um eine Gauklerlarve steht, wo ein Künstlergeist zu Grunde gegangen ist. Auch ich stand einst froh und zuversichtlich wie Sie, und ließ mich von dem gaukelnden Schein hinreißen. Der Gedanke eines freyen abenteuerlichen Lebens riß mich hin, und eine heftige jugendliche Leidenschaft gab mir Kraft und Muth, der ganzen Welt zu trotzen. Bezaubert von der berühmten Seiltänzerin, die Niemand mehr in meiner Frau erkennt, verließ ich eine ehrenvolle Stellung in der Welt, und der Bettelstab wurde mein Loos. Ich wagte einen einzigen verwegenen Sprung über die Gränze des von mir gehaßten und verachteten Konvenienzlebens, und wurde für das ganze Leben ein Sklave der Freyheit, die ich vergötterte. Meine Leidenschaft war ein Blendwerk, wie alle Leidenschaften. Die Kunst, die ich bewunderte, übe ich nun mit einem Grauen aus, das mich zum Entsetzen über mich selbst bringt, und mich zu einem bizarren, höllischen Widerspruch meines eigenen Wesens macht. Mit zerrissenem Herzen muß ich Gelächter rings um mich hervorrufen, und wenn ich am glücklichsten in meinen Darstellungen bin, wenn Alle bey meinen Luftsprüngen, meinem verzweifelten Reiten jauchzen und klatschen, wenn das Haus von Lachen bey meinem Mienenspiel widerhallt, dann nagen tausend Schlangen an meinem Herzen, und es ist mir als hörte ich das Hohngelächter der Hölle über mein verscherztes Leben."

„Das ist Krankheit, lieber Herr Ritter! Hypochondrie, von der ein Arzt Sie herstellen kann, die aber keinen wirklichen Grund in Ihrer glücklichen, beneidenswerthen Lebensweise hat. Wie können Sie ein Leben verscherzt nennen, das Sie zur Freude und zum Ergötzen so vieler Menschen verwenden? Wie können Sie eine Kunst verachten, die, so wie Sie dieselbe ausüben, sich hoch über die geringe Stufe erhebt, die beschränkte, einseitige, vorurtheilsvolle Leute ihr angewiesen haben? Der Mann ist kein Gaukler, der mit Leben und Begeisterung die Menschenkraft in ihrem kühnsten und verwegensten Flug durch die Körperwelt darstellen, und mit Wahrheit die niedere geistige menschliche Natur in ihrem lächerlichen Gegensatz zu dem Götterbilde, von dem sie entartet ist, abspiegeln kann. Wer das vermag, strebt auf seiner Weise nach dem gemeinsamen großen Zwecke jeder schönen und edlen Kunst, der lebendigen Darstellung des Wahren und Schönen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Sept.

(Beschluß.)

Gewiß würden solche Vereine auch in Deutschland sehr gefallen. Sie eignen sich für Personen von jedem Alter und Geschlecht, indem das Bogenschießen wenige Vorübung erfordert, und durchaus gefahrlos ist; sie führen zu mäßiger Bewegung im Freyen; können sowohl zu engeren als ausgebreiteteren Vereinen Anlaß geben; erregen einen Wetteifer, der durch die Theilnahme des schönen Geschlechts, bey den Männern weder zum Streite noch zu verderblichen Wetten führen kann; kurz sie bieten fast den ganzen Genuß des gewöhnlichen Scheibenschießens, ohne dessen Gefahren, und gewähren

den Vortheil, daß fast alle Mitglieder einer Familie thätigen Antheil daran nehmen können, und die meisten sich nicht als bloße Zuschauer stundenlang langweilen dürfen. Hier blieben freylich die meisten blos Zuschauer, und viele hatten, wenn ich anders aus ihrem Ansehen und einzelnen Bemerkungen schließen darf, ziemliche Langeweile; weßwegen es doch rathsam wäre, bey solchen Gelegenheiten auch noch für einige andere Arten von Unterhaltung zu sorgen; welches man aber hier deßwegen nicht thut, weil man wünscht daß alle am Schießen Theil nehmen mögen. Dieses ward indessen bis gegen sechs Uhr ununterbrochen fortgesezt, die Witterung war trocken aber kühl, und jezt erhob sich ein ziemlich scharfer Nordwind, und manche rothe Lippe und manches weiße Näschen färbten sich blau. Dennoch schritten die Damen zum Schießen auf dreyßig Yards, wobey sie, da ihre Pfeile fast immer trafen, weit mehr Lebhaftigkeit und Eifer als zuvor verriethen. In weniger als einer halben Stunde war auch dieses vollendet; und jezt begab sich alles ins Haus, theils um der kalten Abendluft auszuweichen, theils um zum Mittagsmahle sich einzustellen. Die Säle waren gedrängt voll. Endlich kam der ersehnte Ruf: „zu Tische!“ und alles drängte sich jezt, jedoch mit allem gebührenden Anstand zu den beyden Speisesälen, wo die Tische aufs Prächtigste und Einladendste mit Speisen bedeckt standen; sogleich begann das Geschäft, doch muß ich zur Ehre der Gäste sagen, daß man im Essen sowohl als Trinken die größte Mäßigkeit beobachtete, und man weder über Tisch noch nachher beym Anblick der vielen Personen, welche hier versammelt waren, einen Augenblick vergessen konnte, daß man sich unter einer höchst gesitteten Klasse befand, in welcher der Anstand nie verlezt werden darf. Der Saal, worin man nachher tanzte, war aus Brettern zusammengeschlagen und beweglich, aber so fest und zierlich als wäre er von Steinen gebaut; er gehört dem Schützenverein, und erfordert zehn Karren, um von einem Orte zum andern geführt zu werden. Lord Leagels eigentlicher Speisesaal, in dem ungefähr siebenzig Personen sehr bequem Platz genommen hatten, ist sehr schön in gothischem Geschmack verziert, und eines der schönsten Gemächer, die ich in England in einem Privathause gesehen. Die Damen verließen uns (wie in England gewöhnlich) beym Nachtisch; aber auch die Herrn brachen bald auf, um den Bedienten Gelegenheit zu geben den Bretterfaal für den Ball einzuräumen. In der Zwischenzeit trank man in den Gesellschaftssälen Thee und Kaffee, und schwazte von den Angelegenheiten des Tages viel lauter als man früher gethan, wozu dann freylich der begeisternde Einfluß des, obgleich sparsam genossenen Weines das Seinige beytragen mochte. Es schien mir als ob einige von den jungen Damen nicht ganz zufrieden mit der Preisvertheilung gewesen seyen, und das System, nach welchem diese geschieht, scheint auch wirklich nicht sehr billig; man gibt nämlich nicht den Preis denjenigen, welche entweder bey ihrer Scheibe oder im Ganzen den besten Schuß gethan, oder überhaupt die meisten Ringe geschossen, sondern denjenigen, welche bey der Scheibe wo man zusammengenommen, die meisten Ringe hatte, die Mehrheit besaßen, wodurch mehrere sich übervortheilt fanden. Der angefangene Ball machte indessen allen diesen Debatten ein Ende; man tanzte drey bis vier Stunden lang, die Frauenzimmer mit Anmuth und Lust, die Herren offenbar nur aus Gefälligkeit. Auch nahmen bey weitem die wenigsten Antheil an dieser Belustigung, und die Lücken wurden häufig von Kindern ausgefüllt. Viele schlichen sich gleich am Anfang weg, und manche Herren blieben als Zuschauer nicht sehr artig vor den an den Wänden herumsitzenden Frauenzimmern stehen, wobey sie ihnen oft blos die Gelegenheit gestatteten, dem Tanze unter ihren Ellenbogen weg zuzusehen. Man tanzte, wie zu erwarten, nur Quadrille und Countrytänze, denn das Walzen scheint noch nicht bis aufs Land gedrungen zu seyn; und wahrscheinlich wollte man auch dem vor einem offenen Fenster versammelten Landvolke mit diesem, dem englischen Charakter so wenig zusagenden Tanze kein Aergerniß geben.

Paris, September.

(Beschluß.)

Seit der Revolution waren die Formen griechisch und römisch, durch Davids und anderer großen Künstler Bemühen waren die klassischen Formen beynahe populär geworden; man mag der ewigen Wiederholung dieser Formen müde geworden seyn, und zur Abwechslung das gothische ergriffen haben, das zuvor verrufen war. Sonderbar ist es daß dieser Geschmack zugleich mit dem Romantismus in der Literatur einreißt; vielleicht sind auch Walter Scotts Romane und andere romantische Dichtungen, welche ins Mittelalter hinüber spielen, nicht ohne Einfluß auf den Modegeschmack gewesen, und haben das Ihrige zur Aufnahme des gothischen beygetragen. Es wird sich zeigen ob dieser Geschmack nun von den Parisern weiter ausgebildet werden wird, oder ob er als eine vorübergehende Caprice bald wieder etwas anderem Platz machen wird. Was auch noch bey der jezigen Kunstausstellung auf die veränderte Lage der Dinge in Frankreich hinweißt, ist der große Vorrath an kostbarem Kirchengeräthe. Gewiß würden die Gold- und Silberschmiede keinen solchen Vorrath von ungeheuren Leuchtern mit getriebener Arbeit, von Altären, Monstranzen, Lampen, Reliquienkasten, Krucifixen u. s. w. verfertigen, wenn sie des Absatzes nicht im Voraus sicher wären; es müssen also wohl bedeutende Bestellungen auf solche Dinge gemacht werden, und die Kirchen müssen entweder sehr reich, oder die Gläubigen äußerst freygebig geworden seyn. Es steht da ein silberner Reliquienkasten, der beynahe fünf Pariser Schuh lang, und oben mit silbernen Statuen besezt ist; dieß muß ein theures Stück seyn. Leider ist die Form dieser Meisterarbeit nicht schön; der Kasten gleicht einem indischen Palanquin. Der Moniteur hat schon verlauten lassen man müsse eine Subscription eröffnen, um diesen Kasten für die Pariser Kathedralkirche zu kaufen. Nun gut, wenn sich der Gläubigen genug finden, so ist nichts dawider zu sagen; nur muß man die Leute weder auf gradem noch auf krummem Wege zur Subscription zwingen, wie dieß einige Male mit dem sogenannten freywilligen Subscribiren der Fall gewesen ist. Ein Gewerbzweig, der seit der lezten Ausstellung bedeutende Fortschritte in Frankreich gemacht hat, ist das Eisengießen, so wohl im Großen als im Kleinen. Bekanntlich werden jezt durch Engländer zu Charenton die größten Maschinen in Eisen gegossen, und diese Maschinen selbst sind ein beträchtlicher Handelszweig geworden; dann werden auch allerley kleine Kunstsachen in Eisen geformt; nur mit den Stahlwaaren will es nicht so gut fort als in England. Vielleicht aber kömmt auch dieses noch; was Frankreich seit einigen Jahren am Eisengießen vervollkommnet hat, läßt auch noch größere Vervollkommnung hoffen. Wenn auch der Handel stockt, so regt sich doch der Gewerbfleiß in diesem Reiche außerordentlich, weil er seit der Revolution einer fast uneingeschränkten Freyheit genießt, und der Geschickteste auch der berühmteste und begütertste ist. Die jezige Ausstellung gibt noch zu mehreren Bemerkungen Anlaß, die ich aber auf ein anderes Schreiben verschieben muß.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 243.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Oktober 1827.

— Willst du leben:
Sey zum Kampfe frey zum Streit,
Zum Verschmerzen, zum Entsagen,
Zum Erdulden, Hoffen, Wagen
Immerdar bereit.

Caroline Rudolphi.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

„Höre ich recht!" rief der alte Ritter, während ein Nachschein jugendlichen Feuers aus seinen Augen strahlte, „so gibt's doch noch einen Menschen, der so im Ernst meine verachtete Kunst beurtheilt, und ich bin nicht der einzige Wahnsinnige, der sie so betrachten möchte. Es sey! ich will noch glauben, daß etwas an dem Streben ist, dem ich mein Leben hingab. Etwas Großes und Erhabenes, so wie ich früher wähnte, mag es wohl nicht seyn; aber etwas ganz Verächtliches kann doch das nicht seyn, das einen jungen Mann, wie Sie, dahin bringen kann, sich der allgemeinen Meinung zu überheben. Es sey! Sie haben das Bild meiner schwärmerischen Jugend in meine Seele zurückgerufen. Ich möchte doch gern noch ein Mal die alten lieben Träume wiederträumen, ehe es mit allen Träumen hienieden vorbey ist. Auf mein Wort, Herr Graf! seyn Sie vierzehn Tage lang mein Schüler; doch nur unter einer Bedingung: Sie dürfen mir weder Lohn noch Geschenk dafür anbieten. Ihre Liebe zu meiner verhöhnten Kunst ist mir der schönste Lohn; und soll ich mich darob erfreuen, muß unser Verhältniß durchaus frey und ohne Eigennutz seyn. Ich weiß, daß Sie ein reicher Mann sind und nie, wie ich, nöthig haben werden, mit Ihrem Besitzthum zu wuchern und eine freye Kunst zum Erwerbzweig zu erniedrigen; versprechen Sie mir aber erst heilig und theuer, daß Sie nie in ihrem Leben, in welche Lage Sie auch gerathen mögen, den unglücklichen und verzweifelten Entschluß ergreifen wollen, Ihr und Anderer Daseyn von einer Kunst, die Sie nur, wenn sie ganz frey um ihrer selbst willen ausgeübt wird, achten und lieben können, abhängig zu machen."

„Das kann ich mit völliger Sicherheit versprechen," gab der Graf zur Antwort, „obgleich ich in Ihrer Lage mich kaum unglücklich fühlen würde. Meine Lebensbahn ist nun einmal abgesteckt, und ich habe keinen Grund, es anders zu wünschen. Ich ehre Ihr Zartgefühl, was die erste Bedingung betrifft, obgleich sie mich zu Ihrem beständigen Schuldner macht. Wir fangen also heute an, Herr Ritter, nicht wahr? und — Ihre Tochter nimmt doch Antheil an den Uebungen, und lehrt mich den Tanz auf dem Stahldraht? Auf einem gewöhnlichen Seile gehe ich schon mit ziemlicher Sicherheit, und bey den mimischen Uebungen darf ja Ihre Tochter als Kolumbine mit auftreten; ohne weibliche Ermunterung gelingt mir nichts."

„Ja so!" sagte der Alte und betrachtete ihn mit einem scharfen, argwöhnischen Blick; „die Anleitung meiner Tochter ist Ihnen vielleicht wichtiger als die meine; aber nein, Graf Falkenberg! Ihre Züge täuschen nicht, und ich will Sie nicht verkennen. Ich halte Sie für einen Mann von Ehre, der auch weiß, was er Anderer Ehre schuldig ist. Die gewöhnlichen Artigkeiten, welche Sie hin und wieder meiner Tochter gesagt haben, wissen wir, Sie sowohl als ich, nach ihrem Werthe zu schätzen. Allein die,

Wärme, mit der Sie oft von unserer geringgeschätzten Kunst gesprochen, gibt mir die Ueberzeugung, daß Sie hier keinen Anlaß zu einem leichtsinnigen Abenteuer suchen. Wenn es so wäre, würde doch Ihre Mühe vergeblich seyn. Daß die Gegenwart meiner Tochter Ihnen wünschenswerth sey, kann ich begreifen; ohne weibliche Ermunterung habe auch ich Nichts gelernt, was das Gewöhnliche übertraf. Doch auch in dieser Rücksicht eine ernstliche Vorherbedingung: fühlen Sie, daß Ihr Antheil an meiner Giasinda auch im allerkleinsten Grade die Mauer übersteigt, die Stand und Verhältnisse hier in dieser Welt zwischen uns erhoben haben, so versprechen Sie mir auf Ehre und Gewissen, augenblicklich eine Bekanntschaft abzubrechen, die Ihnen vielleicht, aber nie mir noch meiner Tochter gefährlich werden könnte; denn es gehört auch zu den Eigenthümlichkeiten unseres Standes, daß wir unsere Ehre als Menschen nicht in dem Urtheil anderer Menschen über uns, sondern nur in unserm eignen suchen müssen."

Die Offenherzkeit und stolze Zuversicht, womit der Alte dieß sagte, jagte das Blut in die Wangen des jungen Grafen, denn er konnte sich selbst nicht verhehlen, daß die Hoffnung auf ein näheres und traulicheres Verhältniß zu der schönen Giasinda das Haupttriebwerk seines abenteuerlichen Unternehmens war. Seine Antwort war etwas verworren; allein er gab dem Vater sein Ehrenwort darauf, daß er keinen Augenblick länger dessen Haus besuchen wolle, als es mit dem, was er der Familie und sich selbst schuldig war, bestehen könne.

Mit einer Lebhaftigkeit und Freude, welche seine Umgebung sich nicht erinnern konnte an dem Alten bemerkt zu haben, führte er seinen neuen Schüler in den großen Packraum im Hinterhofe, dessen er sich sowohl zur Bühne als zur Reitbahn bediente, und wo die Familie sich jeden Vormittag hinter verschlossenen Thüren ohne Zuschauer einübte. Pietro, und Giasinda waren Beyde überraschte, erstaunte Zeugen des ersten equilibristischen Versuches des behenden, anstelligen Grafen, wodurch er schon eine ziemlich feste Haltung und frühere Uebung an den Tag legte. Allein seine Neigung, sein Eifer und seine für einen Anfänger ungewöhnliche Kühnheit erfreuten besonders den Alten. Bey den mimischen Uebungen unternahm der Graf Pierots Rolle, die er oft in der Schule seinen Jugendgefährten vorgespielt hatte, und es gelang ihm bereits bey dem ersten Versuch, selbst dem ernsten Ritter ein herzliches Lachen abzulocken, eine Seltenheit, die Pietro und Giasinda noch nicht erlebt hatten; denn wie oft der Alte auch andere zum Lachen gebracht hatte, schien er selbst doch kein anderes Lächeln als das, welches aus Bitterkeit und Verachtung des Lebens und ihrer Freuden entstand, zu kennen. Giasinda war seelenfroh über die Veränderung, die mit ihrem schwermüthigen Vater vorgegangen zu seyn schien, und als die Uebungsstunden vorüber waren, dankte sie dem Grafen herzlich für den glücklichen Einfall, wodurch der Vater wie verjüngt worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbrennung indischer Frauen.

(Aus dem englischen Missionsjournal.)

In einer Motion, die vor Kurzem durch die Aktionäre der Ostindischen Kompagnie in England wegen Abschaffung des Verbrennens indischer Frauen gemacht wurde, und auch einen günstigen Entschluß der Kompagnie in dieser Beziehung zur Folge hatte, kommen folgende merkwürdige Angaben vor:

Nach parlamentarischen Urkunden von 1815 bis 1823 sind blos in der Provinz Bengalen 5426 Frauen auf den Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannt worden. Fügt man hiezu noch die unglücklichen Opfer aus den Präsidentschaften des Forts St. George und Bombay, so steigt diese Zahl gegen 6000. In der Präsidentschaft Bengalen allein verwaisten dadurch 5128 Kinder. Freylich besteht eine Verordnung, nach der die Erlaubniß zu diesem Verbrennen von der Regierung ertheilt werden muß; diese wird aber vielfach umgangen und nicht in Ausführung gebracht. Häufig sind selbst Fälle vorgekommen, daß solche unglückliche Opfer von ihren Verwandten zum Flammentod gezwungen, und ganz gegen die bestehenden Gesetze wieder auf den Scheiterhaufen gezerrt wurden, nachdem sie denselben schaudernd verlassen. Davon hat man mehrere entsetzliche Beyspiele.

Eine junge schöne Wittwe, kaum fünfzehn Jahre alt, hatten die Verwandten zu dem Scheiterhaufen geführt, auf dem die Leiche ihres Mannes lag. Das unaufhörliche Zureden der Angehörigen bewegte sie endlich zu dem Entschluß, den Holzstoß zu besteigen. Aber kaum fühlte sie die erste Wirkung der Flammen, so stieg sie schnell wieder herab und beschwor ihre Verwandten ihr das Leben zu gönnen. Aber ihr Flehen war umsonst, sie stießen die Armen wieder in die Flammen und warfen schwere Holzstücke auf sie, damit sie nicht wieder aufstehen könne. Aber die Todesangst gab der zarten Frau Riesenkräfte, sie drang noch einmal durch die Flammen, sprang vom Scheiterhaufen und stürzte sich in einen nahen Fluß. Darauf trat ihr Oheim zu ihr und suchte sie von Neuem zur Opferung zu bewegen. Aber sie bestand auf dem Leben, und bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, ihr zu erlauben, daß sie fliehe und als Bettlerin im fremden Lande ihr Brod suche, denn sie wolle ihren Verwandten nicht zur Last seyn. Der Oheim schien ihren Bitten nachzugeben. Es wurde ein Tuch gebracht

und auf die Erde gebreitet, darauf sollte sie sich setzen, um nach Haus getragen zu werden; sie aber war mißtrauisch über die Absicht ihrer Verwandten, bis der Oheim ihr beym Ganges zuschwor, daß er sie zu nichts zwingen wolle, und daß sie blos nach Haus gebracht werden solle. Nun sezte sie sich wirklich auf das Tuch. Aber gleich darauf faßte man es bey den vier Zipfeln zusammen, machte es um ihren Leib fest, und so eingewickelt warf man sie von Neuem in die Flammen. Schon von diesen erreicht, war sie auf dem Punkt, sich wieder aus der Hülle frey zu machen und von Neuem vom Scheiterhaufen zu springen, als ihr Oheim herantrat und ihr durch einen Säbelhieb über den Kopf die Besinnung raubte. So ward sie bald zu Asche. Die Strafen, die hierauf die Verwandten und zumal den Oheim trafen, waren ganz unverhältnißmäßig. Er kam mit fünfjährigem Zwangsarbeitshaus durch und die andern drey wurden noch geringer bestraft.

Ein anderes Beyspiel ist nicht weniger traurig. Die Verwandten und Freunde einer jungen Wittwe hatten Ueberredungen, Opium und andere reizende Mittel anzuwenden, wie dieß gewöhnlich ist, um sie zur Verbrennung zu bewegen. Endlich entschloß sie sich dazu und bestieg den Holzstoß. Aber kaum empfand sie die Wirkung der Flammen und sah sie langsam herannahen, als sie hinabsprang, und unter dem Schutz eines gegenwärtigen Engländers ihren Verwandten entkam, um sich in den nahen Ganges zu stürzen. „Ich will mich wohl verbrennen lassen," sagte sie, „aber das Feuer brennt so langsam, die Flammen kommen nicht schnell genug heran, richtet den Holzstoß so, daß ich nicht lange zu leiden habe, und ich will wieder hinaufsteigen." Man versprach es. Als sich die Frau aber dem Feuer wieder näherte, erschreckten sie die Flammen, die auf allen Seiten herausdrangen, so, daß sie nicht weiter gehen wollte. Darüber wurden ihre Verwandten sehr unwillig, faßten sie daher an Kopf und Füßen, und alles Widerstrebens ungeachtet warfen sie die Unglückliche in die Flammen. Aber sie entkam glücklich wieder und stürzte sich von Neuem in den Fluß. Ihre Freunde folgten und suchten sie mit Stangen unter den Wellen zu halten, damit sie ertrinke; doch dieser Grausamkeit widersezten sich Einige menschlicher denkende, und entzogen sie dadurch der fanatischen Wuth ihrer Familie. Aber als sie aus dem Wasser gezogen wurde, hing ihre geborstene und zerrissene Haut von allen Seiten herab. Das arme Geschöpf war so fürchterlich anzusehen, daß selbst ihre Verwandten und Freunde sie nicht mehr peinigen wollten. Man brachte sie sogleich ins Hospital, aber es war zu spät. Alle Bemühungen der Kunst konnten ihren langsamen, furchtbar schmerzlichen Tod nicht verhindern, der aber erst nach zwanzigstündigem Todeskampf erfolgte.

Herr Poynder, der in seiner Rede behauptete, daß die englische Regierung nicht genug darauf bedacht sey diese menschenentwürdigenden Grausamkeiten zu verhindern und zu unterdrücken, zeigte noch die Möglichkeit sie zu unterdrücken, ohne die indische Kompagnie im geringsten im Lande auszusetzen. Zu diesem Behuf führte er das Benehmen eines Provinzialgouverneurs an, der durch sein kluges Benehmen eine junge Wittwe in dem Augenblick rettete, wo sie den Scheiterhaufen besteigen wollte. Er hatte befohlen, daß sie nicht eher dazu Erlaubniß bekommen solle, als bis sie sich einen Finger verbrannt, und dann ihren Entschluß wiederholt habe. Sie unterwarf sich ohne Anstand dieser Bedingung. Aber der Schmerz des verbrannten Fingers war so heftig, daß sie sich nicht entschliessen konnte denselben am ganzen Körper zu erdulden. Sie stand also von ihrem Entschluß ab. Ein anders Mal rettete die Menschlichkeit und der Muth zweyer englischer Damen eine Unglückliche. Am 28sten März, wo Herr Poynder seine Rede fortsezte, that er dar, daß die Regierung in England selbst und in Indien nicht genug für die Abschaffung des grausamen Gebrauchs gethan habe. Und doch laufe dadurch die brittische Herrschaft in Indien nicht die geringste Gefahr, weder in ihrem Interesse noch in ihrer Sicherheit. Er sprach von dem Verbot des Verbrennens, das Lord Wellesley im Jahr 1805 gegeben, das aber erst im Jahr 1812 durch Lord Minto, also sieben Jahre und ein halbes nach den lezten Instruktionen, zum Theil ausgeführt worden sey. Er zeigte, daß von 1815 bis 1823 zahlreiche Suttees oder illegitime Verbrennungen stattgefunden hätten, und daß die Schuldigen hierauf nur mit Scheinstrafen, z. B. mit Geldstrafen von einigen Rupien oder mit einigen Stockschlägen auf die Schultern durchgekommen wären. Der Redner bewies auch, daß man unbedenklich in dieser Beziehung viel strenger zu Werk gehen könne, denn für minderwichtige Gegenstände habe die Regierung sehr heftige Maßregeln ergriffen, die sehr gegen die religiösen Vorurtheile der Indier verstießen, und doch hätten sie nicht das geringste thätliche Mißvergnügen zur Folge gehabt. So sind z. B. die Braminen nach ihrer Religion von jeder Art von Strafe frey. Nach den englischen Gesetzen ist ihnen aber diese Straflosigkeit und Unverletzbarkeit genommen, und sie können sogar zum Tod verurtheilt werden wie alle andern. Diese Neuerung hat nicht den geringsten Aufstand veranlaßt. Ja als Nicomor in früherer Zeit wegen eines Falsums zum Tod verurtheilt wurde, erregte dieß unter den Einwohnern gar keine Bewegung, und doch war Nicomor ein Bramine ersten Rangs und einer der einflußreichsten Männer seiner Kaste. Wenn nun der englische Gouverneur die Vorurtheile der Bewohner bey so wichtigen Dingen auf die Seite setzen und frey handeln konnte, warum sollte er nicht seinen ganzen Einfluß anwenden, um einen abscheulichen Gebrauch zu un-

terdrücken, der in dem Religionsgesetzbuch der Indier nur erlaubt, aber nicht vorgeschrieben ist. Gegen Poynders Ansichten erhoben sich zwar mehrere, aber ohne Erfolg, selbst die von ihnen vorgeschlagenen Amendemens wurden verworfen, und so kam es denn nach langen Debatten zu dem Entschluß der indischen Kompagnie, die Verbrennung ganz in Ostindien abzuschaffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Bekanntlich besteht in Schottland eine Kontinentalgesellschaft, die in Edinburg ihren Sitz hat. Ihr Zweck ist, christliche Missionen auf den europäischen Kontinent zu schicken, um, wie sie sagen, die wahre Religiosität zu erhalten und zu befördern. In dieser Gesellschaft kam bey einer ihrer lezten Sitzungen folgendes in Beziehung auf Genf vor: Zuerst las der Dr. Gordon einen Bericht, worin von den Arianern und Socinianern gesprochen wird. Nach seiner Meynung haben sie von den Christen nur den Namen, leben aber in der Nacht des Todes und der Finsterniß; ja sie leben in einem noch verzweifelteren Zustand als die Heiden selbst, denn eine falsche Philosophie gibt ihnen den Wahn, sie seyen in Frieden und in Sicherheit, aber sie sind unwiderbringlich verdammt, denn sie verwerfen alle Rettungsmittel. Nach des Herrn Doktors Meynung ist Genf vor allen Städten in das tiefste moralische Elend versunken. Die Geistlichen sind dort erklärte Feinde des Evangeliums, die Heerde ist ohne alle Frömmigkeit und Religion, und der Sabbath wird entsetzlich entweiht. Indessen leben doch da noch einige wenige Gläubige und Fromme. Die Gesellschaft sucht durch ihren Einfluß auf diese (i. e. auf die Methodisten und Momiers) einen Theil ihrer Schuld abzutragen, da Schottland von Genf, diesem Zion der Reformation, die größte Wohlthat erhielt. Haldane, ein anderes Mitglied der Gesellschaft, spricht auch sehr streng gegen Socinianer und Arianer, die er als Kinder der Hölle und Genossen des Satans darstellt; gegen die Pastoren von Genf und die Einwohner dieser Stadt gießt er aber seine ganze Galle aus: nach seiner Meynung treten sie das Evangelium mit Füßen, entweihen den Sabbath, und üben Ungerechtigkeit wo sie nur können. Hierauf erhob sich W. J. Bakewell mit Wärme gegen diese Aeußerungen, welche volle Widerlegung bedürften. „Die Herrn haben den europäischen Kontinent dargestellt, als sey er in dem elendesten Zustand von Irrthum und Unwissenheit in religiösen Dingen. So hat man ihm auch eine große moralische Verdorbenheit und Verworfenheit als natürliche Folge höllischen Glaubens nachgesagt; nach jenen Aeußerungen sind die Protestanten nur dem Namen nach Christen, im Grunde aber so unwissend wie die Heiden, und wie diese müßten sie sich ändern und bekehren, ihre Gesinnung und ihre Lebensart ändern, man stellt sie dar wie Kinder der Hölle, die keine Achtung vor der Bibel hätten. Ihre Professoren und Lehrer sollen die Lehren des Evangeliums lächerlich machen, ja selbst entschiedene Gegner des dogmatischen Christenthums seyn. Welch harte Worte! sie passen schlecht zur Uebung der Milde und des Mitleids, wofür sich dieselben Redner kurz vorher, in Beziehung auf die römisch-katholische Religion und ihre behauptete Unfehlbarkeit aussprachen. Die Herrn, die vorhin Duldung und Liberalität predigten, meynen, sie brauchten selbst keine zu haben und zu üben. Sie steifen sich fest auf ihre Meynungen, als wenn in diesen der einzig richtige, seligmachende Glaube ruht. Nie habe ich mich in einer solchen Gesellschaft befunden. In ihr waltet ein erzwungenes, verzerrtes Mitleid, neben grosser Reizbarkeit und Grundlosigkeit der Beschuldigungen. Nein, meine Herrn, der Kontinent schmachtet nicht in Verderben und Unwissenheit, wie man uns gesagt hat. Mehrere Angaben in dieser Beziehung tragen in sich selbst ihre Widerlegung. Ich will deßhalb nur der Redner Behauptungen in Beziehung auf Genf anführen; darnach mag beurtheilt werden wie wenig die Aeußerungen über den ganzen Kontinent Glauben verdienen. Ich spreche hier von Genf nach den genauesten und zuverlässigsten Angaben. Hiernach ist es durch seine wahre Religiosität und Sittenreinheit wohl über alle Städte Großbrittaniens zu setzen. Die Geistlichen sind dort exemplarisch in ihrer Pflichterfüllung und in dem religiösen Jugendunterricht. Wahr ist's, es sind keine Kalvinisten mehr, dafür aber erkennt man in ihnen wahre, thätige Christen, und nach meiner Ansicht bekennen und predigen sie alle wesentlichen Lehren des Christenthums. Sie glauben an Gott und die göttliche Sendung seines Sohnes; Jesus Christus ist ihr Herr und Meister, und die heilige Schrift ihre Glaubens- und Lebensregel. Sie sollen den Sabbath nicht heilig halten! Freylich sind sie nicht Sabbathisten, d. h. sie glauben nicht, daß der Sabbath mit hebräischer Strenge begangen werden müsse. In dieser Beziehung denken sie ganz wie Kalvin, von dem sie übrigens in manchen unwesentlichen Punkten der christlichen Dogmatik abweichen. Auch mißbilligen alle Religionen des Kontinents die jüdische Feyer des Tags, wo unser Erlöser aus dem Grab hervorgegangen ist. Man hat die Genfer auf eine schändliche Art verläumdet. Sie theilen das Schicksal aller religiösen Reformirten, denn die Christen der ersten Kirche und der ersten Jahrhunderte wurden mit eben so wenig Grund angegriffen und verläumdet. Lassen Sie doch die Völker des Kontinents und ihre religiösen Angelegenheiten; prüfen und ergründen Sie dafür Ihre eigenen Meynungen, Ihr eigenes Herz; und da werden sie genug zu thun finden. Richten Sie vor Allem Ihre Blicke auf unsere Armen, die in den Manufakturdistrikten vor Hunger und Elend sterben; opfern wir ihnen etwas von dem Ueberfluß, in dem Sie leben. Sättigen Sie den Hungrigen, kleiden Sie den Nackten, und Sie werden sehen, daß Sie mit Ihren pecuniären Hülfsquellen wenigstens keine Mißbräuche unterhalten.“ Haldane wundert sich, daß man dem Redner erlaubt habe den geheiligten Rednerstuhl mit seiner Blasphemie zu entweihen. „Ich habe, sagte er, immer geglaubt, man solle bey solchen Veranlassungen Fremde nicht reden lassen. Ich kann die Wahrheit und Richtigkeit meiner Angaben in Beziehung auf Genf versichern. Der moralische und religiöse Zustand in dieser Stadt ist verabscheuungswürdig, die verdorbensten Religionsgrundsätze haben die Sitten der Einwohner verpestet; nach meinen eigenen und meiner Freunde genauen Untersuchungen leben dort zwanzigtausend öffentliche Mädchen, also noch mehr als in der ganzen Stadt London.“ (Genf hat nicht ganz 25,000 Einwohner!) Hierauf belobte der Präsident den Redner über die genügende Art, wie er auf die Anführungen des vorigen Redners geantwortet habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Oktober 1827.

O Harf' aus Norden! die du lang gehangen
Am Zauberbaum, der Fillans Quell beschattet, —
Erwach' aufs neue! ob sich auch nur spende
Ein leiser Nachhall deiner frühern Zeiten
Wenn deine Töne eine Brust erfreuten
Sank nicht umsonst dein geistig Säuseln nieder,
So schweig nicht länger, Zaub'rin, töne wieder!

W. Scott.
Die Jungfrau vom See.

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

ᚾ

Ein kühnes frisches Lied mit kurz-bedeutsamem Versmaße singt mit der achten Rune (N) Norna Gests, des hochberühmten Barden, Jugendlust und Trotz, und wer da weiß, daß der Dichter selbst diesen Beynamen in dem Dichter- und Künstlerkreise erhalten, der unter dem Namen des nordischen Bundes Schwedens begabteste Geister der neuern Schule vereinet, horcht um so lieber den freudigen Klängen, die, von einfach tiefem Kraftgefühl zeugend, seinen Mitgenossen noch manche schöne Gabe des Gesanges aus den rein gestimmten Saiten dieser Nordlandsharfe versprechen.

Die Sage erzählt, daß an Norna Gests Wiege zwey Lichter brannten, als die Nornen eintraten. Die beyden ältesten weissagten ihm Ruhm und Glück; da rief zürnend die dritte: das Kind solle nicht länger leben, als das Licht neben seiner Wiege brenne. Schnell löschte die Mutter es aus und bewahrte es sorgsam. Norna Gest, zum Jüngling herangewachsen, legte das Licht in seine Harfe und wanderte so durch viele Länder, stritt und sang unter Sigurd Fofnirstödters Kämpen. Endlich kam er zu Olof Trygwason in Norwegen, erzählte seine Geschicke, spielte Gunnars Schlachtlied, sang Sigurd und Crymhilde, empfing die Taufe und ward dem Könige werth. Eines Abends sagte Olof zu Norna Gest:] „Wie möchte es mit dir werden, so du dein Licht ansteckest?" Da nahm der greise Skalde das Licht aus der Harfe, zündete es an und ließ es brennen — und als es ausgebrannt war, entschlief er. Wer erkennt nicht hier die Fabel Melangers in milder Bedeutsamkeit veredelt?

I

Islands Erinnerungen heißt diese neunte Rune (J), und ein Gesicht erzählend, das beym Leuchten des feuerspeyenden Hekla's dem jungen Snorre Sturleson erscheint, ihn ermahnend, die alten Sagen aus den Banden dumpfer Vergessenheit zu befreyen, in denen sie gefangen liegen. Die Erscheinung selbst ist eine solche Sagengestalt, nämlich Olof, mit dem Beynamen Trädtellja (Baumfäller), da er, Ingiald Ilrades Sohn, nach dem tragischen Ende seines Vaters sich nach Norwegen begab, dort zum Behuf seiner Ansiedelung die dichten Urwaldungen ausrottend. Ungeachtet seiner Bestrebungen, die Kultur um sich zu verbreiten, ward er von seinen, durch wiederholten Mißwachs wild aufgereizten Unterthanen lebendig in seiner Behausung verbrannt. Die Flammenweihe des mit Gluten umkleideten Königs entzündete Snorre zu dem Unternehmen, welchem wir die Rettung und Ueberlieferung

dessen danken, was aus der untergegangenen Heroenzeit des Nordens uns übrig geblieben ist.

ᛦ

Diese zehnte Rune (A) führt uns den jungen Helden Arnliot Gellina vor, der im Vertrauen seiner Kraft stolz und selbstständig sich nach keiner Stütze umsieht, wie er nur vor Olof, später der Heilige genannt, als dem stärkern Manne, sein Haupt beugt, indem er ihm seinen Arm zum blutigen Waffendienst anbietet. Die beygesezte Strophe mag den Charakter des Ganzen bezeichnen, welches sich schön dadurch schließt, daß Arnliot auf Olof's Mahnung die Taufe empfängt und ein christlicher Streiter, seinem König als Schild vorkämpfend, so fromm als muthig fällt.

„Stolz im Gefühle seiner Macht,
Schön in der Jugend voller Pracht,
In Manheims weiten Reichen
Sah nie er seines Gleichen.
Nun wollt' er hoch gen Norweg fort,
Für König Olof siegen dort."

ᛋ

Eine dem Norden allein zugehörige Naturerscheinung, die Mitternachtssonne in Lappland, schildert das eilfte Gedicht mit obiger Rune (S). Das geheimnißvolle Schweigen der Natur, wenn die Sonne, statt tiefer zu sinken, nun auf dem Berggipfel, vom nächtlichen Gewölk umgeben, stillsteht, erfüllt die Einbildungskraft mit ahnungsvollem Grauen. Doch wenn nach kurzem Stillstand das Licht der Tage wieder emporsteigt, schwebt dem Geiste des Dichters das stolze Glück vor, eine solche Sonne des Nordens seinem Volke zu seyn, und statt erwarteter Nacht den neuen Morgen strahlend empor zu führen.

ᛒ

Diese Rune (B) erzählt den Streit (Bjarkamal) zweyer Krieger, nicht unähnlich jenem, der in der Frithiofs Sage zwischen Frithiof und Atle geschildert wird. Hier deutet er auf den Kampf zwischen Norwegen und Schweden, indem die Helden, einander durch Großmuth überwindend, den festen Freundschaftsbund schließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Alle Tage wurden nun diese Uebungen fortgesezt und Giasinda lehrte den Grafen sich mit Leichtigkeit auf dem stählernen Drathe bewegen. Noch nie hatte Graf Fritz glücklichere Tage erlebt. Die schwankende Gesundheit des alten Ritters verbesserte sich sichtbar, und zur allgemeinen Verwunderung redete er jezt oft bey Tisch lebhaft und heftig. Von Morgen bis Abend war nun Graf Falkenberg ganz wie ein Mitglied der Ritter'schen Familie. Er kam sonst nirgends hin und die Tage verschwanden ihm wie Stunden. Für den alten Kunstreiter hegte er eine Ehrfurcht, die ihm selbst auffiel, und er empfand eine Art Furcht ihm zu mißfallen, die er sich selbst nicht erklären konnte. Wie oft er auch bey dem komischen Mienenspiel des Alten gelacht hatte, konnte er sich doch kein Antlitz denken, das Zorn und Verachtung grauenhafter auszusprechen fähig sey. Von seinem Leben und seinem Schicksal sprach Ritter nie; allein seine Ansichten vom Leben im Allgemeinen waren oft der Gegenstand seiner Abendunterredungen, wenn er nicht mit lebhafter Begeisterung von Wissenschaft und Kunst sprach, für welche er allein in dieser Welt Liebe und Achtung zu hegen schien. Mit stolzer Verachtung, ja selbst mit Hohn betrachtete er beynahe alles blos Herkömmliche sowohl in wissenschaftlicher als bürgerlicher Beziehung, und ließ oft den Grafen seinen Unmuth darüber erblicken. Zum großen Theil dachte dieser unbändige Abenteurer so wie er, nur mit dem Unterschiede, daß er mit jugendlichem Frohsinn die Pedanterie und alles Kleinliche belachte und sich ergözte, während der alte Melancholiker ernst und bitter dagegen eiferte. Das Verhältniß zwischen Ritter und seiner Frau blieb dem Grafen ein Räthsel; denn obgleich er eine gespannte Theilnahme jedes Mal, wenn Ritter laut wurde, und einen Ausdruck von zurückgedrängter Freude, wenn er lebhaft und aufgeregt erschien, an der blassen, tauben Frau zu bemerken glaubte, hatte er sie doch fast nie ein Wort mit einander wechseln sehen. Graf Fritz wandte die Rede oft an Madame Ritter, ohne daß es ihm je gelungen war, sie in ein Gespräch zu verwickeln.

Dieß that indessen seiner begeisterten Unterredung mit Vater und Tochter keinen Abbruch. Oft wurden sie, ohne sich jedoch daran zu kehren, von dem kleinen Pietro unterbrochen und parodirt; es gab viel mehr Anlaß zum Lachen und da fühlte sich lezterer sehr glücklich. Allein der Glücklichste von Allen war doch der junge Graf; so wie er nun täglich Giasinda sah, schien sein eigenes Leben mit der ganzen übrigen Welt aus seinem Gedächtnisse verschwunden zu seyn. Eine Woche folgte der andern, und ein ganzer Monat war so hingegangen, in welchem weder Ritter noch der Graf an Abreise und Trennung zu denken schienen.

Eines Tages hatte der Alte seinen Fuß leicht verletzt und konnte bey den Uebungsstunden im Packraume nicht zugegen seyn. Pietro und Giasinda befanden sich dießmal mit dem Grafen allein. Pietro war noch immer auf der Bühne der glückliche und außer derselben der unglückliche Liebhaber, ohne darüber seine frohe Laune zu verlieren; allein er glaubte nicht ohne Grund bemerkt zu haben, daß, seitdem der Graf ein festes Mitglied der Familie geworden war, er als Bajatz außer der Bühne eine immer unbedeutendere Rolle spielte und trotz seiner witzigen Einfälle von dem lustigen Grafen bey Giasinda verdunkelt wurde. Er hatte einige Mal, und zwar nicht auf die feinste Weise, ja selbst bey den öffentlichen Darstellungen, bey welchen der Graf seinen Platz unter den Zuschauern in einem der Bühne ganz nahen Winkel hatte, seinen überlegenen Nebenbuhler lächerlich zu machen versucht. Das Gerücht von dem fremden jungen Herrn, der immer dort als ein unveränderlicher Anbeter der Demoiselle Ritter seinen Platz behauptete, hatte schon das Ohr der meisten Zuschauer erreicht, und Bajatz schien oft sich eine schadenfrohe Freude daraus zu machen, ihm, wie aus Versehen, Puder in die Augen zu werfen, oder die Bajatzmütze auf seinen blonden Kopf hinabfallen zu lassen; allein der Graf lachte immer selbst am meisten dabey und traute dem kleinen lustigen Pietro keine Bosheit zu. In der Abwesenheit des Herrn sollte nun Pietro den Meister in dieser Uebungsstunde machen; allein er gewahrte bald mit Demüthigung, daß er ganz überflüssig sey, denn der Graf und Giasinda lachten nicht einmal bey seinen Einfällen und hatten nur Augen und Ohren für sich selbst. Bey den Reitübungen ließ Pietro dem Pferde seinen Unmuth empfinden; aber je stärker das Thier lief, je kühner und rascher stand der Schüler aufrecht auf seinem Rücken, und Giasinda klatschte vor Freude in die Hände. Als sie endlich Beyde in einem zierlichen Pas de deux auf den parallelen stählernen Drähten nebeneinander schwebten, und Pietro dabey den Takt auf der Trommel angeben sollte, kam es diesem vor, als wechselten die jungen Leute mit größerer Freyheit als zuvor Liebesblicke; in seiner Eifersucht warf er die Trommel zur Seite, machte einen Sprung und stieß, wie aus Versehen, die Balancierstange gegen den Stahldrath, auf welchem Graf Fritz im siebenten Himmel zu schweben schien; sein glücklicher Nebenbuhler verlor das Gleichgewicht, und war nahe daran, auf den Kopf hinunter zu stürzen; doch nun hatte Pietro den Aerger, zu erblicken, wie Giasinda ihn aufrecht erhielt und ihre Arme ängstlich um ihn schlug, wodurch Beyde in eine zärtliche und vertrauliche Stellung kamen. Pietro machte noch in seiner launigen Verzweiflung ein salto mortale, wobey er sich verletzte. Er hinkte aus der Reitbahn und schlug die Thüre mit Geräusch hinter sich zu.

„Der kleine Pietro ist heute recht bös," sagte Giasinda lächelnd. „Warum haben wir ihn auch so viele Possen vergeblich machen lassen; wenn man nur darüber lachen will, ist er der gutmüthigste Thor von der Welt."

„Indessen würde es ihn doch erfreut haben, mich hinunterstürzen zu sehen," sagte der Graf. „Es schien ihm recht ärgerlich zu seyn, daß Sie meinen Fall verhinderten. Meynen Sie nicht, liebe Giasinda, daß er lieber gesehen, ich hätte den Hals gebrochen, als wäre so gerettet worden?"

Giasinda erröthete. — „Gewiß nicht, lieber Falkenberg!" entgegnete sie, „er hat sich ja recht herzlich mit uns über das unbegreifliche Wunder erfreut, das Ihre Freundschaft für uns und Ihre Theilnahme für unsere Kunst an dem Vater bewirkt hat. Allein thun wir nicht am besten auch fort zu gehen?" fügte sie in sichtbarer Unruhe hinzu. „Es schickt sich wohl nicht, daß wir uns hier ganz allein üben. Auch läugne ich nicht daß mir der Schrecken in das Blut gefahren ist, und ich stehe nicht ganz sicher auf dem Seile."

„Ist es möglich, Giasinda!" rief Graf Fritz entzückt, indem er ihre Hand ergriff und sie leidenschaftlich drückte. „Selbst die gefährlichste Stellung flößt Ihnen keinen Schrekken ein, und um mich sind Sie so ängstlich geworden! hätte ich wirklich den Hals gebrochen, hätte man mich doch nicht bedauern können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Es scheint, Genf ist dazu verdammt immer schiefe oder übertriebene Urtheile über sich ergeben zu lassen. In ganz entgegengesetztem Sinne sagte vor einiger Zeit Carl Dupin in dem Institut technique: Athènes, Florence et Genève, malgré la foiblesse municipale de leur population sont devenues pour l'antiquité, pour le moyen-age et pour les temps modernes un juste objet d'admiration par le nombre prodigieux de leurs savants, de leurs gens de lettres et de leurs artistes. Das ist doch den Mund etwas zu voll genommen von einer Stadt, die keinen einzigen Dichter und Künstler von Auszeichnung aufzuweisen hat, und wo Alles darniederliegt, was nicht sogenanntes exaktes Wissen und Lernen ist, und was sich nicht gleich als nützlich darstellt. So war es in Athen und in Florenz nicht.

Richtiger sagt der gelehrte Arzt Esquirol im dreyßigsten Theil des Dictionnaire des sciences médicales, article aliénés: à Genève les aliénés sont reçus dans une portion isolée de l'hôpital. M. de la Rive, chargé de ces infortunés, sollicite vivement un établissement spécial. Nul doute, que ce savant ami de l'humanité n'obtienne une institution, qu'il peut rendre si utile à ses concitoyens, et qui servira de modèle à l'Europe. Diese Irrenanstalt besteht seit dreyzehn Jahren unter de la Rives Leitung, und hat bisher schon sehr glückliche Resultate gegeben. In dieser Zeit wurden darin 229 Irren behandelt, also etwas mehr als 17 jährlich. Von dieser ganzen Summe sind nur 19 gestorben, was ungefähr 1 auf 12 macht, 141 sind zu den Ihrigen geheilt und gesund zurückgekehrt, 34 wurden als Reconvalescen-

ten zu ihrer gänzlichen Heilung und Stärkung auf das Land geschickt, demnach machen die 173 Wiederhergestellten eine Mittelzahl von 7 zu 10, oder 1 mehr als ⅔. Gegenwärtig befinden sich nur 28 in der Anstalt; von ihnen aber sind 20 unheilbar, 2 werden behandelt, und 6 gehen als Konvaleszenten aufs Land. Unter diesen 229 Irren bekamen nur 17 Rückfälle, und nie hatte die Anstalt mehr als fünf Kranke auf einmal. Wie der Dr. Esquirol sagte, dachte man hier schon lange auf Verbesserung und Erweiterung dieser Anstalt. Vorher aber mußte auf manches Nöthigere Rücksicht genommen werden. So entstand das treffliche Strafarbeitshaus; kaum war dieß vollendet, eingerichtet und bezogen, so bestimmte der repräsentative Rath die Summe von 90,000 Flor. zur Errichtung eines neuen Irrenhauses. Eine Kommission von Aerzten, Naturkundigen und Menschenfreunden beschäftigt sich jezt mit dem für die neue Anstalt anzunehmenden System und mit der Beantwortung der Streitfragen, ob es in oder außer der Stadt, in einer belebten oder stillen Gegend, nahe beym Wasser oder fern davon u. s. w. angelegt werden soll. So kann wahr werden, was der spanische Arzt vor einigen Jahren sagte.

Auch in der Fremde erwerben sich Genfer ausgezeichneten wissenschaftlichen Ruf. Dr. Daniel Colladon und Sturm von hier haben den großen mathematischen Preis der Akademie der Wissenschaften zu Paris gewonnen. Schon im Jahr 1822 war er für 1824 ausgesezt worden; darauf ward er auf 1826 und dann wieder auf 1827 verschoben. Die Preisfrage war die genaue und durch vielfache Versuche bestätigte Bestimmung der Dichtigkeit, welche Flüssigkeiten, besonders Merkur, Wasser, Alcohol und Schwefelsäure durch den mehreren Atmosphären gleichen Druck annehmen; zweytens die genaue Messung und Bestimmung des Wärmegrads, der durch diesen Druck hervorgebracht wird. Der Preis bestand in einer goldenen Medaille 3000 Franken an Werth. Bekanntlich gehört die allgemeine Physik bey der französischen Akademie der Wissenschaften zu der mathematischen Klasse. Es kam hier darauf an, den Grad der Zusammendrückungsfähigkeit der Flüssigkeiten zu bestimmen und darüber ins Klare zu kommen, ob bey ihrer Zusammendrückung sich Wärme aus ihnen entwickelt. Schon seit mehreren Jahren arbeitete Colladon hier an der Lösung dieses schwierigen Punktes. Noch kennen wir nicht das Genauere derselben und wissen nur so viel, daß Colladons vielfache Versuche am Genfersee über die Fortpflanzung des Schalls auf bedeutenden Strecken unter dem Wasser und die Geschwindigkeit dieser Fortpflanzung wesentlich zu seinem glücklichen Erfolg beygetragen haben, denn es ist bekannt, daß die Eigenschaften der Flüssigkeiten in Beziehung auf die Fortpflanzung des Tons in genauer Verbindung stehen mit ihrer Zusammendrückbarkeit und der hieraus entstehenden Wärmeentwicklung. Newton und nach ihm Laplace haben diese Eigenschaft der Luft, in Beziehung auf die atmosphärische Luft, dargethan. Demnach wird es klar, wie Versuche über die Fortpflanzung des Tons in Flüssigkeiten bey der Lösung obiger Preisfrage sehr nützlich seyn mußten. Sturm von Genf übernahm den mathematischen Theil der Arbeit und theilte auch mit Colladon den Preis.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, September.

In der römischen Bücherwelt zeigt sich ein Phänomen, welches auf den ersten Blick unerklärbar scheint, nämlich wenige Leser und dennoch viele Bücher. Rom hat ungefähr hundertfünfzigtausend Einwohner; von diesen fällt, da der Mittelstand fehlt, zum allerwenigsten die Hälfte der untern arbeitenden Klasse zu, welche nicht liest, ja meistens nicht einmal lesen kann. Unter der andern Hälfte ist, mit Ausnahme des geistlichen und gelehrten Standes, das Lesen ebenfalls sehr selten, aus dem einfachen Grunde, weil nicht das Leben des Südens im Freyen unter dem heitern Himmel, sondern das nördliche Stubensitzen hinter dem warmen Ofen zu den Büchern treibt. Ich läugne überhaupt, daß je ein südliches Volk (gleichviel in der alten oder neuen Welt) die Lektüre geliebt hat, oder durch Lektüre gebildet worden, oder überhaupt, wie man es heutiges Tages zu nennen pflegt, unterrichtet gewesen ist. Obgleich in Rom verhältnißmäßig bey weitem weniger gelesen wird als in andern Städten Deutschlands und Englands, so gibt es nichts desto weniger in Rom mehr Buchhändler als irgendwo; es beschäftigen sich hier wenigstens fünfzig Personen mit Bücherhandel, das heißt, sie und ihre Familien leben von dem Gewinne, den ihnen der Verkauf von Büchern gewährt. In Deutschland rechnete man vor dreyßig Jahren auf eine Bevölkerung von dreyßigtausend Einwohnern etwa drey Buchhandlungen. Nach diesem Verhältnisse müßten sich, selbst wenn die Lesesucht in Rom so groß wäre wie in Sachsen, in lezterer Stadt etwa sechzehn Buchhandlungen befinden. Woher nun das sonderbare Mißverhältniß zwischen der großen Menge der Buchhandlungen und der geringen Anzahl von Lesern? Einem kleinen Theile nach gleichen dieses Mißverhältniß die Fremden aus, welche aber in Rom, wo nur der Handel mit Kunstsachen bedeutend ist, bey weitem weniger Bücher kaufen als in Mailand, Florenz, ja sogar in Neapel. Den größten Bücheraufwand machen die Geistlichen, von der hohen Prälatur an bis auf die ärmsten Weltgeistlichen herab, welche sich vom Messelesen nähren, die Mönche mit eingeschlossen. Hier muß ich zuvor einem, allgemein gegen die hiesige Geistlichkeit verbreiteten Vorurtheile widersprechen: es ist nicht wahr, daß unter ihr die Unwissenheit herrscht, deren sie im Auslande beschuldigt wird. Um diese Behauptung zu beweisen, bedarf es nur einer einzigen Bemerkung: alle hiesigen geistlichen und weltlichen Aemter, alle Lehrstühle (die medicinischen abgerechnet), alle Tribunale sind, mit wenigen Ausnahmen, mit Geistlichen besezt. Dasselbe gilt von den Mönchen; die Abstufungen der verschiedenen Bettelorden, welche nach der strengeren Regel des heil. Franciskus leben, und denen folglich das Streben nach Gelehrsamkeit eigentlich untersagt ist, abgerechnet, treten alle übrigen Orden, besonders die Benediktiner, Dominikaner, ja selbst die Augustiner (obgleich zu den Bettelorden gehörig), dann die meisten regulären Cleriker, (besonders die Theatiner, Jesuiten, und Congregazionisten, besonders die beyden Predigerorden des heil. Philipp von Neri und des heil. Hieronymus von der Menschenliebe (della Carità), den Wissenschaften. Freylich ist die Gelehrsamkeit zu Rom keine Vielwisserey, sondern reelles, praktisches, positives Brodstudium; jeder kultivirt sein Fach, und ergibt sich ihm wie einem Handwerke, ohne die Prätension zu haben, auch als Dilettant in ein anderes pfuschen zu wollen. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß es hier weniger Literatoren, weniger Schöngeister, ja selbst weniger Philologen, besonders der neueren Sprachen, geben müsse als in Deutschland und England, dagegen aber möchten die eigentlichen Fakultätswissenschaften, unter diesen besonders Theologie und Jurisprudenz, an keinem Orte so gut bestellt seyn als in Rom; ja selbst die medicinischen werden mit einer Gründlichkeit behandelt, über welche man sich im Auslande wundern würde, wenn dorthin über den Stand der hiesigen Gelehrsamkeit andere Berichte gelangten als die, welche von oberflächlichen oder vorurtheilsvollen Beobachtern, noch dazu sehr häufig in wenigen Wochen aufgefaßt, erstattet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 12. Oktober 1827.

Ich wollte, wie gerne, dich herzen,
Dich wiegen in meinem Arm,
Dich drücken an meinem Herzen,
Dich hegen so traut und so warm.

A. v. Chamisso.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Graf Fritz half Giasinda das Seil entlang zur Leiter hin, und empfand, wie ihre Hand in der seinigen bebte. Sie stand nun sicher auf der obersten Stufe der Leiter, und stützte sich an die lange Balancierstange, die aufrecht an der Leiter lehnte, während der Graf durch Hülfe seiner eigenen Balancierstange sich von dem Seile hinunterschwang. Als er nun auf dem Boden stand und die Augen zu ihr erhob, die in kindlicher, jungfräulicher Scham ihre ganze Kunst und Geschicklichkeit vergessen zu haben schien, war es ihm plötzlich wie damals, da er sie zum ersten Mal als Kind gesehen hatte. „Ja, ich sehe dich wieder, du, mein Engel auf der Himmelsleiter!" rief er entzückt und nahte ihr mit ausgebreiteten Armen. „Komm, komm, du ewig Gesegnete, komm, laß mich dich zu mir auf die Erde herunter ziehen, und dann selig mit dir durch alle deine Himmel fliegen."

„Um Gotteswillen, Graf Falkenberg!" flüsterte sie mit bebender Stimme, „Sie vergessen sich und unsere Verhältnisse — lassen Sie mich allein hinabsteigen."

Er trat bescheiden ein Paar Schritte zurück; allein von der lange verhehlten Empfindung, die jetzt mit gleicher Stärke aus Beyder Busen hervorgebrochen war, überwältigt, wurde ihr auf der Leiter schwindlich, sie wankte; der Graf sprang hinzu, er empfing sie mit hoher Wonne in seine Arme und der erste Kuß der Liebe bestätigte, was auszusprechen ihnen Worte fehlten, aber was sie schon Beyde sich aus den Augen gelesen hatten.

„Bravi, Bravi!" klang in diesem Augenblicke die Bajatzstimme des kleinen Pietros. Erschrocken fuhren sie auseinander und richteten die Blicke auf eine kleine Lücke oben an der Decke, woher dieser unglückliche Bravoruf zu kommen schien. Dort gewahrten sie nicht allein den kleinen Possenreißer, der, die Narrenmütze schief auf dem Affenkopfe, ihnen grinsend und triumphirend Gesichter schnitt, während er höhnisch in die Hände klaschte; aber neben ihm erblickten sie ein Antlitz, das mit seinem düstern, furchtbaren Ernst wie ein versteinerndes Medusahaupt auf die Liebenden einwirkte. Es war der alte Ritter, dessen Züge nie vorher einen so entsetzlichen Ausdruck bittern, menschenfeindlichen Grolls und tiefen tragischen Kummers ausgesprochen hatten. Giasinda brach in heftiges Weinen aus und verbarg das glühende Gesicht in beyde Hände, während sie aus der Thüre eilte und den entsetzten Grafen allein ließ. Es war ihm, als wäre er an dem Eingange eines seligen Paradieses bey diesem grauenhaften Anblick in einen Abgrund hinuntergestürzt. Er hatte die Augen vor den zerschmetternden Blicken des Alten niedergeschlagen. Er stand wie an den Boden gewurzelt, ohne zu wissen, was aus Giasinda, was aus ihm selbst geworden war. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich allein in dem leeren Raume. Die Thüre stand offen, die Lücke war wieder zugeworfen. Er wagte kaum hinauszusehen; der schadenfrohe Bravoruf des Narren klang noch in sei-

nen Ohren und das schmunzelnde Affengesicht mit der Bajazmütze schwebte ihm noch immer vor den Augen als ein schneidender Gegensatz zu dem drohenden Richterantlitz, dessen anklagende Blicke wie ein Blitz in seine Seele gedrungen waren.

Verwirrt und niedergeschlagen ging Graf Fritz auf sein Zimmer. Er horchte an der Wand des Nebenzimmers, dort aber herrschte Todtenstille. Er riß sich das Kunstreiterkostüm heftig vom Leibe und zog sein gewöhnliches Kleid an. Er sann nur auf eine Aussöhnung mit dem Alten, dessen Zutrauen er so unbesonnen getäuscht hatte. So wie er nur erst seine Verhältnisse, seine Lage, und wie Alles gekommen war, erwog, kehrte allmählig seine Ruhe zurück, und er wurde bald mit sich selbst einig. „Sie liebt mich," flüsterte er, „dann muß sie auch meine Gattin werden; mögen die Verwandten und die ganze Welt sagen was sie wollen, ich bin volljährig und mein eigner Herr; ich will nicht mit meiner und ihrer Glückseligkeit scherzen."

Fest entschlossen, einen entscheidenden Schritt zu thun, verließ er das Zimmer und klopfte rasch und zuversichtlich an Ritters Thüre; allein sie war verschlossen und Niemand öffnete. Er klopfte immer stärker und machte es zulezt so toll, daß die Bedienung hinzueilte, in der Meynung, er wolle die Thür aufsprengen. „Sie sind alle aus, mein Herr," versicherte der Kellner; „sie haben seit wenigen Minuten das Haus verlassen; allein die Mittagsstunde ist schon da, sie werden gewiß bald zurückkehren."

Der Graf ging wieder auf sein Zimmer. Kurz nachher wurde zur table d'hôte geläutet. Falkenberg nahm seinen gewöhnlichen Platz ein, doch die vier Stühle in seiner Nähe blieben unbesezt; die Rittersche Familie erschien nicht. Unruhig und ängstlich stand er vom Tische auf, ehe die Mahlzeit noch beendet war. Er griff nach seiner Reisemütze, ohne selbst zu wissen, was er beginnen würde. Sie in der großen fremden Stadt aufzusuchen, war ein lächerlicher Gedanke, und ruhig auf seinem Zimmer ihrer Rückkehr zu harren, war ihm unerträglich. Er besann sich plötzlich, warf die Reisemütze weg, schrieb schnell ein Billet an den alten Ritter und siegelte es zu. Dann befahl er seinem Bedienten sich an Ritters Thüre zu stellen, nicht von der Stelle zu weichen, und diesem das Schreiben eigenhändig bey seiner Rückkehr zu übergeben. „Es braucht keine Antwort," fügte er hinzu; „morgen früh spätestens werde ich selbst sie abholen." Nun ergriff er die Mütze wieder und stürmte hinaus in die ihm ganz fremde Stadt, die er noch nicht gesehen, obgleich er sich mehr als sechs Wochen in derselben aufgehalten hatte. Es war ihm, als wäre er in einem bezauberten Schlosse gewesen und die ganze Welt außer dessen Mauern ihm fremd geworden. Um sich des betäubenden Gedanken zu entschlagen und seine Unruhe zu bezwingen, eilte er von Straße zu Straße, ohne sich umzusehen oder auf den Weg zu merken. Es wurde dunkel und er wußte nicht, wo er sich befand. Da erblickte er ein großes, hell erleuchtetes Gebäude gerade vor sich. Viele Leute strömten dort hinein; er folgte mechanisch dem Strome. Er stand im Vorsaale des Opernhauses, griff in die Tasche, löste ein Billet und trat hinein. Es wurde eine Zauberoper dargestellt, in welcher ein unglücklicher verliebter Prinz durch vielfache Verwandlungen und Zaubereyen die entführte Geliebte suchte, bis er endlich, selbst in einen Greis verwandelt, sie in der Gestalt einer häßlichen Zauberin wiederfand. Er liebte sie noch und umarmte sie mit Jugendfeuer; nun offenbarte sich eine wohlthätige Fee und verjüngte die treuen Liebenden wieder, die sich fest umschlungen hielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

ᛚ

Der schöne Mälar, vormals Lögaren genannt, wird in seiner stillen Größe bey der obigen Rune (2) verherrlicht. Dieser, 27 schwedische, d. h. 40 deutsche Meilen lange See bildet in seinem breiten, oft fast unabsehbaren Spiegel, in seinen Buchten, Landzungen und Inseln eine Abwechslung von Aussichten dar, welche, immer aufs Neue überraschend, die Fahrt längs seiner vielfach abwechselnden Ufer, welche durch Dampfböte jezt bedeutend erleichtert wird, zu den schönsten Genüssen macht, die der eben so schöne als kurze Sommer den Bewohnern Schwedens darbietet; ja selbst der verwöhnte Südländer muß, wenn er nicht engherzig nur einer Art von Naturschönheit huldigt, das Großartige eines Schauspiels bewundernd empfinden, das schon im grauen Alterthume die Herzen der Jünglinge schwellte, die, an seinem Gestade aufwachsend, hier die ersten Heldenthaten träumten, wie dessen lockende Fluten schon den Knaben mit dem Elemente vertraut machten, auf dessen Rücken er später zu kühnen Wikingsfahrten fernhin steuerte. Der Dichter überläßt sich dem leisen Zuge seiner Phantasie, wie das Schiff gemach gegen Stockholm segelt, dem mild bezaubernden Einfluß eines stillen Morgens hingegeben, wie man sie gesehen haben muß, um die tiefe Wahrheit seines Liedertraumes nachzuempfinden. In dieser heiligen Ruhe soll, wie der Dichter es am Schlusse sagt, hoch über Wogen und Lebenssturm,

des Gesanges Flamme leuchten und die geweihte Leyer tönen.

ᛘ

Gerne lassen wir uns noch eine wunderbare Lebensrettung in der voranstehenden Rune (M) erzählen, die der Mann im Rosengarten heißt, und den Fall Johann Baners zum Gegenstande hat, der aus seiner Mutter Armen vom hohen Erkerfenster des auf einer Felsenklippe am Meere gelegenen Schlosses Hörningsholm herabstürzte; als aber die bangen Hausgenossen der im tödtlichen Schreck erstarrten Mutter die zerschmetterten Ueberreste des Lieblings zu holen hinzueilten, fanden sie diesen ganz unbeschädigt auf einem Blumenbeete sitzend, der ihnen heiter entgegenrief, daß der Gärtner ihn aufgenommen habe, dessen Abwesenheit in dem entscheidenden Augenblicke nachgewiesen ward, so daß des Kindes Rettung einer höheren Hand zugeschrieben werden mußte, die ihn für kühne Kriegsthaten in der Schule eines königlichen Helden zum Mitstreiter für Europa's Glaubensfreyheit aufgespart.

Die Art, diesen Gegenstand zu behandeln, könnte, seiner wunderbaren Beymischung nach, bedeutender seyn, so wie die Motivirung des Falles selbst sich glücklicher denken läßt. Wer ein Wunder erzählt, muß die Brücke der Wirklichkeit hinter sich und dem Zuhörer abbrechen.

ᛦ

Die lezte Rune (Y), aus der umgekehrten vierzehnten (Mann) gebildet, gibt dem Dichter die Veranlassung zum Preise des Mannthums alter Zeit in dem von Ruhm gekrönten Norden, dagegen er nicht unpassend den Geist der gegenwärtigen mit dieser vom Allvater im Zorn umgekehrten Rune übereinstimmend findet, welche, yr genannt, im Schwedischen wild und unklar bedeutet. Dieses tiefsinnige Wortspiel, bedeutsam durchgeführt, schließt in Beziehung auf die Gestaltung der vierzehnten Rune, indem der Dichter deren einen Arm Ruhe, über dem Norden, den andern Kraft, gen Osten ausgebreitet, ein lang in Staub gedrücktes Volk erweckend, sieht und die Hoffnung ausspricht, daß Baldur, endlich zum Leben erwacht und in Allvaters Schooß ruhend, die göttliche Rune des ewigen Friedens für die versöhnte Erde schreiben wird.

Wenn in diesen Liedern sowohl die Naturansicht als die Anklänge aus dunkler Sagenzeit ein allgemeines Interesse für den Bildeckreis in Anspruch nehmen, worin der Dichter sich bewegt, so erweckt dagegen das Gedicht (der Ordnung nach das zwölfte), dem die Rune

ᛏ

(T) vorsteht, ein uns näher befreundetes Gefühl; denn das größte Leiden auf den Höhen der Menschheit, mit den Schauern einer strengen Natur gepaart, muß zu tiefem, innigem Mitleid ein geisterhaftes Grauen in der Brust des fühlenden Lesers gesellen, der in einsam kalter Nacht den unglücklichen Sohn Gustav Wasa's im schreckenvollen Kerker belauscht, wo er, einem gefangenen Löwen ähnlich, rings von Wachen umwandelt und dem Gespötte roher Knechte blosgestellt, vom Fieber gekränkten Stolzes und innern Vorwurfs wachgehalten, rastlos auf und nieder schreitet. Hier befindet sich der Dichter ganz in seinem Elemente geheimnißvoller Schwermuth. Diese Rune bezieht sich auf den Wahlspruch, der von Erichs XIV. Hand auf den Wänden seines scheußlichen Gefängnisses gefunden wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, September.

(Beschluß.)

Da, wie gesagt, die hiesigen Gelehrten lauter Geistliche und in der Regel meistens gut salarirt sind, so verwenden sie ihre Ersparnisse, oder überhaupt ihr Vermögen, in Ermangelung der Nachkommen, statt es lachenden Erben zu hinterlassen, auf den Ankauf von Büchern. Daher die vielen und mitunter sehr bedeutenden Privatbibliotheken, welche in Rom existiren; der römische Geistliche, vom obersten bis zum untersten, betrachtet es als eine Art von Ehrensache, eine Büchersammlung zu besitzen; daher aber auch die Möglichkeit, daß in Rom bey einem unverhältnißmäßig kleinen Lesepublikum so übermäßig viele Buchhandlungen bestehen können, daher endlich der übertriebene Preis, in welchem die Bücher hier stehen; mir ist keine Stadt bekannt, wo, kaum London ausgenommen, alte Bücher so theuer wären als in Rom. Lezteres läßt sich aus dem einzigen mittelbaren Umstand abnehmen, daß die Steigerung der Gebote in den Bücherauktionen immer um einen Groschen (grosso, fünf Bajocchi oder über zwanzig Pfennig sächsisch) geschieht, während man sich z. B. in Sachsen nur um sechs Pfennig zu überbieten braucht. Auch geschieht der erste Einsaz nicht nach dem Minimum der Steigerung, welches hier also fünf Bajocchi seyn würden, sondern er ist stets höher oder niedriger dem Werthe des Buchs gemäß im Kataloge angesezt; folglich gibt es auch keine sogenannte Appendices. Ueberhaupt herrscht eine gewisse Decenz in den Versteigerungen. Scharteken (wie man wohl in Deutschland solche schlechte oder blos schlecht eingebundene Bücher, welche die Appendices ausmachen, zu nennen pflegt) kommen gar nicht zum Vorschein, sondern werden vor der öffentlichen Ausstellung auf die Seite gelegt. Oeffentliche Bücherauktionen finden sehr häufig statt, da in der Regel die nachgelassenen Verwandten des verstorbenen Geistlichen weltliche Personen sind und sich folglich aus Büchern nichts machen. Alle Bücher, welche in den Auktionen vorkommen, haben einen gewissen, wenn auch nicht immer klassischen, doch wissenschaftlichen Werth; denn da kein Ding so böse ist, daß es nicht zu etwas gut wäre, so trägt gerade der Umstand, daß in

Rom, wie überhaupt in Italien, wenig gedruckt wird, dazu bey, daß nicht so viel Schlechtes gedruckt wird, daß folglich wenige aber gute Bücher im Umlaufe sind. Der Ausschuß, den man, wie gesagt, aus einer zu versteigernden Bibliothek vor ihrer öffentlichen Ausstellung auszuwerfen pflegt, geräth den Juden und den wandernden Büchertrödlern in die Hände, welche damit in den Straßen, jeden Mittwoch aber, als am Hauptmarkttage, auf dem Navonaplatze ausstehen. Der fixe Preis, den man hier mitunter über eine Menge schlechterer und unbedeutenderer Bücher einerley Werths ausstellt, ist nie geringer als fünf Bajocchi, und in den Straßen wird kein Buch, so schlecht von innen oder von außen es auch seyn möge, unter einem halben Groschen (dritthalb Bajocchi) verkauft. Zur Aufrechthaltung der Preise trägt der eigene Charakter des römischen Volks bey; da ihm Spekulation und Gewinnsucht fremd sind, obgleich Jeder recht gut den Werth des Geldes kennt, so geht Niemand von seiner Forderung, welche stets so gemacht ist, daß sich dabey auskommen läßt, ab, wobey er einem gewissen Fatalismus huldigend die Hoffnung nährt, morgen zu verkaufen, wenn es heute nicht geschieht. Es ist überhaupt als ob alle diese Menschen, von einem gewissen d'Esprit de Corps geleitet, sich das Wort gegeben hätten die Bücher im Preis zu erhalten, und dabey nach einem vorher bestimmten Plane zu Werke gingen. Man sieht nämlich auf den meisten hiesigen Bücherladen gewisse alte, schlecht eingebundene Bücher paradieren, welche in gar keinem Rufe stehen, von Niemanden gekauft, und troz dem von den Trödlern fortwährend sehr theuer ausgeboten werden. Dazu gehören, um von Hunderten nur ein Paar Beyspiele anzuführen, eine ungemein weitläuftige, höchst seichte und wortreich abgefaßte Beschreibung des Vatikans, und ein lateinisch geschriebenes Leben der Päbste, beydes in drey Bänden. Diese Werke stehen seit länger denn zwey Jahren bey einem Buchhändler, ohne daß dieser von seinem, während dieser ganzen Zeit geforderten Preise (anderthalb Scudi für jedes) nur einen Bajocho abzulassen geneigt wäre.

Genf, September.

(Beschluß.)

Aehnliche Auszeichnung ward kürzlich einem Genfer zu Paris in der Sphäre der Kunst. James Pradier von hier, der aber seinen ganzen Kunstlauf in Frankreich machte, ist von der Akademie der Künste des Instituts an die Stelle seines verstorbenen Lehrers Lemot zu ihrem Mitglied ernannt worden. Nachdem er Zeichnen in Genf gelernt hatte, ging er nach Paris, wo ihm 1812 eine Medaille zur Aufmunterung für eine Arbeit ertheilt wurde, die er für den großen Preis der Skulptur gemacht hatte, nämlich den Hirten Aristeus, Apollons Sohn, der den Verlust seiner Bienen bejammert, die ihm Hunger und Krankheit geraubt haben. Im folgenden Jahre war Pradier noch glücklicher, denn er erhielt den ersten großen Preis der Akademie. Die Aufgabe war, nach dem XV. Buch des Telemach Philoktet auf der Insel Lemnos in Basrelief darzustellen. Diese sehr gelungene plastische Arbeit, ohne alle Manier, schenkte Pradier dem Museum Rath seiner Vaterstadt, wo es jezt aufgestellt ist. Dieser Preis hatte für Pradier auch den Vortheil, daß er nun als Pensionnär der Akademie für vier Jahre nach Rom geschickt wurde. Da blieb er bis 1818, und arbeitete mit großem Fleiß. Im Jahr 1822 wurde in der Ausstellung zu Paris besonders sein jüngerer Sohn der Niobe bemerkt, der von einem Pfeil getroffen niedersinkt. Man sah an diesem Werk, daß Pradier alle französische Manier und Schule vermeidet, sich nur an griechische Vorbilder und an das Studium der Natur hält. Die Proportionen der Florentiner Niobegruppe haben ihm dabey vor Augen geschwebt, und sein Jüngling ist in reiner, aber hinsterbender Schönheit dargestellt; sein Marmor ist ganz Fleisch. In der Ausstellung von 1824 wurde seine Psyche wegen ihres schönen Körpers gern gesehen. Für Genf hat Pradier die beyden Büsten von Rousseau und Bonnet gemacht, die an der Façade der Orangerie unseres botanischen Gartens stehen. Pradier gehört einer ächten Künstlerfamilie an; sein Bruder, Carl Simon, ist Pensionnär des Königs von Portugal und bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher unserer Zeit. Jedermann kennt seinen Amor und Psyche nach Gerards Gemälde, sein Porträt des verstorbenen Königs von Portugal, dessen Krönung, und die Landung der nun verstorbenen Erzherzogin Leopoldine zu Rio Janeiro, alle drey nach Gemälden von Denet, Historienmaler und Pensionnär des Kaisers von Brasilien.

Die Prüfung der Fakultät der schönen Wissenschaften bey der hiesigen Akademie hat vor Kurzem stattgefunden. Sie betraf allgemeine und alte Literatur, in soweit dieselbe hier gelehrt wird, vorzüglich aber französische Literatur, Stylübung, Prosodie, Aussprache u. s. w. Im Allgemeinen muß man sagen, daß sich in dieser Sphäre kein Student ausgezeichnet hat, doch wurden einige Preise ausgetheilt. Die Literaturkurse sind jezt größtentheils auf den Sommer verlegt, da die sogenannten exakten Wissenschaften, Theologie, Jurisprudenz, Chemie, Physik, Mathematik den Studirenden fast alle Zeit im Winter wegnehmen. Diese Verlegung bestärkt sie noch mehr in der Meynung, daß die Kenntniß der Literatur ein sehr überflüssiges, unnützes Ding sey. Wäre dieß nicht, so hätte sie das Gute, daß sie die allzulangen Ferien um zwey Monate verkürzt. Ich wünsche der Neuerung alles Gedeihen; vielleicht wird der Professor Duvillard seine Vorlesungen über griechische Literatur nun endlich zu Stande bringen, was bisher auf hiesiger Akademie nicht möglich war.

Viel erfreulicheres zeigte die Prüfung und Vertheilung der Preise an die Taubstummen, die vorigen Monat im Saal des Staatsraths statt hatte. Ihr ging ein interessanter Bericht des Syndiks Masson über die Anstalt selbst und ihre Fortschritte voraus. Sie wurde im Jahr 1822 gegründet. Früher sandte man auf Staatskosten die Taubstummen nach Paris; dieß ist nun nicht mehr nöthig. Chomel, ein ausgezeichneter Zögling des edeln Abbé Sicard und selbst Taubstummer, steht nun unserem Institut mit dem glücklichsten Erfolg vor, und es ist eine wahre Töchterschule der Pariser Anstalt. Die Zöglinge brauchen nun nicht mehr Genf und das mütterliche Haus zu verlassen, sondern genießen denselben Unterricht in der Nähe ihrer Eltern. Jezt sind dreyzehn Zöglinge, sowohl Knaben als Mädchen, in der Anstalt, welche unter dem Conseil municipal steht, und deren Aufwand den Staat nur 3600 fl. kostet.

Eine gleich schöne Anstalt ist seit einigen Jahren hier gebildet worden. Zwölf Frauen haben sich vereinigt, um für die Pflege und Erziehung armer Waisenmädchen Sorge zu tragen. Noch voriges Jahr äußerten sie in ihrem öffentlichen Rechnungsabschluß einige Besorgniß über ihre geringen pecuniären Hülfsquellen, und baten daher um Unterstützung. Dieses Jahr haben sie schon 3218 fl. Ueberschuß; so reichlich sind die Gaben von allen Seiten herbeygeströmt. Es sind im Ganzen fünfunddreyßig Waisenmädchen. Erziehung und Unterricht ist einfach, wie ihre Lebensart und Kleidung, und ihrer künftigen Bestimmung angemessen; doch ist nichts vernachlässigt; wenn man sie in ihren grauen Kleidern und Strohhüten gehen sieht, so bemerkt man Bescheidenheit und Gesundheit mit frohem Muth an allen. Ihre Arbeiten werden sehr gesucht und theuer bezahlt.

Mr.

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Oktober 1827.

Du hast das Höhere vollbracht!
Den eignen Schmerz bekämpfst du fromm und muthig
Um nach der Menschen Leid, der Armen Sorgen
Nach jedem Pfad zu spähen, wo du Hülfe
Und Trost bereiten könntest.

E. Miller.

Proben schweizerischer Sagen,

v. Gustav Schwab.

Die Thurbrücke bey Bischofszell.

Romanze.

Wer hat diesen steinernen Bogen
Ueber die wilde Thur gezogen?
Daß der Wandrer die Straße lobet,
Daß das Wasser vergeblich tobet?

War's ein mächtiger Fürst im Lande,
Der den Strom gelegt in Bande?
War's ein Führer in Kriegestagen,
Der die Brücke dem Heer geschlagen?

Oder richtet für Mann und Rosse
Sie der Ritter vom hohen Schlosse,
Und indeß sein Haus zerfallen,
Ist sein Pfad noch immer zu wallen?

Nein, die Brücke, die ihr schauet,
Manneswort hat sie nicht erbauet;
Auf ein Wort aus des Weibes Munde
Stieg sie über dem Felsengrunde.

Die dort auf der Burg gehauset
Hörte wie die Woge brauset,
Sah den Fluß von Waldesquellen
Und vom Gusse des Regens schwellen.

Und den Nachen am stein'gen Lande,
Der vom Strande führt zum Strande,
Sah sie drüben sich drehn und wiegen:
Wehe, wenn Einer hineingestiegen.

Ehe gedacht sie den Gedanken,
Sieht sie ihn mit zwey Wanderern schwanken,
Die sie schauet es sind in Schöne
Ihre jungen, einzigen Söhne.

Von dem Waidwerk heimgekehret,
Finden sie den Strom empöret,
Haben doch die rüstigen Jungen
Kecklich in den Kahn sich geschwungen.

Doch es lassen sich die Wellen
Nicht wie Thiere des Waldes fällen,
Und nicht half der Mutter Klagen,
Als sie den Kahn sah umgeschlagen.

Wie sie nun in langem Harme
Breitet' ihre beyden Arme
Bey den Wellen, den schaumesbleichen,
Ueber ihrer Kinder Leichen,

Mußte sie der Mütter gedenken,
Die noch können schau'n versenken
In den schnell empörten Wogen
Söhne, die sie sich erzogen.

Und es werden im Mutterherzen
Leichter ihr die bittern Schmerzen,
Wenn sie Andern kann ersparen
Solches Leid, wie sie's erfahren.

Und noch ehe sie ausgetrauert,
Ward gemeißelt und gemauert,
Ward der Strom in's Bett gezwänget
Und die hohe Brücke gesprenget.

Sah sie dann oft fröhliche Knaben
Ueber den Pfad von Steine traben,
Und die schäumenden Wasser höhnen,
Die in felsiger Tiefe tönen;

Und mit leichtem Tritte wallen
Mütter hinter den Kindern allen,
Sieh da flossen ihre Thränen
Mild von Freude, mild von Sehnen.

Und ihr Werk, das fromme, dauert,
Aber sie hat ausgetrauert,
Höret die Wasser nicht mehr toben,
Ist bey den jungen Söhnen droben.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

„Ach Giasinda, Giasinda!" seufzte der Graf, während er aus dem Opernhause herausstürzte. „Seh ich dich diesen Abend noch nicht, werde ich dich vielleicht nie wiedersehen. Gott im Himmel, wenn sie schon fort wären! Ist es vielleicht meine eigene unglückliche Geschichte, die ich gesehen? soll ich sie erst wiedersehen, wenn wir Beyde alt und grau geworden sind? wo bleibt dann die wohlthätige Fee, die unsere Jugend und Freude zurückrufen könnte?"

Mit einer Unruhe und Aengstlichkeit, die ihn beynahe der Besinnung beraubte, schwankte er durch die große Schaar der Zuschauer, die über die Darstellung lachten und scherzten. Es war ihm unmöglich, den Weg zu finden. Er warf sich in einen Miethswagen, und ließ sich so schnell wie möglich nach dem goldnen Adler führen.

Als endlich der Wagen still hielt, war es schon spät. „Sind Ritters zu Hause gekommen," fragte er beynahe athemlos den emsigen Kellner, der ihm mit einem Lichte in jeder Hand entgegentrat, und wie vor Schrecken versteinert erfuhr er nun, daß sie durch Pietro ihre ganze Habe hatten abholen und die Rechnung bezahlen lassen, in der Absicht, nicht mehr zurückzukehren. Der Bediente des Grafen trat in demselben Augenblick mit dem versiegelten Billet hinzu, das er nicht, dem Befehl gemäß, eigenhändig dem alten Ritter hatte übergeben können, und das er nicht gewagt hatte dem kleinen Pietro anzuvertrauen.

„Aber mein Gott, wo sind sie denn geblieben?" rief der Graf fast taumelnd, während er das Schreiben zerriß.

„Man erzählt allerley," entgegnete der Kellner achselzuckend. „Es muß nicht Alles richtig mit ihnen zusammenhängen; es wird von einem falschen Namen gesprochen, das ist hier doch verpönt; auch flüstert man von politischen Umtrieben. Der gute Herr Ritter, meynt man, ist Spion oder Mitglied des Tugendbundes, oder gar noch etwas Schlimmeres gewesen. Die Polizey soll Lunte gerochen und die schöne Familie über Hals und Kopf, ohne Visirung des Passes, die Stadt verlassen haben. Sie soll im Zwielicht aus dem Hamburger Thore gefahren seyn."

„Postpferde, sogleich," rief Graf Fritz. „Da nehmen Sie meinen Paß und verschaffen Sie mir ihn visirt. In einer Viertelstunde muß ich in dem Wagen seyn. Lauf und packe ein, Johann!"

„Es wird schwer halten, Herr Graf! den Paß so spät visirt zu bekommen," wandte der Kellner ein; „allein ich werde Alles versuchen. Darf ich fragen, auf welchen Ort er visirt werden soll?"

„Auf welchen du willst! auf die ganze weite Welt — zu dem Hamburger Thor hinaus."

„Also nach Hamburg?"

„Jawohl, nach Hamburg! wohin du willst, nur schnell!"

Der Kellner schüttelte den Kopf und ging. Eine halbe Stunde hernach rollte Graf Fritz in stockfinsterer Nacht, ohne selbst zu wissen wohin, aber in der Stimmung eines Fieberkranken, der unter wilden Phantasien seinen Wärtern entlaufen ist und Postpferde genommen hat, um seine Traumbilder in der weiten Welt aufzusuchen, aus dem Hamburger Thore.

Zwey Monate nach diesem Ereignisse zeigten der Altonaer Merkur und der Hamburger Korrespondent an, daß der reiche Graf Fritz Flemming von Falkenberg des Todes verblichen sey und ein sehr großes Vermögen hinterlassen habe. Es war der Vater unsers jungen Grafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Malgachen auf Madagascar *).

Die Einwohner der Provinz Anossi auf Madagascar theilen sich in drey streng verschiedene Kasten. Die erste ist die der Häuptlinge, in der Landessprache Rohandrians genannt; die zweyte machen die freyen Leute, Luhawubits, aus, sie bilden die Mehrzahl der Bevölkerung; zur letzten gehören die Sklaven, die sich wieder in zwey Klassen theilen, die Sklaven der Oberhäupter, Untowas, und die der Privaten, Undewus. Diese Kasten können sich untereinander verbinden, was aber sehr selten geschieht, und der Grundsatz ihrer Trennung ist nicht wie in Indien religiös, sondern rein politisch.

Die Rohandrians oder Häuptlinge herrschen als wahre Despoten, und nirgends möchte es wohl eine Tyranney geben, die so tief in den Sitten wurzelte; aber sonderbar genug gründet sich ihre Autorität weder auf Liebe noch auf Gewalt, ihre Herrschaft ist die Herrschaft der Gewohnheit, denn sie sind bey den Malgachen verhaßt und haben keine Macht sich Gehorsam zu verschaffen. Noch nie

*) Aus den Memoiren von Fortuné Albrand.

hat das Volk versucht ihr Joch abzuschütteln, und nur ein Mal ist der Aberglaube stärker gewesen als die Gewohnheit; ein Häuptling nämlich, dem die Malgachen die Macht zuschrieben, Regen und schönes Wetter zu machen, wurde von ihnen in einem trockenen Jahre abgesezt und seine Vorrechte seinem Bruder übertragen. — Diese Tyrannen sind keine Ureinwohner des Landes, sondern eingewandert, und zwar, wie es scheint, nicht so sehr lange; denn zu Flacourts Zeit (in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) unterschieden sie sich noch von den Eingebornen durch Züge und Hautfarbe, jezt aber unterscheidet sie blos noch di Meynung vom übrigen Volk; kaum verrathen sie no Spuren ihres arabischen Ursprungs in der Schrift ih Väter und einigen entstellten Resten der mohamedanis Religion. Entzweyt durch Eifersucht, aber verbu durch Bande des Bluts und gemeinschaftliche Politik, bergen sie ihren Haß und sind im Umgang miteinand ſ- serst vorsichtig. Aber erniedrigt durch den Hang zur h lichsten Völlerey und verdorben durch schrankenlose it, sind sie der Inbegriff aller Laster, aber deßhalb doc Ge- genstand der tiefsten, unverbrüchlichsten Verehr und kaum wagt ein Malgache den Namen seines O uptes auszusprechen. Ihre Vorrechte müßten sehr l ich erscheinen, wenn sie nicht gerade durch sie ihre t in der Meynung des Volks aufrecht erhielten. A Mund, der Körper eines Rohandrians heißen ganz es als dieselben Theile bey den andern Malgachen; sie haben das Recht ein Thier zu schlachten, nur sie en das Recht schreiben zu können, es ist noch nicht lan er, so wollten sie allein Kleider tragen, eine emp de Forderung im kältesten Klima auf Madagascar. groß auch diese in der Meynung begründeten Untersch seyn mögen, so gibt es doch noch einen reelleren; d Aussatz nämlich, diese schmähliche Geißel der Menschhe ist in der Familie der Rohandrians erblich, und nzt sich darin fort, ohne sich dem übrigen Volke mitzut en.

Die zweyte Volksklasse, di ubawubits oder Freyen sind Eingeborne und im B ze des größten Theils des Grundeigenthums. Ihr Ch alter ist sehr sanft und nur unter ihnen darf man in sem Lande ehrliche, wohlwollende Menschen suchen. leben fast patriarchalisch in Dörfern zusammen, die eine Familie bildet und deren Oberhaupt der Aelteste ; und sie würden sich vielleicht von den übrigen Be onern des Landes noch auffallender unterscheiden, w n es nicht der Charakter des Despotismus mit sich b te, Alles, so weit er reicht, herabzuwürdigen und zu rdeeben. Aller ihrer Freyheiten beraubt, haben sie blo noch das Recht ihre Tyrannen sich zu wählen; wirklich kanen sie, wenn sie mit ihrem Oberhaupt unzufrieden ſind, ihre Ländereyen auf einen andern übertragen, elbst wenn sie in dem Gebiet des Ro en sie verlassen, eingeschlossen lägen, und ohne handr dem geringsten Mißverständniß zwischen den daß en Anlaß gäbe. Dieses Recht ist die einzige Obe r gegen die Tyranney.

S Sklaven sind sehr viele; die der Oberhäupter, wa genannt, sind aber wenig mehr als die Trabanter Herrn, und blos dem Namen nach Sklaven; beiten blos so viel sie mögen und geben ihren Herrn dann Abgabe, wenn sie im Solde der Weißen stehen, auch dann nie mehr als ein Neuntheil. Sie sind so enig wahre Sklaven, daß der Herr auch nicht einen davon verkaufen könnte, denn bald würden ihm alle davon laufen, weil die Untowas so gut als die Freyen mit den Herrn wechseln können. Indessen greifen sie selten zu diesem Mittel, weil sie dann Haus, Freunde und Dorf verlassen müssen, während der freye Mann auf seinem Gute bleibt und sich nur einem andern Oberhaupte unterwirft. Daher wird die Macht und das Ansehen eines Rohandrians mehr nach der Anzahl seiner Sklaven als der Menge der ihm gehorchenden Freyen geschäzt, obgleich er im Grunde von lezteren mehr Einkünfte bezieht als von jenen. Diese sogenannten Sklaven sind indessen die schlechteste, verderbteste Klasse unter den Malgachen, als brauchte es blos des Namens der Sklaverey, um den Menschen herabzuwürdigen und zu verderben. Sie sind es, denen man die täglichen Ausschweifungen der Häuptlinge schuld geben muß; sie sind die Jugendgespielen ihres Herrn, und mit ihm erzogen, sie verderben seinen Geschmack, theilen seine Ausschweifungen und reizen ihn zu allen Verbrechen, von denen sie einen Vortheil erwarten. Aus ihnen wählt der Herr seine Räthe oder Minister; die dieser Gunst genießen, heißen Ampitacons und sind gewöhnlich ihrem Herrn sehr ergeben, mißbrauchen aber fast immer ihre große Macht. Sie verdanken ihre Erhöhung im Allgemeinen dem Talent zu sprechen, eine Eigenschaft, die in einem Lande, wo alles mündlich verhandelt wird, sehr geschäzt ist.

Der Undewus, oder Sklaven der Privaten braucht kaum Erwähnung zu geschehen; der große Unterschied zwischen ihrer Lage und der dee Untowas, und die Straflosigkeit, deren sie gewiß sind, wenn sie sich zu einem Rohandrian flüchten, macht, daß es fast keine mehr im Lande gibt. Nur die Weißen halten zu ihrem Dienste einige Sklaven; sie bedienen sich aber, um sie festzuhalten empörender Mittel; diese Unglücklichen kommen nie aus den Ketten, selbst nicht bey der Arbeit und Nachts werden sie in ein Gefängniß zusammengedrängt. Aber die Freyheitsliebe ist so erfinderisch, daß es ihnen oft gelingt die Wachsamkeit ihrer Herrn zu täuschen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im September.

Die Messe ist voll von Fremden; die Gasthäuser sind überfüllt, und die Wirthe müssen häufig zu benachbarten Privatwohnungen ihre Zuflucht nehmen. Freylich zur Förderung des Handels dienen diese Gäste nicht, welche aus den Bädern, aus den Städten der Umgegend, aus dem entfernteren Deutschland, und jezt durch die Dampfschiffahrt in kleinen Ausflügen aus Holland und England Frankfurt auf kurze Zeit besuchen. Neue Gasthäuser entstehen, und doch haben alle ihr reichliches Auskommen, wenn die Besitzer nur zu wirthschaften verstehen. Eins der besuchtesten gibt, wie man sagt, an den Eigenthümer, der sich zurückgezogen hat, 6000 fl. ab; die beyden Familien, welche dasselbe in Pacht haben, bestehen dabey ganz ordentlich, die Reisenden sind gut bedient und nicht übervortheilt. Der neue russische Hof gehört unter die Gasthäuser ersten Ranges, und durch das Fürstliche seiner Einrichtung mit Marmorsälen, Statuen, einem Bad etc., nimmt er die erste Stelle unter ihnen ein.

Das neueingerichtete alte Theater, welches wenigstens in den Bühnenräumen und in einer geschmackvollen inneren Ausmalung, auch im äußeren Anstrich gewonnen hat, zieht viele Besucher an. Die Oper hat durch den Abgang der beliebten jüngeren Sängerinnen Bamberger und Heinefetter sehr verloren, indessen sind die beyden zurückgebliebenen Künstlerinnen Hauß und Brauer mit wohllautreichen und seelenvollen Stimmen begabt, und das männliche Personale hat an den Sängern Rieser, Dobler und Hassel ausgezeichnete Mitglieder. Die neuesten Opern waren bis zum Eintritt der Messe Rossinis „Belagerung von Korinth,“ Beethovens „Fidelio,“ und Webers „Oberon.“ Die erste dieser Opern hätte wahrscheinlich das Schicksal erlebt ausgezischt zu werden, wenn sie nicht die Schlußdekoration, das in die Luft gesprengte Mauerwerk von Korinth, gerettet hätte, welcher man rauschenden Beyfall zollte. Rossini hat hier wenige Freunde, und je mehr Stücke man von ihm aufführt, desto kleiner wird ihre Anzahl. In gegenwärtiger Oper hat er weniger sich als andere bestohlen, und es läßt an dem Virtuosen in tollen Sprüngen wunderlich, daß er auch einmal im Gluck'schen und Spontini'schen Cothurn einherschreiten will; auch hält er es nicht lange aus, und es ist wahrhaft possierlich, wie er dann gleich einem Arlechino Sprünge der seltsamsten Art macht. Beethovens „Fidelio,“ den wir seit langer Zeit zum ersten Mal wieder hörten, fand eine glänzende Aufnahme. War es die fromme Verehrung für den zu früh Vollendeten, oder war es Durst nach gediegenen Werken nach einer Fluth von Klingklang, selten wurde eine Oper mit einer ähnlichen, an Andacht gränzenden Stille, mit ungeduldigerem Enthusiasmus aufgenommen. Webers leztes Werk wurde zur Messeinnahme benuzt und zweymal mit verdoppelten Eingangspreisen gegeben. Ich konnte mich nicht entschliessen, die beyden Hauptproben (denn das sind solche erste Vorstellungen von Prachtopern) mit dem Preise von vier Billets zu bezahlen, und hörte wirklich über die Fehler der übereilten Einrichtung klagen. Im Allgemeinen hat „Oberon“ nicht besonders gefallen; man findet das Werk voll Reminiscenzen aus dem Freyschütz und der Preciosa, dabey gelehrt und doch unvollendet. Konnte es aber auch anders seyn, da der Meister bey der Konception des Werks schon den Tod im Herzen trug und sich vergeblich bemühte, sein erstes Meisterwerk, welches in allen Welttheilen wiederklingt, durch Neuheit und Originalität wo möglich noch zu überbieten.

Im Schauspiel haben wir Raupachs „Rafaele“ gesehen, und die treffliche, geläuterte Diction, die einfache Behandlung des Stoffes bewundert. Von den beliebten Gräßlichkeiten konnte sich aber der Dichter wieder nicht trennen, und es ist wohl in seinem Sinne schon viel damit geschehen, daß der Vater nicht das eigene Kind im wilden Wahne selbst ermordet. Der türkische Kaufmann, mit welchem alles das Schreckliche vorgeht, ist ein umgekehrter Hiob, und ich glaube, wenn Raupach in der Steigerung des Furchtbaren, der überhandnehmenden Wuth und was ihr für Strafen auf dem Fuße folgen, mehr in den Gränzen des Natürlichen geblieben wäre und einige Motive vertauscht hätte, so könnte dieses Trauerspiel einen bedeutenden Rang unter den neueren Dramen einnehmen. Was man gegen das ganze türkische Motiv gesagt hat, finde ich nicht begründet, und man kann den Tadlern dasjenige des Othello mit Fug und Recht entgegensetzen. Minder glücklich als in der türkischen Eig.nthümlichkeit ist Raupach mit den Zeitbeziehungen gewesen. Wir haben die Hauptrollen von Herrn Weidner (Kaufherr), Dem. Lindner (Rafaele) und Hrn. Fehringer (Grieche) preiswürdig darstellen sehen. Herr Raupach war kürzlich hier, konnte aber nicht zur Aufführung dieses seines Lieblingsstückes gelangen. Man gab „Kritik und Antikritik,“ wo er Herrn Rottmayer in der Rolle des Löwenklau das gebührende Lob ertheilte, aber sich sehr und mit Recht gegen das Ziehen der Darstellung des Lustspiels erklärte, weil gerade im Lustspiel der Zuschauer nicht zum Besinnen und Zergliedern kommen soll. „Ludwig XI. in Peronne,“ nach Walter Scotts Quentin Durward von Auffenberg, zog nicht an, aber die Darstellung des Königs durch Herrn Weidner war sehr tüchtig, und bewahrte hauptsächlich dieses Stück vor dem Fall. Nächstens haben wir Eduard von Schenks „Belisar“ zu erwarten. Die Vertheilung der Rollen wird etwas schwierig seyn, aber die treffliche Dichtung kann über manches Hinderniß glücklich hinwegführen. Von Lustspielen wurde nur Raupachs „Fürst über Alle“ gegeben, welchem ich nicht beywohnen konnte; es soll etwas Aehnlichkeit mit dem alten Lustspiel: „Gleiches mit Gleichem“ haben. Dem. Urspruch, welche am hiesigen Theater die jugendlichen Fächer der Liebhaberinnen und Heldinnen bekleidete, geht von unserer Bühne ab, und hat in Mainz ein Engagement gefunden. Ihre Stelle ist noch nicht wieder besezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 240.
Römer.

Charade.

Wenn dich das erste Paar will tragen,
So kannst du in dem kühnsten Flug
Dich in der Lüfte Räume wagen,
Es leiht des Schutzes dir genug.
Auch steigt von ihm als Menschenwerke
Die schönste Harmonie empor,
Und dringt mit siegesreicher Stärke
Und süßem Zauber zu dem Ohr.

Die lezte ist des Menschen Zierde
Vor dem Geschöpfe auf der Flur,
Doch wird sie öfters eine Bürde
Der überzeitigen Kultur.
Könnt' ich mir nur das Ganze weben!
Doch Einmal trägt es jeder nur;
Da liegt vor ihm die Welt, das Leben
Gleich einer sonnenhellen Flur.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Oktober 1827.

Auf einer Insel in des Aethers Höh'n
Hab' ich gelebt in diesen lezten Tagen,
Sie hat sich auf die Erd' herabgelassen,
Und diese Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Schiller.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Ein halbes Jahr, nachdem Graf Fritz Berlin verlassen hatte, wurde er in seinem Vaterlande von seinen Verwandten und Freunden fröhlich empfangen. Schon seit langer Zeit hatte man nichts von ihm gehört und war höchst unruhig seinetwegen gewesen, bis man endlich durch einen Reisenden erfuhr, daß er gefährlich krank in Hamburg darniederliege. Seine Krankheit hatte lange gedauert, wozu auch die Zeitungsnachricht von dem Tode seines Vaters nicht wenig beygetragen hatte. Sein Diener, der im Anfang der Krankheit ihn gepflegt, war von derselben angesteckt worden und in Hamburg gestorben. Auf Verlangen des Grafen Fritz war ein Gesuch wegen seines Abtretens von der diplomatischen Stelle in Petersburg, zu der er sich nicht geneigt fühlte, eingereicht worden. Wichtige Privatangelegenheiten riefen ihn nun nach der Heimath zurück. Als Universalerbe bedeutender Güter lag eine so ausgebreitete Privatthätigkeit vor den Augen des jungen Grafen, daß es ihm darum zu thun war, nur darauf sein Leben und seine Kräfte verwenden zu können. Das lange hitzige Fieber, das er in Hamburg durchgemacht hatte, schien ganz den Anlaß seiner Krankheit bey ihm in Vergessenheit gebracht zu haben, und keiner von seinen Freunden ahnete das mindeste davon. Das Andenken an Glasinda und den alten Ritter war zwar nicht ganz in seinem Herzen erstorben, allein die abgerissenen Erinnerungen daran wie an seinen ganzen Aufenthalt in Berlin schwebten ihm fern und nebelhaft wie Schattenbilder eines wunderschönen und doch entsetzlichen Traumes vor, von dem er nicht wußte, in wiefern er ihn wirklich erlebt, oder was in demselben zu seinen verschwundenen Fieberphantasieen gehörte. Als er seine Vaterstadt und die alten Freunde wieder sah, trugen seine blassen, abgemagerten Züge noch Spuren der Krankheit. Ueber den größten Theil seiner Reise hatte er eine Art Tagebuch gehalten, das zwar nur flüchtige und abgebrochene Bemerkungen enthielt, allein durch welche er sich doch das Meiste von dem, was er auf der Reise erlebt hatte, ins Gedächtniß zurückrufen konnte. Sobald er sich völlig hergestellt fühlte, und seine gewöhnliche Lebhaftigkeit und Heiterkeit zurückgekehrt waren, zog er sein Reisebuch hervor und erfreute oft seine Freunde durch die vielen lustigen Abenteuer, die er während seiner Reise bestanden hatte. Sein Vetter, Staal, ein kühner, muthiger Husarenoffizier, fand am meisten Gefallen daran; allein der gelehrte, besonnene Helmann, der in der Abwesenheit seines Freundes Magister und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften geworden war, fragte nur nach dem Soliden, und welche Früchte sein Aufenthalt auf mehreren Universitäten ihm getragen habe.

„Was hast du dir denn in Berlin vorgenommen? du hast dich ja dort mehr als einen Monat aufgehalten,“ fragte er eines Abends und nahm ihm das Reisebuch aus der Hand. „Laß mich doch sehen, was du von der Uni-

versität und den dortigen berühmten Gelehrten aufgezeichnet hast."

„Ich gebe deinen Universitäten und deinen Gelehrten einen guten Tag," gab Graf Fritz zur Antwort; „wenn du wissen willst, wie viele Bettelbriefe auf gelehrten Rang und Würden binnen Jahr und Tag ausgefertigt, und wie viele nahmhafte Gelehrte von den wissenschaftlichen Zunftmeistern gestempelt werden, wirst du es wohl in einem oder dem andern Buche, das kein Mensch liest, finden. Doch mit den wissenschaftlichen Instituten kann ich dich vielleicht bedienen."

Ausgelassen ergriff er Reichardts Passagier, der auf dem Tische lag, und fing feyerlich zu lesen an: „Die 1808 gestiftete Universität, die Académie militaire, die Vieh-Arzneyschule" ꝛc. Er zählte noch ein Dutzend Akademien und Gymnasien auf und hielt endlich bey dem „Irrenhaus" inne.

„Dabey bist du doch wohl nicht stehen geblieben?" unterbrach ihn Helmann. „Hast du wirklich das Alles besehen?"

„Ich könnte das und noch viel mehr gesehen haben, wenn ich es nur gewollt hätte, und doch nicht klüger geworden seyn."

„Aber es steht ja kein Wort von Berlin in dem ganzen Buche," versetzte Helmann verwundert; „nicht einmal von deinen dummen Streichen dort. Vielleicht bist du nicht einmal dort gewesen."

„Diese Lücke in meinem Leben vermag nur ein Dichter oder ein Tollhäusler auszufüllen," erwiederte der Graf ernst; „denn ob ich wirklich dort gewesen, darf ich nicht beschwören, und doch ist es mir, als sey es der einzige Ort in der Welt, wo ich wirklich gelebt habe; allein wenn ich daran denke, kehren mir alle unsinnigen Fieberphantasieen zurück, und es ist mir, als sey ich der Prinz eines Mährchens, der eine wunderschöne Prinzessin aufsuchen, und sie erst alt und eingeschrumpft, wenn ich erst selbst alt und grau geworden bin, wiederfinden soll, und ich weiß es, es ist nur Thorheit. Es ist mir, als hätte ich dort Schauspiele gesehen, die schönsten Zauberschauspiele von der Welt, und mitunter kommt es mir vor, als hätte ich selbst mitgespielt, mich mit einer Fee oder Göttin durch die Lüfte geschwungen, und als wäre ich nie, nie in meinem Leben glücklicher gewesen. Doch wie Berlin eigentlich aussieht, kann ich nicht sagen, sollte es mir auch das Leben kosten. So viel kann ich mich doch besinnen, daß ich zuletzt aus einem Thor gefahren bin, das das Hamburger Thor genannt wurde, allein in stockfinsterer Nacht und mit einem Gesumse im Kopfe, als wäre ich berauscht gewesen."

„Gewiß hast du schon in Berlin die Krankheit im Körper gehabt," äußerte Helmann. „Kannst du dich aber nichts Vernünftiges von einer so denkwürdigen Stadt, die der Hauptsitz der norddeutschen Wissenschaft und Kultur ist, erinnern, so gebe ich keine Pfeife Taback für die Schauspiele und andere Thorheiten, die du gesehen und wieder vergessen hast."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Astronomie des Jakob Böhme.

Von W. Menzel.

Die armen Schuster, Hans Sachs und Jakob Böhme, sind mehrere Jahrhunderte hindurch wegen ihres Schurzfells unbillig verachtet worden. Die Dichter erschöpften sich bis auf Gottsched in Hohn und Spott über den Schuster von Nürnberg, und erst Goethe gab ihm die Ehre wieder, die er verdient. Fast noch schlimmer gingen die Philosophen mit dem Schuster von Görlitz um, und noch heute pflegt man aus alter Gewohnheit seinen Namen mit Verachtung zu brandmarken, obgleich fast alle, die es thun, eben nichts weiter von ihm kennen, als den Namen. Indeß haben sich in der neuern Zeit auch einige sehr gewichtige Stimmen zu Gunsten Jakob Böhmens vernehmen lassen, und es ist der Mühe werth, endlich einmal einige nähere Aufklärungen über diesen wunderbaren Menschen ins Publikum zu bringen. Die Engländer und Holländer haben ihn im siebzehnten Jahrhundert sehr hoch geschätzt, übersetzt, kommentirt und sogar eine eigene böhmistische Gesellschaft gestiftet. Zu seinen deutschen Landsleuten kam sein Ruhm erst wieder von Holland her, denn schon hatte man ihn beynahe vergessen; doch fand er nur bey der stillen Sekte der Gichtelianer einige Anerkennung, die Gelehrten nahmen nur Notiz von ihm, um ihn als einen armseligen Schwärmer zu verspotten oder zu verketzern. Erst Novalis, der vieles von ihm entlehnte, und später auch Tieck und einige andere Romantiker nannten seinen Namen wieder mit Ehrfurcht, ja mit Enthusiasmus. Diese Dichter brachten indeß nur sehr dunkle Vorstellungen von ihm unter das Publikum, weil sie ihn schwerlich je ganz gelesen oder ganz verstanden haben. In der jüngsten Zeit haben ihn strenge Gelehrte geprüft und von verschiedenen Seiten her Urtheile über ihn ausgesprochen, die ihn sehr hoch stellen und es uns gewissermaßen zur Pflicht machen, ihn näher kennen zu lernen. Herr Franz von Baader hat im vorigen Jahre in einer kleinen Schrift (über den Segen und Fluch der Kreatur) das Verhältniß der Böhmistischen Theologie zum Katholicismus erörtert und den tiefen und umfassenden Ideen des lutherischen Schusters eine Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Protestanten, die so lange seiner nicht geachtet, allerdings beschämen muß. Sodann hat der berühmte Philosoph Hegel in der in diesem Jahr erschienenen zweyten Auflage seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (S.

XXV und XXVI) Böhmens mit Ruhm gedacht und von ihm ausgesagt: „Diesem gewaltigen Geiste ist mit Recht der Name philosophus teutonicus zugelegt worden," und in der That ist er der Prototyp und Vater der deutschen Philosophie. Endlich hat ein ausgezeichneter Engländer, Philipps, in seinem kürzlich erschienenen Werke über die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums geradezu behauptet, der große Newton habe seine berühmte Gravitationslehre aus den Schriften Jakob Böhmens geschöpft. Daß Newton diese Schriften gelesen, ist wahrscheinlich, da sie zu seiner Zeit in England gefeyert waren; daß aber in diesen Schriften wirklich die Gravitationslehre, wenigstens der Grundidee nach, enthalten ist, davon kann sich Jeder selbst überzeugen, der diese Schriften lesen will.

Da nun die Aufmerksamkeit von so vielen Seiten her, von der romantischen Poesie, von der Theologie, von der Philosophie und Naturwissenschaft aus auf unsern Jakob Böhme gelenkt worden ist, und doch eigentlich noch Niemand, auch die nicht, die ihn gelobt haben, ausführliche und detaillirte Mittheilungen aus seinen Schriften gegeben haben, so scheint es mir kein undankbares Geschäft, wenn ich es unternehme, einmal wenigstens ein Bruchstück seiner geheimnißvollen Lehre klar und deutlich herauszustellen, und ich wähle dazu seine Astronomie, theils weil sie sich leichter als eine andere vereinzelte Lehre aus dem so kühn und innig verschlungenen Bau seines großen Systems absondern läßt, theils weil die Behauptung des Astronomen Philipps ein besonderes Interesse dafür erwecken muß. Freylich ist gerade diese astronomische Lehre eine der schwächsten Parthieen des ganzen Böhmistischen Systems, aber wenn der geneigte Leser auch hierin schon Geist und große Ideen findet, so wird er um so mehr von dem Uebrigen erwarten müssen. Ich glaube übrigens denen, welche mit dem Ganzen seiner Lehre näher bekannt zu werden wünschen, und seine Schriften selbst zu schwierig finden, bemerken zu müssen, daß ich dem deutschen Publikum nächstens in einem eigenen kleinen Werke eine vollständige Darstellung des ganzen Systems vorlegen werde.

Jakob Böhme, der im Jahre 1624 starb und bis an sein Ende ein armseliges Handwerk trieb, kannte nicht einmal die astronomischen Erfahrungen seiner eigenen Zeit in ihrem Zusammenhange. Nie hat er eine Sternwarte betreten, nie in die Labyrinthe mathematischer Berechnungen sich verirrt, nie andere astronomische Bücher gelesen, als einige kabbalistische und astrologische, wie sie damals unter dem gemeinen Volk in Umlauf waren. Auch verbirgt sich dieser Mangel an empirischen Kenntnissen in seiner astronomischen Lehre nirgends. Er hat nicht nur die Unwissenheit seiner Zeit getheilt, sondern auch noch eigene Unwissenheit hinzugefügt und Fehler begangen, die ihm jezt jeder Schüler nachweisen kann. Und dennoch verbirgt sich unter allen diesen Fehlern eine tiefe, vorher nie geahnete Einsicht in den Bau des Himmels, und aus seinem eigenen Genie hat er Ideen geschöpft, die viel größer und fruchtbarer waren, als daß er selbst und seine Zeit sie anders als ungeschickt der damaligen Naturerfahrung hätten anpassen können. Diese Ideen gingen der spätern Erfahrung prophetisch voraus und sind erst durch Newton und durch die neuere Naturphilosophie wieder aufgenommen und bestätigt worden. Die ungeschickte Einkleidung, die er damals diesen Ideen gab und geben mußte, fällt als leere Hülle in die Nacht seiner Zeit zurück; die Idee selbst aber ist als ein ächter Kern zurückgeblieben. Verschwunden sind die Nebel des siebzehnten Jahrhunderts und wir sehen in Jakob Böhme den Morgenstern der folgenden Jahrhunderte hell und rein aus tiefer Ferne glänzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Volkslieder.

II. Brautwahl.

Ueber'm Meer da hielt der Goldfink Haus,
Vollauf zu kauen, that Bier sich brauen,
Das Malz er kaufte, den Hopfen er borgte,
Die schwarze Drossel das Brauen besorgte,
Der Taubenweib die Branntweinbrennerey;
Gott laß uns das Bier gehörig brauen,
Ja brauen, es mög' der Schnaps auch taugen.
Wir wollen zu Gast die Vögelein laden.
Das Fräulein, die Eule, kam ungeladen;
Anlangt der Gimpel in größter Eile,
Er streichelt das Köpfchen der Fräulein Eule.
Alle die Vöglein fingen an zu rathen:
Klein Fink! ey warum thust nicht heirathen?
Heirathen möcht' ich wohl, wen soll ich nehmen?
Nähm' ich die Bachstelz', ist mein' Großmama,
Nähm' ich's Ziserinchen, ist mein Mühmchen,
Nähm' ich die Meise, ist meine Base,
Nähm' ich die Krähe, hat 'ne lange Nase,
Nähm' ich die Elster, wieder zu kitzlich.
Ueber'm Meere die Wachtel, Wachtel,
Ist nicht mein Bäschen, kein lang Näschen,
Mein' Allerliebste, die will ich nehmen!

Chorus der Vögel.

Hoch lebe Wirth und Wirthin fürwahr
Sammt ihren Kindelein viele Jahr'!

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Septembers.

Das dreymonatliche Stillschweigen Ihres verständigen hiesigen Korrespondenten kann wohl nicht von Mangel an Stoff herrühren. In einer Hauptstadt, in welcher der kräftige Wille eines kunstbefreundeten Monarchen mit Zauberkraft reges Leben in allen Fächern der Verwaltung hervorruft, in welcher alles nach Verbesserung und Verschönerung hinstrebt, und wo der Bürger mit seinem Fürsten zu diesem schönen Zwecke Hand in Hand geht; in einer Stadt, welche ihr äußeres und inneres

Leben so auffallend verändert hat, daß sie kaum mehr zu erkennen ist, in dieser Stadt kann man um Stoff zu Mittheilungen selten verlegen seyn.

München verdient bereits den Namen des deutschen Florenz vor Dresden, dem die Prachtliebe früherer Fürsten diesen stolzen Namen erworben hatte. Niemals sah man in unserem deutschen Vaterlande eine solche Fülle plastischer Kunstwerke des Alterthumes, und jezt schon kann, außer der ewigen Roma, keine Stadt Italiens in Beziehung auf diese Sammlungen mit München in die Schranken treten.

In keiner Stadt Deutschlands wurde wohl, verhältnißmäßig, in den lezten zwey Dezennien so viel gebaut wie in München. In der ersten Epoche bemerken wir das Streben, aus einer alten, unregelmäßigen Stadt etwas besseres zu ordnen; man folgte dem unmittelbaren Bedürfnisse, blieb kleinlich, schmuck- und styllos im Einzelnen und verworren im Allgemeinen. Man wollte die Stadt verschönern ohne einen zusammenhängenden Plan gefaßt zu haben, und man verschönerte auch überall, nur nicht um den eigentlichen Centralpunkt einer Residenz, das Schloß des Regenten.

Dem genialen Baudirektor von Klenze war es vorbehalten, Einheit in das Ganze zu bringen, und wir wollen nun in kurzen scharfen Umrissen bezeichnen, was unter seiner Leitung bisher Vorzügliches geschehen, ohne uns des Rechtes einer spätern kritischen Beleuchtung seiner Unternehmungen dadurch zu begeben. Wir finden diese Uebersicht um so mehr an ihrem Platze, als wir bisher vergebens eine geordnete Notiz über das unglaubliche Fortschreiten unserer grandiosen Bauten in öffentlichen Blättern gesucht, und da wo sie zu lesen waren, von Partheysucht und einseitiger Beurtheilung entstellt gefunden haben.

Nach dem Plane, welchen Klenze vor zehn Jahren faßte, wird gegenwärtig, und nicht nach unzusammenhängendem Systeme, sondern förmlich als Stadt hier fortgebaut. Klenze wacht über den Baustyl bey Aufführung aller Gebäude dieser Stadtgegend bis in die kleinsten architektonischen Details. Ueber dreyßig, zum Theil sehr große Gebäude dieser Anlage sind vollendet, und sie schreitet im Ganzen rasch voran. Haupttheile derselben sind: das neue Kriegsministerium mit zwey Hauptfaçaden in der Ludwigs- und Frühlingsstraße, die erste 250 Fuß im Baubegriffe, leztere 400 Fuß lang, fast vollendet. Man findet an diesem Bau reiche Gruppirung der Massen und reinen Styl. Das Leuchtenbergische Palais, das Odeon, dem geselligen Vergnügen gewidmet, für Bälle, Konzerte ꝛc.; das Erdgeschoß enthält ein geräumiges Lokal für die Restauration, Magazine, Küchen ꝛc., der erste Stock einen Hauptsaal, 130 Fuß lang, 75 breit, und 66 Fuß hoch, mit doppelter Säulengallerie umgeben und reich geschmückt, an der Decke drey große Freskogemälde, und von neun andern Sälen verschiedener Größe umgeben; der zweyte Stock acht Speisesäle und ein kleines Theater; das Ganze ist seiner Vollendung nahe, obschon es erst vor achtzehn Monaten begonnen wurde. Der Bazar, eine 700 Fuß lange Anlage, nach dem Hofgarten mit Arkaden al fresco gemalt, welche theils Scenen aus der bayerschen Geschichte, theils Landschaften darstellen; er faßt Läden, Kaffeehäuser und angenehme Wohnungen in sich, und sein Aeußeres zeigt sich in freundlichem, heiterem Style. In diesem Gebäude, so wie in den umliegenden Häusern, ist die so tödtende Monotonie des gewöhnlichen Wohnhausstyles möglichst vermieden, und es scheint bey ihrem Entwurf die Art beachtet worden zu seyn, wie man, besonders im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in Italien das Monumentale der antiken Baukunst in die Gebäude des bürgerlichen Bedürfnisses verpflanzte. Am gelungensten unter diesen scheinen uns folgende: die Häuser des Grafen Ant. Rechberg, Grafen Thürheim, Metivier, Gampenrieder, Rietzler, Mayer, v. Kobell, Röschenauer, Haslauer ꝛc. Der Einfluß der bessern Bauart äußert sich auch wohlthätig in andern Theilen der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im September.

(Fortsetzung.)

Der Tod hat dem Theater im Juli einen würdigen Chef an dem Theaterdirektor Ihlee entrissen. Er starb an einer völligen Entkräftung in den Sechzigen. Er war in Deutschland bekannt und geachtet in seiner öffentlichen Stellung, ferner als Freymaurer, und in früheren Zeiten durch dichterische Versuche und die Uebersetzungen von mehr als vierzig Operntexten aus dem Französischen und Italienischen. Für Norddeutschland übersezte gewöhnlich Herklots, für den Süden Ihlee; doch sind seine Operntexte auch im Norden bekannt. Seine Laufbahn war sehr merkwürdig. Im Kurhessischen auf einem von Malsburgischen Gute geboren, wo sein Vater Amtmann war, hatte er von Kindheit an einen regen Sinn für Naturschönheiten, der ihn zum Naturdichter bestimmte. Eine Sammlung solcher Gedichte, in zwey Bänden, ist, durch den jezigen Historiographen Schreiber, einen seiner ältesten Freunde, bevorwortet, in Frankfurt, in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes als Possamentiergeselle im Druck erschienen. Mühselig kämpfte sich Ihlee durch widrige Schicksale, und erwarb sich durch seinen reinen, edlen Sinn viele Freunde und Verehrer seiner Muse; unter ihnen war auch der selige Gleim. Bey dem hiesigen Theater trat er zuerst als Souffleur ein, wurde dann Kassier, Oekonom und Theaterdichter, und versah diese drey verbundenen Aemter lange Jahre mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Liebe zu seinem Berufe. Unter der Regierung des Fürsten Primas übergab die Aktiengesellschaft ihm und dem Musikdirektor Schmidt die Theaterleitung auf eigene Hand zu gemeinschaftlichem Gewinn und Verlust gegen Kaution. Das Theater gedieh in den damaligen Kriegszeiten unter der wackern Direktion beyder Männer so sehr, daß es ihnen bald Gewinn abwarf. Hierdurch sahen sich die Aktionärs veranlaßt, das Ganze selbst wieder zu übernehmen, aber es hat sich seitdem nicht wieder zu Wohlstand erhoben, vielmehr zeigt sich jährlich bey größeren Anforderungen des Luxus und der Mode und in den stilleren Zeiten des Friedens ein bald größeres bald kleineres Deficit. Auch der Direktor Ihlee hatte an zum Theil undankbare Jünger der Kunst Manches von seinem redlichen Gewinn wieder verloren, und starb bey sehr genügsamem Lebenswandel, fast ohne Vermögen. Ein Freund des Seligen ist damit beschäftigt, seine hinterlassenen Werke in einer Auswahl des Gediegensten herauszugeben. Die Sammlung soll noch im Laufe dieses Winters hier bey Sauerländer in drey Abtheilungen: Gedichte, Dramaturgie und Freymaurerreden erscheinen. Als Dramaturg war Ihlee fast völlig unbekannt, aber seine aus Briefen und Zeitschriften gesammelten Bemerkungen sollen sich würdig an die älteren kritischen Bestrebungen anreihen, und sind besonders hier mit Nutzen gelesen worden. Ihlee zeichnete sich durch seltene Geradheit und Redlichkeit und durch einen musterhaften Lebenswandel aus. Er wurde in seiner öffentlichen Stellung oft verkannt, verkleinert und verlästert, aber er rächte sich nur durch desto treueren Diensteifer, durch Vergeben und Wohlthun. So schied er, geachtet von allen, die ihn kannten, betrauert von vielen, denen er väterlicher Freund und Lehrer geworden war.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 248.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. Oktober 1827.

Im Anfang war's auf Erden
 Nur finster, wüst', und leer;
Und sollt' was seyn und werden,
 Mußt' es wo anders her.
Alle gute Gabe
Kam oben her von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Mth. Claudius.

Die Astronomie des Jakob Böhme.

(Fortsetzung.)

Es ist indeß nöthig, daß ich die astronomische Lehre Jakob Böhmens hier ganz so, wie er sie gegeben, mit allen ihren Mängeln mittheile, damit Jeder selbst darüber urtheilen könne, und ich erlaube mir nur, sie aus einer äußerst dunkeln Sprache in eine verständliche zu übersetzen, und in eine natürliche Folge zusammenzustellen, was bey Jakob Böhme selbst mehr zerstreut und verworren ist. Demnach enthält diese Lehre folgende Sätze:

1. Vom Ursprung der Materie.

Die Astronomie bildet nur einen untergeordneten Theil des großen theosophischen Systems, das Jakob Böhme aufgestellt hat, und knüpft sich an die Lehre von Gott und der Schöpfung an. Die erste Welt, welche nach dieser Lehre Gott sich schafft, ist noch nicht materiell, sondern nur eine Magia, eine Imagination oder Einbildung Gottes, worin die magischen Bilder, die Grundfigur.n und Typen oder die (platonischen) Ideen der Dinge in vollkommner Harmonie und ewiger Freude zur Lust Gottes durcheinanderspielen. Diese erste magische Welt, die Phantasie Gottes, nennt Böhme das Paradies der Natur, zum Unterschied von dem spätern Paradiese der Menschen. Dieses erste Paradies aber, die magische Welt, ist personificirt durch Luzifer, so wie das spätere Paradies personificirt ist durch Adam. Luzifer ist die magische Welt selbst, nicht blos der König in ihr, so wie auch später Adam die ganze Menschheit ist, nicht blos ein Mensch. Wie nun aber der Sündenfall der Menschheit eine allgemeine Annahme der Christen ist, so nimmt Jakob Böhme auch noch einen früheren Sündenfall der Natur selbst an. Er sagt: Luzifer oder die erste noch magische, in Gottes Einbildung befangene Welt, die ideale Natur der göttlichen Phantasie, wollte sich nicht damit begnügen, bloß Idee zu seyn, wollte vielmehr eine Wesenheit und Wirklichkeit werden, und dadurch zugleich von Gott sich losreißen. Das Streben, was auf diese Weise in der magischen Welt sich regte, war Egoismus, und dessen Eigenschaft ist es, Alles auf sich selbst zu beziehen, also zusammen zu ziehen, zu koncentriren. Weil aber das Herbe zusammenzieht, nannte Jakob Böhme dieses Streben der Natur Herbigkeit. Vermittelst dieser Herbigkeit oder Kontraktionskraft nun zog sich Luzifer, d. i. die magische Welt zusammen, verdichtete sich gegen ihren innern Schwerpunkt und wurde eben dadurch Materie; denn wo eine Schwere gegeben ist, entsteht Materie. So war also die erste magische Natur verschwunden und zur wirklichen materiellen Natur durch Egoismus und Trennung von Gott umgebildet worden. Weil aber in dieser Materie noch keine andere Kraft waltete, als die egoistische des Zusammenziehens, so war sie ganz finster, starr und kalt, sich selbst beschattend und erdrückend, durchaus häßlich, todt und feindselig. Die Natur war jetzt Hölle geworden, weil, wo der Egoismus vorherrscht, nur Hölle seyn kann. Von dieser ersten Gestalt der materiellen Na-

tur ruhet noch alles Finstere, Starre und Kalte in der Welt her, und es bildet die Grundlage für alle folgenden Schöpfungen.

2. Vom Ursprung des Lichts.

Wie später die Menschheit oder Adam nur durch Gott selbst von dem Verderben des Sündenfalls gerettet werden konnte, so auch nur die Natur oder Luzifer nach jenem ersten großen Sündenfall der Natur. Gott mußte sich der Natur erbarmen, wie er sich nachher der Menschen erbarmte, und seinen Sohn in die Materie senden, wie er ihn später unter die Menschen ins Fleisch sandte. Es bedurfte also eines ersten Christus der Natur, der in die Materie einging und sie von ihrer eigenen Hölle, Finsterniß und Erstarrung erlöste, wie der zweyte Christus in den Menschen eingehen und ihn erlösen mußte. Dieser erste Christus ist die Sonne. Die erste Erscheinung der versöhnenden Liebe ist das Licht. Das Licht ist daher zwar Materie, weil die Liebe für die Natur eben so materiell werden mußte, wie die Liebe für die Menschen später Mensch werden mußte; aber diese Lichtmaterie ist geheiligt, geweiht, tingirt mit der göttlichen Liebe und strahlt nur aus einer höhern Welt, aus Gottes Herzen in die dunkle Welt der Materie hinein. Indem die göttliche Liebe Materie wird, opfert sie sich nicht minder, als indem sie Fleisch wird, und hier knüpft sich Jakob Böhmens Lehre an den ältesten Sonnenkultus des Orients, in welchem die Sonne als die leidende, sich opfernde Gottheit erscheint. Bedeutungsvoll ist auch die Uebereinstimmung der Namen: Sonne, Sohn, versöhnen, welche Namen schon vor der christlichen Zeit galten. Jakob Böhme selbst lobt die alten Heiden darum, daß sie zur Sonne gebetet; doch will er darin nichts anderes sehen, als das erste rohe Vorbild des künftigen Christenthums, und läßt die Sonne der Natur für die Anbetung verschwinden, sobald die Sonne der Menschheit, Christus, aufgegangen.

3. Die Gravitation.

Um die Finsterniß und Erstarrung der Materie zu bezwingen und ein neues Leben darin anzufachen, setzt Gott in die Mitte derselben das alldurchleuchtende, allerwärmende, allbelebende Licht der Sonne, und setzt in ihr einen allgemeinen himmlischen Schwerpunkt, der die irdische Welt an die himmlische knüpfen soll, dem ersten irdischen Schwerpunkt der egoistischen Materie entgegen. Beyde Schwerpunkte, die Anziehungskraft der Liebe von der Sonne aus und die Zurückziehungskraft des Egoismus in der dunkeln Masse der planetarischen Materie wirken nun einander entgegen und streben einander wechselseitig zu überwinden. Indem die Planetenmasse zugleich von der Sonne angezogen und zugleich von ihrem eigenen Schwerpunkt, dem Egoismus, zurückgezogen wird, kann sie weder ganz in sich versunken bleiben, noch ganz in die Sonne fallen, sie gravitirt also gegen die Sonne, hier gezogen, dort gehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Malgachen auf Madagascar.

(Beschluß.)

Die angegebenen Unterschiede, welche die Malgachen politisch trennen, gelten aber nicht für den moralischen und physischen Charakter; Laster und Tugenden sind mit Modifikationen, die von ihrer verschiedenen Stellung und Lebensart herrühren, allen gemeinschaftlich.

Die Malgachen von Fort-Dauphin sind im Allgemeinen groß, gutgewachsen und kräftig; ihre Haut ist kupferfarbig ins Schwarze stechend, aber ihre Züge haben durchaus nichts Negerartiges, und sehr gewöhnlich trifft man Menschen mit allen Charakteren europäischer Schönheit. Die Freyheit der Bewegung von Jugend auf und die Lebensart im Walde geben ihnen die Gewandtheit, Ausdauer und die scharfen Sinne aller Wilden. Bey diesen natürlichen Vorzügen ist der Malgache sanftmüthig, heiter, gutmüthig, geistreich und erfinderisch; seine heitere Laune führt ihn zur Spötterey; er verschont damit auch die Europäer nicht und gibt ihnen Beynamen nach ihren Verrichtungen oder vermeintlichen Eigenschaften; so nannten sie den Ingenieur, der das Land aufnahm, weil sie nicht begriffen, wozu er weiße Flaggen an die Baumwipfel befestigte, und darin blos eine Vergeudung eines für sie sehr kostbaren Stoffes sahen, Romaniken alla, d. h. den Mann, der das Holz bekleidet. Er ist leutselig, gastfreundlich gegen Fremde, und widerlegt in ihren Augen vollkommen den Vorwurf der Wildheit, der ihm von einigen Schriftstellern gemacht wird.

Dieß seine Vorzüge; zahlreicher sind seine Fehler, denn er vereinigt die der wilden und die der civilisirten Völker in sich. Er ist träge, sorglos, unzuverlässig wie jene, mit der Habsucht, der Verschlagenheit und Verstellungskunst der letzteren. Die Verstellungskunst, die traurige Frucht des Despotismus, wurzelt so tief, daß man sie selbst bey den Kindern antrifft, und sie bildet neben der Trägheit den unterscheidenden Nationalcharakter. Ein anderer, gleich merkwürdiger Zug ist ihre Gewinnsucht, die so weit geht, daß die Spitzbüberey zu einer Ehre wird, und sie sich rühmen einen Europäer betrogen zu haben. Bey ihrer sklavischen Engherzigkeit macht besonders Furcht großen Eindruck auf sie, und für Wohlthaten sind sie nur dann empfänglich, wenn Gewalt sie begleitet. Man wirft ihnen Hang zur Dieberey vor, und die außerordentliche Strenge ihrer Gesetze in diesem Punkt könnte auf eine schwer zu besiegende Neigung dazu schließen lassen. Indessen kamen uns nur wenige Beyspiele von Vergehen dieser

Art vor, und in einigen Fällen bewiesen sie, daß sie selbst den Europäern in der Selbstbeherrschung Lehren geben könnten. Wie dem sey, boshaft und zänkisch sind sie nicht; in ihren Zwisten kommt es nie weiter als zu Schimpfworten, und sie scheinen, troz ihrer Laster und der Tyranney, die sie beherrscht, in Trägheit und in der Ruhe, die aus Sorglosigkeit entspringt, glücklich zu leben.

Bey einem solchen Charakter, einer kräftigen Konstitution und unter dem gesundesten Himmelsstrich Madagascars, müßten unter diesen Insulanern häufige Beyspiele hohen Alters vorkommen, wenn nicht ihr außerordentlicher Hang zu starken Getränken ihnen ein kürzeres Lebensziel steckte. Ich glaube nicht, daß es ein Volk gibt, selbst die Wilden von Nordamerika nicht ausgenommen, das leidenschaftlicher der Völlerey ergeben wäre als die Bewohner von Fort Dauphin. Dieses Laster ist so allgemein, daß sich in der Provinz Anossi schwerlich zehn Menschen finden ließen, die davon frey wären. Die Rohandrians selbst, weit entfernt ihr Volk von einem so schändlichen, so verderblichen Hang abzubringen, überlassen sich demselben mit einer Wuth, von der man keinen Begriff hat, wenn man nicht Augenzeuge war, und in der obersten Gewalt scheinen sie blos das Vorrecht zu sehen, sich häufiger zu betrinken als das Volk. Unmöglich kann man ohne ein Gemisch von Unwillen und Mitleid diese Elenden, die Gegenstände der Achtung, der Verehrung ihrer Völker sind, zu diesem Zustande der Thierheit herabgesunken sehen. Es ist leicht zu erachten, wie es um ein Volk stehen muß, das gewöhnt ist, bey diesem Schauspiele der menschlichen Erniedrigung ein täglicher gleichgültiger Zuschauer zu seyn, und begreiflich, wie Wetteifer, Ehrgeiz und alle Leidenschaften, die das Herz erheben, einem solchen Volke unbekannt seyn müssen. Wirklich gibt es auch keine feigeren, sorgloseren Menschen; sie sind Sklaven der Gewohnheit und Weichlichkeit, unfähig zu der geringsten moralischen Kraftäußerung und in Wahrheit werth solchen Herrn zu gehorchen.

Wenn auch die Hauptzüge des obigen Gemäldes beyden Geschlechtern zukommen, so würde man sich doch irren, wollte man von beyden ein ganz gleiches Urtheil fällen, und man muß gestehen, daß die Weiber von Fort Dauphin sich den obenangeführten Lastern seltener und mit mehr Mäßigung ergeben und mehrere achtbare Eigenschaften besitzen, die man beym andern Geschlecht vergeblich suchen würde. Sie allein machen auf Madagaskar die Geschäfte mit den Europäern ab, und nie ist ihre Treue und Redlichkeit im Geringsten in Zweifel gezogen worden. Sie sind menschlich, mitleidig, und üben die Pflichten ihres Hauswesens mit Fleiß und Eifer. Ihr sanfter, sich treu bleibender Charakter hat viel Anziehendes für die Fremden; ihr Aeußeres ist anmuthig, und selbst dem Auge eines Europäers müssen ihre Formen sehr zierlich, ihre Züge ausnehmend fein erscheinen; aber ihre Schönheit verblüht lange vor dem Alter, und sie selbst beschleunigen das Verwelken derselben durch Arbeiten, durch die große Ungebundenheit ihrer Sitten vor der Ehe, und vorzüglich durch die geringe Sorgfalt, die sie auf ihre Person verwenden; im Haarputz besteht ihre ganze Kokretterie, sie flechten die Haare sehr fest zusammen und salben sie mit Ricinusöhl, und am prächtigsten dünken sie sich geschmückt, wenn ihnen dieses Oel über Wangen und Hals rieselt. Zu dieser Toilette brauchen sie gewöhnlich einen ganzen Tag, und erneuern dieselbe nicht leicht öfter als einmal des Monats. Auch färben sie sich gerne die Zähne schwarz; sie wollen, sagen sie, nicht den Hunden gleichen, die weiße Zähne haben. Diese Mode beginnt indessen abzukommen, namentlich an der Küste, wo das Bemühen, den Weißen zu gefallen, nach und nach europäischen Geschmack unter ihnen einführt.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Septembers.
(Fortsetzung.)

Auf dem Platze, welchen das prächtige Peristyl des neuen Theaters schließt, erhebt sich der neue Schloßflügel, Königsbau genannt, mit drey Façaden, 670 Fuß lang, 105 Fuß hoch, und ganz aus Quaderstücken erbaut. Er faßt die Wohnung des Königs und der Königin, nebst einer Reserve und einem Appartement für kleinere Hoffeste. Da dieses Gebäude sowohl in seinen Durchmessern als in seiner Masse auf dem Platze weit größer als das Theater erscheinen und dieses daher drücken müßte, so gruppirte man dasselbe, um lezteres möglichst zu schonen, und vermied andererseits den Gebrauch von Säulen an dem Schlosse. So werden beyde Prachtbauten auf demselben Platze neben einander bestehen können, ohne sich wechselseitig zu schaden. Auf eine Gleichartigkeit der Architektur mit den anstoßenden Theilen des alten Schlosses mußte wegen zu großer Häßlichkeit des leztern Verzicht geleistet werden. Der untere Stock des Königbaus ist ganz rustique, mit einem dorischen Hauptgebälke, der erste in jonischer, der zweyte in korinthischer Pilasterordnung, mit reichem Konsolengesimse. Der Styl kommt dem der Florentinischen Palläste am nächsten, jedoch ist er reicher und anmuthiger, wie es die Natur der Sache hier fordert. Das Innere wird im größten Style der wahrhaft künstlerischen Dekoration behandelt. In einem Appartement des Erdgeschosses werden sechs Säle durch Professor Schnorr mit einem Cyklus aus dem Niebelungenliede ausgeschmückt. In den obern Sälen wird ebenfalls beynahe ausschließlich nur die Kunst die Räume zieren, und französischer Modekram möglichst vermieden werden. Der Bau des Erdgeschosses wird diesen Herbst noch vollendet. Auf dem Platze und auf der Axe des Theater- und Schloßmittels wird das große Denkmal aus Erz zu stehen kommen, zu dessen Untersatz mit einer thronenden Statue des unvergeßlichen Königs Maximilian, Klenze das Karton entwarf, welches Rauch modelliren wird die Statue wird im Verhältniß von achtzehn Fuß Höhe; und das ganze Denkmal aus Erz. Die Bürgerschaft von München sezt dieses Denkmal dankbarer Erinnerung an ihren Vater; die Arbeiten dazu sind bereits begonnen.

Eben so großartig wird nach Klenzes Angabe dem seel.

Herzog von Leuchtenberg ein Denkmal von karrarischem Marmor in der Michaelskirche errichtet, wozu Thorwaldsen die Skulptur bereits vollendet hat und jezt den Marmor bearbeitet. Die Figur des Verstorbenen, zehn Fuß hoch, dann die Geschichte und eine Gruppe von zwey Genien, in Verbindung mit einer reichen Architektur, welche bereits vollendet ist, bilden dieses seltene Denkmal.

Mit unbegreiflicher Schnelligkeit aber entsteigt die Pinakothek dem Boden, und schon ist ihr Erdgeschoß beynahe vollendet. Von der außerordentlich reichen, aus etwa 9000 Nummern bestehenden Gemäldesammlung werden 1300 in diese Centralgallerie aufgenommen, worunter auch die bedeutendsten Bilder der berühmten Boisseréeschen Sammlung, und eine große Anzahl von unserm kunstliebenden Könige in Italien aufgekaufter Werke der ersten Meister gereiht werden sollen. Nebst diesen werden die Kabinette der Kupferstiche und Handzeichnungen, so wie eine äußerst reiche Sammlung antiker Malereyen auf Vasen, in Mosaik, oder auf Kalkgrund, daselbst ihren Plaz finden. Bereits unter der vorigen Regierung bildete Klenze den Entwurf zu diesem, in seiner Art einzigen Gebäude. Neun große, von oben beleuchtete Säle und drey und zwanzig Kabinette mit Seitenlicht werden im ersten Stocke die eigentliche Bildersammlung aufnehmen; erstere für die lebensgroßen historischen, leztere für die Kabinetsbilder. Das Modell eines Saales in wirklicher Größe hat von der Trefflichkeit der Beleuchtung überzeugt. Die Konstruktion des Aeußern ist in allen architektonischen Formen ganz aus Quadersteinen, die reinen Mauerflächen sind aus hellgelben Ziegeln ohne Bewurf und mit Fugen von einer halben Linie, was dem Ganzen ein sehr würdiges Ansehen gibt. Das Gebäude steht in Mitte eines großen, regelmäßig gepflanzten Gartens. Die Charakteristik dieses Baues ist in die Augen springend, es kann nichts anders als eine Gemäldegallerie seyn. Das Ganze ist heizbar.

(Die Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M. im September.

(Beschluß.)

Die Stelle des verewigten Ihlee beym Theater versieht jezt der bisherige Mitdirektor Malß, welchen auch das Ausland als den Verfasser des trefflichen Frankfurter Lustspiels: „der Bürgerkapitän“ kennt und schäzt. Seine früheren Studien wiesen ihm bisher die Direktion der Scenerie vorzugsweise an, doch führte derselbe in Krankheitsfällen Ihlees öfters die ganze Regie, und erwarb sich dabey die Liebe seiner Untergebenen, so wie er jezt das ganze Vertrauen seiner Vorgesezten, des aus den Theateraktionärs gewählten Ausschusses besizt, welcher seit dem Mai dieses Jahres an die Stelle des Oberdirektors getreten ist. Was von der Vereinigung dieser achtungswerthen Männer, in Verbindung mit den Bestrebungen der Herrn Malß und Guhr, welcher lezterer die Oper zu einer bedeutenden Kunsthöhe gefördert hat, für unser Theater zu erwarten ist, läßt sich aus der kurzen Zeit dieser gemeinschaftlichen Verwaltung noch nicht abnehmen. Es bleibt dabey der alte und gerechte Wunsch zu beherzigen, daß Männer, die in ihrer bürgerlichen Stellung als Kaufleute den Kunstsachen, auch wenn sie vielen Sinn dafür haben, doch die nöthige Zeit nicht widmen können, sich auf das pecuniäre Interesse ihres Unternehmens beschränken möchten, und nur da eingreifen sollten, wo offenbare Mißgriffe oder Leidenschaftlichkeiten die Kunstanstalt bedrohen. Eine große Wohlthat würde unserem Theater erblühen, wenn das Ganze und das Einzelne durch feste Geseze geregelt, und diesen stete und strenge Erfüllung gesichert würde. Wenn kein Verein ohne Geseze bestehen kann, so kann es am wenigsten das Theater, dessen Leitung Schröder und Iffland aus eigener Erfahrung unter den schwierigsten und undankbarsten bürgerlichen Aemter oben an gestellt haben.

In unserem Buch- und Kunsthandel regt es sich mehr als sonst; die neue Jügelsche Handlung, welche beydes vereinigt, hat unter ihren Schwestern Widersacher gefunden und ist in kleine Fehden verwickelt worden, welche sich indessen nur auf kostspielige und unfruchtbare Inserate in den Zeitungen beschränkten. Jügels neuer Plan von Frankfurt und neue Ansichten dieser Stadt haben die Veranlassung gegeben. Es läßt sich nicht läugnen, daß die erste Lieferung der Lezteren einem wirklichen Bedürfniß entgegen kommt, indem das gefällige mittlere Format, die ansprechende Behandlung und ausgezeichnet gute Ausführung in Steindruck die Anschaffung dieser Sammlung empfehlen; dabey bleibt aber den früheren, bey Wilmans und Andern erschienenen kleineren Ansichten ihr Verdienst ungeschmälert, und namentlich verdient Friedrich Wilmans den Dank und die Anerkennung, daß er für hier wie für die Rheinlande eine größere Bahn in pittoresken Darstellungen gebrochen hat. Der verdiente Zeichner und Kupferstecher, Hr. Delkeskamp, neuerlich belobt wegen seiner schönen und zierlichen Abbildungen der Rheingegenden in dem Wilmansschen Panorama des Rheins etc. hat nebst Hrn. Radl bey den neuen Ansichten von Jügel die Hauptarbeiten übernommen. Im Laufe der lezten Jahre sind zwey Musikhandlungen entstanden, welche sehr betriebsam sind, und von dem benachbarten Offenbach wird ein neuer musikalischer Anzeiger angekündigt.

Unter den neuesten Buchhändlerartikeln verdienen eine besondere Empfehlung die bey Sauerländer erschienenen Sammlungen von Gedichten und Erzählungen für das früheste Kindesalter, von dem bewährten Sammler und Erzieher Dr. Dittmar, früher in Nürnberg, jezt in Grünstadt, veranstaltet, welche in zwey Abtheilungen, die eine unter dem Titel: der Kinder Lustfeld, die andere unter dem Namen: Waizenkörner, erschienen sind. Sie schließen sich an das treffliche Kinderbuch des Wunderhorns an, und entsprechen dem Bedürfniß einer größeren Sammlung von naiven und tändelnden Versuchen zur spielenden Belehrung und zur Erheiterung des Anfängers im Denken. Artige Titelkupfer, von Carl Barth entworfen, erhöhen den Werth dieser anziehenden Gaben. Was zur Verbreitung noch mehr beytragen wird, sind viele, weniger oder gar nicht bekannte kleine Erfindungen und Tändeleyen des unnachahmlichen Dichters Rückert, der mit Recht ein Lieblingsdichter des Herausgebers ist.

Die in demselben Verlag erscheinende Zeitschrift: der Protestant, macht Aufsehen. Man ist begierig wie sich die Redaktion gegen die Angriffe im neuesten Heft des Katholiken wehren wird, ohne, wie sie verspricht, in denselben Ton zu fallen. Der Uebertritt der beyden Grafen von Benzel Sternau wird wahrscheinlich zu noch mehr als einem Hefte dieser Zeitschrift Stoff liefern. Einen neuen bietet der kürzlich erfolgte Uebertritt eines hiesigen jungen katholischen Geistlichen, dessen nähere Beweggründe verschieden angegeben werden.

Aus der Brönner'schen Officin, welche gegenwärtig an Eleganz und typographischer Schönheit den geachtetsten des Auslandes an die Seite gesezt werden kann, ist eine vorzügliche Auswahl von englischen Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts fortwährend im Druck. Es wäre ein Verdienst mehr, wenn sich Hr. Brönner auch zur Herausgabe mehrerer älterer brittischen Dichter, besonders der Humoristen, entschlösse, und uns Yoriks empfindsame Reisen, Tristram Shandy, Gullivers Reisen in eben so netten und wohlfeilen Stereotypen gäbe, wie den kürzlich bey ihm erschienene Vicar of Wakefield.

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Oktober 1827.

Nach mildem Abendregen
Die Lüfte kühlend weh'n;
Des Landes reicher Segen
Dampft auf zu blauen Höh'n;
Duft kommt herangezogen
Von Blumen, Kräutern grün,
Die unter goldnen Wogen
Des Aehrenfeld's erblüh'n.

J. Kerner.

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die treffliche Erklärung der Nikanderschen Runen von Frau von Helwig vorangehen ließen, geben wir als Probe die Uebersetzung einiger dieser Gedichte von Mohnike.

ᚠ

Frejers Aehren *).

Silberklare Himmelstropfen bin zur Erde fallen schnell,
Abendsonn' in Blumen steht sie und auf Blättern glänzen hell.
Auf der Flur lacht grüner Roggen. Komm, o Landmann, komm herbey!
Horch der jungen Saat Geflüster; emsig ruft es Frej und Frej!
Frej erscheine! ist die Meynung, mit der vollen Aehren Pracht,
Korn, das gelb wie Eierdotter, das wie Wachs voll Honig lacht.
Pflüg, und sä' und bete fröhlich, alter Frej er ist noch hier,
Für jedweden Tropfen Schweißes werden Tonnen Goldes dir.
Schöner in der Saat, der reifen, klingt dem Ohr der Winde Scherz,
Als der Schlag des schweren Hammers, der da schmiedet goldnes Erz.
Suche nicht den schnöden Reichthum, den der Gruben Tiefe zollt,
Unterm offnen, blauen Himmel glänze des Schwedenlandes Gold.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Name der Rune ist Frey oder Fé, nach Rask in der isländischen Grammatik frey oder freyer der Gott der Fruchtbarkeit, der Ernte.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Zwey Jahre waren schon nach der Heimkehr des Grafen Falkenberg vergangen. Es war der Abend vor Johannis. Um diese Zeit nimmt in seiner Vaterstadt eine Art von Volksfest den Anfang, das eigentlich in einem schönen, mehr als eine Meile von der Stadt entfernten Buchenwalde, unfern einer in frühern Zeiten, wie die Volks-Sage erzählt, wunderthätigen Quelle begangen wird, und mehrere Wochen dauert. Auf einer reizenden Ebene mitten in diesem Walde, der den Namen des königlichen Thiergartens trägt, in der Nähe der Quelle, ist eine große Menge Zelte aufgeschlagen, und nicht weit davon erheben sich viele Bretterbuden, worin Merkwürdigkeiten und Künste gezeigt werden. Hier finden sich zu dieser Zeit an jedem

schönen Tage mehrere tausend Menschen aus allen Ständen zusammen, die, theils um zu schauen und beschaut zu werden, sich umeinander bewegen, theils an den verschiedenen Belustigungen Antheil nehmen, die Zelte, welche Erfrischungen darbieten, besuchen, oder in größern und kleinern Kreisen, so wie die Gesellschaft oder Familie groß ist, sich in das Gras in entfernteren Theilen des Waldes niederlassen, und ein mitgebrachtes Mahl im Freyen verzehren. Der Weg von der Hauptstadt dahin ist unaufhörlich mit Fußgängern, Reitern und einer Unzahl von Wagen besezt, von welchen lezteren eine Menge, die nur in dieser Zeit in Anspruch genommen, und obgleich von ziemlich demüthigem Ansehen, doch von fast allen mittleren Ständen benuzt wird, mit dem allgemeinen Namen: Quellenwagen bezeichnet ist. Unter diesen Fuhrwerken, die, in dicke Staubwolken gehüllt, nach dem Thiergarten hinrollten, befand sich ein kleiner, schmaler Korbwagen, mit grünen, besprengten Kissen, der von zwey kleinen Bauernpferden gezogen und von einem flinken, aufgeschossenen Bauernknaben gelenkt, so schnell, indem er wie im Wettlaufe alle übrigen Wägen sausend hinter sich ließ, vorüberfuhr, daß man kaum diejenige, die im Wagen saßen, erblicken konnte; man hörte nur die Peitsche knallen, und drey kräftige männliche Stimmen ein heiteres Lied aus der Staubwolke heraussingen.

Ehe das Lied noch geendet war, hielt der Wagen auf einem grünen Platz im Thiergarten stille. Mit einem leichten Sprunge stand schon einer von der Gesellschaft im Grase. Es war ein junger, schlanker Mann, eine Gestalt, wie Johann Bolognas schwebender Merkur. Er nahm den Strohhut von dem blonden Tituskopf und wischte den Staub von einem Antlitz ab, das von Gesundheit und übermüthiger Lebenslust glänzte. Es war Graf Feitz, der wegen seines heitern, ungezwungenen Wesens und seiner häufigen Uebertretungen der Konvenienz gewöhnlich der tolle Graf Falkenberg genannt wurde.

„Ich habe den Mund voller Staub bekommen,“ sprach er, „und wenn ich so wie ihr andern aussehe, könnte ich gleich vor einem hochgeehrten Publikum als Pierrot auftreten und brauchte nicht des Kostümes wegen mich erst mit Mehl überschütten zu lassen. Bürstet mich ab, Jungens!“ rief er den kleinen savoyardähnlichen Burschen zu, die gleich bey der Hand waren. Er warf eine Hand voll kleiner Münzen unter sie, und sie machten sich sogleich mit seinem kurzen blauen kasimirnen Oberrock zu schaffen, der weiß wie eine Müllerjacke war, und in welcher er mit seinen weissen Pantalons dem Pierrot nicht unähnlich war. Bey einem seiner Begleiter blinkte eine glänzende Husarenuniform durch die Staubhülle. Er hatte ein jugendlich kühnes Kriegergesicht mit hervorkeimendem Knebelbarte und einem feinen Zwickelbart in der Kinnlücke. Das war der Vetter, Staal. Der dritte von diesen Quellengästen war Magister Helmann; er stieg zulezt und nicht ohne Unbehülflichkeit vom Wagen. Er schien der am wenigsten Aufgeregte in diesem lustigen Vereine, und in seinem ruhigen Gesichte schien noch keine Leidenschaft Spuren nachgelassen zu haben. Er zog ein reines, zusammengelegtes blaugewürfeltes Taschentuch hervor, um sich damit abzuwischen, steckte es aber aus Sparsamkeit wieder in die Tasche, ohne es auseinander zu falten, zog die Handschuhe langsam aus und suchte mit den Händen den alten, etwas altmodischen schwarzen Frack, und die kurzen Beinkleider, die sich in ein Paar schwarzer wollener Strümpfe endigten, vom Staube zu reinigen.

„Es ist ein großes Glück, daß uns Niemand wegen des Staubes erkennen konnte,“ sagte Helmann, „so auch, daß wir nicht den Hals gebrochen oder Jemanden überfahren haben. Mache ich viele solche Exkursionen mit dir, Graf Feitz, werde ich schwerlich je dazu gelangen, eine Stelle in der Fakultät zu bekleiden.“

„Nun, das Unglück wäre wohl nicht so groß,“ entgegnete sein lustiger Freund. „Glaube mir, es thut dir gut, daß du einmal mitunter die Pedanterey abschütteln kannst; wie ich merke, ist doch noch ein wenig freye Natur in dir zurück, welche die Gelahrtheit nicht vermocht hat zu unterjochen; und würde ein Mephistopheles aus mir, könntest du vielleicht noch mein Faust, oder wenigstens sein guter, fleißiger Schüler werden.“

„Da sey Gott vor!“ entgegnete Helmann. „Du hast dich recht in alle wilde, phantastische Schwärmereyen verliebt, Fritz! glaube mir, das taugt nichts!“

„Fangt Ihr nun wieder an, von Faust zu disputiren?“ fiel Staal ein. „Laßt uns lieber von hier wegkommen, ehe die Leute uns an dieser hübschen, standesmäßigen Equipage erkennen! Hätte ein honetter Fußgänger mich erkannt und einen Laffen gescholten, was doch leicht hätte geschehen können, hätte ich ihn ja, troß meines Unrechtes, zusammenhauen müssen, wenn ich nicht morgen in den Augen der ganzen Garnison so unehelich wie ein Nachrichter angesehen seyn wollte. Wenn man sich mit dir, Feitz Wildfang, herumtreibt, sollte man immer civil angezogen seyn.“

„Aber vielleicht nicht civilisirt, meinst du wohl? Nun ja, ein bischen ausgelassen bin ich zwar; aber was ist denn Böses darin, ein wenig rasch in einem Quellenwagen zu fahren? Und ihr seyd ja eben so toll wie ich gewesen. Nun lustig, Genossen! da haben wir schon einen Bajatz.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Astronomie des Jakob Böhme.

(Fortsetzung.)

4. Die Rotation.

Indem aber die Anziehungskraft der Sonne als die höhere himmlische Kraft überwiegt, zwingt sie die Planetenmasse sich ihr zu nähern, doch kann sie nicht ganz die zurückhaltende Kraft überwinden. Die Sonne reißt die planetare Materie mächtig gegen sich, aber die zurückhaltende Kraft derselben bewirkt, daß ihre Bewegung kein Fall in die Sonne auf dem kürzesten Wege des Radius, sondern nur ein allmähliges Nähern an dieselbe auf dem längsten Wege der Spirallinie ist. Diese Spirallinie nennt Jakob Böhme das ringende Rad der Planeten, die in immer engerem Kreise erfolgende Bewegung der planetaren Masse um die Sonne.

5. Der Ursprung der Planeten.

Noch haben wir uns, der Sonne gegenüber, nur eine allgemeine planetarische Masse, die ursprünglich eine dunkle und starre Materie an der Peripherie der Weltsphäre zu denken. Indem sich diese Masse aber in der Spirallinie um die Sonne bewegt, allmählig sich ihr nähernd, sezt sie an jedem Kreise, den sie um die Sonne beschreibt, einen Planeten ab. So viel Stufen des Umkreises oder einzelne Kreise, so viel Planeten gibt es. Der Unterschied der Planeten beruht also auf der größern oder geringern Entfernung von der Sonne, und demzufolge auf dem größern oder geringern Einfluß, welchen hier die zurückhaltende egoistische Kraft, dort die Anziehungskraft der Sonne auf sie ausübt.

6. Die doppelte Planetenreihe.

Die Planeten, welche am weitesten von der Sonne entfernt sind, beurkunden dadurch, daß die Sonne noch wenig auf sie gewirkt hat, daß in ihnen noch die alte dunkle Gewalt der Materie vorherrscht. Diese bilden also eine eigene Reihe unter den Planeten und Jakob Böhme nennt sie die männlichen, weil in ihnen Selbstständigkeit, Freyheit, Egoismus und eigene Kraft überwiegen. Es sind die Planeten, welche weiter als die Erde von der Sonne abstehen, also Mars, Jupiter und Saturn; denn Uranus war damals noch nicht bekannt. Jakob Böhme nennt sie die Planeten über der Sonne, oder die welche wir niemals zwischen uns und der Sonne erblicken.

Die entgegengesezte Reihe der Planeten sind die, welche der Sonne zunächst stehen und dadurch beurkunden, daß sie vom Einfluß der Sonne mehr beherrscht sind, daß in ihnen die zurückhaltende egoistische Kraft schon mehr überwunden ist. Jakob Böhme nennt sie deßhalb die weiblichen, weil in ihnen Unterwürfigkeit, Gehorsam, Liebe und der Einfluß einer fremden höhern Kraft überwiegt. Es sind dieß Venus und Merkur, wozu Böhme noch den Mond fügt, den er für einen Planeten hält. Er nennt sie die Planeten unter der Sonne, weil wir sie zwischen Sonne und Erde erblicken.

Die neue Naturphilosophie hat nicht nur überhaupt den centro-peripherischen Gegensatz im Sonnensystem, sondern auch insbesondere den Gegensatz zweyer Planetenreihen annehmen müssen, und die Ideen Jakob Böhmens, ohne es zu wissen, bestätigt und ausgeführt. Auch die Uebertragung des Geschlechtsgegensatzes aus der organischen Welt auf die unorganische ist von der Naturphilosophie wieder aufgenommen worden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Sept.

Das Singapore Chronicle gibt einen sehr gehaltvollen Artikel über die Kultur der Sagopalme, wovon folgendes auch dem deutschen Gartenfreunde interessant seyn dürfte. — Niedrige, sumpfige, geschützte Gegenden, unweit des Meeres, scheinen sich am Besten für das Fortkommen des Baumes zu eignen. Der Boden ist hier gewöhnlich mehrere Fuß tief lockere, schwarze, vorzüglich aus Vegetabilien gebildete Erde, durch welche das Wasser leicht dringt, gewöhnlich auf einer Unterlage von Seegebilden aufsitzend. — Jenseits Borneo ist der Baum gewiß nicht mehr als eingeboren zu finden, vielleicht schon nicht mehr in der Gegend von Singapore. Der beste Sago in dieser Nachbarschaft kömmt von den Inseln Appong und Panjang, und der nächstbeste von den Flüssen Mandha, Katuman, Egal, Planbot und Anak Sirka auf Sumatra; der von den Inseln Buru, Angah und Kundor ist der schlechteste. Man findet diese Palme auch sonst noch einzeln in andern Gegenden, wo sie früher gepflanzt worden, aber die trägen Bewohner machen keinen Gebrauch davon. Der Boden, worauf sie sich findet, ist fast immer derselbe, ein beynahe unzugänglicher Morast. Am vorzüglichsten wird der Boden durch Abhauen und Verbrennen des Gebüsches vorbereitet; und die Anpflanzung geschieht am besten durch Aussetzen des Saamens einer Nuß, von der Größe eines Hühnereys, in Entfernungen von ungefähr fünf Klaftern. Die Wurzelsprossen leiden gewöhnlich durch die Trennung von dem Mutterstamm, und bleiben immer ein Jahr hinter den Gesäeten zurück. Sieben bis zehn Jahre nach der Saat trägt der Baum Früchte; wenn man ihn aber des Markes wegen zieht, aus dem eigentlich der Sago bereitet wird, so muß er schon im sechsten oder siebten Jahre niedergehauen werden, weil, wenn der Baum einmal zu tragen angefangen hat, das Mark für diesen Zweck zu trocken ist. Ein Mann mit seiner Familie ist hinlänglich für eine Pflanzung von 100 Klaftern im Gevierte, in welchem 400 Nüsse gesezt worden, aus welcher so viele Bäume und Schößlinge wachsen, daß man fast beständig davon aushauen muß. Ein Baum zu Appong liefert 700 bis 1000 englische Pfund Sago, und nie weniger als 500 Pfund. Die Zubereitung geschieht von den halbwilden Eingebornen auf eine sehr rohe Weise an der Stelle wo der Baum gefällt wird; und

man berechnet, daß, würde der Bau auf dazu geeignetem Boden von Europäern betrieben, der jährliche Gewinn, nachdem die Bäume einmal das gehörige Alter erreicht haben, nach Abrechnung aller Unkosten, zum wenigsten fünfzig Pfund Sterling vom Acker betragen würde, indem eine Pflanzung nie des Nachsäens bedarf, und man ohne Ende darin fällen kann.

Nach Versuchen, die man in Ostindien mit Kapitän Parlby's Kriegsraketen gemacht, flogen 24 bis 32pfündige in einem Bogen von 20 bis 54 Grad, eine Entfernung von 3000 bis 6849 Fuß; und 12 bis 18pfündige in einem Bogen von 20 bis 35 Grad, von 3909 Fuß bis 8610 Fuß.

Ein englischer Richter in Kalkutta hat vor Kurzem die Bürgschaft der ostindischen Gesellschaft in einem Prozesse, wobey eine Appellation an den königlichen Geheimenrath stattfand, anzunehmen sich geweigert, und zwar aus dem Grunde, weil dergleichen Appellationen oft sehr lange liegen bleiben ehe sie entschieden würden, und inzwischen der Termin des Privilegiums der Gesellschaft ablaufen dürfte, dessen Erneuerung sehr ungewiß sey. Diese Entscheidung soll in Indien ein großes Aufsehen gemacht haben.

Eine ostindische Zeitschrift führt als Muster einer Uebersetzung des neuen Testaments in die Mahrattensprache, durch die Missionarien zu Singapore folgende Stellen aus den ersten 36 Versen des Evangeliums Johannis, als Proben ihrer Unrichtigkeit an. Im 18ten Vers, wo es heißen soll: Niemand hat Gott je gesehen, heißt es: Da Niemand je Gott gesehen, hat er ihn nicht gefunden; im 32sten Vers: Ich sah den Geist vom Himmel herabfahren, wie eine — Eule! und die Stelle: Siehe, das ist Gottes Lamm, lautet: Siehe, das Junge des Schafes Gottes! obgleich sich das Wort Lamm in der Mahrattensprache findet. Zum Glück soll die ganze Uebersetzung so schlecht seyn, daß kein Mahratte sie verstehen kann; sonst würde sie wohl zu eben so viel Gelächter unter diesem Volke Anlaß geben, als ähnliche elende Uebersetzungen der Bibel unter andern Völkern des Orients noch täglich erregen sollen. Der Nationen, wo die Vielweiberey gesetzlich ist, gibt es viele; aber nur wenige unter denen es die Vielmännerey ist! Dieß ist der Fall unter dem kleinen Völkchen, welches das Nielgeriegebirge, nordwestlich von Coimbatoor bewohnt. Ein glaubwürdiger Reisender erzählt, und es wird in Madras als bekannt angenommen, daß oft eine Frau mit mehreren Brüdern verheirathet ist, denen sie ihre Gunst nach ihrem eigenen Belieben schenkt; dabey aber hat sie noch gewöhnlich einen Cicisbeo, mit dem sie öffentlich ausgeht, und dessen Besuche die Ehemänner eben so wenig verhindern, als die türkischen Frauen ihrem Mann verbieten können sich an eine Lieblingssklavin zu halten. Die Leute werden übrigens als ein schöner Menschenschlag beschrieben, die in kleinen, auf den Spitzen der Berge erbauten, einzeln liegenden Dörfern wohnen, und in vergnügter Armuth ein unabhängiges Daseyn genießen.

Die Frage, ob ein erklärter Deist zur gesetzlichen Eidesleistung zugelassen werden könne, um als Zeuge verhört zu werden, ist seit Kurzem bey mehreren Gelegenheiten in unseren Gerichtshöfen zur Sprache gekommen, und die Richter entschieden immer daß er nicht zugelassen werden könne, selbst wenn er an die Verantwortlichkeit der Seele nach dem Tode glaubt, obgleich dieselben Richter keinen Anstand nehmen den Eid eines Heiden für zuläßlich zu erklären. Ein Richter machte indessen neulich eine Ausnahme, zu Gunsten des bekannten Atheisten Taylor, zum großen Aergerniß unserer religiösen und juristischen Eiferer. Es ist wirklich hohe Zeit der richterliche Willkühr in England zu steuern.

München, Ende Septembers.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu der schon länger stehenden, rasch fortschreitenden, und ihrer Vollendung nahen Glyptothek, diesem herrlichen Tempel der plastischen Kunst, in welchem man die Schätze von vier Museen beysammen findet. Von den Freskosälen, durch welche Cornelius sich verewiget, ist einer ganz vollendet. Seine treffliche Erhaltung widerlegt am besten die sinnlosen Gerüchte, welche Uebelwollende oder Uebelunterrichtete vor kurzer Zeit über diese Bilder verbreiteten. Daß in dieser, wie in jeder neuen oder nicht geübten Kunst, Erfahrungen gemacht und benüzt werden müssen, lehrt die Natur der Sache, so wie der Abstand der frühern gegen die spätern dieser Malereyen. Von der finstern Prophezeihung des Verderbens derselben zeigt sich keine entfernte Spur, sondern im Gegentheil eine Erhaltung und Kraft der Farbe, wie nur die ältere klassische Schule der al fresco Malerey sie darbietet; die beynahe viertehalb Hundert ausgezeichnete Kunstwerke ordnen sich immer mehr in den ihnen nach Reihefolgen bestimmten Sälen, so wie die Idee in der architektonischen Anordnung dem archäologischen Inhalte zu entsprechen, ist des großen Ganzen würdig. Drey Säle mit Antiken sind völlig beendigt, ein vierter wird es in wenigen Wochen, und der fünfte, mit den wunderherrlichen äginetischen Standbildern, im Laufe dieses Winters seyn. Der große Vortheil, daß Bilder und Statuen jedes sein besonderes Gebäude hat, ist unverkennbar, da Charakteristik, Beleuchtung und Aufstellung weit vollkommener seyn können.

Es bleibt mir noch übrig des Bau's der Isarbrücke zu erwähnen, wodurch einem längst, und des gefährlichen Stromes wegen dringend gefühlten Bedürfnisse, abgeholfen wurde. Diese Brücke wurde, nach den hydrotechnischen Angaben des Stadtbaurathes Probst, von Klenze, der äußern Form und dem Verhältnisse nach entworfen, und von ersterem, einem sehr geschickten Hydrotekten, ausgeführt. Diese Art von Brücken, mit flachen Bögen, welche bisher nur rein Werke der Hydrotechnik waren, ist hier durch Klenze zu einem Werke der Architektur gemacht worden, welches reine Verhältnisse, Glieder und Schmuck an sich trägt. Die Ausführung ist ganz von Quadern, die Geländer von Gußeisen, als reiche Ornamentalfelder zwischen Piedestalen von Stein, welche eiserne Kandelaber zur Beleuchtung der Brücke tragen werden. Die Vollendung ist sehr nahe, und die bis jezt noch widerwärtigen Umgebungen werden hoffentlich bald dieses Werkes würdig verschönert und verbessert werden.

Ferner erwähnen wir noch der allerheiligen Hofkapelle, welche erst im Fundamentalbau begriffen ist. Sie hängt unmittelbar mit dem Schlosse zusammen, sie wird auf fünf großen Tribunen den Hof und in ihrem untern Raum das Publikum aufnehmen; ihr Styl ist jener der schönsten Kirchen des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien, das Innere wird von Heinrich Heß ganz al fresco gemalt.

Die protestantische Kirche, deren Grundstein erst vor Kurzem vor dem Karlsthore gelegt worden, wird von dem äußerst verdienten Baurath Pertsch erbaut werden, und eine ersehnte Wohlthat für die hier immer mehr anwachsende protestantische Gemeine seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Oktober 1827.

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orcus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:
Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt! —
Hölderlin.

Nachruf
an Wilhelm Müller.

Des Himmels Schützlinge, die Sänger
Der Erd' und ihrer Lieblichkeit,
Hieß das Geschick sonst gütig länger
Verweilen in der flücht'gen Zeit.

Es gab den graugelockten Greisen
Die junge Leyer in den Arm,
Und ließ sie Wein und Liebe preisen
Von langer Spätlingssonne warm.

Doch dich, der an der Jugend Borne
Die unerschöpften Lieder sang,
Und lächelte, wenn nicht im Zorne
Die Leyer, Freyheit fordernd, klang:

Ach, warum riß vom Quell der Musen,
Und aus der treuen Liebe Wacht,
Und von des Herzensfreundes Busen
Dich früh die schwarze Mitternacht?

Wir fragen nicht: du warst der Bote
Von eines Volkes Auferstehn,
Gesandt noch vor dem Morgenrothe,
Und bey der kühlen Lüfte Wehn.

Da hat dein Sang sich aufgeschwungen,
Noch eh der Tag im Osten graut;
Jezt ist die Sonne durchgedrungen:
Wohl dir, du hast sie noch geschaut.

Der Hauch in deinen Liedern lebte,
Der einst Hellenenbrust geschwellt,
Vor dem verklärten Auge schwebte
Des Jugendvolkes Götterwelt.

Und deine Sendung war vollendet;
Da trat aus der Gestalten Chor
Der sanfte Jüngling, abgewendet,
Mit der gesenkten Fackel vor.

Still griffest du zum Wanderstabe,
Du zogst noch durch dein Erdenland,
Und grüßtest auf dem Weg zum Grabe
Noch manches Herz, das dich verstand.

Und schiedst, und ließest deine Lieben;
Dein reicher Morgen war gelebt;
Uns aber ist dein Lied geblieben,
Das durch die Brust lebendig bebt.

Gustav Schwab.

Die Astronomie des Jakob Böhme.

(Beschluß.)

7. Die drey Stufen der Planetenbildung.

Jede dieser beyden Reihen enthält drey Planeten, die männliche, Saturn, Jupiter, Mars, die weibliche, Mond Venus, Merkur. Diese Dreyzahl ist bedingt durch den doppelten Gegensatz der dunkeln Materie einerseits, der Sonne anderseits, und drittens durch die Vermittlung von beyden. In dem ersten Planeten je der beyden Reihen herrscht mehr die dunkle Materie vor, in dem zweyten ist der Einfluß dieser Materie mit dem der Sonne im Gleichgewicht und harmonisch verbunden, in dem dritten herrscht wieder einseitig die Sonne vor. Dieß findet in beyden

Reihen statt. In der männlichen Reihe ist Saturn der erste Planet, von der Sonne am weitesten entfernt, daher noch ganz selbstständig und egoistisch. Saturn ist die dunkle Materie oder der gefallene Luzifer selbst, und steht für die Natur in demselben Verhältniß, in welchem Adam nach seinem Fall zur Menschheit stand. Daher schafft er sich auch, wie Adam selbst, eine Gefährtin, ein Weib, und zwar den Mond, mit welchem die weibliche Reihe der Planeten beginnt. Der Mond ist die Eva der Natur, das Urweib, daher er auch in einer so geheimnißvollen Beziehung zu allem Weiblichen auf Erden steht. Im Mond aber herrscht schon mehr der Einfluß der Sonne, wie in Eva der Einfluß der göttlichen Liebe, der künftige Christus; daher beginnt der Mond die zweyte Planetenreihe. Beyde aber, Saturn und Mond, sind die Eltern aller übrigen Planeten. Aus ihrer Mischung entstehen in der Mitte beyder Planetenreihen hier Jupiter in der obern, dort Venus in der untern Reihe, und in diesen beyden ist der Gegensatz der Materie und des Lichts in Harmonie gebracht, sie sind daher die mittleren und edelsten Planeten. Aus ihnen entsteht dann das lezte Planetenpaar, Mars und Merkur, in welchen der Einfluß der Sonne einseitig vorherrscht, daher sich das sanfte Licht in ihnen zur verzehrenden Glut entzündet.

8. Der Organismus des Sonnensystems.

Jakob Böhme nennt das ganze Sonnensystem einen Organismus, gleich dem des Menschen, und er vergleicht demzufolge die Astronomie mit der Physiologie. Er nennt die Sonne das Herz der Natur und das Herz die Sonne des Leibes; Jupiter nennt er das Hirn, Mars die Galle. Hierbey ist indeß nur die Grundidee der Vergleichung an sich zu schätzen, die Anwendung ist verworren und lückenhaft. Bekanntlich hat die neuere Naturphilosophie die Parallele zwischen dem Sonnensystem und dem menschlichen Organismus wieder aufgenommen und konsequent durchgeführt, so daß auch hierin die große Idee Jakob Böhmens sich bewährt.

9. Der Ursprung der Elemente.

Die dunkle Materie an sich ist durchgängig eine und dieselbe; erst durch den Einfluß der Sonne wird sie in verschiedene Grundstoffe und Elemente zersezt und aus dieser Ursache bildet jeder Planet ein eigenes Element. Auf der Erde sind diese Elemente vermischt, weil alle Planeten auf die Erde Einfluß üben, und jedes irdische Element wird demnach von einem Planeten regiert. Dieses Regiment erstreckt sich dann folgerecht auch auf alle Kreaturen, die aus einem oder aus der Mischung mehrerer Elemente hervorgehen. Der Mensch, der aus allen Elementen gemischt ist, steht also auch seinem irdischen Theile nach, unter dem Einfluß aller Planeten. Jedes seiner Organe wird von dem Planeten beherrscht, der dasselbe Organ im Organismus des Himmels darstellt.

10. Die Bedeutung des Mondes.

In Bezug auf die Erde ist der Mond der allgemeine Vermittler der übrigen Planeten, theils weil er die allgemeine Planetenmutter ist, theils weil er der Erde am nächsten steht. Jakob Böhme hat das wahre Verhältniß des Mondes nur dunkel geahnt; doch ist seine Deutung desselben merkwürdig. Als Vermittler und Repräsentant der übrigen Planeten für die Erde hat der Mond wirklich etwas Trabantenmäßiges, und Jakob Böhme würde seine Erklärung noch mehr bestätigt gefunden haben, wenn er die sieben Trabanten des Saturn gekannt hätte. Er würde geurtheilt haben, daß diese Trabanten einzeln für den Saturn die sieben Planeten repräsentirten, wie der Mond allein sie sämmtlich für die Erde repräsentirt.

Dieß ist die astronomische Lehre Jakob Böhmens, so weit sie vorliegt. Vollständig ist sie nicht durchgeführt, weil das Hauptwerk, worin von Astronomie gehandelt wird, die Aurora, gerade da abbricht, wo die genauere Erklärung der einzelnen Planeten beginnt. Aus den angedeuteten Ideen aber, wie ich sie hier vorgetragen habe, wird der Leser selbst ermessen können, in wiefern Jakob Böhme für die Wissenschaft Bedeutung hat. Wer mit der neuern Naturphilosophie seit Schelling einigermaßen vertraut ist, wird erstaunen, wie sehr die Ideen Jakob Böhmens damit übereinstimmen, ohne daß sie noch erschöpft wären, denn wohl noch Manches hat dieser tiefsinnige Geist geahnet, was erst die Zukunft bestätigen wird.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Eine Trompete schmetterte von einem der nächsten Zelte, und vor diesem auf einer Erhöhung von Brettern stand ein Bajazzo in seiner gewöhnlichen weißen leinenen Tracht mit der weißen zuckerhutförmigen Mütze. Nachdem er dreymal in die Trompete gestoßen, sprach er das Publikum folgendermaßen an: „Mit königlicher allergnädigster Genehmigung wird Herr Brandt und Familie die Ehre haben eine Vorstellung zu geben aus physikalischen, mechanischen und magnetischen Künsten mit Karten, Uhren, Ringen, Dosen, Samen und Sand bestehend, die alle nie früher in der Welt gesehen worden, und gewiß den Beyfall eines kunstliebenden Publikums gewinnen werden; nach diesem werden equilibristische Künste, Balanciren auf dem Seile und Tanz auf der Leiter gezeigt; zum Schluß eine Pantomime: Kolumbine in den Krallen des Teufels oder Harlekin als Teufelsbeschwörer. Unser Streben geht nur darauf hin, die Zufriedenheit eines achtbaren Publikums zu gewinnen. Kourage, Kourage! meine Herren. Um sechs Uhr präcis der Anfang."

„Hört ihr! equilibristische Künste und Pantomime!“ rief Graf Fritz. „Gehen wir, es ist wohl nicht viel daran.“

„Es sind dieselben Gauckler, die wir in der Schule gesehen,“ bemerkte Helmann; irre ich nicht, ist es wenigstens derselbe Bajatz.“

„Was sagst du? dieselben, die wir in der Schule gesehen, mit dem wunderschönen Kind auf der Leiter,“ rief der Graf hochglühend. „Nein, das ist nicht möglich! Sie heißen ja nicht Braundt; wie heißen sie nur?“

„Dessen erinnere ich mich nicht!“ versezte Helmann; allein ich erinnere mich wohl, daß es mir um das arme Kind leid that, womit sie herumzogen, das sie zu Grunde richteten, und in das du dich so vergafft hattest, daß du beynahe mit ihnen entlaufen wärest.“

„Also deine erste Liebe? Falkenberg!“ rief Staal. „Ei nun, die Liebe kenne ich auch, und darüber sollte man nicht spotten. Unser ganzes übrige Leben hat kaum eine so reine und schöne Empfindung als solche kindische Liebeshändel sie haben.“

Der Graf war wunderlich gestimmt worden. Das Andenken an das wunderschöne Kind auf der Leiter trat wieder klar mit dem ganzen Leben seiner frühesten Jugend vor seine Seele, und schien sich mit den Träumen und Fieberphantasieen zu vermischen, wofür er noch immer die halbvergessenen Erinnerungen von seinem Aufenthalte in Berlin, der ihm ein sonderbares, halb ausgewischtes Blatt in seinem Lebensbuche war und verblieb, ansah.

„Es scheint dir derselbe Bajatz zu seyn?“ fragte er wie träumend; „er, der ein so entsetzliches Bravo gerufen? Nein, nein! das habe ich ja nur geträumt. Hinweg jezt mit allen Träumen, wir wollen lustig seyn. „Wie viel ist die Uhr?“ fragte er und zog die seine schnell hervor; bald sechs; also erst in einer halben Stunde, denn dahinein müssen wir jezt. Laß uns bis dahin ein Zelt besuchen und den Staub mit einem Glas Rheinwein hinunterspühlen. Die Luftspringer müssen wir sehen, jezt reizt mich nicht mehr das Gewimmel auf dem Berge nicht die anderen Thorheiten.“

Bald saßen die drey Fremde in einem der prächtigsten Erfrischungszelten um einen kleinen Tisch, mit Wein und Gebackenem besezt. Sie waren zufällig ganz allein, und eine herzliche, trauliche Stimmung war unter ihnen entstanden, indem gemeinsame Geschichten aus ihrer Kindheit und aus der Schule der Gegenstand ihres Gesprächs geworden waren.

„Gedenkst du noch des Morgens, Helmann!“ fragte Graf Fritz, „als du in deiner Herzensunschuld an deiner hebräischen Grammatik kauend, da saßest, und ich mit einer ehrbaren Miene: „Freu' dich des Lebens,“ als wenn du es thätest, pfiff.

„Dessen muß ich wohl gedenken,“ lachte Helmann. „Der Konrektor, in der Meynung, das ich gepfiffen habe, fuhr ja wie ein Sturmwind auf mich los, und ich glaubte in der That, er sey plötzlich von Sinnen gekommen. Allein ich erinnere mich auch, wie du mir vollen Ersatz für die Prügel gabst, als ich mit seiner Perrücke zu Schaden kam und —“

„An dem Unglück warst du ja auch unschuldig,“ unterbrach ihn Fritz. Wer konnte wohl von einem so gelehrten Jungen wie du einer warst, verlangen, daß er das Licht halten sollte, während der Lehrer eine klassische Stylübung korrigirte, und sich zugleich um eine moderne Konrektorperrücke bekümmere! Es war auch mehr zu meinem eigenen Vergnügen als um dich zu retten, daß ich die Beleuchtung komplet gemacht, und mit meinem Lichte die westlichen Ornamente des Castells ansteckte.“

„Eine ähnliche Schulzucht hat wohl auch nie in einer Schule stattgefunden,“ bemerkte Staal, „wir waren ja ärger als ein Haufen Räuberjungen. Daß ein ordentlicher Mensch aus dieser Schule hervorgegangen ist, bleibt mir unbegreiflich.“

„Aus solchen Schulen gehen eben die besten heraus,“ nahm Graf Fritz eifrig das Wort, „ich möchte des tollen Lebens nicht um vieles entbehrt haben. Nun weiß ich wie es bey den Wilden in dem Naturzustande oder in einer völligen Anarchie zugeht. Das natürliche Recht des Stärkeren, Muth und Kraft, List und Geschicklichkeit, Treue und Falschheit, alle Mittel gelten, jeder hält sich und seine Freunde wie er es am besten vermag, man balgt sich, droht sich, schließt Frieden, lernt sich zu verschanzen, wird Staatsmann und General, ehe man noch lesen kann, und alle Talente müssen sich entwickeln, und in der Eile geltend machen. Das nenne ich mir die rechte Schule für Naturentwickelung und Menschenkenntniß; was sind alle Schulen der Welt und alle Erziehungsanstalten gegen eine solche gesegnete zügellose Freystatt von Jungen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Septembers.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nunmehr, jedoch vorläufig, in eben so gedrängten Umrissen, auf den Zustand unserer Schaubühne über, verwahren uns aber, wenn wir den vorgehenden Beyfall nicht auch im selben Grade auf diese ausdehnen können, mit der bestimmten Versicherung, daß niemals persönliche Angriffe, noch geflissentliche Partheylichkeit unsere Urtheile motiviren werden.

Es geschieht in München vieles für das Theater, ob es gleich scheinen möchte, daß in Pflege der Künste mehr auf die Nachfolgenden als die Lebenden bedacht genommen wird; denn welcher Genuß kann dem gebildeten Menschen angenehmer seyn als gelungene Darstellungen der dramatischen Kunst? Bemerkungen, welche sich uns über das hiesige Theaterwesen aufdringen, lassen sich auf andern Bühnen oft noch in erhöhtem Grade anwenden, und finden ihren Grund hauptsächlich in der allgemeinen Kalamität eines ausgearteten Geschmackes, unter welcher die deutsche Schaubühne seufzt.

Alle Zweige der Bühne sind mit einem zahlreichen Personale versehen, und doch zeigen sich in jedem derselben empfind-

liche Lücken. Dem rezitirenden Schauspiel fehlt gänzlich ein jugendlicher Held (Fiesko, Carl Moor ꝛc.), so wie eine jugendliche Liebhaberin. Denn wenn wir auch die Talente und Bestrebungen zweyer hoffnungsvollen Anfängerinnen nicht verkennen, so sind sie, in sofern sie stets noch als lernend erscheinen, doch nicht als selbstständige sich selbstführende Schauspielerinnen zu betrachten. Die Koryphäen bleiben hier ausschließlich unser großer Eßlair, der vielseitige Vespermann und die wackere Fries; unermüdet im Studium, und immer groß in der Darstellung, bilden diese drey seltene Mimen die ersten Stützen dieses Bühnenzweiges.

Anstatt nun aber alles aufzubieten, um nicht nur in einzelnen Personen, sondern im Ganzen Vollendetes zur Darstellung zu bringen, gewahren wir mit Erstaunen, wie seit geraumer Zeit Leute im Schauspiele angestellt werden, welche weder gegenwärtig einige Fähigkeit zu ihrem Berufe verrathen, noch zu bedeutender Hoffnung für die Zukunft berechtigen. Wir wollen uns nicht mit ihrer Aufzählung, die ziemlich zahlreich ausfallen dürfte, befassen, sondern uns mit der einfachen Frage begnügen — ob dann die, an so viele unnütze und mißfallende Subjekte verzplitterten Gehalte, in eine Summe zusammen gefaßt, nicht hingereicht haben würden, um dem wirklichen Mangel der Bühne auf eine genügende Weise abzuhelfen und unserm Publikum die Marter zu ersparen, in den Meisterschöpfungen unserer Dichter, Kinder und Anfänger neben den Heroen der Kunst in den ersten Partien anstreten, und so den Eindruck des Ganzen gestört sehen zu müssen?

Hierin liegt wohl auch der Grund, daß wir in den Aufführungen älterer und neuerer Werke so auffallend gegen andere Bühnen zurück sind, unsere zahlreichen Kunstjünger müssen sich erst ein Repertoir erlernen und schaffen, und wir andere müssen warten bis sie es gelernt haben.

Gehen wir nun auf die Oper über, so finden wir denselben starken Personalstand, und demohngeachtet keine Möglichkeit, zum Genuß unserer vorzüglichsten Opernwerke zu gelangen. Selbst wenn Dem. Schechner, welche man dieser Tage erwartet, eingetroffen seyn wird, ist man aus Mangel einer dritten brauchbaren Sängerin, nicht im Stande, die meisten Mozartschen Opern würdig zu besetzen. Wir sind in unserem Opernrepertoir so arm und einseitig, daß von den zahlreichen Opern, welche auf der deutschen Bühne gegenwärtig zur Aufführung gebracht werden können, nur unverhältnißmäßig wenige bey uns einstudirt sind. Hierdurch tritt der Umstand ein, daß solche Werke, welche das Publikum zur Genüge kennt, ihm wiederholt aufgedrungen werden, während es mit vollem Rechte auch noch andere große Schöpfungen der großen Meister verlangt.

Kein Freund der Kunst aber kann ohne Wehmuth den Verfall des Hoforchesters, dieser berühmten Versammlung der ausgezeichnetsten Virtuosen Europas, mit ansehen. Von ihrem Ruhme ist beynahe nur die Erinnerung geblieben. War früher bey jedem Instrumente wenigstens ein Solospieler, welcher mit jedem fremden, hier auftretenden Künstler kühn in die Schranken treten durfte, so hat sich dieses dergestalt geändert, daß außer sehr wenigen eminenten Talenten, fast alle Parthieen verwaist oder mittelmäßig besezt sind. Selbst den Anflug junger Künstler, worunter geniale Entwicklungen sich zu zeigen begannen, zwingt man durch geringe Unterstützung und geraubte Aussicht in die Zukunft, andernorts nach Brod zu gehen. Die Direktion dieses Orchesters ist nicht kräftig genug, und daraus entsteht Mangel an Rundung und Einheit, welche wir früher, eben so sehr in unsern Opernbarstellungen gewohnt waren, als wir sie jezt schmerzlich vermissen. Die Bässe sind zu schwach, und dieses bedarf auf jeden Fall einer Aenderung. (Der Beschluß folgt.)

Freyburg, in der Schweiz, Sept.

Seit einiger Zeit ist davon die Rede, daß der um die wohlthätige Reform der Schulen von Freyburg hochverdiente Franciskaner Quardian P. Gregor Girard von Luzern, wo er sich seit etlichen Jahren aufhält, wieder zu seinen Schulen in Freyburg zurückkehren werde. Der lebhafte Wunsch dafür ist bey der großen Mehrzahl der Bürgerschaft dieser Stadt, so wie auch bey einem Theil der Regierung vorhanden; ob aber auch die geistliche Oberbehörde sich dafür geneigt finden könnte, und ob zur Seite oder gegenüber einer großen Thätigkeit der Jesuitenväter, die in abweichender Richtung wirksame, des P. Girard bestehen möchte, ist wohl noch zu bezweifeln. Keinem Zweifel unterliegt hingegen die fortdauernde Anhänglichkeit des edeln Mannes an seine Vaterstadt Freyburg, und die Vorliebe mit der er auch aus der Entfernung für die von ihm gestifteten oder durch ihn reformirten Schulen arbeitet, und ihnen eine Theilnahme beweißt, welche wesentlich dazu beygetragen hat, den guten Geist in ihnen zu bewahren, dessen unmittelbare Erhalter einige höchst achtungswerthe Lehrer und Freunde von P. Girard sind. Den neusten Beweis von des lezteren Thätigkeit für Freyburgs Jugend, gibt eine Schulschrift, die ihrer örtlichen Bestimmung ungeachtet, der allgemeinsten Beachtung werth ist, und die auch ihrem Geiste nach recht gut auf jeden andern Ort und Schule von verständigen Schulmännern übertragen werden mag. Ein in Bogenform gezeichneter und schön lithographirter Plan der Stadt Freyburg und ihrer Umgebungen, veranlaßte Girard eine „Erklärung“ desselben abzufassen *) welche theils die Anfangsgründe der Erdbeschreibung klar, faßlich und anziehend vorträgt, theils dann aber auch ein Lehrbuch für Bildung des Geistes und Herzens heißen kann. Ueber den doppelten Zweck seiner Schrift drückt der Verfasser selbst sich ungefähr also aus: Ich wollte darin zugleich eine Einleitung in die Geographie und eine Einleitung oder Einführung in's gesellige Leben geben. Jene möchte ich den Buchstaben, diese den Geist der Schrift nennen, und es sollte der Buchstabe Gefäß und Behuf für den Geist seyn; der erste ward auf die Oertlichkeit von Freyburg berechnet, dieser ist ein Gemeingut für alle Zeiten und für jeden Ort. Meine innigste Ueberzeugung geht dahin, daß jede Elementarschrift oder Lehrbuch für die Jugend ein Erziehungsmittel seyn soll. Beschränkt sie sich auf Mittheilung von Kenntnissen und Entwicklung der Fähigkeiten des Zöglings, so kann ich, was der Verfasser geleistet hat, lobenswerth finden, ich bin darum aber noch nicht mit ihm zufrieden. Es kränkt mich wenn ich nur einen Lehrer der Sprache, der Naturgeschichte, der Geographie u. s. w. sehe, wo ich etwas viel Höheres, einen Jugendlehrer zu finden hoffte, der mittelst Geistesbildung das für alles Gute, Schöne und Wahre empfängliche Gemüth und Herz der Jugend zu bilden unternehme. Es gibt keinen Stoff des Unterrichts, der in tüchtigen Händen nicht für die Erziehung brauchbar wäre; jeder mag vielmehr auf eigenthümliche Weise dafür gebraucht werden, und jeden seiner Natur nach für Belebung und Weckung guter und edler Gesinnungen zu benutzen, dieß hatte ich für die große Pflicht des Lehrers, für den vorherrschenden und ich möchte sagen den Grundgedanken seiner Kunst. Wenn alle Kinderfreunde diesen zu ergreifen und bey ihrem Unterricht überall geltend zu machen vermöchten, dann müßte unsere Kunst den Menschen wahrhaft zum Segen gereichen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Explication du plan de Fribourg en Suisse dediée à la jeunesse de cette ville, pour lui servir de première leçon de géographie. Lucerne.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 19. Oktober 1827.

Wie viel kann der Mensch mit seiner kurzen Lebensspanne umfassen, der sein Herz an Allem theilnehmen läßt, und seine Hände an Alles legt, woran er sie mit Ehren legen darf.

Sterne in Yoricks Reisen.

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche

für

Karl Viktor v. Bonstetten,

von

Matthisson.

What a large volume of adventures may be grasped within this little span of life by him who interests his heart in every thing, and who having eyes to see, what time and chance perpetually holding out to him as he journeyeth on his way, misses nothing he can fairly lay his hands on. Sterne.

Wir waren, lieber Bonstetten, vom Jünglingsalter an reiselustige Weltbürger und erzählten einander immer gern von unsern Kreuz- und Querzügen zu Wasser und zu Lande. Daher wirst du mir auch jezt nicht ohne freundliche Theilnahme zuhören. Vernimm also, was mir seit drey Monaten, ebenfalls zu Wasser und zu Lande, Erfreuliches und Beglückendes wiederfuhr. Nur einmal drohte flüchtige Gefahr.

Maynz den 9. Mai.

In Begleitung Bernhards, meines treuen und gewandten Dieners, verließ ich Stuttgart um eilf Uhr Mittags. Bretten, wo Melanchton, der Mann nach Gottes und aller edlen Menschen Herzen, das Licht erblickte, war mir neu. Wir fuhren die Nacht hindurch und passirten Schwetzingen und Mannheim unter ihrer schwarzen Hülle. Regenwolken ergossen sich in Strömen. Gegen Worms zu heiterte sich der Himmel und es begann zu tagen. Bey der Einfahrt in der alten Lutherstadt öffneten sich schon die Fensterladen.

Gerade als zur Mittagstafel geläutet wurde, stieg ich hier in den Reichskronen aus dem Wagen. Herzlich begrüßt wurde nach vielen Jahren die ehrwürdige Moguntia, wo ich deinen und meinen Johannes Müller zuerst von Angesicht erblickte. Großes Jubelgeschrey erscholl an der Rheinbrücke. Es feyerte die Ankunft des prachtvollsten aller Dampfschiffe, die ich noch sahe. Die Ufer waren mit Menschen bedeckt, um das Herannahen des majestätischen Kolosses auf dem majestätischen Strome zu beobachten.

Maynz den 11. Mai.

Ueber mir wohnt eine Virtuosin auf der Harfe, die ein Konzert vorbereitet und beynahe den ganzen Tag herrlich spielt. Ihre Harmonien entschädigten mich für das abscheuliche Regenwetter.

Gang nach den Anlagen, die gut unterhalten werden. Der Himmel war grau und unfreundlich. Dennoch entzückte mich die Stelle, wo man auf das Einströmen des Mayns in den Rhein herabsieht, troz der unvortheilhaften Beleuchtung, wie einst im Jünglingsalter. In jener entfernten Zeit wurde der erste Anblick dieser Scene mir an der Hand Johannes von Müllers (dessen Ruhm sich immer mehr und mehr im Zeitenstrome läutert) aus einem Fenster des Karthäuserklosters, welches diesem Lokal einst angehörte, und eben so wie das Lust-

schloß Favorite, mit jeder Spur verschwunden ist. Nur der umgebenden Natur konnte keine politische Erschütterung etwas anhaben. Sie blieb dieselbe in voller Herrlichkeit und Pracht.

Rüdesheim den 13. Mai.

Bey regendrohendem Himmel begann ich einen Ausflug in den Rheingau. Jenseits dem schönen Biberich hellte sich der Himmel, und nun that sich ein Bezirk des Segens und der Fülle, ohne dichterische Uebertreibung, in wahrhafter Paradiesesherrlichkeit auf.

Zu Geisenheim, im Angesichte des Johannisberges, erfreute mich die Bekanntschaft der liebenswerthen, auch unserer Friederike Brun theuer gewordenen Dichterin Adelheid von Stolterfoth, auf dem Parnasse die Rheinphilomele zubenannt. Sie führt im Schloß ihres reichen Oheims von Zwierlein das Leben einer Fürstentochter, bleibt aber dennoch den Musen fortwährend getreu. Diese Treue bleibt aber auch, wie recht und billig, von den menschenfreundlichen Göttinnen nicht unerwiedert. Sie arbeitet an einem großen Epos, wovon bereits neun Gesänge vollendet sind. Die Wahl des Gegenstandes darf eine der glücklichsten genannt werden: Alfred, König der Angelsachsen.

Herr von Zwierlein hat eine Gallerie von Glasgemälden zusammengebracht, welche mit der im Gothischen Hause zu Wörlitz die Vergleichung aushält. Der Garten zeugt von seltenem Kulturgeiste. Das Angenehme im richtigsten Verhältniß mit dem Nützlichen.

Der gute Gasthof zum Darmstädter Hofe, wo ich einkehrte, liegt hart am Rheine. Auf dem Gegenufer macht die St. Rochuskapelle, welche durch einen trefflichen Aufsatz von Goethe berühmt wurde, einen gar malerischen Effekt. Auch beschenkte der große Dichter das Kirchlein mit einem schönen Gemälde.

Der alte Rhenus zog diesen Abend eine krause Stirn und hatte das lichte Krystallgrün mit schmutzigem Gelb vertauscht. Eine Folge des, seit vielen Tagen im Wonnemonde unerhörten Zwiespaltes der Luftgeister.

Die Tapeten im Speisesaale zeichnen sich durch naturgetreue und charakteristische Darstellung italienischer Landschaften und Volksscenen aus. Nichts was in seiner Art sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, darf am Lebenswege vom Wanderer unbeachtet bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

„Auch wenn wir Trinkgelage hielten," wandte Staal ein, „und Niemand von uns außer Helmann nüchtern war? oder wenn wir dem Lehrer der Quarta entflohen, und von dem Gipfel der Lindenbäume herab mit ihm über die kleinste Anzahl Buckelschläge kapitulirten! oder wenn wir mit unsern Schneeballen honetten Leuten die Schulstraße unzugänglich machten oder wenn wir an den Abenden der Markttage den Bauernpferden Flecken und Sterne an die Stirne malten und die betrunkenen Bauern sich nachher wegen ihrer verwandelten Mähren prügelten?"

„Frische lustige Knabenstreiche!" entgegnete Graf Fritz. „Welch großes Unglück geschah denn wohl? ein blaues Auge oder einen gewärmten Rücken setzte es wohl ab; allein die jungen Kräfte entwickelten sich; und entstände heute oder morgen ein Aufruhr im Lande, brächen alle Sklaven und Diebe aus den Zuchthäusern aus, brauchte man sich nur mit einem von uns zu berathen, um Vertheidigungsmittel auszufinden. Eine solche Schelmenschule ist wichtiger für den Staat, als irgend Einer davon träumt. Nun, woran denkst du denn, Helmann? Du betrachtest ja dein Glas als wäre es ein Gebetbuch."

„Ich denke daran," gab Helmann zur Antwort, „daß wir Gott danken müssen, daß wir uns nicht jezt in einem höheren Entwicklungsinstitut für Schelme und Diebe unserer herrlichen freyen Naturentwicklung rühmen, oder daß du dich jezt nicht als einen elenden, verächtlichen Gaukler in der Welt herumtreibst."

„Dazu könnte ich noch Lust haben," gab der Graf aufgeregt zur Antwort, „nur um dir und allen Spießbürgern zu zeigen, daß ich mehr Respekt vor einem raschen lebendigen Gauklerleben, als vor dem todten, langweiligen, achtungswerthen Treiben in eurer abgemessenen Honettitätssphäre hege. Doch ich werde heftig, glaube ich. Noch ein Glas auf unsre alte Freundschaft. Die Erinnerungen aus unserer Kindheit und die Träume aus unserer Jugend sollen leben! Aber hört! nun stößt Bajazz draussen wieder in die Trompete. Bezahle hier Helmann, ich laufe voraus und verschaffe uns einen guten Platz."

Mit einem Sprung war er aus dem Zelte. Staal und Helmann blieben noch eine Weile sitzen und redeten mit Theilnahme und nicht ohne Sorge von dem gemeinsamen Freund, der trotz seiner Lustigkeit ihnen doch seit seiner Reise ins Ausland ganz sonderbar vorkam, besonders wenn er von dem Theile seines Reiselebens sprach, der der Periode seiner gefährlichen Krankheit am nächsten stand und gleichsam aus seiner Seele herausgefallen war, und sich in lauter Träumereyen und verworrene Bilder aufgelöst hatte. Seine Lustigkeit und Ausgelassenheit kamen ihnen nicht immer echt vor, sondern schienen ihnen aus dem Bestreben, jene gefährliche Träumereyen zu verbannen und zu vergessen, hervorzugehen. Da hörten sie wieder die Trompeten außerhalb des Zeltes schmettern und eilten nun, den ausgelassenen Freund in der Bretterbude der Kunstreiter aufzusuchen. Dort saß er ungeduldig auf der ersten Bank und betrachtete die zerrissene Gardine, die eine

kleine Bühne im Hintergrunde der engen Reitbahn verbarg. Ein Paar Diener liefen hin und wieder und machten die Zubereitungen zu den angezeigten Künsten. Ihre Bekleidung und ihr Aussehen verriethen Armuth und Mangel, und die schlecht dekorirte Bühne versprach nichts von Bedeutung.

„Sie können es doch unmöglich seyn," sprach der Graf verdrießlich; „die Truppe war ja wohlhabend, und wenn wir in das alte Reithaus hineintraten, wurden wir immer durch Pracht und Schimmer überrascht. Oder sollten sie später verarmt seyn? sie genossen ja einen grossen Ruf."

„Nicht alles, was wir damals bewunderten, würden wir jezt bewundern," bemerkte Heimann. „Die Art von Ruf kann in zehn Jahren mit dem alten Flitterstaate leicht verschossen seyn. Die Franzen am Vorhange scheinen freylich einst goldne Faden gewesen zu seyn, und erinnerst du dich nicht des Knaben, der Seifenblasen blies? Seh ich recht, steht der Kopf und anderthalb Beine von ihm noch auf den Flicklumpen zwischen den Bäumen da."

„Ja, du hast Recht!" rief der Graf fröhlich; „auf dem Vorhange stand ein schöner Knabe, der Seifenblasen blies — sollten das noch Uebereeste von ihm seyn? soll ich sie doch hier wiedersehen? nicht besser ihr Verdienst geschäzt, und sollte man sie so haben verarmen lassen?"

Er faßte unwillkührlich mit der Hand nach seiner Brieftasche, die voll von Banknoten war, und ging schnell hinaus. Als er zurück kam, war er leichter ums Herz und in der Tasche; denn er hatte seinen Reichthum in die Hand einer alten Frau, mit einem grossen, das Gesicht bedeckenden Hut, die neben dem düstern Eingang an der Kasse saß, ausgeleert. Es waren nur wenig Zuschauer; man zögerte mit dem Anfang, während Bajazz unaufhörlich von dem bretternen Gerüste in die Trompete stieß, um die Quellengäste zu locken, diese einzigen Künste zu sehen. Indessen wurde den Zuschauern die Zeit lang und sie fingen ganz unbändig zu pochen an.

Endlich trat ein unansehnlicher, ärmlich gekleideter Mann hervor, den weder der Graf noch seine Freunde je gesehen hatten, und suchte vergebens durch einige oft gesehene Taschenspielerkünste mit Karten, Uhren, Sand und Grütze der Versammlung Beyfall abzulocken. Aus Mitleid klatschten einige Zuschauer; sie wurden aber vom Zischen übertäubt.

„Jämmerliche Posse!" bemerkte Staal, „laßt uns gehen!"

„Ich muß mich doch geirrt haben," meynte Helmann, „die Truppe machte ja auch keine Taschenspielerkünste."

„Nein! sie sind es nicht!" sagte der Graf kleinmüthig, und starrte wie träumend den Vorhang im Hintergrund an; „laßt uns dennoch bleiben, und auch die Reitkünste ansehen."

Der Taschenspielertisch wurde nun weggenommen, und ein mageres Pferd herausgezogen. Eine große dünne Gestalt trat in einem verschlossenen elenden Ritterkostüme, mit einem langen, furchtbar ausgezehrten Gesicht, dem ein schwarzer angehefteter Bart vergebens ein kräftiges Aussehen zu geben strebte, hervor. Nur mit Beschwerlichkeit bestieg er das Pferd. Er war schwach und steif, und die einfachste equilibristischen Künste kosteten ihn Anstrengung, und stellten ihn der sichtbarsten Todesgefahr blos; welches man auch einem Paar ängstlicher Gesichter, die hin und wieder hinter dem Bühnenvorhang im Hintergrunde hervorguckten, ansehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

ᚢ.

Der Urdaborn.*)

Am Zeitenborn steht Norne Urd und singet
Das, was geschah, mit nimmer müdem Fleiß.
Im Urdaborn, so Vätersage klinget,
Ward, was hinein man warf, wie Schnee so weiß.
Rein wusch er Alles, was mit Blut gedünget,
Gab schwarzen Raben weißer Tauben Gleiß.
Versöhnt wird Alles, und die Zeit der Mühen,
So wie sie schwindet ist sie auch verziehen.

Wo ist die Bürde, die die Zeit nicht lichtet?
Wo Finsterniß, in die ihr Strahl nicht reicht?
Wo ist ein Hunger, den sie nicht beschwichtet?
Wo ist ein Stahl, den sie nicht hat erweicht?
Eins aber gibts, das keine Zeit vernichtet,
Und das kein Urdabrunnen jemals bleicht,
Das ewig träget seine düstre Schwärze,
Das ist — und bleibet ein Verrätherherze.

Den Mann am reinsten wäschet Urdas Welle,
Dem Glaub' und Hoffnung schmückten seinen Lauf;
Er sinkt hinab so schön, so mild und helle,
Gleichwie ein Kind, und steht als Engel auf.
Und ewig strahlt er dort an heil'ger Stelle,
Führt hier, wie Vorzeit, neuen Lebenslauf.
Umleuchtet uns, der Vorzeit heil'ge Kerzen,
Brennt tief die Runen in der Völker Herzen!

*) Am Brunnen Urds, oder an der Quelle der Zeit hatten die Nornen oder die Schicksalsgöttinnen ihren Saal, und zwey Schwäne schwammen auf den Fluthen desselben. Urd, Skuld und Werdandi, Namen der Nornen. Die Rune heißt Ur.

Korrespondenz-Nachrichten.

Freyburg in der Schweiz, Sept.

(Beschluß.)

Wir haben Fortschritte im Unterricht und in der Methode gemacht, deren wir uns freuen dürfen. Dasjenige Radikalgebrechen des Unterrichts aber ist vielleicht noch ungetilgt, welches die Stürme einer jüngst vergangenen Zeit abzuwenden nicht vermocht, und sie wohl eher zum Theil veranlaßt hat, indem der Unterricht einzig nur auf den Geist, auf das Herz aber gar nicht Bedacht nahm. Man hat zuweilen durch Andachtsübungen jenen einseitigen Unterricht bessern zu können geglaubt. Es ergab sich aber eine schlimme Täuschung! Wo im Unterricht der angedeutete Grundgedanke nicht vorherrscht, und wo derselbe den jugendlichen Gemüthern nicht andauernde sittliche und religiöse Kraft verleiht, da sind jene Uebungen nur eine Schminke, die, nachdem der Jüngling aus der Schule in die Welt getreten ist, alsbald verwischt wird. Man verläßt sich auf die Kraft von Ermahnungen und langen Reden; damit aber wird wenig ausgerichtet, weil sie weder der Fassungskraft noch den Bedürfnissen der Jugend entsprechen; diese heischen lebendigere und solche kräftige Eindrücke, die aus dem Wesen des Unterrichts hervorgehend, mit demselben unzertrennlich fortbestehen. Der beste Sittenlehrer für die Jugend ist der, welcher sich gar nicht das Ansehen gibt ein solcher seyn zu wollen. Was ich nochmals im Namen der Jugend verlange ist, daß in allem Unterricht der Grundgedanke vorherrschend sey, in den Einzelnheiten wie im Ganzen; so viel immer jeder besondere Gegenstand es gestatten kann. Der Sprachunterricht ist dazu in allen Beziehungen überaus wohl geeignet. Seine Uebungen alle, die der einzelnen Worte, der Wortfügung und der Zusammensetzung, können, sobald dabey eine zweckmäßige Wahl getroffen wird, vortrefflich für die Erziehung benuzt werden. Bey der Erdbeschreibung ist dieß, wenn zwar in etwas engerem Kreise, nicht minder der Fall. Es soll derselbe die Jugend in's gesellige Leben einführen, und indem er ihre Sinnen und ihren Geist anspricht, zuverlässig dann auch ihr Herz treffen. Er soll Vaterlandsliebe und die Gefühle, auf denen diese beruht, einflößen. Die vielen Einzelnheiten welche darin vorkommen, sind benuzt worden, um den Zöglingen redliche und wohlwollende Gesinnungen einzuflößen, und damit ihren Charakter zu bilden. Zwar sind es nur Tropfen, aber viele Tropfen vereint, bilden eine Masse. Die eingeflochtene Geschichte Freyburgs ging sehr einfach aus den Oertlichkeiten und Gebäuden der Stadt hervor; sie mahnt zur Arbeitsamkeit und zum unermüdeten Fleiß, darum gebührte ihr in der kleinen Erziehungsschrift eine Stelle, zumal die Erdbeschreibung überall auch mit der Geschichte genau verknüpft ist. Leicht wird das Kleine zum Großen führen, wie die Betrachtung der Hauptstadt zu derjenigen führt, die den Kanton, und diese wieder zu jener, welche die schweizerische Eidgenossenschaft begreift. Der also erfaßte Gedanke der Elementargeographie wird eine Tochter des Grundgedankens seyn, aus seinem Blute erzeugt und von seinem Geiste belebt.

München, Ende Septembers.

(Beschluß.)

Was sollen wir aber endlich zu einem Ballette sagen, dessen schwache Grundfesten beynahe ausschließlich auf einigen Dutzend abgerichteter und marionettenartig herumhüpfender Kinder ruhen, und auf das man ohne Zögern anwenden darf, was wir bereits von den andern Abtheilungen erwähnt, daß es nämlich mit Personale überladen ist, während seine Leistungen doch immer nur als unvollständige Zwitterdinge dastehen. In einer Stadt, welche hinsichtlich des Theaterpublikums zu einer großen Stadt wie etwa Wien, sich verhält wie 1 — 4, und in welcher man höchstens 3000 Theaterbesucher annehmen kann, wird das Problem niemals zu lösen seyn, in prachtvollen Darstellungen, geschweige denn in der Erhaltung des geldverschlingenden Ballets, mit der größern Stadt gleichen Schrittes zu gehen, ohne eine ungeheure Unterstützung vom Staate in Anspruch nehmen, oder in sich selbst zu Grunde gehen zu müssen. Nun ist diese Unterstützung (66,000 fl.) durchaus nicht hinreichend, um die Lücken zu füllen, welche ein zwar schaulustiges, aber durchaus nicht hinlänglich zahlungsfähiges Publikum in der Theaterkasse läßt, und so wäre die Reduzirung des Ballettes auf die Stufe blosser Divertissement für Opern und Zwischenakte, so wie die hier so gerne gesehene wohlfeile Pantomime unstreitig ein grosser Schritt zu weiser Einschränkung.

Daß der Enthusiasmus für das wahrhaft schöne, unserem Publikum keineswegs mangele, hat sich durch die glänzende Weise, mit welcher die reizende Dem. Taglioni von selbem entlassen wurde, hinlänglich beurkundet. Wir sehen indessen so wenig Neues, oder wenn wir es endlich zu sehen bekommen, so entstellt durch mattes, kraftloses Zusammenwirken, daß man in der That das Publikum, wegen Theilnahmlosigkeit, mit Unrecht angreifen würde. So mag die kalte Aufnahme, welche Auffenbergs „Löwe von Kurdistan“ erhielt, hauptsächlich in der durchaus vergriffenen Rollenbesetzung zu suchen seyn. Es sprach sich hier abermals deutlich aus, daß man die vielseitigen vorhandenen Mittel selten richtig zu verwenden weiß. Die Oper gab Aubers lieblichen „Maurer und Schlosser,“ wobey die leichten französischen Charaktere so schwerfällig als möglich ins Deutsche übergetragen wurden. Mit Begierde sieht man einer Operndichtung unseres unerschöpflichen genialen Dichters Schenk entgegen, welcher die Motive romantischer Sagen des marmorliefernden Untersbergs (der Name der Oper) sehr glücklich benutzen wird, und dadurch dem Kompositeur, dem talentvollen Baron Poißl, reichen Stoff zu den herrlichsten Melodien verleihen dürfte.

Wir schließen diesen Aufsatz mit dem herzlichen Wunsche, unsere bescheidenen Forderungen zu Verbesserung, welche wir gewiß mit dem gemäßigten, bloß die Kunst im Auge haltenden Publikum theilen, nach Möglichkeit beherzigt zu sehen. Energisches Einschreiten und konsequente Disciplin ist wohl nirgends nothwendiger als auf den Ränke- und Launenerfüllten Brettern. Einsicht mit Festigkeit gepaart, werden bald einen Zustand schaffen, welcher den Mängeln der Regie abhelfen, Ordnung im Haushalt herstellen, und das Publikum befriedigen kann. Zu große Güte, zu weit getriebene Nachsicht, werden nur zu oft verderblich, und was man im Privatleben bewundert, das erscheint im öffentlichen tadelnswerth. Hier gilt es, den eingefressenen Krebsschaden mit kühnem Schnitte zu heilen, nicht auf Einzelner Interesse, sondern auf die Sache zu sehen, und nur mit Kraft und festem Willen ist es möglich, den stets sich erneuernden Kassedefiziten zu begegnen, den schwankenden Zustand dieser Anstalt in einen festen und gesicherten zu verwandeln, und so unsern herrlichen Tempel, auch seiner innern Organisation nach, unter die ersten Europas zu erheben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Oktober 1827.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

Der Sänger.

Romanze.

Erinnerung an Wilhelm Müller.

Der Sänger zog von Land zu Land
Im Lenz des Lebens und der Lieder,
Und wo er ging, und wo er stand,
Da klangen holde Sänge wieder,
Da war in jeder Menschenbrust
Ein frohes, brüderliches Schlagen.
Und wann er schied nach wenig Tagen,
Weinten sie um die kurze Lust.

Es trieb ihn auf der Berge Höhn,
Den Himmelsodem einzuschlürfen;
Das schlichte Hirtenvolk zu sehn,
Wo Menschen Menschen bleiben dürfen;
Er sang die Größe der Natur,
Der ew'gen Sterne goldnes Prangen,
Der keuschen Liebe süßes Bangen,
Der Freyheit und des Höchsten Spur.

Drauf kam er in das niedre Thal,
Wo sich geschäft'ge Hände messen,
Den Halm zu schneiden ohne Zahl,
Den Wein zu keltern und zu pressen;
Er folgt der Schnitter lust'gem Reihn
Und singt der Ernte goldne Gaben;
Er mischt sich zu den Winzerknaben
Und singt von Liebe, Lust und Wein.

Und naht er dem Gewühl der Stadt,
Und wandelt er durch laute Gassen,
Bald ist sein Herz des Treibens satt
Und sucht die Freunde, die ihm passen;
Und hier im engvertrauten Chor
Fühlt er die Pulse höher schwellen,
Hier dringt aus seinen vollsten Quellen
Ein herrlicher Gesang hervor.

Er buhlt nicht um der Hohen Gunst,
Sie rufen ihn in Fürstenhallen;
Der edle Sinn, die reine Kunst,
Bewundert werden sie von Allen:
Ihn aber zieht es nach dem Land,
Wo edle Männer blutend fechten,
Und ihrer Freyheit, ihren Rechten
Sich opfern in des Hauses Brand.

Zum heißen Streite ruft er hier
Die fernen Helden und die nahen,
Und sein Gesang wird das Panier,
Womit sie kühn den Tod empfahen;
Er betet zu dem guten Geist,
Dem Christengott in Kampfesnöthen,
Und fleht der Freyheitsonne Röthen,
Den Sieg, der seinen Geber preist.

So scheidet er, mit Ruhm bekränzt,
Begleitet von der Völker Segen;
Zum Haus, wo stiller Friede glänzt,
Eilt er zurück auf schnellen Wegen;
Und wie die sel'gen Götter nur
Gewandelt in den alten Tagen,
Wird Lieb entgegen ihm getragen
In jedem Land, auf jeder Flur.

Er drückt sein Weib an Herz und Mund,
Nimmt auf den Arm die holden Kleinen,
O Himmelssegen! heil'ge Stund'!
Er sinkt dahin vor Lust und Weinen,
Und schlummert lang und schlummert dicht,
Von ihrem treuen Arm umschlungen;
Das schöne Leben war verklungen,
Doch Lieb' und Lieder sind es nicht.

Karl Grüneisen.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Bajatz, der nun auch herausgetreten war, zeigte sich als einen kleinen hinkenden Mann mit einer großen falschen Nase von Pappe. Er stand in der Mitte mit der Peitsche knallend, und suchte vergebens durch die gewöhnlichen Sprünge und Witzworte das Publikum zu ergötzen, und die eigene Aengstlichkeit um seinen alten schwachen Herrn zu verbergen. Als endlich der Kunstreiter auf dem Sattel stehend durch die Tonnenreihe springen sollte, kam das Pferd aus dem gewöhnlichen Takt heraus, und der Alte stürzte auf den Kopf herunter. Bajatz stellte sich, als sollte es so seyn, und machte einen Purzelbaum, um dem Meister Zeit zu lassen, sich wieder aufzuheben und das Pferd zu besteigen; allein der Alte blieb ohne Lebenszeichen liegen, und nun vergaß Bajatz seine Rolle und warf sich jammernd über ihn nieder.

In demselben Augenblick stürzte ein junges schönes Mädchen im halben Mamelukenkostüme und mit fliegenden schwarzen Locken hinter dem Theatervorhange hervor und sank mit einem lauten Wehruf an der Seite des Alten nieder; und beynahe in demselben Moment stand Graf Fritz neben ihr und betrachtete sie mit einem erstaunten glühenden Blick. Sie stieß einen dumpfen Schrey aus, als sie ihn erblickte, doch verließ sie den Alten nicht, und alle drey trugen den ohnmächtigen Kunstreiter aus der Reitbahn.

Eine große Unruhe entstand nun unter den Zuschauern. Die meisten empfanden Mitleid mit dem Alten; die Frauen beklagten ihn laut, und gaben die kleine Münze, die sie bey sich hatten, der alten Frau am Eingange, die ruhig sitzen blieb, und was vorgefallen war, weder zu bemerken noch sich darum zu bekümmern schien. Allein der Theil des Publikums, der die hintersten Bänke füllte und aus der niedrigsten Volksklasse bestand, murrte laut, daß es nichts anders als einen armseligen Reiter, der vom Pferde fiel, für sein Geld zu sehen bekommen hatte. Neue Zuschauer strömten, aus Neugierde wegen dieses Tumultes, ein, und bald waren alle Bänke noch dichter als zuvor besezt. Die Mehrzahl, die nichts von dem Vorgefallenen gesehen, allein kurz vorher am Eingange bezahlt hatte, verlangte mit Geräusch und Pochen, daß man doch anfangen solle. Helmann und Staal, die nur des Grafen harrten, um die Bretterbude zu verlassen, suchten vergebens die neuhinzugekommenen Zuschauer durch den Bericht von dem Unfall des Künstlers zu beruhigen. Man hatte bezahlt, hieß es, und wollte nicht wieder weggehen, ohne etwas gesehen zu haben. Es entstand ein fürchterlicher Lärm.

Endlich hinkte Bajatz hervor, machte statt aller Entschuldigung ein *salto mortale* und versprach, daß man sogleich wieder anfangen würde. Sein Herr, sprach er, sey nur von einem kleinen mädchenhaften Herzklopfen befallen worden, das bald vorübergehen werde, und während nun das Pferd, das einer der Aufwärter wieder herausgezogen hatte, in dem Kreise herumgeführt wurde, gelang es dem kleinen Bajatz, das Publikum mit einigen glücklichen Einfällen zu unterhalten, indem er ein Rad schlug, oder einen Purzelbaum machte, sobald eine ungeduldige Stimme sich hören ließ.

Endlich trat ein junger wohlgebildeter Mann in dem Ritterkostüme des Alten hervor, aber sein Antlitz war mit allerley Farben so bemalt, daß Niemand dessen Grundfarbe, und ob er ein Europäer oder ein tatowirter Amerikaner sey, erkennen konnte. Er schwang sich mit Leichtigkeit auf das galoppirende Pferd und vollführte mit der größten Kühnheit und Geschicklichkeit die schwersten equilibristen Künste.

„Mein Gott! das ist ja Graf Fritz," flüsterte Helmann erschrocken zu Staal.

„Um Gotteswillen still!" raunte ihm dieser ins Ohr; „ich habe ihn sogleich erkannt. Wenn nur Niemand es erfährt, hat es nichts zu bedeuten; mit ihm hat es keine Gefahr, wenn nur das Thier Schritt hält."

Jezt stellte er sich in den Sattel auf den Kopf, und es ging gut. Durch die Tonnenreihe sprang er mit Leichtigkeit; zulezt schwang er sich unter stürmendem Beyfallsrufen mit einem *salto mortale* von dem Pferde hinab und eilte ohne Gruß und Dank hinaus.

Nach einem kurzen Zwischenraum, der mit Musik ausgefüllt wurde, rollte der Vorhang der kleinen Bühne in die Höhe. Das junge Mädchen, das früher im Mamelukenkostüme erschienen war, und sich wahrscheinlich auch zu Pferde hatte zeigen sollen, trat nun als Kolumbine in einem einfachen aber zierlichen weißen Kleide auf. Zwar schien sie etwas unruhig und verwirrt, doch ging die naive Einleitungsscene zu der Musik des „Ei du lieber Augustin" mit Bajatz, der mit schwarzer Halbmaske als Arlechino erschien, recht glücklich von statten. Dann trat mit langen, schleichenden Schritten eine lange, weiße Gestalt in dem gewöhnlichen Pierotskostüme und mit gepudertem Gesicht hervor; sie stellte den stupiden, gaffenden Pie-

rot mit außerordentlichem Glücke dar, und als sie in der folgenden Scene Arlecchinos Zauberstab auf dem Boden fand, und einen Zauberer oder Teufel, in dem das Publikum den Lichtputzer erkannte, ohne sein Wissen hervorrief, war ihr Entsetzen so grotesk-lächerlich, daß sie jauchzenden Beyfall einerntete.

„Mein Gott! das ist ja wieder Fritz," flüsterte Helmann dem Freunde zu; „das hat er uns schon in der Schule vorgemacht. Ist er denn ganz toll geworden? was werden die Leute sagen!"

„Wenn wir nur selbst schweigen können," flüsterte Staal wieder, „wird keinem Menschen in der Welt von dieser Thorheit träumen."

Pierot hatte sich nun wieder ermannt und war stolz und übermüthig wegen seiner unerklärlichen Gewalt über den Teufel, der auf seinen Befehl Kolumbine entführte. Sie wurde wieder von Harlekin, der seinen Zauberstab zurückerhalten hatte, gerettet; damit war die Pantomime aus, und Pierot schloß das Stück mit einem höchst possierlichen Ausdruck von getäuschter Freude und Furcht, selbst in die bedrohlichen Krallen des Teufels zu gerathen. Unter stürmischem Beyfall rollte der Vorhang herab und die Zuschauer zerstreuten sich.

Helmann und Staal blieben noch eine gute halbe Stunde in der leeren Bretterbude allein zurück, des Freundes harrend.

„Nun könnte er sich doch wohl leicht gewaschen und wieder angezogen haben," sagte endlich Staal; „laßt uns hinter den Vorhang gehen und sehen wo er bleibt."

Helmann fand das unschicklich; sie warteten noch eine Viertelstunde, Fritz kam noch immer nicht. Ungeduldig eilte endlich Staal hin und zog den Vorhang zur Seite; es war aber Niemand zu sehen, die ganze Bühne war düster und leer.

Durch die schlecht zusammengefügte Bretterwand gewahrten sie ein Licht in dem Zelte hinter der Bretterbude. Staal bemerkte eine Pferdedecke, die den Eingang verbarg; er zog sie zurück, aber vor Entsetzen standen er und Helmann wie in den Boden festgewurzelt und wagten nicht, in das matt erleuchtete Zelt einzutreten, wo eine feyerliche Todtenstille herrschte, und wo sie den Freund in einem ihnen unbegreiflichen Verhältnisse zu der unglücklichen Familie erblickten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Errichtung des englischen Theaters war noch vor einigen Tagen eine blose Merkwürdigkeit; jezt ist sie bereits eine förmliche Revolution in unserm dramatischen Leben. Nicht die Engländer oder die französischen Anglomanen, sondern die Stockfranzosen, die an jener, seit ihrem Eintritt in die literarische Welt, vorzüglich das sogenannte romantische als Barbarey verschrieen haben, sind bereits zur Hälfte von ihrem falschen Götzen der klassischen Einheit abgefallen; sie haben das Wort der Wahrheit endlich einmal verstanden, daß das Schöne und das Wahre nicht ausschließlich im wohlgebauten Felde der strengen Regel der Einheit gedeihet, sondern daß es noch einen andern Weg zum Herzen der Menschen gibt, und daß man noch eine andere Quelle von Thränen zum Fließen bringen kann, als diejenige, welche bisher die Herren Professoren der schönen Wissenschaft in der beschränkten Theorie von Labarpe und Geoffroy anerkannt halten. Die Allmacht jenes Gefühls, das die Britten und die Deutschen bisher allein kannten, das aber die Franzosen geläugnet hatten, weil sie davon nie ergriffen worden waren, ist nun im Odeontheater gleichsam wie ein wohlthätiger Regen auf ihre lechzenden Seelen gefallen, und der süße, wollüstige Schauer hat sie ergriffen, den sie bisher für lächerlich ausgegeben hatten, weil ihnen der geheime Geist noch nie so tief, so grausig, und doch so zart und so wohlthätig ins arme Herz gegriffen hatte. Den Graus, das Staunen, das kalte Schleichen durch Mark und Bein, und endlich die brennenden, heißen Zähren, die über ihre Wangen herunterfließen, haben sie gefühlt bey Ophelias Trauerliede, bey ihren Strohhalmen in den Haaren, bey den Blumen die sie auf ihres Vaters Leichentuch streut, das ihr zuvor zum Schleier gedient hatte; und endlich bey dem herzzerschneidenden Lächeln über die harte Gleichgültigkeit ihres, für sie auf ewig verlorenen Geliebten. Und nun packte sie vollends gar der erschütterndste Schrecken bey der harten Uhnd, und engte ihnen den Athem zusammen, als Hamlet bey der allumfassenden langen Scene der theatralischen Vorstellung durch die wandernden Schauspieler, bald gleich einer Schlange, bald wie der laurende Tieger, bald erstickend in seinen Schmerzen oder kaum mächtig seiner innern Wuth, nun den König, die Mutter, den Claudius und alle zu seinem höhern Zwecke umfaßt; wie er sie in sein Nez hineinlockt um sie auszuspähen, dann sie berückt, und endlich bey erreichter Gewißheit über das Bubenstück, seinen schadenfrohen Sieg über die Strafbaren, und somit auch über alle seine Zuhörer zur Schau trägt, und dennach das Mitleiden, das man seinen Schmerzen schuldig ist, nicht einen Augenblick erlöschen läßt. Auch noch ein anderes Werk haben die englischen Schauspieler zu Stande gebracht, das um so schwerer war, als die Idee davon bisher in der Seele der Franzosen gar nicht gelebt hatte; sie hatten von jeher geglaubt, das Komische, das Shakespear in sein Tragisches mischt, errege Lachen, und sey somit das Lächerliche; sie haben es nun vor sich in seiner eigenen Natur gesehen und gefühlt', daß darin ein tiefer Sinn liege, und daraus ein sonderbares, aber doch wahres Gefühl enestehe. All dieß grosse Wunder ist unter einem Publikum geschehen, das die englische Sprache größtentheils nicht kennt; sie unterlagen dem blosen Gefühle und der alleinigen Ahnung; sie konnten nur mit den Augen hören und mußten mit eben diesen ihren Augen es sagen, daß der mächtige Geist der hohen Dichtung auch schon allein durch die Pantomime, durch die eindringende Stimme der Schauspieler, und durch die Einwirkung der neuen Bilder auf ihre Phantasie sie unterjocht hatte. So was geschieht auch ohne Sprachkenntniß, was wird erst geschehen mit der Sprache! Die Deutschen können künftig in Paris alles auf einmal, was die dramatische Literatur der beyden Völker besizt, sehen, auf einem Punkte genießen. Mit dem englischen Schauspiele hat Frankreich eine ganz neue Eroberung gemacht; sogar die allgemeine Civilisation in Frankreich muß damit einen Riesenschritt vorwärts thun. — Die beyden Wunderpersonen in der

Gesellschaft sind Herr C. Kemble, und besonders Dem. Smitson, die jetzt denselben Beyfall erndtet, wie einst Dem. Sontag.

K.

* * *

Ueber den letzten Versuch den Wasserfall des Niagara durch ein Schiff mit mehreren Thieren befahren zu lassen, welcher nach öffentlichen Nachrichten von einigen Amerikanern veranstaltet worden ist, liest man in unsern Blättern Folgendes:

Die Zahl der Zuschauer, welche sich bey diesem Schauspiel eingefunden hatten, belief sich wohl auf 40,000. Um zwey Uhr sah man den Shooner heranschwimmen; alsbald ergriff ihn dann auch die Gewalt des Stromes und warf ihn in den ersten Sturz. Stangen und Maste sprangen durch die Gewalt des Stoßes los. Der Hund und die Büffel, welche sich auf dem Fahrzeug befanden, erhoben ein fürchterliches Geheul und Brüllen; die zwey Bären aber, welche gleichfalls eingeschifft worden waren, beobachteten noch völliges Stillschweigen, obgleich man wohl sah, daß sie mit ihrer Lage nicht ganz zufrieden waren.

Das Fahrzeug hatte bey diesem ersten Fall sich so gedreht, daß man seinen Kiel hatte erblicken können, allein es fand das Gleichgewicht wieder und fuhr nun gegen den zweyten Wassersturz. Hier gewahrten die Zuschauer gleichen Stoß, gleiche Bewegungen und gleichen Lärm. Jetzt aber schienen die Bären aufmerksam gemacht, Rath zu halten was zu thun sey, und man sah wie sie sich entschieden ihre Reisegesellschaft zu verlassen. Sie warfen sich in's Wasser und gelangten schwimmend, obwohl mühsam an das Ufer. Die Büffel folgten etwas langsamer ihrem Beyspiel, allein sie erreichten das Ufer nicht, der Strom riß sie fort, und sie verschwanden in seinen Wassern.

Den Hund allein verließ die angeborne Treue auch in dieser Lage nicht. Er verließ das Fahrzeug nicht, theilte sein Schicksal, und stürzte mit demselben den großen Fall des Stromes hinunter, in welchem es in tausend Trümmern verschwand.

Petersburg, Anfangs Septembers.

Einer der gemeinnützigsten wissenschaftlichen Vereine in unsern deutschen Provinzen ist jetzt die seit dem Jahr 1823 zu Mitau bestehende kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst, sie trägt gewiß viel zu der sich sichtlich und immer allgemeiner unter allen Bewohnerklassen erweiternden Kultur. Die ausgezeichnetesten Gelehrten der Provinzen zählen sich zu Gliedern dieses Vereins, der seit der kurzen Zeit seines Bestehens bereits viel zur Beförderung der schönen Künste, zur Kunde alter vaterländischer Geschichte, Naturgeschichte und Geographie, mit vorzugsweiser Berücksichtigung jener Provinzen gethan hat. Die Gesellschaft hält in jedem Monate eine Sitzung, bey der die Mitglieder Aufsätze über Wissenschaft oder bildende Kunst vorlesen. Dieses, so wie ihr gemeinnütziges Wirken würde gewiß bald noch mehr erhöht werden, wenn sie sich entschlösse gleich andern, ihr an Tendenz ähnlichen Vereinen Jahrbücher herauszugeben, und so die Resultate ihres literärischen Treibens zur öffentlichen Kunde aller Gebildeten zu bringen. Bis zum 15ten August dieses Jahrs hatte die Gesellschaft seit ihrer Begründung überhaupt 130 Sitzungen gehalten, von welchen ich hier nur einige der anziehendsten, im Laufe des gegenwärtigen Jahrs gehaltenen, andeuten werde, um so den wissenschaftlichen Werth derselben, da sie im Auslande noch gar nicht bekannt ist, besser darzuthun. In ihrer Februarsitzung verlas unter andern ein Kollegienassessor Trautvetter, nach Ausbebung einiger Stellen aus der Schrift, „über die Reinheit in der Tonkunst,“ seinen Aufsatz: über die musikalische Unsterblichkeit, worin er zu zeigen suchte, daß zwar das Studium alter bewährter Werke für die Schule, zur Läuterung des Geschmacks zu empfehlen sey; daß aber die Künstler mit eignem Geiste und in der Art ihres eigenen Lebens schaffen müssen, um lebendig zu ergreifen und auch bey der Nachwelt in ihren Werken fortzuleben. In der Aprilsitzung verlas ein Hr. Dubois in französischer Sprache einen Aufsatz, in dem er der Versammlung die Resultate seiner, auf einer Reise nach den südpolnischen Gouvernements Podolien und Wolhynien angestellten geologischen Untersuchungen vorlegte, welche sich besonders auf die, durch den, in gewaltigen Lagern sich findenden Rogenstein, so ausgezeichnete Gegend von Bialozurka und auf die von Krzemience beziehen. Diesem Aufsatze waren zwey Zeichnungen von den Erd- und Petrefaktenschichten bey Bialozurka, und eine Ansicht von Krzemience beygefügt. Auch zeigte der Verfasser mehrere, in dortigen Gegenden gesammelte Mineralien und Versteinerungen, zur Erläuterung und Bestätigung seiner sehr wahrscheinlichen Hypothese, daß in frühern Zeiten ein großes Binnenmeer bey Pinsk existirt habe. Diese für die Geognostik so werthvollen Beyträge wurden nach seiner Bestimmung dem Museum der Gesellschaft einverleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 246.
Flügelkleid.

Räthsel.

Einst hieß man mich die schönste aller Frauen,
Selbst Könige entzweyte meine Macht,
Zehntausend Krieger aus Europas Gauen,
Von Asiens Landen, schlugen manche Schlacht,
Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,
Als bis erschlagen alle Heldensöhne
Und bis ein stolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unseel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngst mein alter Namen
Doch bin ich häßlich und verlassen nun,
Von allen die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruhn;
Nur einer kam, der Erste dem nicht graut
An meinem Heerd für immer still zu liegen
Der lange mir ins blasse Antlitz schaut
Und bitter lacht, ob meinen düstern Zügen.

„Ach, darum also,“ sprach er, „läßt du feyern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reih'test zu den alten Freyern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch tockst du mich mit keinem Erdentand,
Denn Zeus zerschlug dein Ilium in Scherben!
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen sterben.“

H. W.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Oktober 1827.

Hier schoß das Schiff mit mächt'gem Schwung,
Dem Jagdhund gleich, der fesselfrey im Sprung
Der fliehenden Beute folgt.

Walter Scott.

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche,

von Matthisson.

(Fortsetzung.)

Maynz den 14. Mai.

Auf der Rückfahrt hieher ward ich im gastlichen Schlosse zu Geisenheim eben so freundlich wie gestern aufgenommen. Adelheid, deren hoher und edler Sinn sich mit jeder Stunde unserer fröhlich aufgrünenden Bekanntschaft herrlicher entfaltete, las mir zwey Gesänge ihres Alfred vor. Das Gedicht ist in der dem Deutschen schwierigen Form der Oktaven geschrieben. Die Diktion sprach mich als ächt poetisch an. Im Versbau ist hin und wieder noch nachzubessern. Nun erwartete mich eins der fröhlichsten Symposion, die mir jemals geboten wurden, mit Ausnahme jener in der alten Burg zu Nyon, lieber Bonstetten. Herr von Zwierlein stellte einen Wein auf von eigenem Gewächs, der an Lieblichkeit dem schaumlosen Champagner nichts nachgab. Da erklang lauter und melodischer als nie zuvor in meinem Innern:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Gesegnet sey der Rhein!

Nachmittags begleitete mich die ganze Familie nach Reichartshausen, dem schönen Besitzthume des Grafen Schönborn, um mir die dortige Kunstgallerie zu zeigen. Alles rührt von modernen Meistern her: Statuen, Büsten, Gemälde, musivische Tischplatten und Marmorvasen. Für eine geregelte Anordnung des wirklich bedeutenden Kunstschatzes ist noch nicht gesorgt.

Maynz den 15. Mai.

Bey dem Professor Braun sah ich mit Vergnügen die vier Tageszeiten vom trefflichen Schütz wieder, besonders das Nachtbild mit der Mondbeleuchtung, das zu den ersten Meisterstücken der Landschaftsmalerey gehört.

Frau Braun hat große Fortschritte in der Bildniß- und Blumenmalerey gemacht. Das Portrait ihrer kleinen Tochter, wie dem Spiegel abgewonnen, gereicht ihrem Talente zu großer Ehre.

Herr Braun ist ein ausgezeichneter Kenner der alten Literatur, wie sein Buch: „Die Weisen von Hellas als Sänger,“ beweist. Auch als Dichter hat er sich rühmlich hervorgethan, besonders durch die „Rheinfahrt,“ welcher durchaus naturgetreuen Komposition eine Stelle neben Goethe's Hermann und Dorothea und Voßes Louise eingeräumt werden darf. Auch als Oelmaler und Zeichner ist Herr Braun keineswegs unbedeutend. Gewiß ein interessantes Künstlerpaar! Dabey sind Beyde die edelsten und einfachsten Menschen, so recht nach dem Herzen der Natur.

Auf dem Dampfboote Konkordia den 16. Mai.

Das Bild unserer Seefahrt, lieber Bonstetten, von Genf nach Lausanne im prächtigen Winkelried, trat wieder mit brennendem Kolorit vor meine Seele. Erinnerung, beseligende Göttin, der man auf allen Hö-

hen, wo Reben grünen, Altäre weihen sollte, was wären wir ohne dich!

Man kann sich nichts Eleganteres und Bequemeres denken als dieses Dampfschiff, welches den schönen Namen von Schillers Glocke führt. Es überbietet in mancher Hinsicht sogar den Winkelried, welches allerdings viel gesagt ist. Vom Morgen bis zum Abend kannst du für Leib und Seele das gemächlichste Leben darin treiben. Stünden die alten Sybariten wieder auf, sie würden es kaum irgendwo sich besser wünschen. Für Alles ist gesorgt. Auch eine kleine Bibliothek steht dem Reisenden zu Gebot. Die Möbel sind so zierlich, wie man sie nur in Palästen zu sehen gewohnt ist. Die zahlreiche Gesellschaft war eine Musterkarte mehrerer Nationen. Alles feine und gebildete Leute. Ein junger Berliner sprach mich besonders an: Michael Beer, der Dichter des „Paria."

Gegen Mittag waren wir beym schönsten Sonnenscheine vor Koblenz, wo das Zauberschiff eine Stunde lang Halt machte. Kaum war der fahrende Gasthof wieder im Fluge, als die Tischglocke geläutet wurde. Die Tafel war so gut bestellt, daß es mir vorkam als hätten höhere Gewalten dem Frankfurter Schwan seine angeborne Schwimmnatur wiedergegeben.

Mit patriotischer Freude erfüllte mich der Anblick der, gleich einem Phönix, aus der Asche emporgestiegenen Prachtveste Ehrenbreitstein.

Der Reiz des Ungemeinen war die Ursache, daß alle Ufer der Städte und Dörfer, wo wir vorbeyflogen, mit Menschen überfüllt waren.

Angenehmer sich durch die Welt zu bewegen, als in einem solchen Dampfboote, mag auch der lebhaftesten Phantasie kaum erträumbar seyn! Vor Bonn war wenigstens die halbe Stadt am Ufer, um das magische Fahrzeug vorbeyschweben zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

Ein Mann, in dem sie den erbärmlichen Taschenspieler erkannten, verließ so eben mit einem Medizinglase und einem langen Zettel in der Hand, von einem der tüchtigsten Aerzte der Stadt begleitet, das Zelt. Auf einer Art Feldtisch brannten zwey Lichter zwischen mehreren Tassen und Gläsern, die zu einem Aderlasse gedient zu haben schienen.

Der alte Kunstreiter lag todtenbleich mit verbundenem Kopfe auf einer Strohmatte, mit einer zerrissenen Pferdedecke bedeckt. Zu seinen Füßen saß auf einer Trommel die alte Frau, die sie früher bey dem Eingange bemerkt hatten. Sie hatte den großen Hut abgenommen, und sie gewahrten nun ein altes, noch schönes, jedoch von Gram verwelktes Antlitz, das starr und unbeweglich nach dem Kranken hingerichtet war. Mit dem Rücken gegen sie gewandt, lagen zwey Gestalten vor dem Lager des Alten auf den Knieen. Es waren die schöne Columbine und Graf Fritz, der noch halb als Pierrot vermummt war. Auf einem Koffer im Winkel des Zeltes saß der kleine Bajaß, ohne Larve mit dem alten Affengesicht, die traurige Gruppe anstarrend, während er bedenklich den Kopf schüttelte, und hin und wieder eine Thräne aus den Augen drückte.

Endlich unterbrach der kranke Alte das allgemeine Stillschweigen. „Lärmen und schreyen sie noch draußen?" fragte er, „müßt Ihr noch springen und gaukeln, um mir Ruhe zu verschaffen? Nein! jezt ist es aus. Graf Falkenberg," fuhr er, diesen anstarrend, fort, „ja, Sie leben, Sie sinds, ich habe Sie wohl erkannt, und Sie haben sich um meinetwillen dem Spotte bloßgestellt. Sie wollten mir Ruhe verschaffen, und ließen mir das brüllende, entsetzliche Gelächter wieder vernehmen, das so oft meine Qual, obgleich nie so entsetzlich wie in dieser Stunde, mich gehöhnt und verspottet hat. Als ich Sie und Giasinda das lezte Mal zusammen sah," versezte er nach kurzem Schweigen, „beschloß ich, daß Sie uns nie mehr auf dieser Welt erblicken sollten. Nur zu früh mußte ich glauben, das dieser Entschluß auch der des ewigen Richters sey. Ich las Ihren vollen Namen unter den Todesanzeigen in einer Zeitung; ich zerriß das Blatt und schwieg."

„Der ewige Richter wollte es anders," erwiederte der Graf. „Mein Vater trug denselben Namen, der mir geworden ist."

„Der ernste Tod ward ein peinlich versöhnender Vermittler zwischen uns!" fuhr der Alte langsam und abgebrochen fort. „Allein Giasinda's Heiterkeit war verschwunden, und mit uns ging es zurück. In Ihrem Vaterlande wurden wir einst am schonendsten behandelt. Giasinda glaubte Sie in Petersburg. Sie wünschte noch einmal das Land zu sehen, wo sie als Kind Sie zuerst erblickt hatte; ich gab der kindischen Grille nach, und hier mußten Sie uns in unserer größten Demüthigung und im Elende wieder erblicken." Er verbarg die Augen in seine Hände und hielt inne.

„Fassen Sie sich, bester Herr Ritter," sprach der Graf bewegt. „Werden Sie nur wieder gesund und erfüllen Sie meine Bitte, dann ist alles Elend vorüber, mein Vater! Ach warum sind Sie mir in dem Augenblick entflohen, wo ich mein Leben, mein Glück in Ihre Hand legen wollte. Ich war dem Grabe sehr nahe, ich verlor das Bewußtseyn, den einzigen Zeitpunkt meines Lebens, worin ich gelebt habe. Nun ist es zurückgekehrt; das wichtige Blatt in dem Buche meines Lebens, das verwischt und zerrissen war, ist wieder ganz und ausgefüllt. Legen Sie, verehrter Vater, Giasinda's Hand in die meinige

und machen Sie uns Alle so glücklich. Ich bin mein eigner Herr. Nur Gott allein bin ich Rechenschaft über mein Leben schuldig, und mit Giasinda werde ich der reichste und glücklichste Mann in der Welt seyn!"

„Darf Graf Falkenberg eine herumtreibende Gauklerin heirathen?" fragte der Alte bitter. „Soll; der lezte Ueberrest meiner Ehre mir am Rande des Grabes benommen werden? Soll ich ein Kuppler und Verführer gescholten werden? der hierher gekommen ist, um Sie in eine verderbliche und entehrende Falle zu locken, soll meine Tochter unter den verächtlichen Geschöpfen, die ..."

„Vater! Vater! was sagst du," unterbrach ihn Giasinda sich erhebend. „Ich kann, ich will ja nie die Seinige werden, es ist unmöglich, ich weiß es. Allein ich habe das Land wiedergesehen, wo er geboren ward, wo mein Auge ihn zuerst in unserer frühen Jugend erblickt, ich habe ihn selbst gesehen und ich weiß —" sie stockte. „Auch will ich mich nicht länger darauf besinnen, was du in jener schrecklichen Stunde von mir verlangtest. Sprich nur den Eid aus, ich will ihn nachsagen, wenn auch mein Herz bricht."

„Da sey Gott vor! welchen Eid? Giasinda!" rief der Graf, heftig aufspringend und sie in seine Arme schließend. „Ich verlasse dich nie mehr in der Welt. Will dein Vater nicht hier bleiben, folge ich dir und ihm bis an das Ende der Welt. Ich werde ein freyer und muthiger Kunstreiter wie er; dann machen Stand und Lage keinen Unterschied zwischen uns. Ein glückseligeres Leben gibts doch nicht, als sich der freyesten und herrlichsten aller Künste hinzugeben, und mit dir in Lust und Freude über die Erde gen Himmel zu fliegen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

Kungshatt *).

Ein König von Schweden er fliehet nicht gerne,
Steht still an der Spitz' wie die himmlischen Sterne,
Er glänzet und kämpfet vor Allen im Heer,
Drum liebt seinen König der Schwede so sehr.

Doch ist er alleine auf waldigen Stegen,
Ist treu ihm das Roß und gesprungen der Degen,
Und folgt auf dem Fuß ihm die feindliche Schaar,
Dann jagt er von dannen, sonst wär' er ein Narr.

Der mördrische Haufen mit blitzendem Eisen
Schon ziehet das Netz in den dichtesten Kreisen;
„Reit hin, wo sich strecket die Spitz' in die See,
Wir fangen dich wohl auf der klippigen Höh."

Hoch oben der König und unten die Wogen,
Und hinten der Tod und die Klingen gezogen,
Er hört, wie sie nahet, die brausende Jagd,
Die goldenen Sporen versucht er mit Macht.

Hoch bäumt sich das Roß, vor der Tief es erbebet,
Zersprenget den Zügel, wie steil es sich hebet.
Es dreht sich zurücke; der muthige Held
Verlieret den Hut auf dem blumigen Feld.

Laut Trommelgedonner und Rufen zum Streite,
Da klatschet dem Gaul auf die dampfende Seite
Der König und spricht: „Verräthst du mich? Wie!
So thatst du im Sturm und im Kriege ja nie."

Das Roß es verstehet das freundliche Schlagen,
Sieht drüben das Ufer, das grünende, ragen,
Hört hinten das Lärmen und stürzet mit Muth
Schneeweiß sich hinab in die blauende Flut.

O weh! mit dem König ist aus es auf immer; —
O nein doch! er lebt und sein Roß ist ein Schwimmer;
So stolz, wie der Schwan, kannst schwimmen du's sehn,
Die Woge sie spielt mit der flatternden Mähn',

Die Fischer des Königs, sie alle die Hundert,
Sie stehen beschämt auf der Höh und verwundert,
Sie wähnten zu fangen den König so gut,
Doch fingen sie nichts als des Königes Hut.

Hoch kann auf der Klippe den Hut man gewahren,
Und Alle die jezt noch den Mälar befahren,
Kungshatt sie begrüßen, mit Recht man auch spricht:
„Leicht fängst einen König der Schweden du nicht."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Kungshatt, Königshut, ein anderes Mälargemälde. Die Klippe, welche bey dem Fahrwasser zwischen Stockholm und Strengnäs, in der Entfernung einer Meile von der erstern Stadt liegt, ist noch heute mit einem Kupferhut geschmückt, der auf einer Stange steht. Die mündliche, unter dem Volke gangbare Sage schreibt dieses Abenteuer dem König Erich Widerhatt zu, und bey den Schiffern herrscht noch die Sitte, daß der, welcher zum ersten Mal bey der Klippe vorbeyfährt, dieses mit entblößtem Haupte thun muß. Die Rune heißt Kaun und gleicht einem K, an welchem der unterste Querstrich fehlt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Irland. Killarney, Juli *).

Man hält die Irländer für klug; allerdings haben sie auch viel Imagination und Lebhaftigkeit des Geistes. Aber sie hängen unendlich an Aberglauben, und dieß kommt wohl von der ungeheuren Unwissenheit, worin sie leben. Das Städtchen Killarney, am See gleichen Namens, ist wegen der Schönheit seiner Lage berühmt; die Irländer sagen sogar, seine Natur sey eben so malerisch, aber noch mannigfaltiger als das schottische Hochland. Gestern kam ich an, und fand im Gasthofe den Kapitän R., mit dem ich in Limerick bekannt geworden war. Wir machten noch an demselben Tag eine Fahrt auf dem See. Berge umgeben diesen See, auf dem sich eine Menge von Inseln erheben, was wirklich einen sehr reizenden, mannigfaltigen Anblick gibt, zumal, da diese Eilande voll Ruinen sind.

*) Bruchstück eines Briefs von einem in Irland lebenden Genfer in seine Vaterstadt geschrieben.

Jede Trümmer hat zu Volkssagen Anlaß gegeben, die oft sehr alt sind, und sich in Balladen des Landes fortpflanzen. Wir landeten an der Insel Innisfalden, und kaum waren wir ans Land gestiegen so kamen Leute herbey, um uns die Merkwürdigkeiten des Landes zu zeigen, Felsen, Bäume, und Ruinen. Aber nicht auf ihre alterthümliche oder wilde Schönheit machen sie aufmerksam, sondern auf irgend eine wunderbare poetische Sage, welche damit in Verbindung steht; manche ist sehr anziehend. So wieß man uns das Grab zweyer Liebenden, die aus Verzweiflung starben, weil die Aeltern ihrer Liebe unübersteigliche Hindernisse in den Weg gesezt hatten. Man legte das Mädchen und den jungen Mann in benachbarte Gräber und pflanzte eine Eiche dazwischen. Der Baum wurde sehr groß, seine Wurzeln gingen unter den Gräbern weg, und vereinigten sie so zu einem Trauermonument. Ich konnte mich lange nicht von der Stelle trennen; der Baum ist ohne Zweifel sehr alt, das läßt sich aus der ungeheuren Ausdehnung seiner Wurzeln und Aeste schließen, die nur sehr langsam wachsen. Regen überraschte uns, und wir suchten daher Obdach in einer der Ruinen, die auf der Insel stehen. Besonders schön sind die Trümmer einer Abtey, deren Mauern dicht mit Epheu umsponnen sind. Große und schöne Bäume stehen in der Mitte des Gebäudes, wo sich sonst Zimmer und Säulen an einander reihten. Gesang zog uns nach einem Theile des Gebäudes, der etwas unterhalten war, obgleich sich auch hier mehr eine Hütte denn ein Haus zeigte. Hier wohnt ein liebliches Mädchen mit ihren Eltern; und jeder Reisende erinnert sich wohl mit Freude an ihre Anmuth und Schönheit. Man hat ihr den Namen Kate Karney gegeben, so hieß einst die Undine des Sees, und das reizende interessante Mädchen macht dem gefeyerten Namen Ehre, der in allen alten Balladen vorkömmt. Sie hat uns manches mit ihrer schönen Stimme und mit besonderem Ausdruck gesungen; darauf ward die Unterhaltung bald belebt und freundlich, aber man kann nicht wohl einige Stunden mit diesen Landleuten zusammen seyn, ohne auf irgend eine abergläubische Idee zu stoßen. So war es auch jezt. Das Gewitter ward immer heftiger, und das Mädchen stand auf und versicherte, sie habe den großen König gesehen. Glücklicherweise hatte mir der Kapitän schon früher gesagt, daß Zweifeln oder Lachen unsere gastfreundlichen Leute sehr beleidigen würde, darum hielt ich mich jezt zurück, und er sezte hinzu, die schöne Kate wolle von einer Erscheinung reden. So erzählt sie uns denn, früh um sieben Uhr sey sie aus der Hütte gegangen und habe sich an das Seeufer gesezt; da habe sie O'Donaghoe gesehen, wie er auf den Wassern gehe. Nach einigen Augenblicken Stillschweigen nahm ich mir ein Herz und fragte, ob der König zu Fuß oder zu Pferd gewesen sey? Zu Fuß, antwortete sie, denn nur die ältesten Fischer des Landes können sich dunkel erinnern, daß er ihnen zu Pferd mit seinen silbernen Schuhen erschienen sey.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, Anfangs September.

(Fortsetzung.)

Das Museum der Gesellschaft hat sich seit ihres vierjährigen Bestehens durch die reichen Beyträge, die es durch die Freunde der Kultur aus der Nähe und Ferne mit der bereitwilligsten Aufopferung erhielt, ansehnlich vermehrt. Keine Sitzung vergeht, wo sie nicht eine Menge Geschenke, und darunter einige von hohem wissenschaftlichem Werthe erhält. Unter den Geschenken der Februarsitzung zeichnete sich eine, unter der Aufsicht des russischen Generals Bawr, von Schenk in Amsterdam gestochene Karte der Moldau in sechs großen Folioblättern, und Campes Entdeckung von Amerika, von dem in Memel etablirten jüdischen Handelsgenossen Marcus Günzberg ins Hebräische übersezt, aus. Unter den Geschenken der Junisitzung befand sich ein Streithammer von grünlichem Serpentin, dessen sich die Urbewohner jener Provinzen als Waffe bedient hatten, und ein Prachtexemplar auf Velinpapier von Abulghasis Geschichte der Mongolen und Tartaren, auf Kosten des verstorbenen Reichskanzlers Grafen Rumänzow zu Kasan 1825 gedruckt, und vom Staatsrath Frähn mit einer besondern Vorrede herausgegeben.

Von den wissenschaftlichen Arbeiten und Fortschritten der hiesigen Universität erscheinen nie officielle Berichte im Publikum, wie sie uns doch von den meisten übrigen Hochschulen des Reichs, wenigstens einmal im Jahre bey Gelegenheit ihrer Stiftungsfeyer durch die Landeszeitungen gegeben werden, daher erfährt man öffentlich von ihrem innern Bestande wenig, und nichts mit Bestimmtheit. Sie befindet sich nun seit zwey Jahren in ihrem eigenen schönen und geräumigen Lokal, unfern dem Fantankaflusse, in einem ruhigeren Stadttheile, als früher auf dem geräuschvollen Wassilyostrow in dem Zwölfkolleg iengebäude. Ihre Studierende theilen sich in zwey Klassen: in Kronzöglinge und freye Zuhörer; die erstern werden aus dem hiesigen Gymnasium, aus dem ehemaligen Lehrerseminarium gezogen, und sind größtentheils für diese Freyerziehung verpflichtet, sechs Jahre als Lehrer in den öffentlichen Erziehungsanstalten zu dienen. Ihre Zahl dürfte in diesem Moment einige siebzig, die der Privatzuhörer nicht über fünf-und-zwanzig seyn. Gegen dieses kleine Häuflein scheint die sehr nahmhafte Summe, die der Staat jährlich zur Unterhaltung dieser Universität auswerfen muß, in keinem Verhältniß zu stehen. Ihre lezte Jahresfeyer beging sie im Juni dieses Jahrs. Sie begann mit Verlesung eines Berichts, in dem sie Rechenschaft von den im verlaufenen akademischen Jahre verfaßten wissenschaftlichen Arbeiten, von ihrer inneren Verfassung und dem Bestande des öffentlichen Erziehungswesens der neun ihrem Lehrbezirke untergeordneten Gouvernements gab. Doch diesen Bericht vernahm nur das der Feyer beywohnende Auditorium, zur Kunde des Publikums kam er bis jezt nicht. Professor Tscheglow gab einen kurzen Ueberblick von den physisch-mathematischen Wissenschaften, zeigte deren Einfluß auf Moral, Oekonomie und die politischen Verbindungen der Völker. Professor Butirsky scizzirte in einer Abhandlung über die lyrische Poesie und den Gesang, den unterscheidenden Charakter der Anacreontischen Gedichte. Den Beschluß machte der derzeitige Rektor der Universität, Staatsrath Degonr, mit einer Rede, die er vorzüglich an die gerade abgehende kleine Schaar von Studierenden richtete, und in der er ihnen das Verhältniß zu erläutern suchte, in der die Moral zu den Wissenschaften stehe, und an die daraus sich ergebenden Folgerungen ermahnungsreiche Worte rücksichtlich des ihrer nun harrenden Uebertritts ins praktische Weltleben, knüpfte, worauf sie unter den üblichen Feyerlichkeiten die akademische Absolution erhielten.

Von der Universität Abo in Finnland existiren wahrscheinlich in diesem Moment nur Trümmer, denn die schreckliche Feuersbrünste, die diesen unglücklichen Ort, die bisherige Hauptstadt des Großfürstenthums Finnlands, und den hundertjährigen Sitz dieser nicht ganz unberühmten Universität, in der Nacht vom 5ten auf den 6ten dieses September heimsuchte, soll die Stadt in dem Zeitraum von sieben Stunden völlig zerstört haben. Obgleich die nähern offiziellen Berichte von diesem fürchterlichen Brande uns bis jezt hier noch mangeln, weiß man doch so viel bestimmt, daß auch alle zur Universität gehörenden Gebäude dabey eingeäschert wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Oktober 1827.

Wenn die Sonn' im Morgenkleide
Ueber jenem Berge lacht;
Da vertheilt sich Lust und Freude
Jedem Wesen, das erwacht.

C. Grüneisen.

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

ᛋ

Die Sonne in Lappland *).

Hoch nordlich wir sehn
In blumigen Thalen
Den Sommer sich malen,
Wie nirgend so schön.
Wie würd' ich dich singen,
Ständ, Sonne ich dort
Auf Luppio Klippe,
An Tangelis Bord.

Ein Tag ist dahin;
Nun milder du blinkest,
Hernieder du sinkest.
Es weiß ja der Sinn,
Du gehest zu Grabe,
Wann Stunden sind um,
Die Nacht dir das Grab ist,
Kalt, dunkel und stumm.

Auf dem Fjell sie steht **),
Still steht sie und stiller;
Nicht Vogelgetriller
Im Abendgeröth.

Sie könnte verlassen
Das himmlische Blau,
Sie könnte ja sinken,
Doch steigt sie, o schau!

Du ewige Macht!
Gehn könnte sie nieder;
Der Morgen doch wieder
Erscheinet in Pracht.
Die Welt nun sich freuet,
Es jubelt der Sinn.
Willkommen, o Morgen!
Die Nacht ist dahin.

Aus blumigem Duft
Trink dir ich zur Ehre,
Ach! daß ich nicht wäre
Ein Erbe der Gruft!
Dann bät' ich Allfader
Mit brennendem Wort:
„Laß Sonne mich werden
Dort oben im Nord!"

Glückseliges Loos!
Wär' herrlich im Norden
Durch mich dann geworden
Ein Mitsommer bloß!
Wenn, Sonn', ich besäße
Den Thron deiner Macht,
Und schenkte den Morgen
An Stelle der Nacht!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von der Rune Sól.

**) Fjell, Fjäll, Berg, Gebirgshöhe.

Die Kunstreiterfamilie.

(Fortsetzung.)

„Ein elenderes Leben gibts unter der Sonne nicht!“ unterbrach den Grafen der Alte düster und bitter; es war als gebe die heftige Spannung seiner Stimme die alte Kraft. „Vielleicht ist diese Stunde meine lezte. Junger Mann! mache mich nicht auf's Neue wahnsinnig und sage mir nicht in meiner Sterbestunde, daß ich ein Künstler gewesen. Ein Gaukler war ich, das weiß ich nun, allein ich war es von Grunde aus, und daher soll auch nicht der Stab über mich gebrochen werden. Gaukler sind wir doch alle, der Kaiser auf seinem Throne, so wie der Narr in der Bretterbude! Auch du, Falkenberg, auch du bist ein Thor wie ich, aber du bist es auch von Herzen, daher achte ich dich. Du hast für dieselbe elende Kunst, die mich hingerissen, geschwärmt. Du hast, so wie ich, dein Leben und dein Glück auf einen Liebestraum, der doch auch einmal verschwinden wird, gestellt.“ Hier begegnete sein starrer Blick der stillweinenden Frau am Fuße des Lagers, die seine Worte zwar nicht vernahm, allein ihn doch mit einer so schmerzlichen Theilnahme betrachtete, daß es ihm wie ein Dolch durch die Seele schnitt. „Doch nein,“ verbesserte er, ihr die bebende Todtenhand hinreichend. „Du hast an dem Traume festgehalten, wie elend er dich auch gemacht; ich war es nur, der dich und mich mit einer Empfindung täuschte, die Niemand wieder herbeyrufen kann, wenn sie einmal verschwunden ist. Betrachte dieß Antlitz, Falkenberg! Wenn Giasinda so vor deinem Sterbelager stünde, und du, alt und ausgezehrt, so wie ich, darauf lägest, dann würdest du vielleicht das Herz nicht haben, das auszusprechen, was jene dort doch nicht vernehmen kann, aber in deinem Herzen würdest du doch dasselbe meynen.“

„Giasinda!“ sagte der Graf bewegt, und sah ihr in die schönen, thränenerfüllten Augen. „Gib du Antwort statt meiner! würde ich dasselbe meynen?“

„Nein, nein, Vater!“ rief Giasinda, seine Hand mit ihren Thränen benetzend; „du meynst es auch nicht, du kannst es nicht meynen.“

„Gut, Kinder! Es sey!“ versezte der Alte mit immer schwächerer Stimme. „Mein lezter Augenblick naht, und wenn ich todt bin, will ich nicht scheidend noch zwischen euch treten. Es ist doch Alles zusammen nur Tand und Gaukeley, was die Menschen vereint und trennt. Da ich aber sehe, mein Sohn, daß du fest und unerschütterlich in deiner Thorheit bist, so will ich sie doch in den Augen der Welt mildern, ich will dir und der Tochter ein Geheimniß anvertrauen, von dem die Alte dort nur weiß. Das elfenbeinerne Kästchen, Frau!“ rief er mit einer Anstrengung, die beynahe alle seine Kräfte erschöpfte, während er sie fest anstarrte und ihr einen kleinen goldenen Schlüssel, den er in einer Kapsel an dem Busen trug, vor die Augen hinhielt.

Sie schien seine Worte nicht verstanden zu haben; als sie aber den Schlüssel in seiner Hand erblickte, nickte sie mit dem Kopfe und eilte nach dem Koffer hin. Schnell kehrte sie mit einem kleinen elfenbeinernen Kästchen in der Hand zurück, und ein flüchtiger Ausdruck von Freude belebte die leidende Züge.

„Franzesco, Franzesco!“ sagte sie mit bebender Stimme und einem Tone, dessen leiser Vorwurf in überquellende Liebe verschmolz, „darf ich denn nun wieder den alten lieben Namen nennen? Soll ich dich doch noch einmal wiedersehen, so wie du das lezte Mal vor mir standst als du mir dieß Kästchen, das Grab deines Namens und deiner Liebe hinreichtest. In zwanzig langen Jahren bist du nicht Franzesco gewesen. Werde es nur auf einen Augenblick wieder, und ich will glauben, daß du mich geliebt habest. Nur einen Blick von dem alten Franzesco, und ich will glauben, daß die zwanzig unglücklichen Jahre ein Traum gewesen sind, und daß du noch und auf ewig derselbe bist.“

(Der Beschluß folgt.)

Die Mörder aus Liebe.

Seit etwa kaum einem Jahre sind in Paris zwey grause Beyspiele von Mord aus Liebe vorgekommen; beyde Mörder trieb zu der furchtbaren That die Besorgniß, die Geliebte zu verlieren. Diese beyden blutigen Liebesgeschichten werden nicht durch den Stand der Mörder, sondern durch einen Zug merkwürdig, der bisher in der Geschichte der peinlichen Gesetzgebung vielleicht nie sichtbar geworden ist; die Beyden mordeten nämlich aus Liebe, aber sie sahen in ihrem Morde nicht mehr die abscheuliche That, sondern ein Werk der Ehre und des Stolzes; sie suchten in dem Verbrechen und in dem kühnen Blicke auf das unvermeidliche tragische Ende einen Ruhm. Diese sonderbare Mischung der zarten Leidenschaft mit dem ernsten Triebe der Ehrsucht herrschte in den beyden Vorfällen, die wir hier erzählen, in einem so hervorstechenden Grade, daß der junge Unglückliche auch dann, als das von ihm vergossene Blut bereits sein eigenes Blut fordert, er vielmehr seine vermeintlich edle Stellung vor dem Publikum zu behaupten als sein Leben zu retten sucht; er versäumt lieber seine Vertheidigung, als daß er in der Stellung eines Furchtsamen, der sein blutiges Werk aus wilder Liebe begann und nicht auch in wilder Kraft vollenden könnte, erscheinen möchte. Bey den beyden Mordthaten war das Opfer jedesmal ein

junges Mädchen von nicht einmal zwanzig Jahren; ihre Liebhaber waren kaum zwanzig Jahre alt.

Man beurtheilt die Stadt Paris immer ganz falsch, wenn man meynt, die große Masse des Sittenverderbnisses lasse keine andere Liebe zu als die sinnliche. Auch schon die Anhäufung der größeren Anzahl junger Männer und Mädchen auf dem Einen Punkte erklärt es, wie nothwendig in der Hauptstadt des leidenschaftlichen Volks noch viele andere Arten von Liebe auffallend werden müssen. Die Liebe der überspannten Menschen ist immer eine zärtliche wahre Liebe, aber da sie ihren Ursprung eben so in der Verirrung der Vernunft als in dem wahren Herzen hat, so spricht sie sich immer in heftigen, ungewöhnlichen Handlungen aus.

Der Eine der beyden Mörder nennt sich Ulbach; er wurde vor wenigen Tagen zum Tode verurtheilt, weil bey ihm die vorgefaßte Absicht der Mordthat den Geschwornen als bewiesen vor Augen lag; sie durften auf die höhere Frage des Gesetzgebers nicht eingehen, ob ein Mord aus gemischten Motiven der Liebe und der übelverstandenen Ehrsucht in demselben Gesetze gemeynt ist, in welchem der Mord aus Rache oder Habsucht oder aus irgend einem andern niedrigen Grunde, und eben so wenig durften sie, weil die vorgefaßte Absicht vorhanden war, den Umstand erwägen, ob der Mörder ein überspannter Jüngling ist, den die brennende Flamme der Liebe treibt, oder ein kalter, seine That berechnender Bösewicht. Ulbach hatte in seinem zwölften Jahre Vater und Mutter verloren; ein rührender Zug in der Geschichte seiner Kinderjahre ist, daß, als er im eilften Jahre seine Mutter verlor, er darüber so heftig erkrankte, daß er einen ganzen Monat sinnlos geblieben war. Wegen gänzlicher Armuth wurde er alsdann im Waisenhause aufgenommen; aber weder in der Untersuchung des Prozesses noch im Anklageakte ist davon die Rede, ob und warum er bey seinem Austritt aus der Anstalt sich selber überlassen wurde; es scheint, er habe den Vortheil, den sonst die Verordnungen des Waisenhauses vorschreiben, daß man ihm eine Bestimmung gegeben hätte, nicht genossen; der öffentliche Ankläger sagt nur, Ulbach habe dort weisen Rath und guten Unterricht erhalten, aber von einem Handwerke oder von einer ersten Leitung seiner Schritte in der großen Stadt geschieht keine Erwähnung. Den Unterricht hat er wenigstens nicht von sich gewiesen; denn das gerichtliche Verfahren weißt aus, daß Ulbach fertig las und schrieb; wir werden sehen, über welche Gegenstände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Weimar, im Sept.

Bey meiner Durchreise fand ich hier drey Herrn aus Wien, welche einzig in der Absicht daher gekommen waren, um Goethe zu sehen, es sind Männer, die mit großer Lebendigkeit des Geistes sehr schätzbare Kenntnisse und die hellsten Ansichten zu verbinden scheinen, und hier um so größere Freude erregten, als außer Grillparzer nur wenige Wiener in neuerer Zeit zu diesem Zwecke nach Weimar kamen. Drey andere Besucher aus Paris, welche ebenfalls auf den Anblick des großen deutschen Dichters begierig waren, jedoch kein passendes Mittel kannten um ihm vorgestellt zu werden, beschlossen endlich, sich mit einem Spaziergang durch dessen Garten zu begnügen, um wenigstens einige Blümchen desselben als Erinnerung mitzunehmen. In der Ausführung dieses Vorhabens begriffen, bemerkte Goethe sie von seinem Fenster aus, und ließ, nachdem er ihren Wunsch und ihre Namen erfahren, sie zu sich herauf kommen, wo er lange und angelegentlich sich mit ihnen unterhielt. Bey der Ankunft in unserem gemeinschaftlichen Wirthshause fand ich die Franzosen in einem wahren Sturme des Entzückens über die Erfüllung ihres Begehrens und die Aufnahme welche sie gefunden; eine neue seltene Anerkennung des deutschen Genius, welche in einer deutschen Brust einige Fünkchen nationellen Selbstgefühles anzublasen nicht ermangelten; und ich selber sah Goethen ebenfalls, da er es nicht verschmäht, auch jenen die ihm von früher bekannt sind, von Zeit zu Zeit die Gunst seines Anblicks zu gönnen. Er war vollkommen wohlauf und heiter, ja selbst rüstiger von Ansehen als ich ihn im vorigen Jahre gefunden, so daß die Welt hoffen darf ihn und seine fruchtreiche Thätigkeit noch lange erhalten zu sehen.

Im Theater wurde „das Bild“ von Houwald gegeben, und zwar mit einer Genauigkeit und Abrundung, welche bewiesen, daß der Geist seiner früheren Lenker in dem Institute noch nicht erloschen ist. Freylich gibt es auch noch manche, welche die unmittelbaren Einwirkungen dieses Geistes erfahren haben, und deren besonderes Verdienst es ist, denselben eifrig fortzunähren und durch ihr Beyspiel auch in den übrigen früheren Mitgliedern anzuregen. Hier müssen vor allen Frau Jagemann (v. Heigendorff) Hr. Graff und Hr. Durand genannt werden, deren Deklamation und Haltung an eine verschwundene bessere Zeit des deutschen Theaters lebhaft erinnern. Frau v. Heigendorff als Camilla, verband mit der höchsten Würde die höchste Innigkeit, welche durch ein reges inneres Leben so erfrischt und erhoben wurde, daß der an sich zum Uebermaß sentimentale Charakter eine Gluth und Frische bekam, die ihm in der Dichtung selbst nicht eigen zu seyn scheinen; besonders ausgezeichnet war der Monolog im dritten Akt, worin die edle Künstlerin den ganzen Reichthum ihres Innern, und die Kraft des wohlklingenden Organs, womit sie ausgerüstet ist, glänzend zu entfalten wußte. Auch Hr. Graff und Durand als Spinarosa und Marchese, thaten in ähnlicher Art ihr Bestes, und ihnen stand ein neuer, nicht in Weimars Schule gebildeter Künstler, der Regisseur Dr. Wagner als Graf von Nerd würdig zur Seite, obwohl er diese Charaktere vielleicht etwas zu weich nehmen, und dadurch sowohl der deutschen Kraft, als seiner eigenen zu nah treten mochte, vielleicht leztere ihn zu den energiereichsten Aeußerungen derselben fähig macht. Dadurch schien auch der Dichtung jener männliche Ton noch stärker mitgetheilt zu werden, wodurch sie einer nicht dramatischen Wirkung schon an sich widerstrebt, so daß Hr. Wagner, welcher in absichtlicher Mäßigung seiner natürlichen Kraft, aus Rücksicht auf die Lokalität, vielleicht nur zu weit gehet, gewiß

wohl thun würde, der Houwaldschen Weichheit etwas von seinem Feuer beyzumischen.

Zum Schluß muß hier noch angeführt werden, daß der großherzige König von Bayern nach dem in Weimar abgestatteten Besuche, seinen Enthusiasmus über diese Stadt und deren edle Bewohner in einem Briefe an den Herrn Kanzler von Müller, Goethes näheren Freund, auf das Feurigste ausgesprochen, und sich hierbey zugleich als kunstreichen Dichter bewährt hat. Es scheint den Wünschen der zahlreichen Verehrer eines so vielseitig strebenden Geistes gelungen zu seyn, die Erlaubniß zu Mittheilung jenes Gedichtes zu gewinnen. Schon ist es in einem öffentlichen Blatte mitgetheilt worden, und wir glauben darum es auch für die Leser des Morgenblatts hier folgen lassen zu dürfen:

Träume her aus einem schönern Leben
Vor der Seele mir die Tage schweben,
Die beglückt in Weimar ich genoß;
Muß gleich Alles anders sich gestalten,
In Erinnrung will ich fest sie halten
Und zur Gegenwart wird, was verfloß.

Sind's zum Theil doch selbst Erinnerungen,
Die die Seele faßten, sie geschwungen,
Zu Erinnrung wird dort Alles bald.
Ach! der Sonne lezte lichte Strahlen
Auf die Fluten sich der Ilme malen,
Und des hohen Dichters Stimm' verhallt.

Hab' es noch gesehn das geistge Regen,
Dieses froh ergreifende Bewegen,
Sah August und Größern als Virgil.
Doch wenn Hermes Stab denselben winket,
In das Schattenreich mit ihnen sinket
Dieses heitre Weben, es wird still.

Die beseligsten Erinnerungen
Haben sich in einen Kranz geschlungen
Alles Schönen wonniger Verein:
Rom, und Weimars hehre Zeit der Blüthe
Und der Nachklang, welcher zum Gemüthe
Aus der Kindheit tönte von dem Rhein.

Aber wie die Sonne, die die Erde
Wärme, mächtig zu ihr rief: ein werde,
Das, wenn jene sich in's Meer gesenkt
Fort noch wirket, so des Dichters Worte;
Unabhängig von der Zeit, vom Orte
Wird durch sie die Nachwelt noch gelenkt.

So wird, was in Weimar sie bekommen,
Nie der Menschheit jemals mehr genommen,
Große Männer! niemals euch der Ruhm.
Wenn ihr alle, alle auch gefallen,
Wird, wo ihr gelebt, man hin noch wallen;
Weimar bleibet Deutschlands Heiligthum.

Irland. Killarney, Juli.

(Beschluß.)

Das Gewitter hörte endlich auf, und ungern verließen wir die gastliche Hütte mitten in den Ruinen, um Killarney vor Einbruch der Nacht wieder zu erreichen. Unterwegs ließ ich mir die Sage von dem großen König erklären; er hieß Maolduin O'Doneghoe und herrschte über das ganze Land gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Zu seiner Zeit war die Abtey Dichull, die St. Finian im sechsten Jahrhundert gestiftet hatte, ein heiliger und geweihter Ort; es war eine Art von delphischer Tempel für die ganze Umgegend, dieß hinderte den großen König aber nicht ihn zu plündern und die Mönche umzubringen. Frühzeitiger Tod war für ihn und seine Genossen die Strafe dieser Gräuelthat, und seit dieser Zeit erscheint, der König auf dem See so oft ein Gewitter im Anzug ist. Dieser Geist des Aberglaubens knüpft sich bey den Irländern an die geringsten Umstände und Veranlassungen. Als ich heute die Reise um den See machte, führte mich mein Führer zu einem Stein, woran zwey kleine Vertiefungen zu bemerken waren. Er gab dieselben für die Spuren eines knieenden Mönchs aus, der zweyhundert Jahre lang bezaubert auf diesem Stein geblieben. Gegenüber ist ein anderer, der die Spur des Stocks zeigt, worauf sich der Mönch stüzte. Der ganze Ort wird für heilig gehalten, und zahlreiche Wallfahrten pilgern dahin. Rund herum sind Bäume und Sträuche mit Gaben und Opfern der Pilger behangen, die hier nur aus kleinen Stückchen Band bestehen. Als ich durch die Grafschaft Kerry reiste hatte ich gleichfalls oft Gelegenheit das abergläubische Wesen der Einwohner zu bemerken. Dort sind mehrere Seen wo die Einwohner jährlich zu gewisser Zeit hinreisen, um sich in dem Wasser zu waschen, das dem einen von körperlichen Leiden und Gebrechen, dem andern von seinen Sünden hilft. Um einen andern laufen die Leute herum, um von Visionen befreyt zu werden. Ueberall wimmelt es von Gespenstern, und mein Führer kreuzte und segnete sich nicht wenig, als er erfuhr daß ich bey Nacht an einem Ort vorübergegangen sey, wo der Geist, wie er sagte, viele Leute tödtete.

Diese Beweise einer sehr vernachläßigten Aufklärung fallen dem Reisenden sehr auf, wenn er sich wenige Tagreisen von dem dunkeln Land, in London befindet, das der Brennpunkt der Aufklärung, des Unterrichts, der Wissenschaft und Kunst ist. Kaum glaubt er daß jenes Land Großbritannien zugehört. Eben so auffallend ist das tiefe oft schmuzige Elend des Volks in Irland neben dem Reichthum, dem Luxus und der Verschwendung in England. Man kann sagen es ist nicht so leicht ein ganzes Volk aufzuklären, bey dem uralte Vorurtheile eingewurzelt sind, welche überdieß die Priester sorgsam unterhalten. In Beziehung auf Kenntnisse und Wissenschaften thun die Engländer gar nichts für Irland, ihr unglückliches Bruderland. Sie haben Geld und Eifer genug um Bildung und christliche Religion weithin zu wilden fremden Völkern zu tragen; es finden sich in England Männer, die mit Freuden die Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens gegen Gefahren und Entbehrungen aller Art in den brennenden Zonen Afrikas, in dem tödtlichen Klima Ostindiens, und in den Wüsten des nördlichen Amerikas opfern. Englands Missionäre leben in allen Theilen der Welt, und Großbritannien scheut weder Geld noch Mühe, um sich mit unbedeutenden Abweichungen der christlichen Kirche auf dem Kontinent zu befassen, zu diesem Zweck Missionäre nach Frankreich, in die Schweiz und nach Deutschland zu senden, und da mit großen Kosten eine lebhafte Korrespondenz und Umtriebe zu unterhalten. Und diese Engländer sollten nichts Ernstliches thun um ihre Landsleute, ihre brüderlichen Nachbarn aus dem Zustand des Elends und der Unwissenheit zu reißen? Wohl gibt es bey dem Unterricht, den man von England aus vielleicht in Irland einführen möchte, gewisse Punkte, denen die katholischen Priester immer entgegen seyn würden. Man gehe von ihnen ab. Was noch zu thun bleibt ist doch noch sehr wichtig und heilbringend. In Irland ist überall Gutes zu stiften. Weit ist das Feld, und eine herrliche Aerndte winkt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Oktober 1827.

Und wer tritt mit freud'ger Eile
Schön und stolz an ihrer Hand?
Hier schoß Amor gold'ne Pfeile,
Und sein Bruder knüpft das Band.

A. v. Chamisso.

Die Kunstreiterfamilie.

(Beschluß.)

„Allgütiger Gott, erbarme dich meiner!" rief der Alte heftig und richtete sich mit ausgebreiteten Armen halb empor. „Agnese! meine Agnese! stehst du doch wieder vor meinen Augen, so wie in jener Stunde, als ich wonneselig meinen Namen und meine Ehre begrub, um dir zu folgen! bist du es, der ich mein Unglück vorwarf, bist du es, die ich mit meiner Reue und mit meinem Gram quälte, du, die von dem barmherzigen Gotte Blindheit und Taubheit herabflehtest, um den verwandelten Gatten weder zu sehen noch zu hören! Nur halb wurde dein Flehen erfüllt: gehört hast du nicht, welch Ungeheuer ich gewesen; doch hast du es alle Tage in meinen Zügen gelesen, und dennoch hast du mich geliebt. Meine Quälgeister hast du nicht gekannt; es war nicht gekränktes Ehrgefühl, nicht Hochmuth und Verachtung gegen die Menschen, die dich aufrieben. Es war nicht getäuschtes Vertrauen in dich selbst, und das Treiben deines Lebens, es war getäuschte Liebe, die dich elend machte, und ich, ich war dein Quälgeist. Ach, kannst du, kannst du verzeihen?"

Die alte unglückliche Frau vernahm kein Wort von Allem, was er sagte, aber sie las es in seinen Blicken, seinen Zügen, und fiel ihm mit einem lauten Freudengeschrey unter einem Strome von brennenden Thränen um den Hals.

„Nein, Nein! das war doch kein Traum," flüsterte der Kranke matt, sie an sein Herz drückend, während er die halbgebrochenen Augen gen Himmel erhob. „Der allerbarmende Gott sey gelobt! die Liebe kann lange, lange schlummern — allein sie stirbt dennoch nicht. Der Fürst kann ein Gaukler werden und dennoch selig sterben. Gott segne dich, meine Agnese, Gott segne euch, meine Kinder — mein Reich ist nicht mehr von dieser Welt."

Mit diesen Worten lehnte er sich kraftlos zurück, seufzte tief und sank zusammen.

Blaß und entseelt lag der Vater Ritter auf dem Lager ausgestreckt. Gioswinda weinte und rang die Hände. Graf Fritz suchte sie zu beruhigen und zu trösten. Der kleine Pietro saß noch immer auf dem Koffer, die Bajazmütze tief über die Augen herabgezogen, die Ellbogen auf den Knieen und den Kopf in den beyden Händen, und schluchzte laut. Aber die alte taube Mutter schloß die grossen, gebrochenen Augen des Alten still zu, küßte zärtlich die eingetrockneten Lippen und betete leise und inbrünstig während eine sonderbare, selige Freude aus dem Schmerze in ihren tiefliegenden schwarzen Augen hervorstrahlte.

Staal und Helmann waren unter dem letzten Auftritte in das Zelt getreten. Sie schlossen sich mit inniger Theilnahme an die trauernde Familie, obgleich keiner von Beyden das vertraute Verhältniß des Grafen zu diesen Unglücklichen recht begreifen konnte.

Kraft des letzten Willens des Verstorbenen wurde nun das elfenbeinerne Kästchen geöffnet, und Helmann zog ein altes wurmstichiges Pergament mit einem großen wächser-

nen Siegel und mehreren andern Papieren daraus her- vor. Er las die Dokumente laut, und mit Erstaunen entdeckte man in ihnen die Beweise des hohen Standes und der angesehenen Geburt des alten Ritter. Sein wahrer Name war Franzesco Allori; er war ein florentinischer Princips von altem fürstlichem Stamme gewesen.

„Wenn dem so ist," rief der kleine Pietro aufspringend, „so geziemt es mir nicht, hier zu sitzen und um seinetwillen, als wäre er ein einfacher bürgerlicher Hausvater gewesen, zu greinen. So hat mein seliger Herr doch einen glänzenden Abgang erhalten, und so weiß ich nun auch, was dieser Staat zu bedeuten hat." Er begann nun in dem Koffer herumzuwühlen, und zog eine große schwarze Tuchdecke hervor, worauf ein fürstliches Wappen mit Seide gestickt war.

„Seht in den Dokumenten nach, ihr Herren!" rief er, „ob dieß nicht das richtige ist. Ein fliegender Adler im rothen Felde und eine Leiter! Ach ja, die Leiter mußte er auf den Zähnen tragen, der Arme! und der Adler mußte er selber seyn, wenn er auf dem Rücken des Schimmels die Reitbahn durchflog. Aber jezt soll die Welt doch erfahren, daß wir vornehme Leute sind," fuhr er mit einer stolzen Miene fort, und wickelte sich in das Leichentuch, während er gravitätisch neben der Leiche auf und niederging. „Ich bin nicht länger Bajatz, nun bin ich Trabant, und halte die Nachtwache bey dem Paradebette meines hochseligen Herrn und Fürsten."

Während er so, ohne daß man auf ihn achtete, seiner Laune Luft gab, und sich in herzlosem Spott über den tragischen Gegensatz der Fürstenherrlichkeit und des Gauklerlebens zu ergießen schien, welche beyde hier in dem nächtlichen, spärlich erleuchteten Zelt, wo der ernste Tod hineingetreten und Alles gleich gemacht hatte, zusammenschmolzen, drückte der Narr doch hin und wieder eine Thräne aus dem Auge, indem er die Bajatzmütze tiefer hinunterzog. Endlich breitete er das fürstliche Leichentuch über den Todten, und zündete alle Reste und Stücke von Kerzen und Lichtern, die er auffinden konnte, an, um so viel wie möglich dem armen Zelte im Thiergarten das Ansehen eines fürstlichen Leichensaales zu geben.

Drey Tage nach dem Tode des alten Kunstreiters schlich in einer schönen Sommernacht ein Leichenzug mit Fackeln durch den Thiergarten. Der Sarg wurde von Bauern getragen, doch war er mit Franzesco Alloris fürstlichem Leichentuche bedeckt. Graf Fritz und seine Freunde folgten dem Sarge, so auch der kleine Pietro und eine ansehnliche Schaar von allen den fremden Marionettenschauspielern und Künstlern aus den Bretterbuden, die es sich als eine Ehre anrechneten, einen so ausgezeichneten Kunstbruder zu Grabe zu begleiten.

Auf dem Dorfkirchhofe, wo das Begräbniß vor sich gehen sollte, standen zwey schwarzgekleidete Frauen an dem Rand der Gruft und warfen Blumen auf den Sarg. Es war Giasinda und ihre Mutter. Die Trauer der alten Frau war ruhig und sanft; Giasinda war heftig bewegt. Von dem Grabe ab führte Graf Fritz Beyde in einem geschlossenen Wagen zu einer stillen Familie von seiner Bekanntschaft in der Hauptstadt, wo sie sich aufhielten, bis Giasindas erster heftiger Schmerz überwunden war, und ihre jugendlichen Kräfte und lebensfrohe Natur ihre Rechte wieder geltend gemacht hatten. Der Graf sah sie alle Tage, und ihre glückliche Liebe wurde bald allgemein bekannt. Das Gerücht von dem alten wurmstichigen Pergament versöhnte die große Welt in etwas mit der Wahl des Grafen. Mit fast fürstlicher Pracht wurde Graf Falkenbergs und Giasindas Hochzeit begangen. Die Mutter zog mit der Tochter in den Falkenbergischen Pallast ein; allein ein halbes Jahr nachher lag sie schon auf dem Dorfkirchhofe neben ihrem alten Gatten. Der kleine Pietro gehörte gleichsam zur Familie, und fuhr bis in sein hohes Alter fort, die lustige Person in dem Hause des Grafen Falkenberg zu spielen. Er war hinkend geworden, als er seinen glücklichen Nebenbuhler von dem Seile herabreißen wollte. Er war nun in sich gegangen und hatte der albernen Grille entsagt, sein Harlekinsglück als der Geliebte Kolumbinens in der Wirklichkeit begründen zu wollen. Wenn Giasinda später als glückliche Mutter mit ihren Kindern auf dem Arm herumhüpfte und sang:

Herrliches Wagespiel!
Schwebe empor zum Ziel!

gedachte der Graf immer mit Freude der glücklichen Tage im goldnen Adler, und der kleine Pietro machte ein salto mortale. Allein jeden Abend vor Johannis, wenn alle andern sich nach dem Thiergarten hinaus begaben, besuchten sie, ihres protestantischen Glaubensbekenntnisses ungeachtet, immer die kleine dunkle Kapelle der katholischen Gemeinde am Ende der Stadt, wo sie einem Requiem beywohnten, das troz des Mangels an äußerer Feyerlichkeit und kirchlichem Glanz, womit es ausgeführt wurde, sie doch stets tief und innig bewegte. Dieß Requiem hatten sie zufolge des lezten Wunsches der Mutter veranstalten lassen. Zu ihrer Beruhigung hatten sie ihr versprechen müssen, daß alljährlich an dem Todestage ihres unglücklichen Gatten, welcher Tag sie sowohl getrennt als in Wahrheit vereint hatte, in dieser Kapelle eine Seelenmesse für die Seligkeit zweyer wiedervereinten Seelen gehalten werden sollte.

Die Mörder aus Liebe.

(Fortsetzung.)

Im vorigen Jahre, Ulbach war nun zwanzig Jahre alt, trat er in Dienste als Aufwärter bey einem Weinwirth; dieser Mann schildert die Gemüthsart des Ulbach mit dem Ausdrucke, er sey als ein Sonderling bey ihm in Dienste und als ein Sonderling ausgetreten; einst sey ein junges Dienstmädchen, Namens Aimée, kaum 19 Jahre alt, zu ihm gekommen; Uhlbach, der sonst ein ganz guter Arbeiter gewesen, habe von nun an, da er die Aimée gesehen, tolles Zeug gemacht, und so oft er sie nachher in der Nähe bemerkt, wäre er im Stande gewesen, über die Mauer der Häuser zu springen; der Weinwirth meinte auch, die Aimée habe die Liebe Ulbachs erwiedert, denn sie habe bisweilen ihre Ziegen, die sie als Dienstmädchen einer Wittwe auf die Waide führen mußte, über eine Viertelstunde weit hergetrieben, um sie in der Nähe des Weinhauses waiden zu lassen. Ein Brief, den sie ihm geschrieben hatte, um ihm einige Kleinigkeiten, z. B. einen Ring, zurückzuschicken, mit der Erklärung, daß sie ihn künftig nicht wieder sehen wollte, veranlaßte ihn, die Aimée, da er wegen eines andern jungen Menschen eifersüchtig war, auszufragen; allein die Unterredungen zwischen Ulbach und Aimée betrafen vorzüglich das Verbot der Wittwe, daß Aimée keine längere Verbindung mit Ulbach unterhalten sollte, weil er sie am Ende betrügen würde. Auch Aimée, sagte er, äusserte, die Wittwe habe Recht; sie wieß ihn von sich zurück, sie drückte denselben Verdacht, er wolle sie auf eine feine Art belisten, gegen ihn aus. Schon einige Tage vor der letzten unseligen Zusammenkunft war Ulbach aus dem Dienste des Weinhändlers getreten; er sagte, er habe es nicht mehr aushalten können, in dem Hause zu bleiben, wo er Aimée so oft zu sehen Gelegenheit gehabt, und wo ihn jedesmal die Leidenschaft unerträglich gequält habe. Von dem Augenblick an, wo Aimée ihm die Liebe für die Zukunft auffaat, wird er nun traurig und unfähig, sein gewöhnliches Geschäft zu verrichten. Auf einmal fällt er auf den Gedanken, in den Zeitungen die Criminalprozesse aufzusuchen, worin Mordthaten vorkommen; die Anklageakten erregen in ihm ein Gefühl, das er selber nicht genau angeben kann. Seine Lieblingslesereÿ werden die beyden Journale, die von den Gerichtshöfen allein Meldung thun; jede Beschreibung eines Verbrechens bringt ihn in eine heftige Bewegung; er hatte einen Kameraden, zu dem er mehrere Male sagte: „da ist wieder ein großes Unglück vorgefallen. Gott weiß was er einem jeden vorbehalten hat. Ich glaube beynahe ich werde auf dem Schaffot endigen.“ Dann nahm er die Stimme und Stellung der Menschen an, die die Anzeigen von Hinrichtungen ausrufen, und kündigte sein eigenes Todesurtheil an. Bisweilen wurde er aber wieder ganz ausgelassen lustig, dann wieder in sich gekehrt, und oft weinte er häufige, bittere Thränen. Am 25sten Mai Morgens frühe kaufte er bey einem Alteisenhändler ein Messer, das er auf einem Holze versuchte, ob es sich im Stoßen nicht umbiegen würde. An eben diesem Tage traf er die Aimée an, als sie bey einer Krämerin etwas holte; er bat sie, sie möchte ihm sagen, ob sie aus eigener Veranlassung den Brief geschrieben habe, worin sie ihm den Ring zurückschickte, den er ihr gegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Anfangs Septembers.

(Beschluß.)

Man bedauert ganz vorzüglich den wahrscheinlichen Verlust der erst vorigen Winter für die Universität Abo in Leipzig für 63000 Papierrubeln acquirirten trefflichen Hanboldischen, aus 8000 Bänden bestehenden Bibliothek. Von obiger Summe schoß der gegenwärtige Kaiser der Universität, die er als Großfürst während einer langen Reihe von Jahren selbst administrirt hatte, die Hälfte als zinsenfreyes Darleben auf sieben Jahre vor, während deren sie jährlich 5000 Rubel aus ihrer Kasse abbezahlen sollte, die andere Hälfte ließ ihr der Monarch gleich baar aus seinem Kabinet zukommen. Die lezten offiziellen Nachrichten, die uns von dieser Universität in diesem Frühling zukamen, gaben ihr im Laufe des lezten akademischen Jahrs 450 Studierende, inscribirt wurden während desselben 161, worunter auch mehrere Schweden waren, 84 absolvirten. Der in Diensten der russisch-amerikanischen Handelskompagnie stehende Schiffskapitän Etholen, ein geborner Finnländer, hatte der Universität eine seltene Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten, Kleidern, Waffen, Hausgeräthe ꝛc., die er von seinen Reisen im westlichen Nordamerika, auf den aleutischen und Südseeinseln gesammelt, zum Geschenk gemacht; auch ward ihr ornithologisches Kabinett durch einen an Ort und Stell getroffenen Ankauf von seltenen brasilischen Vögeln, wofür sie 3000 Rubel aus ihrem Fond aussezte, ansehnlich vermehrt. Auf Universitätskosten hatten der Doktor Tammert und der Student Tams eine naturhistorische Reise nach der Krimm und Mingrelien gemacht, zu Ende dieses Märzes trafen sie wieder in Abo ein, und brachten eine interessante Ausbeute mit; vieles war noch auf dem Wege geblieben, und sollte in diesem Juni eintreffen. — Die Universität zu Moskau beging ihre lezte feyerliche Jahrsversammlung im Juli, am Jahrstage der denkwürdigen Schlacht von Pultawa, in welcher Beziehung auch der Professor der Aesthetik, Staatsrath Merslákow ein, von ihm unter dem Titel Pultawa verfaßtes Gedicht vorlas. Aus dem von dem Sekretär des Universitätskonseils Tsiepkin der Versammlung vorgelesenen Bericht über die Ereignisse des akademischen Jahrs 1826 ergaben sich nachstehende, allgemein beachtungswerthe Resultate: die Universität zählte am Schlusse des vorigen Semesters 686 Studenten, die am stärksten besezte Fakultät war die der moralisch-politischen Wissenschaften, sie zählte 269 Studenten, nächst ihr die medicinische mit 267; außer dieser Studentenzahl frequentirten 137 graduirte Beamte als freye Zuhörer die Vorlesungen. Im Verlauf des Jahrs hatten 217 Studenten absolvirt, unter ihnen 53 Aerzte, von welchen vier das Doktordiplom der Medicin erhielten, und mehrere andere mit dem Magister- und Kandidatengrade entlassen wurden. In dem zum Moskanischen

Lehrbezirk gehörenden eilf Gouvernements befanden sich überhaupt 11450 Zöglinge beyderley Geschlechts. Die Lehrstühle für die philosophischen Vorträge wurden auf allerhöchsten Befehl geschlossen. Es ist zu vermuthen, daß eine ähnliche Maßregel der Regierung auch für die übrigen Universitäten getroffen ward, obgleich eine solche, rücksichtlich der leztern, nicht offiziell bekannt geworden ist. Die Lage der an derselben sich befindenden Kronstipendiaten ward bedeutend verbessert, die bisher jedem von ihnen zur Alimentation ausgesezt gewesene Summe von 200 Rubel wurden noch um 150 Rubel jährlich vermehrt. Mehrere an der Universität angestellte Professoren widmeten sich, nächst den Pflichten ihres Berufs, schriftstellerischen Arbeiten; so sezten einige die von ihnen seit einer langen Jahresreihe herausgegebenen periodischen Zeitschriften fort, wie Professor Katschenowsky seinen europäischen Merkur, Professor Gawrilow sein Journal für Zeitgeschichte, Statistik und Geographie; andere machten sich durch gemeinnüzigere wissenschaftliche Werke bekannt, der derzeitige Rektor, Professor Dwigubsky, gab seine Moskanische Flora, Professor Fischer seine notices sur les plantes fossiles de Moscou, Professor Reis seine ordo bibliothecae universitatis caesareae Mosquensis latine et russice heraus. Professor Merslakow beendete den ersten Theil seiner Uebersezung des befreyten Jerusalems von Tasso; Iwaschkowsky bearbeitet ein hellenistisch-russisches Wörterbuch, das nächstens in zwey Bänden, auf Kosten des bekannten reichen, in Moskau etablirten Griechen Sosima herausgegeben wird; Lewezky vollendete den zweyten Theil seiner Zoologie, und Miglow seine encyklopädische Uebersicht der Kriegswissenschaften in ihrem heutigen Bestande. Mehrere ausgezeichnete Staatsmänner, welche viel zur Verbreitung der wissenschaftlichen Aufklärung im Vaterlande beygetragen hatten, wie der gewesene Minister des öffentlichen Unterrichts, Fürst Alexander Golizin, der Kollege des gegenwärtigen Ministers Schischkow, der wirkliche Staatsrath Bludow, die Kuratoren der Universitäten von Willna und Dorpat, Herr von Nowosilzow und Fürst Liewen, der Präsident der Akademie der Künste, Hr. von Olenin, Hr. von Speransky 2c., wurden in dankbarer Anerkennung dieses Verdienstes bey der lezten Jahrsversammlung von der Universität in die Zahl ihrer Ehrenmitglieder aufgenommen. Die verschiedenen, zur Universität gehörenden gelehrten Gesellschaften blieben in ihren wissenschaftlichen Forschungen und schriftstellerischen Arbeiten gleichfalls nicht zurück; so hat die naturforschende schon den siebten Band ihrer Memoiren dem Druck übergeben, die Gesellschaft für medicinische und physische Wissenschaften war im Begriff den vierten Band ihrer Kommentationen zu beenden, der Verein für altrussische Geschichte und Archäologie hat bereits den dritten Theil seiner Arbeiten drucken lassen, außerdem existiren von ihm über diese Fächer mehrere frühere einzelne Fragmente und Aufsäze. Die Universitätscensur hatte im vorigen akademischen Jahr 183 Manuscripten das Imprimatur ertheilt. Vermögende Partikuliers hatten die wissenschaftlichen Kabinette durch ansehnliche Beyträge bedeutend vermehrt; vorzüglich war das mineralogische bedacht worden, eine Madame Kulakow verehrte ihm 1500 Stuffen, die auf 10.000 Rubel geschäzt werden, eine andere Dame sandte ihm eine Sammlung von 80 merkwürdigen Versteinerungen zu, aus Leipzig erhielt es die Freislebensche geognostische Sammlung von 1070 Stücken. Der botanische Universitätsgarten erhielt Sämereyen von mehreren seltenen sibirischen Pflanzen, und der dorpatsche Professor Ledebuhr verehrte ihm verschiedene neue Pflanzengattungen, die er während seiner wissenschaftlichen Reise auf einer Exkursion in das Altaygebirge gesammelt hatte.

B***.

Hamburg, September.

So sehr wir auch die liebliche Nymphe Echo schäzen, wenn sie in irgend einer Idylle den herzbrechenden Liebesklagen eines girrenden Schäfers tröstend antwortet, so ist es uns doch keineswegs lieb, der Holden, deren Aufenthalt das felsenumschlossene Thal zu seyn pflegt, in unserem neuen Theater zu begegnen, weil sie sich hier, besonders bey schwach beseztem Hause, wirklich auf eine unangenehme Weise hörbar macht, und sich vor allem als eine erbitterte Feindin der beyden Götterschwestern Thalia und Melpomene zeigt. Ja, wir können versichern, daß sie gegen die Erste so feindlich gesinnt ist, daß sie die herrlichen Schöpfungen derselben, welche uns im alten Schauspielhause so oft erfreuten und entzückten, förmlich zu Grunde richtet. Aber uns geschieht schon recht! Warum prahlten wir ehemals, daß nirgends im lieben deutschen Vaterlande ein Lustspiel wie bey uns anzutreffen sey! Das hat die Götter erzürnt, und jezt ists vorbey. Auch zwey Heroen in Thaliens Tempel, Direktor Herzfeld und unsere gemüthliche, treffliche Reinhold, sind uns entrissen; die unerbittlichen Parzen kürzten ihren Lebensfaden, gerade als wir so innig flehten, daß er noch recht lange möchte fortgesponnen werden. Unser trefflicher Künstler Schwarz, dem schon vor einigen Jahren ein tückischer Dämon ein Bein gestellt, mochte den Kampf mit der Hygea nicht länger bestehen, zog sich in die ländliche Stille zurück, und ging, wie die Büste seines verewigten Meisters Schröder, dem er ein würdiger Nacheiferer war, nicht mit hinüber in den neuen Musentempel.

Mit dem Ersezen des Verlornen ist es nun eine eigene Sache, besonders wenn sich die Künstler, welche abgegangen, auf solcher hohen Kunststufe befunden haben, wie die oben genannten. Wir lassen dem Verdienste des Direktors Lebrun volle Gerechtigkeit widerfahren, er ist ein gewandter, ja genialer Darsteller, und den meisten seiner Schöpfungen fehlt es nicht an ächtem Humor, doch sind wir überzeugt, daß er Herzfeld uns nur theilweise ersezen wird; wer den lezteren als Magister Lämmermeyer, alten Klingsberg, Rast (Eifersüchtigen) Sievers (Vetter aus Lissabon) Hofrath Reinhold, Derville u. a. sah, wird uns gewiß beypflichten. Fühlbarer wird der Verlust der Mad. Reinhold seyn, einer Künstlerin, welche durch die Wahrheit ihres Spieles unwiderstehlich hinriß, während einige Kunstsängerinnen, denen man jezt nothgedrungen ihre Rollen zutheilt, durch Affektation und Koketterie zu wirken suchen. Einige von den Parthieen des abgegangenen Schwarz sind sehr würdig durch Lenz und Schäfer besezt worden, doch wird sich das schwerlich in allen Stücken thun lassen, da hier wieder die anderweitigen Rollen jener beyden Künstler verwaist seyn würden. Der Versuch, welchen man mit einem Herrn Röster, der sich auf den Bühnen zu Braunschweig und Bremen vielen Beyfall zu erwerben gewußt, gemacht hat, ist sehr unglücklich ausgefallen. Er ist bereits entlassen worden. Andere Versuche mit Gastspielern sind nicht glücklicher ausgefallen, und der einzige von diesen, der im Fache der sogenannten zärtlichen Väter einigermaßen ansprach, war ein Herr Blumauer vom Magdeburger Theater, der jedoch auch nicht den Beyfall des Publikums gewinnen konnte. Man muß freylich gestehen, daß unter diesen uns vorgeführten Schauspielern auch nicht einer gewesen, dem in der Bühnenwelt ein ausgezeichneter Ruf eigen wäre.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 256.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Oktober 1827.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens;
Tyrannenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frey zu Gott.

Schiller.

Nikanders Runen.

(Fortsetzung.)

ᛏ

Tyrann mir, was er konnte, nahm,
Ich eine Dornenkron bekam.

Erich Wasas Rune *).

„Halt! Wer da? Hu! die See ist grün, die Wolken ziehn und jagen;
Herr Erich, leg dich hin und schlaf, die Glock hat eilf geschlagen.“
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

Doch Erich ging so manchen Schritt, als schlug das Herze sein;
Auf Gripsholm kam in's heiße Aug ihm Ruh noch nicht hinein.
Schwer ist's zu seyn ein König ohne Krone.

„Tritt vor, ich will betrachten dich jezt bey des Mondes Scheine;
Einen Mantel will ich geben dir, dich frieret, wie ich meyne.“
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

Und Erich trat an's Gitter vor, da lacht der Krieger hart;
Er spricht: „Seit König Erich starb, ward stark dir ja der Bart,
Und draus kannst weben du dir einen Mantel.“

Und horch! nun schlug die Glocke zwölf auf hoher Thurmeshalle,
Zwölfmal der Feuerwächter blies in's Horn mit dumpfem Schalle.
Der Krieger ging, die Wacht bezog ein andrer.

Doch Erich ging so manchen Schritt, als schlug das Herze sein,
Am Boden stehn die Spuren noch, die tief er trat hinein;
Doch Gott sey Dank! nun ist sein Herz in Ruhe.

„König Erich, schließ dein Auge zu, die Glock hat zwölf geschlagen;
König Erich schlaf, ist gleich die Kron hinweg, die du getragen.“
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

Doch Erich nahm, daß zwölf die Uhr geschlagen, nicht in Acht,
Still blieb auf wurmzernagtem Brett er stehn beym Ruf der Wacht;
König Erich, klang so lustig in das Ohr ihm.

„König Erich tritt an's Gitter vor; der Mond er schreitet fern;
Bist du's, so beuge du dich fromm im Sturm vor Gott dem Herrn!“
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

*) Der Name der Rune ist Tyr. Erichs XIV. Geschichte und seine Entthronung durch seinen Halbbruder Johann ist bekannt.

König Erich neigt das Haupt und schließt das Auge matt von Weinen.
Schön lacht der Knab', um's Haar man sieht den Silberhelm ihm scheinen.
Doch Erich fleht im Sturm zu Gott dem Herren.

Der Leibtrabant nun einen Kranz um Erichs Scheitel wand,
Drin unter Dornenzweigen sich ein herrlich Blümchen fand;
Und Frieden gab der Kranz ihm unterm Sturme.

König Erich sank auf's Bett und schlief beym Klange hoher Psalmen,
Nils Sture *) kam, so träumt' ihm jezt, und trug des Friedens Palmen;
Den König mit der Dornenkrone küßt' er.

König Hansens Aug' in selber Nacht, erzählt man, stand in Glut
So auf, wie's Thor ihm war gesperrt, und sah sein eigen Blut;
Doch wie es war, mag Gott allein nur wissen.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Nils Sture, einer der schwedischen Großen, Sohn des Reichsgrafen Swante Sture, ward von Erich XIV. mit mehrern andern verhaftet, und von dem Könige selbst in einem Anfall von Raserey 1567 im Gefängnisse ermordet. Ueber Erichs Gefangenschaft, und namentlich über seinen Aufenthalt in Gripsholm sehe man die Briefe über Gripsholm in dem zu Hamburg bey Perthes herausgekommenen vaterländischen Museum.

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche,
von Matthisson.

(Fortsetzung.)

Köln den 17. Mai.

Im Abendschatten des Lebens wurden mir wenig schönere und genußreichere Tage durch Menschen und Natur als der gestrige. Innigen Dank dem entschädigenden Genius meiner vereinsamten Tage!

Gegen fünf Uhr Abends langten wir unter dem Zudrang einer ungeheuern Volksmasse in dieser berühmten Stadt an, wo ich im Jahre 1786 den alten Dom zuerst anstaunte und auch den berühmten Diplomaten Dohm kennen lernte. Ich schreibe dieß in dem pallastähnlichen Gasthause zum großen Rheinberg, in einem Zimmer mit entzückender Aussicht auf die Brücke nach Deutz und den Rhein, dem ich in meinem Jünglingsalter zurief:

„Der deutschen Ströme König bist du, Rhein!"

Köln ist, seit der preußische Adler seine Fittige darüber ausbreitete, auffallend regenerirt. Statt der geistlichen Müssiggänger und heulenden Bettler, wovon vormals die Straßen wimmelten, erblickt man jetzo nichts als gewerbsames Treiben, Handel und Wandel, reges Leben, neue zum Theil schön gebaute Häuser, Gassen wo Laden an Laden, und Magazin an Magazin gränzt, und dann, zur Freude meines vaterländischen Herzens, die preußischen Blauröcke.

Die beyden Reihen Steinsitze, wo ehedem Bettler thronten, und die von Vater auf Sohn erblich waren, sind verschwunden. Nur eine einzige alte Frau am Eingange des Domes gab durch Zeichen das Verlangen nach einem Almosen zu erkennen.

Am Dome wird mit großer Thätigkeit gearbeitet. Rings umher sieht man Gerüste und Verschläge, worin Steinhauer picken. Es gilt aber freylich nicht die Ergänzung, sondern nur die möglichste Erhaltung dieses riesenhaftesten aller Fragmente deutscher Baukunst. Wohl eine Stunde lang saß ich auf einem Stücke Bauholz vor dem Torso dieses architektonischen Herkules mit übergelehntem Haupte, um sein Bild recht tief mir einzuprägen, erfüllt von stiller Trauer, daß der Wunderbau nicht in die Lüfte ragt, wie Duttenhofers Meisterblatt ihn darstellt.

Der Gang über die Rheinbrücke, welche siebenhundert Schritte mißt, gewährt ein Panorama ohne Gleichen. Prachtvolleres als der weithingedehnte Halbmond von Köln mit seinen unzähligen Thürmen, aus diesem Standpunkte gesehen, läßt sich kaum etwas denken.

In der Nähe von Deutz ist ein zierliches großes Badeschiff. Hygiea in einer nicht übel gearbeiteten Statue dekorirt den Eingang. Es enthält zwey Reihen gut eingerichteter Zimmer, die eine für Herren und die andere für Frauen.

Köln den 18. Mai.

Die Brücke wimmelt von Menschen und bietet ein vielfarbiges bewegliches Gemälde dar.

Zu den unbekannteren Anekdoten gehört folgende: Tilly, der sich ursprünglich dem Klosterstande weihen wollte, später aber in die militärische Laufbahn übersprang, verhieß der Jesuitenkirche zu Köln, im Fall er so glücklich seyn würde, Magdeburg zu erobern, von dorther Kanonen, um daraus die noch fehlenden Glocken gießen zu lassen. Der Verwüster meiner Vaterstadt hielt pünktlich Wort. Bis auf den heutigen Tag erklingen zu Köln die Magdeburger Kanonenglocken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mörder aus Liebe.

(Fortsetzung.)

Im Rückwege von der Krämerin ging Aimée nach den Ziegen, welche ein anderes zehnjähriges Mädchen für sie hütete; in Gegenwart dieser Kleinen hatte er eine heftige abermalige Unterredung mit Aimée. Am Himmel stand

ein Gewitter. Ulbach wollte, Aimée solle ihn begleiten und mit ihm zu Mittag essen. Aimée weigerte sich. Ulbach gab ihr einen Stoß mit der Hand; sie fiel in einen Graben und nun gab er ihr mit dem Messer sechs Stiche, theils in die Brust, theils in den Rücken. Aimée lag nun im Blute; das kleine Mädchen schrie um Hülfe. Ulbach lief davon; er hatte das Messer in einer der Wunden stecken lassen. Noch an demselben Abend kam Ulbach zu seiner Hauswirthin; er war ganz entstellt, bleich und zitterte. Nach einigem tollen Gerede sezte er sich nieder, nahm Papier und ein Schreibzeug und schrieb folgendes: „Mademoiselle, Sie haben verlangt, auch ich solle Ihnen Ihren Ring zurückgeben. Einliegend schicke ich ihn Ihnen zurück, aber erst nachdem ich Sie ermordet habe. Nur eins würde mir leid thun, nämlich wenn ich Sie nicht getroffen hätte. Adieu Treulose, meiner wartet das Schaffot; aber ich sterbe zufrieden dich für dein Verbrechen bestraft zu haben. Ganz der deinige, Ulbach. Tod, Haß und Rache.“ Diesen Brief versiegelte er mit schwarzem Siegellack und trug ihn selber auf die Post. Hierauf schrieb er einen andern Brief an seine Hauswirthin, worin er eingestehet, er habe ein ungeheures Verbrechen begangen, das Mädchen sey eben so unschuldig gewesen als er selber strafbar, aber schon fühle er die Strafe der Reue; die Eifersucht, eine gränzenlose Eifersucht habe ihn verwirrt und seine unglückliche Hand geleitet. Auch die Wittwe erhielt folgenden Brief von Ulbach: „Madame, Sie sind an der Naserey schuldig, die ich begangen habe. Sie sind daran schuld, daß ich eine Gattin verloren habe, die meinem Herzen theuer war. Einige Male ließen wir Beyde diesen Namen unsern Lippen entschlüpfen und dann waren wir glücklich; aber Sie, böses Weib, Sie allein haben sich unserm Glücke entgegengestellt. Für Sie war das Messer bestimmt; aber glauben Sie, daß Sie mir nicht entgehen werden, wenn Sie nicht thun was ich Ihnen sage. Sie erhalten hiemit ein Fünffrankenstück, gehen Sie sogleich in die Kirche zu Ivry und lassen Sie eine Messe lesen zu Ehren ihres Unglücks und des meinigen. Sie sind mir diese Achtung schuldig; ich bin vielmehr zu beklagen als zu tadeln. Wenn Sie nach mir suchen, so geben Sie sich unnöthige Mühe; wann Sie meinen Brief erhalten, werde ich bereits auf immer verschlungen seyn in dem Nichts. Unterzeichnet: Ulbach. Nachschrift: Dieser Brief soll ein Geheimniß bleiben zwischen Ihnen und mir. Ich bitte Sie um diese einzige Gnade. Die Reue zerreißt mein Inneres, ich kann nicht mehr leben ohne Verbrechen.“ Ulbach blieb unentdeckt. Am neunten Tage erscheint vor dem Polizeykommissär in einem entfernten Quartiere ein junger Mensch; sein Gesicht war ganz entstellt, kaum hörte man was er sagte, kaum konnte er die Worte zusammenbringen; er fragte, ob man ihm etwas von einer Mordthat sagen könnte, die am 25sten Mai begangen worden. Der Kommissär fragte ihn, aus welchem Grunde er diese Frage mache. Der junge Mensch antwortete: „Ich bin der Mörder, ich heiße Honoré Ulbach; schon vor einem Jahre habe ich das Mädchen kennen lernen, ich wurde eifersüchtig; aus Eifersucht verlor ich die Ueberlegung und machte nun den Entwurf sie zu morden; das Messer dazu habe ich in der Straße Descartes gekauft; seit der That habe ich mich keineswegs versteckt, den ganzen Tag über trieb ich mich bald da bald dort herum, die Nacht brachte ich in Miethzimmern zu; aber nun las ich in einem Blatte, man habe deßhalb einen jungen Menschen verhaftet. Ich will mir nicht auch den Tod eines Unschuldigen vorzuwerfen haben; lieber sterbe ich selber, um ihn von einem solchen Unglück zu retten; da bin ich.“ Als Ulbach vor Gericht erschien, bemerkte Jedermann sein sanftes Gesicht, aber auch seinen verwirrten Blick. Während der ganzen Verhandlung schien er Jemand in dem Assisensaale aufzusuchen; wahrscheinlich dachte er an die Wittwe; aber auf alle Fragen antwortete er mit Zerstreuung, mancher Umstände erinnerte er sich nicht einmal, zu seiner Vertheidigung sagte er wenig und läugnete die Thatsache nicht. Die Absichtlichkeit der Handlung war bewiesen; dem Vertheidiger blieb wenig zu sagen; das Urtheil der Geschwornen bejahte den Umstand der Absicht, und die Richter sprachen den Tod aus. Ein neuer Beweis von der Behauptung, daß Ulbach in dem ganzen Laufe seines Verderbens im höchsten Grade überspannt war, gab er seinem Advokaten auch noch nach der Verurtheilung. Dieser verlangte von Ulbach, er solle gegen das Urtheil an den höchsten Gerichtshof einkommen; die Vertheidiger geben diesen Rath gewöhnlich aus Menschlichkeit, auch wenn nicht die geringste Hoffnung zur Rettung vorhanden ist, und dabey nimmt man auch Rücksicht auf Religionsgründe, um während der Zeit vom Todesurtheil an bis zur Hinrichtung die Blicke des Verurtheilten von der Erde nach dem Himmel zu leiten. Ulbach wollte lange nicht einwilligen, einen Schritt gegen das Urtheil zu machen; er erklärte, er halte das für eine Feigheit; er schäme sich, dem Tode zu entgehen, den er selber zu suchen den Muth gehabt habe, und der Advokat erreichte seinen Zweck erst dann, als er dem Unglücklichen vorstellte, man werde es ihm für eine viel größere Feigheit auslegen, wenn er nicht einmal den Muth habe dem Tode noch einige Wochen lang ins Auge zu schauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns noch einmal zu den Unvollkommenheiten unserer neuen Bühne, so finden wir, daß außer jenem

Echo, welches dem Dialog jede feinere Nüancirung abschneidet, da sich die Schauspieler nur bemühen müssen vernehmlich zu werden, auch das Maschinenwesen und die Erleuchtung der Bühne (diejenige des Schauspielsaales läßt nichts zu wünschen übrig) in sehr unvollkommenem Zustande sind. Die Beleuchtung der Bühne ist so mangelhaft, daß sie bey den schönsten, von dem wackern Maler Cocchi und Gropius (in Berlin) ausgeführten Dekorationen alle Täuschung, allen wohlberechneten Effekt aufhebt. Es nimmt uns Wunder, daß in der Unzahl der hier erscheinenden Tagesblätter, die oft ohne Beruf und Einsicht über das Theater schwazzen, in der Unzahl von Aufsätzen über die Mängel der neuen Bühne, welche darin erschienen sind, noch Niemand diesen störenden, in die Augen fallenden Uebelstand zur Sprache gebracht hat. Die widerlichsten, entstellendsten Schatten fallen von den Koulissen auf den Fond, und bringen dort oft die traurigste Wirkung hervor. In eben so kläglichen Umständen ist das Maschinenwesen der neuen Bühne. Die gewöhnlichen Verwandlungen der Scene gehen höchst schleppend und unvollkommen, und der Vorhang sinkt oft so langsam, daß das lange Verweilen der Schauspieler mit gekrümmtem Rücken, am Schlusse des Stücks, oft den komischsten Effekt macht. Flugwerke und dergleichen höhere Gegenstände der Maschinerie besizt die Bühne noch gar nicht, und auch mit den Versenkungen wird es wohl mißlich aussehen. Da dieses Alles dem ohne vorhergegangene Prüfung angestellten Maschinisten (welcher gleich nach Eröffnung der Bühne verabschiedet worden) zur Last fällt, so läßt sich nur beklagen, daß die Direktion dadurch verhindert wird uns Stücke, welche dergleichen Hülfsmittel erfordern, vorzuführen (wahrscheinlich entbehren wir aus dem Grunde den sehnlich erwarteten „Oberon,“ die „bezauberte Rose,“ den „Berggeist,“ u. a.) und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das Komité der Eigenthümer des Theaters recht bald für die gründliche, vollständige Abhülfe dieses Uebelstandes Sorge tragen werde. Um das üble Ansehen des Hauses von außen noch zu vermehren, zugleich aber auch, um die aus dem Wagen steigenden Zuschauer vor den Unbequemlichkeiten schlimmen Wetters sicher zu stellen, ist der von dem Herrn Oberbaurath Schinkel erfunden Blechschirm über den Thüren ausgebreitet worden, der sich im höchsten Grade possierlich ausnimmt.

Nachdem wir nun dasjenige zur Sprache gebracht, was uns in Hinsicht des neuen Theaters einer Erwähnung werth zu seyn schien, wollen wir nun, zum besseren Verständniß der künftig von uns zu liefernden Berichte über die Hamburger Bühne, die als der Schauplaz, wo einst ein Schröder und so viele andere treffliche Männer wirkten, sicher noch die Theilnahme des Auslandes erregt, den Lesern dieser Zeitschrift eine Uebersicht des jezigen Personalbestandes unseres Künstlervereines mittheilen.

Direktor F. L. Schmidt, dem Auslande durch seine „dramaturgischen Aphorismen,“ ein sehr werthvolles Handbüchlein für Schauspieler, wie auch durch mehrere, recht gelungene dramatische Werke, von denen wir nur den „leichtsinnigen Lügner,“ „die Neugierigen,“ „die Theilung der Erbe,“ nennen, bekannt, möchte es weniger als Darsteller seyn, da er seit vielen Jahren, auch bevor er Direktor war, unsere Stadt nicht verlassen hat. Es ist ein, in jeder Hinsicht gebildeter Künstler, der sich alle Vorzüge der Schröderschen Schule zu eigen gemacht hat, und besonders im humoristischen Rollen im Lustspiel durch sein wahres, lebendiges Spiel zu wirken versteht. Weniger kann er im Trauerspiel Gelungenes leisten, da ihm hier auch sein Organ Hindernisse darbietet, doch füllt er jedenfalls, wie sich das von selbst versteht, auch hier oft recht lobenswerth, besonders in Väterrollen, seinen Plaz.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Oktober.

Maha-Rajah, Dowlut-Rao Sindiah, einer der ausgezeichnetsten Fürsten Mittelasiens, an der Gränze der brittischen Besizungen in Hindostan, und der nach der Besiegung Avas allein noch im Stande schien der ostindischen Gesellschaft Besorgniß zu machen, ist nicht mehr; er starb im vergangenen März an einer langwierigen Krankheit, kurz nachdem sein 20,000 Mann starkes, aber wohlgeübtes Heer unter dem Befehle zweyer Franzosen über eine an fünf Mal so starke Armee Afghanen den vollständigsten Sieg davon getragen, ein Sieg, welcher die Völker Asiens lehren muß, wie furchtbar selbst eine verhältnißmäßig kleine Macht mit europäischer Uebung und Kriegskunst werden kann. Indische Zeitungen schreiben diesem Mann keinen sonderlich ausgezeichneten Charakter zu, und meynen, daß, ob er gleich während dreyßig Jahren in der Geschichte des Landes immer eine bedeutende Rolle gespielt, sein glücklicher Erfolg mehr von dem Gang der Dinge, von denen er sich habe leiten lassen, als durch seine eigene Kraft herbeygeführt worden sey. Den beständigen Angriffen seiner unruhigen Nachbarn ausgesezt, mußte er immer eine bedeutende Anzahl Soldaten halten, und obgleich er für sich selbst nicht zu rauben pflegte und lieber im Fall der Noth zu hohen Zinsen borgte, so fand er sich doch oft genöthigt diesen wilden Horden zu gestatten auf Kosten ihrer Landsleute zu leben, und sein eigenes Gebiet, das er hätte beschüzen sollen, nach ächt asiatischer Weise zu verheeren. Auch ließ er sich viele Jahre lang von einem gewissen Rao Ghatgay zu den schändlichsten Bedrückungen und Grausamkeiten verleiten, deren Andenken, wie man versichert, ihn bis zu seinem Ende peinigte. Er soll keine Nachkommen oder andere Erben hinterlassen haben, welche gerechte Ansprüche auf seinen Thron haben, und es heißt die englische Regierung habe beschlossen seine Wittwe auf demselben zu erhalten. Hierzu müssen die Engländer nothwendig ein Heer ins Land schicken, welches sie zu Nachbarn des Afghanistan macht, in welchem Lande es ihnen ernstlich angelegen ist, Einfluß zu erwerben, um sich in demselben eine Vormauer gegen Persien hin zu bilden, welches allem Anscheine nach in wenigen Jahren eine russische Provinz, oder ein von Rußland abhängiges Nebenreich werden muß. So dringen die europäischen Waffen immer tiefer in das Innere Asiens, und mit ihnen europäische Sitten, Kultur und Religion, welche bey den Persern und Afghanen gewiß leichteren Eingang finden als bey den unlenksamen Hindus, eine Erscheinung, die dem Denker vom höchsten Interesse seyn muß.

Die indische Regierung hat das Prügeln oder Peitschen bey den eingeborenen Soldaten abgeschafft, außer für Diebstahl, Plünderung, hartnäckigen Ungehorsam und dergleichen, wo aber die Strafe nicht eher vollzogen werden soll, als bis das Urtheil von dem kommandirenden General bestätigt ist, welche Bestätigung zu gleicher Zeit die Verabschiedung des Soldaten, als des Dienstes unwürdig, zur Folge hat. Es ist merkwürdig, daß man 200,000 Mahomedaner und Heiden in einem *eroberten Lande* ohne Schläge in Ordnung halten zu können glaubt, während man versichert, daß *christliche* Soldaten, die ihrem *eigenen, angeborenen* Fürsten dienen, nur durch Schläge gebändigt werden können, und dieß selbst in dem *freyen* England! Der Grund liegt unstreitig darin, daß die Mahomedaner und Hindus von Natur oder aus Religionsgründen mäßig, unsere Soldaten aber Sklaven des Biers und Branntweins sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 257.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freytag, 26. Oktober 1827.

— Die Kunst sich zu erfreuen,
Ist für die Sterblichen, die Kunst beglückt zu seyn.

J. P. Uz.

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche,
von Matthisson.

(Fortsetzung.)

Auf dem Dampfboote Nimwegen den 19. Mai.

Morgens um vier Uhr bestiegen wir (Bernhard und ich) das Dampfboot Nimwegen, welches in einem Tage die lange Strecke von Köln bis Rotterdam zurücklegt. Mein Frühstück nahm ich im Schiffe, wobey mir ein ungeheurer Block Edamer Käse auffallend war. Die Einrichtung der Wirthschaft in diesem Fahrzeuge läßt eben so wie jene im Maynzischen nichts zu wünschen übrig. Man befindet sich in ununterbrochener Behaglichkeit von der Morgendämmerung bis zur Abendröthe, wie im bequemsten Zimmer des besten Gasthauses, doch ist die Fortbewegung des Nimwegen weniger sanft, als die der Konkordia. Ich bin nicht Sachverständiger genug, um die Ursache von diesem Unterschiede zu ergründen. Alles auf dem Tische, Gläser und Tassen sind in beständig zitternder Schwingung. Der heiterste Himmel begünstigte die Fahrt. Die Feuergeister arbeiten so mächtig, daß die Ufer vorüberfliegen und von Minute zu Minute andere Landschaften erscheinen. Es geht wahrlich nichts über das Hinschweben auf Dämpfen! Fulton und Church, Beyden ein jauchzendes Lebehoch in Moslerwein!

Schon um eilf Uhr lag Wesel hinter uns. Nun wurden beyde Stromufer flach und einförmig. Vorbereitung auf Holland! Um zwölf Uhr ging ein prächtiges Dampfboot von Rotterdam an uns vorüber; gegenseitige Begrüßung, die wie bacchantischer Jubel klang. Um ein Uhr erblickten wir Emmerich, ausgezeichnet durch einen Kirchthurm maurisch-gothischer Bauart, den ich in irgend einen englischen Park versetzen möchte. Um drey Uhr hatten wir Nimwegen erreicht, wo das Schiff eine Viertelstunde anlegte, um Reisende aufzunehmen; ein höchst freundlicher Ort vom Wasser aus gesehen; besonders ist die Gebäudereihe längs dem Ufer von anheimelnder und holländische Zierlichkeit verkündender Bauart.

Rotterdam den 20. Mai.

Die Glockenschläge der zehnten Abendstunde begrüßten uns, als wir hier fröhlich ans Land stiegen. Der Hausherr des neuen Badehauses war selbst an Bord gekommen, um die Reisegesellschaft in seine trefflich eingerichtete Wirthschaft einzuführen. Die weltberühmte holländische Reinlichkeit offenbarte sich hier zu ihrer höchsten Ehre.

Man zimmert auf dem hiesigen Werfte an einem Dampfschiffe von zweyhundert fünf-und-fünfzig Fuß Länge, dessen Bestimmung Ostindien ist. Ein Fahrzeug geht eben nach diesen dichterischen Küsten ab, dessen einzige Ladung in Steinkohlen besteht, um dort als Brennmaterial für ein Dampfboot zu dienen.

Gang durch die Stadt, gewiß eine der schönsten von Europa, überall von Kanälen durchschnitten, wo Schiff an Schiff sich drängt.

Die Bildsäule des geistreichen Lobredners der Narrheit, dessen Nachruhm aber durch den großen Namen Ulrich von Hutten sich verdunkelt hat, welche, gleich einem heiligen Nepomuk, einer Brücke zur Dekoration dient, spielt eine untergeordnete Rolle in Vergleichung mit Luthers Ehrendenkmal in Wittenberg. Herrliche Lage des Gasthofes am Strome, wo unaufhörlich Schiffe segeln. Das regste Leben! Verknüpfung mit allen Welttheilen! Begeisterung dem Fluge der Phantasie!

Im Haag den 21. Mai.

Zu Rotterdam trat der Versucher zu mir und sprach: „Das Londoner Dampfschiff erreicht von hier in vier-und-zwanzig Stunden die Hauptstadt der Meerherrschaft." Die Versuchung war groß, das Wetter aber stürmisch. Da graute mir vor der Seekrankheit, ärger als die Pest von mir gefürchtet. Demnach blieb es von nun an beym festen Lande.

Wir nahmen in Rotterdam Postpferde und kamen schnell in diesem schönsten Dorfe der Welt an. Die Postknechte fahren hier vom Sattel wie in Frankreich, haben kein Horn, sondern lassen die Peitsche knallen. Der Hemmschuh bleibt nun zu seinem entschiedensten Vortheil für lange Zeit in den Ruhestand versezt.

Im Wirthshause herrscht der höchste Luxus in Möbeln und Verzierungen der Zimmer. Teppiche schmücken die Fußböden wie in Pallästen. Im Speisesaal ist keine Wirthstafel; man speist an runden Tischen nach der Karte; eine Restauration, welche der bey Jagor in Berlin gar nichts nachgibt.

Scheveningen den 22. Mai.

Du heiliges und weites Meer,
Wie bist du meinem Blick so hehr!

wollte ich mit Stolberg dem großen Elemente zurufen, und trat wohlgemuth nach dem Mittagessen auf der trefflichsten Straße unter der Waldnacht uralter Bäume meine Wallfahrt nach Scheveningen an. Aber Verkümmerung ward dem Menschenleben seit Adams Zeiten als Dämon beygesellt, damit wir nicht übermüthig oder freudetrunken werden sollen. Als ich kaum die Hälfte des Weges im Rücken hatte, begann es furchtbar zu regnen, und triefend fand ich im Gasthof am Meeresufer ein schirmendes Obdach, verstimmt und unlustig. Nicht einmal eine Muschel zum Andenken konnte ich auflesen. Der Horizont war verdüstert und zwischen der Meeresfläche und meinem heimathlichen Nekkar war wenig Unterschied. Ein großes Fest war für mich verloren gegangen, denn immer gab die unermeßliche Wasserwüste, überglänzt von reinem Sonnenäther, meinem Geiste die kühnsten Flügel.

Es regnete wüthend fort, so daß ich alle Götter preisen mußte, noch einen bedeckten Karren zu erobern, der mich für ein ächtholländisches Honorar nach dem schönsten Dorfe des Erdbodens zurückführte. Holland ist ein gesegnetes, einzig und allein durch regen Menschenfleiß und am meisten durch scharf berechnenden Kaufmannsgeist den Fröschen abgewonnenes Land, dessen Anblick von allen Seiten dem Reisenden ein wohlthuendes Bild in der Seele zurückläßt. Im Haag, wo Johannes Sekundus der erotischen Muse so liebliche Opfer weihte, lag mein Freund Salis, der einer ernsteren Muse huldigte, im Jahre 1790 gefährlich krank und wurde von David Heß, dem Züricher, welcher damals hier als holländischer Offizier lebte, brüderlich gepflegt. Dank dem Edlen noch heute! Ein schönes Gedicht von Salis hat diese Pflege würdig gepriesen. Die Hunde werden hier, wie zu Berlin und seiner Umgegend, als Zugvieh gebraucht. Meistens sind drey nebeneinander gespannt. Es hat mich von jeher empört, diesen bis in den Tod getreuen Freund des Menschen zu diesem Sklavendienste herabgewürdigt zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mörder aus Liebe.

(Fortsetzung.)

Der andere Mörder, Namens Sureau, stand vor den Pariser Assisen im Oktober des vorigen Jahres; an ihm war der Zug von Eitelkeit, daß er mit kühnem Blicke auf das unvermeidliche tragische Ende seiner Bluttbat schaute, noch mehr sichtbar als an Ulbach. Er erreichte zwar den Zweck seiner furchtbaren Ehrsucht darin, daß er das ganze Publikum erschütterte, aber er verfehlte den Zweck des Todesurtheils; seine Richter urtheilten, er habe den Dolch in die Brust seiner Geliebten vielmehr in einem raschen Ausbruch der Leidenschaft als mit wirklicher Ueberlegung gestoßen, und so hatte er das Unglück, anstatt selbst seinen Tod zu finden, in das fürchterliche Zuchthaus in Toulon auf ewig verurtheilt zu werden; Sureau ist kaum über zwanzig Jahre alt; sein ewiger alltäglicher Tod in den Ketten und unter den Qualen der Galeere wird also so lange dauern als die Parze seinen Faden nicht abschneidet, auch wenn sie noch über ein halbes Jahrhundert ausbleiben sollte. Der unglückliche Ruhm dieses überspannten Mörders steht auch noch ganz besonders darum in der Kriminalgeschichte Frankreichs aufgezeichnet, weil seinem Prozesse der unsterbliche Staatsmann Englands, Herr Canning, beygewohnt hat; gewiß wollte dieser nur die Formen des französischen Kriminalprozesses beobachten, aber er verfiel dabey in eine menschliche Schwachheit, die wahrscheinlich die brittischen Staatsleute nicht oft befallen darf. Herr Canning konnte seine heftige Erschütterung nicht verhehlen, und seine heißen Thränen flossen im Angesichte des zahlreichen Publikums über die schreckliche Katastrophe des durch Liebe zum Mörder gewordenen Unglücklichen. —

Adolph Sureau war im fünfzehnten Jahre nach Paris gekommen; er hatte bereits die Perrückenmacherey erlernt, war fleißig und sparsam und brachte sich ganz redlich durch. Er hatte es, was in Paris bey Handwerkern in diesem Alter schwer ist, dahin gebracht, daß er sich ein eigenes Zimmer ehrbar möbliren konnte, und war, troß seiner lebhaften Einbildungskraft und einiger Ueberspannung, ruhig und glücklich. Kaum war er achtzehn Jahre alt, als er ein Mädchen, Namens Henriette Coulon, kennen lernte; sie war einige Jahre älter als er. Der Jüngling war unerfahren in der Liebe; in Paris geschieht es leicht, und die Sitten der Hauptstadt bringen es mit sich, daß junge Leute unter solchen Umständen ohne Heirath zusammenleben, und oft Jahre lang, sehr oft ihr ganzes Leben hindurch, weil dann das Gefühl der Ehre und die Liebe zur Ordnung die Ehe herbeyführt, ruhig zusammenbleiben. Aber bald beklagte sich Henriette über ihres Geliebten Eifersucht; Sureau dagegen liebte in der That mit dem ganzen Zutrauen der ersten Liebe. Endlich schien Henriette des spärlichen Lebens mit einem Jünglinge, der von seiner Hände Arbeit lebte, müde geworden zu seyn; sie verließ die Wohnung der Leidenschaft, und mochte einer kälteren Ueberlegung, daß sie mit einem Andern glücklicher werden könnte, Gehör gegeben haben. — Als Sureau vor den Assisenrichtern erschien, erregte er schon durch sein Aeußerliches die allgemeine mitleidige Aufmerksamkeit; seine hohe Gestalt, sein schlanker Wuchs, sein Alter von kaum ein-und-zwanzig Jahren fielen eben so auf als sein Gesicht und seine Blicke, die durchaus Ueberspannung und Melancholie ausdrückten. Anfänglich, als er sich auf den furchtbaren Stuhl sezte, schien er ruhig, aber man bemerkte bald krampfhafte Bewegungen an seinem Körper. In dem Verhöre selber erzählte er nun, er habe seit dem 4ten Dezember des vorigen Jahres mit Henriette zusammengewohnt; auf die Frage, ob er sie nicht durch Mißtrauen und Eifersucht oft gequält habe, antwortete er nur mit einem tiefen Seufzer. Nun fing er an zu erzählen, er habe ihr, als sie übereingekommen, zusammenwohnen zu wollen, die Heirath versprochen; dieß sey auch seine Absicht gewesen, indem er deßhalb die nöthigen Papiere aus seiner Heimath beschrieben habe. Sie habe ihm beständig Liebe, feste Treue gelobt, und er habe an sie geglaubt. Schon bey diesen Worten verließ den Beklagten bereits der erste Muth; er fiel bald bewußtlos auf den Stuhl, und der Präsident des Gerichts rieth ihm, er solle sitzend sprechen. Nun fuhr er fort, er habe nie geglaubt, daß das Mädchen ihn betrügen würde, aber im Monat August sey sie von ihm wieder zu ihrer Mutter zurückgegangen und sieben Tage lang abwesend geblieben; dann habe er ihr geschrieben, er könne nicht ohne sie leben, er wolle sich entleiben; nach den feyerlichen Versprechungen, die sie ihm gemacht, wolle er sie nicht für ungetreu halten. Bey jedem Worte dieser Erzählung war Sureau in einer solchen Bewegung, daß er beynahe erstickte und schwer athmete; er konnte nicht weinen, der eiskalte Schweiß lief ihm übers Gesicht; er fuhr fort, er habe auf diese Art wieder eine ganze Woche ohne sie zugebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nikanders Runen.

(Beschluß.)

ᛚ

Des Lögars Stille. *)

Glänzender See, lichtstrahlende Fluth!
Blumen dir schenk' ich in freudigem Muth;
Stürmend du hobest des Mikings **) Streben,
Warfest sein Schiff, wie die Zeiten das Leben,
Gerne vernahm er dein Schallen.
Nun kein Blatt sich dir rührt auf der Brust,
Still nun bist du; ich bin voll Lust,
Glücklich und still wie dein Wallen.

Ruhig gen Stockholm fähret das Schiff,
Klar ist der Himmel, die Harf' ich ergriff,
Sängers Schiff, es bedarf nicht der Segel,
Wie nicht bedarf sein Feuer der Regel;
Frühhauch athmet so leise.
Lilie ist Steuer, Begeisterung Wind,
Lachend das Ufer dem Sänger entschwindt,
Echo erwiedert die Weise.

See! ist die Welt mir so stille, wie du,
Bleibt mir die heitre, die selige Ruh,
Dann wird Begeistrung hinüber mich hauchen,
Leuchtend für mich und für die, so es brauchen.
Doch wenn erbrausen die Fluthen,
Toben die Stürm' und donnert es schwer,
Dann nicht höret und siehet man mehr
Sängers Leier und Gluthen.

Sturm auf dem Meer und Sturm auf dem Land,
Fest ist die Stimm' und das Wort mir gebannt,
Wo doch verberg' ich das Feuer vom Himmel?
Lischet auch dieß in der Wogen Getümmel?
Wälzen sich drüber die Fluten?
Strahlendes Blau, soll Leben entfliehn?
Nein! denn in dir ertönet und glühn
Sängers Leyer und Gluthen.

*) Der Mälar hieß im Alterthum Lögar. Die Rune heißt Lögr oder Laugur.

**) Mikinger hießen die alten nordischen Seeabentheurer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

(Fortsetzung.)

Direktor C. Lebrun, der Verfasser mehrerer sehr guten Lustspiele, („Nr. 777,“ „humoristische Studien“ u. a.) auch als glücklicher Bearbeiter französischer Dramen für die deutsche Bühne bekannt, hat sich bereits auf verschiedenen Kunstreisen die Anerkennung des Auslandes zu verschaffen gewußt. Jugendlich humoristische Charaktere gibt er vortrefflich, und möchte hierin schwerlich von irgend einem Künstler zu übertreffen seyn; im Trauerspiel tritt er selten und mit wenigem Glücke auf.

Daß die Leitung der Hamburger Bühne kaum besseren

Händen als denen Schmidts und Lebruns anvertraut werden konnte, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Herr Lenz ist Regisseur des Schauspiels; er ist ein Künstler von Bedeutung, der sowohl im höheren Drama als im Lustspiel Gelungenes leistet. Zu den Heldenrollen eignet ihn seine hohe, kräftige Gestalt, und sein starkes, wohltönendes Organ, und er zeichnet sich in Rollen wie Macbeth, Tell, Alba (im Egmont), Bayard, König Philipp (im Karlos), Göz, Hugo (Schuld) u. a. vortheilhaft aus. In den beiderley Charakteren in Ifflandschen und andern Familiengemälden besizt er eine tiefe, wohlthuende Gemüthlichkeit, und sein Oberförster Warberger z. B. möchte kaum zu übertreffen seyn; eben so Gutes liefert er in humoristischen Rollen; sein Falstaff, Kapitän Copp, Herr von Heldensinn, Mengwasser, sind sehr ergözliche Gemälde. Zu tadeln sind an diesem Künstler ein oft sich überpolternder Vortrag und mangelhaftes Memoriren. Er ist als Verfasser mehrerer Dramen nach Walter Scott bekannt.

Herr Schäfer, Regisseur der Oper, eignet sich durch gründliche Musikkenntniß sehr wohl zu dieser Stelle. In früherer Zeit trat er selbst in Baritonpartbieen mit Beyfall auf, jezt gibt er nur bisweilen kleine Aushilfsrollen in der Oper. Im Schauspiel leistet er in Väterrollen sehr viel. Als ein ächter Schüler Schröders läßt er an seinem Spiel nie Wahrheit vermissen, und sittliche Kraft ist an seinen Darstellungen besonders lobenswerth. Zu seinen besten Leistungen gehört der Musikus Miller in „Kabale und Liebe."

Herr Schrader, sonst auch in der Oper vielfach beschäftigt, und in komischen Baßparthieen mit Erfolg wirkend, beschränkt sich jezt nur auf das Schauspiel, da durch zunehmende Jahre seine Stimme im Abnehmen ist; doch hilft er im Nothfall gerne aus in seinen früheren Opernrollen. Im Schauspiel sind die Leistungen dieses Veteranen unserer Bühne noch von Bedeutung, z. B. sein Advokat Wellenberger, sein Gebhard (Porträt der Mutter), Amtmann (Jäger) sind herrliche Leistungen.

Herr Jakobi gibt seit einer Reihe von Jahren jugendliche Helden und Liebhaber mit entschiedenem Beyfall. Sein Jaromir, Romeo, Don Cesar (in Donna Diana), Don Carlos, Mortimer, sind anerkannt treffliche Leistungen; im bürgerlichen Drama ist er weniger an seiner Stelle, da ist ihm eine gezwungene Haltung eigen, doch haben wir ihn auch in mancher sehr guten Darstellung gesehen, worunter wir z. B. seinen Baron Wiburg, seinen Wallenfeld auszeichnen. Zu rügen sind bey ihm oft merkliche üble Laune und fehlerhaftes Memoriren.

Herr Gley ist ein vielfach brauchbarer Schauspieler. Unterstüzt von einer kraftvollen Stimme und einem glücklichen Humor, gibt er komische Baßparthieen in der Oper, z. B. den Bartolo, Marco u. dgl. mit Beyfall, auch in den Vaudevilles wirkt er vortheilhaft, z. B. als Matois, Brianet u. s. w. Im Schauspiel gibt er ernsthafte und komische Rollen mit vielem Geschick, und **stets** mit Lust und Liebe; sehr zu loben sind seine Darstellungen von Greisen, auch im Trauerspiele.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Oktober.

(Fortsezung.)

Die brittische Okkupation einiger an Siam gränzenden Provinzen Ava's hat zu mancherley Reisen englischer Beamten ins Siamesische Gelegenheit gegeben, und zwar in Gegenden welche vorher wenig oder nie von Europäern besucht waren. Folgende Skizzen schildern einige Städte dieses Landes. Die Stadt Ligor liegt ungefähr zwey Stunden Ruderns von der Mündung des Tasyung oder Taswungflusses, von dessen Ufer eine schöne Allee nach der Stadt führt. Sie ist von der Gestalt eines länglichen Vierecks gebaut, und von Mauern, Wällen und Graben umgeben, welche leztere in der Regenzeit mit dem Flusse in Verbindung treten. Die Einwohner belaufen sich auf 5000, obgleich für weit mehr Raum vorhanden ist; da aber die Stadt in den lezten fünfzig Jahren zwey Mal erobert worden ist, und viele Menschen von den Birmanen weggeführt worden sind, so hat sich die Anzahl derselben bedeutend vermindert. Die waffenfähige Bevölkerung des Bezirks wird auf 12,000 angeschlagen. Der Herrscher von Ligor ist zwar von Siam abhängig, aber in seiner Regierung unbeschränkt und sein Einfluß am Hofe von Bankok ist sehr bedeutend, da seine Frau eine Base des Königs von Siam, und ihre Tochter eine von dessen Gemahlinnen ist, die ihm erst vor Kurzem den Thronerben geboren hat. Es befinden sich zwar an seinem Hofe vier Siamesische Kommissarien, sie haben aber wenig zu sagen, außer in seiner Abwesenheit, indem er sogar das Blutgericht in seinen Händen hat. Dieser Fürst hat sich den Engländern sehr geneigt gezeigt. Die Stadt steht in einer großen Ebene, welche bis an das innere Gebirg zu reichen scheint und mit Reispflanzungen bedeckt ist. Man bringt etwas Pfeffer und Eisenstein aus dem Innern, aber die Zinnbergwerke sollen erschöpft seyn. Die Stadt hat fast keinen Handel außer mit Siam, und dieser ist unbedeutend und befindet sich fast ausschließlich in den Händen des Herrschers. Man sieht nicht ein einziges Privathaus von Backsteinen, aber sehr viele Tempel und Pyramiden von diesem Material, welche aber alle verfallen sind. Das Haus des Fürsten besteht aus Brettern, und liegt innerhalb einer verfallenen Feste, auf deren Mauer nicht eine einzige Kanone aufgeführt ist. Die Einfahrt zum Hafen ist nicht schwer, aber der Ankerplatz unsicher während der nordöstlichen Passatwinde. Der Thakamfluß bildet die nördliche Gränze von den Besizungen des Rajahs von Ligor. An der Mündung desselben liegt die Stadt Choomphyn, welche unter der Aufsicht eines chinesischen Beamten steht, und gegen 1200 Siamesische Einwohner zählt. Sie ist wegen ihres Stahles berühmt, aus welchem Säbel für alle großen Hofbeamten verfertigt werden. Ein Arm des Flusses fließt südlich, und fällt bey der Stadt Bandon ins Meer, weßwegen er auch gewöhnlich Bandonfluß genannt wird; der nördliche Arm fällt bey Tha-tong ins Meer. Eine Menge kleiner Inseln liegt der Mündung des Bandonflusses gegenüber. Der Thakam durchschneidet beynahe die ganze Halbinsel, und fließt bey der Stadt Pennoin vorbey, welche drey Tagreisen von Phoonga an der westlichen Küste, Jung Ceylon gegenüber, liegt, von welcher Insel das Zinn und andere Produkte auf diesem Wege nach Bankok verführt werden. Choomphon liegt im Innern am Flusse gleiches Namens, welcher sich in einem sandigen Beet zwischen hohen Ufern hinwindet. Sie ist mit einem Pfahlwerk umgeben, und soll 8000 Einwohner enthalten. Sie führte ehemals einen bedeutenden Handel mit der Küste von Tenasserim; aber seitdem diese Provinz den Birmanen in die Hände gefallen, dient sie blos als ein Beobachtungsposten der Birmanen, von wo aus der Gouverneur Plünderungszüge in ihr Gebiet zu machen pflegte. Diese sezte er sogar dann noch fort, als Mergui und Tavay schon im Besize der Engländer waren, und führte nicht nur alle bewegliche Habe der Einwohner, sondern auch von diesen selbst so viele fort als er bekommen konnte. Von den lezteren erhielten die Engländer 1400 zurück, und der Statthalter wurde von seinem Könige nach Bankok berufen und zur Strafe ins Gefängniß geworfen, wo er starb. Die Siamesische Regierung wollte den englischen Abgeordneten nicht erlauben ihre Reise bis nach Bankok zu Lande fortzusezen, weßwegen sie sich in dem Dorfe Patheir an der Mündung eines gleichnamigen Flusses einschiffen mußten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Oktober 1827.

Ha! tausend Schwüre haben nicht die Kraft
Die kleinste meiner Klagen gegen dich
Zu mildern und die schreckliche Gewißheit
Vor der mein ganzes Selbst erbebt zu schwächen.
Du stirbst! —

Shakespeare.

Die Mörder aus Liebe.

(Fortsetzung.)

Wir unterbrechen hier das Verhör, um nach den Aussagen der Zeugen darzulegen, was in dieser Zwischenzeit zwischen Sureau und seiner Geliebten vorging, und wie die Zeugen selber die vormalige gewöhnliche sowohl als die damalige Stimmung des Jünglings beurtheilten. Zwey Tage vor der unseligen That hatte Sureau nach Henriette bey einer Nachbarin gefragt, in der Absicht, sie von da wieder mit sich in seine Wohnung zu führen; nachher, Morgens am Tage des Unglücks selber, war er abermal dahin gekommen, aber diese Frau sagte ihm nun, er solle von Henrietten schweigen, weil diese nichts mehr von ihm hören wolle. Auch zu Henriettens Mutter ging Sureau; Henriette hatte ihn kommen sehen und sich versteckt; er gab der Mutter einen Brief an sie und sagte: „Ist Henriette glücklich, so bleibe sie dabey, mir hat sie den Kopf verdreht, mit mir ist es nun am Ende. Adieu.“ Einer der Zeugen, die den jungen Menschen genau kannten, bemerkte, er sey einen Monat lang vor der That, während das Mädchen von ihm getrennt war, ganz verändert gewesen; sonst hatte er die Leute durch seine Heiterkeit belustigt; er spielte die Violine, und bisweilen erfreute er damit die ganze Nachbarschaft; aber seit dem Monate war er nachdenkend geworden, ohne Jemand eine Ursache zu sagen. Sein Meister, bey dem er arbeitete, rühmte besonders seinen vortrefflichen Charakter und wiederholte mehrere Male, er sey bey Jedermann beliebt gewesen; man habe oft seine gute Laune auf die Probe gestellt und ihn lange geneckt, aber nie habe er sich aus der Fassung bringen lassen. Am Tage des Unglücks sprach er noch mit dem Meister, er sey gestern nicht ausgegangen, aber heute wolle er einmal wieder ausgehen. Nun ging er mit zwey Freunden lange spazieren; er war dabey ziemlich ruhig; aber doch sprach er von Henrietten, beklagte sich über ihren Undank und stimmte unter andern eine bekannte Romanze: Heloise, an; dabey setzte er anstatt des Namens Heloise den Namen seiner Geliebten und sang: Henriette, mein Unglück! Nachher sprach er davon, er wolle Soldat werden; Einer der Beyden rieth ihm das ab, und nun erblickte er plötzlich in der Straße Henrietten selber.

Lenken wir nun wieder in das Verhör vor Gericht ein. Sureau erzählte, er habe vor Schmerzen, das Mädchen nicht mehr zu sehen, weder schlafen noch essen können; einmal habe er sie angetroffen und sie gebeten, sie möchte mit ihm zurückgehen, er habe sie umarmen wollen, aber sie habe ihn mit einem verächtlichen Lächeln abgewiesen. Auch in einem Briefchen habe er sie noch einmal versichert, daß er sie gewiß nie verlassen werde, er sehe aber wohl daß für ihn kein Glück mehr auf der Welt zu hoffen sey. Als Sureau die Worte wiederholte, die er geschrieben hatte: „Sey glücklich; für mich ist Alles dahin. Lebe wohl!“ da kam ihn eine Art von Todesröcheln an; er sprach unverständliche Worte in pathetischem Tone, und alle seine Geberden drückten eine völlige Verwirrung aus.

Als er wieder zu sich kam, fuhr er in der Erzählung fort: „Ich wollte in der Verzweiflung meinem Leben ein Ende machen; ich nahm ein Stück von einem Rappier und ließ es durch einen Schlosser zuspitzen, unter dem Vorwande, ich brauche eine Spitze, um in die hölzernen Perrückenköpfe Löcher zu machen. Gerade dieses Eisen hatte ich bey mir, als ich mit meinen Kameraden ins Freye ging; da kamen wir zurück; plötzlich erblickte ich Henrietten; ich schrie: da ist sie, ich muß sie sprechen, und lief auf sie zu." Sureau sagte diese Worte mit einem Lächeln, das alle Zuhörer erschütterte; es drückte seine ganze Rache, seine gräßliche Zufriedenheit aus; er hielt bey den Worten mit offenem Munde inne, und man sah, wie er Henriette noch jezt vor sich zu sehen glaubte.

(Der Beschluß folgt.)

Ersteigung des Popocatepelt, eines feuerspeienden Berges in Mexiko durch drey Engländer, am 20sten April 1827.

Die Ersteigung dieses Berges wurde von drey zu dem Anglo Mexican-Bergwerksverein gehörigen Personen, nämlich den Herrn Wilhelm und Friedrich Glennie und dem Herrn Johann Taylor unternommen und glücklich ausgeführt. Mit den nöthigen Instrumenten versehen, und von einem Knaben, Namens Jose Quintana, begleitet, verließen sie am 16ten Morgens die Stadt Mexiko und erreichten am selbigen Tage Ameka. Am 17ten schlugen sie den Weg von Puebla ein, welcher sich zwischen zwey Vulkanen hinzieht, in der Absicht, sich nach Atlixko zu begeben. An dem obersten Ende des Passes wandten sie sich rechts in einen Weg, den man de los Neveros nennt. Als sie an die Gränze der Vegetation gekommen waren, begegneten sie einigen Leuten, welche ihnen sagten, daß sie auf diesem Wege weder den Gipfel des Vulkans noch Atlixko erreichen würden, indem die Straße durch eine große Sandmasse ungangbar gemacht sey. Dieß bewog sie umzukehren und sich nach San Nikolas de los Ranchos zu wenden. Am 18ten sezten sie ihre Wanderung gen Atlixko fort, und zwar auf einem Wege, welcher sich östlich vom Vulkan längs einer großen Ebene hinzieht, welche mit großen Felsenstücken übersäet ist, die wahrscheinlich ehemals in der Mündung des Kraters gewesen waren. Doch wandten sie sich zulezt nach Tochimilko, einer Stadt, welche, wie sie erfuhren, dem Vulkan näher liegt, wo sie von dem Allada, der aber nie selbst den Berg erstiegen, alle nöthige Belehrung und einen Wegweiser erhielten, der sie am 19ten bis zur Gränze der Pinien führte, die sie 12,544 englische Fuß über dem Meere fanden, und wo sie die Nacht, in ihre Mänteln gehüllt, unter freyem Himmel zubrachten. Gegen zwölf Uhr regnete es und später stellte sich ein starker Frost ein. Am 20sten um drey Uhr Morgens brachen sie beym Mondlicht auf und ritten auf Mauleseln weiter aufwärts, während ihre indianischen Wegweiser ihre Instrumente trugen. Sie verloren bald jede Spur von Vegetation und kamen zu einer mit Sand und losem Gestein bedeckten Fläche, deren Boden, obgleich durch den Regen etwas gehärtet, für die Thiere äußerst ermüdend war. Auch mußten sie dieselben, nachdem sie bis sechs Uhr von Süd nach West aufwärts geritten waren, zurücklassen, weil die steile Höhe, die sich jezt vor ihnen erhob, das Reiten unmöglich machte. Mit ihren Mänteln, zwey Schläuchen Wasser und ihren Instrumenten versehen, stiegen sie jezt die steile Höhe hinan, über losen Sand und einzelne Bimssteine, wo sie immer wieder zurücksanken, und bey der zunehmenden Leichtigkeit der Luft alle fünfzehn oder zwanzig Schritte ausruhen mußten. So erreichten sie endlich in einer Entfernung von einer halben englischen Meile einige hervorragende Felsenmassen, wo sie auf die Indianer warteten, die ihnen langsamer folgten. Bisher war der Thermometer unterhalb 2° — 0 Reaumur geblieben, obgleich aber der Himmel heiter war, befanden sie sich doch in einem solchen Meere von Dampf, daß sie nichts umher sehen konnten. Um acht Uhr zeigte sich die Sonne. Nach einer leichten Mahlzeit stiegen sie weiter. Große Steine, welche den Berg heruntergerollt waren, bildeten jezt eine Art von Pfad, aber so unsicher und gefährlich, daß zulezt weder Bitten noch Versprechungen etwas mehr über die Indianer vermochten, und die Herrn sich genöthigt fanden, sie mit den Instrumenten, womit sie astronomische und andere Beobachtungen anzustellen gedachten, und der Weisung zurückzuschicken, ihrer an der Stelle, wo sie die Nacht zugebracht hatten, zu warten, während sie selbst sich für jezt damit begnügen wollten, die bequemste Stelle aufzusuchen, auf welcher sie ein anderes Mal den Berg ersteigen könnten. Bald nachdem die Indier sie verlassen, kamen sie durch die Wolken, von denen sie bisher umgeben waren, und erreichten einen äußerst steilen, steinigten Pfad, den sie mit so großer Anstrengung erkletterten, daß sie fast alle acht Schritte ausruhen mußten. Nach einer Stunde kamen sie auf diese Weise zu einem Amphitheater von Basalt, das sie nur auf Händen und Füßen kletternd ersteigen konnten, und dieß nur mit äußerster Gefahr. Sie wandten sich nun rechts und kamen zu einer Stelle, welche mit Bimssteinpulver dicht bedeckt war, und stiegen zu einem sehr hohen felsigen Spitzberge empor, welcher von Mexiko aus sich blos als ein kleiner Zacken zeigt. Dieß ist eine ungeheure feste Masse von schwarzem Basalt, welche zerbrochenen Pfeilern gleicht, und deren große Spalten mit festem Schnee angefüllt waren. Hier fielen von Zeit zu Zeit kleine Steine auf sie herab, als wenn sie Jemand von oben herabwürfe. Auch empfanden sie Kopfschmerzen und Uebel-

keit. Sie nahmen einige Erfrischung und ruhten eine Stunde. Mit unsäglicher Mühe und Gefahr erreichten sie hierauf den sandigen Abhang, welcher den eigentlichen Gipfel des Berges bildet. Hier fiel Quintana von Ermüdung, Uebelkeit und Kopfschmerzen überwältigt zu Boden. Sie ließen ihn zurück und kamen jezt an eine Sandfläche, welche zur Linken durchaus mit krystallisirtem Schnee, in kegelförmigen und prismatischen Formen angehäuft, bedeckt war, welcher Pfeiler und Trümmer im chinesischen Geschmack und viele andere abenteuerliche Bildungen darstellte. So kamen sie ungefähr eine Stunde Weges weiter, wobey sie wegen der Schmerzen in Kopf und Knieen, der Schwierigkeit des Athmens und der Uebelkeit, die sie litten, oft ruhen mußten, und erreichten um fünf Uhr Nachmittags den Rand des Kraters. Den ganzen Tag über hatte die tiefste Einsamkeit geherrscht; keine Pflanze, kein Vogel, nicht das kleinste Insekt war zu sehen. An einigen Stellen fanden sie den Felsen zertrümmert, an andern voll von Löchern, als wenn ihn Jemand ausgegraben, und hier und da zu Schutt-, Aschen- und Sandhaufen umgewandelt hätte. Plötzlich fanden sie sich am Rande eines Abgrundes, aus dem ein Hagel von Steinen mit einem, dem Brüllen des Meeres ähnlichen, Geräusch emporfuhr. Bey der Untersuchung des Kraters fanden sie, daß die Steine meistentheils in denselben zurückfielen, und die wenigen, welche es nicht thaten, vorzüglich auf der südlichen Seite herabrollten. Das Geräusch im Innern vermehrt sich allmählig, bis es nach einem lauten Krachen aufhört, und zugleich Sand, Asche und Steine emporfahren. Diese Ausbrüche wiederholen sich häufig und bald mehr bald minder heftig. Kleine Rauchsäulen steigen an verschiedenen Stellen sowohl in der Mitte als an den Seiten des Kraters empor. Der Krater gleicht einem tiefen Trichter mit starken Furchen auf den Seiten, welche wie Strahlen nach der Mitte hin zusammenlaufen. Drey Ringe theilen ihn in vier Zonen, wovon die an der Mündung die größte ist. Diese obere Zone besteht aus lebendigem Gestein, die andern aber scheinen aus Sand gebildet zu seyn. Schnee sah man nur an der Außenseite und an der Nordseite des Innern des Kraters. Die Mündung ist beynahe kreisförmig und hat ungefähr eine englische Meile im Durchmesser; sie ist viel niedriger an der östlichen als an der westlichen Seite. Auf der südlichen Seite war der Rand so schmal und uneben, daß man nicht leicht darauf gehen konnte, an der nördlichen war er breiter und ebener. Von dieser Höhe sah man nur den Vulkan von Orizava und das Schneegebirg neben demselben, alles Uebrige war in Wolken verhüllt. Da es Nacht zu werden anfing, stiegen die Reisenden wieder zu der Stelle herab, wo sie den Knaben gelassen hatten, in der Absicht die Nacht da zu bleiben und den folgenden Tag den Krater noch einmal zu besichtigen; sie fanden aber den Burschen so krank, daß sie sich entschließen mußten, ihn hinunter zu tragen. Mit vieler Mühe thaten sie dieses auch den engen Paß de los Neveros hinab, und kamen mit der Nacht wieder an die Gränze der Pflanzenwelt. Sie hatten aber die rechte Stelle verfehlt, und fanden erst am andern Morgen die Indianer und ihre Maulesel wieder. Sie ritten hierauf zu dem Rancho de la Vaqueria hinab, von da nach dem Dorfe Atlanka, und erreichten um acht Uhr desselben Abends Ameka wieder. Am 22sten kamen sie nach Mexiko zurück. Folgendes ist eine Tabelle der auf der Reise gemachten Beobachtungen: Ameka N. B. 19°7'40", O. L. von Mexiko 0°23'30" Höhe, über der Oberfläche des Meeres 8,216 englische Fuß. S. Nicholas de los Ranchos 19°4'21" 0°32'30" — 8,087 Fuß. — Xochimilko 6,930 Fuß. Obere Gränze der Pinien 12,544 — Gränze des Pflanzenreichs 12,693 — Spitzberg S. Guillermo (so genannt zur Ehre Wilhelm Glennies, der den Plan zur Reise gemacht) 16,895 Fuß; größte Höhe des Craterrandes 17,884 Fuß; Rancho de la Vaqueria 10,784 Fuß.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Hr. J. Sparks hat die Herausgabe einer Auswahl aus Washingtons hinterlassenen Schriften unternommen, welche in Kurzem in einer Sammlung von acht bis zwölf Bänden erscheinen soll. Dieser große Mann hat alles, was aus seiner Feder geflossen, Briefe, öffentliche Reden, Tagsbefehle, Aufrufe, Staatsschriften u. s. w., meistentheils doppelt abgeschrieben, in der besten Ordnung hinterlassen, und die Auswahl soll alles enthalten, was unter denselben allgemein interessant seyn könnte. Seine Briefe während seines öffentlichen Lebens sowohl als in seiner Zurückgezogenheit sind an die größten Männer seiner Zeit gerichtet, und beziehen sich größtentheils auf wichtige Gegenstände. Die vorgefundenen Antworten sollen sich auf mehr als 20,000 belaufen, von denen man fürs erste nur Auszüge zu geben gedenkt.

Ein sehr interessantes Werk, welches vor Kurzem hier erschienen, ist Kapitän T. Southey's chronologische Geschichte von Westindien, in 38 Bänden. Es ist voll der außerordentlichsten Begebenheiten, welche in einem Himmelsstrich, der in den wenigen Jahrhunderten, seit er im Besitz der Europäer ist, der Schauplatz der empörendsten Grausamkeiten und der unmenschlichsten Bedrückungen war, nicht fehlen können. Natürlicher Weise ist das Meiste davon schon längst bekannt, aber der Verfasser hat das Verdienst, daß er die Begebenheiten, welche sich in vielen hundert Geschichten und Denkschriften in spanischer, französischer, englischer, holländischer und portugiesischer Sprache zerstreut finden, in einer faßlichen Ordnung und mäßigem Raume zusammengestellt hat.

Vor Kurzem drangen zwey Diebe am hellen Tage in ein offenes Haus in der Nähe von London, ergriffen einen schönen Papagay, welcher eben an der Außenseite des Käfigts herumkletterte, und liefen davon. Sobald der Vogel sich ergriffen fühlte, that er einen lauten Schrey, welcher das Gesinde herbeybrachte. Dieses lief den Dieben sogleich mit dem Ruf: hal-

tet den Dieb! nach, ein Ruf, in den der Papagay mit einstimmte, und der endlich einen Polizeydiener zur Hülfe herbeyführte, welcher beyde Diebe in Verhaft nahm. Der Beamte, vor den sie gebracht wurden, rieth, da die Grandjury eben versammelt sey, die Sache ohne weiteres vor sie zu bringen, was auch geschah. Es dauerte aber nicht lange, so kam der Kläger zurück und meldete, daß die Grandjury seine Klage verworfen habe, nicht weil seine Beweise nicht hinlänglich oder sie nicht überzeugt gewesen, daß die Leute den Vogel wirklich gestohlen haben, sondern weil das Gesez, wornach sie hätten gerichtet werden müssen, sagt: „Wer einen Hund, oder Thier oder Vogel stiehlt, welche gewöhnlich eingesperrt gehalten werden u. s. w.", und der Papagay, da sie ihn von der Aussenseite des Käfigts genommen, nicht gewöhnlich eingesperrt gewesen sey. Schon standen die ehrlichen Spizbuben im Begriffe, sich davon zu machen, indem sie in ihrem Herzen den weisen Gesezgebern dankten, die ihre Geseze so gut einzurichten wissen, daß ein Dieb sehr unglücklich oder sehr dumm seyn muß, wenn er ihren Spinnengeweben nicht zu entgehen vermag, da erinnerte sich der Beamte noch glücklicher Weise, daß er die braven Leute zu einer Geldbuße verurtheilen könne, was er denn auch that, und sie, da sie kein Geld hatten, auf die Tretmühle schickte. Eine hiesige Zeitschrift läßt sich folgendermaßen über unsere Gesezgebung aus: „Das französische Gesez ist fürs Volk, das englische für die Rechtsgelehrten gemacht. Die Franzosen betrachten die Beschüzung der Gesellschaft als ihren Zweck, die Engländer haben die Beschüzung der Gesellschaft nur zum Vorwand, und den Vortheil der Advokaten zum wahren Zweck werden lassen. Wir sehen, daß es in England Leute gibt, welche mit ungeheuren Kosten Füchsen nachjagen, Reiten sie über des Pächters Land und beschädigen seine Hecken, um ihn von diesen schädlichen Thieren zu befreyen? O nein, sie ziehen Füchse um des Vergnügens willen, sie jagen zu können, so wie die Rechtsgelehrten die Diebe vermehren um des Vortheils willen, den ihnen die Prozesse gewähren. Der Jäger hat den Fuchs im Sack und könnte ihn auf einmal umbringen, aber das würde ihm seinen Spaß verderben, und er gibt dem listigen Spizbuben daher einen Vorsprung, welcher sehr passend Gesez genannt wird. Die Rechtsgelehrten haben das nämliche mit den menschlichen Füchsen gethan, indem sie ihnen alle möglichen Vortheile gewährten, um nur das Vergnügen zu haben sie verfolgen zu können. Der Landjunker nennt es gegen den Jägergebrauch und unmanierlich, wenn man einem er Thiere nicht die Möglichkeit zum Entfliehen läßt, und z. B. einen Hasen in seinem Lager, oder einen Vogel sizend schießt; der Rechtsgelehrte, nicht so glücklich in der Wahl seiner Ausdrücke, nennt es unmenschlich, wenn man dem Dieb keine Lustlöcher gibt. Für ihn ist das System einer gewissen Entdeckung und Bestrafung unmenschlich, denn mit dem Dieb nimmt man ihm seinen Kunden; aber hat die Gesellschaft nicht ein anderes Interesse? Wir haben die einfältige Gewohnheit Gnade dem Recht vorzuziehen, sie verdient blos dem Unrecht vorgezogen zu werden; Gnade auf Unkosten der Gerechtigkeit ist Hochverrath gegen die menschliche Gesellschaft, ist der größte Schade, den man der öffentlichen Sicherheit zufügen kann. Hätte Gerechtigkeit immer die Erde beherrscht, so würde selbst das Wort Gnade dem Menschen unbekannt geblieben seyn u. s. w."

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, September.

(Fortsezung.)

Herr Mädel leistet jezt besonders in alten Rollen im Schauspiel manches Lobenswerthe, z. B. als Paulet, Rektor Berger.

Herr Herzfeld, Sohn des verstorbenen Direktors, gibt mit Beyfall Liebhaber- und sonst jugendliche Rollen im Schauspiel; auch hat er sich bisweilen nicht ohne Glück in komischen Parthieen versucht. Herr Wallbach, noch nicht lange bey unserer Bühne, spielt jugendliche Helden und Liebhaber. Obgleich bey seinen Darstellungen ein eifriges Studium nicht zu verkennen ist, dem oft die Wirkung nicht mangelt, kann er doch mehrerer übler Angewöhnungen noch nicht Herr werden, welche oft seinen Darstellungen sehr schaden, wir rechnen dazu einen oft schneidenden Ton der Sprache und manche unschöne Stellungen.

Herr Düpré spielt besonders Chevaliers, und oft mit vielem Geschick.

Herr Jost, für den nach Berlin abgegangenen Weiß als Intriguant angestellt, leistet in diesen und andern scharf markirten Charakterrollen sehr viel Gutes; wenn auch manche Kopie nach Devrient mit unter läuft, besizt er doch Kraft und Geschick genug, selbst originelle Schöpfungen hervorzubringen. Er leistet auch in Väter- und komischen Rollen manches Lobenswerthe, und versteht besonders seine Maske immer trefflich zu wählen.

Herr Klengel, sonst erster Tenorist unserer Bühne, vermag wegen zunehmender Schwäche seiner Stimme nicht mehr den Plaz einzunehmen, der ihm, als gebildetem, geschmackvollem Sänger gebührt, und wirkt daher jezt in kleineren Parthieen. Sein Spiel ist, besonders in edlen und leichten Charakteren, sehr lobenswerth.

Herr Cornet verbindet mit einer klangvollen, kräftigen Tenorstimme ein vorzügliches Spiel, und kann mit Recht als Liebling des Publikums in der Oper genannt werden. Alle Rollen, die eine leichte, gewandte Darstellung verlangen, z. B. Roger (Maurer), George Brown, Joconde, Johann von Paris u. a. gibt er mit ausgezeichneter Virtuosität; eben so vorzüglich wirkt er in kraftvollen Parthieen, z. B. als Licinius, Othello, weniger sagen ihm sanfte und ruhige Parthieen zu, doch füllt er auch darin seinen Plaz.

Herr Albert, im Besiz einer kräftigen Tenorstimme, gibt, mit Herrn Cornet abwechselnd, erste Parthieen in den Opern. Seine Höhe ist eben so wenig wie die Herrn Cornets ausgezeichnet zu nennen, indem beyder Falset zu sehr gegen die kraftvolle Bruststimme absticht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 252.

Helena.

Dreysylbige Charade.

Ein Thierchen schwach und feig nennt dir das erste Paar,
Es hauset in des Waldes dunkeln Hecken,
Bey jedem Laut sträubt sich vor Furcht sein Haar,
Die langen Ohren spizen sich voll Schrecken.

Die dritte zeigt den Körpertheil dir an,
Auf den das erste Sylbenpaar vertrauet;
Das ganze Wort nennt dir den schwachen Mann,
Der gleich dem ersten Paar nur auf die dritte bauet.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Oktober 1827.

Des Gesanges muntern Söhnen
Weicht im Leben jeder Schmerz,
Und nur Liebe schwellt ihr Herz.
In des Liebes heil'gen Tönen,
Und im Morgenglanz des Schönen,
Fliegt die Seele himmelwärts.

Th. Körner.

Das Lied.

Du hast mir Segen oft gebracht
In meine stille Brust,
Hast meiner Schmerzen dunkle Nacht
Erhellt mit lichter Lust,
Du hast den Menschen oft gesagt,
Wie sie mir werth und lieb,
Du hast den Menschen oft geklagt,
Wie meine Seele trüb:

O Lied, du hast mein ganzes Herz
Der Welt gebracht zur Schau,
Du bist mein ritterliches Erz,
Worauf ich kühn vertrau';
Du bist der Bote für und für
An Herzen ausgesandt,
Du bist mein herrlichstes Panier,
Bekannt im ganzen Land.

Du bist der Seele Wiederhall,
Der in der Welt verklingt,
Du bist des Herzens Nachtigall,
Die liebend klingt und singt;
Du bist die Rede, die ich red',
Wenn es zu Menschen gilt,
Bist das Gebet mir, das ich bet',
Wenn Heil'ges mich erfüllt.

Du bist mein Land, du bist mein Reich,
Du bist mein goldner Thron,
Du bist der grüne Lorbeerzweig,
Die diamantne Kron';
Du bist mein faltenreiches Kleid,
Das üppig mich umfließt,
Dran Demant sich an Demant reiht,
Und Perl' an Perl' sich schließt.

O Lied, was ich gewonnen hab'
Und was ich kühn erstegt,
Was ich entriß dem Zeitengrab,
Daß Herzen es vergnügt,
Was ich erdacht, was ich vollbracht,
Was ich dem Nichts entrafft,
Geschehen ist's durch deine Macht
Und deine Zauberkraft.

Du hast das Auge mir gewandt
Nach oben, sternenwärts,
Du hast mich liebend festgebannt
An's liebe Menschenherz;
Du hast mir aufgeschlagen ganz
Das große Weltenbuch,
Und mir gezeigt im Sternenglanz
Den hohen Gottesspruch.

Du hast mir aufgeblättert mild
Die herrliche Natur,
Daß ich vor ihrem heil'gen Bild
Dir ew'ge Treue schwur;
Du hast die Seele mir gestillt,
Wenn ihr der Schmerz genaht,
Du hast das Auge mir gefüllt
Mit milder Perlensaat.

Du hast die Liebe mich gelehrt
Und ihr geheimes Glück,
Du hast mein trübes Herz bekehrt
Durch holder Augen Blick;
Du hast der sehnsuchtreichen Brust
Ein Wesen zugesellt,
Und mir bereitet Glück und Lust,
Wie Keinem auf der Welt.

Du hast mir Menschen stets gezeigt,
Die mich und dich verstehn,
Und Augen, die im Schmerze leicht
Zu Thränen übergehn;
Augen hast du auf mich gelenkt,
Draus eine ganze Welt
Von Lieb' sich auf mich niedersenkt
Und mich umschlungen hält.

Dieß alles dank ich dir, o Lied,
Dieß alles, und noch mehr:
Daß alles Niedre vor mir flieht
Und mir mißgünstig sehr;
Daß der Gemeine in den Kreis
Der Seinen mich nicht zählt,
Und daß entkeimt mein Lorbeerreis
In meiner eignen Welt.

Doch denken Manche anders wohl
Als ich im Herzen hier,
Verkennen jenen heil'gen Pol,
Zu dem ich ring' mit dir.
Doch ob, mein Herz, du recht auch meinst,
Oder ob Jene mehr:
Es wird sich offenbaren einst
Ueber dem Sternenheer.

Manfred.

Die Mörder aus Liebe.

(Beschluß.)

Mit hohlem, leisem Tone fuhr Sureau fort: „Es war für mich zugleich eine Qual und ein Vergnügen, Henrietten wiederzusehen; ich komme ihr näher; ... nun stehe ich vor ihr;... ich biete ihr den Arm;... sie drückt mich zurück..." Dieses letzte Wort besonders sprach er mit einem tiefen Ausdruck des Unwillens, der Scham und Verzweiflung aus. Er hebt mit krampfhafter Bewegung seine beyden Hände gen Himmel, aber er ist zu schwach und sie fallen beyde nieder. Nachdem er sich wieder erholt hatte, setzte er hinzu: „Ich gehe auf sie zu, ich rede zu ihr, sie dreht mir kalt den Rücken, und fragt mich: was willst du? Sehen will ich dich, antwortete ich; sie stößt mich zurück. ... Sie brauchten mir nicht zu schreiben, sagte sie. Ich bitte sie, sie solle mit mir ein Glas Wein annehmen, sie schlägt es mir ab, ich beharre. Entfernen Sie sich, sagt sie, ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben — ich kenne Sie nicht. Du kennst mich nicht!.. (dieß schrie Sureau mit einer gräßlichen Stimme.) Und nun bin ich außer mir selber... ich gebe ihr Stiche." Bey diesen Worten macht Sureau einen Schritt gleichsam vor Schrecken hinter sich, verliert aber durchaus das Bewußtseyn und fällt den Gensd'armen, die die Wache hatten, in die Arme; der Anblick war furchtbar, er hatte die Augen geschlossen und der Mund war offen beym heftigsten Athem. Alle Anwesenden wandten vor Schrecken ihre Blicke ab. Nach einer langen Pause brachte man ihn endlich wieder zu sich selber; er erwachte gleichsam aus einem schweren Traume, sah lange um sich her, und heftete nun auf die Geschwornen seine Blicke mit den Worten: „Da bekam ich einen kalten Angstschweiß... ich wollte mich selber durchstechen... das Stück Eisen fällt mir aus der Hand ... ein plötzlicher Schrecken überfällt mich ... ich lief davon. Ich kehrte nach des Meisters Hause zurück ... ich war zufrieden ... ich hatte meine Henriette, meine Geliebte ermordet." Hier wurde er zum zweyten Mal ohnmächtig; man mußte das Verhör einige Zeit unterbrechen; Jedermann war erschüttert, die Richter selber waren aufs tiefste gerührt, und alle Zuhörer schluchzten.

Der Präsident that an Sureau die Frage, ob er denn die Absicht gehabt habe, Henrietten zu ermorden, da er das spitzige Eisen den ganzen Tag mit sich herumgetragen, und Sureau antwortete: „Nein, ich trug das Eisen in der Tasche, um mich damit vor ihren Augen zu erstechen, denn auf sie hatte ich nun keine Hoffnung mehr. Als ich an diesem Tage ausging, hatte ich gar keinen bestimmten Gedanken. Daran dachte ich nicht zuvor, daß ich Henrietten verwunden wollte; wenn ich auch bisweilen es für möglich hielt, daß sie sich wieder mit mir aussöhnen würde, so war ich doch in einem furchtbar schmerzlichen Zustande."

In dem Zeugenverhör bestätigte es sich, daß das spitze Eisen gleich nach der That blutig auf dem Pflaster gefunden wurde. Sureau antwortete auf diese Aussagen nichts. Der Präsident ließ ihm das Eisen vorzeigen, er erkannte es mit einem tiefen Seufzer; als es der Gerichtsdiener dem Beklagten allzunahe vorhielt, rief ihm der Präsident zu, er solle sich in der gehörigen Entfernung damit halten. Der Stiche waren acht gewesen, worunter drey gefährliche, und einer, der in die Lunge gedrungen war, auf der Stelle tödtlich.

Als Sureau am Abend wieder zu seinem Herrn in die Bude gekommen war, wußte dieser nichts von der That; er sah ihn dann in einem Oberstübchen schreiben, und diesen Aufsatz las der Präsident vor; er drückt ganz die Sinnlosigkeit des Unglücklichen aus:

„Ich liebte Henrietten; sie war das einzige weibliche Wesen, über welchem ich den Kopf verloren habe; ich liebte sie, sie verließ mich, ohne sie war ich unglücklich. Ich habe an meinen Vater geschrieben um meinen Taufschein, ich erwartete ihn. Vielleicht wenn ich Soldat geworden wäre, hätte ich sie nicht ermordet. Ich war bewaffnet. Ich glaube nicht, daß ich sie verfehlt habe; es war ein Viertel vor acht Uhr. Ich sterbe vergnügt; ich habe nun mein einziges Glück; sie verließ mich und machte sich und mich unglücklich; ich bin zufrieden, daß ich sie niedergestoßen habe, so ist sie für die ganze Welt verloren. Adieu, ich sterbe vergnügt. Ich erzähle hier nicht die näheren Umstände; ich habe Eile, denn ich befürchte die Schande für meine Eltern,

wenn ich verhaftet werde. Unterzeichnet: Adolph Sureau, von Mareil im Lande Brie. Ich sterbe zufrieden, ich habe meine Henriette getödtet, auch ich muß jezt sterben. Jünglinge, hängt euch an kein Weib; ich habe alle meine Wünsche erreicht. Ich habe keinen Mitschuldigen; legt Niemand mein Verbrechen an meiner Geliebten zur Last; ich habe ihr drey bis vier Stiche gegeben, tüchtig glaube ich."

Der Vertheidiger des Sureau selber hatte auf die ewige Galeerenstrafe statt des Todes angetragen; er sagt: „Meine Herrn Richter! Als Sureau Henrietten erblickte, rief er aus: „„Sie ists, ich will mit ihr sprechen."" Sprechen mit ihr wollte er, das war sein Gedanke, sein einziger Gedanke; er will mit ihr reden. Er redet mit ihr in der That und mordet sie nicht, obgleich er das Mordeisen bey sich hat. Er spricht, und sie hört ihn nicht; er fleht, und sie drückt ihn zurück; er erinnert sie an die Versprechungen der Liebe, und sie erwiedert: sie kenne ihn nicht. Sie kennt ihn nicht! In der Mordwuth, die ihn erst jezt befällt, gibt er ihr einen Dolchstich, einen zweyten, einen dritten, er hätte sie tausend Mal gemordet, so wie er tausend Mal sein Leben für sie geopfert haben würde. Meine Herrn Richter! den kaltblütig ausgedachten Verbrechen gehören die Schaffotte; aber den Ausbrüchen der heftigen Leidenschaften, den Mordthaten aus Sinnlosigkeit müssen Sie das Loos eines langen, schmerzlichen Lebens und endloser Gewissensbisse vorbehalten. Unsere Geseße strafen die Bösewichter, aber sie schonen das Blut der Unglücklichen." Sureau wurde, wie wir oben gesagt, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche, von Matthisson.

(Fortsezung.)

Amsterdam den 23. Mai.

Vom Haag bis Harlem fährt man wie im schönsten Parke. Ueberall Baumfülle und Landhäuser, leztere im zierlichsten Style, besonders das vom Bankier Hope mit einer Vorhalle jonischer Ordnung. Leyden, wo du, lieber Bonstetten, den Freundschaftsbund mit van Santen schlossest und dein Studienwesen triebst, blieb uns rechts liegen. Aber dein schönes Jünglingsbild schwebte von dorther zu mir herüber. In Harlem, der Blumenstadt, fand der Großvater meiner Louise seine Gattin. Es klingt fabelhaft, ist aber erwiesen, daß in Harlem von den ehemaligen zweytausend Seidenwirkerstühlen nur noch zweyhundert ihr Werk treiben.

Nun führt die Straße in gerader Linie immer längs dem Kanale, wo unablässig von Pferden gezogene Treckschuyten auf- und abgleiten. Amsterdam frappirt durch seine großartigen, mitunter prächtigen Gebäude, am stattlichsten stellt sich das Rathhaus dar. Nachdem ich mit den Sehenswürdigkeiten dieser unter allen Zonen vielgenannten Stadt im Reinen war, hielt ich Mittag im Wappen von Amsterdam. Dich mit Notizen von einer mächtigen Meergebieterin, deren Inneres und Aeusseres du kennst, wie deine Vaterstadt Bern, zu behelligen, das hieße ja Heyne den Virgil und Voß den Homer erklären wollen.

Gorkum, den 24. Mai.

Einige Stunden von Amsterdam abwärts mahnten, auf eine unheimliche Weise, weithin gedehnte Meerflächen zu beyden Seiten der Straße an die mit Recht übelberüchtigten Versumpfungen des Kirchenstaates. Nahe vor Utrecht beginnen die reizenden Villen und Gärten wieder. Es leben die Kontraste.

Breda, den 25. Mai.

Dicht bey Gorkum passirten wir die Waal in einem Prahm; langweilige Fahrt, die eine Stunde dauerte! Ein Dampfschiff flog an uns vorüber; beneidenswerthe Adlerschnelle! Bald darauf sezten wir über die Maaß. Nun erneuerte sich mehrere Stunden weit das melancholische Abbild der pontinischen Sumpföde; neben der Straße gewährten elende, Dürftigkeit und Mangel verkündende Bauernhütten einen unerfreulichen Anblick. Hier in Breda, das alle Geographen den haltbarsten Festungen Europas beyzählen, ward umgespannt. Dieß geschieht in den Niederlanden mit der nämlichen Rührigkeit als in Frankreich, und jezt auch in Preußen.

Grot-Schinning, den 26. Mai.

Da mir das Spätankommen, besonders in großen Städten, von jeher widerwärtig war, und wir nicht vor Mitternacht in Antwerpen angelangt seyn würden, so beschloß ich, in diesem großen Dorfe Quartier zu nehmen, ungeachtet bey unserer Ankunft die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel stand. Der Gasthof war gar nicht übel, und empfahl sich besonders durch Reinlichkeit und freundliche Bedienung. Die Wände schmückten englische Kupferstiche, unter mir klappten sogar Billardkugeln.

Brüssel, den 27. Mai.

Eine der herrlichsten Städte der Welt, durch Bauart und Umgebungen. Paris muß in beyder Hinsicht zurücktreten. Die glänzende Architektur der obern Stadt mahnt bald an Berlin bald an München. Wir stiegen im Hôtel Bellevüe ab, hart am Park gelegen, welches seiner Benennung alle Ehre macht, und für das beste und besuchteste Gasthaus von Brüssel gilt. Der größere Theil der Gegend zwischen Breda und Antwerpen ist eine Wüsteney, wo von allen Seiten Moorgelände und Froschpfühle dem Blicke des Reisenden nichts als traurige Bilder der Unkultur darbieten. Nirgends Spuren ordnender Menschenhand, als auf der gepflasterten Landstraße, die in schnurgerader Linie, auf die lang-

weiligste Weise, durch diese campos infelices fortläuft. Dabey war die Luft rauh und schneidend wie im Spätherbst, und ein Regenschauer folgte dem andern. Ich drückte die Augen zu und flog auf den rosenfarbigen Fittigen der Phantasie an den Genfersee, in deine Arme, mein geliebter Bonstetten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. September.

Eine Gesellschaft von nordamerikanischen Wilden in Paris ist gewiß eine sonderbare Erscheinung; Leute, die, aus den Wäldern der neuen Welt durch besondere Umstände gerissen, sich auf einmal in der gebildetsten Gesellschaft befinden, müssen sonderbare Empfindungen hegen, und es wäre interessant, wenn sie so viel französisch verständen, um sie gehörig auszudrücken, oder wenn ein Dollmetscher sie uns getreu aus der Osagensprache übertragen könnte. Welch merkwürdige Unterhaltungen würden entstehen, wenn diese rohen Osagen sich mit einem Stockpariser, der nie weiter als in die Umgegend seiner Vaterstadt gekommen ist, in ein philosophisches Gespräch einließen; oder wenn ein Pariser Akademiker diesen Wilden ihre Gefühle und durch die äußern Gegenstände empfangenen Eindrücke abzumerken verstände und genau aufzeichnete, welch sonderbare Antworten würde er auf die Fragen bekommen: wie gefällt Ihnen die Pariser Gesellschaft, meine wilden Damen und Herrn, was denken Sie von unserer Regierung, haben Sie einen deutlichen Begriff von dem Nutzen unserer Akademie? u. s. w. Von allem diesem erfolgt aber leider nichts; Niemand frägt sie aus, und sie haben keine Antwort mitzutheilen. Ihre Reise ist eine elende Spekulation eines Franzosen, welcher die Wilden wie fremde Thiere aufgefangen und nach Paris gebracht hat, um sie hier zur Schau zu stellen. Anfangs wurde dieß freylich nicht in seinem wahren Lichte dargestellt. Ein Osagenfürst oder Anführer, hieß es, komme mit seiner Familie nach Paris, um europäische Bildung und Pariser Sitten kennen zu lernen; das war ein lobenswerthes Unternehmen, dem jeder Gebildete zustimmen konnte. Auch noch bey ihrer Ankunft in Frankreich glaubte man, es sey die Reise eines wohlhabenden Wilden, wofern es wohlhabende Wilde gibt. Der Anführer gab im Theater zu Rouen dem französischen Volke seine Zufriedenheit mit demselben zu erkennen, wie ein Monarch, der huldreich die Ehrfurchtsbezeugungen seiner Unterthanen genehmigt. Bey ihrer Ankunft in Paris wurden die Osagen dem Könige vorgestellt und im königl. Pallaste bewirthet. Zwar nannten die ministeriellen Blätter den Osagenanführer nicht Vetter des Königs von Frankreich, allein man konnte doch glauben, es sey wirklich ein angesehener Mann. Seitdem aber ist das Ganze auf eine bloße Geldspekulation hinausgelaufen. Ihr Führer unterhandelte nämlich mit allen Schauspieldirektionen und Unternehmern öffentlicher Lustbarkeiten, um die Osagen für Geld zur Schau zu stellen. Anfangs forderte er von den Direktoren die Hälfte der Einnahme; indeß hat er sich auf das Viertel herabgelassen, und unter dieser Bedingung werden denn die armen Menschen von einem Orte zum andern geschleppt, um als Wunderthiere begafft zu werden. Zuerst gingen sie zum Tivoligarten und zur Oper, dann zu den andern königl. Theatern, hernach sollen sie auch in den kleineren gezeigt werden. In jedem Theater weißt man ihnen eine Loge an, wo das Publikum aus allen Theilen des Saales sie gemächlich anschauen kann; zwischen den Aufzügen läßt ihnen die Direktion Erfrischungen reichen, damit das Publikum das Vergnügen haben könne, sie auch essen und trinken zu sehen; ich weiß nicht, warum man sie nicht auch wie die Bären tanzen und springen läßt. Das Pariser Publikum, welches auf etwas Neues außerordentlich erpicht ist, läuft in großer Menge hinzu, um die wilde Familie zu beschauen, die aus vier Männern und zwey Weibern besteht, mit kupferfarbigen, tatowirten Gesichtern. Zwar behaupten Spottvögel, es seyen keine eigentliche Wilde, sondern blos Kesselflicker aus der Pariser Vorstadt St. Antoine, die sich zu dieser Farce brauchen ließen, um das Publikum zu betrügen. Nun ist allerdings das Publikum mehrmals durch das Vorzeigen angeblicher Wilden hinters Licht geführt worden; manchmal, wenn es sein Geld und seine Bewunderung verschwendet hatte, fand es sich, daß die sogenannten Wilden recht zahme Leute waren, die nicht weit von der Pariser geographischen Länge und Breite geboren und erzogen waren. Aber dießmal scheint das Pariser Volk doch wirkliche Wilde oder Halbwilde vor sich zu haben, oder wenigstens Barbaren aus den Nordamerikanischen Freystaaten; denn anders sind sie doch nichts; der Führer hat sie in Louisiana oder in einem nahgelegenen Freystaate aufgekapert, gemiethet oder gekauft. Er hat sie theatermäßig geschmückt, um desto mehr Aufsehen mit ihnen zu erregen, so daß an ein getreues Kostüm nicht zu denken ist. Sie sollen ziemlich nackt in Frankreich angelandet seyn, allein die Polizey soll eine anständigere Bedeckung verlangt haben. Wahrscheinlich ist die ganze Familie eine armselige Wald- oder Feldfamilie, die sich gegen Unterhalt und Geld anheischig gemacht hat, sich in Europa herumschleppen zu lassen. Um diese Leute auch den Tag hindurch nicht müßig zu lassen, hat ihr Führer die Veranstaltung getroffen, sie ebenfalls für Geld zu zeigen; langt nämlich ein Liebhaber oder Neugieriger an und erlegt seine zehn Franken, so werden die Wilden aus ihren Kammern oder Ruhebetten herausgetrieben und müssen hervorkommen. Anfangs forderte man zwanzig Franken für diese Schau; der Preis ist zur Hälfte herabgesunken, und wird wohl noch weit tiefer sinken, denn das Neue verliert hier bald seinen Werth, besonders wenn etwas anderes Neues kömmt. Die Tagesblätter scherzen über die Wilden und über die Neugier des Publikums; ein Blatt nennt sie „die glücklichen Nebenbuhler der Giraffe.“ Anfangs wollte die Censur das Scherzen über die Barbaren nicht zulassen, allein in Paris trägt die öffentliche Meynung doch immer den Sieg davon, und jetzt überläßt die Censur ihre Schützlinge dem Gespötte der Witzlinge. Es steht zu befürchten, daß zuletzt die Herrn Wilden in einer Bude für einige Sous werden zu schauen seyn, wie es sich vor einigen Jahren mit einem gascognischen Trommelschläger ereignete, welcher durchs Schicksal auf eine Insel des Südmeeres verschlagen worden, dort tatowirt und mit der Tochter des Königs oder Anführers vermählt worden, späterhin aber aus der Gesellschaft der Wilden entflohen war, in Paris großes Aufsehen erregte, und endlich, als sich die Neugierde der Pariser gesättigt hatte und nichts mehr einbrachte, auf den Jahrmärkten herumzog und sich für eine Kleinigkeit sehen ließ. Mit manchen literarischen, politischen, artistischen Neuigkeiten geht es in Paris nicht besser als mit dem Vorzeigen eines zum königl. Eidamme erhobenen Trommelschlägers; man schaut, man staunt, man läuft hinzu, Paris wird mit Liedern und Bildern von dem großen Wunder überschwemmt, und dann kümmert sich Niemand mehr darum.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 260.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Dienstag, 30. Oktober 1827.

„Wohin soll es nun gehn?“
Wohin es dir gefällt.
Wir sehn die kleine, dann die große Welt.
Goethe.

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche,

von Matthisson.

(Fortsetzung.)

Die verrufene Lüneburger Heide regalirt doch wenigstens den Zoologen mit Heidschnucken und den Botaniker mit Erika; aber hier walten einzig nur Nebelspuke in fieberschwangern Dämpfen. Als wir in Antwerpen einfuhren, entluden die Wolken sich in so gewaltigen Strömen, daß ich, dem verzeihlichsten Mißmuthe von der Welt anheimgefallen, den Wagen nicht verlassen mochte. Das Anschauen eines der schönsten und höchsten Thürme der ganzen Erde war nur schlechter Ersatz gegen die prachtvollen Seegemälde an den Ufern der Scheide und gegen die Kirchenbilder des unsterblichen Rubens. In Mecheln, das ungefähr so viel Einwohner zählt wie Stuttgart, überraschte mich der unbeschreiblich imposante Anblick des Domthurms. Dieser Koloß ragt, wie aus Erz gegossen, und gleich Egyptens Pyramiden wie für die Ewigkeit begründet, auf einem durchaus mit großartigen Gebäuden eingefaßten Platze majestätisch empor. Daß er nicht spitz, sondern stumpf endigt, läßt ihm, so wunderlich dieß auch klingen mag, dennoch recht gut. Wenn man die lezte Poststation von Brüssel überstanden hat, entschleyert sich eine Zauberwelt, wogegen das eben mit flüchtigen Strichen geschilderte Flachland sich verhält, wie der finstere Tartarus zum morgenhellen Elysium. Links der berühmte, stromähnliche Kanal, welcher Brüssel mit Antwerpen verknüpft, und worauf unausgesezt das lebendigste Schifferleben dem Reisenden die erfreulichen Resultate des regsamsten Erwerbgeistes mit den hellsten Farben vor Augen stellt; rechts Villa neben Villa, eine immer die andere an Schönheit überbietend, meist von reizenden Parkanlagen umgeben und vortrefflich unterhalten; wahre Paradiese der Flora und ihrer Lieblingskinder! Dann das im edelsten Styl erbaute Schloß Laken mit seinen, eine große Landschaft bildenden Gartenparthien. Ueberall die reichste Fülle des vegetirenden Lebens; nirgends eine Erdscholle, so weit meine Blicke wenigstens reichten, von der man sagen könnte, daß sie gegen die Menschenhand sich widerspenstig bewiesen habe!

In der Nähe von Laken begegneten wir der Kronprinzessin der Niederlande. Troz dem schnellen Vorbeyfahren mußte die Aehnlichkeit mit ihrer Schwester in Weimar mir unverkennbar werden. Mein erster Ausgang in Brüssel war durch den Park, wo es von Menschen wimmelte, denen die rauhen Lüfte nichts anzuhaben schienen. Die zahlreichen Statuen sind eben so schlecht als die Bäume schön sind. Das Ganze gewährt den Einwohnern der wunderschönen Stadt eben so große Annehmlichkeit als die Stuttgarter Anlagen ihren Besuchern.

Eine fremde Dame hat im hiesigen Zeitblatte, le Belge, durch einen, übrigens hübsch geschriebenen Brief ihr Erstaunen, und zugleich ihren Beyfall zu erkennen gegeben, daß der Kronprinz mit seiner Gemahlin und seinen drey Kindern, gleich einer einfachen Bürgerfamilie, ohne

von Hofgefolge oder Garden umgeben zu seyn, spazieren gehe; wo diese Dame wohl herkommt, um sich über so etwas noch wundern zu können! Vielleicht aus der Türkey oder Persien. Ein freundlicher Stern hatte gewaltet, denn ich kam den Tag vor dem Schlusse der Kunstausstellung hier an; so wurde mir der Genuß des mannigfachsten Schönen gerettet. Daß der alte niederländische Kunstgeist seine Fittige immer noch jugendlich-kräftig regt, und seiner herrlichen Eigenthümlichkeit treu geblieben ist, davon liefert diese reiche Schaustellung, welche 434 Nummern zählt, den augenscheinlichsten Beweis.

Der tiefste Eindruck ging mir von einem Hauptbilde aus, Pygmalion und Galathee lebensgroß darstellend, welches dem Historienmaler Ritter Odevaere, zur höchsten Ehre gereicht. Ein glücklicher, von der Grazie der Sittlichkeit selbst eingehauchter Gedanke schien mir der, daß der Künstler von einem Dreyfuß antiker Form ein Rauchwölkchen ausgehen ließ, welches im ersten Lebensaugenblicke der Galathee zum verschleyernden Gürtel dient.

Das Lokal der Kunstausstellung ist wahrhaft königlich; herrliche Säle mit Marmorsäulen korinthischer Ordnung, wo das Licht, was bey allen Gemäldesammlungen wünschenswerth wäre, von oben einfällt.

Das prachtvolle Gebäude führt den ehrenwerthen Titel Museum und enthält das physikalische Kabinet und alle Kunst- und Naturaliensammlungen.

Leztere konnten mir nach Beschauung der Pariser, Pavier, Florenzer, Münchner, Berliner und Genfer Sammlungen nicht viel Neues mehr darbieten*). Die Gegenstände sind aber systemgerecht in wohlbeleuchteten Glasschränken geordnet, Säugethiere und Vögel musterhaft ausgestopft und gut erhalten. Besonders zahlreich sind die Schlangen und Fische. Auch die Konchylien findet man hier, mit Ausnahme von Florenz, vollständiger als irgendwo in den schönsten Exemplaren beysammen. Das Faulthier ist vorhanden, das Schnabelthier fehlt noch.

Im Saale, wo die physikalischen Instrumente aufgestellt sind, werden naturhistorische, mathematische und physikalische Vorlesungen gehalten, woran Personen aus allen Ständen Theil nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses ist dahin zu berichtigen, daß ich mich nicht erinnere irgendwo einen Vampyr (Vespertilio spectrum L.) gesehen zu haben, wovon in jener Sammlung ein wohlerhaltenes Exemplar aufbewahrt wird. Auch die Klapperschlange, von der ich daselbst eine von der ersten Größe antraf, hatte ich früher niemals Gelegenheit so genau zu untersuchen. In der ornithologischen Reihe vermißt man die prachtvolle Menura und den eben so prachtvollen Argus, die, als naturgeschichtliche Seltenheiten, unter den Vögeln das nämliche sind, was unter den Konchylien die ächte Wendeltreppe und die Orangeflagge.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

Briefauszüge von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung von Nro. 209.)

Die Natur entfaltet sich in dieser scheinbar so öden Gegend mit einer gewissen wilden Pracht, wobey mir das Herz schwillt von Antheil und Freude. Oft sieht mir's gerade aus, als wolle sie sich nicht meistern lassen von der Scheere der Kultur, die ihr die üppigsten Lebensfaden wegschneidet, noch ehe sie recht haben auslaufen können. Möchten Sie doch hier seyn, mein geliebter Freund! Sie fehlen mir noch. Mit wem soll ich auch recht plaudern, wenn mir die Brust gerade voll ist? Die Gräfin wird vor Tafel nicht viel sichtbar, sie sizt auf ihrem Zimmer und schreibt, was, weiß Gott; ich bin mit dem Geheimniß dieses Schlosses noch immer nicht im Reinen; und der alte steife Herr, der Major domus, sieht so ceremoniös aus in seiner goldgestickten, weißen Atlasweste, daß ich mich gar nicht an ihn wage mit meiner Blumenfreude. Glücklicher Weise ist die Witterung außerordentlich schön, so daß wir die ganzen Abende auf dem Balkon zubringen, von dem ich Ihnen, glaube ich, in meinem lezten Briefe geschrieben habe. Die Gräfin hält dort aus, und mir wird's dann wohl. Sehen Sie, ich bin Ihnen auch so ein kurios befaitet Instrument, das nicht recht klingt ohne einen Mitklang. Wenn ich dem Sternenhimmel in die goldenen Augen schaue, und sich dann in meinem Gesichte die Erinnerung an alle die Genüsse malen mag, die ich diesem Anblicke verdanke, seitdem ich zum geistigen Bewußtseyn erwacht bin, so sieht mich die Dame mit einem eigenen Ausdrucke des Verständnisses an. Und dann thut sie irgend eine positive astronomische Frage, um dieser „allgemeinen astronomischen Distraktion,“ wie sie das Versinken in jene einzige Idee zu nennen beliebt, ein Ende zu machen. Von unsern Monduntersuchungen ausgehend, will sie wissen, warum unsere Erde nur einen Mond, und der Jupiter dagegen vier Monde hat? „Der prächtige Jupiter!“ rief sie; „ich habe den Stern in seinem herrlichen gelblichen Lichte immer so gerne gehabt. Und nun erzählen Sie so viel Schönes davon in Ihrer Abhandlung; sagen Sie mir nur, was thut er mit vier Monden?“ — Die Frage berührte eine astronomische Idiosynkrasie; ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß ich, Gott weiß aus welcher Ahnung, diesen Planeten immer vorzüglich geliebt habe. Sie sollen sehen, wenn ich sterbe — und wie lange wird's denn damit eigentlich noch dauern? — so komme ich nach dem Jupiter. Ich brauche den Ausdruck „kommen“ recht absichtlich, wie man auf Schulen spricht, „nach Sekunda, nach Prima kommen.“ Denn, sagen Sie mir, lieber H., um mir diese Digression zu erlauben, was sollte mich hindern, unser Planetensystem in seiner stufenwei-

sen Vollkommenheitszunahme als eine wohleingerichtete Klassenverbindung zu betrachten, bey welcher der Tod in seiner Eigenschaft eines Rektors die Versetzung besorgt, indeß sich der Schöpfer, als Oberschulinspektor, die Qualifikationskontrolle vorbehalten hat? Und warum sollte Er mich, nach dieser Analogie, nicht von der Erde, mit Uebergehung der Zwischenklasse des Mars (von den vier Planetoiden, als erst in der planetarischen Formation begriffenen Weltkörpern, spreche ich gar nicht) gleich nach dem Jupiter versetzen wollen, gleichwie ich auf der Domschule zu Magdeburg, von Tertia gleich nach Prima kam? Wenn ich so auf dem Jupiter wieder mit Ihnen zusammenträfe? Aber wo gerathe ich hin? Genug, die Gräfin wollte wissen, warum der Jupiter vier Monde habe, statt daß sich unsere arme Erde mit Einem behelfen muß? „Gnädige Frau!" erwiederte ich ihr, „mit dem schönen Jupiter hebt, in mehr als dieser einzigen planetarischen Einrichtung, eine ganz neue Welt an; auch ist Jupiter nicht der einzige Planet unseres Systemes, der die Auszeichnung mehrerer Monde besitzt. Der auf ihn folgende Saturn hat gar sieben Monde, und Uranus, der das lezte Glied der Kette zu bilden scheint, zählt wenigstens neun, wenn die beobachtende Astronomie bis jezt auch erst sechs davon in den unermeßlichen Fernen entdeckt hat." — „Vier, sieben, neun." unterbrach sie mich, „Sie machen mich unendlich neugierig; sollte sich in dieser Zahlenreihe vielleicht ein bestimmtes Gesetz der Fortschreitung entdecken lassen?" „Nicht Das eigentlich, meine Gnädigste! Man darf nach dem heutigen Stande der Wissenschaft vielmehr überhaupt nur sagen, daß die Anzahl der Monde mit der zunehmenden Entfernung vom Centralkörper, d. h. der Sonne des Systems wachse? Sie dürfen auf den Grund dieser Analogie, deren geistiges Sehrohr überall weiter reicht als die Achromaten, auch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Mars ebenfalls Monde hat, wenn sie gleich noch nicht in unsern astronomischen Kompendien stehen. Die wohlthätige Hand der Vorsehung hat zu diesem Ersatzmittel ihre Zuflucht genommen, um den Erleuchtungsverlust zu ersetzen, den jene sonnefernen Planeten durch ihren weiteren Abstand von der Ausflußquelle blendenden Lichtes erleiden." — „Ja wohl blendend," versezte sie. „Wie viel reizender stelle ich mir dagegen den Jupiter vor, der, geschüzt vor den zehrenden Sonnengluten nur des gemilderten Lichtes dieses strahlenden Gestirns genießt, und dessen Nächten so viele Monde scheinen! Aber sagen Sie mir, nimmt nicht das Beleuchtungsvermögen der Monde, die doch auch nicht von eigenem, sondern nur von dem erborgten Lichte glänzen, mit welchem sie die Sonne bestrahlt, in jenen unermeßlichen Entfernungen ebenfalls ab? Ich gestehe Ihnen, daß mich nach diesem mildern Lichte verlangt; es liegt so viel Trauliches in seinem stillen Scheine, daß ich mich auf den Schwingen der Ahnung in eine Jupiters-Mondschein-Landschaft versetze. Warum taucht kein Maler seinen Pinsel in diese Farben? Warum verlegt keiner unserer Romantiker den Schauplatz seines Sujets auf jenen Planeten, nachdem die terrestrischen Situationen ziemlich verbraucht sind?" „Lassen Sie uns bey dem astronomischen Theile Ihrer Frage stehen bleiben, gnädige Frau!" fiel ich ihr ein. „Ich muß Ihnen zur Beantwortung desselben zuvörderst bemerken, daß die Monde bey ihrer Bewegung um den Planeten, dem sie erleuchtend dienen, das merkwürdige Gesetz befolgen, demselben immer nur die nämliche Halbkugel zuzuwenden, indeß die andere Halbkugel beständig abgewendet bleibt. Von einem kleinen Unterschiede, den man Vibration." . . Sie unterbrach mich, indem sie mit einer gewissen hastigen Bewegung, der der Major domus mit unruhigen Blicken folgte, aufstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Vor wenigen Wochen wurde hier eine Frau hingerichtet, die ihren Mann vergiftet hatte. Sie läugnete die That vor Gericht, und man hatte keine Zeugen, die die That hätten bestimmt gegen sie beweisen können. Aber sie hatte glücklicher Weise für die öffentliche Gerechtigkeit auf dem Wege nach dem Gefängniß das Verbrechen mit allen Umständen den Polizeydienern bekannt, und auf die Aussage dieser wurde sie verurtheilt. Diese Benutzung eines Bekenntnisses gegen einen Verbrecher wird von manchen unserer Journalisten getadelt, und ist freylich tadelnswerth, wenn man als Grundsatz annimmt, daß man Niemanden Anlaß geben soll zu seiner eigenen Verurtheilung beyzutragen, wie man so oft Friedensrichter die Verbrecher warnen hört, nicht gegen sich selbst zu zeugen; aber so ist es beynahe mit allen unsern rechtlichen Formen, auf allen Seiten Ungereimtheit und Widerspruch.

Neu Süd Wales hebt sich von Jahr zu Jahre mehr in seiner Wichtigkeit als brittische Kolonie, und muß in wenigen Jahren schon eine bedeutende Rolle in dem Gange der Civilisation der Welt übernehmen. Unter diesen Umständen ist die englische Regierung ernstlich darauf bedacht, indem sie die Bevölkerung auf dem natürlichen Wege sowohl als durch Verbannte und freye Einwanderer vermehrt, die Bestandtheile derselben zu veredeln, und hat deßwegen Offizieren, die auf halbem Solde stehen, die vortheilhaftesten Bedingungen gemacht, wenn sie sich dort als Oekonomen niederlassen wollen. Ein neulich erschienenes Werk in Briefen, von einem Wundarzte Namens Cunningham, welcher nicht nur vier Reisen mit Verbannten dahin gemacht, sondern auch zwey Jahre lang dort gelebt hat, enthält sehr viel Lesenswerthes. Im December 1789, heißt es an einer Stelle (ein Jahr nach der Gründung der Kolonie), wurde die erste Erndte zu Paramatta gesammelt. Im Jahr 1790 nahm der erste Kolonist, Jakob Ruse, Besitz von seinem Lande; 1791 wurden zwölf Gefangene am Hawkesburn angesiedelt, welche 1793 1200 Büschel Getreide in das öffentliche Vorrathshaus lieferten, das erste Getreide, welches die Regierung in der Kolonie kaufte; 1796 wurde das

erste Schauspiel aufgeführt; 1803 die erste Zeitung (Sidney Gazette) gedruckt, und in demselben Jahr beging ein Mann, der sich im Gefängniß erhing, den ersten Selbstmord; 1805 wurde das erste Schiff gebaut; 1806 ereignete sich die erste große Ueberschwemmung des Hawkesburyflusses, wodurch der Waizen bis zu acht Schilling das Buschel, und das Pfund Brod bis auf drittehalb Schilling stieg, und ein Buschel Maiß zur Saat für die ungeheure Summe von sieben Pfund Sterling verkauft wurde; 1810 geschah die erste Musterung der Einwohner u. s. w.; in diesem Jahre wurde auch das erste Zollgatter errichtet, es stellten sich die ersten Raupen ein, die Straßen von Sydney wurden geordnet und benannt, Wochenmärkte festgesezt, und die ersten öffentlichen Wettrennen gehalten; 1813 wurde die erste Messe in der Kolonie zu Paramatta gehalten; 1817 die erste Bank (zu Sydney) eröffnet; 1818 gab es den ersten Ehebruchsprozeß; 1820 wurde der erste Kolonialtabak verkauft; 1825 das erste Buch (Bushby über Weingärten) kritisirt, und die Kritik mit einem Preis belohnt; in diesem Jahre kam auch der erste Prozeß wegen Nichterfüllung eines Heirathsversprechens vor; 1826 wurde das erste öffentliche Konzert gehalten. Ferner heißt es: „Hier, wo es vor 38 Jahren keinen einzigen gesitteten Menschen gab, welcher den wilden Bewohnern den Besiz der Wälder streitig gemacht hätte, gibt es deren jezt 40,000, welche über einen Landstrich von 200 Quadratmeilen (engl.) verbreitet sind, und ihre regelmäßigen bürgerlichen und peinlichen Gerichtshöfe haben. Wo vor 38 Jahren nicht ein einziges europäisches Thier athmete, grasen jezt über 200,000 Schafe, 100,000 Stück Rindvieh, und viele tausend Pferde und andere zum Nutzen oder Vergnügen des Menschen bestimmte Thiere. Wo vor 38 Jahren nicht eine Kornähre gebaut wurde, sehen wir jezt in den Zeitungen eine Anfrage nach 30,000 Buschel für den Jahresverbrauch einer einzigen unserer Brennereyen; vier Dampfmühlen, zehn Wassermühlen, achtzehn Windmühlen und zwey Pferdemühlen liefern uns einen Ueberfluß von vortrefflichem Mehl von unserem eigenen Waizen, zwey sehr große Brennereyen bereiten mehrere hundert tausend Maße vortrefflichen Branntweins von unserer eigenen Gerste und unserem eigenen Maiß, und dreyzehn Brauereyen Ale und Bier aus unseren verschiedenen Getreidearten, im Durchschnitt 8000 Orhoft jährlich. Auf der Stelle, wo Sydney stehet, welche Veränderung! Wo man vor 38 Jahren nicht eine Hütte erblickte und nicht das geringste Handelsgeräusch vernahm, haben wir jezt eine Stadt von einer Meile im Gevierte, mit thätigen Bewohnern angefüllt und wimmelnd von Fuhrwerken, welche die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens die Straßen entlang führen, wo die Marktsporteln für dieses Jahr für 840 Pfund und der Zoll an den Schlagbäumen für 1000 Pfund verpachtet worden ist, eine Stadt, welche acht-und-zwanzig Agenten für die Schiffsangelegenheiten zählt, eilf Versteigerer für den schnellen Waarenverkauf, eine Handelskammer zur Beförderung und Beobachtung des Handels, zur Bewerkstelligung von Versicherungen und der Schlichtung von Streitigkeiten, zwey blühende Banken, welche vierzig Procente Gewinn unter ihre Eigenthümer vertheilen, und drey Zeitungen, von denen eine ein Mal und zwey zwey Mal die Woche erscheinen, und in einer von welchen ich einmal 124 Anzeigen zählte." Großen Mangel leidet die Kolonie an Frauen, und der Verfasser räth sogar eine Ausfuhr von Weibern dahin zur Ergänzung dieses Mangels als nützlich an.

Vergangenen Montag erschien Keans Sohn zum ersten Mal auf der Bühne, und zwar in der Rolle des Douglas, im Trauerspiel dieses Namens; er erndtete aber nur einen mittelmäßigen Beyfall.

Hamburg, September.

(Beschluß.)

Herr Reithmeyer, Bariton, ist ein gebildeter Sänger, der sich in der neuesten Zeit mit vielem Glück der Darstellung komischer Rollen in der Oper gewidmet hat; weniger passen ernste Parthieen für ihn.

Herr Wolterek ist ein Bassist wie man sie selten findet. Seine starke, klangvolle Stimme hat einen bedeutenden Umfang und ist gut gebildet.

Herr Mentschel singt kleine Tenorpartbieen und spielt Liebhaber und andere jugendliche Rollen im Schauspiel.

Mad. Lebrun wirkt mit Glück im Lust- und Trauerspiel; eine hohe, schöne Gestalt unterstüzt dabey die Bestrebungen dieser talentvollen Künstlerin. Damen aus den höheren Ständen gelingen ihr besonders wohl. — Mad. Mevius zeigt sich am vortheilhaftesten im Trauerspiele, ihre Olga, Maria Stuart, Eboli u. a. sind sehr gute Leistungen; zu ihren besten Darstellungen im Lustspiel gehört Minna von Barnhelm. — Mad. Mädel, obgleich eine der jüngsten Schauspielerinnen unserer Bühne, spielt mit besonderem Glücke Mutterrollen und Anstandsdamen. Mit ihrer volltönenden Altstimme wirkt sie vortheilhaft in der Oper, und ihr Tancred sucht seines Gleichen. — Dem. Peche ist eine junge, talentvolle Künstlerin, der es ernst ist zur Vollendung zu gelangen. Ihr sagen vorzüglich hochpoetische Charaktere zu. — Mad. Wolterek spielt im Lustspiele, und spricht vorzüglich durch Wahrheit und Innigkeit des Gefühls an. — Dem. Schäfer gibt seit dem Tode der Reinbold fast alle muntern und naiven jungen Mädchen. Einige Rollen faßt sie mit Geschick auf, in andern zeigt sie hingegen ein etwas geschraubtes Wesen. — Mad. Marschall gibt zärtliche Mütter und alte Frauenrollen. Schwazhafte Haushälterinnen und dergleichen gelingen ihr vorzüglich gut. — Die Damen Klengel und Lichtenheld geben gleichfalls alte Rollen, und manchmal nicht ohne Glück. — Mad. Fischer spielt noch immer, sowohl im Schauspiel als in der Oper; und keine ihrer vielen Nachfolgerinnen hat sie uns ganz ersetzen können. — Für den Winter besizt unsere Oper jezt in Mad. Kraus-Wranitzky einen Stern erster Größe, eine eigentliche Prima Donna. Ihr Gesang läßt, sowohl im einfachen wie im figurirten Styl, nichts zu wünschen übrig, und befriedigt auch die gespannteste Erwartung. — Dem. Schröder, früher beym Hoftheater zu Wien, die zweyte Tochter der berühmten Sophie Schröder, und eine geborne Hamburgerin, gehört zu den hoffnungsvollsten Kunstjüngerinnen, und wir bemerken fortwährend, wie sie mit Eifer im Fortschreiten auf dem Pfade zu höherer Kunstbildung begriffen ist. Ihrem gefühlvollen Gesange vereint sich ein Spiel, wie es höchst selten bey einer Sängerin gefunden wird; die Schule der Mutter ist darin nicht zu verkennen. — Mad. Cornet tritt, seit ihre Stimme durch Unwohlseyn bedeutend gelitten, mit Beyfall in minder bravourmäßigen Singpartbieen auf, die sie stets durch ein anständiges, lebendiges Spiel zu heben weiß.

Das nicht zu zahlreiche Orchester, dem besonders noch eine Verstärkung der Violinen und Verbesserung manches Instruments, z. B. der Oboe, zu wünschen wäre, befindet sich unter der kraftvollen, umsichtigen Leitung des Herrn Musikdirektors Krebs sehr wohl, und gibt in der Regel keinen Grund zu Klagen; auch die Musik in den Zwischenakten hat eine bedeutende Verbesserung erfahren.

In Kurzem berichten wir über die jüngsten Erscheinungen auf unserer Bühne.

Beylage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 261.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Oktober 1827.

> O, nimmer will ich seinen Glauben schelten
> An der Gestirne, an der Geister Macht.
>
> Schiller.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Fortsetzung.)

„Verderben Sie mir die Imagination nicht," rief die Gräfin; „wie? mein schöner Mond zeigte mir immer nur dieselbe Hälfte, und enthielte mir den Anblick der andern, die vielleicht noch viel, viel schöner ist, neidisch vor? Und ein Mondbewohner umgekehrt, der des Anblicks der Erde genießen wollte, und auf der abgewendeten Halbkugel wohnte, müßte eine weite Reise nach der diesseitigen unternehmen, um seine Wißbegierde zu befriedigen?" — „Nicht anders, gnädige Frau! ich bilde mir sogar ein, daß dergleichen Reisen der Seleniten dort zu den sehr gewöhnlichen Unternehmungen gehören, indem die Wißbegier dabey auf mehr als Eine Art befriedigt werden dürfte. Höchst wahrscheinlich nämlich hat die wohlthätigweise Hand der Vorsehung derjenigen Mondshalbkugel, welche dem Planeten behufs der Erleuchtung seiner Nächte beständig zugekehrt bleibt, eine solche Einrichtung gegeben, wodurch die Reflexion des Sonnenlichtes, welches der Trabant zurückstrahlt, befördert wird. Für den Erdenmond scheint die Beobachtung darauf hinzudeuten; wir sehen die uns zugewendete Hälfte mit unzähligen Bergen bedeckt, und schließen daraus auf Felsen und weißes Gestein, wodurch jener Lichtreflexionsprozeß gesteigert wird. Die jenseitige Hälfte dagegen kann die, zur Ernährung der Seleniten tauglichen großen und fruchtbaren Auen, die Gärten und Lusthaine enthalten, aus denen, wie gesagt, diejenigen Reiselustigen abgehen, denen der Anblick einer Mond-Gebiegslandschaft, und nebenher unserer, nur von dort aus sichtbaren Erde am Herzen liegt. Unter dieser Voraussetzung nun darf die Analogie mit Grunde folgern, daß die Monde der entfernteren Planeten, nach Verhältnisse dieser Entfernung, die Lichtreflexionsfähigkeit in einem immer höheren Grade besitzen, je schwächer das Sonnenlicht wird, welches sie aus so weiten Fernen empfangen. Bin ich Ihnen deutlich, meine gnädige Frau?" sezte ich mit einiger Besorgniß, meine Hypothese nicht faßlich genug vorgetragen zu haben, hinzu. Sehen Sie, ich hätte mir die Frage ersparen können; diese scharfsinnige, eben so fein als tief fühlende Dame war meinem Raisonnement sogar vorausgeeilt. „Vollkommen!" gab sie mir zur Antwort; „die Vorsehung verstand einen doppelten Zweck bey jener Einrichtung der vier Monde zu erreichen, welche die schönen Nächte des prächtigen Jupiter erhellen. Indem sie die, dem Planeten fortwährend zugekehrten Hälften derselben großentheils aus weißen Felsenmassen bestehen ließ, welche zur Zurückstrahlung auch schwächeren Sonnenlichtes besonders geschickt sind, konnte sie alle die freundlicheren Mondlandschaften, die den Lebensgenuß der Bewohner jener Jupiterstrabanten bedingen, in die abgewendeten Halbkugeln verlegen. Ich denke mir," unterbrach sie sich, „eine solche Reise aus einer Mondshalbkugel in die entgegengesezte, durch pittoreske Felsenmassen und den Anblick des Hauptplaneten vor der ersteren ausgezeichnete

unendlich interessant. Wie nur eine Jupiter-Mond-Kutsche, behufs der Zurücklegung einer solchen Reise um diese Mondwelt beschaffen seyn mag? denn," fuhr sie munter fort, — „Sie werden darüber mit mir einverstanden seyn, den vollkommnern Charakter, den Sie den sogenannten obern Planeten und ihren Monden beylegen, auch auf die bürgerlichen Lebenseinrichtungen auszudehnen. Ich hatte in der Nacht nach unserer lezten astronomischen Abendunterhaltung einen Traum. Darf ich Ihre Mondstheorie durch Erzählung desselben unterbrechen?" — „Sie machen mich neugierig, gnädigste Gräfin! Träume sind zuweilen geistige Erhebungen, in welchen sich der Flügelschlag der Psyche freyer entfaltet. Haben Sie diese Schwingen in den Zaubergarten eines vollkommner organisirten Weltkörpers versezt, so muß ich Sie lebhaft bitten, mich den Genuß theilen zu lassen." — „Ja wohl Zaubergarten!" rief sie mit Bewegung. „Was wäre Tasso's liebliches Gebilde gegen die Feerey dieser Himmelslandschaft! Wüßte ich..." Sie hielt inne, und nach einer Pause: „Aber in welchen Theil des materiellen Planetensystems soll ich die Schöpfung der Phantasie verlegen? wird, muß ihr eine Wirklichkeit entsprechen?" — „Darf ich Sie unterbrechen, gnädige Frau?" fiel ich ein. „Das ist der unschätzbare Nutzen der Astronomie, die nicht blos mißt und rechnet, um die Schiffe über den spurlosen Ocean zu leiten, daß sie dem sehnenden Menschenherzen in der Unendlichkeit der Welten, die sie aufschließt, einen festen Boden für die Forderungen seiner geheimsten Wünsche anweist. Wenn es erlaubt wäre, das Wort Sterben im Gespräche mit einer Dame zu gebrauchen, die so viele Berechtigungen auf das Leben hat, so würde ich sagen, die Astronomie erwecke Lust zum Sterben, wenn das Leben, wenigstens ein bestimmtes, anfange schaal zu werden." — „Ich verstehe Sie," erwiederte die Gräfin, „und will also den ersten Ihrer vier Jupitersmonde und zwar seine vom Hauptplaneten abgewendete Halbkugel als den Schauplatz der Aussichten betrachten, die mir eine bewegte Phantasie erschloß. Ein Rosenhain bedeckte die sammtgrüne Moosfläche, über welche ich leicht, wie von den Flügeln der Verklärung getragen, dahinschwebte. Hochstämmig wölbten sich die majestätischen Bäume mit blüthenschweren Kronen zum Dome, dessen Kuppel mein entzücktes Auge kaum erreichte, und welche von einem phosphorescirenden Lichte glänzte, nach dessen Quelle ich vergeblich suchte. Von den Gipfeln liefen die Blumen in dichten Guirlanden längs den Stämmen bis zum Boden herab, aus dem sie lianenartig, gleich schlanken Säulen verkörperten Duftes, wieder zum tiefblauen Nachthimmel, der in eigenthümlich stillem Scheine durch das Blüthendach schaute, hinauf stiegen. Ich brach eine solche Rose, und kein Dorn verlezte mich; keinerley feindliche Mahnung lauerte in dem Hinterhalte dieser Blumen, um an die Störung zu erinnern, welche die Vorsehung mit düsterm Ernste in den Strauß der Genüsse niedriger organisirter Planeten gebunden hat. Keine kühle Nachtluft durchschauerte die linde Atmosphäre, um erkältend die Exaltation zu zerstören, in welche die feyerliche Stille der Natur versenkt; ich sog den Blüthenodem ihres Rosenmundes mit sanfteren Zügen in mich. Und wie soll ich Ihnen ein unbeschreibliches Etwas näher bezeichnen, dessen Reiz geheimnißvoll über das Ganze ausgegossen war, und für welches die Erinnerung geistige Anklänge, die Sprache aber keine lauten Worte hat? jenes magische Etwas, welches sich in die Farbe des irdischen Traumes kleidet, um uns seinen überirdischen Ursprung zu verbergen; jenen Anhauch liebender Ahnung verwandter Geister und ihres stillen Vertröstens auf ein Höheres, der nur augenblicklich auf dem Spiegel der innersten Seele haftet, und den das Erwachen mit friedlichhellem, unmischbarem Lichte sogleich verwischt? Haben Sie wohl in diesem Sinne geträumt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Tiegerjagd in Indien *).

Wir hörten, daß ein Tieger fünf Meilen von uns in einem Zuckerrohrfeld gesehen worden sey, und sogleich wurden die Elephanten angeschirrt und wir ritten ab. Dennison saß auf einem Elephanten, welcher zur Jagd abgerichtet war und den das Schießen nicht mehr schreckte; Riaao und ich auf einem andern, dem der Auftritt ganz neu war. In der Howdah (Haube, Thurm auf dem Rücken des Elephanten) fanden wir drey mit Kugeln geladene Flinten, ein Paar Pistolen und zwey Speere. Hunderte von Eingebornen, meistentheils mit Speeren bewaffnet, kamen während unseres Marsches herbeygelaufen, und schienen so vielen Antheil an der zu erwartenden Unterhaltung zu äußern, als unsere Bauern in England bey einer Fuchsjagd. Wir hatten nicht einen einzigen Hund bey uns, und dieß war gar nichts Auffallendes, denn wenn es auch in Oberindien eine Zucht Hunde geben mag, die zu dieser Jagd taugt, so sind dagegen in ganz Südindien die Hunde so elend, daß man sie zu nichts brauchen kann, und englische Jagdhunde sogar, die man bey ihrer Ankunft zu Kalkutta oft mit hundert bis hundert-fünfzig Pistolen zu bezahlen pflegt, arten, wie alle andern europäischen Thiere in Indien in wenigen Monaten aus. Der Zusammenlauf einer großen Menge Eingeborner bey einem Zuckerrohrfelde und das Klettern einiger Jünglinge auf nahestehende Kokosbäume zeigte uns an, daß wir an Ort und

*) Aus den Adventures of Naufragus.

Stelle gekommen waren. Auch unsere Elephanten witterten den Feind schon aus großer Ferne und zeigten dieses auf verschiedene Weise an; der unsrige wurde sehr unruhig, schnaubte, brüllte, stand still und schien umkehren zu wollen, während der andere mit hochgeschwungenem Rüssel und blitzenden Augen seinen Schritt beschleunigte. Endlich wurden wir des Thieres ansichtig; es kauerte unter dem Zuckerrohr und auf ein gegebenes Zeichen feuerten wir alle zugleich. Es erfolgte eine Todtenstille und wir wollten eben wieder laden, als ein lautes, gräßliches Gebrüll uns verkündigte, daß wir getroffen hatten. Dennisons Elephant stand ruhig gefaßt mit aufgehobenem Rüssel da, bereit sich zu vertheidigen oder anzugreifen. Nicht so der unsrige; das arme Thier zitterte am ganzen Leibe und rannte mit unglaublicher Schnelligkeit und einem Geschrey gleich dem Schmettern einer Trompete mit uns davon. Unsere Lage war kritisch, wir hatten die größte Mühe, unsere Sitze zu behaupten; der schwerfällige Lauf des Thieres warf uns gegen und über einander, und wir dankten dem Himmel, als es endlich so weit ruhiger wurde, daß wir uns umsehen konnten. Der Anblick war wirklich schön; der Tieger, sich in grimmiger Wuth nach seinen Verfolgern umsehend und die Seiten mit dem Schweife schlagend, floh mit mächtigen Sprüngen über die Ebene nach einem Gebüsche zu, wohin ihm Dennison auf seinem Elephanten und die Indier zu Fuße in vollem Laufe nachsetzten. Mit Mühe wandte der Treiber unser Thier herum; sein Blick gab zu erkennen, daß es an dem Auftritte eben so großen Antheil nahm als wir, aber keine Macht in der Welt schien es vorwärts bringen zu können. Wir entschlossen uns also kurz, sprangen von seinem Rücken herab, und liefen, Jeder mit einer Flinte versehen, unserem Freunde nach, und erreichten ihn bey dem Walde, wo sich der Tieger in einem dunkeln Winkel verkrochen hatte. Dennison ließ seinen Elephanten sich niederbücken, und wir stiegen an der Leiter in sein Howdah, wo wir alle Raum genug fanden. Während wir dem Tieger im Angesicht blieben, feuerten mehrere Indier von hinten her beständig auf ihn, um ihn herauszutreiben, und ein fürchterliches Heulen, das er von Zeit zu Zeit hören ließ, zeigte an, wie oft er verwundet wurde. Endlich trieb ihn der Schmerz zur Verzweiflung; er stieß aufs Neue ein durchdringendes Geheul aus, und sprang nun mit schaudererregendem Gebrülle, feuersprühenden Augen und offenem Rachen bis auf zehn Schritte von unserem Elephanten hervor, welcher immer den Rüssel in der Höhe seiner gewartet hatte. Eine Minute lang standen beyde Thiere mit offenem Munde einander gegenüber und maßen sich mit grimmigen Blicken; jetzt schossen wir, und zu gleicher Zeit sprang der Elephant vorwärts und versetzte dem Tieger, welcher sich eben auf uns werfen wollte, einen so derben Schlag mit dem Rüssel, daß er zu Boden stürzte; hierauf hob ihn unser Verbündeter mit unglaublicher Schnelle und Behendigkeit in die Höhe, und drückte ihn so mit dem Fuße, daß ihm das Eingeweide aus den Wunden hervordrang, während die Indier ihm mit ihren Spießen den Garaus machten, und die Stiche mit wilder Freude noch fortsetzten, als das Thier schon todt war. Das Jammergebrülle des sterbenden Thieres war wirklich schmerzlich anzuhören und erregte unwillkührlich unser Mitleiden. Bewundernswürdig war die Sorgfalt, womit der Elephant seinen Rüssel in Acht nahm, so wie die außerordentliche Geschicklichkeit, Genauigkeit und Unwiderstehlichkeit seiner Angriffe, gepaart mit der Kaltblütigkeit und Klugheit, dem hohen Muth und dem vollkommenen Bewußtseyn, womit er alle seine Bewegungen ausführte. Wohl darf man sagen, der Elephant ist das Wunder der Schöpfung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Anfang Oktober.

Durch eine medicinische Streitfrage ist eine Art von Spaltung in der Académie royale de médecine entstanden, die Frage ist jedoch so beschaffen, daß auch das große Publikum an ihr Antheil nehmen muß, wie sie denn auch bereits in der Deputirtenkammer einige Male erörtert worden ist. Bekanntlich sind die Aerzte in Amerika, Frankreich und England uneins darüber, ob das gelbe Fieber ansteckend sey oder nicht. Vormals war man fest überzeugt, jenes Fieber sey eben so contagiös als die Pest und erheische dieselben Vorsichtsmaßregeln. Als vor einigen Jahren das gelbe Fieber in Barcelona ausbrach, und dort so grausame Verheerungen hervorbrachte, sandte die französische Regierung eine Kommission dahin, um diese Krankheit genau zu beobachten. An der Spitze dieser Kommission stand der jetzige Generalsekretär der medicinischen Akademie, Dr. Pariset, der seitdem auch Vorsteher des großen Irrenhauses zu Bicetre geworden ist, also ein einflußreicher, mit Stellen und Pensionen begabter Mann. Denn bekanntlich erhielt die Kommission bey ihrer Rückkunft aus Spanien von den gesetzgebenden Kammern eine Nationalbelohnung oder eine lebenslängliche Pension wegen des Muthes, den sie bey der Beobachtung der fürchterlichen Seuche bewiesen haben sollte. Nun meynten zwar manche Leute, solchen Muth würde jedweder Arzt an ihrer Stelle bewiesen haben, wie sich denn auch wirklich eine Menge Aerzte zur Reise nach Barcelona angeboten hatten. Andere zweifelten sogar, ob die Herrn Kommissarien sich auch wohl einer großen Gefahr bloßgestellt hätten. Auf jeden Fall, meynten Viele, verdiene die Kommission zwar eine Belohnung, nur keine im Namen der Nation angetragene und zuerkannte, weil sie für den Staat eigentlich nichts gethan hätte. Allein damals war das ganze Pariser Publikum voll Enthusiasmus über die Reise der Aerzte und der barmherzigen Schwestern nach Barcelona; Jemand, der wider den Vorschlag einer Nationalbelohnung gesprochen hätte, würde sehr übel aufgenommen worden seyn. Der Vorschlag ging ohne den geringsten Widerspruch durch; die Herrn wurden belohnt, bekomplimentirt und besungen; wären sie Retter des Vaterlandes ge-

wesen, so hätte man ihnen kaum mehr Ehre anthun können. Jedoch wenn in Paris einmal der Eifer erkaltet ist, so kömmt das Nachdenken. So ist es denn auch mit der Barcelon'schen Kommission ergangen. Die Herrn Kommissarien hatten nicht ermangelt, sich durch einen gelehrten, ausführlichen Bericht über ihre Reise der Belohnung würdig zu zeigen. In diesem interessanten Berichte, der in ganz Europa die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, war das Schreckliche der gelben Seuche aufs Lebhafteste geschildert und natürlich das Ansteckende durch eine Menge Thatsachen erwiesen. Denn gerade der ansteckende Charakter der Seuche hatte ja die Gefahr so außerordentlich vergrößert und die Herrn Kommissarien jeden Augenblick an den Rand des Grabes gebracht. Seitdem haben sich nun mehrere Aerzte mit der Natur des gelben Fiebers beschäftigt und dieselbe genauer untersucht. Einige, welche dasselbe zwar nicht zu Barcelona, wohl aber in Amerika zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten, läugneten geradezu das Ansteckende desselben. Glücklicherweise ist man in Frankreich aufgeklärter als in Spanien, wo der erste, welcher gegen die Ansteckungsfähigkeit schrieb, beynahe wie ein Kezer behandelt wurde; sein Buch wurde verboten, und der Verfasser mußte, um frey zu leben, seine Meynung widerrufen, oder sich wenigstens anstellen, als ob er sie widerriefe; er hieß, glaube ich, Armesto. Ob es ihm, wenn er jezt schriebe, besser ergehen würde, möchte ich nicht behaupten. In Frankreich gibt es glücklicherweise keine solche Eigenmacht, welche die Wissenschaft wie die Nation despotisch beherrschen will. Dr. Chervin nahm sich die Mühe, zu Barcelona selbst Erkundigungen über die vorige Seuche einzuziehen, und sogar obrigkeitliche Dokumente darüber zu sammeln, welche denn freylich mit manchen Aussagen der Herrn Kommissarien nicht übereinstimmten, sogar geradezu das Gegentheil aussagten. Mit diesen Aktenstücken und Auskünften versehen, kam Chervin wieder nach Paris, sezte eine ausführliche Schrift auf, um zu beweisen, daß das gelbe Fieber nicht ansteckend sey, und diese Schrift las er in der Académie royale de médecine vor, gerade als der Minister des Innern ein Gutachten über das Anstecken oder Nichtanstecken verlangt hatte. Dieß brachte diejenigen Aerzte, welche zur Barceloner Kommission gehört hatten, in Harnisch; auch alle dem Ministerium zugethanen Mitglieder der Akademie bezeigten ihre Entrüstung über den verwegenen Cherdin. Die Kommissarien, welche zu Barcelona gewesen waren, hatten die dringende Nothwendigkeit der Errichtung neuer Sanitätsanstalten so schön dargethan, daß die Regierung seitdem jährlich beynahe eine halbe Million zur Unterhaltung derselben bewilligt, und manche Leute finden bey diesen Anstalten ihre Rechnung.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 6. Okt.

Die Herbsttheatervorstellungen auf dem Theater Valle haben mit Anfang des vorigen Monats unter traurigen Auspizien begonnen und bisher unter noch traurigern fortgedauert. Die uralte Theatersitte, eine Oper jedesmal während der halben Dauer einer Theaterzeit (also zwey-und-zwanzig bis fünf-und-zwanzig Mal) zu geben, mag in ihrem Ursprunge nicht minder aus der inneren Nothwendigkeit der Dinge hervorgegangen seyn, als einen Beweis von der tiefen poetisch-musikalischen Empfänglichkeit des italienischen Publikums geben, welches ohne Liebe zur Veränderung, sich lange am Vortrefflichen oder wenigstens am Guten zu ergözen vermochte; jezt wird sie den Ruin der Theater herbeyführen, wenn man ihr keinen Einhalt thut. So lange es während der klassischen Vorzeit der italienischen Opernbühne Komponisten gab, welche in und außer Italien, und nicht blos bedingungsweise für Genies erklärt wurden, und so lange diese Genies keine neuen Wege einschlugen, um das Publikum zu blenden, sondern die alten, blos verbesserten, regelten, verschönerten, und daher Werke schufen, die auf den Beyfall nicht allein der Menge, sondern auch der Einzelnen Anspruch machen konnten, ließen sich die Italiener Opern vorsingen, bis sie dieselben auswendig wußten. Nachdem nun jene Genies verschwunden sind und, das einzige neue Genie, das an deren Stelle getreten ist, und als Produkt der Zeit, der Zeit gefällt, für Italien nicht mehr arbeitet, hat hier kaum ein einziger neuerer Komponist Gehör genug gefunden, um es nur bis zur Hälfte, oder gar nur zum Viertel der üblichen Zahl von Vorstellungen zu bringen. Die Folge davon ist von Seiten der Direktion Verlegenheit aller Art und Einbuße des pecuniären Vortheils, und von Seiten des Publikums Langeweile und endlich Eckel gewesen. Dieser Fall tritt dießmal in besonders hohem Grade beym Theater Valle ein. Ein junger neapolitanischer Komponist, Namens Conti, dem es schon in der vergangenen Frühlingstheaterzeit mit einer einaktigen Oper vollkommen mißglückt war, ist nichts desto weniger abermals mit einem Melodrama: l'innocenza in pericolo, in zwey Akten, hervorgetreten, welchem Alles fehlt, nur das eine nicht, welches jenes ersetzen sollte, nämlich die Rossinischen Formen. Die Direktion, wahrscheinlich im Voraus von der Ahnung eines gleichen Schicksals beunruhigt, hat die berühmte Boccabadati engagirt, um es zu beschwören. Aber die Stimme dieser Zauberin verhallt jeden Abend in der Wüste, und dieß um so mehr, da jene Formen oder Formeln sie dermaßen anzugreifen scheinen, daß die Sängerin an einer fortwährenden Heiserkeit leidet. Der Text zu der innocenza in pericolo, vom hiesigen Librettofabrikanten Ferretti, ist in jeder Hinsicht ein erbärmliches Machwerk, dem auch die allermateriellsten Anforderungen, welche man bisher an dergleichen Produkte hat machen dürfen, abgehen. Es erregt in der That ein trauriges Gefühl, wenn man, bekannt mit den älteren Opernwerken der italienischen Bühne, deren musikalischer Theil beynahe anderthalb Jahrhunderte hindurch ganz Europa zum Vorbild gedient hat, während die Texte derselben in der früheren Zeit nicht mindere Meisterstücke, späterhin freylich in Aberwitz ausgeartet, aber ihrer Natürlichkeit wegen nicht selten höchst ergözlich waren, die Produkte der heutigen Zeit damit vergleicht, und selbst die berühmtesten oder berüchtigtsten derselben nicht aus mäßigem, verständig ordnendem Sinne, sondern aus einem bacchantischen Taumel, wo nichts geregelt, sondern alles überboten, nichts für den folgenden Tag gespart, sondern alles in der heutigen Minute vergeudet wird, entstanden sieht. Somit drängt sich die traurige, das jezige Geschlecht ganz niederschlagende Ueberzeugung auf, daß, wie wir früher bereits die Malerey haben untergehen sehen, nun auch das Verschwinden der mit ihr verschwisterten Musik und Poesie erleben sollen. Daß das Theater Valle unter solchen Umständen schlechte Geschäfte macht, läßt sich begreifen; ja, der Zufall will, daß das Publikum die Vorstellungen desselben in noch höherem Grade vernachläßigt, als es sonst wohl, troz der Schlechtigkeit desselben, der Fall seyn würde. Es ist nämlich nicht wahr, daß die heutigen Römer theatersüchtig sind; das Panem et Circenses findet jezt keine Anwendung mehr, würde sie aber allerdings noch finden, wenn es wirkliche Circenses, das heißt körperliche Spiele im Freyen und am hellen Tage gäbe, dergleichen die noch jezt üblichen Giostre (Stiergefechte) sind, welche, troz ihrer ausgemachten Erbärmlichkeit, unter dem Volke, ja selbst unter der höheren Klasse, großen Beyfall finden.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. November 1827.

Da ward auf einer Rose
Der Gott von mir entdeckt,
So klein wie jene Biene,
Die er einst aufgeweckt.

Gleim,
an Lalagen.

Eros und die Bienen.

Vom Jagen matt und von des Tages Glut,
Erspäht' ein Ruheplätzchen Eros sich.
Ein naher Myrthenhayn, durch den ein Bach
In sanftem Wellengang sich schlängelte,
Mit Blumen, die der Liebe Hand gepflanzt,
Wovon sich Bienen Honig sammelten,
Nimmt ihn in seine Schatten. Als der Gott
Den unheilvollen Bogen abgelegt,
Und sich gelagert auf ein Rasenbett,
Da sinnt er, wie so manchen Pfeil er heut
Versendet, wie so manchen Sieg erkämpft.
Indem beschleicht ihn unvermerkt der Schlaf,
Und thaut den müden Gliedern sanfte Ruh.
Ein Bienenschwarm, der um der Blumen Duft
Im nachbarlichen Rosenhayn gebuhlt,
Kehrt' eben jezt zum Honigwerk zurück,
Und in den Köcher, der dem Schlafenden
Zur Seite lag, fliegt er mit Thymian ein.
Die losen Gäste dehnen hier versteckt
Den klarsten Seim des Honigs und umziehn
Die Wehr des Gottes mit dem süßen Naß.
Indessen war, vom sanften Schlaf gestärkt,
Der Flügelknab' erwacht; gen Paphos zieht
Ihn sein Verlangen, wo die Zeugerin
Vor allen Landen auf der Erde thront.
Da rafft er seinen Köcher auf in Hast,
Daß, aufgeschreckt vom emsigen Gewerb,
Der Schwarm zerstiebend durch die Lüfte rauscht.
Der Knabe zittert, daß ihm aus der Hand
Der Köcher fällt; ob schalkischer Betrug,
Ob Irrthum oder Zufall ihm darin
Die kleine Schaar verborgen, sinnt er nach;
Da sticht ihn jach ein Bienchen in die Hand.
Amyntas, der ihm nahe stand, erfreut
Ob Eros Wunde, rief hohnlächelnd aus:
Wohl hat die Hand, die Wunden schon so oft
Geschlagen, wohl hat sie den Schmerz verdient!
Der Schwarm entflog, mit ihm des Gottes Furcht;
Er hebt den Köcher, der am Boden lag,
Von Honig triefend auf, und ruft, indeß
Er seine Pfeil' abtrocknet, feucht von Seim:
O mag die Augen mir der Schlaf noch oft
Beschleichen, während so den Honig ihr
Bereitet, kleine Schaar! wer würde nicht
Die Wunden gerne tragen, die mein Pfeil,
In Honig eingetaucht, ihm zugesandt?
Amyntas drauf: du Loser, fern hinweg,
Wend' anderswohin dein treffendes Geschoß!
Denn ob es gleich von süßem Honig trieft,
Doch mischt es mehr der Aloe sich bey.
Das ist das Wechselloos der Sterblichen,
Daß Süßigkeit sich stets der Bitterkeit,
Und Trauer sich der Freude zugesellt.

J. C. Donner.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Fortsetzung.)

Ich wollte der vortrefflichen Dame, deren beredte Physiognomie bey dieser Schilderung eines Himmels mit allem Zauber der Schwärmerey überflossen war, ein gerührtes Ja aus tiefster Brust erwiedern, aber sie fuhr, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort. „In dem Hintergrunde des Gebüsches, dessen zierliche Verflechtung weder meine

Blicke noch den leichten Schritt hemmte, mit dem ich spur- und geräuschlos über den Moosteppich dahinschwebte, erhob sich ein Schloß aus einer, dem weißen Marmor ähnelnden Masse, dessen große Bogenfenster aus dem schönen röthlichen venetianischen Glase zu bestehen schienen, das Sie kennen werden. Eine einzige Scheibe bildete diese wunderbaren Fenster, deren Schimmer spiegelnd den Abglanz des Rosengebüsches zurückgab, welches das Gebände in den zierlichsten Gruppen umhegte und sich jenseits auf sanft ansteigender Esplanade zu einem grünen Hintergrunde bildete, gegen welchen die Weiße des Marmors unbeschreiblich prächtig abstach. Nahe vor dem Schlosse erhob sich ein Springbrunnen, der eine krystallhelle, aber der Farbe nach in das himmelblaue spielende Flüssigkeit in einem einzigen ungetrennten Strahle zu einer Höhe hinaufstrieb, die meine Blicke kaum zu erreichen fähig waren, und wo sich dieser Krystall zu einer Tropfenwand ausbreitete, welche die Farben des Regenbogens mit einer Energie der Farbenglut wiederstrahlte, von der unsere Regenbogen nur die Vorahnung gewähren. Die Laubgänge des Parkes durchschnitten sich in den künstlichsten Formen; eine idealisirende Hand hatte eine ideale Natur in diesem höheren Sinne behandelt, um einen Eindruck hervorzubringen, der noch mehr in der formlosen Allgemeinheit des Unbeschreiblichen als in dem Detail entzückt, in welches ich jene Allgemeinheit für Sie, mein astronomischer Freund, zu kleiden suche. Kein verunstaltender Splitter störte diese Herrlichkeit des idealeren Charakters; und dieß war es, was ich vorher mit meiner Bemerkung über die Nothwendigkeit des Zusammenklanges höherer Natur und ausgebildeterer Formen des Lebens, seiner Bequemlichkeiten und seiner Genüsse sagen wollte. Wagen Sie nun," schloß sie mit einer scherzhaften Wendung, „gegen meine, durch einen so süßen Augenschein unterstützte Behauptung etwas einzuwenden."

„Gnädige Frau," konnte ich endlich erwiedern, „Ihr Traum in seinen üppig reizenden Gebilden ist eine Assignation mehr auf ein Gebiet, zu dessen Pforten die Astronomie den wissenschaftlichen Schlüssel darreicht. So glaube ich Ihnen z. B. die Quelle des phosphorescirenden Lichtes bezeichnen zu können, welches Sie auf der Nachthalbkugel des Mondes, wenn ich mit diesem Ausdrucke die vom Planeten abgewendete Hälfte belegen darf, so angenehm überrascht hat. Stellen Sie sich den Erdmond in seiner Bewegung um die Erde vor. Soll er lezterer während eines solchen Umlaufes immer dieselbe Hälfte zukehren, so muß er sich indeß zugleich Einmal ganz um seine Achse drehen. Ist Ihnen dieß deutlich?" Sie sann einen Augenblick nach. „Allerdings," rief sie dann; „wenn ich um einen Baum gehe, und demselben indeß immer das Gesicht zuwende, so muß ich mich zugleich selbst wenden; dieß leuchtet bey einigem Nachdenken schon ein." — „Nun wohl, daraus folgt aber, daß der Tag des Erdenmondes, d. h. die Zeit, welche verfließt, ehe ein Punkt seiner Oberfläche die Sonne abermals im Zenith sieht, so lange als der Umlauf um die Erde, also fast vier Wochen dauert. Wenn für einen Bewohner des Mondäquators z. B. jezt der Morgen anbricht, so verstreichen fast sieben volle Erdentage bis zu seinem Mittage und eben so viel bis zum Untergange der Sonne, worauf eine vierzehntägige Nacht folgt." — „Was Sie sagen?," unterbrach mich die Gräfin. „Ein siebentägiger Morgen in einem Park, wie derjenige, den mein Traum mit so reizenden Farben schmückte! Welch eine Aussicht! Fahren Sie fort, liebster Doktor!" rief sie ganz eifrig. „Die jedes Mal erleuchtete Mondhalbkugel genießt demnach des Einflusses der Sonne fast vierzehn Tage lang ununterbrochen; und dieß gilt sowohl für die der Erde beständig zugewendete als für die beständig von ihr abgekehrte Mondhälfte, wobey Sie zur Versinnlichung nur an Voll- und Neumond zu denken brauchen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ganz deutlich bin." — „Vollständig, mein besorgter astronomischer Freund!" erwiederte sie scherzend. „Ich sehe recht deutlich ein, daß, während Sie auf der Erde des vollen Glanzes Ihres Vollmondes genießen, auf der entgegengesezten Seite die Mitternacht regiert; deren sieben Tage langer Abend mit dem ersten Viertel angebrochen ist, und von welchem ab bis zum neuen Mondmorgen abermals sieben Tage verstreichen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Zeichnungen aus meinem Reisebuche,

von Matthisson.

(Fortsetzung.)

Die katholische Kirche zu Brüssel gehört in die erste Reihe der Prachtgebäude von Europa. Ausgezeichnet großartig fällt das Peristyl mit seinen sechs kannelirten Säulen korinthischer Ordnung in die Augen.

Im großen Theater (Théâtre royal) wurde am 28sten Mai nicht gespielt, wohl aber im kleinen am Parke (Théâtre du Parc). Man gab zum Benefiz eines Herrn Juillet vier kleine Vaudevilles von Scribe; sie wurden durchaus mit der den französischen Schauspielern besonders eigenen graziösen Gewandtheit ausgeführt. Eins davon war nagelneu: „La chatte métamorphosée en femme." Eine Katze spielt darin die Hauptrolle; also wieder ein Bestiodrama zu vielen andern. Diese Katze wird durch Zaubersprüche eines indischen Jongleurs in die schönste Prinzessin verwandelt, welche Sonne, Mond und Sterne jemals beschienen; daß der Held des Stücks als Braut sie heimführet, versteht sich von selbst. Der Uebertritt einer Katzenseele in ein holdes Mädchengebild gibt dem Glan-

ben an die antike Lehre von der Metempsychose gleichsam neues Leben. Das Haus war überfüllt.

Die zahlreiche Gesellschaft an der Wirthstafel bestand meistens aus brittischen Herren und Damen; leztere waren gepuzt als sollte es zu Hofe gehen. Mehrere hatten zierlich gekleidete Jokeys hinter dem Stuhle, die nächst dem Gähnen keine andere Funktion hatten, als den Herrinnen die Gläser zu füllen. Meine Nachbarin zur Rechten, mit der ich ein Gespräch anzuknüpfen den besten Willen hatte, gab mir mimisch zu verstehen, daß sie stocktaub sey; meinem Nachbar zur Linken war kein Wort abzugewinnen, weil er unausgesezt mit der Kinnlade arbeitete, und dabey wie viele seiner Landsleute, die ich beym Essen zu beobachten Gelegenheit hatte, auf eine höchst widrige Weise schmazte; er aß mit einer Art, ich möchte beynahe sagen von andächtiger Inbrunst, und erinnerte an den dickleibigen Arzt in der Schilderung eines Hamburger Tafelfestes von Voß, welcher die Westenknöpfe, einen nach dem andern, in Freyheit sezt, indem er dankbar dem Himmel zuruft: „Wie kann der Mensch doch der Gottesgaben so viele genießen, wenn er sich Zeit läßt!“ Nirgends im Königreiche der Niederlande hat man bis jezt nach meinem Namen oder nach meinem Passe gefragt.

Tongern den 29. Mai.

Wir verließen früh um sechs Uhr das mir sehr lieb gewordene Brüssel, welches den Sinn für edle, schöne und großgedachte Architektur so wohlthuend ausspricht. In Löwen frappirte mich das im abenteuerlichsten Styl erbaute Rathhaus. Es ist so kraus wunderlich, aber doch zugleich so genial, daß es mich an manche Phantasiestücke von Hofmann mahnte. Die Gegend von Brüssel bis Tongern gewährt durch reiche Getreidekultur einen erfreulichen Anblick; nur die Bauernhäuser gleichen denen in den kleinen Dörfern von Sachsen und Pommern. Schon um drey Uhr Nachmittags kamen wir in diesem artigen Städtchen an, das durch einen Kirchthurm sich auszeichnet, den ich, wie so viele andere Kirchthürme, nach Stuttgart oder Kannstadt versetzen möchte, wo wir von eigentlich respektabeln Städteverschönerungen dieser Art gar nichts wissen.

Aachen den 30. Mai.

In Mastrich ging es wie in Antwerpen; Regenströme, so gewaltig, als sollte eine neue Sündflut einbrechen, verleideten mir das Aussteigen. Im Vorüberfahren erfreute mich das in architektonischer Hinsicht merkwürdige Rathhaus. Von Mastrich bis Aachen sind sieben Stunden, die man mit den nämlichen Postpferden auf einer der trefflichsten Kunststraßen zurücklegt. Wir nahmen unsere Wohnung im goldenen Drachen, der, des furchtbaren Namens ungeachtet, allen Reisenden empfohlen zu werden verdient. An der Wirthstafel warfen geschwätzige und witzelnde Franzosen über Theater, Mädchen, Wetter und Wind das albernste Zeug um sich, und machten am Ende einen alten Doktor der Medizin, der freylich auch von seiner Seite den Lustigmacher spielte, zur Zielscheibe ihrer Plattheiten. Dergleichen Gewäsch hat mir die in übriger Hinsicht äusserst interessanten Wirthstafeln in großen Städten nicht selten verkümmert.

Nach dem Essen unternahm ich ohne Verzug die Wanderung nach dem Ludwigsberge, der durch Korruption den häßlichen Volksnamen Lausberg führt. Oben an der Pyramide hat man ein Rundgemälde, wovon jeder Radius wenigstens zehn Meilen mißt. Im ganzen ungeheuern Umkreise gewahrt man auch nicht den leichtesten Schatten von Unkultur. Den Ludwigsberg schmücken, vom Fuße bis zum Gipfel, englische Pflanzungen in reichster Anordnung. Bäume und Gesträuche prangen schon in männlich-kräftigem Gedeihen. Ein Gasthaus, welches die Aachner, besonders an Feyer- und Sonntagen, häufig zum Ziel ihrer Spaziergänge machen, ist auf großstädtischen Fuß eingerichtet.

Aachen, den 31. Mai.

Zwey glänzende Erscheinungen im Gebiete der Baukunst fesseln hier seit kurzer Frist die gerechte Bewunderung des Reisenden: das Theater und das Brunnenhaus, ersteres jonischer, lezteres dorischer Ordnung. Beyde Prachtgebäude im reinsten antiken Style hätten selbst in der schönen Kunstperiode des Perikles, zu Athen oder Korinth Epoche gemacht. Wem dieses Uebertreibung scheint, der komme und sehe! Wenige Baumeister haben die Musterformen des heiligen Alterthums noch so scharf und kräftig aufgefaßt als der Schöpfer dieser herrlichen Monumente. Er heißt Krämer, und darf kühnlich mit Schinkel und Klenze in die Schranken treten. Dieser Lobspruch sagt Alles. Auf dem Fries des achtsäuligen Peristyls vom Theater liest man die Worte: Musagetae Heliconiadumque choro.

Die Pharobank ist schon in voller Thätigkeit, gestern ward erzählt, ein Engländer habe im Laufe weniger Stunden dreytausend Napoleond'ors verloren; die lezte Null scheint jedoch angehängt. Er mußte auf Kredit abreisen.

Der Saal der Hazardspieler, welche dasitzen, hier
„An Ernst den Höllenrichtern,“
dort
„An Angst den Missethätern gleich,“
ist eine wahre Prunkhalle mit vielen krystallenen Kronleuchtern, wie man sie nur in reichausgestatteten Fürstensälen antrifft. Auf der angeschlagenen Gesetztafel kommt unter andern der Artikel vor: daß ganz junge Leute von der Bank zurückzuweisen sind, so wie in preußischer Beamtung stehende Familienväter.

Im hiesigen Wochenblatte kündigten sich Bruder und Schwester N. N., jener als Violinist, diese als Sängerin dem Publikum an, um solches zu einem Konzert einzuladen, unter der Firma: „Geschwister beyderley Geschlechts.“ Das machte manchem jovialen Gesellen an der Wirthstafel vielen Spaß. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 6. Okt.

(Beschluß.)

Zum Genusse der Theatervergnügungen gehört eine geistige Bildung, welche, selbst wenn es auf Musik ankommt,

dem großen Haufen fremd bleibt, die höhere Klasse aber ist, da in Rom der Mittelstand fehlt, und ein großer Theil der Bevölkerung, nämlich die Mönche und Weltgeistlichen, kein Theater besuchen darf, nicht im Stande ein Schauspiel, wie man es von Rom erwarten dürfte, zu unterhalten. Wahrhaft reich sind nur wenige Familien, und von diesen leben gerade die reichsten im Auslande. Die Klasse der Handwerker würde vielleicht noch am meisten für das Theater thun, wenn ihr nicht durch die sonderbare, aber einmal im Treiben der hiesigen vornehmen Welt tief wurzelnde und unmöglich auszurottende Sitte, vermöge welcher die Theater nie früher als zwey Stunden nach Untergang der Sonne anfangen dürfen, der Besuch derselben in der Regel unmöglich gemacht würde. Somit löst sich das Räthsel, warum außer dem Karneval in Rom, troz einer Bevölkerung von beynahe hundert fünfzigtausend Seelen, sich nicht mehr als ein einziges Theater erhalten kann, von selbst. Dieß ist das, vor etwa zehn Jahren erbaute Theater Valle, im Mittelpunkte der Stadt, also höchst vortheilhaft, gelegen. Da sich aber der Eigenthümer das Privilegium, außer der Karnevalszeit ausschließlich Opern zu geben (Privativa dell' Opera), zu verschaffen gewußt und folglich keine Konkurrenz zu fürchten hat, so wird es mit einem Schlendrian verwaltet, welcher es einer Stadt wie Rom unwürdig macht. Denn troz der niedrigen Preise (Parterre zwey Paoli, etwas mehr als sechs Groschen sächsisch) könnte die Direktion, da das Theater fast immer gefüllt zu seyn pflegt, besonders für werthvollere Opern und für bessere zweyte und dritte Sänger sorgen. Jene Privativa ist ihm bisher vortheilhaft gewesen, weil es Niemand gewagt hat, ein blos recitirendes Schauspiel zu unternehmen; die wenigen bisherigen Unternehmungen dieser Art auf entfernten Winkeltheatern sind mehr lebendige Marionettenspiele als wirkliche regelmäßige dramatische Vorstellungen gewesen, und haben, ihres höchst wohlfeilen Preises wegen, nur den gemeinsten Pöbel angelockt. Dieses Jahr aber hat ein Incidenzpunkt stattgefunden, auf welchen die Direktion des Balletheaters nicht vorbereitet gewesen zu seyn scheint. Wo wäre ein Winkel auf der musikalischen Erde, wo man nicht vom hiesigen Theater Argentina hätte sprechen hören? Diese Bühne, wenn auch jezt nicht mehr die größte (denn S. Carlo zu Neapel und die Scala zu Mailand übertreffen sie), dennoch die einfachste, zweckmäßigste und in ihren Verhältnissen die regelmäßigste in ganz Europa, hat den längst verstorbenen kunstliebenden und für die Theaterkunst sich ruinirten Herzog Cesarini zum Gründer. Während dessen Lebenszeit von 1760 bis 1800 haben stets die größten italienischen Komponisten für dasselbe geschrieben, so wie ihre Werke stets von den berühmtesten Sängern dargestellt worden sind, so daß dieß Theater seinen Namen, des silbernen, mit Recht zu verdienen schien, und kein schaffender oder darstellender Künstler etwas galt, wenn ihm nicht irgend ein Triumph auf demselben zu Theile geworden war. Nach dem Tode seines Erbauers ist dieß Theater an einen Krämer, Namens Cartoni, gekommen, der es, da die jezige Regierung den ehemals bewilligten Zuschuß von sechstausend Scudi für die bloße Karnevalszeit nicht mehr zahlen will, auf eine Art zu nützen sucht, welche sich zu dem ehemaligen Glanze desselben verhält wie das Gemüth eines großsinnigen, und edlen Kunstfreundes zu der Spekulation eines Zucker- und Kaffeekrämers. Er hat, da ihm die Privativa des Theaters Valle die Oper untersagt, eine Seiltänzer- und Springergesellschaft verschrieben, welche einen solchen Beyfall findet, daß das ungeheure Gebäude jeden Abend beynahe ganz gefüllt ist; denn die Gesellschaft gibt nicht blos die gewöhnlichen Halsbrechereyen, sondern auch sogenannte Forze (körperliche Anstrengungen, um die Stärke zu zeigen) welche in ihrer Art bewundernswürdig sind.

Paris, Anfang Oktobers.

(Beschluß.)

Nun kömmt auf einmal ein Arzt, der auf eigene Kosten zu Barcelona gewesen ist, und sagt den Leuten ins Gesicht: eure Aussagen sind zum Theil unwahr, die Beweise davon lege ich vor eure Augen; die von euch vorgeschlagenen Sanitätsanstalten an den Gränzen sind ganz unnüz, und dem Handel, dem außerordentlich viel an schneller Fortschaffung der Waaren liegt und der alle unnöthigen Hindernisse zu vermeiden hat, sehr nachtheilig; schafft sogleich diese Anstalten wieder ab, wodurch ihr der Nation jährlich eine halbe Million erspart, und laßt den Dingen ihren Gang wie zuvor! Die Herrn waren so erboßt, daß sie nicht einmal den Druck des Berichtes auf Kosten der Akademie verstatten wollten. Aber, ihr Herrn! erwiederte man ihnen, dadurch daß ihr zu dem Drucke eure Zustimmung gebt, erkennt ihr blos die Nothwendigkeit an, die Sache genauer zu untersuchen; gewiß ist sie wichtig genug, um eine gründliche Erörterung zu verdienen; benehmet euch also ruhig, und erlaubet, daß die verschiedenen Meynungen sich ungehindert äußern können. Nein, nein, riefen die Herrn ganz erbittert, unser Generalsekretär ist in dem vorgelesenen Berichte hart angegriffen. Wir können unmöglich zu dem Drucke unsere Zustimmung geben; erst muß unser Generalsekretär seine Vertheidigung aufsezen. Bey dieser Behauptung blieben sie; auch das Ministerium, vermuthlich auf ihr Antreiben, mengte sich hinein und befahl, die Akademie solle sich bey dieser Angelegenheit blos mit der Frage beschäftigen, die ihr vorgelegt worden war. Als Chervin sah, daß ihm allerley Schwierigkeiten in den Weg würden gelegt werden, wandte er sich ans große Publikum, indem er seine Schrift drucken ließ, denn glücklicherweise steht die Preßfreyheit Jedermann zu Diensten. Dieß zwang nun seine Widersacher ein Gleiches zu thun, und so sind denn bereits ein halb Duzend Schriften erschienen, worin für und wider das Ansteckende des gelben Fiebers, - für und wider die Anlegung besonderer Gesundheitsanstalten an den Gränzen gestritten wird; Chervins Schrift wird die Grundlage der Akten bey diesem Prozesse bleiben, denn der Mann führt so viele Belege an, daß seine Gegner erst die Bündigkeit derselben werden zerstören müssen, um mit ihren Behauptungen Eingang beym Publikum zu finden. In den Tagesblättern hat der Streit nicht wohl geführt werden können, weil das Ministerium hier vermittelst seiner Censoren einiges Hinderniß in den Weg legte; natürlich ist dasselbe ein warmer Anhänger der Ansteckungsfähigkeit des gelben Fiebers, denn dieß verschafft ihm die Mittel, jährlich über eine halbe Million Geld mehr zu verfügen, und dieses Sümmchen ist doch immer der Mühe des Vertheidigens werth. So lange aber die Preßfreyheit außer den Journalen noch bestehen wird, ist eben nicht viel dabey verloren, indem der Streit nun gründlich in den Flugschriften fortgesezt wird. Aber wahrscheinlich wird die Frage, ob das gelbe Fieber ansteckend ist oder nicht, weit eher entschieden werden als diejenige, ob die Nation aufhören soll oder nicht jährlich eine halbe Million zur Unterhaltung der besondern Sanitätsanstalten beyzusteuern. Obschon es eben keine leichte Aufgabe ist die Herrn Doktoren alle unter einen Hut zu bringen, so ist es vielleicht doch noch schwerer, einer einmal aufgelegten Steuer wieder los zu werden, daher die Deputirten auch wohl Recht haben, wenn sie sich aus allen Kräften wider die Einführung einer neuen Steuer setzen; selten erleben sie die Wiederabschaffung derselben.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 263.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freytag, 2. November 1827.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen.
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen, und lesen.

Goethe.

Die beyden Viehhändler.

Aus Walter Scotts Chronik von Cannongate *).

Meine Geschichte fängt am Tage nach dem Jahrmarkte zu Downe an. Der Markt war sehr gut gewesen; mehrere Viehhändler aus den nördlichen und mittleren Grafschaften Englands hatten sich eingefunden, und das englische Geld war so lustig umher geflogen, daß den Bauern des Hochlandes das Herz im Leibe darüber lachte. Viele große Heerden waren auf dem Punkte, unter der Aufsicht ihrer Käufer oder der Oberknechte, die sie zu dem mühsamen, beschwerlichen Geschäft brauchten, das Vieh viele hundert Meilen weit von dem Markt, wo es gekauft worden, auf die Felder oder an den Meierhof, wo es für die Fleischbank gemästet werden sollte, zu bringen, nach England abgetrieben zu werden.

Die Hochschotten insbesondere sind Meister in diesem schwierigen Treibergeschäft, welches ihnen eben so sehr anzustehen scheint als das Geschäft des Krieges, indem es alle ihre Eigenschaften, die geduldige Ausdauer sowohl als die lebendigste Thätigkeit, in Anspruch nimmt. Sie müssen aufs vollkommenste die Viehwege kennen, welche durch die wildesten Gegenden des Landes führen, und so viel wie möglich die Landstraßen zu vermeiden suchen, welche den Füßen der Ochsen, und die Zollgatter, welche der Börse der Viehhändler beschwerlich fallen, während auf der breiten grünen oder grauen Spur, welche über dem ungebahnten Moor wegführt, die Heerden sich nicht nur mit Bequemlichkeit und ohne Abgaben fortbewegen, sondern auch, wenn sie das Handwerk verstehen, dann und wann ein Maul voll Futter auf dem Wege sammeln können. Nachts schlafen die Treiber gewöhnlich mit ihrem Vieh zusammen, das Wetter sey auch noch so schlecht; und viele von diesen abgehärteten Leuten ruhen auf einer langen Fußreise von Lochaber bis nach Lincoln nicht ein einziges Mal unter dem Schirme eines Daches. Sie werden sehr gut bezahlt, denn es ist ihnen Vieles anvertraut, indem es von ihrer Wachsamkeit, ihrer Vorsichtigkeit und Ehrlichkeit abhängt, wenn das Vieh den bestimmten Markt in gutem Zustand erreicht und dem Mäster den erwarteten Vortheil abwirft. Aber da sie sich auf ihre eigenen Kosten ernähren, so sind sie in dieser Hinsicht sehr sparsam. Zur Zeit, von der wir reden, gab man einem hochschottischen Treiber für seinen langen Weg ein Paar Hände voll Habermehl und einige Zwiebeln, die er von Zeit zu Zeit erneuerte, und ein Horn

*) Der neuen Londner Zeitschrift, the Weekly Review, der morgen in unsrer Korrespondenz gedacht wird, ist es geglückt einen Theil von dem neuesten, noch nicht erschienenen Werke Walter Scotts, die Chronik von Cannongate betitelt, zu erhalten, und sie gibt eine der drey Erzählungen, aus denen dieses Werk besteht. Da das deutsche Publikum nicht minder begierig seyn wird als das englische, in den neuen magischen Kreis des Zauberers zu blicken, ehe er denselben der großen Welt öffnet, so beeilen wir uns obige Erzählung mitzutheilen.

D. Red.

voll Whiskey mit, wovon er zwar regelmäßig Nachts und Morgens, aber immer nur sehr sparsam Gebrauch machte. Sein Dolch oder Skene-dhu (d. h. schwarzes Messer) den er unter dem Arm oder den Falten seines Mantels verborgen trug, war außer dem Knittel, womit er sein Vieh leitete, seine einzige Waffe. Nie fühlte sich ein Hochschotte glücklicher als auf einer solchen Fahrt. Die ganze Reise bot so viele Mannigfaltigkeit dar, daß der Celte seine natürliche Wißbegierde und Liebe zur Bewegung beständig gereizt fühlte; Ort und Umgebung wechselten beständig, dazu kamen die kleinen, dem Geschäfte eigenthümlichen Abenteuer, und der Umgang mit mancherley Bauern, Viehmästern und Händlern, vermischt mit gelegentlichen Gelagen, welche Donalden nur um so angenehmer waren, da er dabey zechfrey blieb; sodann hatte er das Bewußtseyn größerer Geschicklichkeit, denn der Hochschotte, ein Kind unter den Schaafen, ist ein Fürst unter dem Rindvieh, und seine Angewöhnungen lehren ihn das träge Schäferleben verachten, so daß er sich nirgends besser zu Hause fühlt, als wenn er als der Aufseher einer rüstigen Heerde Vieh aus seinen eigenen Bergen einhergeht.

Von Allen, welche am besagten Morgen und in besagter Absicht Downe verließen, sezte kein Glunamie stolzer die Mütze auf ein Ohr, oder schnallte seine gewürfelten Strümpfe unter dem Knie über einem Paar mehr versprechender Spiogs (Beine) als Robin Oig M'Combich, gewöhnlich Robin Oig, d. h. der jüngere oder kleinere Robin, genannt. Er hatte eine Leichtigkeit des Schritts, die auf einer langen Reise von manch kräftigem Kerl beneidet wurde, und die Art, wie er seinen Mantel umschlug und seine Mütze sezte, zeigte an, daß er wohl wisse, ein so flinker Hochschotte könne von den Dirnen im Unterlande nicht übersehen werden. Die strotzenden Wangen, rothen Lippen und weißen Zähne erhoben ein Gesicht, welches durch die Wirkung der Witterung mehr ein gesundes und kräftiges als rauhes Ansehen erlangt hatte. Wenn Robin Oig nicht oft lachte, oder auch nur lächelte, was seine Landsleute überhaupt nur selten thun, so blizten doch seine hellen Augen so lustig unter der Mütze hervor, daß sie zur Fröhlichkeit zu laden schienen.

Die Abfahrt Robin Oigs war für die kleine Stadt wichtig, da er in und um derselben gar manchen Freund und manche Freundin hatte. Er war ein Mann von Ansehen in seinem Fache, machte bedeutende Geschäfte für seine eigene Rechnung und genoß das Zutrauen der besten Bauern im Hochlande vor allen andern Viehhändlern. Er hätte sein Geschäft noch weit mehr ausdehnen können, hätte er sich entschlossen, einen Andern für sich arbeiten zu lassen; aber außer einem Paar Burschen, Söhnen seiner eigenen Schwester, wollte er durchaus keine Gehülfen haben, da er vielleicht wußte, wie sehr sein Ruf davon abhing, daß er in allen Punkten das Praktische seines Geschäftes selbst besorgte. Er begnügte sich daher damit, den besten Lohn einzustreichen, den Leute seines Schlages zu erhalten pflegten, und tröstete sich mit der Aussicht, daß ein Paar Reisen nach England ihn in Stande setzen würden, Geschäfte auf eigene Rechnung und auf einen Fuß zu führen, wie es sich für seine Geburt schickte. Denn Robin Oigs Vater, Lachlan M'Combich (oder Sohn meines Freundes, denn sein wirklicher Zuname war M'Gregor) hatte diesen Namen von dem berühmten Rob Roy erhalten wegen der Freundschaft, welche zwischen seinem Großvater und dem Ahnen jenes berühmten Cateran geherrscht. Einige sagen sogar, Robin Oig habe seinen Vornamen von einem Manne erhalten, welcher in den Wildnissen von Lochlomond so berühmt gewesen sey als sein Namensverwandter Robin Hood es je in der Umgegend des lustigen Sherwaldes war. „Wer würde nicht," wie Jakob Boswell sagt, „auf solche Ahnen stolz seyn?" Robin Oig war auch wirklich stolz, aber seine häufigen Reisen nach England und den Niederungen von Schottland hatten ihn die Einsicht gelehrt, daß Ansprüche, die ihm in seiner eigenen abgelegenen Bergschlucht noch einiges Ansehen gaben, anderwärts gehässig und lächerlich seyn dürften. Daher war denn auch sein Ahnenstolz wie der Schatz des Geizigen der geheime Gegenstand seiner Betrachtung, wurde aber nie Fremden als etwas des Rühmens Werthes kund gegeben. Viele Glückwünsche begleiteten Robin Oigs Abzug. Kenner lobten seine Heerde, besonders den besseren Theil derselben, welcher Robins Eigenthum war. Einige hielten ihm ihr Tabaksdosen zur Abschiedsprise hin, Andere reichten ihm den Doch-an-Dorach oder Abschiedsbecher; Alle riefen: „Glück zur Aus- und Heimfahrt; Glück im sächsischen Markte, gute Banknoten in die Leabhar-dhu (schwarze Brieftasche) und viel englisch Gold in die Sporran (Tasche von Ziegenfell)." Die schönen Dirnen nahmen ihren Abschied züchtiglicher, und mehr als eine, sagte man, würde ihre beste Vorstecknadel darum gegeben haben, wenn sie hätte wissen können, ob sie es gewesen, die sein Auge zum lezten Mal begrüßte, als er in seine Straße lenkte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Fortsetzung.)

„Ich spiele gern ein l'Hombre," fuhr die Gräfin fort; „was muß das allerliebst seyn, wenn man sich an einem Mondabende von solcher Dauer in einem der lieblichen Boskette des Rosenhaines zu einer Parthie niedersetzen kann, ohne bey jedem neuen Béte ängstlich zu sorgen, wo

die Zeit zum Abspielen herkommen soll. Aber was hat die Länge dieses Abends mit dem unvergleichlichen phosphorescirenden Lichte zu thun, welches mir in jenen Boskets leuchtete, und wovon Sie mir die Erklärung versprachen?" — „Sollte Ihr Scharfsinn meiner Schlußfolge nicht wiederum vorangeeilt seyn, gnädige Frau? die von der Erde abgewendete Mondhälfte entbehrt während ihrer vierzehntägigen Nacht jeder fremden Erleuchtung, indeß die ganze entgegengesezte Halbkugel während der Zeit des Neumondes doch des Anblicks der von den Sonnenstrahlen beschienenen Erde genießt, die ihr dann Vollmondsstelle vertritt. Zur Ausgleichung ..." — „Jezt ahn' ich, was Sie sagen wollen," unterbrach mich die Gräfin hier; „zur Ausgleichung mußte die Natur auf ein Mittel denken, um einen Ersatz des Lichtmangels jener langen Nacht zu bewirken, und sie fand dasselbe wahrscheinlich in einer Lichtaufsparung aus der vorangegangenen vierzehntägigen Erleuchtungsperiode. Gleichwie die, dem Hauptplaneten beständig zugewendete, Mondhalbkugel, nach Ihrer obigen schönen Bemerkung, ein besonderes Licht reflexions vermögen besizt, so wohnt der andern abgekehrten Halbkugel dagegen ein besonderes Licht auffangungs vermögen bey, vielleicht gleich jenem Steine, wie heißt er doch?" „Der Bologneser Stein. Aber fahren Sie fort, ich höre ihnen mit Bewunderung zu." — „Wie gütig!" entgegnete sie; „ich fürchte nur, daß Sie nicht immer so zufrieden mit mir seyn dürften; denn wenn ich nun meine weitere Erklärung blos an die Erinnerungen meines Traumes knüpfe, welcher mir jene Phosphorescenz zulezt als einen in der Atmosphäre des Mondes schimmernden Lichtnebel erscheinen ließ, werden Sie sich dann auch so einverstanden mit mir bezeigen?" — „Und warum nicht, gnädige Frau? Warum sollte es Ihnen nicht gelungen seyn, auf den Schwingen eines astronomischen, süßen Traumes, der Wahrheit ahnend entgegen zu schweben? Ihre Vermuthung enthält gar nichts der Analogie Widersprechendes; es ist durch die Untersuchungen des englischen Astronomen Herschel von der Sonne erwiesen, daß sie mit einer eigenen Lichtsphäre umgeben ist; der Lichtnebel Ihres Mondtraumes könnte sich dazu recht eigentlich wie Abglanz zur Wirklichkeit verhalten; die Monde, die sich uns als Sonnen niederer Potenz darstellen, indem sie ihr Licht blos borgen, können sehr wohl die periodische Lichtsphäre, welche den langen Nächten, namentlich ihrer vom Planeten abgewendeten Halbkugeln, die sonst aller Erleuchtung entbehren würden, Ersatz darbietet, einem atmosphärischen Lichtfesselungsvermögen verdanken."

Der Major domus, der kurz vorher von einem Bedienten in das Schloß gerufen worden war trat jezt durch die Balkonthüre wieder zu uns und sagte der Gräfin etwas in das Ohr, worauf sie ihn mit einem langen fragenden Blicke ansah. Er antwortete aber nur mit einem leichten Achselzucken, und mir schien es, als wenn ein Seitenblick auf mich sagen wollte, er könne sich in meiner Gegenwart nicht deutlicher erklären. Sehen Sie, liebster Freund! so ist nichts Vollkommenes auf der armen Erde; dieser Schein von Geheimniß, wie viel Reizendes er sonst für mich haben würde, hat mich, in diesem Verhältnisse, schon oft gestört; es ist sonst ein so Klares. Die Gräfin mag Gründe haben meine Aufmerksamkeit von Allem abzulocken, was sich auf gewisse Dinge bezieht; und dieß Bestreben sezt sie und mich zuweilen in eine Art von Verlegenheit, zumal da mir der Zustand meines Fußes noch nicht gestattet an meine Abreise zu denken. Auch scheint der alte Herr selbst dieß nicht zu wünschen; er hat mir ganz kürzlich ein sehr artiges und scheinbar herzliches Wort über die Freude gesagt, die die Gräfin an unsern Abendunterhaltungen habe. Was meynen Sie nun dazu? diese vortreffliche Dame, deren feinem Takte keine Dissonanz des socialen Verhältnisses entgeht, interpretirte die Beklemmung, welche sich in meinen Gesichtszügen ankündigen mochte, ganz richtig, indem sie mich mit den Worten anredete: „Lassen Sie uns von der Erde schnell wieder in den Himmel steigen. Man sollte die Wechselbeziehung zwischen beyden immer so innig wie möglich zu erhalten suchen, um bey den unvermeidlichen Schmerzen der ersteren nie den Gegensatz zu vermissen, dessen das arme Herz bedarf, und welchen es nur in dem Hinblick auf den lezteren findet. Sehen Sie," fuhr sie noch ernster fort, „jene Wechselbeziehung, nicht etwa in der Enge mathematischer Bedingung, sondern in dem schönen, weitern Sinne moralischer Gegenseitigkeit, ist eine der süßesten Phantasien, in welche mich Ihre astronomischen Unterhaltungen eingewiegt haben. Sollte den vollkommnern Wesen einer höhern planetarischen Natur z. B. nicht die Fähigkeit beywohnen, mittelst eines eigenen Sinnes in das Verhältniß einer untergeordneten Organisation eindringen zu können? Fast möchte ich dießmal fragen, ob ich Ihnen deutlich bin?" „Ich verstehe Sie vollkommen," rief ich, ergriffen von diesem Gedanken, der die ganze verwandte Schlußfolge wie durch einen zündenden Funken mit einem Male in mir aufleuchten machte. „Sie denken sich eine geistig sinnliche Korrelation zwischen den verschiedenen Weltkörpern, eine Relation, welche über das Aethermeer, das zwischen denselben fließt, hinausreicht." Sie nickte beyfällig mit dem Köpfchen. „Die Thätigkeit einer höheren planetarischen Natur wäre demzufolge nicht auf die bestimmte Scholle beschränkt, sondern könnte ihren Einfluß im Universum üben; auf dem Jupiter z. B., um mich durch eine besondere Beziehung deutlich zu machen, könnten Wesen wohnen, mit Sinnen ausgerüstet, welche die Verhältnisse der Erde durchdrängen, mit Herzen, weit genug, um für unsere Freuden

und Leiden mitzufühlen, und mit geheimnißvollen Kräften, um einen unsichtbaren Einfluß darauf zu üben."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Ein altes Genfer Fest ist die Fête de Navigation. Die Schiffergilde hatte mehrere Jahrhunderte hindurch, wahrscheinlich schon im fünfzehnten, ein feyerliches Vogelschießen, das damals auf dem Platz Molard gehalten wurde, der nahe am Seeufer liegt. Die Herrn Schiffer nahmen sich aber bey ihrem Schießen nicht in Acht, es kamen einige Mal Unglücksfälle vor; deßhalb wurden sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts eingeladen, künftig ihr Schießen außerhalb der Stadt zu halten. Lange fanden sie keine bleibende Stelle, bis sie sich endlich im Paquis festsezten, und da eine kleine Niederlassung gründeten. An die Stelle des Vogels trat nun eine Scheibe beym Schießen. Diese wurde kurzweg auf den Sand des Seeufers gestellt, und dann vom Lande aus darnach geschossen. So lange nur wenig Schiffahrt auf dem See war, ging das auch sehr gut, seitdem ihn aber Dampfböte Morgens und Abends an jedem Tag durchkreuzen, wäre dieß ein lebensgefährliches Schießen geworden; deßhalb wurde der Schießplatz nach dem See zu mit einer hohen Mauer umgeben. Wie aber ist die im Grunde arme Schiffergesellschaft zu einem so schönen Lokal mit üppigen Wiesen und Gärten, mit großen Kastanien- und Nußbäumen gekommen? Ungefähr so, wie der berühmte Campo Santo zu Pisa entstand, zu dem bekanntlich jedes, aus dem gelobten Lande kommende Schiff eine Ladung geheiligter Erde mitbringen mußte; so war hier jeder Genfer Schiffer gehalten, rückkehrend aus dem fruchtbaren Savoyen eine gute Ladung Erde anzuführen. Nach und nach ist auf diese Weise aus dem rohen Sand- und Kiesufer eine freundlich grünende Schöpfung geworden. Nun erhob sich auch die Gesellschaft immer mehr, zumal als der kleine Rath und der alte Rath der Zweyhundert besondern Theil daran nahmen. Geschenke und Beyträge kamen von allen Seiten; diese haben sich in den neuern Zeiten noch vermehrt. Ihr kleines Fest, das alle Jahre stattfindet, besteht in der Ernennung eines Königs und eines Admirals. Eine schön geschmückte Barke trug auch dießmal die Gesellschaft von einem Ufer zum andern. Unter ihrem bunten Zelt, vor dem die Fahnen der Gesellschaft wehten, waren die Ritter zur Wahl versammelt; am Vordertheil des Schiffs standen Kanonen und städtische Artilleristen mit brennenden Lunten. Bey der Abfahrt aus dem Hafen, während des ganzen Ueberschiffens, führten sie das laute Wort, und ihr Donnern ward gar festlich von unsern Bergen auf die Fluth zurückgeworfen. Viele geschmückte Kähne und Nachen, mit den Flaggen Englands, Frankreichs, Rußlands, Dänemarks und Nordamerikas, nach der Heimath ihrer Besitzer, schaukelten um die Admiralsbarke, auf der jezt von den Rittern der neue König und der Admiral gewählt wurden. Neue Salven verkündeten die erfolgte Wahl. Vielfach neigten sich nun die befreundeten Flaggen vor dem neuen Admiral. Rauschende Musik ertönte über die Wellen, und man zog nach dem Hôtel de Navigation, wo das Schießen begann. Mehrere Einheimische und Fremde, besonders der Prinz Friedrich von Dänemark hatten dazu Geschenke und Preise hergegeben. Es begann nun das Schießen nach der Scheibe, und als es beendigt, sezte man sich zu Tisch; als der große Pokal mit den vielen geschenkten Schaumünzen herumging, hing der Prinz von Dänemark eine schwere goldene Medaille daran. Toasts aller Art folgten nun auf einander, und als das fröhliche Essen und Trinken zu Ende war, begann eine neue Lustfahrt auf dem See. Auf der Terrasse des Heutschischen Gartens waren viel Hundert geputzte Frauen versammelt. Hier legten die Barken nach gewechselten Grüßen an, und bald darauf zog sich die Nacht zwischen die Laubgänge, die bald von tausend bunten Lampen und Kronleuchtern erhellt wurden. Man wurde an Armidens Zaubergärten erinnert, als das Feuerwerk begann und die leuchtenden Kunststücke sich alle auf der klaren Fluth widerspiegelten; schien es doch, als kämen die Leuchtkugeln, Feuerräder und Feuergarben aus Undinens Reich herauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

Einige Günstlinge des Glückes haben hier bereits Sir Walter Scotts neuesten Roman, the Chronicles of the Cannongate, und einer derselben, welcher eben den ersten Band durchgangen hatte, versicherte, daß er einigen seiner frühesten Werke an die Seite gesezt zu werden verdiene. Der Eingang soll besonders interessant seyn.

Eine unserer lezten Erscheinungen in der Romanenwelt macht sich besonders durch den Titel bemerkenswerth; das Werk heißt nämlich the Mummy (Mumie), und der Held der Geschichte, oder eigentlicher Deus ex machina, ist keine geringere Person als der wieder auferstandene uralte König Cheops, die Scene vorzüglich in England, und die Zeit ungefähr die Mitte des drey und zwanzigsten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung. England war damals nach vielen Umwälzungen unter die unbeschränkte Herrschaft eines Weibes gerathen, nicht zufällig, sondern verfassungsgemäß; die mechanischen Künste sind bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit gestiegen; man holt die Wolken vom Himmel, wenn man Regen braucht, man reift die Früchte durch Brennspiegel, Dampfböte legen fünfzehn deutsche Meilen in einer Stunde zurück; man fährt, reitet und fliegt durch die Luft, trägt Rüstungen von biegsamem Stahl und speist auf Glasservicen, die man nach dem Gebrauch bequem in die Tasche faltet; Köchinnen und Bedienten reden in der wissenschaftlichen Sprache eines Dr. Birbek und mit dem Pomp eines Johnsten, während es eine Auszeichnung der Vornehmen ist, recht unwissend zu scheinen; der Pöbel ißt Leckereyen und trinkt Champagner, während man bey den größten Hofgastmahlen sich mit einem großen Stück gesalzenen Rindfleisches und Kartoffeln in den Schaalen begnügt. Dieß war der Zustand jenes aufgeklärten Jahrhunderts, sonst aber sieht man die Menschen wie immer, gut und schlecht durcheinander, voller Liebe oder voller Haß oder gleichgültig, lustig oder traurig, thöricht oder weise u. s. w.; und mitten in das Gewühl von Liebschaften und Eifersucht, Haß und Verfolgung, Kabale, Krieg und Aufruhr, läßt der Verfasser seine Mumie los, die zwey Halbnarren durch eine neu erfundene galvanische Batterie in der großen Pyramide erweckt haben; Cheops stürzt sich mit teuflischem Haß unter die Menschen, liest in aller Herzen, ergründet alles, weiß alles, mischt sich in alles, verwirrt alles, ohne daß weder er noch der Leser recht zu wissen scheinen wie oder warum. Das bunte Gewühl ist indessen unterhaltend, und der Verfasser verräth mitunter viele Welt- und Menschenkenntniß, manchmal sind seine Schilderungen groß, und seine Schreibart sehr kräftig.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. November 1827.

Warum bewein' ich denn verloren sie,
Die nicht verloren sind?
Sie leben! — ja sie leben ein auf Erden
Unangefachtes, unbegriffnes Leben.
Und aus dem Aug' voll Himmelszärtlichkeit
Fällt eine Mitleidsthrän' auf mich herab.

Herder, nach Sterne.

Auf Wilhelm Müllers Besuch,

in der Nacht vom 15. September.

Du kamst zu mir, ein Stern in stiller Nacht,
Warst mit der Sonne Wiederkehr verschwunden,
Von Liedern nicht und nicht von Hellas Wunden
Ward da gesprochen oder still gedacht.

Nein! von des Erdentraumes kurzen Stunden,
Vom Tag, wo unser Innerstes erwacht,
Vom Wiedersehn in beßrer Welten Pracht,
Hat Geist mit Geist sich hier nur recht verbunden.

Der Morgen kam und in des Nebels Schleyer
Sah ich dein bleiches Bild nun ferne schweben,
Die Leichenfahn' vom alten Thurme wehen *).

Die Glocken läuteten zur Sonntagsfeyer,
Und mir im Herzen fühlt ich's mächtig beben:
„Fahr' wohl! fahr' wohl! Dich werd' ich wiedersehen!"

Justinus Kerner.

*) Dem Sänger der Griechenlieder zu Ehren wollte ich bey seinem mir angekündigten Besuche die griechische Fahne auf meinem alten Thurme nächst meiner Wohnung wehen lassen. Aus Unbekanntschaft mit den Farben dieser Fahne wurde auf den weißen und hellblauen Grund ein schwarzes Kreuz statt eines weißen gesezt, wozu noch kam, daß in der Nacht Regen und Herbstnebel die leichtgefärbte hellblaue Farbe völlig auswuschen, so daß dem bald darauf vollendeten Sänger nun Morgens statt der griechischen Fahne eine bedeutungsvolle weiße Fahne mit schwarzem Kreuze nachblickte.

Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse.

(Beschluß.)

„Was wir geneigt sind, mit dem Namen Schicksal zu bezeichnen, ließe sich auf den Kampf liebender und hassender geistiger Wesen zurückführen, die, von einem vollkommnern Planeten aus, die Begegnisse einer niedriger stehenden Welt an regelnden Fäden leiteten, über deren ganzes Gewebe allein der Vorsehung ein Ueberblick zustände. Der weiche, zärtliche Händedruck, mit welchem ein sterbender Geliebter von uns Abschied nähme, könnte eine astronomische Bedeutung durch die Ausführung des darin liegenden Versprechens gewinnen, auch von dem neuen planetarischen Wohnsitze aus einen fortwährenden Antheil an uns zu nehmen und liebend Einfluß auf uns zu üben. Es..." Hier stand die Gräfin in einer Bewegung, welche sie mit Mühe zu unterdrücken schien, rasch auf, drückte mir die Hand flüchtig und verließ, die kälter werdende Abendluft vorschützend, den Balkon, um sich in ihre Zimmer, die im westlichen Theile des Schlosses liegen, zurückzuziehen.

Sie werden, mein verehrter Freund! nach diesem Allen eine Beziehung zwischen den Lebensschicksalen der Gräfin und ihrer Art, das Leben in der astronomischen Idee aufzufassen, annehmen; und Ihr Interesse an dieser vortrefflichen und wahrscheinlich nicht glücklichen Dame ist gewiß lebhaft genug erregt, um darüber Aufklärung zu wün-

schen. Eine Vermuthung kann ich Ihnen wenigstens mittheilen, wie ich sie mir aus mehreren kleinen Umständen zusammengesezt habe. Die Gräfin, wiewohl hier unter einem andern Namen lebend, ist höchst wahrscheinlich aus dem berühmten Hause S....a. Sie erinnern sich vielleicht noch aus den öffentlichen Blättern, daß vor anderthalb oder zwey Jahren in der hiesigen Gegend ein General von P... im Duell fiel, und daß sein Gegner, der Obrist Graf von M... ebenfalls schwer verwundet wurde und hernach verschwand. Dieses Duell hat höchst wahrscheinlich um der Gräfin willen stattgefunden, welche mit dem Obristen wider den Willen ihrer Familie versprochen gewesen zu seyn scheint. Vielleicht ist sie nach seiner Verwundung um ihn gewesen, oder hält ihn auch für todt. Das Ritterbild im Saale, von welchem ich Ihnen in meinem neulichen Briefe geschrieben haben werde, ist wohl das Portrait des Obristen, und von der Gräfin, die vortrefflich in Oel malt, selbst gemacht. Sie hat mir kürzlich ein anderes Oelgemälde von ihrer Hand gezeigt, und wenn ich mich nicht sehr täusche, so war die Manier ganz die nemliche. Was die Ritterverkleidung betrifft, so werden Sie die Gründe davon nunmehr leicht errathen. Nehmen Sie dieß Alles aber noch immer nicht für Gewißheit; ich gebe es Ihnen, wie gesagt, nur als eine, wiewohl sehr wahrscheinliche Vermuthung, und rechne daher um so mehr auf Ihre Diskretion. Mein herzlicher Antheil an der Gräfin ist aber unter diesen Voraussetzungen noch gewachsen. Sie, mein geliebter Freund! sind übrigens der Einzige, dem ich über diesen Gegenstand schreibe; ich weiß, Sie fühlen sich in meine Lage hinein. Nächstens mehr; meine Ausführlichkeit ist Ihnen doch nicht unwillkommen? Und somit drücke ich Sie an das Herz.

Die englische Gesandtschaft in Ava.

Der lezte brittische Abgesandte nach Ava, Crawfurd, hat einen interessanten Bericht von seiner Reise nach diesem Lande und seinem Besuch in der Hauptstadt desselben gegeben. Dieser Bericht ist in der Government Gazette zu Kalkutta erschienen, und wir theilen daraus Folgendes mit:

Die Gesandtschaft verließ Rangun den 1sten September 1826 und wurde nach einer achttägigen Fahrt zu Hensada von dem zukünftigen Vicekönig Pegu's sehr zuvorkommend aufgenommen. Er führt den Titel Rath, den höchsten, zu welchem dort zu Lande ein Unterthan gelangen kann. Bey aller Höflichkeit aber war er eifrig bedacht, uns nicht weiter reisen zu lassen, da er selbst Vollmacht habe, über alles Mögliche mit uns zu unterhandeln. Diese Vollmacht zu benutzen gab man ihm freylich keine Gelegenheit, da man den zehnten Tag Hensada verließ, und vier Tage darauf war die Gesandtschaft an dem Gebirgsstriche angelangt, welcher die Gränze des Birmanenstammes bildet, denn alles südlich gelegene Land gehört zum Irawadidelta und ist die Heimath der Peguaner oder Talains. Aus der langen und langweiligen Fläche des Delta's tritt man hier in die prächtige, malerische Gebirgsgegend, die an beyden Seiten des Ufers hinläuft, und gelangt eine Tagereise weiter nach Prome, einer der größten birmanischen Städte, die an Volkszahl Rangun nicht nachzustehen scheint; hier war im lezten Kriege das brittische Hauptquartier gewesen. Auf der weitern Reise sah man in der unfruchtbaren Gegend von Renangjong eine Unzahl Fossilien, und zu Pugan die merkwürdigen Alterthümer, welche zu der Vermuthung leiten könnten, daß einst die Birmanen ein Volk von grösserer Macht und Kultur gewesen seyen.

Die ganze bisher zurückgelegte Strecke von vierhundert englischen Meilen liegt in einem schlechtbebauten Lande mit geringer Bevölkerung; doch näherten wir uns jezt der Hauptstadt, die Gegend wurde ebener, die Anzahl der Dörfer größer, der Anbau besser, und einige Meilen von der Hauptstadt kam uns ein Beamter entgegen, uns zu bewillkommen und nach der Stadt zu geleiten, welcher Beamte bald darauf durch eine aus vornehmeren Personen bestehende Deputation abgelöst ward. Tausende eilten an's Ufer, das Dampfschiff anzusehen, das überhaupt auf der ganzen Reise fast alle Menschen aus Dörfern und Städten herbeygelockt hatte. Zwey hohe Beamte empfingen uns mit vielen Ceremonien. Die Audienz wurde unter allerley Vorwänden von einem Tage zum andern verschoben, und unterdessen die Ausgaben der ganzen Gesandtschaft ersezt; wir durften aber der herkömmlichen Etikette gemäß nicht in die Mauern der Stadt treten. Zu einer Wettfahrt der Böte, welche jährlich auf dem Irawadi vorgenommen wird, wenn das Wasser zu fallen beginnt, erhielten wir eine spezielle Einladung; der König, die Königin, die Prinzen und der Adel waren zugegen, und der Glanz des Festes war so außerordentlich, daß es guten Stoff zu Mährchen wie Tausend und eine Nacht hätte liefern können. Zu unserm Empfang war der Tag bestimmt, an welchem jährlich die Tributspflichtigen, die Prinzen und der Adel dem Könige Geschenke bringen, ihre Frauen der Königin. Es wurden Böte eingerichtet, auf welchen wir bis an den Pallast fuhren; für jeden Engländer stand am Ufer ein Elephant bereit, der uns nach dem Gerichtshofe brachte, welcher östlich vom Pallaste liegt, und wo wir drey volle Stunden bleiben mußten, blos damit wir Gelegenheit fänden, den Prunk des birmanischen Hofes zu bewundern oder vielmehr damit der Hof eine Gelegenheit fände, diesen Prunk zu zeigen. Hier zog der ganze Hof mit Ausnahme S. Maj. an uns vorüber, zuerst die untersten Beamten, zulezt die Prinzen des königlichen Hauses. Die Hofleute trugen ihre Ceremonienkleider, und jeder Häuptling hatte außer seinem zahlreichen Gefolge Elephanten und Pferde bey sich; die Begleitung des Bruders der Kö-

nigin möchte aus dreyhundert Seelen bestehen. Endlich wurden wir aufgefordert vor dem Könige zu erscheinen. Die birmanischen Beamten erinnerten sich, scheint es, sehr wohl der bey dem Empfang von Obrist Symes befolgten Etikette und hätten uns gerne ebenderselben unterworfen, aber die Zeiten haben sich geändert. Diese Ceremonien bestanden darin, daß man zu wiederholten Malen Verbeugungen vor den Mauern des Pallastes machte und barfuß oder wenigstens ohne Schuhe durch den Hof ging. Alles dieß schlugen wir rund ab, wiewohl die uns führenden Hofleute mit gutem Beyspiel vorangingen und sich alle Minuten der Länge nach auf den Boden niederwarfen. An die Treppe gelangt, welche nach dem Audienzsaale führte, zogen wir freywillig die Schuhe aus, gingen durch den langen Saal und sezten uns dem Throne gegenüber nieder. S. Maj. ließ uns nicht lange warten. Nachdem die weißgekleideten Braminen einen Hymnus zu Ende gesungen, erschien der König durch eine Flügelthüre hinter dem Throne im reichsten Staatskleide, die Krone auf dem Haupt und in der Hand den Schweif einer tibetanischen Kuh, eines der birmanischen Kroninsignien, welches die Stelle des Scepters vertritt. Er hatte sich kaum niedergelassen, als J. Maj. die Königin, die in öffentlichen und Privatangelegenheiten von ihm unzertrennlich ist, in einem eben so reichen, aber phantastischeren Gewande erschien. Beyde trugen eine wahre Bürde von herrlichen Edelsteinen. Sie sezte sich zur Rechten S. Maj. nieder. Ihr folgte unmittelbar die Prinzessin, ihr einziges Kind, ein Mädchen von etwa fünf Jahren. Beym Erscheinen des Königs und der Königin warfen sich die Hofleute ehrfurchtsvoll nieder; die Britten machten Beyden eine Verbeugung und berührten die Stirn mit der rechten Hand. Vor Allem ward nun das Verzeichniß von gewissen Opfergaben abgelesen, welche der König einigen berühmten Tempeln der Hauptstadt schenkte. Nachdem der König die religiösen Pflichten erfüllt hatte, empfing er die Huldigung der Prinzen und Oberhäupter. S. Maj. richtete persönlich kein Wort an die Gesandtschaft, sondern ein Atwenwun (Geheimerath) las eine kurze Liste von Fragen im Namen des Königs, und diese lauteten ungefähr folgendermaßen:

„Befinden sich der König und die Königin von England, ihre Söhne und Töchter und alle Edeln des Königreiches wohl?“

„Hat England in der lezten Zeit gute Jahre gehabt?“

„Wie lange wart Ihr unterwegs von Indien bis hieher?“ u. dgl. m.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Unter unsern neusten Zeitschriften zeichnet sich the London Weekly Review aus, ein in Größe, Form, Einrichtung und Preis ganz der Literary Gazette ähnliches wöchentliches Literaturblatt. Es sind bereits zwanzig Stücke davon erschienen, und in allen bemerkt man eine Freyheit und Furchtlosigkeit und vor allem Unpartheylichkeit, die man im lezteren Blatte oft vergeblich sucht, was schon daher rührt, daß dieses das Eigenthum der Hrn. Colburn und Longman und Comp. ist, und die hiesigen Verleger über die ihnen zugehörenden Journale eine Tyranney ausüben, die man in Deutschland nicht kennt. Das Weekly Review aber soll dem Redakteur gehören, was ihm sowohl die Wahl der zu kritisirenden Werke als der Art der Kritik frey läßt. Auch in der Auswahl der vermischten Nachrichten so wie der Originalaufsätze sieht man, daß der Redakteur Geschmack und gute Verbindungen hat. Hier etwas aus einem interessanten Aufsatze über Südafrika: Die Drostdy Tronk, oder das Gefängniß zu Beaufort am Karoo, besteht aus einer einzigen Stube von ungefähr zwanzig Fuß Länge und zwölf Breite, und hat nur eine einzige kleine vergitterte Oeffnung, wie eine Schießscharte, hoch in der Mauer, zur Einlassung des Lichts und der frischen Luft. In diesem Zwinger befanden sich an dreyßig Menschen von jedem Geschlecht und Alter, und beynahe jeder Farbe, außer der weissen, zusammengedrängt. Weiße, oder Christenmenschen, wie sie sich nennen, kommen selten ins Gefängniß, außer um sehr grober Verbrechen willen, und dann von den Schwarzen abgesondert. Der Zustand dieses Kerkers war gräßlich. Als man die Thüre öffnete, ersuchte mich mein Führer, der Pfarrer des Orts, einige Minuten lang zu warten, bis sich der fürchterliche Gestank, der einem beym ersten Oeffnen entgegendrang, ein wenig verzogen hätte. Die Gefangenen mußten sich an den Wänden herumstellen, damit wir sie genauer betrachten konnten. Hier sahen wir entlaufene Sklaven, die mit gefesselten Gliedern und trotzigen Blicken dastanden, und die ihnen drohende Strafe so wie die Ankunft ihres Eigenthümers erwarteten, der sie in ihre Knechtschaft zurückführen sollte; Hottentoten in halb europäischer halb Nationaltracht, in dem Küraß ihrer Vorfahren aus Schaffellen, und den gegerbten ledernen Beinkleidern der Bauern. Einige derselben waren Kläger gegen ihren Dienstherrn, und waren, dem Landesgesey gemäß, hier eingesperrt, bis es demselben gefiel auf ihre Klage zu antworten, und sie (wie meistentheils in der Kolonie geschieht) wegen ihrer Kühnheit sich zu beklagen durchgepeitscht wurden. Da waren auch wilde Buschmänner, die sich von dem Bauern entfernt, dem sie sich in der Noth mit Weib und Kind ums liebe Brod verkauft hatten. Einige von den Hottentoten sowohl als den Buschmännern hatten sich gröberer Verbrechen schuldig gemacht, und erwarteten die Ankunft des Richters und ihre Strafe. Aber alle, schuldig oder unschuldig, stacken zusammen in diesem engen, elenden Loche. Hier sah ich auch eine Kaffernfamilie, deren Unglück mir sehr zu Herzen ging. Sie bestand aus zwey Männern, einer Frau, einem Kinde und einem Jüngling. Die Männer saßen nackt auf der bloßen Erde, schwer gefesselt, und mit den Knöcheln an einen starken eisernen Ring befestigt, der sie in einer gekrümmten Stellung hielt. Man hatte sie vor etwa zwölf oder achtzehn Monaten innerhalb des Gebiets der Kolonie gefunden und einer bestehenden Verordnung zufolge nach der Capstadt abgeschickt, wo sie mit den gröbsten Verbrechern in den Steingruben der Regierung auf der Robbeninsel arbeiten sollten. Unterwegs aber sah sie zufällig der Oberrichter, Sir John Truter, der, um ihr Schicksal zu erleichtern, sie sich als Arbeiter

erbat und auf sein Gut im Bezirke Swellendam schickte. Hier blieben sie eine kurze Zeit, dem Anscheine nach mit ihrem Schicksale zufrieden; aber eines Nachts gingen sie alle davon, nachdem sie vorher die europäischen Kleidungsstücke, die man ihnen gegeben, niedlich zusammengefaltet in ihrer Hütte zurückgelassen hatten. Man hörte lange nichts von ihnen und glaubte, es sey ihnen gelungen ihre 100 deutsche Meilen entfernte Heimath zu erreichen, aber sie waren nicht so glücklich. Vom Hunger getrieben, bemächtigten sie sich einmal Nachts eines Hammels, welcher von der Bäurin gleich am folgenden Morgen vermißt ward. Diese entdeckte zu gleicher Zeit auch die Spuren der Diebe im Sand, und da ihr Mann und alle erwachsenen Mannspersonen abwesend waren, so rief sie mit der den Weibern in der dortigen Gegend eigenen Kühnheit und Entschlossenheit ihre zwey zwölf- und vierzehnjährigen Knaben herbey, und verfolgte an der Spitze derselben die Kaffern in dem Mimosenwald, wohin sie sich mit ihrer Beute geflüchtet hatten, und holte sie auch bald ein. Mit lauter Stimme gebot sie ihnen zu halten; die armen Leute suchten ihr in gebrochenem Holländischen begreiflich zu machen, daß nichts als die Noth sie zum Diebstahl vermocht, und baten flehentlich sie mit ihrer Beute ziehen zu lassen, indem sie auf dem Wege in ihre Heimath wären. Aber die zornige Frau wollte sich nicht bewegen lassen, und bestand darauf, sie sollten sich ergeben und warten, was ihr Mann über sie beschließen würde. Deß weigerten sich die Kaffern, und ihre Kirris schwingend, warnten sie zu verschiedenen Malen ihnen nicht weiter zu folgen. Die Frau aber rief ihrem ältesten Knaben, der eine Flinte trug, zu, auf de zwarte schelmagtige Honden (die schwarzen spitzbübischen Hunde) zu schießen, der Knabe gehorchte, und einer der Männer stürzte todt nieder. Dieß trieb die Kaffern zur Wuth, die Knaben entflohen, aber die Mutter büßte ihre Tollkühnheit mit dem Leben. Eine solche That, die doch unter diesen Umständen sehr zu verzeihen war, brachte die ganze Gegend auf die Beine, die Kaffern wurden bald gefangen und den Gerichten überliefert. Sie waren schon seit einigen Monaten vor meiner Ankunft im Gefängniß und wurden ein Paar Tage später vor Gericht gebracht, die Sache aber nicht entschieden, und ein Jahr später hörte ich, daß sie sich noch immer im Gefängniß befänden. Was aber am Ende aus ihnen geworden, und besonders, was man mit der Frau und dem Jüngling gethan, die an dem Morde keinen Antheil hatten, habe ich nicht erfahren.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Unsere Feste sind größtentheils alten Ursprungs, und manches Alterthümliche an ihnen erinnert an ferne Jahrhunderte; manchmal nur der Name, wie z. B. bey der Abbaye de Celigny, die aus der Zeit stammt, wo reiche Aebte in dem schönen Lande hausten, und Klöster an allen reizenden Stellen des Seeufers lagen. So stand auch eine üppige stattliche Abtey zwischen Nion und Coppet, die nach Genf gehörte und zahlreiche Hörige besaß, die mit Gaben, Zehnten und Arbeiten aller Art zu der Abtey Celigny steuerten. Wenn nun die Erndte vorüber und der Segen glücklich in die Scheune gebracht war, gab der Abt seinen Hörigen ein Fest, wobey es hoch herging. Dieß und ähnliche Feste hießen daher Abbaye. Als die Reformation die katholischen Abteyen säcularisirte und aufhob, blieb doch das Fest und sein Name, denn die frey und glücklicher gewordenen Einwohner gaben sich nun selbst eins. Bald bekam es einen militärischen Charakter, den es auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wir haben in unserem Kanton kein ähnliches. Da aber Celigny eine Parzelle ist, die das Waadtland umgibt und einschließt, so kann die Abbaye de Celigny als ein Fest angesehen werden, das beyden Ländern angehört, und beyde betrachten es als einen erwünschten Vereinigungspunkt für Genfer und Waadtländer, die sich immer näher kommen und befreunden, wozu Feste seit Griechenlands Panathenäen, und seit seinen olympischen, isthmischen und nemäischen Spielen am schnellsten und erfreulichsten wirken. So groß und vornehm als dort geht es freylich bey uns nicht zu, aber doch anmuthig genug, wozu die schöne Lage Celignys viel beyträgt. Sollte es sich nicht lustiger tanzen, singen und springen im Umfange einer herrlichen Natur, wo die silbernen Gletscher sich nach und nach mit Gold überziehen, und aus dem Seespiegel all die reizenden Ufergestalten herauflachen, und die blauen Wellen über eine schaukelnde Welt von Bäumen, Blumen und Landhäusern hinziehen? Mehr denn achtzig Mitglieder der Gesellschaft waren hier zum Scheibenschießen vereinigt; unter den zahlreichen Fremden aus der Nachbarschaft, selbst von Savoyen herüber, bemerkte man mehrere schöne Frauen, deßgleichen den Lord Huntley und den englischen Maler Wilkie. Alles war in Freude einverstanden; der Tanz im Freyen, wozu der Vollmond über den Montblanc herüberschaute, war durch die Bewohnerinnen der umliegenden Badhäuser geschmückt und belebt. Erst spät und ungern trennte man sich, und anmuthig war es zu schauen, wie die lustigen Gruppen und Paare die große Straße entlang nach Haus zogen, oder in den kleineren Wald- und Gartenwegen verschwanden.

Bey weitem weniger anziehend aber origineller war das Fest des Bogenschießens, die Fête de l'arc, die auch jährlich begangen wird, und die gleichfalls aus ferner Zeit vor der Pulvererfindung stammt. Eine schöne, mit riesigen Kastanienbäumen umgebene Wiese vor dem Hôtel de l'arc ist hier der Tummelplatz für die Bogenschützen, wenn sie von einer festlichen Seefahrt mit Frühstück, Musik und Kanonenkrachen, und von der Wahl des neuen Königs und der Aufnahme der neuen Ritter zurückkommen. Der grüne Raum ist passend verziert; als Trophäen sind die Preise in Silberwerk aufgehangen, welche die Gesellschaft für die besten Schützen aussetzt. Zuerst wird nach einer aufgehängten Sonne geschossen, dann nach einem gemalten Hirsch, der auf Rollen aus einem Gebüsch herausgeschoben und weiter gezogen wird, bis er in einem andern Gebüsch wieder verschwindet. Unter den Schützen war auch hier der Prinz Friedrich von Dänemark mit seinem Hausstaat, der an dergleichen Festen großes Behagen zu finden scheint. Er hatte auch mehrere Preise in Silberwerk gegeben. Nach dem Schießen begann ein großes Mittagsmahl, bey dem es an Trinkliedern und Toasts natürlich nicht fehlte. In allen Städten des Genfersees sind dergleichen Bogenschützengesellschaften, zu Nion, Rolle, Morges, Vevey u. s. w. Der ausgezeichnetste Verein dieser Art befindet sich aber in Lausanne, wo er den schönen Garten de l'arc mit geschmackvollem Haus am Montbenon inne hat, und wo man eine zauberische Aussicht auf den See genießt, der sich hier herrlich mit seinen östlichen und westlichen Hörnern ausbreitet. Die Anstalt in Genf ist wahrhaft winkelich und armselig dagegen zu nennen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 258.

Hasenfuß.

Logogryph.

Ein kleines Thier schleicht es umher zu vieler Grauen,
Schwarz von Gestalt, mit langem Schwanz;
Statt R ein K, so läßt sein Feind sich schauen,
Wild tobt er her zum Todestanz;
Statt K ein T, so fährt er her mit blut'gen Waffen,
Daß rings die Todeswunden klaffen.

Beylagen: Intelligenzblatt Nr. 35. u. Monatsreg. Okt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. November 1827.

— Geschwind! ergreift die Ruder! spannt
Die Segel aus, ein Gott, vom Himmel hergesandt,
Treibt mich — nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhau'n, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch seyst, erhabne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben.
Verleih' uns Schutz! O sey uns hold und nah!
Laß über unserm Haupt geneigte Sterne schweben.

Schiller
nach Virgils Aeneis.

Die Griechen im alten Marseille.

Flüchtige Griechen, Phokäer, vor einem großen und guten Könige, aber doch immer einem Herrn, vor Cyrus flüchtig, verließen eine blühende Handelsstadt, um einen fremden, aber freyen Boden zu suchen. Sie landeten an den Buchten, wo westlich die Rhone damals (um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung) mit fünf Mündungen aus den Gebirgen durch finstern Wald, und, wie der Dichter sagt, vom traurigen Lande der Celten ins Meer strömte und ungeheure Massen von Gerölle und Treibsand ablagerte. Sie kannten die Gegend wohl als eine frühere Handelsniederlage zum Sklavenhandel, wie wir etwa den Benin. Eine Halbinsel mit vorliegenden Inseln gab Schutz und Sicherheit für die Schiffe, und ein vom Gebirge auslaufender und vorspringender Hügel gewährte für die Gelandeten eine leichte Vertheidigung. Zum Hafengemäuer und Burgbau lagen die Steine bereit. Der felsige Boden taugte nicht zum Getreidebau und lag wüste, konnte aber die liebe vaterländische Feige tragen und Wein und Oliven. Der Himmel war milde, das Meer fischreich, der nahe Rhonestrom weit in das Land hinein schiffbar, der Markt für Kunstwaaren unter den kunstlosen Landeseinwohnern weit und frey; die Griechen beschlossen die Niederlassung.

Marseille ward gegründet, das Nachbarvolk durch ehrlichen, guten Verkehr angezogen und befreundet; die griechische Artigkeit gefiel den gallischen Frauen und führte zur Verschwägerung mit den Häuptlingen des Landes. Man ordnete das Bürgerwesen, so wie man es im verlassenen Vaterlande gehabt hatte. Die Bewachung der Stadt geschah anfangs wohl durch den Dienst der Reihe nach, und man hielt darauf, daß am Eingang in das Thor die Waffen abgelegt wurden, welche man bey dem Ausgange zurückgab. Der große Rath, nachmals sechshundert der reichsten Bürger, wählte den kleinen Rath, die Fünfzehner, und dieser drey wechselnde Vorsteher aus seiner Mitte. Sie mußten Familienväter und bey zunehmender Bevölkerung im dritten Gliede Erbbürger seyn. Das Heirathsgut der Töchter war beschränkt, das Vermögen blieb daher zusammen und in dem Handel, worin als dem Hauptgewerbe es angelegt ward. Es half die Verbindung mit den alten Landsleuten und mit den Griechen in Italien zum Emporkommen. An der Rhone wurden Leuchtthürme und Warten angelegt und Zölle erhoben. Die Gebirgsvölker nahmen Geschenke und gewährten Handelsstraßen; sie hielten später treu an Marseille. Die Verbreitung seines Handels durch ganz Frankreich erleichterte, daß man bey noch höherem Wasserstande mit leichter Mühe aus einem Stromgebiete in das andere kommen konnte. Die große Sorgfalt, welche man zu Marseille auf das Seewesen verwandte, läßt schließen, daß von Anfang an der Küstenhandel und die Ausfuhr der gallischen rohen Waaren auf dem Meere Hauptaugenmerk war. Durch beydes und durch Seeräuberey erklärt sich die frühe Feindschaft mit Karthago und die frühe Freundschaft mit den Römern. Der Handel von Marseille,

der Umtausch selbstverfertigter Handwerkswaaren gegen das Pelzwerk und die Gefangenen der Gallier, und der Vertrieb dieser Waaren und des verarbeiteten Zinns und Bernsteins nach Italien und Griechenland mußten sehr einträglich werden. Später gingen, wie Strabo sagt, selbst belgische Schinken nach Italien. Marseille ward im Handel und im Kriege mächtig, vielleicht zu bald, um sich über das Land zu verzweigen. Wer hätte die schöne, feste Stadt verlassen mögen, wo man ganz in griechischer Lust und Kunst und Wissenschaft lebte, und selbst in Mißjahren aus vollen Speichern Ueberfluß hatte, um in dem Innern mit noch größerer Gefahr und Arbeit Pflanzstädte zu gründen? Es genügte den Marseillern, die Großanstalten für den Handel daheim und auswärts nur hin und wieder an Landungs- und Lagerungsorten Festen und Besatzungen zu haben. Während sie bey sich den Fremden freyes Marktrecht, gutes Maaß und Gewicht, schönes Geld anboten, suchten sie sorgsam sicheres Geleit auf den Handelswegen nah und fern zu erhalten, und Handelsgelegenheit zu erforschen. Dieß führte auch zu Entdeckungsreisen, welche auf öffentliche Kosten, namentlich von Euthymenes, man glaubt bis nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und von Pytheas nach dem Norden unternommen wurden. Man scheint auch Sammlungen von Handelsnachrichten gehabt zu haben; und vielleicht verdankt die Mathematik dem Eifer für Handelsgewinn dort ihre Gunst und Liebe. Die Griechen konnten nicht behaglicher nach ihrer Weise zu Marseille leben, als wenn sie mit den Galliern Frieden und Handel hatten, und wie stolz sie auf ihre Griechheit waren, so verschmähten sie doch nicht, mit schönen gallischen Frauen sich zu verheirathen.

Es scheint der Einfluß der Marseiller auf die Gallier eben dadurch ausgebreitet und wohltätig gewesen zu seyn, daß sie Frieden und Handel haben und nicht erobern wollten. Man weiß, daß ihre Handelssitze bis über die Pyrenäen, ihre Handelszüge nach dem Rheln und der Donau gingen, und daß unter den Galliern der griechische Schutzgott des Handels die alte Heiligung von Sonne, Mond und Feuer theilte, wenn nach der Bekanntschaft mit den Griechen nicht vielleicht auch ihre Feyer der Sonnenwende im Winter und der Frühlingsnachtgleiche freudiger begangen seyn sollte; bey jener schenkte man sich Reiser von der Eichenmistel zur Abwehr von Hexerey und Krankheit, und bey dieser wahrscheinlich Eyer von rother, der gallischen Lieblingsfarbe. Griechische und gallische Sagen mochten sich vielleicht vermischen, um aus Herkules einen Kaufmann zu machen. Das kriegerische, handelnde Marseille ließ sich wohl unter dem Bilde eines gewaltigen und wohlthätigen Fremdlings vorstellen; es scheint nach seiner Stellung und Wirkung in Gallien mit unserer Hanse in ihren nördlichen Niederlassungen verglichen werden zu können. Die Marseiller hatten wohl die gallischen Priester, die Druiden, gewonnen, um ihren Marktverkehr, ihre Waarenlager, ihre Handelsverträge mit den Galliern unter die Gewähr des priesterlichen Strafrechts zu stellen. Auf dieses gute Vernehmen mit den Druiden läßt sich deuten, daß ein heiliger Hayn der Gallier ohnweit Marseille unberührt blieb, so gutes Schiffsbauholz seine herrlichen Eichen auch den Griechen hätten liefern mögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die englische Gesandtschaft in Ava.

(Beschluß.)

Den Engländern wurde nun Betel, Tabak und Thee gereicht, welche Höflichkeit keinem Andern erwiesen wurde. Nachher erhielt jeder derselben einen kleinen Rubin, einen seidenen Anzug und etliche lakirte Büchsen. Dann wurden noch einige Titel ertheilt und im Saale ausgerufen, worauf sich J. J. M. M. zurückbegaben; die Hofleute warfen sich in diesem Augenblicke wieder auf den Boden. J. J. M. M. waren im Ganzen drey Viertelstunden geblieben; der Hof hatte allen Glanz gezeigt, dessen er fähig war, und der Anblick war in der That imposant. Die Prinzen und Adligen trugen ihre Hoftracht von Purpursammet, überladen mit Borden und Gold; der Audienzsaal ist eben so prächtig als elegant, getragen von sechs-und-neunzig Pfeilern und durchaus auf's reichste vergoldet. Als wir durch den Hof gingen, zeigte man uns den weißen Elephanten und andere Merkwürdigkeiten. Possenreißer und tanzende Mädchen thaten noch zuletzt das ihrige zur Unterhaltung der Gesandtschaft.

Mehrere Tage nach einander hatten nun die zur Gesandtschaft gehörigen Herrn dem Thronerben, dem Fürsten von Sarrawadi u. a. ihre Aufwartung zu machen und wurden mit außerordentlicher Höflichkeit empfangen. Die Damen waren bey dieser Gelegenheit ebensowohl zugegen als die Herrn. Drauf ward die politische Verhandlung wieder vorgenommen, in Folge deren am 23sten November einige Punkte über die Gränzen des Reiches bestimmt und ein Handelsvertrag abgeschlossen wurde.

Nach einem dritthalbmonatlichen Aufenthalte verließ die Gesandtschaft den 12ten Dezember die Hauptstadt. S. Maj. hatte ihr vorher noch zwey Audienzen ertheilt, die eine bey Gelegenheit einer Elephantenjagd, die andere bey Entwöhnung eines jungen Elephanten, beydes Lieblingsvergnügungen des Königs. Hierbey war aller Zwang entfernt, und der König sprach offen und freundschaftlich mit unsern Landsleuten. Am Tage der Abreise wurden Geschenke für den Generalgouverneur von Indien geschickt und jeder der Engländer erhielt einen Adelstitel.

Bey der Hinreise war der Irawadi durch den Regen angeschwollen gewesen, unterdessen aber zwanzig bis drey-

ßig Fuß gefallen, und daher schwer zu befahren. Im Ganzen lag das Dampfschiff fünfzehn Tage auf dem Boden, und mehrmals war es in der äußersten Gefahr. Wir brauchten fünf-und-dreyßig Tage bis Rangun, welche Fahrt ein Boot in zehn Tagen machen würde.

Zu Pugan, achtzig englische Meilen unterhalb Ava, angelangt, erfuhren wir den Aufstand der Talains; zu Hensada und Donabew sahen wir die Bewohner in eiliger Flucht ihre Heimath verlassen; zu Paulang gewahrten wir zuerst die Aufrührer. Die bewaffneten Talains erlaubten dem Schiffe freye Durchfahrt; einige kamen auf das Schiff und grüßten uns nach Art der englischen Sepoys, aufrechtstehend. Dieß sey, bemerkten sie, der ausdrückliche Befehl S. Maj. des Königs der Talains; er habe erklärt, kein Mensch solle sich hinfort in seiner Gegenwart oder vor den Oberhäuptern niederbücken. Auch rühmten sie sich, daß sie ihre Gefangenen nach englischer Weise behandeln, d. h. entwaffnen und darauf in Freyheit setzen; ohne ihnen etwas zu Leide zu thun, und hielten diese Behandlung für ein um so größeres Verdienst, da die Birmanen sich auf ganz andere Weise gegen sie benähmen, und ihre Gefangenen umbrächten, oder, wie sie sich ausdrückten, „dritttheilten."

Als wir nach Rangun kamen, wehte die birmanische Flagge auf der einen Seite des Flusses, die talainische auf der andern. Schon waren die Vorstädte von Rangun niedergebrannt, und es entstand bald vor unsern Augen ein Kampf, der zu den bedeutendsten während dieses Aufstandes gerechnet wird. Freylich war er von beyden Seiten höchst armselig. Die beym Schlafen oder Kochen überfallenen Talains flohen nach ihren Böten und schwammen in großer Anzahl über den Fluß. Andere dagegen, die wachsamer waren, schlugen ohne große Mühe den aller Energie ermangelnden Angriff der Birmanen zurück.

Wir fuhren in nicht ganz vier-und zwanzig Stunden von Rangun nach der neuen Kolonie Amherst. Es lagen daselbst eine Menge Schiffe im Hafen, der Ort hat gegen 1700 Einwohner, und vor zehn Monaten wußte man nichts von diesem Hafen. Die militärische Niederlassung Maulemhyeng, sieben-und zwanzig englische Meilen flußaufwärts, hat noch einmal so viel Einwohner. Wo die beyden Ansiedlungen stehen, war der Boden vor einigen Monaten noch mit dichtem Wald bedeckt und jezt erzeugt der Boden Manches, was in Europa zu den angenehmsten Bedürfnissen gehört.

Von hier kehrte die Gesandtschaft nach Kalkutta zurück. Sie hatte viele, für die Wissenschaft, besonders für die Statistik interessante Beobachtungen und Berechnungen angestellt. Die Bevölkerung und die Hülfsquellen des Birmanenreiches, ergibt sich daraus, sind bisher überschäzt worden. Man hat die Anzahl der Bewohner zu 17, zu 19, ja zu 33 Millionen angeschlagen. Man braucht aber blos das Land am Ufer des Irawadi von der See bis Ava, eine Strecke von 500 englischen Meilen und den besten Theil des Königreiches, so wie die unendlichen Urwälder ohne Spur von gegenwärtigem oder früherem Anbau zu betrachten, um sich von der großen Unwahrscheinlichkeit solcher übertriebenen Schätzungen zu überzeugen. Aus Folgendem mag man sich einen Begriff von der wirklichen Bevölkerung bilden. Die drey Städte Ava, Amerapura und Sakaing, sammt ihren Bezirken, haben einen Flächeninhalt von 283 englischen Quadratmeilen, und machen den bey weitem angebautesten und bevölkertsten Theil des Reiches aus. Diese Striche entrichten fast keine Abgabe, da dem Herkommen gemäß das übrige Land ihren Antheil für sie zu liefern hat. Sie enthalten, den öffentlichen Registern zufolge, im Ganzen 50,600 Häuser, und jedes Haus soll im Durchschnitt sieben Bewohner zählen. Die Gesammtzahl wäre demnach nur 354,200. Ava selbst enthält gewiß keine 30,000, und steht an Volkszahl, Reichthum, Gewerbfleiß und Handel weit unter der Hauptstadt von Siam. Von den andern großen Städten des Birmanenreiches, und es gibt deren nicht über ein Dutzend, enthält keine über 10,000. Die Volkszahl von Rangun ist, der angestellten Zählung zufolge, 8 bis 9000, und vorher war sie auf 30,000 geschäzt worden.

Die Gesandtschaft war von dem rühmlich bekannten Doktor Wallich begleitet, dessen naturhistorischen Untersuchungen, besonders in der Botanik, den glücklichsten Erfolg gehabt haben sollen. Als ihn die Gesandtschaft in der neuen Stadt Amherst zurückließ, wo er blieb, um seine Forschungen in den Wäldern der dortigen Gegend fortzusetzen, hatte er in seiner Pflanzensammlung bereits an 16,000 Gegenstände, wovon über 500 als neu und unbeschrieben angegeben werden, und unter diesen nennt man sieben Arten Eichen, zwey Arten Wallnüsse, eine Rose, drey Weiden ꝛc. Mehrere der von ihm entdeckten Pflanzen werden als neue Gattungen betrachtet, zu diesen gehört eine der schönsten Blumen in der indischen Flora, die man Lady Amherst zu Ehren Amherstia genannt hat. Man kennt nur zwey Individuen davon, welche sich in einem Klostergarten am Ufer des Salwen befinden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

Einige Worte über eine Feuersbrunst, welche vor wenigen Tagen in der Nähe von Brüssel ausbrach, werden hinreichen, einen Begriff von der Indolenz der Bewohner dieser Stadt zu geben. Man sollte denken, ein solcher Vorfall müsse geeignet seyn die größte Lebendigkeit, deren eine Volksmasse fähig ist, zu entwickeln. Aber aus Folgendem kann man urtheilen, wie indolent in anderer Hinsicht der Brüssler seyn mag.

Einige Leute hatten zufällig den Widerschein des Feuers am Himmel wahrgenommen, um diese sammelten sich aus Neugier andere; als ob ein Komet zu sehen wäre, betrachtete

Groß und Klein das Schauspiel, und endlich fieng man, ohne die Pfeife verlöschen zu lassen, an sich zu berathen, wo denn eigentlich das Feuer seyn möge. Kein Thurm sezt hier zu Lande bey solcher Gelegenheit seine Glocke in Bewegung, keine Trommel rührt sich, und wer nicht auf der Straße ist, kann nichts vom Brande erfahren. Bey uns in Deutschland lassen einen bekanntlich an manchen Orten die Trommeln noch eine Stunde, nachdem das Feuer gelöscht ist, nicht schlafen, und unsere Glocken thun eher ein Uebriges als zu wenig. Nach langer Frist sezten sich endlich die behelmten Pompiers mit einer, von einem Pferde gezogenen Sprize langsam in Bewegung; wenig Volk zog mit, und das Hauptleidwesen, das die größte Anzahl auf Düß (flammändisch), andere auf Hollands, andere auf Französisch und wieder andere auf Walonisch und Doß (deutsch) ausdrückten, war, daß nun dem Dorfe aller Spaß bey dem gerade stattfindenden Feste (Kermeß) verdorben sey; aber hierin betrogen sie sich sehr.

Hundert Schritte von der brennenden Meierey tobte die Tanzmusik, brüllten die Bauern flammändische Lieder, und von der Meierey herüber, durch den Wind getrieben, vermischte sich der Rauch der Feuersbrunst mit dem dicken Tabaksqualm der bequemen Dorfbewohner. Als endlich einige Fässer mit Wasser anlangten und die Sprize damit versehen war, versagte sie den Dienst. Einige hundert Menschen, welche das Feuer herbeygelockt hatte, standen unthätig wenige Schritte vom Feuer auf Holzschichten, ließen sich die Gesichter schwärzen, und berechneten den Schaden. Sie haben, versicherte man mir, den ächt türkischen Aberglauben, daß bey einem Brande nicht mehr und nicht weniger zu Grunde gehe als dem Schicksal gemäß zu Grunde gehen solle, und wundern sich gar nicht, daß vor zwölf Jahren in einem brennenden Pachthofe, vier Stunden davon (bey Waterloo), ein Christus am Kreuze fast ganz unversehrt blieb, während ringsum Alles einstürzte. Alles Vieh in der Meierey ward ein Opfer der Flamme, nur die Kühe warteten nicht auf die Hülfe der Bauern, und liefen davon. In Häusern, Hütten und Scheunen währte indessen der Tanz fort, und den Mangel an Beleuchtung ersezte für dießmal die brennende Meierey.

Die phlegmatischsten Menschen drücken oft, wenn sich ihnen eine besonders freudige Begebenheit ereignet, ihre Freude am ausgelassensten aus. Hier in Brüssel ist es aber ganz anders. Es war auf allen Gesichtern zu lesen, daß man sich über die Herstellung der vielgeliebten, wegen ihrer Mildthätigkeit hochverehrten Königin herzlich freute, und die Einfachheit der Illumination, wodurch die Stadt ihren Glückwunsch zur Genesung gab, konnte auch wirklich der königlichen Familie, die ja ihr Volk kennt, angenehmer seyn, als wenn sich unter ein geräuschvolleres Fest unzufriedene Stimmen gemischt hätten. Wenn sich die Ruhe eines Volkes beym Feuerlöschen offenbart, so dürfen wir diese Ruhe tadeln; schildere ich aber, wie sich dieselbe beym Ausdrucke der Freude und Erkenntlichkeit zeigte, so ist es mir blos um die Charakteristik der Brüssler zu thun. Eine solche Charakteristik polemisch ausführen, wäre, als ob man, wie zuweilen geschehen ist, die Naturgeschichte blos von Seiten der Zweckmäßigkeit studirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Die Genfer haben für das Soldatenwesen sehr viel Sinn. Daher ist auch das Lager, welches jährlich in einiger Entfernung gehalten wird, eine treffliche Veranlassung zu Spaziergängen und Festen größern und kleinern Umfangs. Wenn vier- bis fünfhundert Männer in der Stadt fehlen, so fehlts, kann man sagen, in allen Ecken. In der ersten Woche geht es noch, hernach wird die Sache intra muros unausstehlich; den Kindern fehlt der Vater zu Zucht und Liebe; die Buben werden unartig und wollen den Müttern und Schwestern nicht mehr gehorchen; statt in die engen Schulstuben zu gehen, spielen sie auf der Treille Soldaten oder lassen Drachen fliegen; den Mädchen ist gar unangenehm zu Muthe, und wie man mir gesagt hat, machen die geschicktesten Fingerchen in den Ateliers der Uhrmacher und Bijoutiers dumme Streiche; eben so soll es auch mutatis mutandis den Demoiselles du haut gehen. Alle zieht es gewaltig nach der Porte neuve hin, die zum Lager führt. Kaum kann man den nächsten Sonntag erwarten, und wenn es da regnet, so herrscht tiefes Leid überall, denn Sonntags ist Fest im Lager. Alle Angehörigen, oder die sich angehören wollen, ziehen da in großen Schaaren hinaus, und die Soldaten mit ihren Offizieren machen die Wirthe. Es ist wirklich ein anmuthiger Anblick diese Begrüßungen zu sehen, unter denen das Wiedersehen der Väter und Kinder nicht das Gleichgültigste ist; andere anders mit verschiedener Abstufung in Ton, Farbe und Licht. Zuerst wird an den langen, zwischen den Zelten aufgestellten Tischen gefragt und erzählt, während die Buben sich kein geringes Ansehen geben, daß sie im Lager gleichsam wie zu Hause sind, und endlich der Väter Flinten, Säbel und Patrontaschen in den Zelten wieder gefunden haben. Dann geht es zum Imbiß und zum Trank. Gesang tönt bald aus allen Ecken; endlich beginnt die ersehnte Tanzmusik, und nun ist Freude überall; Hüte und Shawls werden auf die friedlichen Haubizen, Bombenkessel und Kanonen gehängt, die nie einen Feind gesehen haben. Aus der Nachbarschaft, besonders aus dem angränzenden Savoyen, strömen die Leute haufenweise herüber, und können es gar nicht begreifen, wie unsere vornehmsten Offiziere eben so freundlich und artig gegen den Schneider und seine Frau und Kinder sind wie gegen die Herrschaften, welche in herrlichen Wagen mit vier Pferden angefahren kamen, und daß alle Stände so bunt unter einander tanzen. Die armen Savoyarden, das werden sie wohl nie in ihrem Land sehen. Wenn es dunkel wird, hört der Tanz auf, und es beginnt ein kleines Feuerwerk; dann kömmt es zum Abschiednehmen und Heimgehen, und der freudige Tag ist zu Ende.

Ganz im Kleinen kann damit das Fest der Schüler aus den Lankasterschulen verglichen werden. Vor einigen Wochen waren sie auf einer großen Campagne in Plongeon vereinigt. Militärische Spiele, Ringen und Laufen, fröhlicher Gesang mit wenigem Essen und Trinken genügte ihnen, und weibliche Lust herrschte von Anfang bis zum Ende unter ihnen.

Man sollte nicht glauben, wie viel richtigen Takt die Leute hier für das Passende und Wahre haben, und wie schnell sie bemerken wo etwas zu viel ist, wenn es auch eine schmeichelnde Seite hat, oder wenn es bey einem Feste vorkömmt. So hat hier jeder über die Hyperbel gelächelt, welche die Berner auf dem Ball des lezten helvetischen Musikvereins unter das Genfer Wappen gesezt haben: Genf, die Wiege der Camönen, kam zulezt den Bund zu krönen. Das Schlimmste dabey war, daß die Mehrsten nicht wußten wer die Camönen sind, da das Wort im Französischen nicht bekannt ist. Einige meynten, es komme von Chamäleon, und wollten die Sache schon übel nehmen; andere, welche die Giraffe im Kopf hatten, dachten an Kamelopard. Die Musen fielen keinem ein, und so eitel ist hier auch Niemand, um zu meynen, der Schweizerbund habe Genfs bedurft um gekrönt zu werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. November 1827.

— Noch immer seh' ich Tropfen Blutes
Auf deiner Klinge, die erst nicht waren.

Macbeth.

Die beyden Viehhändler.

von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Robin Oig hatte eben das erste Hu-hu! gerufen, um die trägeren Thiere der Heerde aufzumuntern, als es hinter ihm rief: „Halt Robin, wart ein wenig! Hier ist Hanna von Tomahourich, die alte Hanne, deines Vaters Schwester!“ — „Hol der Gukuk die alte hochländische Hexe,“ sagte ein Bauer von Stirling; „sie behert uns gewiß das Vieh.“ — „Das läßt sie wohl bleiben,“ sprach ein Anderer; „Robin Oig ist nicht der Mann, der eines davon gehen läßt, ohne ihm St. Munges Knoten in den Schweif zu binden, und das ist genug, um die beste Hexe abzuhalten, die je auf dem Besen über Dimayet geritten.“ Der Leser muß wissen, daß das hochschottische Vieh besonders dem Beheren ausgesezt ist, welches kluge Leute dadurch zu verhindern wissen, daß sie eine besondere Art von Knoten in das Haarbüschel unten am Schweife knüpfen. Die Alte indessen, welche die Besorgniß des Bauers erregt hatte, schien nur mit dem Treiber beschäftigt, ohne sich im geringsten um das Vieh zu bekümmern. Robin aber schien sie mit Ungeduld da zu sehen. „Was für ein altmütterlicher Einfall hat Euch früh am Morgen vom Kamin hierher gebracht, Muhme? Ich sagte Euch ja gestern gute Nacht und bekam Euern Glückwunsch auf den Weg!“ — „Und ließt mir mehr Geld als die alte unnüze Frau brauchen kann, bis du wiederkommst, Vogel meines Busens,“ sagte die Sybille. „Aber wenig würde mich das Essen, das mich nährt, und das Feuer, das mich wärmt, oder selbst Gottes Sonne kümmern, wenn meines Vaters Enkel etwas anders als Gutes geschähe. Also laß mich das Deasil um dich hergehen, damit du wohlbehalten ins ferne Land gehest und wohlbehalten wiederkehrest.“ Robin Oig blieb halb verlegen, halb lachend stehen, indem er den Uebrigen durch einen Wink zu verstehen gab daß er es blos darum thue, um der Alten gefällig zu seyn. Inzwischen zog sie mit unsichern Schritten den wohlthätigen Kreis, welcher nach Einigen seinen Ursprung in der Druidenzeit gehabt haben soll. Er besteht bekanntlich darin, daß die Person, welche das Deasil macht, dreymal um die Person, welche der Gegenstand der Feyerlichkeit ist, herumgeht, und zwar in der Richtung des Laufs der Sonne. Auf einmal aber hielt sie inne und schrie mit Entsetzen: „Enkel meines Vaters, du hast Blut auf der Hand.“ — „Still, ums Himmels willen, Muhme!“ rief Robin Oig, „sonst bringt Ihr Euch mit diesem Eurem Taischataragh (zweytes Gesicht) in größere Verlegenheit, als Ihr Euch in einem Monat herausbringen könnt.“ Aber die Alte erwiederte nur mit einem gräßlichen Blicke: „Du hast Blut auf der Hand, und es ist englisches Blut, das Blut eines Gälen ist voller und röther; laß sehen, laß —“ und ehe Robin es hindern konnte, was auch nur mit Gewalt hätte geschehen können, so schnell und gebieterisch waren ihre Bewegungen, hatte sie den Dolch, welcher in den Falten seines Mantels stack,

hervorgezogen und rief, indem sie ihn in die Höhe hielt, obgleich der Stahl hell in der Sonne glänzte: „Blut, Blut — wieder Sachsenblut. Robin Oig M'Combich, geh heut nicht nach England!" — „Papperlapap!" erwiederte Robin Oig, „das geht nimmermehr, ich dürfte ebensowohl auf einmal landesflüchtig werden. Schämt Euch, Muhme, gebt mir den Dolch. Ihr könnt nicht den Unterschied des Bluts eines schwarzen und eines weißen Ochsen an der Farbe erkennen, und wollt sächsisch und gälisch Blut unterscheiden! Alle Menschen, Muhme, haben ihr Blut von Adam. Gebt mir mein Messer und laßt mich gehen. Ich könnte schon halbwegs Stirling seyn. Gebt mir meinen Dolch und laßt mich." — „Nein ich geb' dir ihn nimmermehr," erwiederte die Alte, „und laß nimmermehr deinen Mantel los, bis du mir versprichst, die unselige Waffe nicht bey dir zu führen." Die Weiber umher redeten ihm auch zu und sagten, nur wenige Worte der Alten fielen zur Erde, und da die Bauern des Unterlandes mit finsterer Miene dem Auftritt zusahen, so beschloß Robin, demselben durch irgend eine Aufopferung ein Ende zu machen. „Nun," sagte der junge Viehhändler, indem er die Scheide des Dolches Hugo Morrison hinreichte; „ihr Unterländer macht euch nichts aus diesen Grillen. Heb' mir meinen Dolch auf, ich kann ihn dir nicht schenken, denn er gehörte meinem Vater; aber deine Heerde folgt der unsrigen, und ich laß es mir gefallen, daß du mir ihn aufbewahrst. Seyd Ihr das zufrieden, Muhme?" — „Ich muß wohl," sprach die Alte, „d. h. wenn der Unterländer Thor genug ist ihn zu nehmen." Der starke Westlandmann lachte laut. „Gute Frau," sprach er, „ich bin der Hugo Morrison von Glenau, und stamme von den uralten Manly Morrisons, die nie in ihrem Leben eine kurze Waffe gegen irgend einen Mann führten. Auch brauchten sie's nicht; sie hatten ihre breiten Schwerter und ich habe dieß Stöckchen hier (indem er einen fürchterlichen Prügel vorzeigte), denn das Stechen über den Tisch überlaß ich dem John Hochländer. Schnaubt nur nicht, ihr Hochländer, und besonders du nicht, Robin. Ich will das Messerchen aufheben, wenn dir das Salbadern der alten Sybille bange macht, und geb's dir wieder, wann du's verlangst." Robin fand keinen sonderlichen Gefallen an Manchem in Morrison's Rede, aber er hatte auf seinen Reisen mehr Geduld erlernt als seinem hochschottischen Gemüth von Natur eigen war, und er nahm das Anerbieten des Abkömmlings der Manly Morrisons an, ohne sich weiter über die geringschätzige Weise, auf die es gemacht wurde, aufzuhalten. „Wenn er nicht seinen Morgentrunk im Kopfe hätte, und nicht dazu ein Dumfrieser Schwein wäre, so würde er nicht so ungezogen geredet haben. Aber man kann ja von einem Schweine nichts besseres haben als das Grunzen. Es ist nur eine Schande, daß ein Messer meines Vaters einem Kerl wie ihm dienen soll." Mit diesen auf Gälisch gesprochenen Worten trieb Robin sein Vieh an, indem er allen hinter ihm ein Lebewohl zuwinkte. Er war um so eiliger, weil er zu Falkirk zu einem Kameraden und Mitbruder zu stoßen hoffte, mit dem er die Reise weiter zu machen gedachte.

Robin Oigs erwählter Freund war ein junger Engländer, Namens Harry Wakefield, welcher in den nordischen Märkten wohl bekannt und in seinem Wirkungskreise eben so berühmt und geehrt war als unser hochländischer Ochsentreiber. Er war an sechs Fuß hoch und wohl gebildet genug, um auf dem Markte von Smithfield umherzurennen und den Sieg beym Wettringen davon zu tragen. Er war ein erfahrner Boxer, wettete seine Guinee bey den Pferderennen zu Doncaster, und es gab kein Preisfest in Yorkshire unter dem Schutze reputirlicher Leute, wo man ihn nicht sah, wenn es seine Geschäfte nur immer erlaubten. Aber Harry Wakefield war, so lustig er auch dem Vergnügen nachjagte, gesezt, und der vorsichtige Robin Oig selbst konnte seinen Vortheil nicht besser wahren. Seine Feyertage waren wirkliche Feyertage, dagegen aber waren seine Werktage ganz der Arbeit gewidmet. Im Aussehen und Gemüth war Wakefield ein wahres Muster der lustigen Bauern Altenglands, deren Spieße in so vielen hundert Schlachten den Völkern sein Uebergewicht bewiesen, und deren gute Schwerter in unserer Zeit Englands wohlfeilster und sicherster Schutz sind. Seine Fröhlichkeit war leicht erregt, denn stark von Körper und in behaglichem Wohlstande, war er mit allem, was ihm aufstieß, zufrieden, und die wenigen Schwierigkeiten, die ihm in den Weg kommen mochten, waren ihm mehr ein Zeitvertreib als eine Plage. Bey allen Verdiensten aber war unser junger englischer Viehhändler nicht ohne seine Fehler. Er war zornmuthig und zuweilen auf dem Punkte zänkisch zu werden, und vielleicht darum, weil er wenige Gegner fand, die ihm im Boxerkreise zu widerstehen vermochten, nicht weniger geneigt, seine Streitigkeiten mit einem Faustkampf abzumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Griechen im alten Marseille.

(Fortsetzung.)

Es lag nahe, wenn die Druiden eine jährliche Versammlung zu Chartres hatten und die einzelnen gallischen Landesgemeinden ansagten, diese Zusammenkünfte zu Marktstätten für die Marseiller zu benutzen, oder was wahrscheinlicher ist, durch die Druiden eine Nachbildung des Marseiller Marktwesens unter den gallischen Völkerschaften in einer Reihefolge nach Ortsentfernung und Zeit zu versuchen. So könnten die Griechen auch nach Norddeutschland gehandelt haben, wo bey Bremen eine wahrscheinlich griechische Todtenurne gefunden worden ist, wenn

es nicht zur See geschehen seyn sollte. Gallien war, je weiter von Marseille entfernt, desto weniger verbürgert und städtisch, und je näher dieser Stadt desto unkriegerischer. Am belebtesten war es auf der Straße zwischen dem mittelländischen und dem atlantischen Meer mit Hülfe der Schifffahrt auf der Rhone und Loire. Cäsar bekam durch Handelsleute wohl ohne Zweifel aus Marseille Nachrichten von allen gallischen Landen und auch von Germanien, aber bessere von den südlichen als von den nördlichen Gegenden, oder von den Landen links an der Loire bessere als von Belgien, wohin man weniger handelte und reiste. Marseille ward selbst zum Theil eine gallische Stadt vor der römischen Eroberung, man sprach dort nach Varro's Zeugniß drey Sprachen: griechisch, gallisch und lateinisch. Wenn auch keine bestimmte Nachweisung sich findet, daß die griechische schöne Kunst und die Wissenschaften sich von Marseille über Gallien verbreiteten, so sind doch viele Spuren vorhanden, daß die Gallier dort die mechanischen Arbeiten absahen. Griechisch war die Schrift und Rechnung ihrer Handelsleute, griechisch ihr Befestigungswesen, worin Mauerwerk und Gebälk geschickt in einander gefügt waren; und nach Weise der griechischen Phalanx ordnete selbst Ariovist in der Schlacht mit Cäsar den Angriff; griechisch war das Gepräge und oft auch Bild und Inschrift der gallischen Münzen. Der dortige Bergbau gab reiche Ausbeute, besonders bey Toulouse, sollte er das ohne griechischen Betrieb gethan haben? Die Ergiebigkeit des Landbaus, die Veredelung der Pferdezucht, die Geschicklichkeit im Schiffsbau lassen gleichfalls auf griechische Einwirkung schließen.

Reiche Sachvorräthe, Geld, Kleinodien, goldener Schmuck waren nun bey den Galliern vorhanden; aber dennoch der Zustand kläglich, weil der Handel und die Kunstkräfte, die er verschaffte, und der Arbeitsfleiß, wozu er reizte, wie gewöhnlich bey ungebildeten Völkern, die Waffen und Gewalt an die Minderzahl, das Arbeitszeug und die Knechtschaft zu der Mehrzahl brachten. Die Reichen in griechischer Rüstung auf gepanzertem Roß, mit ihren Gefolgen von Lanzenträgern machten sich von ihren Burgen herab zu Herrn des platten Landes und wurden mit anscheinender Ehre und gleicher heimlicher Verachtung von den Griechen Tyrannen, von den Römern Könige genannt. Unter dem Zwange der Waffen und des Aberglaubens verkümmerte die Volksmasse. Wohl gab es viele volkreiche und befestigte gallische Städte, und ihr Gemeinwesen gestaltete sich dem griechischen ähnlich; aber die geistige Entwicklung fehlte, und keine Stadt ward durch die Künste des Krieges und Friedens mächtig genug, um sich bey den übrigen zugleich geliebt und gefürchtet zu machen und um mit ihnen einen Staat zu bilden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die erwähnte Illumination war nicht befohlen, aber doch angesagt, und zwar durch ein sogenanntes Qu'on se le dise, d. h. es ward jeder ohne Ausnahme gebeten, er möchte es den andern mittheilen. Ruhig brannten die Lämpchen; keine Rakete, kein Gesang störte das stille Fest. Hier und da waren Inschriften zu lesen, sie waren meist flammändisch, und somit wohl einem Drittel der Einwohner unverständlich. „Lang lebe," sagte die eine, „der König, unser Held, und die Königin, welche ist hergestellt." Interessanter waren manche in langer Reihe hintereinander, welche einen vollständigen Abriß der niederländischen Revolutionsgeschichte gaben, nicht im Tone des so selten gewordenen Recueil de chansons patriotiques, dédié aux Belges, worin die Niederländer dem Minister zuriefen:

Malgré votre grand nom,
Votre foudroyant ton,
Et votre droit canon,
Nous disons tous que non,

denn wenn so etwas jezt in Brüssel erscheint, so hat es sicherlich ein Franzose geschrieben, dem es kein Pariser Buchhändler abnehmen wollte, sondern im Tone unserer deutschen Geschichtstabellen, und so als wenn halbe Seiten aus einem solchen Werke auf hinten mit Lämpchen versehene Kartons aufgetragen worden wären, und so jedem Vorübergehenden die vaterländische Geschichte stumm vorgetragen würde. Wieder andere Inschriften brachten einzelnen Sektionen der Stadt ein Lebehoch, andere begnügten sich mit dem französischen: Vive la reine. In keiner aber zeigte sich der muntere Witz, die joviale Laune, die bey dergleichen Gelegenheiten in Frankreich zu sprudeln pflegen. Nicht daß die Brüssler in den witzigen Ausbrüchen ihrer Laune durch ihre Regierung beschränkt wären, sie sind von Natur darin beschränkter. Sie lesen mit Vergnügen und mit Bewunderung die witzigen französischen Schriften, die ihnen zugänglicher sind als den Franzosen selbst, und setzen dabey ihre ernsteren Beschäftigungen fort, weil sie wohl einsehen, daß sie den Franzosen in diesem Zweige der Literatur nicht gleichkommen können, gehen also kaum so weit als wir Deutsche, die wir keine Gelegenheit versäumen, die französischen Vaudevilles, Operetten und Dichtungen feindlich anzugreifen, und keine Gelegenheit versäumen, unsere Theater und Zirkel durch Uebersetzungen und Nachahmungen derselben zu beleben. Der Deutsche versteht die Sprachen aller Kulturvölker und berauscht sich aus dem Füllhorn aller Literaturen. Schon seine universelle Benutzung und Vermengung des Auswärtigen wäre eine Art Originalität, wenn nicht schon eine ursprüngliche vorhanden wäre. Hier in Brüssel, welche Stadt vielleicht unter allen europäischen in größter Gemengtheit Leute aus verschiedenen Nationen einschließt, wo ein Spaziergang durch die Straßen und das Ansehen der Schilder zeigt, daß französisch, flammändisch, holländisch, walonisch, deutsch, englisch daselbst gesprochen wird, könnte Jemand voreilig auf eine ähnliche Universalität der Geisteswerke schließen; sie sind aber hier nichts als Auszüge, Bearbeitungen, Nachdrücke, und manchmal mehr als vollständige, der französischen Schriften, um so mehr als die wenigen Originalschriftsteller in dem Bereiche, welches die Franzosen Littérature nennen, oft den Pariser Ruhm dem Brüssler vorziehen, und dieses wieder um so mehr, da die Bücher aus Frankreich nach den Niederlanden gelangen können, aber nicht so leicht umgekehrt. Erscheint aber in Brüssel im Buchhandel oder auf dem Theater etwas Originelles, so ist es meist das Werk eines Franzosen, wenn etwa Jemand eine liberale Tra-

gödie, Henri IV., schrieb, und Talma ihm versprach die Rolle Heinrichs in Brüssel zu übernehmen, oder wenn ein Kouplets-dichter lieber zwey als vier Monate im sogenannten Cabinet de lecture von St. Pelagie seiner Phantasie nachhängen wollte, u. dgl. m. Vielleicht einigermaßen um die Originalität zu heben, natürlich aber mehr aus politischen Gründen scheint es der niederländischen Regierung angelegen zu seyn, die französische Sprache zu verdrängen; da aber mit der Vervollkommnung des Schulwesens, welches dem König so sehr am Herzen liegt, die Kenntniß des Französischen immer mehr um sich greift, so sehe ich nicht ein, wann und wie dieser Zweck erreicht werden kann. Versteht und spricht man doch in Straßburg, wo die meisten Anstalten französisch sind, vor wie nach deutsch.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 2. Oktober.

So ist denn nun ein englisches Theater in Paris! Die Franzosen selber erkennen staunend an, daß sie gewaltige Fortschritte in der Civilisation gemacht haben, indem sie nun einem Theater Beyfall klatschen, das sie sonst mit Verachtung behandelten, und nicht einmal genauer kennen lernen wollten. Die üble Behandlung, die vor einigen Jahren den englischen Schauspielern auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin widerfuhr, ist noch im frischen Angedenken; man rief damals: point d'acteurs anglais! gerade wie vor etwa zwanzig Jahren der Londner Pöbel wider Madame Catalani ausrief: no italian squablers! Manche sonst vernünftige und gebildete Leute fanden es damals ganz natürlich, daß ein Pariser Parterre kein englisches Schauspiel dulden wolle; einige hielten dieß sogar für Patriotismus, andere meynten, es sey nichts dabey zu gewinnen, indem das französische Theater doch jede Art von Vortrefflichkeit in sich vereinige. Erst wenige Jahre sind seit diesem Vorfalle verstrichen, und wie anders ist es jezt! Ganz Paris strömt hinzu, um Shakespear's Trauerspiele aufführen zu sehen; alle Zeitungen beschäftigen sich mit den englischen Darstellungen. Die Kupferstichhändler verkaufen Bilder der Hauptpersonen der Stücke; die besten Schauspieler kommen aus England herüber, und streben nach dem Beyfall der Pariser, während man in London mit der Errichtung einer großen französischen Bühne umgeht. Man sollte glauben alle Vorurtheile der beyden Nationen seyen verschwunden, und die Zeit sey nicht fern mehr, wo sie sich schwesterlich umarmen werden. So schnell geht es aber freylich mit der Ausrottung eingewurzelter Vorurtheile nicht. Das Besuchen des englischen Theaters ist zur Mode geworden; von den Besuchenden verstehen sehr viele nicht englisch, und gehen aus bloßer Neugierde hin, damit sie doch auch sagen können wie sich ein englisches Trauerspiel ausnimmt, und wie das Englische in dem Munde der Schauspieler und Schauspielerinnen laute, oder gar um ein hübsche Schauspielerin zu sehen. Bey den Darstellungen, die Kemble gab, war der Ruf des Schauspielers schon hinreichend um die Menge herbeyzuziehen; manche mochten wohl gar nicht wissen, daß der berühmte Kemble längst todt, und dieser nur ein an Talent schwächerer Bruder ist. Die Hauptjournale, als der Constitutionnel und das Journal des Débats, die sich im Gewissen für verbunden halten, dem Klassizismus das Wort zu reden und sich dem Einreißen des Romantismus zu widersetzen, sehen auch noch immer vornehm auf die englische Bühne herab, und obschon sie sich bestreben so unpartheyisch zu seyn als ihnen nur immer möglich ist, so können sie sich doch nicht enthalten ihr Nationalselbstgefallen zu äußern; z. B. unser Corneille ist doch über Shakespeare erhaben, oder, wir besitzen doch weit mehr Geschmack und Anstand als die Engländer. Einige kleinere Journale behaupten auch wohl geradezu, dieser Versuch den Parisern die englische Bühne vor Augen zu bringen, sey das beste Mittel, sie von der Unübertrefflichkeit der französischen Bühne zu überzeugen. Indessen hat doch nun einmal Shakespeare auf einer großen Pariser Bühne aufgeführt werden können, und Kemble und Miß Smithson sind beklatscht worden, als ob Talma und Dem. Mars gespielt hätten. Schon dieß allein kann beweisen, daß endlich die fremde Literatur Ansehen gewinnt, und daß die Richter wenigstens die Partheyen anhören wollen, ehe sie zur Verdammung schreiten. Zu Eröffnung der englischen Bühne hatte J. W. Lake einen hübschen, zartsinnigen Prolog *) gedichtet, welcher vom Theaterdirektor Abbot hergesagt wurde. Der Dichter hätte nichts angemessenere sagen und sich nicht gewandter benehmen können, als er es in diesem vortrefflichen Prologe gethan hat. Die geistige Vereinigung der beyden Völker zu preisen, die Gastfreundschaft der Franzosen in Anspruch zu nehmen, die holden Schönen zu gewinnen suchen, das mußte natürlich seine Aufgabe seyn, und diese hat Lake vollkommen gelöst. Uebrigens hatte Abbot noch die Vorsicht, ein französisches Kompliment herzusagen; und dieses war nicht überflüssig, denn Lakes Verse waren für einen großen Theil der Zuhörer so unverständlich, als ob es hebräisch gewesen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir theilen diesen Prolog in einer deutschen Uebertragung mit.

D. Red.

Mit Angst und Hoffnung, bangend, wie wir einst
Am ersten Abend vor Euch treten sollten, —
So kamen wir von Englands fernen Triften
Fremdlinge an dieß lachende Gestade;
Fremdlinge? — nicht mehr, seit der Freundesgruß
Uns gastlich Frankreichs Feenland geöffnet;
Seit hier die Schönheit ihre Zauberlaube
Sich aufgebaut; seit holder Augen Glanz
Uns trifft und mächtig fesselt; schöne Lippen
Des Künstlers Sache führen und hinfort
Uns freundlich Euern güt'gen Beyfall sichern.

Zwey edle Völker, ja, die ersten, besten —
Des Meeres Eiland und des Westens Garten —
In Waffen groß, in Kunst und Wissenschaft,
Des Kriegs, der Musen Lorbeer auf der Stirne,
Und ritterlich, wo Bourbons Banner weht.
Die Rose sich um Braunschweigs Scepter windet,
Dem alle Herzen freye Huldgung zollen;
Die zu Genossen schuf in Ruhm und Ehre
Natur, in Allem, was des Menschen Namen
Verherrlicht; die den geistigen Verkehr
Verbreiten, die dem menschlichen Geschlecht
Als Führungslichter herrlich strahlen sollten;
Bestimmt zu ringen in der Thaten Wettstreit
Nach einem Götterziele, Frieden, Liebe —
Zwey Völker, mit so hoher Kraft begabt,
Sind, einig beyde, beyde unbezwinglich.

Wozu das Bild, so dankbar es auch wäre,
Noch weiter mahlen? Eure Sache ist's
Ihn wahr zu machen, diesen schönen Traum,
Die unsre, zu gefallen — ohne Zwang.
Ein Wort noch, und das Wort heißt Dankbarkeit;
Ihr, deren Güte wir auch hier empfinden,
Engländer, Freunde, und Ihr, edle Franken,
Nehmt unsern inn'gen Dank; Euch kehren wir
Die Blicke zu, wie sich der junge Adler
Zur Sonne kehrt, und lesen unser Loos.

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. November 1827.

Verbündet können Sie uns nicht schaden.

Wir stehen alle für Einen Mann.

Wallensteins Lager.

Die Griechen im alten Marseille.

(Beschluß.)

Man fühlte wohl, daß man nicht von einander lassen konnte, vermochte aber nicht zusammen zu kommen. Die Bündnerey überwucherte Alles zugleich für und wider die Nachbarn, den Landfrieden, den Verkehr, die Freyheit und die Ordnung. Endlich verzweigten sich doch nebeneinander zwey Bünde, nicht unähnlich den Städtebunden des Mittelalters, aus der Mitte des Landes nach allen Seiten. Sie hatten zuletzt ihre Hauptsitze an der Loire bey Auvergne und an der Saone bey Autun, und schienen durch die Uebermacht des Letzteren zu einem Bundesstaat vereinigt zu werden; da nahm der Schwächere 15,000 Germanen unter Ariovist in Sold und schlug die Gegner entscheidend, ohne jedoch des Sieges froh zu werden. Ueber Freunde und Feinde gebot fortan Ariovist, wie gewöhnlich im Bürgerkriege, den fremde Hand entscheidet. Er hielt vierzehn Jahr die unsteten, ungezähmten Genossen im Feldlager unter freyem Himmel, seines Winkes gewärtig, und zog immer frische Schaaren aus Germanien, so daß er, wie man sagt, eine Heeresmacht von 120,000 Mann hatte.

Marseille blieb nach alter Gewohnheit der ruhige Zuschauer von diesen Ereignissen. Ob es in früherer Zeit nicht zu den gallischen Zügen nach Griechenland angereizt hatte, soll in Ermanglung von geschichtlichen Andeutungen nicht vermuthet werden, aber vortheilhaft wäre ihm offenbar gewesen, wenn es sich den Landweg nach Griechenland hätte öffnen können, als es den Seekrieg mit dem übermächtigen Karthago nicht bestehen und das Meer nicht ohne große Gefahr beschiffen konnte. Wenn es auch nur leere Sage seyn mag, daß Marseille den Abzug der Gallier vermittelt habe, als sie vor Rom standen, so war es doch die treue Freundin von Rom in den Kriegen wider Karthago, bewährte sich besonders, als Hannibal durch Gallien nach Italien zog, und die Römer vergalten die Dienste durch Beschirmung des Handels von Marseille auf dem Landwege nach Italien. Aber sie thaten mehr, sie brachen sich nach der Eroberung von Spanien eine Heerstraße von Genf nach den Pyrenäen durch Schluchten und Klüfte und gallische Heerhaufen, sprengten Felsen, dämmten meilenlange Moore mit solcher unsäglichen Mühe, daß zwey Konsuln der Triumph dafür zuerkannt ward, und noch sind Spuren ihres starken, festen Werkes übrig. Die Marseiller hätten sich wohl lieber mit den schlechten gallischen Wegen und Stegen beholfen, aber sie hielten sich, wie kluge Leute pflegen, an die Mächtigeren, an die Römer. Diese hatten ihre Stellung in Gallien weiter zum steigenden Einfluß auf die dortigen Verhältnisse benutzt, doch seiner Beschränkung durch Ariovist bisher nur stilles Verhandeln mit den Galliern entgegengesetzt. Alle Fäden davon faßte Cäsar zusammen, als er wider die Helvetier nach Gallien gesandt ward.

An Ariovist's Glück in Gallien hatte ein helvetischer Häuptling, überreich an Dienstleuten und Baarschaften

aus dem cimbrischen Kriege, erkannt, daß Gallien zur Beute reif sey. Er gewann seine Völkerschaft für den Auszug aus dem rauhen Schweizerlande in das bessere gallische Land, bereiste dann die beyden dortigen Bundesgebiete zur geheimen Verabredung, und kam voll großer Hoffnungen zurück. Er ward indessen seinen eigenen Landsleuten verdächtig, verhaftet und todt gefunden; der Auszug aber wurde von Neuem beschlossen. Zu Rom hatte man in dem Aufbruche der Helvetier den Anfang eines neuen cimbrischen Krieges befürchtet, und wollte ihn nicht dulden in der frischen Erinnerung an die Gefahr, worin damals Rom schwebte, und worin die offene Stadt von mehr als einer Million Einwohnern wieder geschwebt hätte, wenn die Gallier unter sich vereinigt und mit vereinigten Fahnen über die Alpen gedrungen wären. Die Römer sandten Cäsar, den Neffen des Marius, des Bezwingers der Cimbern, nach Genf. Er fand die Helvetier im Aufbruch, hieb sie nieder, oder warf sie in ihr selbstverwüstetes Land zurück. Dann brach er sonder Rast wider Ariovist auf. Die Gallier mußten ihn darum bitten, sie thaten es mit Zagen; die jungen römischen Wüstlinge um ihn folgten mit Thränen, die Generale riethen ab, die alten Soldaten murrten. Doch er zog ohne Furcht vorwärts nach Hochburgund. Hier findet er gleich in den ersten Bewegungen Ariovists planmäßige Berechnung und kann mit ihm nicht anders, als auf gleichem Fuß unterhandeln, als unter gleichem örtlichem Vortheile schlagen. Beyde wollen einander sehen und kennen, bevor sie das dunkle Verhängniß der Schlacht über sich und die Ihrigen walten lassen. Ariovist schlägt in dem Gespräch vor, daß er sich für Cäsar redlich schlagen wolle, wo und so viel und so lange es ihm gefalle, wenn er nur Gallien ruhig behalten dürfe. Cäsar bricht das Gespräch ab. Er läßt dann in der Schlacht am Rhein alle Germanen sterben mit Ausnahme von Ariovist und ein Paar Reitern, die sich über den Fluß retten; er hatte aber dennoch gleich wieder mit Germanen zu kämpfen, als er sich gegen die Gallier wandte. Die Gallier fühlten, welcher Feind und welche Gefahr über sie gekommen sey, und von ihrem Widerstande ohne Kriegskunst und ohne Feldherrn sind Heldenzüge aufbewahrt. Sie wurden indessen besiegt, und davon lassen sich die Gründe mit mathematischer Klarheit angeben; sie verschwanden aber auch aus der Reihe der Völker, und über die Gründe davon läßt sich kaum etwas ahnen. Cäsar verfuhr seinerseits mit solchem Lug und Trug, daß in dem gewiß nicht empfindsamen römischen Senat angetragen ward, zur Sühne den wortbrüchigen Cäsar an die Barbaren auszuliefern. Das geschah zwar nicht, aber wie wenn der Fluch auf den blutgetränkten Waffen seiner Legionen und auf dem geraubten Gelde der heiligen Hayne Galliens gelastet hätte, brachte er mit jenen Waffen, jenem Gelde den edelmüthigen Pompeius, seine Vaterstadt Rom, eine schon beklagenswerthe Welt und sich selbst ins Verderben.

Als er sich zum Herrn der Römer machte, gedachten die Griechen zu Marseille, daß ihre Väter lieber das schöne jonische Vaterland und alle Vortheile des Reiches eines Cyrus, der für seine Perser gute Gesetze und die wilden Gränzhorden menschlicher machte, als die Freyheit aufgegeben hatten; daß sich nicht frage, ob Pompejus oder Cäsar ihr Gebiet mehr vergrößert habe oder vergrößern werde, sondern wie sich die Selbstständigkeit retten lasse. Sie bewaffneten das grimmige Bergvolk ihrer alten Schutzlande, rüsteten auf den härtesten Kampf, sie kannten Cäsar, die Burg und die Stadt, den Hafen und die Flotte. Cäsar versucht Einverständniß und Gewalt, vergeblich; er muß zurück, hinterläßt aber den Befehl zu Belagerung und Sturm. Lang und schwer und blutig ist die Arbeit, doch endlich Marseille der Zerstörung nahe; da rettet man mit Gold das Leben und nimmt Besatzung. Das Bild von Marseille, der treuen Bundesfreundin Roms, verherrlicht Cäsars Triumph oder beschimpft ihn nach Ciceros Meynung. Der Reichthum und die Macht von Marseille war nun dahin, aber es blieb dort der Sinn für Seelenbildung und einen höheren Lebenszweck, als Genuß, Prunkwesen und Hofgnaden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich um diese Zeit mit der Lehre von der allgemeinen Rechtsgleichheit und von der Menschenwürde, oder mit der Philosophie, wofür Agricola zu Marseille gewonnen wurde, desto inniger befreundete, je schmerzhafter man sich durch die Idee von der Griechheit getäuscht und durch die römische Soldatenmajestät erniedrigt fühlte, die nun zu Rom ihren Thron hatte, und an dessen ersten Stufen Cäsar unter Dolchstichen fiel.

Die beyden Viehhändler,

von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Es ist schwer zu sagen, wie Heinrich Wakefield und Robin Oig zuerst bekannt wurden; gewiß aber ist es, daß eine genaue Bekanntschaft unter ihnen bestand, obgleich es, wie es schien, nur wenige Gegenstände gab, die sie gemeinsam in Anspruch nehmen und zum Gespräch führen konnten, wenn die Rede nicht mehr von Ochsen war. Robin Oig sprach das Englische sehr unvollkommen, außer wenn es seinem Handel galt, und Harry konnte niemals seine breite York'sche Zunge dahin bringen, ein einziges gälisches Wort herauszustoßen. Umsonst bemühte sich Harry auf einer Wanderung über das Minch-Moor einen ganzen Morgen lang das Schiboleth Llhu, das gälische Wort für Kalb, richtig auszusprechen. Von Traquair bis nach Murdercairn hallte der Berg von den ungeschlachten Versuchen des Sachsen an der schweren Sylbe, und dem herzlichen Ge-

lächter nach jeder vergeblichen Anstrengung wieder. Doch hatten sie bessere Mittel den Wiederhall zu wecken, denn Wakefield wußte gar manches Lied zum Lobe Molly's, Susan's und Caiely's zu singen, und Robin Oig hatte die besondere Gabe, eine zahllose Menge Pibrochs in allen ihren Wendungen zu pfeifen, und, was seinem Gefährten noch lieber war, viele nordische Lieder, wozu er den Baß pfeifen lernte. Obgleich auf diese Weise Robin kaum etwas von seines Gefährten Beschreibungen von Hahnengefechten, Pferderennen und Fuchsjagden verstanden haben würde, und seine eigenen Legenden von den Kämpfen der Clans und Creagls, vermischt mit Erzählungen von hochländischen Gespenstern und Feenleuten, dem andern durchaus zuwider gewesen wären, so fanden sie doch in ihrer gegenseitigen Gesellschaft ein Vergnügen, das sie seit drey Jahren bewogen hatte, so oft ihr Weg in gleicher Richtung lief, mit einander zu reisen. Die Hauptsache war, daß Jeder in der Gesellschaft des Andern seinen Vortheil fand; denn wo hätte der Engländer einen Wegweiser durch das westliche Hochland finden können, wie Robin Oig M'Combich? und wenn sie sich auf der rechten Seite der Gränze befanden, wie Harry es nannte, so standen dessen ausgebreitetes Ansehen und wohlgefüllte Börse allzeit seinem schottischen Freunde zu Diensten, der bey manchen Gelegenheiten seine Großmuth sehr vortheilhaft fand.

Die beyden Freunde hatten mit ihrer gewöhnlichen Vertraulichkeit die grasreichen Wildnisse von Liddesdale durchzogen und befanden sich jezt in dem gegenüberliegenden Theil Cumberlands, die Wüste genannt. In diesen abgelegenen Gegenden war das Vieh wohlfeil zu erhalten, indem es sein Futter am Wege hin sammelte, oder zuweilen die lockenden Gelegenheiten eines Seitensprungs in die benachbarten Wiesen benüzte. Jezt aber veränderte sich das Land vor ihnen; sie trieben in eine fruchtbare Gegend, welche in umzäumte Felder abgetheilt war, wo sich keine solche Freyheiten nehmen ließen, wenn man sich nicht vorher mit den Eigenthümern verstanden hatte. Dieß war besonders jezt nöthig, da es auf einen großen nordischen Viehmarkt ging, wo der Engländer sowohl als der Schotte einen Theil ihrer Heerden anzubringen hofften, welche sie daher ausgeruht und in gutem Zustand an Ort und Stelle bringen mußten. Es war aber schwer und kostspielig Weiden zu bekommen, weßwegen sich die beyden Freunde für den Augenblick trennten, indem ein jeder für seine eigene Heerde ein Unterkommen suchte. Unglücklicher Weise traf es sich, daß Beyde, ohne daß einer vom andern wußte, dasselbe Grundstück miethen wollten, welches einem benachbarten bemittelten Gutsbesitzer gehörte. Der englische Viehhändler wandte sich an den Verwalter, den er kannte. Diesem hatte sein Herr, der einiges Mißtrauen in ihn zu sezen anfing, verboten, den Viehhändlern ohne sein Vorwissen zu vermiethen. Da aber Herr Ireby eben auf einem Ritt von einigen Meilen nördlich abwesend war, so nahm es der Verwalter auf sich, den Handel mit Harry Wakefield auf seine eigene Hand abzumachen. Inzwischen wurde Robin Oig, welcher nichts von seines Freundes Handel wußte, von einem stattlichen Herrn auf einem nach damaliger Mode an Schweif und Ohren gestuzten Klepper, mit engen ledernen Beinkleidern und langen Sporen, eingeholt. Dieser Herr ließ sich mit Robin in ein Gespräch über Vieh und Märkte u. s. w. ein, und da dieß niemand anders war als Herr Ireby selbst, so gelang es dem listigen Schotten, nicht nur die Weide zu sehr billigen Bedingungen von ihm zu miethen, sondern ihm auch sechs von seinen Ochsen zu verkaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

(Beschluß.)

Vorzüglich schön war an jenem Freudentage das Theater beleuchtet. Vor diesem und innerhalb desselben hatten die Brüssler für diesen Tag ihre Indolenz fast gänzlich abgelegt. Wer das hiesige Theater diesen Abend zum ersten Male besuchte, mußte eine ganz andere Vorstellung davon bekommen, als wenn er zu wiederholten Malen bey anderer Gelegenheit darin gewesen wäre. Man denke sich in einem schönen, nur zu niedrig stehenden Schauspielhause einen geräumigen Saal von nichts weniger als schöner Bauart, mit üblem Verhältnisse der Höhe und Tiefe, darin die Logen einem Büchergestell gleichen, worin nur hie und da ein Bändchen steht; man hört die schlechte Deklamation, sieht den geschmacklosen Tanz in einem noch geschmackloseren Ballet, und sieht darauf einen andern Abend die glänzende Beleuchtung desselben Saales, die sich eindrängende Menschenmenge, die anständig, aber laut ausgedrückte Freude des Publikums beym Wiedersehen seiner Königin, das gute Spiel einiger trefflichen Sänger, das Büchergestell geschmackvoll ausgeschmückt mit einer mannigfaltigen Bibliothek, man weidet das Auge an den zierlichen Einbänden, und würde, bliebe nicht einigermaßen der erste Eindruck, fast ganz zufrieden seyn. Der Damenputz steht hier dem der großen Oper in Paris um so weniger nach, als auch die Fräulein erscheinen, und überdieß der Hof. In Paris erhält eine vornehme Dame erst mit ihrer Vermählung die drey Privilegien zu walzen, eine toque (Art Kopfputz) zu tragen, und die Académie de Musique zu besuchen. An Freyheit in Bezug auf Kleidung und Gruppirung im Tanze stehen die Brüssler Tänzerinnen den Parisern keineswegs nach; aber der rechte Winkel, das Herumdrehen, die Grazie und Leichtigkeit sind hier nicht zu Haus wie in der Hauptstadt Frankreichs, so daß ich anfange den dortigen Dilettanten ihre leisen Beyfallsseufzer von Herzen zu vergeben. Besser als die Dekorationen gefiel mir ein kleiner Anachronismus in der „Belagerung von Korinth," welche man diesen Abend aufführte; unter den Türken nämlich trug eine Anzahl fast europäische Kleidung, was nicht ungeeignet war, die Zuschauer desto mehr für die Sache der unglücklichen Griechen einzunehmen, und die durch den Mund des Geistlichen ausgesprochene Prophezeihung der Freyheit von Hellas schien das ganze Publikum mit der freudigsten Regsamkeit zu durchdringen. Auch waren wirklich an dieser Stelle Musik, Gesang, Worte und Spiel im herrlichsten Einklang.

Noch ein Wort über **Waterloo**. Hier, oder vielmehr bey Mont Saint Jean liegen im Grabe verbrüdert die Gefallenen der vor zwölf Jahren feindlichen Nationen; aber der klassische Boden, wo Europas Schicksal entschieden wurde, und wo Blücher die Wagschaale zum Nachtheile der Universalmonarchie hinabzog, ist aufgehoben und zu einem hohen Denkmal angehäuft worden, worauf der gigantische Löwe steht. Dort sieht man fast täglich Reisende aus den verschiedensten Ländern; die Deutschen reden von Blücher und Braunschweig, die Engländer von Wellington, die Einheimischen vom Prinzen von Oranien, die Franzosen von — Wiederkehr. An Denkmälern fehlt es in der ganzen Umgegend nicht, am schönsten sind die deutschen wegen ihrer Einfachheit; einige englische Grabschriften sind ungeheuer lang. Leute von Brüssel sind in Besitz vieler Papiere, die sie vom Kampfplatze aufgelesen haben; Kugeln, Adler, Flintensteine werden den Reisenden verkauft, und werden wohl noch lange verkauft werden. Die interessanteste Reliquie aber ist ein in Waterloo aufbewahrtes **englisches Bein**. Der ehemalige Besitzer, aber noch Eigenthümer desselben hat sich nicht die Mühe gegeben, es mit nach England zu nehmen, besucht aber noch zuweilen das Festland, nimmt alsdann zu Waterloo den zurückgebliebenen Theil seines Ichs in Augenschein, und genießt dort einer gewissen Freude des Wiedersehns, wie sie wenigen Menschen zu Theil wird.

Paris, 2. Oktober.

(Beschluß.)

Kemble hat während seines Aufenthalts in Paris nur drey Rollen gespielt, Hamlet, Othello und Romeo. In der ersten fand er den meisten Beyfall. Shakespeares Trauerspiele haben das Vortreffliche, daß fast alles darin handelnd und nicht so sehr redend vorgeht als in den neuern Trauerspielen, daher sie auch für denjenigen, der die Sprache nicht versteht und nur den Inhalt des Stückes kennt, ziemlich verständlich sind, weßhalb denn auch die Franzosen an diesen Stücken ein großes Vergnügen fanden. Zwar war ihnen das Erscheinen Hamlets mit einem herabgesunkenen Strumpfe und sein Umherrollen auf dem Boden während der Aufführung der Komödie etwas sehr Befremdendes und Unanständiges, und im Trauerspiele Othello ließ sich einmal, als der grausame Mann Desdemona unter den Kissen erstickte, ein gellendes Pfeifchen hören, das wahrscheinlich Shakespeare gelten sollte, denn Kemble, um das Zartgefühl der Pariser zu schonen, benahm sich bey dem Ersticken mit aller möglichen Eleganz, da er bey der ersten Darstellung bemerkt hatte, daß das allzunatürliche Ersticken und Erstechen, wie es John Bull liebt, in Paris kein Glück mache. Die gefühlvolle Miß Smithson gefiel den Parisern noch besser als Kemble. Diese vortreffliche Schauspielerin besizt alle Eigenschaften, die überall eine tragische Künstlerin beliebt machen, eine wohlgebildete Gestalt, Gefühl, Anmuth, Ausdruck; als Ophelia war sie nicht minder reizend wie in der Rolle Desdemonas und Juliettas. Die drey Shakespeareschen Trauerspiele waren übrigens etwas zugerichtet, so wie man sie auf den Londner Bühnen gibt; den reinen Shakespeare sieht man selten auf den Bühnen der jezigen Zeit, und es ist auch besser, wie Goethe neulich bemerkt hat, ihn zu lesen als ihn aufführen zu sehen. Seitdem Kemble nach England zurückgekehrt ist, hat sich die englische Truppe meistens auf Lustspiele beschränkt. Diese finden aber bey weitem nicht so viel Beyfall als die tragischen Stücke. Zum Theile sind es Farcen mit unverständlichen oder groben, allzu verständlichen Späßen, zum Theile sind es Lustspiele, deren Stoff dem französischen Theater entlehnt und den englischen Sitten angepaßt worden ist. Im komischen Fache besitzen die Franzosen ein so reichhaltiges und mannigfaltiges Repertoir, daß sie an das Gute und Schöne allzu gewohnt sind, und daher durch die fremden Versuche sich nicht leicht befriedigen lassen. Zum Glück ist eine der reizendsten Londner Schauspielerinnen, Miß Foote, herübergekommen um Rollen in den Lustspielen zu übernehmen. In der Rolle der Letitia Hardy des Cowleyschen Lustspiels The Belles stratagem sang und tanzte sie so reizend, daß die Pariser davon entzückt wurden, und daß dieses allein hinreichen kann, um die gesammte schöne Welt herbeyzuziehen, gerade wie der berühmte Jägerchor im Freyschütz beynahe das Meiste zur Aufnahme dieser Oper in Paris beygetragen hat. Miß Foote erschien noch in andern Rollen, die sehr viel Gewandtheit und Anmuth verlangen, z. B. als Variella in dem ziemlich unsinnigen Stücke The Weathercock, der Wetterhahn, worin sie allerley Verkleidungen annimmt, um einem veränderlichen Menschen, der sich wie ein Verrückter benimmt, zu gefallen; so erscheint sie als Quäkerin und sogar als Besenhändlerin vom Rheine mit dem obligaten kurzen Röckchen und der langen Jacke. Hier hatte sie wieder zu singen und zu tanzen, und dieß ist immer Miß Footes Triumph. Es ist gar nicht zu verwundern, daß man sich in London um eine so reizende Besenhändlerin geschlagen hat; nur hätte man bedenken sollen, daß, wenn man im Duelle umkäme, man nicht mehr das Vergnügen haben kann die liebenswürdige Miß mit den Besen singen zu hören und tanzen zu sehen. In einer höhern Rolle, als Lady Teagle des Sheridanschen Lustspiels The School for Scandal war sie ganz das unbedachtsame, leichtsinnige, auf ihre Schönheit vertrauende Weib, das Sheridan hat darstellen wollen. Auch Abbott, der Direktor der Truppe, spielte den Wüstling Charles recht brav. Bisher wurden die Vorstellungen auf der Odeonbühne gegeben, in der Folge sollen sie aber im Theater Favart, das der Regierung gehört, und wo die italienische Oper dreymal in der Woche spielt, statthaben. Dieß ist auch zweckmäßiger, weil dieß Theater vier Tage in der Woche leer steht und sich in einem Stadtreviere befindet, wo sich die meisten Fremden, besonders Engländer aufhalten. Es ist jedoch noch ungewiß, ob sich ein stehendes englisches Theater wird in Paris aufrecht halten können. Seine Stellung ist nicht dieselbe wie die des französischen Theaters in London; dieses kann schon wegen der vielen neuen Vaudevilles und Operetten den Reiz der Neuheit beybehalten; das englische Theater in Paris hat kein solches Hülfsmittel. Der guten und berühmten englischen Lustspiele sind wenige; das Shakespearesche Theater ist das einzige, wodurch es beständig das Publikum anreizen kann, aber dieß Theater erfordert ausgezeichnet gute Schauspieler, und nachdem man den Parisern den besten gezeigt hat, werden andere schwerlich eben so befriedigen. Indessen hat das französische Publikum angefangen sich mit der englischen Bühne weit mehr zu beschäftigen als es bisher der Fall gewesen. Shakespeare kömmt zu Gnaden, die auf den englischen Theatern aufgeführten Stücke werden gedruckt, der Globe meynt, das klassische Theater erleide einen tüchtigen Stoß, und mit der strengen Dramatik sey es zu Ende. Wirklich werden wir nun an Nachahmungen der englischen Theaterfreyheit keinen Mangel haben, wie denn bereits die berüchtigten Einheitsregeln, welche lange als ein unverbrüchliches Gesez für die französische Bühne gegolten haben, täglich verlezt werden, zum grossen Verdrusse der alten Habitués des Théâtre français, und zum hohen Mißvergnügen der Hauptjournale, die sich für verpflichtet halten die alte dramatische Gesezgebung aufrecht zu halten. Was kümmert sich aber das Publikum, das für sein Geld belustigt seyn will, um alte Geseze und aristotelische Regeln?

Dg.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. November 1827.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut.
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Novalis.

Lied beym neuen Weine.

Ein holder Jüngling ist erschienen,
Mit goldnen Früchten in dem Haar,
Mit dunkeln Augen, hellen Mienen
Stellt er sich unserm Kreise dar,

Und lächelnd tritt er durch die Pforte,
Vertraut und heimisch wie ein Kind,
Und honigsüß sind seine Worte,
Womit er jedes Herz gewinnt.

Und trinken wir mit heil'gem Beben
Den Becher, den er scherzend beut,
Da blühet ringsum Lust und Leben,
Und Jeder fühlt den Geist erneut;

Da wird die Brust des Starken milder,
Es wächst und steigt des Zarten Muth,
Und unsrer Jugend Rosenbilder
Umflattern uns mit frischer Gluth.

Da wird von jedem neuen Zuge
Noch mächtiger das Herz geschwellt,
Wir bauen auf dem vollen Kruge
Der Zukunft eine schön're Welt.

Wir opfern Dank dem Gott der Reben,
Der uns den Knaben hergesandt;
Wir schwören seinem Dienst zu leben,
Und niedre Lust sey streng verbannt.

Den heil'gen Geber dort betrübe
Durch Undank Keiner hier im Reih'n;
Nur mit dem reinen Sinn der Liebe
Laßt uns der reinen Gabe freu'n!

Auch nicht zu lang laßt uns genießen;
Wenn des Geliebten Stirne nickt,
Wenn glühend sich die Augen schließen
Und euch sein Wort den Sinn berückt:

Dann bringt ihn nach den kühlen Räumen,
Legt ihn zu Bett im dunkeln Schacht,
Und laßt den Jüngling schlummern, träumen,
Bis einst als Mann er auferwacht.

K. Grüneisen.

Die beyden Viehhändler.

von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Unter mancherley Gesprächen kamen Herr Ireby und Robin Oig zu der Wiese, welche lezterer zu seiner Freude sehr gut begrast fand. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie den Verwalter das Vieh des Harry Wakefield in das grasige Gosen eintreiben sahen, welches so eben dem Vieh Robins von dem Eigenthümer angewiesen worden war. Dieser sezte seinem Pferde die Sporen in die Seite, sprengte zu seinem Verwalter hin, und da er erfuhr, was er für einen Vertrag gemacht, berichtete er

dem englischen Viehhändler, daß sein Verwalter die Wiese ohne seine Erlaubniß vermiethet habe, und daß er anderswo Gras suchen müsse, denn hier bekäme er keines. Zu gleicher Zeit gab er seinem Diener einen derben Verweis, und befahl ihm, sogleich das müde und hungrige Vieh Wakefields, welches eben anfing, sich die ungewohnte reiche Mahlzeit schmecken zu lassen, austreiben zu helfen und dasjenige seines Kameraden dafür einzuführen, welchen jener jezt als einen Nebenbuhler betrachten zu müssen glaubte. Wakefield fühlte sich geneigt, sich Herrn Ireby's Befehl zu widersetzen; aber jeder Engländer hat ein ziemlich richtiges Gefühl von Gesetz und Gerechtigkeit, und da Johann Bauernschinder gestand, daß er sein Ansehen überschritten habe, so müßte er sich unterwerfen. Robin sah mit Bedauern, was geschehen war, und eilte seinem Freunde die Hälfte des strittigen Grundstücks anzubieten. Aber Harry erwiederte verächtlich: „Nimms alle, Mann, nimms alle — mach' nicht zwey Bissen aus einer Kirsche; du verstehst dich darauf, die Herrschaften zu beschwatzen und einen ehrlichen Mann zu verblenden. Schäm' dich, Kerl, ich mag keines Menschen schmutzige Hände für die Erlaubniß küssen, in seinem Ofen backen zu dürfen.“ Robin Oig, dem seines Freundes Verdruß leidthat, ohne daß er sich darüber wunderte, bat ihn, er möchte doch nur eine Stunde warten, bis er beym Squire sein Geld für das ihm verkaufte Vieh geholt, und alsdann wolle er ihm sein Vieh zu irgend einem bequemen Ruheplatz führen helfen und ihm den ganzen Irrthum erklären, worin sie Beyde gefallen. Der Engländer aber rief mit wachsendem Unwillen; „Du hast also verkauft? he, he, du bist ein listiger Bursche. Geh zum Teufel, ich mag dein Galgengesicht nicht vor mir haben; du solltest dich schämen, mir ins Gesicht zu sehen.“ — „Ich schäme mich nicht, wem es auch sey ins Gesicht zu sehen,“ rief Robin Oig etwas aufgebracht; „und ich will dir auch ins Gesicht sehen, und dieß heute noch, wenn du dort in dem Wirthshause auf mich warten willst.“ — „Vielleicht wär's besser, du bliebst weg,“ sagte sein Kamerad, und seinem ehemaligen Freund den Rücken kehrend, trieb er mühsam sein Vieh mit Hülfe des Verwalters zusammen, welcher sich Mühe gab, Wakefield zu versorgen, und ihm auch endlich von dem Wirthe, bey welchem beyde Freunde hatten die Nacht zubringen wollen, für einen hohen Preis ein Stück dürrer Heide verschaffte, wohin er sein Vieh trieb. Inzwischen reizte der Verwalter, welcher gegen Robin als die unschuldige Ursache eines verlorenen Gewinns aufgebracht war, von dem Wirth und zwey oder drey zufälligen Gästen theils aus altem Haß gegen die Schotten, der sich noch immer auf der Gränze findet, theils aus der allgemeinen Schadenfreude unterstüzt, welche (zur Ehre der Kinder Adams sey es gesagt) den Menschen in allen Ständen eigen ist, des englischen Viehhirten Zorn gegen seinen Freund. Auch ließ es das gute Bier, welches immer geneigt ist, die herrschenden Leidenschaften, sie seyen zornig oder freundlich, zu erhöhen, bey dieser Gelegenheit nicht an seinem Vorschub fehlen, und Verderben falschen Freunden und harten Herrn! wurde mit mehr als einer Kanne ausgebracht.

In der Zwischenzeit hatte Robin Oig es sich bey Herrn Ireby, der ihm reichlich auftischen ließ, trefflich schmecken lassen, während dieser, einen Mittelweg zwischen seinem Patrizierstolz und seiner Vorliebe für bäurisches Geschwätz treffend, mit angezündeter Pfeife auf und abging, und sich an dem Anblick seines hungrigen Gastes ergözte. Endlich beurlaubte er sich und eilte dem Wirthshause zu, um, wie er sagte, zu sehen, ob Henry Waakfelt seinen Zorn habe verdunsten lassen. Die Gesellschaft im Wirthshaus war noch immer im vollen Gespräch begriffen, und Robin Oig's Falschheit der Gegenstand der Rede, als der Beschuldigte in die Stube trat. Seine Ankunft machte, wie bey solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, der Unterredung, worin er die Hauptrolle gespielt hatte, ein Ende, und er wurde von der Gesellschaft mit der kalten Stille empfangen, welche einem Eintretenden mehr als tausend Ausrufungen sagt, er sey nicht willkommen. Erstaunt und beleidigt, aber nicht zurückgeschreckt durch diesen Empfang, trat Robin ungebeugt und sogar mit stolzem Blick herein, grüßte Niemanden, da er sah, daß er nicht begrüßt wurde, und sezte sich in einiger Entfernung vom Tische, an dem Wakefield, der Verwalter und zwey oder drey andere Personen saßen, zum Feuer nieder. Hier zündete er seine Pfeife an und forderte eine Pinte Zweypfennigbier. „Wir haben kein Zweypfennigbier,“ antwortete Ralph Heskett, der Wirth; „aber da du deinen eigenen Tabak führst, so hast du vielleicht auch dein eigen Getränke, 's ist wohl so Brauch bey euch zu Hause.“ — „Schäm dich doch, Mann,“ sagte die Wirthin, eine muntere, thätige Hausfrau, indem sie selbst eilte, dem Gast das Geforderte zu reichen. „Du weißt recht gut, was der Fremde verlangt, und 's ist deine Pflicht, höflich zu seyn, Mann. Du solltest wissen, daß, wenn der Schotte gern 'ne kleine Kanne hat, sein Pfennig doch gewiß ist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten) *).

Der erste Zustand des Kerfs ist der des Eyes, indem die ganze Klasse der Kerfe eyerlegend ist. Es bringen zwar Einige lebendige Junge zur Welt, und wurden deßhalb als Lebendige gebärend betrachtet, aber mit Unrecht, denn auch diese werden in ächten Eyern entwickelt

*) Aus dem, in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden dritten Bande der Entomologie von Kirby und Spence. A. d. Engl. übersezt von Oken.

und dieselben gleichsam in der Mutter selbst ausgebrütet. Dieses beweisen die Beobachtungen von Leuwenhöck, welcher im Bauche eines weiblichen, lebendiggebärenden Skorpions Eyer fand, und die von Reaumur in Bezug auf die Fleischfliege und andere sogenannte lebendiggebärende Fliegen. Etwas ganz Aehnliches findet bey den Vipern und einigen andern Lurchen statt, welche man deßhalb mit Eyern lebendiggebärende (ovo-vivipari) genannt hat, um sie von den ächten lebendiggebärenden, nämlich den Säuathieren, zu unterscheiden. Bey weitem der größte Theil der Kerfe ist eyerlegend in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die bis jezt bekannten Ovo-vivipari sind die Skorpione, die Fleischfliegen und einige andere Fliegen, einige Gattungen von Coccus, einige Wanzen, und die meisten Blattläuse oder Neffen, bey welchen noch die sonderbare Thatsache vorkommt, daß Individuen derselben Gattung eyerlegend und andere Ovo-vivipari sind. Manche Kerfe gleichen, nach dem Ausschliefen aus dem Ey oder aus dem Leibe der Mutter, in der Gestalt ziemlich ihren Eltern, und bleiben so mit sehr geringer Veränderung; andere, und zwar die Mehrzahl, sehen ganz anders aus als die Eltern, und bekommen erst deren Gestalt, nachdem sie verschiedene Veränderungen durchlaufen haben. Dieses hat vorzüglich die Aufmerksamkeit der Entomologen auf sich gezogen, und die Benennung Metamorphose oder Verwandlung erhalten. Da jedoch auch diejenigen Kerfe, welche am wenigsten sich verändern, wie die Spinnen, einigem Wechsel unterworfen sind, und fast alle Kerfe ihre Häute mehrmal abwerfen, ehe sie ihre Reife erlangen, so haben Linné und die meisten Entomologen bis vor Kurzem der ganzen Klasse eine Metamorphose zugeschrieben und angenommen, daß alle Kerfe vier Zustände durchlaufen, nämlich Ey, Larve, Puppe und Fliege.

Es versteht sich von selbst, daß bey den Lebendiggebährenden nur drey Zustände unter die Beobachtung fallen, weil sie schon im Mutterleibe aus dem Ey schliefen und mithin sogleich als Larven gelegt werden. Es gibt sogar Kerfe, welche erst als Puppen geboren werden; eine sonderbare und höchst seltene Abweichung von der Regel. Hieher gehört die Linneische Sippe Hippobosca, oder die Latreillische Familie Pupipara, wozu unsere Lausfliege gehört, deren Weibchen Körper legen, die den Eyern so sehr gleichen, daß man sie lange dafür gehalten hat, bis Reaumur ihre ächte Natur erkannte und de Geer seine Beobachtungen bestätigte. Ihre Größe, worin sie fast der Mutterfliege gleich kommen, ihre schwache Bewegung, nachdem sie gelegt worden, die Luftlöcher an beyden Seiten des Leibes, und endlich die Erscheinung, daß aus ihnen nicht Larven wie aus allen andern Kerfeyern kommen, sondern vollkommen geflügelte Fliegen, beweisen ohne Widerrede, daß sie nicht wirkliche Eyer, sondern Puppen oder gerade zum Puppenzustand übergehende Larven sind, welche, so sonderbar es auch scheinen mag, den Ey- und Larvenzustand im Leibe der Mutter selbst durchlaufen haben.

Wir betrachten hier die Eyer der Kerfe nach folgenden Punkten: Art des Legens, Platz, Substanz, Zahl, Größe, Gestalt, Farbe und Zeit.

1) Eyerlegen. Das Ausstoßen der befruchteten Eyer hat statt, wenn sie vom Eyerstock in den Eyergang kommen und mittelst der Legröhre, worein der leztere endet, an ihren bestimmten Platz gelegt werden. Bey weitem der größte Theil der Kerfe legt die Eyer einzeln, und zwar in Zwischenräumen, welche bey einer Gattung länger, bey der andern kürzer dauern. Bey denjenigen, welche die Eyer klumpenweise legen, wie die meisten Schmetterlinge und Motten und manche Käfer, gehen sie gewöhnlich sehr schnell aus den Eyerstöcken fort, während bey den Schlupfwespen, Raupentödtern, Fasseln und andern Schmarotzern, welche ihre Eyer einzeln legen, Zwischenräume von einigen Minuten, Stunden, ja selbst Tagen von dem Legen eines Eyes bis zum andern vorkommen. Ein merkwürdiges Beyspiel von der ersten Art liefert die Hopfenmotte, welche eine große Menge kleiner schwarzer Eyer wie Pulverkörner legt, und sie so schnell ausstößt, daß man nach De Geer sagen kann, sie würden wie aus einer Schlüsselbüchse geschossen. Ein vierflügeliges Kerf, dessen Sippe noch ungewiß ist, soll, wenn man es fängt, die Eyer wie aus einer Flinte von sich schießen. Einer meiner Freunde, der das Verfahren der gemeinen Schnake aufmerksam beobachtet hat, versichert mich, daß mehrere Weibchen, welche er gefangen, die Eyer über zehn Zoll weit von sich geschossen haben.

Einige Mücken stoßen ihre Eyer in einer Kette oder einem Halsband heraus, indem jedes Ey durch eine klebrige Materie mit dem vordern und hintern verbunden ist.

Bey einer kleinen Gattung Schnacke, welche einmal an einem Fenster meines Hauses sehr häufig war, bestand dieses Halsband aus Eyern, welche durch ihre Seiten mit einander verbunden waren, nicht unähnlich den Schnüren, welche die Kinder von dem Saamen der Käsepappeln oder Malven machen. Andere Schnacken dagegen stoßen ihre Eyer Ende mit Ende verbunden heraus, so daß sie einem Halsband mit ovalen Perlen gleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

An Bord des Paketschiffes Stephania zwischen der Bank von New-Foundland und New-York. September 1827. *)

Da ich keine Seeabenteuer zu erzählen habe, so gebe ich eine kurze Schilderung einer gewöhnlichen Ueberfahrt von der alten in die neue Welt, so weit sie den Bewohner des Binnenlandes interessiren kann.

*) Von dem nordamerikanischen Korrespondenten dieses Blattes.

Wir verließen Havre de Grace am 16ten Juli. Dieser Hafen ist nicht gerade der Ort, der einem den Abschied vom Landleben (im Gegensatze zum Seeleben) sehr schwer machen kann, der Hafen ist winklicht, die Einfahrt enge, die Strassen noch enger, und, wie gewöhnlich in Frankreich, äußerst schmuzig, Douane und Polizey kleinlich, der Handel jedoch bedeutend, und es vergeht kein Tag wo nicht ein Yankee (amerikanisches) Schiff einläuft. Diese Schiffe erkennt man unter tausenden; leicht, elegant und doch fest gebaut, fliegen und tanzen sie auf den Wellen dahin, daß es wirklich eine Freude ist ihnen entgegen oder nachzusehen. Es sind gegenwärtig zwischen New-York und Havre drey Paketschiffslinien (lines of pakets) etablirt; jede besteht aus vier Schiffen, so daß regelmäßig am 1ten und 15ten jeden Monats zwey Paketschiffe von Havre und eben so viele von New-York abgehen. Diese Paketschiffe führen den regelmäßigen Handel zwischen den vereinigten Staaten und Frankreich, nebst diesen sind jedoch noch zwischen vierzig und fünfzig andere (Beyläufer) Schiffe in diesem Handel beschäftigt. Passagiere ziehen in der Regel Paketschiffe den andern vor, und mit Recht. Die Kapitäns sind stets Männer von Erfahrung und gewöhnlich von Bildung, die Schiffe aus den besten Materialien gebaut, und nie über acht Jahre alt, die Behandlung und Bewirthung vortrefflich. Ein Passagier bezahlt in der Kajüte 140 spanische oder amerikanische Dollars, 730 Franks. Ein Verdeckpassagier bezahlt 40 Dollars oder 200 Franks; lezterer erhält blos Wasser und Feuer vom Schiffe nebst einer Bettstelle, ersterer hat alles was er wünscht oder bedarf. Unter allen Einschiffungsplätzen ist Havre, Liverpool ausgenommen, einer der besten. Beynahe am Ende des Kanals la Manche gelegen, erspart er dem Seereisenden die gefährliche und langweilige Fahrt durch den Kanal von Rotterdam oder Amsterdam aus. Diesen Einschiffungsplatz werden daher stets die Personen wählen, die nicht sehr viel Gepäcke oder keine sehr zahlreiche Familie haben. Zahlreiche Familien aber werden sich wohlfeiler in Amsterdam einschiffen, wohin sie ihr Gepäck zu Wasser bringen können, was natürlich bey Havre nicht der Fall ist. Eine Familie, die sich als Verdeckpassagiere einschifft, muß sich mit allen nöthigen Lebensmitteln für wenigstens sechzig Tage versehen, am besten mit Reiß, Macaroni, Schinken, für zehn bis vierzehn Tage mit frischem Fleisch, denn so lange kann es erhalten werden. Man versehe sich zudem mit einer Quantität Bittersalz, und nehme eine Dosis beym Einschiffen. Die Auslagen, mit Einschluß des Passagegeldes kommen für Verdeckspassagiere auf beyläufig 70 spanische Dollars oder 140 Gulden. Redemptionisten werden nicht mehr an Bord eines Schiffes genommen. Wer vom Glück reichlicher gesegnet ist, läßt sich in die Kajüte einschreiben. Hier ein kurzer Abriß unserer Lebensart. Wir stehen um sieben bis acht Uhr Morgens auf, kleiden uns an und gehen oder sitzen bis neun Uhr auf dem Verdeck. Um neun Uhr gibt eine Glocke das Zeichen zum Frühstück, der Kapitän erscheint und ladet jedesmal persönlich dazu ein. Es besteht aus Kaffee, Thee, Wein und Fleischspeisen. Nach dem Frühstücke beschäftigt sich Jeder, so gut es gehen will; einer liest, der andere schreibt, ein dritter geht auf und ab; später kleidet man sich für das Mittagsmahl an, wo jeder und jede in full dress, in vollem Anzug zu erscheinen hat. Zuvor wird jedoch um zwey Uhr ein Lunchion, eine Art von Zwischenessen gehalten. Es besteht aus Schinken, Käse, Früchten und Madera oder Burgunderwein. Um vier Uhr ist Mittagsmahl, eine Glocke gibt das Zeichen, und der Kapitän ladet wieder dazu ein; das Mahl ist sehr reichlich und gut, und an Desert fehlt es keineswegs; von Weinen sind zu haben Claret, Burgunder, Madera und Champagner. Von den drey ersten Sorten trinkt jeder so viel und so oft als ihm beliebt. Champagner wird jedoch blos zu Mittag, und zwar eine oder zwey Flaschen aufgetragen. Es befindet sich in unserer, aus vier Männern und zwey Damen bestehenden Gesellschaft ein John Bull, der sich den lieben französischen Rebensaft trefflich schmecken läßt; er nimmt zum Frühstück und Lunchion eine Bouteille, zum Mittagsmahle nebst Porter zwey Bouteillen, und zum Abendessen wieder eine Bouteille zu sich. Wir sind nun vier-und-fünfzig Tage auf der See, und so hat der gute Mann bereits über 200 Bouteillen zu sich genommen. Da manche nichts oder nur wenig trinken, so gleicht sich dieses wieder aus, sonst müßte, wenn zwanzig solcher Passagiere am Bord wären, die ganze Ladung in Weinkisten bestehen. Unser Vorrath an Lebensmitteln war indessen sehr bedeutend; wir hatten bey unserer Abfahrt dreyzehn Duzend Hühner, zwölf Duzend Enten, zwanzig welsche Hühner, vierzig Gänse, sechs Schaafe, zwey Ziegen, eine Kuh, sechs Schweine an Bord, und so an allem Ueberfluß. Die Kajüte selbst und die Staatszimmer (states rooms, so werden die Zimmerchen der Passagiere genannt) sind äußerst elegant; die Kajüte ist mit Spiegeln bedeckt. Die Kajüte des Paketschiffes, Henry fourth, das der nämlichen Paketlinie angehört, kostete 10,000 Dollars; sie ist wirklich das Prachtvollste was man in dieser Art sehen kann. Zur Abwechslung haben wir alle acht Tage ein Stürmchen (brish gale), wobey unsern Damen ein wenig schlimm zu Muthe wird, und unsere Matrosen wieder etwas in Thätigkeit gesezt werden. Gewöhnlich erhalten die leztern bey solchen Gelegenheiten eine Bouteille Rum, und a gale (ein Sturm) ist daher für jeden Matrosen eine herzlich erwünschte Sache. Ich glaube, für zwey Bouteillen ließe jeder dieser furcht- und rücksichtslosen Menschen das Schiff und uns zu Grunde gehen. Wer nicht zur See war, hat keinen Begriff von der Sorglosigkeit oder vielmehr dem Stumpfsinn dieser Leute. Der Schiffslieutenant (first mate) wurde von einem Schiffstaue so auf das Auge getroffen, daß er das Bett hüten mußte. Auf mein Bedauern über sein Unglück erwiederte er mir leise: „Ich bin froh darüber, nun kann ich doch ausschlafen.“ Der zweyte Lieutenant ist ein unerfahrener Mensch, und wurde deßhalb von dem Kapitän angewiesen ihn bey der mindesten Veränderung zu rufen. Ich stand um zehn Uhr beym Helm des Schiffes und sprach mit ihm über seine Seeabenteuer. Gegen Südwest zeigte sich eine schwarze Wolke, die See kräuselte sich, und ich wußte aus Erfahrung, daß es einen harten Windstoß geben würde. „Wollen Sie nicht lieber,“ fragte ich ihn, „den Kapitän rufen?“ O nein, gab er mir zur Antwort. „Warum nicht, fragte ich, es gibt einen harten Windstoß.“ O, erwiederte er, es hat vielleicht nichts zu bedeuten. Ohne jedoch auf ihn zu warten, ging ich in die Hauptkajüte und rief dem Kapitän. Er war kaum auf dem Verdecke und hatte die ersten Befehle gegeben, als der Windstoß mit einer solchen Gewalt auf uns einbrach, daß unser Schiff ohne dieselben sicher auf die Seite geworfen worden wäre. Von solchen Menschen hängt oft das Leben von vierzig bis fünfzig Personen ab. Es ist jedoch wirklich kein Wunder, wenn ein Matrose gleichgültig und verdrossen wird; die Strapazen, denen er, besonders zur Winterszeit, ausgesezt ist, sind unerhört. Den 1ten September hatten wir achtzehn Stunden lang einen vollkommenen, harten Sturm (tremendous gale); während dieser Zeit waren zehn Matrosen stets auf dem Verdecke, und von Regen und der See, die auf das Verdeck schlug, ganz durchnäßt. So schlimm ein solcher Zustand scheint, so ist dieß doch nichts im Vergleich mit Winterstürmen und den Mühseligkeiten die dann diese armen Menschen für ihre sechszehn Thaler monatlich auszustehen haben. Es wird wirklich zuweilen so arg, daß sie dem Scheitern oder Untergehen ihres Schiffes mit der vollkommensten Apathie entgegensehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 9. November 1827.

Stellt gegenüber sie.
Stirn gegen Stirn, hartnäckig sind sie beyde.
Im Zorn taub, wie das Meer, wie Feuer lodernd.

Shakespeare.

Die beyden Viehhändler,

von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Ohne auf das Gespräch des Wirthes und seiner Frau zu achten, nahm Robin Oig die Kanne und wandte sich mit dem zeitgemäßen Wunsche: „Gute Märkte!" an die ganze Gesellschaft. „Sie wären besser, wenn uns der Wind weniger Händler vom Norden herbliese," sagte einer der Pächter, „und weniger hochländisches Vieh, um unsere Wiesen aufzuzehren." — „Meiner Seel', Freund," erwiederte Robin gelassen, „da habt Ihr Unrecht; es sind die fetten Engländer, die unser schottisch Vieh fressen, die armen Thiere." — „Ich wollt' es gäb etwas, das ihre Treiber auffräße," sagte ein anderer; „ein einfältiger Engländer kann sich das liebe Brod nicht verdienen, wo sie sind." — „Und ein ehrlicher Diener nicht die Gunst seines Herrn behalten; sie stehlen sich zwischen ihn und das Sonnenlicht hinein," sagte der Verwalter. — „Wenn das Späße seyn sollen," sagte Robin mit derselben Gelassenheit, „so sind's zu viel Späße gegen Einen Mann." „'S ist kein Spaß," sagte der Verwalter, „sondern bitterer Ernst. Hört, Herr Robin Oig, oder wie Ihr sonst heißt, es ist billig, daß ich Euch sage, daß wir alle Einer Meynung sind, und die ist, daß Ihr, Robin Oig, Euch gegen unsern Freund, Herrn Harry Wakefield, als ein schmutziger, gemeiner Kerl benommen habt." — „Ohne Zweifel, ohne Zweifel," erwiederte Robin Oig ganz gelassen; „und Ihr seyd ein Pack vernünftiger Richter, für deren Meynung ich auch nicht eine Prise Tabak geben würde. Wenn Herr Harry Waakfelt weiß, wer ihm Unrecht gethan, so weiß er auch, wo er sein Recht finden kann." „Da spricht er wahr," sagte Wakefield, welcher zwischen seinem Unmuth und dem wiederkehrenden Gefühl einer frühern Freundschaft getheilt zugehört hatte. Mit diesen Worten stand er auf und näherte sich Robin, der ihm die Hand entgegenhielt. „Das ist recht, Harry, gib's ihm tüchtig, zeig ihm deine Kunst!" erscholls von allen Seiten. „Halt's Maul, ihr alle, und geht zum Henker," sagte Wakefield; und indem er Robin mit einem Gemisch von Achtung und Trotz bey der ausgestreckten Hand nahm, sezte er gegen diesen gewandt hinzu: „Robin, du hast mir heute übel mitgespielt; wenn du aber wie ein ehrlicher Kerl mir die Hand geben, und um Liebes und Gutes einige Schläge auf dem Grase mit mir wechseln willst, so vergeb' ich dir, und wir werden bessere Freunde seyn als je." — „Aber wär's nicht besser, wir wären Freunde ohne Weiteres?" sagte Robin; „wir werden bessere Freundschaft haben mit ganzen als mit zerschlagenen Knochen." Harry stieß seines Freundes Hand zurück: „Ich hatte nicht geglaubt, daß ich drey Jahre her mit einem feigen Kerl umgegangen sey." — „Feig gehört Keinem von meinem Namen," sagte Robin mit blitzenden Augen, doch noch ohne seine Fassung zu verlieren. „'S waren nicht die Füß' und Händ' eines Feigen, Harry Waakfelt, die dich aus dem Furth von Frew zogen, als dich das Wasser über

den schwarzen Felsen hinabspülte, und jeder Aal schon seinen Antheil von dir erwartete." — „Das ist auch wahr," sagte der Engländer, durch die Erinnerung überwältigt. „Was!" rief der Verwalter, „Harry Wakefield, der kräftigste Bursche auf unsern Märkten, wird sich doch nicht beschwatzen lassen! Ach, das kommt davon, wenn einer lange mit den Kilts und Mützen umgeht, Männer vergessen den Gebrauch ihrer Hände." — „Ich könnte Euch wohl zeigen, daß ich den Gebrauch von meinen nicht verloren, Herr Bauernschinder," sagte Wakefield und fuhr dann fort: „das geht nimmermehr, Robin, wir müssen einen Gang miteinander machen, oder wir werden zum Gerede im Land. Ich will verdammt seyn, wenn ich dir weh thue, ich will Handschuhe anziehen, wenn du willst. Komm, stell dich wie ein Mann." — „Um mich wie einen Hund schlagen zu lassen!" versezte Robin, „ist das Menschenverstand? Wenn du glaubst, daß ich dir Unrecht gethan, so will ich mit dir vor den Richter gehen, obgleich ich weder sein Gesetz noch seine Sprache verstehe." — „Nein, nein," schrien alle, „kein Gesetz, keine Rechtsgelehrten, 'n tüchtigen Bauch voll (Schläge), und ihr seyd Freunde." „Aber," sagte Robin, „wenn ich mich denn schlagen muß, ich hab kein Geschick, mich wie ein Schlingel mit Händen und Nägeln zu schlagen." — „Wie willst du dich denn schlagen?" fragte sein Gegner. „Mit Schwertern, und die Spitze sinken lassen, sobald Blut geflossen, wie's Männern von Stande geziemt." Ein lautes Gelächter folgte diesem Vorschlag, welcher Robins schwellendes Herz entflogen, und eigentlich nicht die Eingebung seines Kopfes war. „Ein vornehmer Mann!" schallte es von allen Seiten, und das Gelächter und Gespött wollte kein Ende nehmen. Der Schotte griff instinktmäßig an die Stelle, wo sein Dolch zu stecken pflegte. „Doch es ist besser nicht," sagte er in seiner eigenen Sprache. „Hundert Flüche über diese Schweinesfresser, die weder Höflichkeit noch Manier wissen! Macht Platz, ihr Gesindel!" sezte er hinzu, indem er auf die Thüre losging. Aber sein ehemaliger Freund warf sich ihm in den Weg, und da Robin Oig sich mit Gewalt an ihm vorbeydrängen wollte, schlug er ihn zu Boden, und zwar mit einer Leichtigkeit, wie ein Kind einen Kegel umwirft. „Ein Kreis, ein Kreis," ertönte es nun, daß die alten Tragbalken und die daran hängenden Schinken zitterten, und die Teller auf dem Küchenbrett gegeneinander schlugen. „Gut gemacht, Harry, geb's ihm tüchtig, Harry, mach' ihn jezt zurecht, er sieht sein eignes Blut!" So schallten die Ausrufungen, während der Hochländer, dessen Kaltblütigkeit und Vorsicht sich völlig in Wuth verwandelt hatte, mit der Heftigkeit, Schnelligkeit und Rachsucht einer gereizten Tiegerkatze gegen seinen Gegner aufsprang. Aber wann konnte sich Raserey mit Kenntniß und Kaltblütigkeit messen? Ein zweyter Schlag streckte ihn besinnungslos auf die Erde. Die Wirthin wollte ihm zu Hülfe eilen aber der Verwalter hielt sie zurück und meynte, er würde sich schon zur rechten Zeit wieder erholen und aufs Neue anfangen, denn er hätte noch nicht bald genug. „Ganz so viel als ich ihm zu geben gedenke," sprach Wakefield, dessen Herz zu seinem alten Gefährten zurückkehrte; „und ich möchte das Uebrige wohl lieber Euch selbst geben, da Ihr Euch so breit macht, und Robin hatte nicht einmal die Vorsicht, sich für den Kampf auszuziehen, und focht mit seinem Mantel über der Schulter. Steh auf, Robin, mein Bursche, wir sind wieder Freunde; und lasse sich Jemand hören, der mir etwas gegen ihn oder sein Vaterland sagt!" Robin Oig, noch immer wüthend, wollte den Kampf erneuern, da er sich aber auf der einen Seite von der friedliebenden Wirthin zurückgehalten fühlte, und auf der andern sah, daß Wakefield nicht mehr kämpfen wollte, so legte sich sein Zorn in finstern Troz. „Komm, komm, Bursche!" rief der muthig edle Engländer mit der seinen Landsleuten eigenthümlichen Versöhnlichkeit, „nimm dir's nicht so zu Herzen; gib mir die Hand und wir sind bessere Freunde als je." — „Freunde!" rief Robin Oig mit Nachdruck; „Freunde! nimmermehr! Nimm dich in Acht, Harry Waakfelt!" — „So falle der Fluch Cromwell's auf deinen stolzen schott'schen Magen, wie der Mann im Schauspiel sagt, und du magst dein Schlimmstes thun und verdammt seyn! denn mehr kann ein Mann dem andern nach einem Streit nicht sagen, als daß es ihm leid thue." So trennten sich die Freunde. Robin Oig warf ein Stück Geld auf den Tisch und verließ das Wirthshaus. Aber an der Thüre schüttelte er seine Hand gegen Wakefield, indem er als Drohung oder Warnung aufwärts deutete. Hierauf verlor er sich im Mondlicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Obschon die erwähnten Schnackeneyer zusammenhängen, so werden sie doch, wie bey den vorerwähnten, nach und nach ausgetrieben; aber andere, wie die Wasserjungfern, mit Ausnahme der Sippe Agrion, viele Eintagsfliegen und Haarflügler treiben sie auf einmal in einem Klumpen aus. Diese Thiere stoßen diese Klumpen, sobald ihre Flügel entwickelt sind, durch zwey Oeffnungen aus, wobey ihnen zwey Luftblasen behülflich sind. Sie lassen sie fallen, wo sie auch seyn mögen; meistens geschieht dieses aber über Wasser, dem eigentlichen Elemente, worin sich die Eyer entwickeln. Das Thier selbst aber scheint den Unterschied zwischen Festem und Flüssigem nicht zu kennen, und sich um nichts anders zu bekümmern als der Bürde los zu werden. Alles ist so eingerichtet, daß das Kerf, welches nur eine so kurze Zeit zu leben hat, seine ver-

schiedenen Verrichtungen so schnell als möglich vollbringe; denn das Ziel seiner Existenz würde eine gemächliche Ausstoßung so vieler Eyer nicht erlaubt haben. Einige Haarflügler oder Mayfliegen, Trichoptera, legen ihre Eyer in einem doppelten Paket, das von einer gallertartigen Masse umhüllt ist, (was sich oft bey den Eyern, woraus Wasserlarven kommen, findet) auf die Blätter von Weidenbäumen.

Es gibt auch Kerfe aus der Ordnung der Mucken, welche wie Frösche und Kröten ihre Eyer von einer Gallertmasse umhüllt ins Wasser legen. Derham beschreibt zwey verschiedene Arten; in der einen liegen die Eyer in parallelen Reihen Ende an Ende; in der anderen ist es nur eine Reihe, worin sich die Seiten parallel sind.

Die Art, wie die Küchenschaben ihre Eyer legen, womit sie eine ganze Woche beschäftigt sind, ist sehr sonderbar. Das Weibchen legt eine oder zwey eyförmige Kapseln, halb so groß als ihr Leib, an einem Ende abgerundet, am andern gerade aus und gezähnelt, anfangs weiß und weich, bald aber braun und hart. Diese Eyerhülsen oder Futterale enthalten 16 — 18 Eyer in zwey Reihen, und die jungen Küchenschaben schlüpfen durch einen Spalt am gleichbreiten Ende, welcher nachher wieder so genau schließt, daß die Hülse eben so unverletzt aussieht wie zuvor. Die Kerfe aus der Sippe Mantis oder die sogenannten Gottesanbeterinnen legen mit den Eyern eine weiche Substanz, welche an der Luft erhärtet und eine Art langer Hülse bildet wie Pergament, worin die Eyer ebenfalls in zwey Reihen liegen. Die Heuschrecken legen nach Morier in den Boden eine längliche Substanz in der Gestalt ihres Bauchs, welche eine große Menge Eyer ziemlich reihenweise geordnet enthält.

2. Platz. Unter dieser Rubrick verstehe ich überhaupt den Ort, wohin das Weibchen die ausgestoßenen Eyer legt, es mag dieselben noch ferner besorgen und herumtragen, bis sie ausschliefen, oder sie gänzlich verlassen; es mag sie ohne alle Bedeckung in den Bereich ihrer Nahrung bringen oder dieselben mit Haaren und andern Dingen gegen Zufälle oder feindliche Angriffe bedecken. Ich theile diese Rubrik in zwey Abschnitte: die Eyer werden entweder klumpenweise, bedeckt oder unbedeckt, gelegt, oder einzeln und zerstreut.

a) Diejenigen, welche ihre Eyer in Klumpen legen, sollen zuerst betrachtet werden; ich fange mit denjenigen an, welche sie durch irgend eine Art von Decke schützen.

Die Sackspinne umgibt ihre Eyer mit einer Art von seidenem Sack, in dem sie dieselben beständig mit sich herumschleppt und bis auf das Aeußerste vertheidigt. Viele Spinnen machen ähnliche Säcke, aber von verschiedener Größe, Gestalt, Gefüge und Farbe. Einige sind kaum so dick als eine Erbse, andere wie eine Stachelbeere, einige rund, andere glockenförmig, einige von dichtem Gefüge wie Seide, andere von lockerem Gewebe wie die Wollenzeuge; einige bestehen aus einem einfachen Häutchen, die meisten jedoch aus zweyen, wovon das innere feiner und weicher ist. Einige sind weiß, andere bläulich, wieder andere gelb oder röthlich; die meisten sind einfarbig, aber der von der gebänderten Spinne ist grau mit schwarz geschäckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterirdischer Klang zu Nakus beym rothen Meere.

Alexander von Humboldt berichtet auf das Wort der glaubwürdigsten Zeugen, daß Menschen, welche auf den Granitfelsen am Ufer des Orinocco schlafen, gegen Sonnenaufgang unterirdische Laute, gleichwie die einer Orgel, vernehmen. Jomard, Jollois und Devilliers, die mit Napoleon in Egypten waren, hörten bey Sonnenaufgang in einem Denkmal aus Granit in der Mitte des Platzes, worauf der Pallast von Carnac steht, ein Geräusch, als ob eine Saite spränge. Laute ähnlicher Art wurden von Gray, Lehrer am University College zu Oxford, an dem sogenannten Platze Nakus (d. h. Glocke), etwa drey Stunden von Tor oder Tar am rothen Meere, gehört. Die Stelle ist mit Sand bedeckt, mit niederen Felsen amphitheatralisch umgeben, und hat einen jähen Abfall nach dem eine halbe englische Meile entfernten Meere. Sie liegt etwa 300 Fuß hoch, und ist 80 Fuß breit. Ihren Namen hat sie wegen der daraus hervorkommenden Töne erhalten, welche sie nicht wie die Memnonsbildsäule bey Sonnenaufgang, sondern zu jeder Stunde, bey Tag und Nacht und in jeder Jahreszeit hören läßt. Als Gray zum ersten Male die Stelle besuchte, vernahm er nach Verfluß einer Viertelstunde einen leisen, fortwährenden, murmelnden Ton unter seinen Füßen, der lauter werdend sich in Absätzen hören ließ, und nach fünf Minuten so stark wurde, daß er dem Läuten einer Glocke glich. Die Leute in Tor sagen aus, die Kameele setze der Lärm in Angst und Wuth. Den Grund dieser, vorher von keinem Reisenden erwähnten Erscheinung zu entdecken, kehrte Gray den nächsten Tag an dieselbe Stelle zurück, und blieb eine Stunde um den Lärm zu hören, der nun noch viel lauter war als zuvor. Da der Himmel heiter und ganz ruhiges Wetter war, konnte das Geräusch nicht vom Einströmen der äußern Luft herrühren; auch waren keine Ritze zu sehen, durch welche diese hätte eindringen können. Die Araber der Wüste schreiben die Töne einem Mönchskloster zu, das sich wunderbarer Weise unterirdisch erhalten habe, und glauben seine Glocke gebe jene Töne von sich. Andere sind der Ansicht, daß sie von vulkanischen Ursachen herrühren, und gründen ihre Ansicht auf den Umstand, daß die heißen Pharaobäder an derselben Küste liegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 25. Oktober.

Seit die Regierung die große Oper nicht mehr mit den Einkünften der Fuochetti und der Thierhetze dotirt, ist immer das Herannahen des Winters eine höchst kritische Zeit für die Unternehmer. Noch weiß man nicht, ob wir künftigen Fasching Opera seria und Ballet haben werden, und gegenwärtig macht der französische Herkules Baillard seine Kunststücke im Saale von Argentina. Die Fremden fangen an sich einzufinden, die Römer sind durch das schlechte Wetter, während der Ferien und der Villeggiatura sehr beeinträchtigt, der Cyklus der Wintervergnügungen wird durch einen Ball des französischen Bothschafters am St. Carlstage eröffnet werden.

Italinskys treffliche und durch Randglossen vielfach merkwürdige Büchersammlung wird nicht versteigert, sondern von der russischen Regierung angekauft werden.

Einen neuen Beweis, wie wenig die römischen Alterthümer in der Nähe Roms gründlich gekannt und erforscht worden sind, liefert Nibbys eben erschienes Werk: Sulla Via portuense e la città di Porto. Er hat mit Fea und dem Baumeister Cenina den Hafen Trajans vorigen Frühling genau untersucht, und dem Publikum nun die überraschende Bemerkung mitgetheilt, daß außer dem bekannten sechseckigten Hafen (der Darsena) noch ein äußerer Hafen, und vor diesem noch ein backenförmiger Damm sich vorfinden, von welchen das Meer nun durch die Anschwemmung des Tiberschlamms 1730 Meter zurückgetreten ist. Die beygefügten Plane und Karten sind sehr genau und sauber gearbeitet.

Die Arbeiten in Tivoli schreiten rasch vorwärts, und lassen mit Grund einen glücklichen Erfolg hoffen. Weniger günstig lauten die Nachrichten vom See von Celano. Die Arbeiten an Reinigung des Emissars des Kaisers Claudius stehen wegen Mangel an Fonds öfter stille, und der Zeitpunkt, in welchem das Wasser des See's wird eingelassen werden können, ist noch weit hinausgerückt. Die in Ceveteri gefundenen hetrurischen Alterthümer sind zwar von der Regierung gekauft, aber nicht zur öffentlichen Ansicht ausgestellt worden, weil mehrere dieser Ex voto in gebrannter Erde mit unseren jetzigen Begriffen von Sittlichkeit nicht im Einklange stehen.

Es zeigt sich immer deutlicher, daß Se. Heiligkeit dem Beyspiele seiner Vorgänger auch darin folgen will, daß er möglichst viele Denkmale seiner Regierung zu hinterlassen gedenkt. Der Verschönerung der Straßen durch Wegnahme der Bretterdächer über den Buden, der Pflasterung vieler Plätze, der Anlegung von Baumwegen bey dem Kloster der Kapuziner und bey der erneuerten Kaserne der Schweizer, ist schon früher gedacht worden.

Vielen, welche Rom früher gesehen haben, dürfte es um so interessanter seyn etwas über die Bauten zu erfahren, welche sowohl von der Regierung als von Privaten gegenwärtig unternommen werden, als die hiesigen Blätter hierüber nur spärliche Auskunft geben, und sich nie eine Beurtheilung erlauben, es sey denn eine Lobhudeley des Abbate Missirini.

Der Platz an der Porta del Popolo wird gegenwärtig mit zunehmender Vertiefung gegen den Obelisk gepflastert, so daß er im Sommer wird unter Wasser gesezt werden können. Zu diesem Behufe werden vier Sphynxe von Marmor an den Ecken des Obelisks das Abwasser der beyden Fontainen auswerfen. Die von Valadiers erbauten Halbzirkel erhalten Statuen auf die Eckpfeiler, die vier Jahreszeiten darstellend.

Eine große Nahrungslosigkeit, deren Ursachen nicht hierher gehören, deren Folgen aber sich in Einbrüchen, Diebereyen, ja in nächtlichen Angriffen offenbaren, hat die Regierung bewogen eine Ausgrabung vornehmen zu lassen, welche demnächst zwischen dem Colossäum und dem Tempel der Venus und Roma beginnen, und das Campo Vaccino in so weit umfassen soll, als die umherstehenden Kirchen, Wohnhäuser und Scheunen es gestatten. Die Ulmenallee zwischen den Triumphbogen wird dieser Ausgrabung zum Opfer gebracht werden. Die Erde wird dazu dienen, einen Sumpf an den Stadtmauern hinter S. Giovanni Laterano auszufüllen, und dadurch die Luft in jenem Stadtviertel zu verbessern. Ich fürchte, man wird nicht so viel Interessantes finden als manche Alterthumsfreunde sich schmeicheln, und es möchte nicht möglich seyn den so tief liegenden alten Boden von stehenden Wassern, Graswuchs und Schmutz frey zu erhalten. Ueberdieß stehen gerade auf dem interessantesten Theile des Forums Häuser, u. a. der Hospital della consolazione.

Der Hafen der Tiber, Ripa grande, wird mit neuen und eleganten Treppen zum Aus- und Einladen der Schiffe versehen werden. Ungeheure Travertinblöcke liegen zu diesem Zwecke bereits auf dem Platze von Porta portese. Eine der Säulen, welche den Bogen der Placidia in der St. Paulskirche stützen soll, ist bereits vom Simplon bey der Kirche eingetroffen, ihre Ausladung findet aber Schwierigkeiten, über welche die Manen der alten Baumeister, und selbst Zabagtias lächeln mögen. Der Granit hat nicht die lebhafte Farbe des orientalischen, selbst nicht die des finnländischen.

Die Kirche des Hospitals della consolazione wird nun ihre unvollendet gebliebene Facciata mittelst eines Legats des unvergeßlichen Consalvi ausbauen. Nach den Gerüchten zu urtheilen, wird man ihr eine Facciata geben, welche höher seyn wird als die dahinter stehende Kirche. Dieses ist leider hier gewöhnlich, bietet einen höchst seltsamen Anblick von der Seite dar, und gibt den gottlosen Ketzern manchen Stoff zu spöttischen Bemerkungen. Auch die Kirche de' St. Apostoli vollendet gegenwärtig die ihrige durch ein Geschenk des Herzogs Torlonia, einfach, wie es Franziskanern ziemt, und in ziemlich gutem Style.

Im Mittelpunkte der Stadt, in welchen sich alles Leben und Gewerbe zum Nachtheile der entfernteren Quartiere zieht, wird viel gebaut und erneuert; auf dem Corso, in der Via Condotti, und überhaupt im Fremdenquartiere, wird es bald ziemlich modern aussehen. Leider ist aber der Geschmack, in welchem erneuert wird, nicht der beste, und es wird häufig sehr nachlässig und schlecht gebaut. Die römischen Ziegel sind die schlechtesten, welche ich kenne, und die allgemeine Stimme klagt viele Baumeister und Capi maestri laut und wie es scheint nicht ohne Grund an. Auch das wird ihnen zugeschrieben, daß das Straßenpflaster täglich sich verschlechtert, daß die Wasserleitungen, besonders die Fontana di Termini, täglich an Gehalt verlieren, daß man alle Uebelstände, z. B. die Dachrinnen fortbestehen lasse, und immer nur an das Verschönern denke, bey welchem sich am meisten gewinnen lasse.

Fürst Camillo Borghese hat durch Ankauf der Villa Giustiniani seine mit Recht so berühmte Villa bis an die Porta del Popolo verlängert und mit der alten Villa durch zwey massive Brücken in Verbindung gesezt, welche über einen Feldweg gesprengt, und mit Thoren maskirt sind. Die obere hat einen Triumphbogen, die untere einen sehr plumpen ägyptischen Tempel mit zwey schön angestrichenen Obelisken zur Zierde erhalten. An den neuen Eingang wird ein griechisches Portal kommen. Die Anlage dieser neuen Villa wird vielleicht zierlich, grandios und der alten würdig wird sie gewiß nimmermehr, schon deßwegen nicht, weil man sie nicht mit immergrünen Eichen, sondern mit schnell wachsendem Holze bepflanzt, welches in den schönen Herbst- und Wintertagen laublos dasteht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. November 1827.

— Preist den Greis, den ohne Ruhm zu nennen
Nur Neid und Dummheit wagt;
Denn „Gothen sind, die Goethen nicht erkennen.“
Hat einer gut gesagt.

C. Schall.

Ein Franzose über Goethe's Faust.

Ein Volk, dessen Charakter den scheinbar sonderbaren Kontrast darbietet, daß es bisher bey der größten körperlichen und geistigen Regsamkeit die starrste Literatur besaß, geht sichtbar einer literarischen Umwälzung entgegen, in der unsere großen Dichter zu Heerführern ersten Rangs bestimmt scheinen. Ob diese auffallende Erscheinung mit einer ähnlichen moralischen Umwandlung Hand in Hand gehe, oder sie verstände, läßt sich jezt noch nicht bestimmen. Auf jeden Fall sind bey der bekannten Selbstgenügsamkeit, die bisher die ganze französische Nation beherrschte, Aussichten, wie sie der hier mitgetheilte Brief ausspricht, sehr merkwürdig. So französisch dieser Brief auch ist, so weht doch zuweilen darin, selbst in der Sprache, ein leiser germanisch-poetischer Hauch, was freylich nicht wohl anders seyn kann, wenn man Faust gelesen hat und mit Bewunderung davon schreibt, was aber interessant ist, weil noch vor nicht gar langer Zeit solche Ausdrücke in französischer Sprache nicht denkbar waren. Wir bemerken noch, daß die Besorgniß des Verfassers, die auch seinen Brief veranlaßte, Goethe's Werk auf einer Pariser Vaudevillebühne herabgewürdigt zu sehen, grundlos war. Das Pariser Stück ist nichts als ein Faust, wie wir ihn in unsern Puppenspielen sehen, und der Schluß folgender: Mephistopheles will Gretchens Brautkranz von einem bronzenen Heiligenbilde reißen; plötzlich quetscht ihn dieses in die Arme, wie der steinerne Kommandeur Don Juan faßt; der Teufel ruft um Hülfe, der reuige Faust befreyt ihn gegen Vernichtung der Seelenverschreibung, und Faust und Gretchen werden ein glückliches Paar.

* * *

Vom Ufer der Loire, Oktob. 1827.

Ich lese in einigen Zeitungen, daß man auf dem Théâtre des Nouveautés einen Faust geben will. Sollte es eine Uebersetzung des deutschen Fausts seyn? dieß würde mir leid thun; Goethes Meisterwerk paßt nicht für die Bühne, und sein Erscheinen auf der unsrigen würde Vorurtheilen Nahrung geben, die bereits stark genug sind. „Dieß also, würde es heißen, findet ihr schön! solche Begriffe habt ihr von der Tragödie! Teufel müßt ihr haben, Metaphysik, Hexen und einen schwarzen Hund. Nun, dann verbrennen wir Racine und kehren zu den Hexereyen zurück.“

„Haltet euch an Worte, sagt irgendwo Mephistopheles, mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten, an Worte läßt sich trefflich glauben.“ So machen es größtentheils unsere Kritiker. Oben an Faust lesen sie Tragödie, und weil Faust der Idee, die sie mit diesem Wort verbinden, nicht entspricht, so wird ihm ohne Weiteres das Urtheil gesprochen. Hätte Goethe geschrieben: dramatisches Gedicht, so lautete ihr Ausspruch anders. Daher rührt es ohne Zweifel, daß man dasselbe so oft als unwahrscheinlich, abgeschmackt, ungereimt, läppisch hat verschreyen hören. Wie viele andere

ließ auch ich mich von diesen Vorwürfen befangen; fest überzeugt, daß nur ein Narr Faust bewundern könne, hatte ich ihn bis vor drey Jahren noch nicht gelesen, machte mich aber nichts destoweniger auf's Wort darüber lustig; doch eines Tages regten sich Gewissensbisse in mir; ehe ich spräche, dachte ich, sollte ich doch sehen, und ich entschloß mich dazu, weil ich es für Schuldigkeit hielt. Wie groß war meine Ueberraschung! ich verschlang Faust, ich las ihn mit Entzücken. Einen ganzen Monat verfolgte mich sein Bild, und noch jezt denke ich nie ohne Rührung, ohne Begeisterung an ihn. Etwas durchaus Ungereimtes, Läppisches sollte also auf mich solchen Eindruck gemacht haben? Meine Eigenliebe empört sich gegen diesen Glauben, und um für sie zu sprechen, will ich mir einige Bemerkungen erlauben.

Es gibt im menschlichen Leben nicht zwey Existenzen, die einander vollkommen gleich wären; die Abstraktion kann aber hier wie überall Abtheilungen machen; thun wir dieß in Rücksicht auf die menschlichen Begriffe, so zeigen sich uns gleich an beyden Extremen der Idealismus und der Materialismus. Wissen ist das Lebensziel des einen, Genuß das des andern. Der Idealist verachtet alles Endliche; sein Geist, stets aufs Unendliche gerichtet, strebt bis zur ersten Ursache zu dringen, die Welt zu erklären, Eins zu werden mit Gott; und wenn er, von Wissen zu Wissen an den Punkt gelangt, über den des Menschen Geist nie hinausreichen kann, verzweifelt er oft, statt daß er stille stehen sollte; er flucht der Wissenschaft und den Büchern, er tobt gegen die irdische Hülle, die seine Fähigkeiten in Bande legt; das Leben hat für ihn keinen Reiz mehr, es bietet ihm ferner keine Täuschung, keine Hoffnung, keinen Trost. Der Materialist dagegen klammert sich an die Erde. Jeder edle Schwung der Begeisterung, der uns über uns selbst erhebt, alle Vorstellungen, die ein anderes Daseyn verheissen, alle Gefühle, die eine andere Bestimmung ahnen lassen, er lacht über sie als über Hirngespinste. Er spottet über Vernunft, über Tugend und Geist; die Sinne sind alles, denkt er, und blos die Lust soll unser Führer seyn; es gibt weder Gutes noch Böses; folgen wir dem Zuge unserer Begierden und blicken nie nach oben; das Leben ist kurz, hinter ihm ist nichts; sehen wir zu, daß wir es nützen.

Zwischen diese beyden äußersten Gegensätze fällt natürlich die unwissende, blinde Menge, die Menge, die nicht ahnt, daß man solche Fragen aufwerfen kann, und sich fortbewegt, ohne sich zu kümmern wohin oder woher. Die Wünsche in einer so beschränkten Sphäre scheinen armselig, die Interessen kleinlich; und dennoch helfen sie, als Ganzes genommen, zur allgemeinen Harmonie mit; sie sind gleichsam unfreywillige Gehülfen, über die eine mächtige Hand zu ihren Zwecken verfügt. An alten Ueberlieferungen, am Väterglauben hängend, fällt es ihnen selten ein, den Dingen auf den Grund zu sehen; die Gewohnheit ist ihr Gesetz, und während der Idealist sich an den großen Räthseln dieser Welt den Kopf zerstößt, während der Materialist sich lustig im Kothe der Leidenschaften wälzt, leben sie zuweilen gut, glücklich und zum Nutzen der Welt.

Dieß ist meiner Meynung nach der Grundgedanke in Faust, es ist die Geschichte der Welt im Kleinen. Der Idealismus ist personifizirt in dem unruhigen, unglücklichen Philosophen, der, wie er selbst sagt, sich baden möchte in Fluten himmlischen Lichtes, und immer sehen muß, wie die Fluten sich vor ihm zurückziehen. Der Materialismus konnte keinen würdigeren Sprecher finden als den Teufel, und alle die Figuren aus dem gemeinen Leben, die hin- und wiedergehen, machen das Gemälde vollständig. Hüten wir uns indessen, Goethe beym Worte zu nehmen. Der Durst nach Wissen führt nicht immer zur Verzweiflung, nicht immer stumpft der Drang zur Lust alles Gefühl für das Edle ab. Man kann sich zugleich zu der Betrachtung des Höchsten erheben und der körperlichen Genüsse froh werden; man kann sich unter die Menge mischen, ohne gleich ihr als Maschine zu handeln; ja, in der Vereinigung dieser verschiedenen Lebensweisen liegt die wahre Weisheit, sie gewährt das wahre Glück; der wahre Mensch ist nicht einseitig; aber die Poesie lebt in Idealen, und die in Faust sind meinem Gefühl nach bewundernswürdig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Viehhändler.

von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Als Robin Oig weg war, wäre es beynahe zwischen dem Verwalter und Wakefield zum Streit gekommen, indem dieser mit wunderlichem Widerspruchssinn jezt lebhaft die Vertheidigung des Schottländers übernahm; die Wirthin aber ließ es nicht so weit kommen, und sezte warnend zu ihren Ermahnungen hinzu: „Ihr, Herr Wakefield, dürftet noch die Erfahrung machen, wie unbesonnen es ist, sich aus einem Freund einen Todfeind zu machen.“ Wakefield aber meynte, Robin werde ihm keinen Haß darum nachtragen, und nahm die Sache leicht. Bald nahm auch das Gespräch eine andere Wendung; es kamen mehr Leute; Wakefield verkaufte den größten Theil seines Viehes mit Vortheil, und in Kurzem dachte Niemand im Wirthshaus mehr an den Vorfall. Aber nicht so Robin Oig M'Combich. Ihn hätte der Besitz alles Viehes zwischen Esk und Eden nicht den erfahrenen Schimpf vergessen machen können. „O! daß ich ohne Waffe seyn mußte,“ knirschte er, „und dieß das erste Mal in meinem Leben!

Verflucht sey die Zunge, die den Hochländer seinen Dolch aufgeben heißt — ha! das englische Blut! — meiner Muhme Wort! — wann ist ihr Wort je zu nichte geworden?" Die Erinnerung an die unglückliche Prophezeihung bestärkte ihn nur noch mehr in seinem verderblichen Vorhaben. Er hatte von Herrn Ireby gehört, er habe am Morgen Morrison ziehen sehen, und er flog nach der Richtung, wo er ihm gewiß zu begegnen hoffen durfte. Alle seine Vorurtheile von Geburt und Ahnenstolz, desto heiliger, da er sie hatte verborgen halten müssen, waren aufgeweckt. Sein Schatz war geplündert, die Götzen, die er im Stillen angebetet, waren entheiligt und entweiht. Beschimpft, mißhandelt und geschlagen, war er seiner Meynung nach nicht mehr des Namens werth, den er trug, des Stammes, aus dem er entsprungen; nichts blieb ihm übrig als Rache, eine Rache, so schnell und auffallend als die Beleidigung.

Mit Windeseile flog er über eine Strecke von sechs englischen Meilen; jezt hört er das ferne Brüllen von Morrisons Vieh; jezt sieht er es wie Maulwürfe groß, langsam über die breite Ebene wegkriechen; jezt erreicht er es, rennt bey demselben vorüber, und verlangt von dem erstaunten Treiber seinen Dolch. Gern hätte dieser ihm denselben versagt, denn er sah nur zu deutlich, daß Robin Oig etwas Böses im Sinne führte; aber er wußte auch, daß Robin nicht der Mann war, dem er sein Eigenthum vorenthalten durfte, und gab ihm die Waffe mit lautem Bedauern. Robin dankte ihm für seinen guten Willen, nahm hastig Abschied von ihm und rannte eben so schnell zurück als er gekommen war.

Es war zwey Stunden nach der Schlägerey, als Robin Oig wieder in Heskets Wirthsstube trat. Wakefield saß mitten unter einem Haufen Zecher, und war eben in einem Liedchen begriffen, das er den Bauern umher zum Besten gab, als ihn eine wohlbekannte Stimme unterbrach und ihm mit lautem, trotzigem Ton und mit dem scharfen Accent des Hochlandes zudonnerte: „Harry Waakfelt, wenn du ein Mann bist, steh auf!" — „Was gibts, was bedeutet das?" fragten die Gäste durcheinander. „Es ist nur ein verdammter Schottländer," sagte Bauernschinder, der jezt völlig betrunken war, „den Harry Wakefield heute abgeschmiert, und der sich noch mehr Schläge zu holen kömmt." — „Harry Waakfelt," wiederholte dieselbe unheilverkündende Stimme, „steh auf, wenn du ein Mann bist!" Es ist etwas in dem Ton der tiefen zusammengepreßten Leidenschaft, was durch den Klang schon Aufmerksamkeit und Grausen erregt. Die Gäste fuhren auf allen Seiten zurück und starrten den Hochländer an, wie er mit zusammengezogenen Augbraunen und Zügen in starrer Entschlossenheit mitten unter ihnen stand. „Herzlich gern will ich aufstehen, lieber Robin," sagte Harry, „aber nur um dich bey der Hand zu nehmen und allen Unmuth hinunter zu trinken. Es ist nicht der Fehler deines Herzens, daß du nicht deine Faust zu ballen verstehst." — Er stand jezt seinem Feinde gegenüber, und sein offener, verdachtloser Blick stach seltsam gegen die trotzige Festigkeit ab, welche wild, finster und rachsüchtig in den Augen des Hochländers funkelte. „Es ist nicht deine Schuld, daß du nicht das Glück hast als ein Engländer geboren zu seyn, und nicht besser als ein Schulmädchen kämpfen kannst." „Ich kann fechten," erwiederte Robin Oig finster, aber gelassen, „und du sollst es erfahren; du, Harry Waakfelt, hast mir heute gezeigt wie die sächsischen Bengel fechten, jezt zeig' ich dir wie die hochländischen Dunniewassal fechten." Mit demselben Worte stieß er den Dolch, den er plötzlich hervorzog, mit einer so tödtlichen Gewißheit und Stärke in die breite Brust des englischen Landmannes, daß der Griff mit hohlem Klang gegen das Brustbein fuhr, und die doppelschneidige Spitze dem Unglücklichen das Herz zerspaltete. Harry Wakefield fiel, und gab mit einem einzigen Schmerzlaut den Geist auf.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

Vor einigen Monaten meldete ich den Verkauf des Talmaschen Nachlasses und die Versteigerung seiner Kunstsachen, unter andern des berühmten Blasebalgs, mit dem Porträte Shakespeares, welcher Blasebalg bekanntlich für 3,100 Franken einem Engländer zugeschlagen wurde. Wahrscheinlich ist dieß der höchste Preis, der je für einen Blasebalg bezahlt worden ist. Indessen meynte der Käufer, er werde ihn in England weit höher anbringen, da die Engländer gewaltig auf alte Porträts von Shakespeare erpicht sind und bisher noch kein ächtes haben auftreiben können, an dem Talmaschen Blasebalge aber den längst gesuchten Schatz bekamen. Natürlich mußten die Engländer, die schon einige Mal durch vorgebliche ächte Porträts Shakespeares hinters Licht geführt worden waren, etwas mißtrauisch werden, und sich genauer nach der Geschichte des Talmaschen Blasebalgs erkundigen. Da es ihren Antiquaren nicht an Nachspürungsgeist fehlt, so war diese Geschichte bald ausgewittert, und sie kam in das London Literary Chronicle und andere englische Blätter, und verdient auch im Auslande als ein Beweis, wie man die Kunstliebhaber zuweilen prellt, bekannt zu werden. Die Geschichte des Blasebalgs ist nun folgende: Ein Engländer, welcher seit lange in Paris wohnt, hatte gegen einen reisenden Landsmann, der sich mit alten Handschriften und Kunstsachen abgab, den Wunsch geäußert, ein ächtes Bildniß Shakespeares zu besitzen. Der Reisende, welcher ein gieriger Spekulant war, vergaß diese Aeußerung keineswegs, und einige Zeit hernach erhielt der Engländer in Paris von ihm einen Brief, worin mit dem beginnenden Worte A propos angekündigt wurde, Jemand in der Normandie biete ein in Oel gemaltes Bildniß Shakespeares feil, welches der Sage nach zur Zeit König Karls I. von Sir Kenelm Digby nach Frankreich gebracht worden sey. Da das Porträt ächt sey, so fordere er aber einen hohen Preis dafür.

nämlich tausend Franken. Der Gentleman zu Paris biß an; er schrieb zurück, daß, falls die Aechtheit des Porträts außer Zweifel gesezt werden könne, er gern dem eilfenden Freunde für das bewußte Oelgemälde achtzig Pfund Sterling zahlen wolle. Es erfolgte eine Antwort des Inhalts, das Gemälde wäre ohne Zweifel ächt, es sey auf Eichenholz gemalt; das Brett habe zu einem großen Blasebalg gehört, welcher vormals der Königin Elisabeth angehört habe. Unter dem Bilde seyen folgende Worte in alten Buchstaben eingeschnitten, die die Sache völlig ins Reine sezten:

Whom have we here
Stucke onne the bellowes?
Thatte prynce of goode fellowes,
Willie Shakspere.
O Curste untowarde lucke
To be thurs meanlie stucke
Poins.
Naye, rather glorious lotte
To hymme assygn'd,
Who, lyke th' almightie rydes
The wynges oth' wynde.
Pystolle.

Die alten Verse thaten ihre Wirkung, der Gentleman bezeigte Lust zum Kaufe. Das alte Porträt kam aus Caen zu Paris an; aber gleich beym Auspacken erhoben sich Zweifel; das Brett war kein Eichenholz sondern Mahagony; da indessen zur Zeit Elisabeths schon einiges Mahagonyholz nach England kam, so konnte dieß allenfalls noch hingehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Oktober.

Nach den mannigfachen Kunstgenüssen, welche in diesem Sommer fast die Alleinherrschaft zu usurpiren drohten, war es höchst zweckmäßig dem Publikum nun auch einmal vor die Augen zu führen, was der Fleiß und die Betriebsamkeit der bürgerlichen Gesellschaft Nüzliches und Zierliches zu bethätigen vermöge. Denn wie weich waren nicht alle rührbaren Herzen durch die gefühlvollen Töne der Dem. Schechner geworden, und konnten nicht aufhören nach immer wiederholter und steigender Rührung zu verlangen; wie gehoben und hingerissen waren andere durch die Gewalt und die zarte naive Innigkeit der Mad. Catalani; Dem. Müller hatte den Zankapfel unter die Liebhaber der Schauspielkunst geworfen, und das Scheiden der Dem. Sonntag brachte allgemeine Trauer über ganz Israel. Allen war eine Zerstreuung durch andere Interessen nöthig, und die dießjährige Gewerbeausstellung konnte zu diesem Zwecke als das beste Mittel benüzt werden, da viele der ausgestellten Gegenstände bis zum Gebiete der Kunst hinanstreiften, und die übrigen stufenweise unvermerkt bis zur Beachtung der ersten und nächsten Bedürfnisse und Befriedigungsmittel hinabführten. Von Leinengarn hatten die Gebrüder Alberti in Waldenburg Proben aus ihrer Maschinenspinnerey eingesandt, von dem Standpunkt der Maschinenweberey in Linnen geben gleichfalls Proben von mannigfacher Güte Zeugniß, doch die Masse von Baumwollenwaaren drängte auch hier die Linnenzeuge fast in demselben Grade zurück, als es im Verkehr der Fall ist. In Betreff auf Seidenarbeiten waren die Proben roher Seide durch den Versuch interessant, die Würmer nicht, wie man sonst pflegte, mühsam mit Maulbeerblättern, sondern mit dem einheimischen, leichter zu ziehenden Salat zu füttern. Durch das glückliche Gelingen dieses Versuchs wird dem inländischen Seidenbau ein weites Feld größerer und schnellerer Verbreitung eröffnet. Die Güte der hiesigen Seidenfabrikate ist allgemein bekannt, und die kostbarsten und künstlichsten Gewebe leuchteten und blizten an vielen Wänden. Auch die eingesandten Tücher in allen Farben, in mannigfacher Güte, doch meist ohne Beyfügung des Preises, füllten mehrere Zimmer; rohe Wolle war nicht ausgestellt. Daß auch die Berliner Teppichweberey dießmal nicht zurückstehen und ihren alten Ruhm erneuen würde, stand zu erwarten; ihr einziger Fehler liegt nur darin, daß sie bey der Schnelligkeit des jezigen Umlaufs, bey der steten Veränderlichkeit, welche statt ächten Goldes und Silbers Plattirung fordert, zu dauerhafte Arbeit liefert. Die Zahl der Oellampen von jeder Größe und Art war kaum zu übersehen, wie denn die lakirten Metallwaaren überhaupt zu dem äußerlich glänzendsten Theile der Ausstellung gehörten. Bey den Silberarbeiten und den plattirten Gefäßen aus der Hossauerschen Fabrik war es bemerkenswerth, daß alle englischen Mustern, wenn auch nicht immer im besten Geschmacke, nachgearbeitet schienen; von Bronzearbeiten muß der Tafelaufsaz, der von der Wernerschen Fabrik für Se. königl. Hoheit den Kronprinzen nach Schinkelschen Zeichnungen gefertigt ist, sowohl in Betreff der Zeichnung als auch der Ausführung, ausgezeichnet werden. Unter den Thonarbeiten ragte vor allem ein großer Candelaber von vierzehn Fuß Höhe, aus der Mühlhoff'schen Fabrik zu Potsdam, durch Größe sowohl als durch Zierlichkeit der Arbeit und Schönheit der Zeichnung hervor; auch die Feilnersche Ofenfabrik bewährte ihren Ruhm. Ferner müssen wir noch der vielfach umhergestellten Glasfabrikate, der Papiertapeten, der chemischen Präparate, der Seifen, Blumen, Parfums, Porzellane, Eisengußwaaren, Tischler-, Schneider- und Schuhmacherarbeiten Erwähnung thun. Die Proben der Lebergerberey zu Malmedy dürfen wir gleichfalls ihrer Trefflichkeit wegen nicht übergehen, und können mit dem Lobe der vierzehn Fuß hohen Granitsäule, und eines sechs Fuß hohen Postaments, so wie zweyer Schaalen und einer Vase, gleichfalls aus Granit, von Herrn Wummel gearbeitet, die kurze Uebersicht schließen, um Sachverständigen die Beurtheilung der einzelnen Zweige und Gegenstände zu überlassen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 263:
Raze, Kaze, Taze.

Räthsel.

Noch sizt auf halbzerfallnem Throne,
Noch hält die längst bestrittne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob sie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht; doch liesst du sie von hinten,
So wirst du einen König finden,
Der herrscht, seitdem die Welt besteht,
Deß Reich nur mit der Welt vergeht.
Sie schießt nicht ewge Donnerkeile,
Doch ewig treffen seine Pfeile.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 271.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 12. November 1827.

Das Laster bieten wir
Gar gern als Tugend feil, doch fehlt es oft am Käufer.
Boileau.

Entschuldigung.

Kam einst ein englischer Kapitän
Zu Stambul in dem Hafen an,
Der wollte nach der langen Fahrt
Sich gütlich thun nach seiner Art,
Und in Stambuls krummen Gassen
Vor den Leuten sich sehen lassen.
Hatte auch weit und breit gehört,
Wie die Türken so schöne Pferd,
Reiche Geschirr' und Sättel haben;
Wollte auch wie ein Türke traben,
Und bestellt auf Abends um vier
Ein recht feurig arabisch Thier.
Ziehet sich an im höchsten Staat,
Rothem Rock, mit Gold auf der Nath,
Schwärzt den Bart um Wange und Maul
Und steigt Punkt vier Uhr auf den Gaul.
Drauf, als er reitet durch das Thor,
Kam es den Türken komisch vor,
Hatten noch keinen Reiter gesehn
Wie den englischen Kapitän;
Die Knie hatt' er hinaufgezogen,
Und seinen Rücken krumm gebogen,
Die Brust mit den Tressen eingedrückt,
Auch den Kopf tief herabgebückt,
Saß zu Pferd wie ein armer Schneider.
Doch der Schiffskapitän ritt weiter,
Glaubte getrost die Türken lachen
Aus lauter Bewund'rung in ihrer Sprachen.
So ritt er bis zum großen Platz,
Da macht der Araber einen Satz
Und steigt; der englische Kapitän
Ergreift des Arabers lange Mähn',
Gibt ihm verzweiflungsvoll die Sporen,
Und schreit ihm auf Englisch in die Ohren;
Das Roß den Reiter nicht verstand,
Setzt wieder und wirft ihn in den Sand.
Die Türken den Rothrock sehr beklagen,
Haben ihn auch zu Schiff getragen,
Und seinem Dragoman, einem Scioten,
Haben sie hoch und streng verboten,
Er dürf's nimmer wieder leiden,
Daß der Herr den Araber thät reiten.
Als sie verlassen den Kapitän,
Befiehlt er gleich dem Dragoman,
Ihm auf englisch auszudeuten,
Was er gehört von diesen Leuten.
Der Grieche spricht: es ist nichts weiter,
Sie glauben Ihr seyd ein schlechter Reiter,
Wollen Ihr sollt in Stambuls Gassen
Nimmer zu Pferd Euch sehen lassen.
Deß hat sich der Kapitän gegrämt
Und vor den Türken sehr geschämt.
Spricht zum Dragoman: „Geh hinein
Und sage den Türken, es kommt vom Wein.
Der Herr ist sonst ein guter Reiter,
Aber heut an der Tafel, leider,
Hat er sich ziemlich im Sekt betrunken,
Da ist er im Rausche vom Pferd gesunken."
Der Grieche ging zum Hafenthor
Und trug den Türken die Sache vor.
Doch diese hören ihn schaudernd an:
„Wir glaubten Gutes vom rothen Mann,
Und dachten er sitze schlecht zu Pferd,
Weil's ihn sein Vater nicht besser gelehrt;
Aber wie! vom Weine betrunken,
Ist er im Rausche vom Pferd gesunken!
Pfuy dem Giaur und seinem Glas,
Allah thue ihm dieß und das!"

Da sprach ein alter Muselmann:
„Glaubt's nicht Leute, höret mich an,
Nicht weil der Trank zu viel getrunken,
Ist er schmählich vom Roß gesunken.
Hab' gleich gedacht es wird so geh'n,
Als ich ihn habe reiten seh'n,
Die Knie hoch hinaufgezogen,
Den Rücken krumm und schief gebogen,
Die Brust mit Tressen eingedrückt,
Kopf und Nacken niedergebückt.
Denk ich, wenn sein Rößlein scheut,
Ihn sein Reiten gewiß gereut.
Aber nein, ich will euch sagen,
Warum er wollte den Wein verklagen,
Und stellt sich lieber als Säufer gar
Denn als ein schlechter Reiter dar.
Das macht des Menschen Eitelkeit,
Die ihn zu Trug und Lug verleit'.
Will Mancher lieber ein Laster haben,
Hätt' er nur andere glänzende Gaben;
Und Mancher lieber eine Sünd' gesteht,
Eh' er eine Lächerlichkeit verräth;
Ein Dritter will gar zur Höll fahren,
Um sich ein falsch Erröthen zu sparen.
So auch der fränkische Kapitan,
Schämt sich und lügt uns lieber an,
Will lieber Säufer sich lassen schelten,
Als für einen schlechten Reiter gelten."

Ein Franzose über Goethe's Faust.

(Fortsetzung.)

Läßt man einmal diesen Schlüssel gelten, so erklärt sich in diesem scheinbar unerklärlichen Drama Alles leicht. Scenen, die sonderbar erschienen, werden natürlich, andere, deren Zweck man nicht einsah, nothwendig. Versetzen wir uns auf den öffentlichen Platz, wo Schüler, Handwerker, ein Paar Bürger, ein Bettler, Soldaten, zwey oder drey junge Mädchen auftreten, nur einen Satz sagen und verschwinden; einzeln wäre ein Auftritt der Art platt und bedeutungslos; aber er ist voll Sinn, knüpft man ihn an den vorhergehenden an. Kurz zuvor befanden wir uns in Fausts Studirzimmer; wir sahen sein Leben voll Unruhe und banger Zweifel sich vor uns entfalten; hingerissen vom Genius des Dichters theilten wir seine Gedanken, seine Verzweiflung; gleich ihm war es uns, als sey des Lebens Zweck nur Einer; da versezt uns ein Augenblick mitten unter eine Menge, die sich auch unruhig bewegt, aber um ein Tressenende, um ein Mittagessen, um ein wenig Gold, um einen Tanz. Ist dieser Kontrast nicht überraschend? In der Scene mit den Trinkern sind, wie man sieht, die schlechten Bursche alle so gemein als möglich. Hat ihnen Goethe keinen Geist gegeben, so geschah es darum, weil sie mit Geist begabt nicht gewesen wären, was sie seyn sollten; es wären dann zweyte Mephistopheles, und Goethe wollte uns tölpische Gesellen vor Augen führen, die sich in ihren Gelagen nie durchs Denken stören lassen, die in dummer Völlerey dahinleben von der Wiege bis zum Grabe. Oft wird ein Wort blos durch das vorhergehende oder das darauf folgende schön, und eben so kann dieß bey einer Scene oder bey einer Person der Fall seyn; denn die Poesie ist nicht immer blos an der Oberfläche.

Gehen wir von der philosophischen zur dramatischen Seite des Werks über, auf welch hinreißende, welch erschütternde Scenen stoßen wir da! Und das entzückende Gretchen, wie rührt, wie fesselt es! Den stürmischen, empörten Leidenschaften des Mannes hat Goethe mehrere Male ein junges Mädchen gegenübergestellt, nicht eben stark an Geist und Phantasie, aber gefühlvoll, gut, voll Liebreiz und Natur. So ist Gretchen, und gerade dieß bringt zum tiefsten Herzen, daß ihr die Eigenschaften abgehen, mit denen die Dichter ihre Heldinnen so gerne schmücken. Gretchen ist so wahr, so natürlich! Gleich Faust und Mephistopheles ist auch Gretchen ein Ideal, und zwar eines der reinsten, der schönsten, die es gibt. Doch sie bewundert ja alle Welt; auch erkennt alle Welt Faust Gedanken voll Kraft, eine reiche Poesie und herzzerreißende Scenen zu. Aber, heißt es, diese Gedanken, diese Scenen, diese Poesie liegen planlos unter einem Haufen von ungereimtem, abgeschmacktem Zeug. Dieß kann ich nun nicht zugeben; jeder Theil steht, meiner Meynung nach, in enger Verbindung mit den übrigen; kurz, in Faust herrscht Einheit, Einheit der Auffassung, ja der Ausführung; und schon dieß allein heißt etwas.

Um Faust zu dichten, mußte man Goethe seyn; es bedurfte des umfassenden Geistes, der sich in alle Standpunkte versezt, des biegsamen Styls, der sich in jeden Ton fügt. Man hört darin nacheinander die Bibel und Voltaire, Shakespeare und Beaumarchais; aber der Grundton darin ist Goethe mit den verschiedenen Eigenschaften, die seine einzelnen Werke unterscheiden. Wenn Faust im Begriffe ist sich zu tödten, und der Kirchengesang die Jugenderinnerungen in ihm aufweckt und ihn wieder an's Leben kettet, wem ist da nicht, als höre er die Gesänge des Volkes Gottes? wem ist nicht als lese er Babouc oder Figaro, wenn Mephistopheles den lernbegierigen Schüler gravitätisch in die Lehre nimmt? Es ist bemerkt worden, Goethe's Werke seyen die Gedichte seines Geistes, in Faust sollte man meynen, habe er den Inbegriff davon geben wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Die beyden Viehhändler,

von Walter Scott.

(Beschluß.)

Der Mörder Harry Wakefields ergriff zunächst den Verwalter beym Kragen, und sezte ihm den blutigen Dolch an die Kehle, wobey der erschrockene Mann nicht den geringsten Widerstand zu leisten vermochte. „Es wäre recht, wenn ich dich ihm zur Seite legte, aber das Blut eines niederträchtigen Schmarotzers soll sich nicht auf meines Vaters Dolch mit dem Blute eines braven Mannes

mischen.“ Und er warf den Mann mit solcher Gewalt von sich, daß er zur Erde fiel, während er mit der andern Hand den unseligen Dolch ins Feuer warf. „Da,“ sagte er, „greife mich wer will, und mag das Feuer Blut ablecken, wenn es kann.“ Da die Pause des Erstaunens noch fortdauerte, fragte er nach einem Polizeydiener und übergab sich einem Konstabel, der jezt hervortrat. „Ihr habt eine blutige That begangen,“ sagte dieser. „Das ist Eure Schuld,“ erwiederte der Hochschotte; „hättet Ihr vor zwey Stunden seine Hände von mir abgehalten, er lebte noch so gesund und munter als vor zwey Minuten.“ — „Ihr habt eine schwere Verantwortung vor Euch,“ hob dieser wieder an. „Kümmert Euch nicht um das, der Tod bezahlt alle Schulden, er wird auch diese bezahlen.“ Die gegenwärtigen Leute, die sich jezt von ihrem Schrecken erholt hatten, geriethen jezt in den größten Zorn über eine Rache, die ihnen so über alle Maßen mit der empfangenen Beleidigung in Mißverhältniß zu stehen schien, und der Konstabel hatte Mühe, seinen Gefangenen gegen ihre Mißhandlungen zu schützen. Während man eine Bedeckung verordnete, um ihn nach Carlile ins Gefängniß zu bringen, bezeigte er nicht die geringste Theilnahme und sprach kein Wort. Nur als man ihn aus der Unglücksstube wegführen wollte, verlangte er den Leichnam des Erschlagenen zu sehen, den man auf einen Tisch gelegt hatte. Zum Entsetzen Aller, welche jeden Augenblick erwarteten, daß die Wunde bey der Berührung des Mörders wieder frisch zu bluten anfangen würde, trat er heran, zog das Tuch, welches man über des Todten Gesicht gelegt hatte, hinweg und betrachtete mit wehmüthigen aber festen Blicken das erstarrte Gesicht, welches noch so kurze Zeit vorher belebt gewesen war, daß das Lächeln des gutmüthigen Vertrauens in seine eigene Stärke, des Wohlwollens und zugleich der Verachtung gegen seinen Feind noch seine Lippen bog. Nach einer kurzen Pause deckte Robin Oig das Tuch wieder darüber und entfernte sich mit dem kurzen Ausrufe: „Er war ein hübscher Mann!“ Robin Oig ward des Mordes schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Aber selbst der Richter, der ihn verdammte, that es mit einer Thräne im Auge, und bedaurte die Vorurtheile, die einen von Natur guten Menschen zum Mörder gemacht. Robin Oig selbst aber ging seiner Strafe mit Festigkeit entgegen und erkannte die Gerechtigkeit seines Urtheils. Aber er stieß mit Unwillen die Bemerkungen derjenigen zurück, welche ihn darum tadelten, daß er einen Unbewaffneten angegriffen. „Ich gebe ein Leben für das Leben, das ich genommen,“ pflegte er zu sagen, „und was kann ich mehr thun?“ *).

*) Außer einigen Abkürzungen, wodurch jedoch nichts Wesentliches verloren ging, ist hier eine lange Rede des Richters weggeblieben. Der Wunsch, die Erzählung so schleunig als möglich bekannt zu machen, veranlaßte dazu, und bald wird ja das Werk selbst in Aller Händen seyn. D. Uebers.

Die Erdbeben in Portugal.

Das südliche Portugal, besonders Lissabon und die Umgegend dieser Stadt, war von jeher Erdbeben ausgesezt. Gewöhnlich fallen sie nur zwischen Oktober und April vor, und zwar blos nach großer Dürre, drückender Hitze und dem ersten Regen. In dem Werke des portugiesischen Arztes, Francisko Tavares, über die Mineralwasser Portugals, findet sich folgendes Verzeichniß der merkwürdigsten Erdbeben, welche Lissabon erlitt:

Die in den Jahren 370 und 377 vor Chr. waren sehr heftig. — Die von 1009, 1117, 1146 und 1290 waren sehr stark, und einige derselben machten aus der Stadt einen Schutthaufen. — Das vom 24sten August 1356 dauerte, mit mehreren Zwischenräumen, eine Viertelstunde, mehrere Gebäude stürzten dabey ein, und ein ganzes Jahr hindurch folgten darauf mehrere andere Stöße. — Das vom 1sten Januar 1351 war eines der schrecklichsten, richtete unendlichen Schaden an, und acht Tage lang folgten darauf andere Stöße. — Das vom 27sten Juli 1575 war heftig, ohne Schaden anzurichten. — Das vom 28sten Juli 1597 stürzte drey ganze Straßen des S. Katharinenberges um, und trennte diesen Berg mitten durch. — Das vom 22sten Juli 1598 war so heftig, daß es Menschen, die aufrecht standen, umwarf. — Das vom 27sten Oktober 1699 hielt, mit mehreren Zwischenräumen, drey Tage an, und war sehr heftig. — Das vom 12ten Oktober 1724 war sehr stark, aber ohne verderbliche Folgen. — Das ewig denkwürdige, vom 1sten November 1755, stürzte die Hälfte der Stadt um, und acht Tage lang erfolgten darauf andere Stöße. — Die vom 30sten April 1761, vom 10ten und 17ten Januar 1796, und vom 6ten Juni 1807 waren sehr stark, richteten jedoch keinen großen Schaden an.

Aus diesen vielen Erdbeben und der Menge warmer Quellen in Portugal, dürfte man wohl schließen, daß Portugal auf einem noch nicht erloschenen Vulkane ruht, der von Zeit zu Zeit durch mehr oder weniger heftige Stöße sein verderbenbringendes Daseyn offenbart.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

(Beschluß.)

Die breite und hervorragende Stirne Shakespeares war auf dem Oelgemälde übermalt worden, vermuthlich zu einer spätern Zeit. Es war ein umständlicher Bericht versprochen worden über die Art, wie das alte Gemälde aus Elisabeths Pallast in die Hände eines Franzosen zu Caen gekommen sey. Dieser Bericht wurde mehrmals verlangt; er erfolgte aber nicht, und man antwortete zulezt, man habe sich geirrt, und das Brett sey erst kürzlich aus London gekommen, und habe sich in einer Rumpelkammer des Carlton Palace vorgefunden, die man ausgeleert habe. Da man nun unerwartet in einer Rumpelkammer, besonders in einem königl. Pallaste, recht merkwürdi-

ge Sachen finden kann, so verlor der englische Kunstliebhaber in Paris den Muth noch nicht, er kaufte das Gemälde unter der Bedingung, daß es abgewaschen werden, und im Falle der Entdeckung eines Betruges der Kauf nichtig seyn solle. Der Gentleman wandte sich an den Hrn. Ribet in Paris, der im Reinigen alter Gemälde überaus geschickt seyn soll. Ribet verlangte zwey Tage, um das Gemälde zu reinigen. Nach Ablauf dieser Frist begab sich der Kunstliebhaber mit klopfendem Herzen zu ihm. Nun, Monsieur Ribet, wie sieht das Gemälde aus, läßt sich Shakespeare in dem Porträt erkennen? Ribet holt lächelnd das alte Gemälde hervor, und siehe da! statt des genialen Kopfes des Bards of Avon zeigt sich ein altes Weib mit einer Müze und blauen Bändern, und mit einem züchtigen Busentuche um die Schultern, der männliche Anstrich, den man dem Porträt gegeben hatte, war unter Ribets Hand zu nichte geworden, und unter der falschen Zugabe war das Mütterchen zum Vorschein gekommen. Der Gentleman ward wüthend; er schrieb sogleich an den reisenden Antiquar, der unterdessen nach England zurückgekehrt war, er solle ihm doch den Spizbuben (the Scoundrell) aufsuchen, der ihm das vorgebliche Bildniß Shakespeares aufgebunden habe. Er, der Gentleman, habe das ächte Porträt des großen Tragikers, nicht aber einen Weiberkopf kaufen wollen, der keine fünf Schillinge werth sey u. s. w. Zur Antwort erfolgte, es thue dem Verkäufer leid, ohne sein Wissen und Zustimmen zu einem Betruge Anlaß gegeben zu haben; er sey erbötig das Porträt wieder anzunehmen, nur glaube er einiges Recht zu haben zu verlangen, daß es ihm in demselben Zustande zurückgegeben werde, worin er es abgeliefert habe. Dieß fand der Gentleman billig, und er wandte sich wieder an Hrn. Ribet. Der Kunsthändler stuzte das Gemälde sehr schlau wieder auf, machte aus dem alten Weibe einen Mann mit Schnurrbart und offener Stirn, und vertuschte das Verfälschte so wohl, daß man schon sehr genau zusehen mußte um den Betrug zu entdecken. So kam der halbe Blasebalg nun wieder in die Hände des vorigen Besizers zurück, der einem andern leichtgläubigen Kunstliebhaber dieß Machwerk aufzubinden hoffte. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Talma war wegen seiner Kunstliebe in Frankreich und England bekannt. Man bot ihm den vorgeblichen Blasebalg der Königin Elisabeth mit dem sogenannten ächten Porträt Shakespeares an; Talma erglühte in dem Wunsche, einen so kostbaren Schaz den seinigen nennen zu können; er zahlte dafür 100 Pfund Sterling, und schäzte sich noch glücklich im theuren Besize des Blasebalges. Indessen soll man ihm kurz vor seiner lezten Krankheit die Unächtheit seines Gemäldes bewiesen haben. Dieß war in der That etwas grausam, denn warum sollte man die Besizer solcher unächten Kunstschäze nicht bey dem Wahne lassen, daß sie was Großes und Einziges besizen? Die Sache blieb aber geheim, und bey dem Verkaufe des Nachlasses des großen Schauspielers wurde viel Wesens aus dem kostbaren Blasebalge gemacht. Fast kein einziges Stück aus der Kunstkammer Talmas erregte so viel Aufsehen als der alte Blasebalg, den man nicht ermangelt hatte, im Versteigerungskataloge aufs beste herauszustreichen. Angeblich sollte das Gemälde vom flammändischen Maler Porbus herrühren, von welchem man wenig Stücke besizt, was also den Werth des Elisabethschen Blasebalgs noch erhöhte. Man behauptet ferner, es seyen Talma tausend Napoleonsdor dafür geboten worden; bey einem Besuche des Charles Lambe bey Talma sey der Engländer vor dem Bildnisse auf die Kniee gefallen und habe es mit Inbrunst gleich einer Reliquie geküßt u. s. w. Es fanden sich mehrere Liebhaber dazu ein. Das Stück wurde, wie gesagt, einem Engländer zu 3100 Franken zugeschlagen, welcher damit nach London eilte, in der Hoffnung, ein hübsches Sümmchen damit zu gewinnen. Hier aber forschten die Antiquare nach, und nun kam die ganze Geschichte heraus.

Dg.

Berlin, im Oktober.

(Fortsezung.)

Für das Theaterpublikum blieb die Gewerbausstellung nicht lang das einzige öffentliche Interesse, denn nach dem Abgange der Dem. Schechner kehrte Dem. Sonntag bald von einer kurzen Reise zurück, um auf der königlichen Bühne in zwölf Abschiedsvorstellungen dem Publikum den Schmerz des Abschiedes von Woche zu Woche steigernd zu schärfen. Deßhalb schien Dem. Sonntag auch mit einer Rolle zu beginnen, die ihr weniger als andere zusagte, mit der Anna im Don Juan. Die Leidenschaftlichkeit des darzustellenden Charakters, die Unbekanntschaft mit dem größeren Hause, verführten die Sängerin sich übermäßig anzustrengen, und, was sie dadurch an Stärke der Stimme nicht eben auf die angenehmste Weise gewann, an Wohlklang und Reinheit zu verlieren. Die Donna Anna hat das Schicksal Opheliens getheilt, beyder Ehrbarkeit und Unschuld ist, Opheliens von Tiek, Annas von dem verstorbenen Hoffmann kecklich angegriffen worden. Dem. Sonntag stellte uns aber glücklicher Weise die unschuldige, schon durch den Versuch Don Juans aufs Tiefste empörte Anna dar. Gilt die spätere Klage, welche sich mit ihren schmerzvollen, ruhelosen Tönen durch die ganze Oper zieht, nicht dem Vater, sondern der Reue sich dem Don Juan hingegeben zu haben, fordert sie den Geliebten nicht als liebende Tochter zur glühenden Rache auf, sondern nur um für ihre eigene Schmach Genugthuung zu finden, so verliert dieser ganze Charakter gerade das, was das Eigenthümliche der Oper fordert. Die Zaubergewalt Don Juans sehen wir schon in Elvira, welche in dem schmerzlichsten Bruche steht, einerseits durch die Größe der Kränkung, die sie erlitten, zum steten Gefühl des Hasses und der Rache getrieben zu seyn, aber den Bliz, der den Schuldigen zerschmettern soll, nur auf ihr eigenes Herz zu leiten, und in Liebe und weiche Thränen schmerzvoll zu zerfließen. Bey Anna dagegen darf der Schmerz nur der reine sittliche Schmerz um den Vater seyn, sie darf sich des Glückes der Liebe, der Treue nicht eher ihrem eigenen Gefühl nach erfreuen dürfen, als bis der Geist der Sittlichkeit, indem er gerächt wird, in sein Recht wieder eingesezt ist, und der Vater nun im Grabe ruhen kann. Es ist der innere Kampf von innigster treuster Liebe, deren Erfüllung, deren Genuß ihr versagt ist, so lange sie noch als Tochter um den Tod des Vaters in ihrem Herzen trauern muß. Ihre ganze lezte Arie hat nur diesen Inhalt, die Seligkeit der Liebe streitet in ihr mit dem Schmerz um den Vater. Ist sie aber schuldig, so wird nicht nur Octavio zur lächerlichsten, erbarmungswürdigsten Gestalt, sondern es geht auch die ganze Kraft und Macht des sittlichen Gefühls verloren, welches, seinen mannigfaltigen Verlezungen gegenüber, in dieser Oper seine siegenden Töne erklingen lassen soll. Im Figaro zeigt sich dieß Gefühl nur in dem tiefen Schmerz der Gräfin, und in Figaros herausforderndem Aerger, mit welchem er singt: „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen u. s. w.." in Don Juan dagegen breitet sich die Macht sittlichen Inhalts schon zu einem Kreise von Gestalten aus, indem Anna, Octavio, so wie später Zerline und Masetto, und einerseits auch Elvira für einen und denselben Zweck kämpfen, dem alle noch voll anderer Interessen, und nicht im reinen Gefühl der Sittlichkeit, deren Verlezung allein der Geist des ermordeten Vaters rächend bestraft.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. November 1827.

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf bade, Schüler, unverdrossen,
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

Goethe.

Ein Franzose über Goethe's Faust.

(Beschluß.)

Trotz dem, wird es heißen, ist Faust ein abgeschmacktes Stück; was sollen diese Teufel und Engel bedeuten? kann es etwas Unwahrscheinlicheres geben? Vortrefflich; dann muß man aber auch die Eumeniden des Aeschylus abgeschmackt nennen, und Homers Iliade, und Dante, Ariosto, Tasso und Milton. Ich sehe nicht ein, warum im Grunde das Wunderbare eines Jahrhunderts und eines Volks wahrscheinlicher seyn soll als das eines andern. Im Mittelalter theilten sich einmal das Feen- und das Zauberwesen in den Süden und in den Norden, jenes in lachenderem, dieses in ernsterem, düstererem Gewande. Nicht alle Völker haben, wie wir, die Volkssagen zu Gunsten des antiken Fabelwesens aus der Poesie verbannt. Faust ist keine rein phantastische Schöpfung, es ist ein altes Volksmährchen. Vor Goethe hatte es bereits Marlow, ein englischer Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, in ein dramatisches Gedicht gebracht. Was hat es nun zu sagen, daß sich Goethe desselben als Grundlage zu einem bewunderungswürdigen Gemälde bedient hat? Noch dazu ist das Wunderbare nicht um seiner selbst willen da; es kleidet sich in ein philosophisches Gewand und erhält einen erhabenen Sinn. Nachdem sich Faust verzweiflend in Mephistopheles Arme gestürzt hat, wer fühlt da nicht in ihm den Kampf zwischen Gutem und Bösem, zwischen edeln Gesinnungen und gemeinen Neigungen? Auf diese Art ist die Stimme des Gewissens einerseits, andererseits die der Leidenschaft personifizirt. Wo liegt denn in solchen Dichtungen das Kindische, das Kleingeistige?

Warum aber, fragt man weiter, hat Goethe sein Zauberwesen nicht ein wenig vernünftiger eingerichtet? wozu z. B. der kleine schwarze Hund? konnte er nicht etwas anderes erfinden? Gewiß, ohne alle Mühe; wenn aber die Poesie einen Volksglauben benützt, so muß sie Form, Sprache und Bilder an ihm achten, und so bewegt sich noch die Dichtung auf dem Gebiete des Wirklichen, sonst wäre sie ein leeres Verstandesspiel, eine leichte Seifenblase. Homers Götter, Miltons und Dantes Teufel, Ariostos und Tassos Zauberer, Shakespeares Hexen, alle ruhen sie auf alten Ueberlieferungen, alle haben einst im Geiste der Völker gelebt. Daher macht Alles der Art einen tiefen Eindruck auf uns. Man setze an die Stelle dieses Wunderglaubens Wundergebilde der Phantasie, und sehe was erfolgt. Kann es etwas Frostigeres geben als die Allegorien in der Henriade? eine alte Ballade dagegen entzückt uns und eine alte Geistergeschichte macht uns schaudern.

Sie werden vielleicht denken, ich sey von der Germanomanie angesteckt. Die Bewunderung, die ich Faust zolle, macht mich indessen nicht blind für seine Fehler. So, gestehe ich, konnte ich aus der Walpurgisnacht (sabbat des sorcières) nie klug werden. Ob diese Scene, wie Frau von Staël meynt, eine Parodie von Macbeths Hexen ist, weiß ich nicht; auf jeden Fall geht sie über meine Begriffe, und, wenn ich zu wählen habe, will ich die

Schuld davon lieber auf Goethe werfen als auf mich. Negative Vollendung gilt mir übeigens nicht viel; wer eine gebahnte Straße wandelt, fällt selten; das Genie aber, das sich eine Bahn bricht, thut leicht Fehltritte; die größten Dichter sind daher nicht die fehlerfreyesten. In Faust ist zu viel Poesie und Lebensweisheit, Licht und Tiefe, als daß man nicht über einige Flecken wegsehen sollte; es ist ein Werk, das einem ein halbes Jahr lang zu denken geben kann, so viele Gefühle regt es auf, so viele Ideen weckt es. Wie viele gepriesene Werke liest man, und weiß hernach nicht, was man darüber sagen soll! Sie tragen freylich die Farbe die Alles trägt, und dieß ist ein großes Verdienst.

Das Schicksal.

Braminische Erzählung.

Es war, so erzählt ein frommer Bramine, eine von meinen Lieblingsbeschäftigungen, auf den unbesuchten Plätzen in der Nähe meines Dorfes zu wandeln, und in jedem Schädel, den ich auf dem Boden fand, das Geschick zu erforschen, das der ehemalige Besitzer desselben bey seiner Pilgerschaft auf unserer Erde gehabt. Manche hatten vieles Elend durch Armuth und Krankheit erduldet, während Andere ihre sanfte Fahrt ohne Thräne und ohne Seufzer zurückgelegt hatten, und wieder Andere vom höchsten Gipfel des Glücks durch Mord zum Himmel oder zur Hölle gesandt worden waren; dabey gab es nur Wenige, welche nicht irgend einen merkwürdigen Zug besaßen, welcher Stoff zur Betrachtung gegeben hätte, als ich einmal mit der edlen Wissenschaft der Schädelkenntniß vollkommen vertraut war. Einmal indessen fand ich einen Schädel, dessen Züge mir als besonders merkwürdig erschienen; ich las darin zu meinem Erstaunen: „Deine Tage auf Erden werden voller Mühe und Herzeleid seyn; du wirst wandern weit umher; aber Keiner wird fragen, wohin du gehest. Bey deinem Tode soll deine Seele in Satyaloka (das Land der Wahrheit) eingehen, welches Brahmas Paradies ist, und von den reinen Fluthen des Ganges gewässert wird. Dort wirst du dreytausend Jahre lang das Glück der Seligen genießen, worauf du die Erde aufs Neue und zwar in der Gestalt einer Kuh besuchen wirst. Deinem Gebeine, d. h. deinem Schädel, soll es ergehen, wie es nie andern Gebeinen ergangen; nach einiger Zeit werden sie auf den Fittigen des Windes fahren; was aber nachher aus ihnen werden wird, das weiß selbst das Schicksal nicht.“ Mehrere Stunden lang hielt ich den Schädel in der Hand, und dachte an alle Möglichkeiten, wie der lezte Rathschluß des Schicksals, der dem Gebeine bevorstand, in Erfüllung gehen könnte; aber die Sache blieb wie immerfort unbegreiflich. Zulezt beschloß ich, die Knochen mit nach Hause zu nehmen und sorgfältig zu verwahren, in der Hoffnung, daß die Zeit wohl endlich kommen würde, die mir das Geheimniß der Bestimmung dieses Schädels enthüllte. Auf dem Heimwege wickelte ich ihn in Palmblätter ein und befestigte diese mit Binsen, that dann zu Hause Alles in einen Beutel und hing denselben mitten an der Decke meines großen Saales auf, an einem Ort, dessen Heiligkeit, wie ich meynte, selbst die Neugierde meiner Frau entfernt halten müßte. Aber hierin irrte ich mich. Sieben Jahre lang hing der Schädel unberührt da, als ich mich einst zu einer Wallfahrt nach Kasi (Benares) entschloß. Ehe ich indessen die Reise antrat, rief ich meine Frau und meine ganze Familie herbey und sagte zu ihnen, daß meine Wallfahrt mich sechs Wochen lang entfernt halten würde, während welcher Zeit ich ihnen allen bey meinem Zorne verbot, weder selbst in meinen Saal zu gehen, noch eine lebendige Seele in denselben treten zu lassen. Alle versprachen meinem Befehle den strengsten Gehorsam zu leisten, und ich verließ mein Haus, froh, noch immer auf den ungestörsten Besitz dieses merkwürdigen Schädels rechnen zu können. Nach Verlauf von sechs Wochen kam ich zurück. Es war Abend, als ich ins Haus trat; ein Dhurwan (Pförtner) verkündigte meine Ankunft durch ein lautes Freudengeschrey; meine Frau eilte herbey, fiel mir zu Füßen und umarmte meine Kniee. Ich ging sogleich in den Saal, um nach meinem Schatz zu sehen, und man denke sich mein Entsetzen, als ich Sack und Schädel verschwunden sah. „Weib!“ schrie ich, indem ich die Erschrockene in blinder Wuth bey der Kehle faßte und heftig schüttelte, „Weib! wer ist in meinem Saal gewesen und hat den Beutel weggenommen, den ich so strenge deiner Obhut empfahl? Rede, oder ich erdroßle dich auf der Stelle!“ Da fiel sie mir aufs neue zu Füßen und flehte, ich möchte ihr das gröbste aller Verbrechen, Ungehorsam gegen ihren Gatten, verzeihen. „Ich konnte,“ fuhr sie fort, „nicht dem Reize widerstehen, den Inhalt des Beutels zu sehen. In der zweyten Woche nach deiner Abreise nahm ich ihn herunter und fand mit Schrecken einen Schädel. Jezt da meine Neugierde so weit befriedigt war, brannte ich vor Verlangen zu erfahren, was wohl dein Zweck in der Aufbewahrung dieses Todtenkopfes seyn möchte. Ich befragte einen gelehrten Guru (Priester) in unserm Dorfe, und dieser sagte mir, es sey der Schädel eines Teufels, welcher einst in einem Menschenkörper auf der Erde gehauset, und wenn ich solchen nicht sogleich zu Pulver zermalmte, werde dir ein großes Unglück widerfahren und du nie wieder zurückkommen. Ich gab dem Guru sechs Rupien, zermalmte den Schädel, und da es eben ein stürmischer Tag war, streute ich von dem Gipfel unseres Hauses den Staub in den Wind, damit er ihn weit von unserem Hause wegwehe.“ Zornig verwies ich das ungehorsame Weib aus meiner Gegenwart, aber in der Stille meines Herzens bewunderte ich die Wege des Geschickes, welches selbst die

Thorheiten und Schwächen der Menschen dazu benuzt, seine Bestimmungen in Erfüllung zu bringen, so daß all unser Streben, seine Fügungen zu vermeiden, vor seiner unwiderstehlichen Gewalt zu nichte wird.

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Die sogenannten Wolfspinnen schleppen den Eyerstock am After mit sich herum, andere halten ihn mit den Palpen und Kiefern; andere hängen ihn an einem langen Faden auf, oder befestigen ihn ganz einfach an verschiedene Dinge, und bleiben entweder beständig in der Nähe, wie die Weberspinnen, oder verlassen ihn auch gänzlich, wie die Netzspinnen. Lister sah die Eyer von einer der lezteren oft an einem sehr sonderbaren Orte, nämlich in der Vertiefung am Ende einer reifen Kirsche.

Die Frau Merian erzählt, daß zwey Gattungen von Küchenschaben einen Eyersack mit sich herumschleppen, die eine in einem runden Gewebe, wie der Sack mancher Spinnen, die andere in einem braunen Sack, welchen sie fallen läßt, wann sie geängstigt wird. Allein die bewunderungswürdige Malerin natürlicher Gegenstände hat sich hier ohne Zweifel getäuscht. Es ist nach der Lebensart dieser Gattungen, welche wir hinlänglich kennen, nicht wahrscheinlich, daß irgend eine davon einen Sack für ihre Eyer weben sollte.

Die einzigen Kerfe, welche noch wie die Spinnen einen Eyersack weben, sind die Wasserkäfer. Einige schleppen ihn mit sich herum, wie die Sackspinnen, andere lassen ihn liegen, wann er fertig ist. Der Sack des großen Wasserkäfers war schon lange von Lyonnet beschrieben und abgebildet, aber Miger hat seitdem einen ausführlicheren Bericht darüber gegeben. In der Gestalt gleicht er einigermaßen einer umgekehrten Rübe; denn er sieht aus wie eine niedergedrückte Kugel, deren großer Durchmesser ½ Zoll, der kleine ¼ Zoll mißt, von welcher ein krummes Horn ausgeht, etwa einen Zoll lang und spitzig geendigt. Das äußere Gewebe besteht aus einer Art flüssigem und klebrigem Teig, welcher beym Vertrocknen eine biegsame und dem Wasser undurchdringliche Decke bildet; das Innere, welches unmittelbar die Eyer umhüllt, ist ein leichter schneeweißer Flaum, wodurch dieselben vor wechselseitiger Beschädigung beschützt werden. Das Gewebe des Hornes ist seidenartig, löcherig und glänzend, und gleicht sehr dem Gespinnste der Schmetterlinge. Dieser Theil scheint, ungeachtet Lyonnets entgegengesezter Meynung, eine Röhre zum Einlassen der Luft zu seyn, denn das Wasser dringt sogleich ein, wenn sie untergetaucht wird. An seinem Grunde befindet sich die Oeffnung zum Austritt der Larven, sie ist mit einigen Fäden verschlossen, und hält so nebst der im Sack befindlichen Luft das Eindringen des Wassers ab. Dieses Nest schwimmt nicht frey im Wasser herum, bis die Eyer ausgebrütet sind, sondern das Weibchen hängt sie an eine Wasserpflanze. Durch dieses ungewöhnliche Verfahren eines Käfers, welches ihm von der Vorsehung eingegeben worden ist, wird der ihm so liebe Inhalt der kleinen Arche gegen die Wirkungen des Elements, worin er den ersten Zustand seines Daseyns zu durchlaufen hat, geschützt, so wie gegen die Gefräßigkeit der Fische und gegen die noch räuberischeren Larven der eigenen Familie, bis die Eyer ausgebrütet und die Jungen aus ihrer sonderbaren Wiege gekrochen sind.

Ich will Sie jezt mit einigen Fällen unterhalten, in welchen der allweise Schöpfer die Eltern gelehrt hat, ihre Eyer, statt sie mit einer Decke aus ihrem inneren Organ zu versehen, von außen zu bedecken, entweder mit ihrem Leibe selbst, oder mit irgend einer andern Substanz. Auch geben wirklich in den meisten Fällen die Weibchen ihre Eyerklumpen ohne eine andere Decke von sich, als mit dem Firniß, womit sie gewöhnlich überschmiert sind. Entweder werden sie im Sommer gelegt und bald ausgebrütet, oder sie bestehen aus einer Substanz, welche im Stande ist die Strenge der Witterung oder der Jahreszeit auszuhalten. Viele Gattungen aber, deren Eyer zarter sind oder die Kälte und Feuchtigkeit des Winters auszuhalten haben, schützen dieselben auf die sinnreichste Art mit einer Umkleidung von verschiedenen Stoffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon. *)

Ich soll Ihren Lesern von den hiesigen Wintervergnügungen Nachricht geben. Was ist da viel zu sagen? Was sie anderwärts charakteristisch und fröhlich macht, sind die Maskeraden und öffentliche Maskenbälle, und diese sind hier verboten, und zwar vielleicht mit Grund, denn ich glaube nicht, daß solche öffentlichen Vergnügungen sich mit dem Charakter der gegenwärtigen Civilisation der Portugiesen vertragen würden; diese erlaubt nämlich jezt eine gewisse Mischung der Stände, wovon ein Theil, bey seiner großen Verderbenheit, noch zu wenig Schicklichkeit kennt, um nicht in Ausgelassenheit und Gemeinheit auszuarten. Statt der öffentlichen Bälle gibt es wöchentlich, vom November an, einen Ball in geschlossener Gesellschaft, und zwar abwechslungsweise in der fremden und in der portugiesischen Assemblée. Dieses sind Subscriptionsgesellschaften, meistens aus Kaufleuten bestehend. Der Fremde kann in der Fremdengesellschaft als Vorgestellter einige Bälle besuchen, und dieselbe Regel herrscht in der andern Gesellschaft

*) Durch einen Zufall ist diese Korrespondenz uns erst zu einer Zeit zugekommen, wo an den Karneval, mit welchem sie sich vorzüglich beschäftigt, gerade Niemand denkt, einige Damen ausgenommen, die bereits hübsche Masken für 1828 aussdenken. Dennoch wollen wir unsern Lesern diesen Artikel nicht vorenthalten, denn er kann zu jeder Jahrszeit unterhalten, weil er von der guten Gesellschaft einer Stadt erzählt, die jezt eben viel von sich sprechen macht, und von welcher gewöhnlich nur politische Neuigkeiten zu uns zu bringen pflegen.

D. Red.

für die Portugiesen, welche die ihrige nach derselben Form eingerichtet haben; aller lästige Zwang ist hierbey verbannt. Dieses ist aber auch außer dem Theater das einzige, in gewisser Art öffentliche Vergnügen, das man hier hat, und da alles, was guten Ton haben will, in diese Assembleen geht, so sind Versammlungen in Privathäusern selten.

Von Privatfesten nennen wir blos die Vorstellungen auf dem Liebhabertheater des Baron Quintella, die darunter den ersten Rang behaupten, denn sie sind wirklich fürstlich. Liebhabertheater sind nichts seltenes, aber nirgends, glaube ich, ist eines, das überhaupt Opern aufführen oder wenigstens so vollkommen geben könnte wie dieses. Das Theater hat der Baron in Laranjeiras, eine halbe Stunde von der Stadt, wo er einen schönen Landsitz hat, erbauen lassen. Das Gebäude ist einfach aber elegant, und ganz mit Gas erleuchtet. Die Prima Donna könnte auf jedem Theater als erste Sängerin auftreten; der Tenor ist vortrefflich; der Baron selbst singt mit vielem Geschmack, und sucht seinesgleichen als Buffo caricato. Die Chöre sind sehr gut, und können auf keinem Theater besser gehört werden. Selbst das Orchester besteht meistens aus Dilettanten. Die Mitspielenden läßt der Baron größtentheils zu den Proben und Vorstellungen in einem englischen Stagecoach mit vier englischen Pferden abholen, welchen er eigens zu diesem Gebrauch kommen ließ. Dieses Fuhrwerk, das erste dieser Art, das man hier sah, zieht immer viele Gaffer herbey.

Dieß sind so ziemlich alle hiesigen Vergnügungen während der Karnevalszeit, es bleibt mir aber noch ein Karnevalsgebrauch zu erwähnen, der nur in Portugal und Spanien stattfindet. Außer dem, daß die lezten Tage dem Gott Comus geweiht sind, und es fast für einen Glaubensartikel gehalten wird, besonders viel Schweinefleisch zu essen und sich aus Frömmigkeit Unverdaulichkeiten zuzuziehen, ist es eine Belustigung sich sowohl im Hause als auch die Nachbarn und Vorübergehenden mit Wasser und Puder zu werfen, was man Karnevalspielen nennt. In den Straßen schaut der Vorübergehende ängstlich an den Häusern hinauf, um zu sehen ob er Niemand gewahr wird, der feindliche Gesinnungen gegen ihn hegt: und bemerkt er Jemand, so macht er einen Sprung auf die andere Seite, um dem Gusse auszuweichen, öfters aber bekömmt er dann vom Nachbar eine desto größere Ladung von Haarpuder, worauf rings um ihn ein Gelächter erschallt, und wobey das Klügste ist selbst mitzulachen. In Gesellschaften hängen die Kinder Stückchen Papier an die Röcke, man wird an die Stühle festgenäht, oder bekömmt Salz statt Zucker in den Thee, man vernäht die Handschuhe, die Aermel der Oberröcke, schwärzt das Innere der Hüte u. s. w., kurz man spielt den Leuten alle Possen, die man erdenken kann. Dieses ist aber auch alles, es fällt jedoch dem, der an solche Possen nicht gewöhnt ist, unangenehm auf, besonders da sie öfters über die Gränzen des ächten Spaßes gehen. Am lezten Tag werden alle Buden um Mittag geschlossen, und nach dem Mittagessen steigt der Lärm aufs Höchste; an diesem Tage wagt es auch Niemand leicht nach Tische über die Straße zu gehen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Mozart bringt überhaupt zu den Göttern des Lebens, welche bey den Gluckschen Gestalten den einzigen Inhalt ausmachen, den vollen Reichthum persönlicher Zwecke, Neigungen und Gefühle, die tiefe Innigkeit eines vollen Gemüthes hinzu, und im Don Juan tritt der Widerstreit nur persönlicher Wünsche und Begierden gegen das wahrhaftere Gefühl der Sittlichkeit hervor. Die Leidenschaftlichkeit Annas, die Tiefe ihres Schmerzes aus dem Anlaß erklären wollen, daß sie schuldig geworden ist, heißt nichts als ihrer Verzweiflung über den Tod des Vaters alle Wahrheit rauben, und ihr Recitativ in der Introduktion, so wie die Gewalt des Ausrufs nach dem Quartett: „das ist der Mörder meines Vaters.“ für Heucheley erklären. Gerade in diese Recitative hat Mozart alle Kraft des tiefsten Schmerzes concentrirt, und dem Texte zu Folge, den er komponirte, bezieht er sich nur auf den Vater. Daß aber Mozart überall genau dem wesentlichen Inhalt seines Textes folgt, ist nicht zu läugnen. Die Gewalt jener ersten Verzweiflung nagt, indem sich die Strafe des Mörders weiter und immer weiter hinauszieht, in Annas Innerem fort, und ihre schmerzliche Klage im Beginne des Sextetts im zweyten Akt, ist der Beweis dieses still und geheim fortnagenden Schmerzes. Ist Anna schuldig, so verliert dieser herrliche Charakter seinen ganzen Gehalt. Daß aber ein solcher sittlicher Gehalt den Inhalt der Oper ausmache, zeigt sich auch schon daraus, daß ähnlich wie im Don Juan, nur allgemeiner, in der Zauberflöte ein Reich des Guten mit seinen gediegenen, tiefen Tönen, dem Reiche der Nacht und ihren drey Damen und Papagenomelodien gegenüber steht. Hier haben die Gestalten schon die Kraft eines individuellen Charakters verloren, und gehen zum flacheren Ausdruck von Allgemeinheiten fort, der sich im Titus noch mehr hervorthut.

Die zweyte Rolle der Dem. Sonntag war die Agathe im Freyschützen. Der Charakter der Agathe hat eine so bestimmte musikalische Farbe, da die festeste Charakteristik Webers Haupttalent ausmacht, daß eine Sängerin ihn fast wie die andere singen muß, und so zeigte sich die Eigenthümlichkeit der Dem. Sonntag erst in der Myrrha, und mehr noch in der Rosine des Rossinischen Barbiers. Diese Eigenthümlichkeit aber einer partikulären Manier ist es, die Dem. Sonntag ihren europäischen Ruf eben so schnell als leicht errungen hat. Deßhalb möchte es vielleicht der Mühe werth seyn näher nachzufragen, worin denn die Zaubergewalt dieser Manier liege. Als sonderbar muß es sogleich auffallen, daß Dem. Sonntag nicht durch Mozartsche, Glucksche oder auch nur Webersche und Spohrsche Opern so allgemeines Entzücken erregt, sondern daß sie sich, wenn sie einen gediegenen Inhalt vorzutragen hat, durch die Glockenreinheit, die Gleichheit, das Metall ihrer klangvollen Töne, durch die Mühelosigkeit, in welcher sie aus dem halbgeöffneten Munde hervorquellen, nicht mehr Beyfall erwirbt als andere vortreffliche Sängerinnen, die in der Jugendfrische einer schönen Stimme Aehnliches leisten. Nur wenn der Gesang recht inhaltlos wird, und das Rossinische Glockenspiel seine Triolen abklingelt, dann beginnt Dem. Sonntags Syrenenzauber. Die Pasta legt in die Rossinischen Arien eine unendliche Tiefe des Gefühls, indem sie die Leerheit jener Töne zum Ausdruck ihres eigenen innern Gehalts, den sie hinzudichtet, zu verkehren weiß und vermag, da der Ton schon an und für sich ans Gefühl klingt, und das Wie des Vortrags, mehr als in irgend einer andern Kunst, in der Musik auch dem Inhalt eine ganz andere und neue Bedeutung gibt. Dem. Sonntag gebraucht aber solchen Aufwand von Kraftstudium und Gemüth auf keine Weise, sondern singt alle Rossinischen Arien ganz in dem Sinne oder vielmehr Leichtsinne, in welchem sie komponirt sind, mit aller Lieblichkeit, Zartheit und Freundlichkeit, die ihr fortdauernd zu Gebot stehen. Doch auch darin liegt nicht derjenige Zauber ihres Gesanges, der alle deutschen und französischen Hände zum Klatschen gebracht hat, wie Oberons Horn alle Beine zum Tanzen. Denn Dem. Sonntag dichtet nichts zur Inhaltlosigkeit der Rossiniaden hinzu, ja sie weiß ihnen nicht einmal eine große Mannigfaltigkeit von Nüancirungen zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. November 1827.

Er ehrt die Wissenschaft sofern sie nüzt.
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er schäzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht, und Pallast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht.

Goethe.

An Goethe.

— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
— — ∪ — — — — ∪ — —
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — —

Wenn auch Natur mir Weihe verlieh, und auch
Tonreicher Brust Urbilder an's Licht zu ziehn
Mir Geisteskraft gab, ihr verschwisternd
Eine bewegliche, weiche Seele:

Mehr als Natur liehn Zeit und Geschick, sie liehn
Mir Werth des Daseyns, Fülle des Gegenstands
Durch Ihn, den Schmuck Deutschlands und Bayerns,
Der das Erhabene denkt und ausführt.

Auf fernem Eiland wandelte schweifend ich;
Doch drang bis hieher, über Gebirg und Meer,
Wie König Ludwig dir, o Goethe!
Reichte den spätesten, schönsten Lorbeer.

Dieß ist ein Kranz, gleich jenem, wodurch Athen
Glorreichen Lohn schlang dichtender Siegerstirn,
Ja, welker ist, glanzloser jener
Kapitolinische Zweig Petrarka's.

Denn daß die Dichtkunst irgend ein edles Volk
Aufregend hinreißt, Staunen erregt es kaum;
Doch wer erstaunt nicht, wenn ein Deutscher
König im Busen erzieht Begeistrung,

Schutzherr der Kunst wird? Seltener, seltner ist's,
Als jenes Mannes Kronperle, die leuchtende,
Die einst der Ehrgeiz Kleopatra's
Warf in den Becher und stolz zermalmte.

Dein friedlich Dach, Fußtritte der Könige
Noch nicht gewohnt, ehrwürdiger Sänger, der
Eugenien schuf und Iphigenien,
Eleonoren und Dorothea,

Weiht König Ludwigs heilige Gegenwart
Zum Tempel ein. Dich kränzte Verdienst, o Greis,
Und König Ludwig lebt, als müßt' er
Werben um die er besizt, die Krone.

Graf v. Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

1. Die Natürlichkeit der Römer.

Das Zusammenleben im engeingeschlossenen Raume er-
zeugt neben den Tugenden auch die Laster des gesellschaft-
lichen Lebens; namentlich Verstellung und Heucheley,
oder Verheimlichung. Leztere ist dem Römer so wenig ei-
gen, daß ein Nordländer, bevor ihn ein längerer Aufent-
halt tiefere Blicke in die hiesigen Sitten hat thun lassen,
die Offenheit, welche er allenthalben antrifft, für erkün-
stelt, ja selbst für betrüglich hält. Einzelne Züge werden
die Sache besser darstellen als bloße Worterklärungen.

Auf einigen der größten Marktplätze, dem Novona-,
Campodifiori- oder Montanaraplatz, haben an den bestimmten
Markttagen öffentliche Schreiber ihre Buden aufgeschlagen,
wo sie denen, welche nicht schreiben können, für zwey Ba-

jocchi Briefe, Suppliken u. dgl. verfertigen. Zu ihnen nehmen nicht allein Leute aus den untersten Ständen, als Winzer, Feachtfuhrleute, Bedienten u. s. w., sondern häufig auch Handwerker, besonders aber Weiber, ihre Zuflucht. Diese Buden sind stets mehr oder weniger mit einem Haufen Menschen umgeben, welche dastehen und harren, bis ihre Vordermänner vom Schreiber befriedigt worden sind und die Reihe an sie kömmt. Hier ist eine der Hauptquellen, an welcher man die Natürlichkeit und den offenen Charakter des hiesigen Volks studieren kann. Denn nicht allein theilt Jedermann dem Schreiber die einzelnen Data, welche den Inhalt des Briefes oder der Supplik ausmachen sollen, laut und ohne den geringsten Anstand zu nehmen, mit, sondern jener liest auch hernach die entworfene Schrift wo möglich noch lauter und mit einem solchen deklamatorischen Kathedertone vor, daß sie nicht allein von der betreffenden Person, sondern von allen übrigen um die Bude herumstehenden Leuten, ja füglich sogar von den Vorübergehenden vollkommen verstanden werden kann. Nie ist mir ein Beyspiel vorgekommen, wo der Schreiber gebeten worden wäre, leise zu lesen. Folgendes ist der Inhalt von einigen Briefen und Suppliken, wie ich sie einst an einem und demselben Nachmittage habe vorlesen hören. Eine Köchin von etwa fünf-und-zwanzig Jahren ließ den Bedienten eines Monsignore, welcher lezterer als Delegat in eine der Provinzen geschickt worden war, an das ihr gethane Eheversprechen erinnern, wobey sie die Wohlthaten an Geld und feiten Bissen, die sie ihm erzeigt, berechnet. Nach der Köchin trat einer jener Tagdiebe herbey, welche wegen irgend einer glücklichen Körperbildung den hiesigen Malern und Bildhauern zum Modelle dienen. Sein greiser, dichter Bart hing ihm bis auf den Bauch herab. Er bestellte eine Supplik an den heil. Vater folgenden Inhalts: Allerdings habe sein Sohn einen seiner Nebengesellen mit einem Schusterpfriemen erstochen; aber es sey keineswegs mit Vorbedacht, noch weniger rücklings (con prodizione, verrätherischer Weise), sondern im Zanke über eine zerschlagene Weinflasche geschehen, also verzeihlich; ferner sey es wahr, daß er im Gefängnisse einem Mitgefangenen eine Uhr gestohlen und diese seiner, ihn besuchenden Geliebten durch das Gitter zugesteckt habe, welches aber insofern als kein eigentlicher Diebstahl betrachtet werden könne, als die Uhr seinem Sohne während des Schlafes aus der Tasche des andern neben ihm liegenden Gefangenen in die Hand gefallen sey, und er geglaubt habe, sein Schutzheiliger oder die Madonna Santissima selbst sende ihm durch ein Wunder dieses Geschenk zu; er Supplikant (Oratore) bitte daher den heiligen Vater, in Betracht aller dieser mildernden Umstände, seinen Sohn, der lebenslänglich auf die Galeere verurtheilt sey, und jezt bereits zehn Jahre auf derselben zugebracht habe, zu begnadigen.

Gehen wir aus der untersten Volksklasse zu den angränzenden Ständen über, so finden wir dieselbe Offenheit, dieselbe Natürlichkeit. Auf den Kaffeehäusern handeln die Geschäfts- und Projektmacher ihre Angelegenheiten mit so lauter Stimme ab, daß, wer nicht jede Sylbe davon verstände, taub seyn müßte. Dabey geben sie, ohne daß sich die Gegenparthey dadurch im geringsten beleidigt fühlte, ihre Zweifel an der gegenseitigen Rechtlichkeit, Zahlungsfähigkeit und dergleichen mit einem Freymuthe zu erkennen, daß der Fremde kaum seinen Ohren traue. Phrasen, wie „mir ist gesagt worden, Sie hätten schon einmal fallirt," oder „Sie sollen schon einmal Ihre Unterschrift abgeschworen haben," oder „ich höre, Sie sind vom Herzoge von *, bey welchem Sie als Haushofmeister gestanden, wegen Unterschleif fortgejagt worden" u. s. w. hört man jeden Augenblick. Der Beschuldigte antwortet dann mit einer so endigen Miene, daß, wenn Mienen stets der wahre Abdruck des inneren Bewußtseyns wären, man ihn durchaus für unschuldig halten würde: „È una bugia, una mera bugia," (eine reine Lüge), oder er gesteht auch eins oder das andere Faktum ein, schüzt aber den Drang der Umstände, sein blindes Zutrauen in diese oder jene Person u. s. w. vor, alles dieß so sorglos und freymüthig, als wäre es eine Unterredung unter vier Augen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Der grüne Schildkäfer bedeckt nach Rösel seinen Eyerklumpen mit einer besonderen durchsichtigen Substanz. Die Weiden-Bärenmotte, sehr gemein auf den Weidenbäumen, verbirgt sie ganz mit einer weißen schaumigen Substanz, welche trocken zum Theil zerreiblich, zum Theil baumwollenartig, nebstdem unauflöslich in Wasser ist, und sie daher sehr kräftig gegen die Witterung schüzt. Nachdem das Weibchen der Kiefersägefliege mit seiner doppelten Säge einen hinlänglichen Längeschnitt in die Fichtennadel gemacht und die Eyer in einer Reihe von einem Ende zum andern hinein gelegt hat, so verstopft es denselben mit einer grünen schaumigen Flüssigkeit, gemischt mit den kleinen Sägespänen, die sie selbst abgesägt hat, welche Masse trocken zerreiblich wird, eine sehr nöthige Vorsicht, da diese Eyer äußerst zerbrechlich sind. Der Goldafter, die Schwammeule und einige andere Motten umhüllen ihre Eyer mit einem ebenfalls undurchdringlichen und noch sonderbareren Kleide, nämlich mit Haaren, welche sie von ihrem eigenen Leibe abstreifen. Mit diesem Material, welches sie mit ihrer kneipzangenartigen Legeröhre abrupfen,

machen sie zuerst eine weiche Schicht auf der Oberfläche eines Blattes. Dann legen sie darauf hintereinander mehrere Lagen von Eyern und umgeben sie mit einem ähnlichen Dauerkleid; sind alle Eyer gelegt, so machen sie eine Art Dach von Haaren darauf, was man nicht genug bewundern kann; denn diejenigen, welche inwendig im Neste gebraucht werden, liegen ohne Ordnung; diejenigen dagegen, welche auswendig liegen, sind mit so viel Kunst und Geschick gelegt, wie die Ziegel auf einem Dach. Damit das Wasser völlig abgehalten werde, deckt eine Lage ein wenig die andere, und alle haben dieselbe Richtung, so daß das Ganze einem zurechtgebürsteten langhaarigen Stück Kleid oder Pelz gleicht. Wenn die Mutter ihr Geschäft, das oft vier-und-zwanzig Stunden und bisweilen noch einmal so lange dauert, vollendet hat, so ist ihr Leib, der vorher außerordentlich voll Haaren gewesen, fast ganz nackend. Sie hat sich selbst ihre Haarbedeckung ausgerissen, um ihrer Nachkommenschaft Kleider zu verschaffen; und nachdem sie diese lezte Pflicht erfüllt hat, legt sie sich hin und stirbt.

Reaumur fand einmal ein Nest von Eyern, die noch viel sonderbarer bekleidet waren: sie lagen spiralförmig um einen Zweig wie die der Ringelraupe, waren aber viel zahlreicher und dick mit feinem Flaum bedeckt, der nicht angedrückt lag, sondern seitwärts abstand, und gerade so aussah, wie ein Fuchsschwanz, den man spiralförmig um einen Zweig gewunden hätte.

De Geer hat ein ähnliches Verfahren bey einigen Blattläusen bemerkt, welche ihre Eyer mit einem weißen baumwollenen Flaum bedecken, den sie mit ihren Hinterfüßen von ihrem Bauch abnehmen. Hier waren aber die Eyer einzeln mit Flaum bekleidet; der ganze Klumpen hatte keine gemeinschaftliche Decke.

Verschiedene Kerfe zwingen das Laub und andere Pflanzentheile ihren Eyern als Decken zu dienen. Die Rosensägefliege und andere Gattungen derselben Sippe machen mit ihrer Säge einen Einschnitt in die grünen Zweige der Sträucher und Bäume, und füllen denselben mit einer Reihe Eyer von einem Ende zum andern mit der Vorsicht, zwischen jedem Ey so viel Raum zu lassen als die Eyer brauchen, wann sie später anschwellen. Der Rebenstecher, ein glänzender Rüsselkäfer, den die Winzer wegen des Schadens, welchen er ihnen zufügt, wohl kennen, rollt sehr künstlich die Weinblätter zusammen, so daß sie eine Höhle bilden, in welche er seine Eyer legt. Andere aus dieser Sippschaft legen bekanntlich ihre Eyer in das Innere von Früchten und Körnern, wie der Haselnuß-, der Eichel- und der Kornweibel.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die meisten der genannten Decken außer dem Schutze gegen Nässe und Kälte noch einen andern Zweck haben, daß sie nämlich die Eyer auch gegen die Wirkung von zu viel Licht schützen, welches, wie Michellotti durch viele Versuche dargethan hat, tödtlich auf den eingeschlossenen Keim wirkt. Das ist vielleicht auch die Ursache, warum so viele Kerfe ihre Eyer auf die Unterseite der Blätter befestigen. Diejenigen, welche dem Sonnenlicht ausgesezt sind, haben meistens ein dunkles und horniges Gefüge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon.

(Beschluß.)

Nun hat der Aschermittwoch getagt, und die völligste Windstille ist nach dem brausenden Sturme eingetreten. Fromme gehen in die Kirche sich Asche zu holen, und des Abends hält die erste Prozession ihren Umzug. Auf diese folgt jeden Freitag eine andere. Die berühmteste ist die des zweyten Freitags, unter dem Namen der Prozession des Senhor dos Passos bekannt. Was sie berühmt macht, ist ein wunderthätiges Bild Christi, von dem man behauptet, daß ihm Haare und Nägel wachsen, und zu dem das ganze Jahr hindurch, besonders aber alle Freitage der Fastenzeit, gewallfahrtet wird. Die Legende sagt hievon, ein Bettler habe Abends in dem Jesuitenkloster St. Roque um Gastfreyheit gebeten, sey aber daselbst abgewiesen worden, worauf er sich nach dem auf dem gegenüber gelegenen Hügel erbauten Benediktinerkloster da Graça begeben habe, woselbst er gepflegt wurde; als man aber des Morgens an den Ort gekommen sey, wo er übernachtet, habe man ihn nicht mehr gefunden, sondern an seiner Statt einen lichten himmlischen Schein* gesehen. Doch diese Prozession bedarf einer eigenen Beschreibung.

Sie nimmt eigentlich schon am Donnerstag ihren Anfang, denn an diesem Tage kömmt das wundervolle Bild incognito (nämlich in einem Kasten) von Graça nach St. Roque, wo es in der Kirche der Anbetung der Frommen, von den Brüderschaften von Graça bewacht, übernachtet, um des andern Tages unfehlbar im Triumph wieder zurückzukehren, denn sonst würde das Kloster da Graça sein Recht daran verlieren. Den Marsch eröffnet eine Abtheilung Soldaten mit klingendem Spiel, dann kömmt das Bild, von Büßenden umgeben und getragen, die öfters Leute von den vornehmsten Ständen sind, unter dem Bilde schleppt sich gewöhnlich ein Büßender auf allen Vieren von einem Kloster zum andern, durch die schmutzigsten Straßen und eine halbe Stunde weit, einen steilen Hügel hinunter und einen noch höhern hinauf; alle Büßende sind barfuß und schleppen eiserne Ketten an den Füßen; hierauf folgen zwey Reihen als Engel gekleidete Jungen, nämlich in eine Kleidung gesteckt, ungefähr wie man Minerva vorstellt, und mit silbernen Flügeln auf dem Rücken; sie tragen die verschiedenen Gegenstände der Passion, das Kreuz, eine Leiter, die Lanze, den Schwamm u. s. w. Endlich erscheinen alle Arten von Mönchen und Brüderschaften, in rothen, blauen, grünen Röcken, und den Beschluß macht ein Priester mit einer Reliquie unter dem Baldachin, der von Personen vom ersten Adel getragen wird, und eine Abtheilung Soldaten, dem ein ungeheurer singender oder vielmehr brüllender Volkshaufe folgt. Alle Balcons und Fenster sind mit

kostbar geputzten Damen besezt, und die junge männliche Welt geht in den Straßen spazieren um diese zu mustern. In den meisten Häusern, wo die Prozession vorbeyzieht, wird hierzu eingeladen und ist Abends Gesellschaft, wo gewöhnlich sehr hoch gespielt, manchmal getanzt oder auch musizirt wird. Dieses ist der Fall bey allen Prozessionen, bey keiner aber ist ein so großer Zusammenfluß von schöner Welt wie bey der beschriebenen, obgleich sich im Uebrigen alle ungefähr gleichen.

Am stillen Freitag geht auch eine Prozession aus dem Kloster St. Benedikt, welche mir besonders aufgefallen ist, indem dabey eine pantomimische Vorstellung des Opfers Abrahams gegeben wird, welche ich äusserst komisch fand. Nach mehreren Bildern, die in allen Prozessionen der Fastenzeit herumgetragen werden, kömmt ein Mensch als Isaak gekleidet und gebunden, ihm folgt Vater Abraham mit einem großen Schwerdt, womit er unaufhörlich gegen den Sohn schlägt, dieses wird aber jedesmal von einem andern als Engel maskirten Menschen, der hinter ihm geht, vermittelst eines daran befestigten Bandes zurückgezogen. Dieses Manöver dauert fort, bis die Prozession wieder in die Kirche zurückgekehrt ist.

In den Theatern dürfen während der Fasten keine profane Stücke gegeben werden; die heiligen Opern werden Oratorien genannt; statt der Ballete werden heilige Pantomimen gegeben, wobey die Tänzerinnen lange Röcke tragen müssen. Unter diesen hat vor einiger Zeit Herodes Kindermord Epoche gemacht, der so gut vorgestellt wurde, daß mehrere Damen in Ohnmacht fielen. In den portugiesischen Theatern, denn die Oper ist immer italienisch, werden die Lebensgeschichten von Heiligen mit allen Wundern vorgestellt.

In der heiligen Woche darf vom Donnerstag Mittag bis zum Halleluja, welches Sonnabends Morgens ist, ohne großes Aergerniß der Frommen, oder der Gefahr vom Volke für Juden oder Heiden angesehen zu werden, auf keinem Instrument gespielt werden; blos in den Kirchen ist Musik erlaubt.

Man sieht also, daß es, die heilige Woche ausgenommen, während der Fasten mehr Belustigungen gibt als im Karneval. Die Versammlungen bey den Prozessionen sind oft sehr glänzend, und ebenso, oder so wenig unterhaltend als die Bälle. Die Portugiesen haben zum großen Theil eine gewisse Prachtliebe, und Leute, welche vielleicht das ganze Jahr hindurch Niemand bey sich sehen, zeichnen sich gerne an einem solchen Tage durch eine zahlreiche Gesellschaft aus, zu der sie alles bitten, was ihren Glanz erhöhen kann; im Allgemeinen aber sind diese Gesellschaften sehr steif. Die Portugiesen wollen das zeremoniöse Wesen der Engländer theils nachahmen, theils sind sie von Natur zeremoniös, und man vermißt bey ihnen gänzlich das angenehme Joviale und Ungezwungene des guten Tones. Die Hausfrau versteht selten die Honneurs ihres Hauses zu machen, und entweder herrscht, wenn die Gesellschaft nicht zahlreich ist, ein ausgelassenes, auf derben Zweydeutigkeiten beruhendes Gespräch, oder dient irgend einer der Versammlung als Stichblatt, ist die Gesellschaft aber groß, so herrscht eine unerträgliche Steifheit. Selten mischen sich die Herren unter die Damen, diese sitzen gewöhnlich in einem großen Halbzirkel herum, und die Männer halten sich in den Ecken des Zimmers oder in einem Nebenzimmer auf, wo höchstens einige wenige zusammensprechen. Ein Ueberfluß an Konfekt ist ein Haupterforderniß bey großen Versammlungen, und es ist unglaublich wie viel die Portugiesen davon essen und auch in die Taschen stecken; und wenn sie von der Pracht eines Festes sprechen, so wird immer die Menge oder auch die Qualität des Konfettes gerühmt.

Berlin, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Dem. Sonntags ganzer Zauber besteht nur in ihren halsbrechenden Rouladen und Passagen, wo jeder Hörer, um nur zu hören, seine ganze Aufmerksamkeit allen andern Gegenständen entziehen, sich von jedem sonstigen Inhalt ausleeren, von aller Erinnerung, jeder Vorstellung, jedem Gedanken, jedem Gefühl entkleiden muß, und nun in dieser unendlichen Gespanntheit plötzlich von den reinsten, klarsten, lieblichsten, gewandtesten, natürlichsten Tönen getroffen, in demselben Grade, in welchem er seinen ganzen früheren vollen Reichthum zum leeren Ohr dieser Töne gemacht hat, in Entzücken geräth. Sänge Dem. Sonntag ihre Passagen mit ganzer Stimme, und würde, um sie zu hören, nicht jene vollkommene Ausleerung nothwendig, so wäre weder Frankreich noch Deutschland, noch würden in wenigen Wochen die Niederlande durch die bloße Leere natürlicher Geschicklichkeit und Lieblichkeit in so unnatürliches Entzücken gerathen. Daß Dem. Sonntag nur durch diese stets von ihr und immer auf dieselbe Weise wiederholte Manier ein so schnelles unerhörtes Glück gemacht hat, ist ein schreckenerregender Beweis, auf welcher Kunstfreundenstufe gegenwärtig das europäische Musikpublikum steht. Aber wir wollen die Schuld dieses Ruhms nicht der Sängerin zur Last legen, welche uns so mannigfaltige Beweise gegeben hat, daß sie auch inhaltsvolle und bedeutungsschwere Melodieen vorzutragen, und sich in Tiefes zu vertiefen im Stande sey, sondern wir müssen das Publikum anklagen, daß es Dem. Sonntag verführt hat nach und nach bey Gesang und Spiel in die Koketterie einer Gefallsucht zu gerathen, welche leicht ein so schönes, reiches Talent durchaus zerstören könnte. Um nun auch an Rossini dießmal nicht ohne Bemerkung vorüberzugehen, so wollen wir nur darauf aufmerksam machen, wie er in Rücksicht auf Melodie ein vollkommenes Gegenbild von Spontini ist. Spontini beginnt gewöhnlich damit sich lange mit den schwersten, melodielosesten Harmonieverhältnissen herumzuquälen, was auch Weber oft in der Mitte seiner Musikstücke thut, bis es beyde nicht mehr aushalten können, und nun auf entgegengesezte Weise in den leichtesten, oft sogar seichten Melodieen ihrem gepreßten musikalischen Herzen Luft machen, wie ein Schulknabe, wenn er nach langem Sitzen und Lernen plötzlich auf der großen grünen Wiese zur Erholung umherspringt. Rossini dagegen beginnt meist damit, in den leichtesten harmonischen Verhältnissen melodisch tändelnd und nur hin und wieder in pikanten Sprüngen einherzuschreiten, bis es auch ihm nun endlich zu süß zu Muth wird, und er nun plötzlich in voller Wuth das Grellste dazwischen schleudert, und dem Freundlichsten das Härteste, Wildeste, oft Ungereimte folgen läßt. Eben so grell ist der Gegensatz, wenn Rossini aus der Zufälligkeit seiner Melodieen nun mit einem Mal in den Eifer geräth, dem Text zu folgen, und die Komposition den Zuständen, die derselbe angibt, entsprechen zu lassen. Je willkührlicher die Töne bisher umhergeschweift waren, desto allgemeiner und beziehungsloser müssen sie nun plötzlich der vorsäzlichen Bedeutung dienen, und prunken fast mit dieser Dienstpflicht. Wie anders, wie meisterhaft weiß dagegen Mozart in immer gleichfließender Melodie, ohne je ihren Gang durch Reflexionen zu unterbrechen, stets die augenblickliche Situation, das allgemeine Gefühl, das sie gebietet, so wie jede feinste Nüance desselben auszudrücken, und besonders ist Figaro an dramatischem Ausdruck die reichste und vollendetste Oper.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. November 1827.

Lustig geht er seine Bahn,
Spricht wie's ihm zu Sinne steigt,
Denkt, was gehn mich Andre an?

Ramlers Blumenlehre.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Suchen wir die römische Offenheit oder Natürlichkeit unter andern Formen kennen zu lernen. Was die nordischen civilisirten Nationen sich lächerlich machen heißen, versteht in Rom Niemand, kaum einmal die vornehmste Klasse. Was ist die Furcht, sich lächerlich zu machen, anders als eine aus Schwäche oder bösem Gewissen hervorgehende Unterwerfung seiner selbst unter das Urtheil Anderer? Der natürliche Mensch kann Schwächen, kann Laster besitzen, aber ihm geht die Heucheley ab. Ich will einige Beyspiele verschiedener Art, aus dem Leben aufgegriffen, anführen, um zu beweisen, wie wenig hier die Furcht, sich lächerlich zu machen, gekannt ist. Eine Dame von Erziehung, besonders von vielem natürlichem Verstande, an einen Mann, der eines der höchsten Civilämter bekleidet, verheirathet, ist auf eines in demselben Hause wohnende Frau dergestalt eifersüchtig, daß sie ihren Gemahl nicht allein jedesmal, wenn er ausgeht, aus dem dritten Stockwerk bis an die Hausthüre begleitet, sondern ihn auch hier zu der Zeit, wo er zurückzukommen pflegt, erwartet, um ihn unter ihrer Obhut richtig in ihr Gemach zu geleiten. Damit noch nicht zufrieden, steigt sie mit ihm zweymal täglich in den Keller hinab und schleppt den nöthigen Wein herauf, wobey nicht selten ein sechsmonatliches Kind an der Brust liegend die Reise mitmachen muß. Gibt ihr Jemand zu verstehen, daß sie der Nachbarschaft zum Gespötte werden, daß man sich lustig über sie machen könne, so steht sie doch auf und spricht: „Warum denn, thue ich denn etwas Böses?“ Auf den Kaffeehäusern sitzen Menschen, welche die Zeitungen vorlesen und bey jedem Worte, welches nicht geradezu im Küchen-, Keller- und Kinderstubenlexikon steht, anstoßen. Die Zuhörer lachen; nichts destoweniger fährt der Vorleser bis an's Ende fort, ohne sich stören zu lassen. Der Mann ist freylich belacht worden, er hat sich aber nicht lächerlich gemacht, ein Unterschied, der Beachtung verdient.

Die natürliche Offenheit der Römer erzeugt eine andere geistige Eigenthümlichkeit, welche auf den ersten Blick wo möglich noch mehr als die obigen sittlichen den Beobachter in Erstaunen sezt. Wer sollte glauben, daß dem scharfsinnigsten Volke Europa's, einem Volke, welches nicht individuell beschränkt mit französischem Zungenwitze die Aehnlichkeit der Dinge aufzufinden strebt, sondern sich mit vollkommener Geistesfreyheit über sie stellend, der Verschiedenheit derselben nachspürt und sie in Widerspruch miteinander zu setzen sucht, um aus dem Kontraste die Harmonie hervorgehen zu lassen, einem Volke, unter welchem Pasquino und Marforio erzeugt, geboren, erzogen und leider auch begraben worden sind, wer sollte glauben, sage ich, daß einem solchen Volke die Ironie fremd sey? Nichts destoweniger ist dieß eine Wahrheit, von welcher sich Jeder überzeugen kann, der sich unter das hiesige Volk mischt. Genau betrachtet, kann diese Sonderbarkeit Niemanden auffallen; scheint es doch, als ob die Ironie ihrer Natur nach

mehr subjektiv als objektiv seyn müsse, um den gehörigen Effekt zu machen. Der Römer ist aber zu sehr Natur, oder vielmehr zu wenig Mensch, d. h. gesellschaftlich gebildetes oder verbildetes Wesen, um sich an die Person zu halten, die Sache allein interessirt ihn. So kann er, über allen und folglich auch über sich selbst stehend, seinen eignen Bezug und den seiner Nebenmenschen zu den Außendingen bespotten, folglich komisch im vollkommensten Sinne des Worts werden; aber die Persönlichkeit selbst wird nie Reiz, nie Interesse genug für ihn haben, um sie zum Gegenstande des vergleichenden Witzes oder der Ironie zu machen. In dieser Hinsicht kann man vom Römer sagen, er nehme Alles für baare Münze. Ein einziges Beyspiel, gleichfalls wieder aus dem Leben genommen, möge statt vieler dienen. Sagt ein Ausländer zu einem faulen oder heimtückischen Menschen, welcher, um einen Auftrag auszurichten, statt einer halben drey volle Stunden ausgeblieben ist: „Manco male *). Appena vi credevo partito, che eccovi già ritornato" (Vortrefflich, ich dachte, du seyest kaum fort, und da bist du schon wieder); so gibt er, diese Worte in vollem Ernste nehmend, zur Antwort: „Mi sono dunque ben spicciato?" (Da war ich also recht flink?). Die Unbekanntschaft der Römer mit der ironischen Figur gibt dem Verhältnisse der Ausländer zu dem hiesigen weiblichen Geschlechte, besonders wenn ihnen mehr oder weniger der französische galante Ton eigen ist, eine Wendung, durch welche sie anfangs nicht wenig in Erstaunen gesezt werden. Ich nehme den Fall an, ein Fremder, verleitet von jener konventionellen Artigkeit, welche den Frauen stets etwas Schmeichelhaftes zu sagen gebietet, macht einer Römerin über ihre Schönheit, oder ihren Verstand eines jener nichtssagenden Komplimente, wie sie die moderne europäische Gesellschaftskultur in die Mode gebracht hat, so nimmt sie, mag ihr Beydes entweder gar nicht, oder nur in sehr geringem Grade eigen sein, die Aeußerung in Bezug auf den Fremden für Wahrheit, ohne sich deßhalb für schöner oder verständiger zu halten, und gibt, wenn ihr sonst der Komplimentenmacher zusagt, mit Offenheit zur Antwort: „Ho piacere di avervi ispirato questa buona opinione." (Es freut mich, daß ich Ihnen eine so gute Meynung eingeflößt habe). Jene verschämte Floskel, mit welcher in ähnlichen Fällen die Weiber in Deutschland oder Frankreich bey der Hand sind: „Gehen Sie, loser Schmeichler! Sie wollen sich nur lustig über mich machen," kennt keine Römerin. Noch unverfänglicher nimmt sie die Sache, macht ihr ein Fremder etwa auf folgende Weise einen indirekten, blos formellen Heirathsantrag: „Wüßte ich ein Frauenzimmer von denselben vortrefflichen Eigenschaften, wie Sie sie besitzen, zu finden, ich würde es augenblicklich heirathen," denn sie reicht ihm die Hand und sagt: „Sposatemi dunque." (So heirathen Sie mich).

Schließe ich mit einem andern Zuge, welcher, nicht minder eine Folge der Natürlichkeit des hiesigen Volks, den Fremden, der ihn aus Erfahrung kennen lernt, auf die unangenehmste Weise anspricht. Ein Handwerker hat die feyerlichste Zusage gegeben, eine bey ihm bestellte Arbeit zu einer bestimmten Zeit zu liefern; man hat ihn gebeten, ja beschworen, lieber nicht zu versprechen, wenn er nicht Wort halten wolle, er aber einmal über das andere das gewöhnliche „Non dubiti, sarà servito," hören lassen. Man geht beruhigt nach Hause. Erscheint die Stunde der Ablieferung, so ist troß dem unter zehn Malen neunmal die Arbeit nicht fertig; ja der Handwerker entschuldigt sich nicht einmal, sondern gesteht offen und ohne Bedauern, wie ohne Troz: „Di essersene scordato." (Er habe es vergessen). Gibt man ihm sein Erstaunen darüber zu erkennen, daß er eine so bestimmt versprochene Sache habe vergessen können, so wiederholt er sein „Ma, me ne sono scordato," und ist man auch dann noch nicht beruhigt, so singt er es in der bekannten Manier ab. Denn die Sitte, eine schon gegebene aber nicht geglaubte Versicherung zum dritten oder vierten Male recitativisch singend zu wiederholen, um sie desto eindringlicher zu machen, herrscht hier allgemein, und nicht blos unter dem Volke, sondern selbst unter den höhern Ständen. Gibt man sich nun noch nicht zufrieden, so hat man ihn auf dem Halse.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Ausdruck, im Munde der Römer jedesmal das dritte Wort, wird, wie ich aus eigener und fremder Erfahrung weiß, im Auslande und selbst in allen älteren Wörterbüchern und Grammatiken gänzlich mißverstanden. Die, welche dem Sinne am nächsten kommen, übersetzen es durch das französische à la bonne heure. Es ist aber auch dieß nicht, sondern das französische c'est bien, im ernsten und ironischen Sinne zugleich, oder das deutsche Gut, und ironisch Vortrefflich.

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Manche Kerfe sind aller Sorge für die Bekleidung ihrer Eyer überhoben, weil ihr eigener Leib diese Stelle in jeder Hinsicht ganz vortrefflich vertreten kann. Der Kellerasseln nicht zu erwähnen, weil sie eher zu den Crustaceen gehören, und welche unter der Brust ein vierklappiges Fach haben, worin sie die Eyer, wie das Kängurnh die Jungen im Bauchbeutel, herumtragen, so wird der ganze Leib der Weibchen der sonderbaren Thiere, die Schildläuse heißen, selbst zur Bekleidung der Eyer, welche er von allen Seiten einschließt. Um dieses deutlich zu machen, muß ich mich weiter erklären. Sie haben ohne Zweifel die sonderbaren, unbeweglichen, schildkrötenartigen Thierchen bemerkt, welche eine so schädliche Pest für unsere Myrtenstöcke und andere Gewächshauspflanzen sind. Es sind die Jungen einer Schildlaus und ihre Geschichte ist die der ganzen Familie. Ein Theil davon wird nie größ-

ser als man sie gewöhnlich sieht, und wenn sie ausgewachsen sind, so bekommen sie zwey Flügel, und dieses sind die Männchen. Von nun an nimmt die Größe der Weibchen, welche an einem Zweig oder Laub festkleben, ungeheuer zu, und der ganze Leib, von den Tausenden von Eyern bis zur Dicke einer Erbse strotzend ausgedehnt, so daß man weder Kopf noch Füße bemerkt, gleicht nun einem Pflanzenauswuchs oder einem Gallapfel mehr als einem Kerf. Nehmen Sie ein Weibchen weg, so werden Sie finden, daß der Bauch flach und dicht an die Oberfläche des Zweiges angedrückt ist, und sich nur eine Lage von einer Art Baumwollenzeug zwischen beyden befindet. Beym Legen treibt die weibliche Schildlaus die Eyer nicht, wie die meisten andern Kerfe, über den Leib hinaus in die freye Luft, sondern sie schiebt jedes Ey, so wie es aus der Oeffnung des Eyerganges heraus ist, zwischen den Bauch und die baumwollene Schicht, was auch mit den folgenden Eyern geschieht, bis sie alle heraus sind. Sie werden fragen, woher der Platz für eine so große Masse von Eyern zwischen dem Bauch und der Baumwolle komme, welche beyde vorher dicht aneinander lagen. Um dieses zu begreifen, muß man wissen, daß fast der ganze Inhalt des Bauches blos aus Eyern besteht; daß, so wie diese herausgetrieben werden, ein leerer Raum entsteht, welcher der Unterseite des Leibes erlaubt aufwärts oder gegen den Rücken sich zu heben, wodurch zwischen ihr und dem baumwollenen Gewebe der gehörige Raum zur Aufspeicherung der Eyer entsteht. Sobald die Schildlaus mit diesem sonderbaren Geschäfte fertig ist, stirbt sie, aber der Leib bleibt als Bogengewölbe über den Eyern stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epilog
zu der Magister-Promotion in Lund
am 22sten Junius 1820.

Von Dr. Esaias Tegnér.
Aus dem Schwedischen von Mohnike.

Das frohe Fest ist hin, das Fest des Sieges.
Zum lieben Kreis der Eltern und Geschwister,
Die Monde zähleten und Tag' und Stunden,
Kehrt nun der lang Ersehnete zurück,
Der theure Jüngling, ein gemachter Mann,
Mit Meisterbrief und mit dem Lorbeerkranze.
Bedeutungsvoll muß Euch das Fest erscheinen,
Ihr Siegagekrönten, Ihr Neugeweihten.
In kleinen Bildern ging das Höchste ja
Vorüber heut vor Euren frohen Augen.
Dieß eben ist das Herrliche beym Menschen,
Daß er verstehen kann der Dinge Wesen,
Nicht was sie scheinen, nein, was sie bedeuten.
Die Wirklichkeit, die unser Auge sieht,
Sie ist Symbol allein von einem Höhern.
Ihr habt bestiegen des Parnassus Zinnen,
Der Menschheit Höh'n im hellen Sonnenglanze.
Denn höher hebt empor sich nicht der Mensch,
Als Kunst ihn, als die Wissenschaft ihn führet.
Einst stand im Heidenthume der Parnaß,
Um seinen Doppelgipfel tanzten froh
Im ew'gen Sternenglanze junge Götter;
Der Erde Mitte lag an seinem Fuß,
Apollons Stadt mit ihrem Weisheitstempel *).
Begeisterung, das Götterkind, sie hatte
Dort ihren Quell, und der Orakelhöle
Entstiegen Geisterstimmen des Geschickes,
Ans Licht gesendet aus der Erde Herzen.
Jetzt stehet der Parnassus in der Kirche,
Doch heilig und geweihet und veredelt.
Gedeutet wird in ihr des Himmels Wunder;
Des Lammes weiße Fahnen überschatten
Den alten Götterberg mit Engelschwingen,
Und Orgeltöne brausen hoch darüber,
Der großen Orgel Bild, die Niemand schaut,
Und deren Silberpfeifen geh'n durchs All,
Zu deren Tönen, die der Ew'ge spielt,
Das Herz des Weltalls schlägt und Sphären tanzen.
Den Lorbeer holtet Ihr Euch vom Parnassus;
Bewahret ihn, vergeßt nicht seiner Ahnen.
Von Phöbus stammt er, von dem Gott des Lichts.
Das Ideal floh unter Daphnes Bildung
Einst vor dem Gotte, wie's noch heute flieht
Vor dem, der Weisheit liebet und Gesang.
Die Fliehende verfolgt' er athemlos,
Die Heißgeliebte, über Berg und Thale,
Die Leyer auf dem Arm, der Abendwind
Schlug ein Adagio in die Silbersaiten,
Und es antworteten des Gottes Seufzer.
Und schon ist nahe der Verfolger ihr,
Es brennt sein Athem schon auf ihren Schultern;
Schon ist er im Begriff sie zu umfangen,
Da flehet sie zu Zeus und hebt die Arme:
„Erbarme dich, o gib mich nicht zum Preis
Dem Phöbus! ach! nicht also, wie ich bin,
Gieb mich dem Gott; zuvor verwandle du,
Wie dirs gefällt, die lebende Gestalt.
Und siehe, plötzlich (wunderbar zu hören)
Die zarten Füße wuchsen fest am Boden,
Zum Stamme stieg empor der schlanke Leib,
Zu Zweigen streckten sich die zarten Hände,
Die Haare sauseten wie Laub im Winde.
Gerührt drückt Phöbus die Verwandelte
An seine Brust; es war der Baum noch warm,
Es schlug das Herz noch in dem harten Holze.
Ein Reis entbrach der Gott dem neuen Lorbeer,
Und flocht es sich in seine goldnen Locken,
Und trug es stets zum Zeichen seiner Liebe.
Seit jener Zeit (dieß ist der Sage Sinn)
Wird Phöbus Söhnen nicht das höchste Schöne,
Das höchste Wahre; dieß entfliehet stets,
Und steht es still, so ist es schon verwandelt,
Geringrer Art und ein gefallner Engel;
Der rechte Engel wohnet hoch dort oben.
Doch aus dem Antlitz des Gefallnen scheinen
Des Himmelsursprungs höh're Züge durch,
Und Daphnes Herz klopft in dem harten Holze.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Delphi, das die Griechen für den Mittelpunkt der Erde ansahen. Dort war auch der kastalische Quell und das pythische Orakel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Oktober.

(Beschluß.)

In „Belmonte und Konstanze" herrscht im Ganzen noch die Arie vor, obgleich das Terzett des ersten Aktes und das berühmte Quartett des zweyten schon meisterhafte Beweise davon sind, wie im Vergleich mit Gluck Mozarts höchste Kraft gerade in der Darstellung verwickelter Situationen in immer wechselndem Ausdruck liegt. In Cosi fan tutte und im Figaro erreicht diese Kraft ihren Gipfelpunkt, ihre höchste Meisterschaft, während im Don Juan, besonders im Finale des ersten Aktes und im Sextett des zweyten, schon nicht mehr die einzelnen Interessen in ihrem musikalischen Ausdrucke sich durchkreuzen, verwickeln und vermitteln, sondern oft schon massenhafter einander gegenübertreten, oder einer auch wohl sich Allen entgegenstellt. Die Chöre treten bey Mozart überall zurück, weil er nicht so sehr allgemeine Situationen und Gefühle, die ein ganzes Volk ergreifen, sich zum Inhalt nimmt, sondern den ganzen Reichthum einzelner Individuen, ihre liebende Sorge, ihren geheimen Schmerz, ihr Drängen und Treiben, ihr Hoffen und Sehnen, ihre Seligkeit und Verzweiflung mannigfach vor uns ausbreitet. Leider ist unsere Oper jezt nicht der Ort für diese Gestalten; durch die Pauken und Trompeten unserer musikalischen Festgelage, durch die kriegerischen Eroberungszüge und den Friedenspomp Spontinischer Bacchanalien sind sie vertrieben, und wir müssen Dem. Sonntag großen Dank wissen, daß sie sich zweymal als Susanne zeigte. Von der Sonntagschen Manier kam in dieser Rolle nur die Koketterie mit den Tönen zum Vorschein, denen man es anhörte, daß sie sich in alle Herzen einschleichen, und Jedem in die Ohren sagen wollten: „hört doch, wie lieblich ich singe." Diese Koketterie mit dem Publikum gefällt, weil jeder glaubt, Dem. Sonntag wolle ihm gefallen, und sich in Aller Gunst durch ihre Töne einzuschmeicheln, gelingt der liebenswürdigen Sängerin um so mehr, je mehr das jezige Publikum nicht den Inhalt einer Rolle, sondern nur immer die Person, nicht Susanne, sondern Henrietten sehen will. Meisterhaft war das schelmische Duett mit dem Grafen: „So lang hab' ich geschmachtet!" doch Arien voll tiefer Innigkeit und treuer Liebe kann Dem. Sonntag ein für allemal nicht singen; wir sprechen ihren Tönen den seelenvollen Ausdruck liebevoller Hingebung, stiller Sehnsucht durchaus ab. Deßhalb mißlang in dieser Rücksicht die Arie Susannens im lezten Akt, obschon sie rein, richtig und kunstvoll gesungen wurde. Dem. Sonntag, ist hierin wie in den meisten Stücken, das vollkommenste Gegenbild von Dem. Schechner. Sie unterscheiden sich in ihrem Ausdrucke, wie sich die lichtvolle, schimmernde, aber kalte Perle von der Thräne unterscheidet; die Perlenschnur wird um den Hals gehängt, um bey Soirées und Thees, bey Tanz und Spiel zu glänzen, die Thränen drängen sich bey jedem seligsten und schmerzlichsten Moment des Lebens ins Auge. Die sechste Rolle der Dem. Sonntag war die Euryanthe. Auch hier gingen die ersten Akte nicht ohne Koketterie in Stimme und Ausdruck vorüber. Es ist immer, als wollte Dem. Sonntag jeden Ton einzeln mit dem freundlichsten Lächeln, der zierlichsten, gefälligsten Verbeugung dem Publikum überreichen, doch ist die Koketterie in der Euryanthe besser an ihrem Plaze, denn das Gemüth Euryanthens besteht gleichfalls nur in solcher Koketterie mit Gemüth und Unschuld, Liebe und Treue, Sehnsucht und Hoffnung. Diese Gemüther haben nichts als das ganz inhaltlose leere Gemüth selber zum Inhalte, sie sind die stete Behaglichkeit der eitlen Selbstbespieglung, und geben sich keinem wahrhaften Lebensinhalte hin. Erst als Schmerz und Unglück über Euryanthen einbricht, vertiefte sich Dem. Sonntag mehr in die Rolle, und beachtete weniger das Publikum, und hier kamen ganz unvergleichliche Momente zum Vorschein; der frische Jubel, die Seligkeit, als Adolar die Schlange siegreich überwunden hat, war hinreißend, und auch die Schwäche im Schmerz, den Ton des Mitleidens mit sich selbst, und die Freude über sich, so unglücklich, so bedaurungswürdig zu seyn, diesen Selbstgenuß im höchsten Leiden wußte Dem. Sonntag vortrefflich wiederzugeben; nur in der Arie: „zu ihm, zu ihm!" nach welcher Euryanthe ohnmächtig hinsinkt, wurde das allmähliche Verschwinden der Lebensgeister zu plastisch dargestellt; die Stimme verging der Sängerin wirklich.

Paris, 13. Oktober.

Nach der Gewohnheit werden kleine Vaudevilles über die Ausstellung der Muster des Gewerbfleißes gespielt, als: „John Bull bey der Ausstellung, und die Ausstellungen von 1730 und 1827." Im ersteren Stücke hat sich der Pariser Dichter nicht gescheuet, England der französischen Nationaleitelkeit aufzuopfern. John Bull tritt als ein Bewunderer des französischen Gewerbfleißes auf; er kann nicht läugnen, daß es die Franzosen im Fabriziren weiter gebracht haben als seine Landsleute. Nun behaupten aber die englischen Blätter, die lezte Ausstellung in Paris sey nicht dazu geeignet den englischen Fabrikanten eine große Furcht einzujagen, indem die Franzosen mit aller ihrer Gewandtheit es doch noch nicht dahin gebracht hätten, daß sie gute Waaren wohlfeil liefern könnten. Darin haben nun zwar die englischen Zeitungen nicht ganz recht, doch davon soll unten das Weitere folgen. Das andere Stück ist sinnreicher; eine Vergleichung der Jahre 1730 und 1827, in Hinsicht des Gewerbfleißes, kann zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben; da diese aber nicht auf die Bühne gehören, so haben die Verfasser des Stückes eine Handlung erfunden, um den Kontrast zu beleben. Ein Stutzer aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und aus einem adlichen Geschlechte verzehrt oder vielmehr verschwendet sein Geld, und hat, da er nichts gelernt hat, kein anderes Mittel sich wieder auf die Beine zu helfen, als daß er eine reiche Bürgerliche heirathet, deren Familie sich wahrscheinlich damals durch die Verbindung mit dem verarmten Hochadelichen außerordentlich geehrt dachte. Im zweyten Aufzuge werden die Zuschauer in die jezige Zeit versezt. Der Nachkömmling des hochadelichen Verschuldeten ist ein tüchtiger Fabrikant oder sogenannter Industriel, der Vermögen und Ansehen besizt, weil er arbeitsam und ehrlich lebt, und die Ehre hat zu den Wahlherrn seines Distrikts zu gehören, was heut zu Tage größern Werth hat als Chevalier oder Baron zu heißen. So feindselig sich auch die Ultras gegen den industriellen Stand beweisen, so hat dieser Stand doch sicher mehr Einfluß und Ansehen als der alte Adel, und fast Niemand verschmäht heut zu Tage an Handelsspekulationen Theil zu nehmen, wenn nur Etwas dabey zu gewinnen steht. Der Prinz von Polignac ist Wollenhändler; Ternaux der ein Adelsdiplom ausgeschlagen hat, ist der erste Tuchmacher und Schneidermeister oder Kleiderhändler; Laffitte hat Antheil an den Diligencen; der Herzog von Bassano und andere Vornehme haben Antheil an dem Kanalgraben und andern Unternehmungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 16. November 1827.

— Schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Axen brennen;
Der Held drängt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück.
Schiller.

Epilog
zu der Magister-Promotion in Lund.
Aus dem Schwedischen von Mohnike.

(Fortsetzung.)

Bewahret also Euren Lorbeerkranz,
Denn er bezeichnet Euer Ziel im Leben;
Betrachtet ihn als den Verlobungsring,
Er weihet Euch den höheren Gewalten,
Den ewigen, die stets im Lichte wohnen,
Und deren Zeichen sitzt auf Eurer Stirne.
Doch Zeichen ist nicht Sache; denn es ist
Der Weg noch nicht das Ziel; dieß stehet fern.
Was stolz die Zeit benennt den Meisterbrief,
Ist nur ein Brief, wodurch Ihr seyd gebunden,
Ist Pfandverschreibung Eures ganzen Wesens
Zum Dienst des Lichts, der Wahrheit. Heute habt
Geschworen Ihr zu ihrer Adelsfahne.
Denn sie ist's, die der Menschheit Adel sammlet;
Nur Freye kämpfen unter ihrem Banner.
Es warten Euer Sturm und milde Zeit;
Ein mächt'ger Kampfplatz, weit so wie die Welt.
Das morsche Alte, das unreife Neue,
Sie kämpfen um die Welt mit blindem Eifer.
Wohin sich neigt der Streit, ist unbekannt;
Auf dunklen Schaalen, welche zwischen Sternen
Noch zitternd hängen, liegen ihre Loose.
Man sagt, es gehe jezt der Tag zu Ende;
Wohlan, so kämpfet bey der Abendröthe!
Noch Tag genug ist's, in der Schlacht zu siegen.
Glaubt nicht, was Euch in's Ohr die Trägheit flüstert:
Es sey der Streit zu hoch für Eure Kräfte,
Er werde ausgekämpft wohl ohne Euch.
Wonach gestrebt die Herrlichen der Menschheit
Ihr ganzes, schönes, reiches Leben durch,
O wohl verdient es, daß wir All' es suchen;
Ja, es ist schön sich ihnen anzuschließen,
Und wär's auch als der Lezte, der Geringste.
Doch für die Mächte, die dort oben walten,
Ist nichts gering hienieden oder groß.
Allein gewinnt der Feldherr keine Schlacht,
Für ihn gewinnen sie die niedern Glieder.
Es wirkt der Weltgeist durch der Menschen Kräfte;
Aus dem zerstreuten Kleinen fügt mit Kunst
Und mit Verstand zusammen er das Große.
Laßt willig denn uns unsre kleinen Flammen
Zu seinem Lichtmeer bringen, Menschenkraft
Zu seiner Götterkraft. — Denn Kraft und Klarheit
Ist's, was Apoll von den Gekränzten fordert.
Der Phöbus, der des Tages Fackel zündet,
War auch der Gott, geschmückt mit Silberbogen,
Und mit dem goldnen Schwert, der Python fällte.
Selbstständ'ge Kraft ist erste Zier des Mannes;
Fest soll er stehen wie ein Herkulsbild,
Gehüllt in Löwenhaut, zur Stütz' die Keule.
Das lose Schwanken und der leichte Glaube,
Sie sind der Krebs des Tags in jungen Seelen,
Verzehrend den Gedanken aus dem Herzen,
Und Muth und Stärke aus der freyen Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

2. Die Mäßigkeit der Römer.

Wer kennt nicht die Sage im Norden, die Luft zehrt? Im Süden würde es heißen: die Luft ernährt, wenn in

Rom überhaupt die Nahrung eine Sache von so großer Bedeutung wäre, daß man zur Reflexion darüber käme. Dem Nordländer kann also eben so wenig seiner Völlerey wegen ein Vorwurf, als dem Südländer wegen seiner Mäßigkeit ein Lobspruch gemacht werden. Die Sache ist einmal so und läßt sich nicht ändern; vergebens strebte ein Norddeutscher ein enthaltsamer Mensch und der Südländer ein Vielfraß oder ein Trunkenbold zu werden, das Klima würde sich einem so widernatürlichen Streben widersetzen. — Belauschen wir die Natur. Dort auf den Stufen der Kirche della Madonna dei Monti liegen Abends einige fünfzig Bauern aus der Romagna, vor den beyden Marienkirchen auf dem trajanischen Säulenplatze eben so viele aus der Campagna di Roma, und auf dem Campidoglioplatze eben so viele aus den Abruzzen. Um die übrigen, welche die Zahl von sechstausend Jahr aus Jahr ein in den Wein- und Gemüsegärten Roms arbeitenden Bauern vollzählig machen, wollen wir uns nicht bekümmern. Im Durchschnitte verdienen alle diese Menschen täglich zwanzig Bajocchi oder beynahe sechs Groschen neun Pfennige sächsisch. Davon können sie leben, und somit ist es kein Wunder (meinen die Leser), daß diese Kerle, rücklings ausgestreckt liegend, lautschnarchend den Rausch ausschlafen, den sie sich, nach vollbrachter schwerer Tagesarbeit, am Abend getrunken haben. Das scheint so, aber der Schein trügt. Diese Leute essen täglich zwey Pfund Brod für drey Bajocchi, trinken eine Foglietta Wein für zwey Bajocchi und Wasser dazu nach Belieben. Fleisch kömmt das ganze Jahr nicht über ihre Zunge, höchstens alle Sonntag Morgen für einen Bajocco ein Gläschen Branntwein und Abends für einen halben Bajocco süßer Schmierkäse (ricotta). Mit wie vielem baaren Gelde sie zu Anfange der drey heißen Sommermonate, während welcher sie, der Aria cattiva (d. h. ihrer schlechten Nahrung) wegen, nicht arbeiten, nach Hause gehen, läßt sich leicht ausrechnen.

Die Maurer- und Zimmergesellen trinken Morgens, ehe sie an die Arbeit gehen, für einen Bajocco Branntwein und essen in der Ruhestunde ein Pfund Brod mit ein wenig Obst, welches leztere nie über einen halben Bajocco kostet. Einige begnügen sich sogar mit einem Pfunde abgekochter Kartoffeln, welches bey guter Ernte für einen halben Bajocco abgelassen wird; andere gelüstet es dann und wann nach gekochten Kastanien, welche um die Hälfte theurer sind, dagegen aber ihrer Unverdaulichkeit wegen bis Abends vorhalten. Mittags essen sie ein Stückchen Käse für einen Bajocco nebst einem Pfunde Brod und trinken eine halbe Foglietta Wein mit Wasser dazu. Wer verschwenden will, kauft statt des Käses ein Stück Speck, wovon ihn, wenn er recht ranzig ist, zwey Unzen einen Bajocco kosten. Abends essen alle ohne Ausnahme für einen halben Bajocco Salat und für eben so viel Oel und Essig, beydes eigenhändig vom Salathändler und vom Gewürzkrämer gekauft, und trinken abermals eine halbe Foglietta dazu. Beym Schlafengehen findet sich's, daß sie bey einem täglichen Verdienste von dreyßig Bajocchi zwey Drittheile desselben bey Seite legen können. Von diesen bestreiten sie die Toilette, besonders die goldenen Ohrringe nebst silbernen Beinschnallen, welche so groß wie Schuhschnallen, und Schuhschnallen, welche so groß wie Teller sind. Vom Reste fahren sie Sonntags gegen Abend im eben genannten Staate auf dem Corso herum, im Mai nach dem Papa Giulio, einer Restauration außerhalb des Volksthores, und im Oktober auf den Testaccio, wo sie Salat mit Eyern essen und eine Flasche Orvieto für zwölf und einen halben Bajocco dazu trinken. Lezteres ist die ärgste Schwelgerey, deren sie sich Zeit ihres Lebens schuldig machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Ich will nun den Platz von solchen Eyern betrachten, welche von der Mutter in Klumpen gelegt werden, ohne alle andere Bedeckung als den Firniß, womit sie gewöhnlich während ihres Durchganges durch den Eyergang überschmiert werden. Die Weibchen legen sie auf oder neben die Nahrung der künftigen Larven, und sie bleiben daran mittelst des erwähnten Firnisses hängen. Die Zahl dieser Klumpen ist verschieden; und wenn die Eyer durch die Sonnenwärme ausgebrütet sind, so fangen die Larven an sich zu zerstreuen und gefräßig das Futter anzufallen, von dem sie umgeben sind. So legen die meisten Schmetterlinge und Motten ihre Eyer an die Stämme, Zweige und Blätter der Pflanzen; die Marienkäfer, die Blattlausfressenden Mucken und die Florfliegen mitten unter die Blattläuse; manche Fleischfliegen kleben sie unmittelbar auf Fleisch; die Grillen und Heuschrecken graben sie unter die Erde; die Stechschnacken und andere Schnacken setzen sie schwimmend auf dem Wasser ab, oder tauchen sie unter.

Häufig ist die ganze Zahl der Eyer, welche ein Weibchen legt, in einem großen Klumpen beysammen; gewöhnlicher aber in mehreren kleineren, bald etwas von einander an derselben Pflanze, bald an einer andern. Die Absicht hievon scheint in manchen Fällen zu seyn, um die zu große Zahl von Gästen an einem Tische zu vermindern, in andern, um die unausgeschloffenen Eyer gegen die Gefräßigkeit der zuerst ausgebrüteten Larven zu schützen, die nicht selten diejenigen auffressen, welche sie in ihrer Nachbarschaft finden.

In der Anordnung der Eyer, woraus diese Klumpen bestehen, zeigt sich viele Verschiedenheit; bisweilen liegen

sie ohne Ordnung verwirrt durcheinander; häufiger aber sind sie auf verschiedene und oft sehr niedliche Art geordnet. Der gemeine Kohlwüstling und viele andere Kerfe stellen sie auf ein Ende, Seite an Seite, so daß sie, um Kleines mit Großem zu vergleichen, einer gedrängten Schaar Soldaten gleichen, und mithin die Larven, welche beym Ausschliefen aus dem oberen Ende kriechen, die anliegenden Eyer nicht stören können. Manche haben auch wirklich eine für diese Stellung passende Gestalt, wie die halbkugeligen Eyer des Gabelschwanzes, deren Grund, welcher fest klebt, häutig und durchsichtig ist, das Uebrige aber hornig und dunkel. Derselbe bequeme Ausgang für die Larven findet sich auch bey den länglichen Eyern des Nachtpfauenauges, welche in zwey oder mehr Reihen, wie Weinflaschen in einem Lochbrett, neben einander stehen.

Aber die Livreymotten befolgen ein verschiedenes Verfahren. Da ihre Eyer, welche in dem Herbst gelegt werden, nicht vor dem Frühling auskriechen, so legen sie die Weibchen nicht wie die meisten andern Motten auf Laub, welches während des Winters durch die Winterstürme weit von ihrem bestimmten Futter könnte weggetrieben werden, sondern auf Zweige von gewissen Bäumen, und zwar in vielen Kreisen um dieselben. Untersuchen Sie Ihre Obstbäume, so wird es selten fehlen, daß Sie nicht auf den jungen Zweigen diese Eyer finden sollten, welche mit so bewunderungswürdiger Kunst geordnet sind, daß Sie dieselben eher für Perlen von der geschickten Hand eines Juweliers eingesezt, als für die Eyer eines Kerfs halten können. Jedes dieser Armbänder, wie sie die französischen Gärtner nennen, besteht aus zwey bis dreyhundert pyramidalen Eyern mit abgeflachten Gipfeln. Sie stehen senkrecht auf dem Umfange des Zweiges in fünfzehn bis siebzehn dicht anschließenden Spiralkreisen, und die Zwischenräume sind mit zähem braunem Gummi ausgefüllt, welches dieselben gegen die Stürme des Winters und die Angriffe gefräßiger Kerfe schüzt und zugleich als Unterlage für den weißen Schmelz der Eyer dient, die darin eingefaßt sind. Es ist nicht leicht zu begreifen, wie diese Motten im Stande sind, mit Schwanz und Hinterfüßen eine so genaue Anordnung zu treffen, welche die geschickte Hand eines Künstlers erfordern würde. Reaumur konnte auch aller Mühe ungeachtet, die er sich dabey gab, den Vorgang der Sache nicht gehörig erklären. Er ließ eine Menge dieser Eyer ausbrüten und gab den Weibchen nach der Befruchtung die passenden Zweige; allein sie legten, als wenn sie entschlossen wären, sich durch Gefangenschaft das Geheimniß ihrer Kunst nicht abtrotzen zu lassen, ihre Eyer bald dahin, bald dorthin, und machten gar keinen Versuch, dieselben symmetrisch zu ordnen. Dieser berühmte Entomolog war glücklicher in der Entdeckung der Art und Weise, wie andere Kerfe, namentlich die Stechschnacke, deren Eyerklumpen in mancher Hinsicht eben so merkwürdig als der leztbeschriebenen ist, dieses Geschäft ausführen. Die Eyer dieses Kerfs gleichen einer langen Flasche und werden, Seite an Seite, von 250 – 300 in eine längliche Masse an einander geklebt, welche an jedem Ende zugespizt und etwas erhöht ist, so daß sie ziemlich die Gestalt eines kleinen Nachen hat. Sie müssen nicht glauben, daß ich das Wort Nachen nur um der Verdeutlichung willen brauche; es hat in jeder Hinsicht alle Eigenschaften eines wirklichen Nachens. In der Gestalt gleicht es ganz einem gemeinen Fischerkahn, an beyden Enden spitzig und höher, unten konvex, oben hohl; es schwimmt überdieß beständig mit dem Kiel nach unten, und kann auch bey der heftigsten Bewegung des Wassers nicht untersinken, füllt sich auch nicht, was ganz sonderbar ist, mit Wasser. Um dieses zu versuchen, sezte ich am 25. Juli 1811 ein halb Dutzend dieser Nachen in einen Kübel mit Wasser, und goß von der Höhe eines Fußes eine Viertelflasche Wasser darüber; ungeachtet dieser rauhen Behandlung schwammen sie nach wie vor mit dem Boden unten, ohne einen Tropfen Wasser in der Höhle.

Dieser Nachen, welcher auf dem Wasser schwimmt, bis die Larven ausschliefen, wird von der weiblichen Schnacke dahin gelegt. Aber wie? Die Eyer werden, wie bey andern Kerfen, eines nach dem andern ausgestoßen. Sie sind unten verhältnißmäßig zu ihrer Länge so schmal, daß es schwer seyn würde sie auf einer festen Oberfläche einzeln aufrecht zu stellen, vielweniger auf dem Wasser. Wie macht es also die Schnacke, um das erste Ey senkrecht zu erhalten, bis das zweyte daran geklebt ist, und diese zwey, bis das dritte daran hängt, und sofort bis eine hinlängliche Zahl an einander befestigt und die Masse unten breit genug ist um sich in aufrechter Stellung zu erhalten? Sie macht es so: Sie sezt ihre vier vordern Beine auf ein Stück Laub oder ein Grasblatt fest, und hebt den Schwanz über das Wasser hervor, dann kreuzt sie die zwey Hinterbeine und hält in dem Winkel, den sie bilden, das zuerst gelegte Ey fest, sobald es aus dem After kommt. Eben so hält sie auch das zweyte, das dritte u. s. w., welche alle durch ihre klebrige Hülle an einander hängen bleiben; dieses thut sie so lange, bis sie fühlt, daß so viel mit einander verbunden sind als hinreicht, um dem kleinen Nachen den nöthigen Boden zu geben. Dann thut sie die Beine auseinander und hält damit nur die Masse, bis sie die erforderliche Größe und Gestalt hat; dann fliegt sie davon und überläßt sie ihrem Schicksal schwimmend auf dem Wasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Oktober.

(Fortsetzung.)

Mit Ternaux Kleidermachen verhält es sich so: dieser berühmte Fabrikant liefert eine ungeheure Menge Tuch in den Handel, und zwar zu sehr billigen Preisen. Nun beklagt man sich, daß die Kleider in Paris sehr theuer zu stehen kommen, weil die meisten Leute dieselben von ihren Schneidern erhalten, und diese auf das Tuch ein Bedeutendes zu gewinnen suchen, so daß also die billigen Preise der Ternaux'schen Tücher nicht dem Publikum sondern den Schneidern zu gute kommen. Um dieß nun zu verhüten, läßt Ternaux in den Sommermonaten, wenn so viele Schneidergesellen müßig gehen, von ihnen einige tausend Röcke, Ueberröcke und andere Kleidungsstücke von gutem schlichtem Tuche verfertigen; dadurch bekommen eine Menge Gesellen Arbeit, und Ternaux ist im Stande bey eintretendem Winter die Unbegüterten mit guter Kleidung zu einem höchst billigen Preise zu versehen. Im vorigen Winter gelang diese Spekulation so wohl, daß am Ende des Jahres von den zehn oder zwanzigtausend Ueberröcken, die er hatte machen lassen, keiner mehr übrig blieb. Dieses Jahr wird es wahrscheinlich eben so gehen. Ternaux gewinnt dabey den Absaz seiner Tücher, und dem Mittelstande ist durch sein Verfahren ein großer Dienst geleistet. Für das weibliche Geschlecht sorgt Ternaux durch die vielfachen Sorten seiner Shawls, die bekanntlich die ostindischen Kashemire jezt entbehrlich machen und so täuschend nachahmen, daß man sie oft mit Mühe von asiatischen unterscheiden kann. Dieser Artikel wird aber auch noch von wenigstens zwanzig andern Fabrikanten geliefert, und die lezte Ausstellung der Industrieprodukte hatte eine außerordentliche Menge schöner Muster aufzuweisen. Des Grafen oder Prinzen von Polignacs Wollenspekulation hat die Absicht, Frankreichs Fabriken feiner Tücher mit den besten Wollensorten zu versehen, die bisher aus dem Auslande bezogen werden mußten. Der Hr. Graf meynt schon, er habe seinen Zweck völlig erreicht, Frankreich könne nunmehr der sächsischen Elektorialwolle entbehren. Er hat daher in den Zeitungen und in einer Flugschrift, die zugleich eine Bittschrift an den Minister des Innern seyn soll, die Nothwendigkeit zu beweisen gesucht, die Einfuhr fremder feiner Wolle ganz zu verbieten; dieß haben sich aber die Fabrikanten gehorsamst verbeten, indem sie in den unabhängigen Zeitungen gezeigt haben, daß Polignacs Wolle noch nicht im Stande ist mit der feinsten ausländischen zu wetteifern, und daß es also ein wenig zu voreilig wäre dieselbe als entbehrlich anzukündigen. Der Hr. v. Polignac ist auch einer von denjenigen, die gern die fremden Waaren vom französischen Gebiete zurückstießen, damit sie die ihrigen desto besser an den Mann bringen könnten. Das beabsichtigte Bierbrauen im Großen, wovon ich oben redete, scheint eine den Engländern abgeborgte Spekulation zu seyn. Bekanntlich gibt es in London ein halb Duzend großer Bierbrauereyen, die eine ungeheure Menge Biers im Großen brauen, und durch das Weitumfassende ihres Unternehmens in Stand gesezt sind, dieß Getränk zu billigen Preisen zu liefern. Etwas Aehnliches soll nun auch in Paris versucht werden, wo es zwar nicht an Bierbrauern fehlt, die aber alle nicht im Großen arbeiten, und daher auch ihr Getränk nicht wohlfeil ablassen können. Aber warum versucht man nicht vielmehr dem Volke guten Wein zu verschaffen, welcher doch das Hauptgetränk in Paris ist? warum vermindert man nicht die starken Auflagen auf denselben, und warum vereinigen sich nicht einige Spekulanten, um ihn dem Volke rein und unverfälscht zu liefern? Wahrscheinlich ist der Regierung bange, der Pöbel möchte sich allzusehr betrinken, und sie will diesem Uebel durch tüchtige Steuern zuvorkommen. Uebrigens können sich die Pariser nicht beklagen, daß man nicht durch allerley Spekulationen für ihre Bequemlichkeit sorgt. Ich will nicht von der Gasbeleuchtung sprechen, die schon als wird, und bereits in einem beträchtlichen Theile der Stadt einheimisch geworden ist, obschon sie auch ihre Widerwärtigkeiten erfährt, wie z. B. neulich, als die Direktion des Theaters de Madame ankündigte, die Gasbeleuchtung habe sie im Dunkeln sizen lassen; sie kündige daher ihren Kontrakt mit den Beleuchtungsunternehmern auf, und wolle wieder zu den Oellampen zurückkehren. Es war nämlich während einer Vorstellung des Abends in den Gasröhren ein furchtbares Getöse entstanden; das im Schauspielsaale versammelte Publikum glaubte, es werde alles zerplazen, stürzte aus dem Saale hinaus und forderte sein Geld wieder, das man ihm nicht verweigern konnte, da an diesem Abende, bey dem plözlichen Verschwinden der Lichter, an kein Spielen mehr zu denken war. Die Kasse mußte bezahlen, auch sogar denjenigen, die, obwohl mit Freybilletten hineingekommen, ihr Geld wieder forderten, denn wie hätte man sie von den andern unterscheiden können? Seitdem hat die Direktion den Gasunternehmern einen Prozeß angehängt, den sie wahrscheinlich gewinnen wird; denn natürlich muß die Gasunternehmung für allen, durch mangelhafte Beleuchtung oder vielmehr durch Finsterniß entstandenen Schaden haften. Nur hätte sie sich nicht so beeilen sollen die Gasbeleuchtung abzuschaffen, ein einziger Zufall beweist doch noch nicht das Schlechte der Einrichtung. Im Odeontheater trat auch einmal eine gänzliche Finsterniß ein, und es war nicht möglich fortzuspielen; hier aber gab man den Kontrakt nicht auf; auch ist man hier so schlau gewesen und hat sich auf den Fall vorgesehen, wenn man genöthigt seyn sollte den Zuschauern ihr Geld zurückzugeben. Hier werden nämlich den zahlenden Personen kleine numerirte Zettelchen gegeben, die sie im Nothfalle vorzeigen, und wodurch sie sich also als Zahlende beurkunden. So wie die Gasbeleuchtungsunternehmer die Pariser mit Licht versorgen, so will der Departementspräfekt, v. Chabrol, die Leute mit Wasser versorgen; davon ist nun schon seit einigen Jahren die Rede; vermuthlich erfordert der Plan langes Nachdenken und Beseitigung mancher Hindernisse. Mit warmem Wasser und mit Eis werden sie von Privatunternehmern, die ihre Karren auf die Gassen schicken, versorgt. Andere Anstalten sind da, um das Aus- und Einziehen der Miethsleute vermittelst eigener Wagen zu besorgen, ebenso um die Pakete und andere Effekten von einem Stadtreviere ins andere zu fahren, und zwar zu bestimmten Stunden. Uebrigens bemerkt man, daß manche Dinge eine elegantere Gestalt annehmen als zuvor, z. B. die Schwimmbäder auf der Seine, die Handkutschen u. a. Wenn der Pariser starke Abgaben zahlt, so ist dagegen auch für seine Bequemlichkeit und seine Unterhaltung aufs Beste gesorgt; er braucht ja nur die Hand auszustrecken oder einen Fuß vor den andern zu sezen, um sich alles zu verschaffen, was er bedarf oder wünscht, vorausgesezt, daß es ihm nicht an Geld dazu mangelt. Ist er ein Fremder, und hat keine Bekannte in Paris, so braucht er nur das täglich erscheinende Journal des Voyageurs zur Hand zu nehmen, dieses belehrt ihn darüber, was täglich Merkwürdiges zu sehen ist, oder am vorigen Tage vorgefallen ist. Eben diese Vorsorge hat auch das als politisch-ministerielles Blatt untergegangene, und als nicht-politisches, unabhängiges Blatt wieder auferstandene Journal de Paris. Ersteres gibt auch sein Urtheil über die Bewirthung in den Hôtels und bey den Restaurants; doch scheint diesem Urtheile nicht sehr zu trauen zu seyn, da es ruchbar geworden ist, daß nur diejenigen Hôtels und diejenigen Restaurants belobt werden, welche so vorsichtig gewesen sind und sich auf dieses Tageblatt abonnirt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. November 1827.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

Goethe.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

In den Handwerksfamilien wird des Morgens in der Regel ein Stück Brod mit Obst gegessen, bey außerordentlichen Fällen, etwa wenn der Hausherr oder die Hausfrau unpäßlich sind, eine Tasse Kaffe, oder eine misticanza (Romanismus, welcher halb Kaffee und halb Chokolade bedeutet), oder wenn die Frau in den sechs Wochen liegt, welches wenigstens alle Jahre einmal der Fall ist, eine Tasse mit Milch. Alles vom nächsten Kaffeehause geholt, getrunken. Dieß ist freylich eine Verschwendung; denn der Kaffee und die Chokolade, im Hause gemacht, würden kaum halb so viel kosten. So urtheilen die Leser: aber der Familie erwächst ein offenbarer Vortheil dadurch. Einmal fehlt ihr das Kaffeegeschirr; dann müßte sich der Bursche von der Arbeit entfernen, um den Kaffee, den Zucker und die Milch einzuholen. Freylich könnte ersteres im Ganzen eingekauft werden; aber das ist eine Sitte, von der kein Römer, selbst die wohlhabendste Familie etwas weiß. In den reichen Häusern, wo es Haushofmeister gibt, werden die ökonomischen Bedürfnisse täglich in die Küche geliefert; es bedarf also keines Vorraths, und die Bürgerfamilien kaufen aus dem bekannten Grundsatze, wenn viel da ist, wird viel gegessen, nichts ins Haus. Bey der Frugalität des Frühstücks begreift sichs, wie diese Leute um Mittag großen Appetit haben. Daher schlägt es kaum Mittag, fällt die Familie mit Heißhunger über ihre Kraut-, Ruben-, Kohl- oder Reissuppe her, in welcher ein Stück Speck entweder den theilweisen oder gänzlichen Abgang des Fleisches ersezt. Speck ist in Rom das allgemeine Surrogat alles dessen, was fettet, d. h. des Fleisches, der Butter, ja sogar des Schmalzes. Hierin liegt die Ursache, warum die Fremden in Rom schon während der ersten vier Wochen Hungers sterben würden, wenn sie nicht von Brod, Wein, Obst u. s. w. lebten. Da der Speck eine so bedeutende Rolle in der römischen Küche spielt, so hat man ihm auch einen höhern Rang gegeben: es heißt nicht mehr Speck (lardo), sondern Schinken (presciutto); ein bloßer Ehrentitel, der ihm keinen Gehalt gibt. Sonn- und Festtags, oder sonst bey außerordentlichen Gelegenheiten, wird eine Mehlteigsuppe gegessen. Mehlteig, den feurigen italienischen Naturen eben so nöthig zum Ballaste, damit sie nicht überschlagen, als die Fleischspeisen und spirituösen Getränke dem nordischen Caput mortuum, um es zu beleben, ist eigentlich die liebste Speise der Italiener, besonders der Römer. Das kostspielige dieser Speise vermehrt noch den Appetit danach. Gewöhnlich wird das feinste Waizen- oder Türkischwaizenmehl dazu genommen, ja die beste Gattung sogar, und dieses außer mit Butter und Eyern noch mit Milch versezt. Die Quantität, welche davon verzehrt wird, ist fast unglaublich; bey den Bäckern stehen jeden Morgen ganze Berge aufgeschichtet. Es wird Niemand verwundern, daß diese beliebte Speise unter den allermannigfaltigsten Formen und Namen verkauft wird, welche man sich denken kann; die Römer sind darin eben so erfindungs-

reich als die Pariser, wenn es ihre Bonbons gilt. Die Maccheroni, auch im Auslande bekannt, werden in Rom von vorzüglicher Güte gemacht, selbst nach dem Geständnisse der Neapolitaner, welche Kenner davon sind. Da aber noch Butter und Parmesankäse dazu gehören, so müssen die Bürgerfamilien darauf Verzicht leisten. Im Allgemeinen essen die Handwerker weit weniger als in Deutschland und Frankreich, und noch weit weniger als in England, jeden Mittag warm, und unter denen, welche in der Regel Mittags Suppe und Fleisch essen, gibt es eine Menge, welche des Morgens gar nicht frühstücken, theils der Oekonomie wegen, theils, wie sie es nennen, um sich den Appetit nicht zu verderben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Nachdem ich Ihnen nun die Verfahrungsarten derjenigen Kerfe vorgelegt habe, welche ihre Eyer gewöhnlich klumpenweise legen, so will ich Ihnen auch eine kurze Uebersicht von denjenigen Gattungen geben, welche sie gemeiniglich einzeln zu legen pflegen. Einige, wie z. B. der Admiral, kleben ihre Eyer vorsichtig auf das ihnen bestimmte Blatt, indem sie nur einen Augenblick darüber schweben. Ein anderer Schmetterling, der Grasfalter, dessen Raupe allerley frißt, läßt die Eyer aufs Gerathewohl auf verschiedene Pflanzen fallen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß alle Larven, welche einsam leben, wie im Innern von Holz, von Blättern, Früchten, Körnern, Thieren u. s. w., aus Eyern kommen, welche das Weibchen einzeln legt, das daher gewöhnlich ein besonderes Instrument hat, um sie an den gehörigen Ort zu bringen. So durchbohrt der Haselnußweibel und eben so der Eichelweibel eine Haselnuß oder eine Eichel mit dem langen Schnabel, und legt in die Höhle ein einziges Ey, woraus eine Made kommt, welche die Frucht zerstört. Leeuwenhoek versichert, daß der gemeine Kornweibel es eben so macht und in jedes Korn ein Loch bohre, ehe er das Ey hineinlegt, wobey er zugleich etwas Mehl macht, welches der zarten Made zum ersten Futter dient. Wahrscheinlich bedienen sich alle Rüsselkäfer ihres Schnabels, um ihre Eyer in verschiedene Pflanzensubstanzen, vorzüglich in Früchte oder Körner zu legen. Die Gallwespen dagegen bohren für das Ey ein Loch mit ihrem spiralförmigen Eyergang, welcher auch das Ey an die bestimmte Stelle bringt.

Eine andere große Abtheilung von Kerfen, welche die Eyer einzeln legt, bilden diejenigen, welche sich vom Leibe anderer Thiere nähren; sie legen die Eyer entweder in das Fleisch selbst oder so nahe daran, daß die ausgekrochenen Larven es leicht finden können. Einige bringen sie in lebendige Thiere, und überlassen sie dann ihrem Schicksal, wie die Schlupfwespen und die Dasseln; andere legen sie in einen todten Kerf und vergraben beyde in eine oft mit viel Mühe zubereitete Höhle, wie die verschiedenen Gattungen der Raupentödter und Spinnenwespen.

Einer ähnlichen Arbeit, um ihren Eyern taugliche Wohnungen zu verschaffen, unterziehen sich verschiedene andere Kerfe, deren Larven vorzüglich von Pflanzenstoffen leben; einige stechen ihre Eyer in die Substanz selbst, welche die Larve frißt, wie diejenigen, welche von Holz, Zweigen, Wurzeln u. dgl. leben; andere legen sie bloß auf deren Oberfläche. Andere hieher gehörige Kerfe vergraben ihre Eyer in den Boden. Dergleichen thun viele Kerfe mit Blätterhörnern, besonders die Dungkäfer, welche ihre Eyer in Mistkugeln verschließen, und diese in tiefe Höhlen schieben.

3. Substanz. Von dieser Abhandlung über den Platz der Kerfeyer und der damit verbundenen Umstände komme ich nun zu ihrer Substanz oder ihren äußeren und inneren Bestandtheilen, und werde zugleich Einiges über den Embryo mittheilen.

Zuerst bestehen die Kerfeyer wie die Vogeleyer aus einer äußeren Umkleidung oder Schale, welche nach den verschiedenen Sippen in der Substanz sehr verschieden ist. Meistens und besonders bey solchen Eyern, welche an feuchte Orte, wie in Mist, Erde u. dgl. gelegt werden, ist es eine bloße Haut, oft so dünn und durchsichtig, daß man, wie bey den Spinnen, alle Veränderungen des eingeschlossenen Embryo, als die Bildung des Kopfes, der Brust und der Glieder dadurch sehen kann. Diese Haut ist bisweilen so zart, daß sie dem geringsten Drucke weicht und nicht hinreicht, die Flüssigkeiten vor zu schneller Verdünstung zu schützen, wenn die Eyer der vollen Einwirkung der Luft ausgesetzt sind. Bey den meisten Faltern und manchen andern Familien ist diese Schale bedeutend stärker, und bey denjenigen Motten, deren Eyer den ganzen Winter im Freyen bleiben, wie bey der Ringelmotte, so hart, daß sie selbst dem Messer nicht gleich nachgibt; hier ist die Substanz mehr dem Horn oder einer steifen Haut ähnlich als der Schale der Vogeleyer. Sie enthält keinen Kalk und wird auch nicht durch Schwefelsäure merklich verändert. Die Schale der Vogeleyer ist mit einer feinen Haut gefüttert. Ich habe verschiedene Kerfeyer untersucht, aber nichts dergleichen entdecken können. Indessen will ich nicht behaupten, daß sie fehle, obschon die Schale der Kerfeyer mehr der inneren Eyhaut der Vögel als der äußeren Schale analog zu seyn scheint.

In dieser Schale befindet sich eine wässerige weißliche Flüssigkeit, über deren Natur wenige oder gar keine Beobachtungen angestellt und auch schwer zu machen sind; man darf aber vernünftiger Weise annehmen, daß sie wie das

Eyweiß und der Dotter des Vogeleyes ebenfalls zur Entwickelung des Keimes dient.

Nur wenig Beobachtungen finden sich bey den Schriftstellern, welche sich auf den im Ey eingeschlossenen Embryo beziehen. In dem frischgelegten Ey bemerkt man nichts, als die berührte Flüssigkeit; die erste Veränderung darin ist die Erscheinung des Kopfes; ferner und besonders bey den Käfern, diejenige zweyer Spitzen, der Anfänge der Oberkiefer und dann der Luftlöcher. Zu dieser Zeit kann man annehmen, daß das kleine Thier seine Gestalt und Glieder bekomme. Der Embryo liegt gewöhnlich im Ey so zusammengeschlagen, daß sich Kopf und Schwanz berühren. Man sieht durch die Schale Kopf, Ringel und andere Theile der Larve. Swammerdam sah selbst die Pulsation des großen Rückengefäßes durch die Eyerschale des Nashornkäfers.

Hier muß ich auch eines anderen Umstandes erwähnen, der, wie ich glaube, nur bey den Kerfeyern vorkommt; daß sie nämlich bisweilen mit Flaum oder Haaren bedeckt sind. So sind die von einem sonderbaren, kleinen wanzenartigen Kerf einer noch unbeschriebenen Sippe von einem ähnlichen flaumigen Gewebe umgeben, wie das Thier selbst. De Geer hat die Eyer einer nicht seltenen Wanze beschrieben, welche ein Netz von schwarzen Adern um sich haben, worin sehr kurze Borsten stecken. Haarige Eyer finden sich aber nicht blos in der Ordnung der Wanzen, sondern auch bey den Faltern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epilog
zu der Magister-Promotion in Lund

Aus dem Schwedischen von Mohnike.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht jeder seyn ein Genius
Auf sichern Schwingen hin zum Lichte steigend;
Doch prüfen kann ein Jeder, eh' er urtheilt,
Kann fassen selbst, was er als wahr beschwört,
Kann fühlen selbst, was er als schön bewundert.
Im stillen Weltmeer des Gedankens liegen
Gewiß noch viele unbekannte Inseln,
Bisher noch unentdeckt vom Forscherauge.
Kannst selbst nicht pflügen du die tiefen Wogen,
So lausche willig auf das Wort der Weisen,
Der weitgereisten, die mit sichern Zeichen
Zur Heimath kehren aus den neuen Ländern.
Doch nimm in Acht dich vor den Schifferlügen,
Herkommend über's Meer. Ein prahlend Volk,
Marktschreyer mit der trüben Mystik Miene,
Geht unter uns umher und schwatzet viel
Von neuen Dingen, die ihm kund geworden,
Von Welträthseln, die es aufgelöst,
Vom Stein der Weisen, den es aufgefunden.
Die blinden Thoren! O der Stein der Weisen
Im Knopfe sizt er auf Allfaders Scepter,
Und Menschenhände brechen ihn nicht los.
Umsonst beschwören sie die hohe Wahrheit
Mit dunklen Formeln; denn das Dunkel eben
Erträgt sie nimmer, denn sie wohnt im Licht.
In Phöbus Welt, im Wissen wie im Dichten,
Ist Klarheit stets; klar strahlet Phöbus Sonne,
Klar war Kastaliens Born, des Gottes Quell.
Was du nicht klar kannst sagen, weißt du nicht;
Mit dem Gedanken wird das Wort erzeugt,
Und was du dunkel sprichst, das denkst du dunkel.
Die wahre Weisheit gleicht dem Diamante,
Ein fester Tropfen von dem Himmelslichte;
Je reiner, desto mehr wird er geschäzt,
Und desto mehr scheint auch der Tag durch ihn.
Der Wahrheit stand im Alterthum ein Tempel,
Ein schöner Dom, leicht wie das Firmament,
Es drang das Licht hinein von allen Seiten
Klar in das offne Rund, und Himmelswinde,
Melodisch spielten sie in seinen Hallen.
An seiner Stelle steht ein Babelthurm
Barbarisch schwer anjezt, das Dunkel guckt
Hinein durch seiner Fenster kleine Scheiben.
Zum Himmel sollt' er steigen, doch bisher
Ist's noch geblieben bey der Sprachverwirrung.
Die Poesie ist wie die Wissenschaft,
Durchsichtig, klar. Vom lautersten Krystall
Ist ihre Stadt, und tausendfaches Licht
Strahlt hell zurück von ihren Spiegelmauern.
Auf ihren Gassen wandern auf und ab
Hochherrliche, olympische Gestalten,
Gewebt von Strahlen und von Rosenduft;
Kein Flecken ist auf ihren Göttergliedern,
Und alle Himmelssterne scheinen durch.
Gleich einem Blitze trifft was geistreich ist,
Des Augenblickes Kind; der Augenblick
Von seinem Wirken gehet durch die Seelen.
Wähnt nicht, es sey bedeutungsvoll das Dunkle,
Nein, das Bedeutungsvolle ist das Klare.
Bedeutung ist gleich einem Spiegelbild,
Es ist nicht da, wenn Niemand es erblicket.
Das Schöne bricht sich für des Menschen Aug'
In viele Strahlen; mit dem Janusantlitz
Blickt hin das reiche Licht nach allen Seiten.
Die hohe Kunst ist reich so wie das Licht;
Ein großes Vieleck ist ihr Domgebäude;
Jedwede Farb' erträgt sie, dunkel nicht
Wo dunkel ist, da hat die Kunst gefehlet,
Und unterging des Himmels Geist, die Sonne.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Oktober.

(Beschluß.)

Der Prozeß wegen Verläumdung, welchen der Restaurateur Grignon vor einigen Monaten dem Herausgeber des Journal des Voyageurs anhängte, und den er verloren hat, gründete sich darauf wie Grignon behauptete, daß er sich nicht hatte abonniren wollen, und daß man deßhalb seine Anstalt aus Rache in dem Blatte herunter gemacht hatte. Der Advokat seines Gegners läugnete dieß zwar nicht, frug aber warum man nicht in einem Tageblatte das Recht haben sollte einen Restaurateur wie ein Buch oder ein Gemälde zu kritisiren, und aus welchem Grunde die Saucen und Fricaseen eines Traiteurs ein größeres Vorrecht haben sollten als die Gedanken eines Schriftstellers oder die Produkte eines Künstlers. Darauf erwiederte denn zwar der Anwald des Hrn. Grignon, mit den Büchern und Kunstprodukten verhalte es sich ganz anders als mit der Bewirthung in einem Restaurant. Ein ehrlicher Mann könne

nämlich ein herzlich schlechtes Buch schreiben, oder ein erbärmliches Machwerk als Kunstprodukt vorzeigen; indem man ein solches kritisire, thue man seiner Ehre als Bürger keinen Schaden an. Wer aber einen Traiteur beschuldige daß er seinen Gästen verfälschte Weine und ungesunde Speisen auftische, wer behaupte er sey grob, er sey übermäßig theuer, der greife seine Ehre an u. s. w. Das Polizeygericht meynte aber doch, ein Restaurateur sey eben so gut dem öffentlichen Urtheile des Publikums unterworfen als ein Schriftsteller oder ein Künstler, und wieß Grignon mit seiner Klage ab. Die Vertheidigungsreden der beyden Advokaten belustigten einige Tage lang die Lesewelt. Seine hohen Preise wird Grignon deßhalb wohl nicht herunter gesezt haben; aber vielleicht sind seine Weine etwas reiner, und die Bewirthung höflicher, wiewohl es an höflicher Bewirthung sonst keine Stadt der Stadt Paris zuvorthut.

Von der lezten Ausstellung der Industrieprodukte bleibt mir noch einiges nachzuholen übrig. Auffallend war bey derselben die übergroße Menge von Fortepianos in jeder Form; ich weiß nicht, wie viele Dutzend Instrumentenmacher dergleichen musikalische Instrumente ausgestellt hatten. Da waren dann wieder die bey keiner Ausstellung fehlenden Fortepianos mit horizontal aufgezogenen Saiten, die man vergebens sucht in Aufnahme zu bringen; vergoldete und kostbar eingelegte, deren Aeußeres mehr werth war als das innere Fortepiano mit vier Saiten für jeden Ton, eine Erfindung, deren Verdienst aber noch zu beweisen steht. Fortepianos mit gestähltem Resonnanzboden u. dgl. Die Fabrikanten ließen Künstler auf ihren neuen Instrumenten spielen, einige machten einen furchtbaren Lärm. Ein Blatt erzählt, eines Tages habe sich das Gerücht bey der Ausstellung verbreitet, Rossini sey da; sogleich haben alle Instrumentenmacher ihre Fortepianos von Künstlern bespielen lassen. Ueberall habe das di tanti palpiti ertönt; die Spieler hätten geschwitzt um dem berühmten Tonkünstler einen hohen Begriff von den neuen Instrumenten beyzubringen. Erst nach Verlauf von einigen Stunden habe man entdeckt, der Mann sehe Rossini außerordentlich ähnlich, sey aber nicht er selbst. Von andern Instrumenten erblickte man Klarinette und Fagotte, die dergestalt mit Klappen versehen waren daß man kaum das Holz darunter erblickte. Der holzsparenden und nicht rauchenden Oefen und Kamine sah man auch wieder eine Menge, einige voll von Röhren und Pfeifen wie eine Orgel. Der Ankauf mehrerer kostet einige hundert Franken, wofür man das Vergnügen hat, ein halbes Fuder Holz zu ersparen. Die Seifenfabrikanten hatten wieder ihre Fabrikate in den saubersten Formen und glänzendsten Farben ausgestellt, daß man hätte Lust bekommen sollen sie zu essen. Die Uhrmacher nahmen eine bedeutende Stelle ein; da waren wieder, so wie immer, marmorne und goldbronzene Tafeluhren nach den geschmackvollsten Modellen; Wagners kompendiöse Thurmuhren, die man in eine kleine Kiste stellen kann; eine aeolische Uhr, die der Wind in Bewegung sezt, ohne daß es nöthig sey sie aufzuziehen; ein wenig Zugwind ist schon hinreichend um das Wunder hervorzubringen, so wie man gewisse Breguetsche Taschenuhren nur zu schütteln braucht, um sie beständig im Gang zu erhalten. Einige Marmorpolirer hatten überaus schöne Marmorgattungen aus den Pyrenäen ausgestellt, und daneben zeigten andere Fabrikanten falschen oder nachgeahmten Marmor, dessen Anblick sehr täuschend war. Gewiß verdienen diese Nachahmungen der Natur den ersten Rang nach Utzschneiders Porphyr, der bey der vorlezten Ausstellung so sehr auffiel. Statuen und Verzierungen von nachgemachtem Steine waren auch wieder da. Dieses Fabrikat soll guten Abgang haben, und zur Verschönerung des Innern und des Aeußern der Wohnungen schon häufig gebraucht werden.

Von den falschen Edelsteinen will ich kaum sprechen, denn diese sind schon beynahe etwas altes; Fensterscheiben mit Glasmalerey waren zu sehen in gothischer Form, also gibt sich doch noch Jemand damit ab in Frankreich. Außerdem erblickte man einen großen Vorhang von dünnem Zeuge, der ein gothisches bemaltes Fenster vorstellte, und auch vor einem großen Fenster auf der Treppe des Louvre aufgehangen war. Ich sehe den Nutzen dieser Vorhänge nicht ein, es müßte dann dieser seyn daß man dadurch eine angenehme Dämmerung im Zimmer hervorbringen kann; allein in Paris, wo die Häuser an einander gedrängt stehen, gibt es leider schon Dämmerung genug, und es wäre ein größeres Verdienst, wenn irgend eine Erfindung dieselbe verscheuchen und Licht hervorbringen könnte. Allenfalls in Kirchen oder großen Hörsälen könnten dergleichen Zeuge gegen zu starkes Sonnenlicht schützen. Von Tapeten waren herrliche Muster aufgestellt; im Tapeziren sind die Franzosen stets Meister gewesen. Erst neulich hat der König von England die zur Verzierung des Schlosses zu Windsor bestimmten Tapeten in Frankreich verfertigen lassen; wäre es thunlich etwas ähnliches in England selbst hervorzubringen, gewiß würde sich kein englischer Monarch an die Fabriken des Nebenbuhlerstaates wenden. Die Buchdrucker hatten ihre schönsten Prachtausgaben zur Schau gestellt, und einige die Muster ihrer Schnellpressen zur Ausstellung gesandt. Diese Schnellpressen werden jezt bey den Hauptjournalen gebraucht, wo ihr Nutzen augenscheinlich ist. Auch die lithographischen Anstalten zeigten vor was sie konnten; in diesen Anstalten herrscht eine Thätigkeit und ein Wetteifer, dessen Resultate man in ganz Europa beurtheilen kann, denn täglich wird der Kunsthandel mit neuen Produkten aus diesen Anstalten bereichert; schwerlich kommen in einer andern Stadt so viele lithographirte Sachen heraus als in Paris; ohne die Erfindung der Lithographie wären einige geschickte Künstler uns vielleicht ganz unbekannt geblieben. Denn hätten ihre Zeichnungen erst durch die Hände des Kupferstechers gehen sollen um dem Publikum bekannt zu werden, so würde die Bekanntschaft manche Schwierigkeit erlitten, und doch nur unvollkommen statt gehabt haben. Jezt aber stellen sie ihre Zeichnungen ohne Vermittler in ihrer Aechtheit dar, und das Publikum ist im Stande ihr ganzes Talent anzuerkennen. So viele Erfindungen auch bey der lezten Ausstellung zu schauen waren, eine, welche an Wichtigkeit der Lithographie gleich käme, befindet sich schwerlich darunter.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 269.

Roma, Amor.

Dreysylbige Charade.

Ein hohes Thier nennt dir das erste Sylbenpaar.
Hoch herrscht es in des Waldes Grauen.
In glänzend Gelb gekleidet wallt sein Haar.
Gleich Felsen sind der Zähne Reihen anzuschauen;
Vieldeutig ist der dritten Sylbe Sinn,
Zum Menschen reißt's den Menschen hin.

Das Ganze nennt den hohen Helden dir,
Der vor Jahrhunderten in Palästinas Auen
Der Christenheit zur Ehr' und Zier,
Dem Heidenthum zum Schreck und Grauen
Der Heiden Volk gleich einem flücht'gen Schwarm
Hertrieb mit kräft'gem Heldenarm.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. November 1827.

Du glücklicher Geschlecht, das aus dem Strahlenkelch'
Des neuen Lichtes trinken darf, ich grüße Dich!

Frithiofs-Sage.

Epilog
zu der Magister-Promotion in Lund.

Aus dem Schwedischen von Mohnike.

(Beschluß.)

So lebe heil'ges Licht! Verbreitet Ihr
Es in der Heimath, in dem theuern Lande,
Wo Kindheitsfreunde wohnen, Väter ruhn.
Fried' ihrem Staub! Ein Boden der Erinn'rung,
Ein großes Stammregister ist der Norden,
Wohin wir blicken, steht ein Angedenken.
In Heldenasche wachsen Schwedens Wälder,
Von alten Heldenthaten singt die Woge,
Und Nordens Himmel füllt sich jeden Abend
Mit goldnen Runen von den großen Todten.
Dort blicket Wasa auf sein freyes Volk,
Linné schaut hin auf seine Blumen alle,
Und Kellgrens Auge suchet noch sein Land,
So oft er einstimmt in das Lied der Sphären.
Erzürnet nicht die Mächtigen dort oben,
Die Himmelklaren! O der Seher sah sie
Bedächtig schütteln ihre weisen Häupter
Beym Geist der Zeit und bey den Fieberträumen,
Im frischen Norden spukend, bey dem Dunkel,
Das um den vormals klaren Himmel liegt.
Indeß der Nordwind ist noch nicht gestorben,
Von ferne schlagen hör' ich seine Schwingen;
Er weht die Seuch' hinweg von Berg und Thal,
Und fegt das Sterngewölbe wieder rein,
Macht Nordens Sinne klar und Nordens Himmel.

Mit dieser Hoffnung jezt entlass' ich Euch,
Ihr edlen Jünglinge, Ihr Lichtverbundenen,
Des Ewigen Apostel hier im Norden.
Im Namen Schwedens, in der Menschheit Namen,
Sprech' ihren Frieden aus ich über Euch.
Geht, prediget das Evangelium,
Das Evangelium des Wahren, Schönen,
Die frohe Botschaft einer bessern Welt,
Wo nichts als Gottesfried' und Himmelsklarheit. —
Und wenn Ihr einst (geläng' es doch Euch Allen!)
Habt durchgekämpft den Streit von fünfzig Jahren
Für's Licht, wenn Ihr der goldnen Hochzeit Fest
Seyd im Begriff zu feyern mit der Wahrheit,
Der Stein der Ewigkeit, des Grabes Fels,
Als Trauungsschemel steht, behängt mit Blumen,
Willkommen dann, Ihr silberhaarigen,
Ihr Phöbusschwäne, o willkommen wieder
In diesem Tempel, der Euch heute faßt,
In diesem Lorbeer, der noch nicht verwelkt,
Nein, mehr gereift ist durch ein halb Jahrhundert!
Ach; ich empfange dann Euch hier nicht mehr,
Verstummet ist dann längst schon meine Stimme,
Und dieses Herz, das jezt noch schlägt so warm,
Ist Staub, es schüttelt wohl ein freundlich Bäumchen
Im Winde drüben seine goldnen Locken.
Doch sieht mein Geist (so hoff' ich) noch hinab
Zur Erde, zu den wohlbekannten Stellen,
Wohin der Zug geht über Lunds Gebiet
Hinauf zum Tempel, wo die Kränze schimmern.
Und leise sprechen unter sich die Alten
Von frühen Tagen, von der Jugend Träumen;
Ein jung Geschlecht, das jezt noch nicht geboren,
Es lauscht mit Ehrfurcht auf die weisen Stimmen; —
Dann freu' ich noch einmal mich Eures Festes.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Der Tisch der vornehmeren Stände steht sowohl in der Menge der Schüsseln als in der Stärke derselben zu dem in Deutschland und Frankreich in dem Verhältnisse von zwey zu drey. Mit den Portionen verhält es sich eben so; einem Ausländer, selbst wenn er kein großer Esser ist, bleibt es unbegreiflich, wie sie davon satt werden können. Wahrscheinlich ersezt die ungemein starke Würze von Salz, Pfeffer, Knoblauch u. s. w., was ihnen an der Quantität abgeht, denn die delikate Zubereitung, durch welche in Frankreich die kleinen Schüsseln so sättigend gemacht werden, mangelt gänzlich, selbst in den reichsten Häusern. Dagegen besitzen die hiesigen Köche die Kunst, alle Fastenspeisen, besonders die Fische, sehr schmackhaft zuzubereiten.

So viel von der häuslichen Mäßigkeit der Römer. Sprechen wir jezt von ihrer öffentlichen. Hier ist es zuerst höchst auffallend, daß man Niemanden, selbst nicht den untersten Pöbel, aus der Tasche essen sieht; ja sogar die Bettler stecken das Brod, was man ihnen in den Bäckerläden gibt, in ihren Schnappsack und essen es zu Hause. Wo wäre die große Stadt Europas, wo es sich nicht selbst anständige Leute erlauben dürften, dann und wann Obst auf öffentlicher Straße aus der Hand zu essen? Hier würde eine solche Ungezwungenheit auffallen: die höheren Stände essen das Obst bey Tisch; der Pöbel geht damit in die Osteria, oder stellt sich in eine Hausthür. Daß man hier überhaupt auf der Gasse nicht essen sieht, kömmt besonders daher, weil Niemand außer der eigentlichen Essenszeit (mag diese ein-, zwey- oder drey Mal täglich für ihn eintreten) etwas genießt. Was am meisten in Verwunderung sezt, ist, daß besonders in den Schauspielhäusern weder im Parterre, noch in den Logen, noch irgendwo gegessen oder getrunken wird. Auch die delikateste Nase kann im Parterre sitzen, ohne von den Ausdünstungen der Taschen der Männer, oder der Strickbeutel der Frauen zu leiden; keine Weinflasche, kein Bisquit, nicht einmal Obst, am wenigsten aber Branntwein, lassen sich verspüren. Es ist eine Lüge, wenn man behauptet hat, in den Logen der Vornehmern würde zu Nacht gespeist; nicht einmal ein Glas Eis, und nicht einmal in der erstickenden Hitze der Monate Julius, August und September wird darin welches gegessen. Dabey bemerke man, daß die hiesigen Theater alle, ohne Ausnahme, zum wenigsten vier, meistens fünftehalb und nicht selten gar fünf volle Stunden dauern. In jedem derselben gibt es zwar eine sogenannte Punschbude, aber nur der Form wegen und durchaus nur von den Ausländern besucht; die Römer trinken höchstens ein Glas Wasser gratis darin, noch dazu muß es acqua di neve (mit Schnee gekühltes Wasser) oder di canella (eben erst aus der Röhre geschöpft) seyn, sonst nehmen sie es nicht. Selbst im Karneval (und selbst in den ungeheuern Theatern Argentina, Aliberti und Torbinone) stehen diese Buden so leer, daß es Verwunderung erregt, wie sich noch Jemand findet, der den obgleich wahrscheinlich sehr mäßigen Pacht dafür bezahlt. Während der Theater möchte man den Grund dieser Genügsamkeit in dem Interesse, welches das Publikum an der Vorstellung nimmt, finden wollen; aber sie zeigt sich selbst im Karneval während der Maskeraden, sogar wenn diese an den drey Haupttagen desselben nach Mitternacht anheben. Am allerauffallendsten ist, daß in den Nachmittagsstunden des Karnevals auf dem Corso weder von den Masken, noch von den Zuschauern irgend etwas genossen wird; die Kaffeehäuser sind in diesen Stunden leerer als an den übrigen Tagen, eben weil das Publikum zu natürlich ist, um, außer dem Sehen, auch noch einen zweyten Sinn, das Schmecken befriedigen zu wollen. Das Einzige, was man in den Stunden des Karnevals auf dem Corso dem Scheine nach zu sich nimmt, sind die Confetti. Da sie aber in der Regel nur aus schlechtem Mehle und Wasser bestehen (sehr wenige Personen kaufen ein Paar Loth genießbarer), so bedient man sich ihrer nur dazu, einander damit zu werfen.

Verschwenderisch sind die Römer eigentlich nur in zwey Dingen, Winters in einer Tasse Kaffee für zwey und Sommers in einem halben Glase Eis für drey Bajocchi. Diese Tasse Kaffee muß aber in dem Kaffeehause, ja wo möglich vor demselben im Freyen und in Gesellschaft der gewöhnlichen Kaffeehausfreunde, Behufs der Konversation, genossen werden, sonst thun sie es nicht. Unerhört wäre es, wenn irgend Jemand zwey Tassen trinken wollte. Daher werden die Ausländer, besonders die Deutschen, wenn sich diese statt einer Tasse eine Portion bestellen (wie wohl dann und wann geschieht, ehe die hiesige Sitte ihre Nationalgebräuche umgestaltet hat) wie Menschen aus einer andern Welt angestaunt. Trinken sie gar zur Verdauung ein Gläschen Franzbranntwein oder Rum darauf, so hält die Gesellschaft vor Erstaunen mit der Konversation inne. Ein einziger Stand hat das Privilegium, auf den Kaffeehäusern ein Gläschen Rosoglio zu trinken, die Eminenten, denn diese werden für Verschwender par excellence gehalten. Kömmt Sonntags nach einer Spazierfahrt auf dem Corso, oder im Mai und Oktober vom Testaccio herein ein Wagen voll wie das wüthende Heer vor das Kaffeehaus gerollt, so zieht sich die sparsame Mittelklasse vor Unmuth zurück, um der Schwelgerey dieser Leute, welche nach ihrer Tasse Kaffee (denn selbst ein Eminente trinkt deren nicht zwey) das besagte Gläschen Rosoglio zu trinken pflegt, nicht mit zuzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

4. **Zahl.** Die Fruchtbarkeit der Kerfe geht weit über die der Vögel, und wird nur von der der Fische übertroffen *). Aber die Zahl der Eyer, welche die verschiedenen Gattungen legen, ist außerordentlich verschieden, und selbst in der nämlichen Familie. So bringen die puppengebärenden Mucken nur ein einziges Ey zur Welt; die häufige Mittagsfliege zwey; andere Mucken sechs oder acht; der Floh zwölf; der Todtengräber dreyßig; die Maifliegen gegen hundert; der Seidenmotte ungefähr fünfhundert; der Weidenbohrer tausend; die amerikanische Milbe über tausend; der braune Bär sechszehnhundert; einige Schildläuse zweytausend, andere viertausend; die Wespe wenigstens 30,000.

Die Bienenkönigin wechselt sehr in der Eyerzahl, welche sie in einer bestimmten Jahreszeit hervorbringt; sie legt bisweilen 40,000, manchmal auch 50,000 und mehr; ein kleines wanzenartiges Kerf, welches den Schaden gleicht, 200,000; alle diese läßt aber die weiße Ameise weit hinter sich, indem das Weibchen aus einer ungeheuern Bärmutter nicht weniger als sechszig Eyer in jeder Minute hervortreibt, was in der Stunde 3600 gibt, im Tag 86,400, in einem Monat 2,419,200, und im ganzen Jahr die ungeheure Summe 211,449,600; wahrscheinlich legt es nicht immer nach diesem Maßstabe; man mag aber die Zahl so gering als möglich annehmen, so wird sie doch die Zahl der Eyer von jedem bekannten Thiere in der Schöpfung übersteigen.

5. **Größe.** Die Größe der Eyer steht im Verhältniß mit der Größe des Kerfs; doch in manchen Fällen bringen kleinere Gattungen größere Eyer hervor als die sind, welche größere Gattungen legen. So sind die Eyer von manchen **Flügellosen**, z. B. die der sonderbaren sprossenden Milbe und die der Lausfliege auf dem Goldfasan fast so groß als die Mutter selbst, während die der Hopfenmotte und mancher anderen Falter um vieles kleiner sind. Dieser Umstand hängt wohl vorzüglich von der Zahl ab, welche sie legen; im Ganzen jedoch sind die meisten klein. Das größte Ey eines europäischen Kerfs, das ich gesehen, ist das vom gemeinen schwarzen Raubkäfer; es mißt anderthalb Linien in der Länge und eine Linie in der Dicke. Wir treffen aber nicht oft Kerfeyer an, die länger als eine Linie sind. Die meisten sind bey weitem kleiner; die der Tagfliegen sind viel kleiner als das kleinste Sandkorn und einige fast unsichtbar, wie die der Minierschaben.

Gewöhnlich sind die Eyer, welche von einem Weibchen kommen, von einerley Größe; bey manchen aber sind diejenigen, welche den Keim zu einem Weibchen enthalten, größer als die woraus Männchen kommen; dieses ist der Fall mit denen des Nashornkäfers, und nach **Gould** auch mit denen der Ameise. Da in sehr vielen Fällen das Weibchen viel größer ist als das Männchen, so hat dieses Gesetz wahrscheinlich eine große Ausdehnung. Indessen weiß man aus **Reaumurs** Beobachtungen, daß bey den Eyern der Honigbienen das umgekehrte Verhältniß stattfindet; die Eyer nämlich, woraus Männchen kommen, sind größer als die der Weibchen.

Eine andere Eigenthümlichkeit, welche hieher gehört, ist die **Zunahme** der Größe, welche die Eyer nach dem Legen erleiden, und zwar bey der großen Familie der Sägefliegen, der Gallwespen, der Ameisen und der Wassermilben. Die Eyer der zwey ersten Familien, welche gewöhnlich in die Substanz der Blätter oder der jungen Zweige von verschiedenen Pflanzen gelegt werden, saugen durch ihre dünne Haut Nahrung auf eine unbekannte Art aus den Pflanzensäften ein, und werden, wenn sie ausgewachsen sind, fast noch einmal so groß als vorher. Mit Ausnahme der Fischeyer, welche sich ebenfalls vergrößern, ehe das Junge auskriecht, findet sich nichts ähnliches mit dieser sonderbaren Thatsache in einem Eyerlegenden Thiere; die Eyer haben immer ihre volle Größe erreicht, wenn sie gelegt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Stör soll eine und eine halbe Million Eyer legen und der Kabliau neun Millionen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden.

Vor vierzig Jahren war Wiesbaden noch ein armseliges Städtchen, dessen Bäder von auswärtigen Aerzten nur in ihrer Verzweiflung, bey hartnäckigen Hautkrankheiten und Gichtleiden verordnet, und von den Patienten mit höchstem Widerwillen besucht wurden. Die vornehmen und reichen Gichtkranken behandelte gewöhnlich der ärztliche Patriotismus im Vaterlande selbst, und die armen Teufel oder Ungeduldigen wurden zu Wiesbaden in Masse abgesotten. Diejenigen, welche die Bäder neben einer beabsichtigten Kur auch zur Zerstreuung besuchten, dachten nicht daran in Wiesbaden zu verweilen, sondern eilten nach Schwalbach, um sich an dessen herrlichen Quellen zu laben. Solchen Verhältnissen entsprachen denn sehr natürlich auch die Einrichtungen des Orts. Alles war unbequem, und mitunter auch nicht sehr reinlich. Die Einwohner der Stadt galten zwar immer für gutmüthige, gefällige Leute, denen es aber an Mitteln und Aufmunterungen zur Verbesserung der Anstalten fehlte. Der Arzt, welcher es gewagt hätte das Trinken des Wiesbader Wassers vornehmen Mägen oder gar schönen Damen zu verordnen, würde für einen Vandalen gehalten worden seyn. Ganz anders haben sich nun aber die Dinge gestaltet, und Wiesbaden ist gegenwärtig durch die Sorgfalt der Regierung und dem damit beförderten Wohlstand seiner Bewohner, aus einem Orte des Schreckens für die Patienten, zu einem weit nützlicheren und angenehmeren Aufenthalte geworden, eine Verwandlung, deren angenehme Eindrücke auch die Heilung der Kranken nicht wenig befördert. Das Schauder-

hafte der Kur ist verschwunden, alles trinkt und badet und verbringt seine übrige Zeit auf eine angenehme Weise in den Umgebungen, welche die Kunst zu verschönern verstand. Die Gläser des Kochbrunnens wandern nun unbedenklich von den verzerrten Gesichtern der Leidenden aller Art zu den feinen Lippen hysterischer nervenschwacher Schönen. Schlagflußkandidaten, rothe Gesichter und Nasen, welche sich von dem Verdachte der Völlerey weiß brennen wollen. Schmerbäuche nach Concavität strebend, und ein Heer von Krüppeln jeder Gattung umlagert diesen Teich Bethesda und hofft daselbst Heilung zu finden. Wer das alte Wiesbaden gesehen hat und mit dem jezigen vergleicht, glaubt sich wirklich in ein Feenland versezt. Die Regierung hat für diese Stadt unendlich viel gethan, und überdieß alles mit Verstand und Geschmack geordnet. Ganze Straßen durch geschmackvolle Häuser geziert, sind entstanden, und die herrlichsten Spaziergänge angelegt worden. An schönen Wohnungen für die Patienten aller Stände, fehlt es nun nicht mehr. Auch die Gasthöfe haben sich vermehrt und veredelt. In vielen derselben sind neue, geräumige, bequeme und geschmackvolle Bäder eingerichtet worden, während man in den ältern noch auf die eckelhaften Absiedlbäder stößt, welche der guten alten Zeit angehörten. Auch diese werden aber bey dem immer wachsenden Wohlstande der Einwohner bald verschwinden. Ueber die Betten Deutschlands hörte ich einen Franzosen bittere Klagen führen. „Sie würden nach Norden zu immer enger und dünner von Roßhaaren. Am Ende glaube man sich in Backtröge „und Särge eingeschoben, und in einem Meere von Gänsefedern begraben. Auch in den schlechtesten Gasthöfen Frankreichs „schliefen die Reisenden wenigstens besser als in den vornehmsten deutschen, und nur an den Gränzen seines Vaterlandes „und in einigen großen Städten, hätten sich die Lagerstellen „der Reisenden gebessert." Wahr ist es, daß dieser Zweig der Bequemlichkeit bey uns in den Gasthöfen noch sehr vernachlässigt wird, und die Wirthe mehr darauf denken für den Magen ihrer Gäste als für deren müde Glieder zu sorgen. In Frankreich spielten hingegen die Betten von jeher eine große Rolle, hielten die alten Könige öfters lits de justice, auf welchen gewöhnlich den Parlamenten und der Gerechtigkeit schlecht gebettet wurde, und mußten sogar alle Hochzeitsbetten vorher eingesegnet werden, was der Geistlichkeit keinen Schaden brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mailand, 13. Okt.

Die jährliche Ausstellung der Akademie der schönen Künste in Mailand, die mit ihrer Preisvertheilung verbunden ist, war eben geschlossen worden als ich in Mailand ankam; doch erhielt ich ohne Mühe die Erlaubniß zum Eintritt in die Säle, in denen ich noch fast alle ausgestellten Kunstwerke vereint fand.

In dem ersten Saale wurde ich durch die Kopie des Abendmahles von Leonardo da Vinci, gemalt vom Ritter Bossi, welche die ganze Breite der dem Eingang gegenüberstehenden Wand einnimmt, so überrascht und gefesselt, daß ich für die Schülerarbeiten der Akademiker an den übrigen Wänden keinen Blick mehr behielt, und selbst den Altar des Professors Pompeo Marchesi, einen Marmor Baldachin, der von sechs Engeln getragen wird, für eine Dorfkirche bey Bergamo bestimmt, fast ganz übersehen hätte.

Um meinen Zweck nicht zu verfehlen, und am Ende fortzugehen wie ich gekommen war, ohne etwas von der Ausstellung gesehen zu haben, mußte ich mir beym Eintritt in den zweyten Saal fest vornehmen, meine Augen gegen alle älteren Werke zu verschließen, und diese einem späteren Besuche vorzubehalten. Dieß war indeß moralisch weniger leicht als physisch; denn die ganze Wand gegenüber war von Erminien, die ihren Rinaldo heilten, eingenommen, meist unter aller Kritik. Selbst in dem von der Akademie gekrönten Gemälde des Mailänders Ambrogio Riva, glich Rinaldo mehr einem verwundeten Kuirassier als dem Paladin Ariosts; und Erminia war ein äußerst gewöhnliches Mädchen, das weder durch Schönheit noch Ausdruck interessirte. Mehr genügte mir die Gruppe des Aeneas, der den Anchises trägt, von Luigi Scorzini, der unter zwey Konkurrenten den Preis erhalten hatte; doch muß ich gestehen daß ich mir den feinen Held des Virgilius eleganter gedacht hätte.

Der dritte Saal enthielt außer einigen architektonischen Zeichnungen und mittelmäßigen Kopien mehrere Basreliefs, Gypsmedaillons und Büsten. Unter den ersteren zeichneten sich drey Monumente von Marchesi aus, die, obgleich in dem Styl Canovas gearbeitet, und folglich ohne Originalität, doch für eine lobenswerthe Beweglichkeit der Phantasie zeugten. Alle drey hatten dieselbe Aufgabe, die aber in jedem verschieden gefaßt und gelöst war. Am lebhaftesten blieb mir in der Erinnerung das Denkmal eines in der Blühte ihrer Jugend gestorbenen Fräuleins von Rechberg, das nach Baiern bestimmt ist. Eine jugendliche Gestalt, deren Gesicht Unschuld und Sanftmuth ausdrückt, schwebt, von ihrem Schutzgeist geleitet, aufwärts zum Himmel; ein anderer Genius, der mit gebeugtem Kniee die Lebensfackel umkehrt und trauernd sein Gesicht auf dieselbe stüzt, stellt die väterliche Liebe dar, die aber nicht klagt, sondern nur in Nachdenken versunken scheint.

Im vierten Saale zog mich vor allem das Porträt einer Dame an, das mir noch jezt als die Krone der ganzen Ausstellung erscheint, und gewiß zu jenen seltenen Kunstwerken gehört, die uns nicht blos die todte Form, sondern das innerste Leben des Geistes vor die Seele stellen. Dieß milde, heitere, kluge Gesicht mit dem klaren, braunen Auge und dem verständigen Mund, glaubt jeder bereits in der Wirklichkeit gesehen zu haben. Die tiefste Seele spricht aus diesen ruhigen, bestimmten und doch weiblich sanften Zügen; und der wäre unglücklich zu nennen, dem ein solcher Charakter, wo er ihm begegnete, nicht als ein längst bekannter, nur wieder vergessener anspräche. Die übrigen Porträts desselben Künstlers, Francesco Hayez, ließen sich mit diesem nicht vergleichen; aber geben kann freylich der Maler die Seele nicht. Auch das eigene Porträt des Künstlers befriedigte mich nicht; dagegen fand ich ihn ganz wieder in einem großen Gemälde, welches Maria Stuart in dem Moment darstellt, wie sie das Schaffot besteigt. Gestört hat mich nur zuerst die widerwärtige Figur des Henkers, der unter seiner Larve eine allzu abscheuliche Teufelsfratze zeigt, als daß es erlaubt seyn sollte dergleichen uns vor die Phantasie zu bringen. Denn daß die Gestalt der Dienerin, die sich der Königin zu Füßen geworfen hat, statt der Leidenschaft verzweifelnden Schmerzes, vielmehr jene gefaßte Bewegung darstellt, mit welcher ein hübsches Kind etwa eine verlorene Nadel auf dem Fußboden suchen, und die dabey angenommene Stellung eine Zeitlang behalten würde, wenn sie hörte daß dieselbe ihr schön anließe.

Zwey kleinere Gemälde stellen Scenen aus Schillers Maria Stuart dar; die Zusammenkunft mit der Königin Elisabeth im Park von Fortheringay und die Begegnung mit Leicester auf dem Wege zum Schaffot; ein drittes Tancred, der Clorinde in dem Moment erkennt, wo sie den Geist aufgibt. Zwey größere Gemälde von Hayez waren: ein Krucifix mit der heiligen Magdalena für eine Kirche, und Bersabea, die in das Bad steigt, ein schönes Weib das an Tizians Venusbilder erinnert.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 278.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. November 1827.

Großes und Kleines, Kleines und Groß, und Ruh' und Bewegung,
Träg' und Schnelles – o, wie martern die Worte den Geist!
Im unendlichen All ist Alles Ruh und Bewegung,
Maaß und Zahl und Gewicht schwinden im ewigen Raum.

Herder.

Die Fischer auf Capri.

Ekloge.

Hast du Capri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad' als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:
Nur zwey Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Haven empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Felsen erscheint ein zerfallendes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; sey's, daß hier immer ein Wachthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sey's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrne Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, da er
An's treulose Gestad' durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach, die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegendste Hütte der Insel,
Blos durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspühlt und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dieß arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrthe noch blüht und der wuchernde Caktus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras:
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,

Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihn ein Gott, und jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nach der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch auch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu seyn, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freye zu Sklaven gemacht und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Gränzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers aufschwellender Salzfluth
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst von dem Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

Graf v. Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

3. Erziehung der Kinder.

Die Hand aufs Herz, ihr Eltern; ist nicht eine Hauptabsicht, warum ihr eure Kinder, was man so nennt, recht artig erzieht, eure eigene Ruhe? Da ihr in einem engen Raume mit ihnen zusammen leben müßt, so denkt ihr zuerst an euer eigenes Wohl und hernach an das des Kindes. Sehr natürlich und folglich sehr verzeihlich! Machen wir die Anwendung auf das römische Volk. Dem Römer (ich meyne hier wie immer den großen Haufen), an der Sonne geboren, erzogen und aufgewachsen, ist jene Rücksicht auf seine Bequemlichkeit, der Egoismus fremd geblieben. Er will freylich leben, aber nur weil er muß; somit lebt er vom Augenblicke, aber nicht vom folgenden Tage. In diesem Sinne erzieht er auch seine Kinder, d. h. ohne egoistische Rücksicht auf sich selbst; für seine Person dabey keinen Willen habend, läßt er den Kindern den ihrigen. Daher sieht man hier unter der zartesten Jugend der untern, ja selbst der mittleren Klassen wahre kleine Teufel. Dabey ist, ohne alle Ironie gesprochen, die Liebe, die Geduld, die Aufopferung und die Ausdauer der Eltern bewunderungswürdig. Mögen einige Beyspiele, wie man sie in jeder Minute in den hiesigen Gassen sehen kann, einen Begriff davon geben. Ein armer Teufel hat sich fünf Bajocchi verdient, davon für drey Bajocchi Brod gekauft, und steht eben im Begriffe, mit seinem fünfjährigen Bubeck an der Hand, für die übrigen zwey ein Maaß (Foglietta, ein großes halbes Quart) Wein zu trinken. Der Junge, das Brod tragend und daran nagend, schlägt mit Händen und Füßen um sich, wenn der Vater, um seinen Heißhunger zu stillen, ein Stück davon abzubrechen Miene macht. Eben fangen sie vor dem Weinhause an; da führt das Schicksal einen Maritozzaro vorbey, welcher sein: „Maritozzi freschi! (Frische Semmeln). Chi vuol maritozzi freschi," ruft. Plötzlich wirft der Bube dem Vater das Brod vor die Füße und schreit: „Voglio un maritozzo! Papa, compratemi un maritozzo." Dieser wird bleich vor Schrecken, die Thränen treten ihm in die Augen; er umarmt den Buben und sagt: „Bello mio, Semmel kann ich dir nicht kaufen, aber Wein wollen wir zusammen trinken." Aber der Junge fängt an zu heulen, bekömmt Verzuckungen und schreyt, sich auf die Erde werfend, einmal über das andere: „Voglio un maritozzo!" Schon versammelt sich der Pöbel, nimmt, „poveretto" ausrufend, Partey für den Jungen und apostrophirt den Vater mit einem „Barbaro, Padre inumano," u. s. w. Ohnedem tritt der Maritozzenhändler herbey, schadenfroh dem Buben von fern die duftende Semmel unter die Nase haltend. Da wird es dem Vater zu arg; muthig langt er die zwey Bajocchi hervor, kauft den Maritozzo und geht dann vor die nächste Fontaine, um seinen Durst mit Wasser zu stillen. Einem jungen, hochschwangeren Weibe, ein wenigstens fünfjähriges Mädchen auf dem Arme schleppend, wird übel. Sie setzt das Kind an die Erde, und bittet es, ein wenig zu Fuße zu gehen. Das Mädchen fängt sich an zu geberden wie vorhin der Junge; die Mutter, den Angstschweiß auf der blassen Stirne, sucht es zu beschwichtigen. Aber das Mädchen schreyt wie rasend und schlägt ihr am Ende mit der geballten Faust ins Gesicht. Einer der Vorübergehenden, ein ältlicher Mann, empört von diesem Auftritte, tritt hinzu und gibt dem Kinde ein Paar Streiche. Da fällt die Mutter, sich plötzlich von ihrer Ohnmacht erholend, dem Mann in die Haare, welcher sich durch die Flucht zu retten sucht, nimmt das Mädchen auf, herzt und küßt es und geht mit den Worten: „Non piangere più, idol mio. Jo ti porterò sulle mie braccia, si, io ti porterò." (Weine nicht mehr, mein Herzchen, ich trage dich, ja ich trage dich).

Meine Leser werden hier ausrufen: „Das ist Affenliebe!" und haben Recht. Doch ist die wahre Liebe, d. h. die uninteressirte, welche nichts für sich, sondern Alles für den geliebten Gegenstand thut, so selten unter den kultivirtesten Klassen geworden, daß man schon zufrieden seyn muß, sie nur noch bey den rohen Menschen zu finden. Sonderbar, daß sich alle Naturmenschen durch ihre Liebe zu den Kindern auszeichnen, wie z. B. die Zigeuner, während die hochpolizirten Chinesen, um nur diese zu nennen, die ihrigen ins Wasser werfen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Wir verdanken P. Huber die Kenntniß der Thatsache, daß die Ameiseneyer nach dem Legen noch wachsen; ein Umstand, der wahrscheinlich von der feuchten Lage herkommt, worin die Arbeiter sie beständig zu halten suchen. Er hat durch genaue Messungen gefunden, daß die Eyer kurz vor dem Ausschliefen der Larven fast doppelt so groß waren als in dem Augenblick, wo sie gelegt wurden. Eine ähnliche Beobachtung machte Rösel an den rothen Eyern einer Wassermilbe; er vermuthet, daß sie die Mittel zu dieser Vergrößerung aus dem Leibe des Wasserskorpions zögen, an dem sie gewöhnlich zu hängen pflegen. Diese Meynung wird durch De Geer bestätigt; er bemerkte nämlich, daß die Wasserskorpione, welche mit ungewöhnlich viel Eyern von Wassermilben bedeckt waren, krank und elend wurden, und alles anwendeten, um ihre Schmarozzer los zu werden.

Derham hat bemerkt, daß die Eyer mancher Schnaken auswachsen, ehe die Larven auskriechen. Es ist mir ziemlich wahrscheinlich, daß in diesen und andern Fällen, wo das Ey scheinbar wächst, es eher die äußere biegsame Haut ist, welche sich nach dem Wachsthum des eingeschlossenen Embryos ausdehnt, als daß diese Vergrößerung durch eine Einsaugung von außen herkommen sollte.

6. Gestalt. Wir sind so gewöhnt, die Eyer von verschiedenen Thieren einander ähnlich zu sehen, daß der Ausdruck eyförmig einer besondern Gestalt beygelegt wurde. Unter den Vögeleyern, welche uns am meisten vorkommen, bestehen die Veränderungen blos in Schwankungen zwischen der runden und länglichen Gestalt. Die Kerfeyer aber sind nicht in so enge Gränzen eingeschlossen. Sie unterscheiden sich oft von einander durch Gestalt, Schnitzwerk und Anhängsel eben so sehr als ein Saame vom andern; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie, gehörig studirt, eben so gute Sippenkennzeichen geben würden als Gärtner in den Saamen der Pflanzen entdeckt hat. Die gewöhnlichste Gestalt indessen ist rundlich und länglich mit verschiedenen Zwischenformen. Wir treffen sie aber auch eyförmig, nämlich wie ein Hühnerey gestaltet, platt und scheibenförmig, elliptisch, kegelförmig, walzig, halbkugelförmig, linsenförmig, piramidenförmig, viereckig, turbanförmig, Birnen-, Melonen-, Boot-, Tonnen-, Trommelförmig u. s. w.; bisweilen haben sie so ungewöhnliche und eigenthümliche Gestalten, daß wir sie kaum für Eyer möchten gelten lassen. So sind die Eyer der Stechschnacken schmal und länglich, fast walzig mit einem walzigen Knopf am Gipfel, gerade wie eine Flasche mit gewölbtem Boden, wie sie die Chemiker brauchen; die des gemeinen Wasserskorpions sind länglich, am oberen Ende mit einer Art Kranz zugerundet, welcher aus sieben schlanken Strahlen oder Borsten von der Länge des Eys besteht, so daß sie einigermaßen dem Samen von Cardobenedicten gleichen. Bey einem Exemplar dieser Kerfe, das ich öffnete, liefen die Borsten so zusammen daß sie eine Art Schwanz am Ey bildeten. Man könnte diesen Dornenkranz für ein sehr plumpes Anhängsel an Körpern halten, welche allmälig durch die dünnhäutigen Eyerstöcke und Eyergänge durchzugehen haben; aber sie sind so vortrefflich gepackt und das unbewaffnete Ende eines jeden Eys so genau in den Raum des Dornenkranzes am nächstfolgenden Ey gepaßt, daß nicht nur kein Raum verloren geht, sondern auch die Eyerstöcke gegen jede Beschädigung vollkommen beschützt werden.

Die Eyer einer andern Gattung dieser Sippschaft haben nur zwey dergleichen Dornen oder Borsten, und stecken ganz verborgen im Stengel der Binsel oder anderer Wasserpflanzen, so daß man sie nur an den zwey Borsten bemerkt, welche hervorragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mailand, 13. Okt.

(Beschluß.)

In der Gallerie, in welche man aus diesem Saale heraustritt, waren mehrere brave Landschaften von Giuseppe Bisi aufgestellt, unter andern zwey Ansichten der Via Mala, von denen die der zweyten Brücke, eine Winterlandschaft mit mehreren Reisenden, vor allen den Preis verdiente. Ein ganz ungebildeter Italiener, der mich begleitete, rief, als er dieselbe erblickte, in der Ueberraschung aus: man friert, wenn man diesen Schnee sieht! Noch größer war indessen der Effekt, den die Kirche eines Franciskanerklosters, von Giovanni Migliaria machte, und ein Seehafen von demselben, in welchem kunstvoll eine dreyfache verschiedene Beleuchtung angebracht ist. Der Mond spiegelt sich in den ruhigen Wellen; auf einem Nachen, der im Hafen liegt, unterhalten Fischer ein Feuer, das seinen Schein nur über die nächsten Gegenstände verbreitet; und im Innern einer Kapelle werden bey Kerzenschein viele Menschen sichtbar, die dem Gottesdienste beywohnen.

Ein allerliebstes Gesichtchen hatte auf dem Gemälde einer Dilettantin die Herzogin von Vallière, die Ludwig XIV. in die Zelle des Karmeliterklosters führt, welche sie zu ihrer lezten Zufluchtsstätte erwählt hat; aber der König, der freylich nichts weniger als der Held und Staatsmann war, den neuerdings die guten französischen Royalisten in ihm sehen, macht doch ein etwas gar zu einfältiges Gesicht dazu. Mehrere andere historische Skizzen von Filippo Bellati (Franceska Sforza, der zu spät den Befehl zur Vergiftung seiner Geliebten, Clarice Visconti, bereut) und von Poli (Franceska von Rimini mit ihrem Geliebten, von Lancelot, überrascht, und Rinaldo, der Armida verläßt) schienen mir verfehlt; so sehr ich auch die Wahl eines vaterländischen Stoffes billigte.

In dem lezten Saal, dessen Wände die Gemälde mehrerer alten Lombardischen Künstler einnahmen, waren noch mehrere große Gemälde aufgestellt, unter denen sich durch schöne Komposition das der römischen Matronen im Lager der Volscer von Palagi auszeichnete. In der Mitte des Gemäldes steht die imponirende Gestalt der Veturia, von dem Sohne abge-

wandt, aber mehr in der Haltung einer Prophetin, die Unheil weissagt, als einer zürnenden oder bittenden Mutter. Auch Coriolan, der sich von seinem Sessel erhebt, um ihr entgegen zu gehen, könnte leicht für einen neugierigen Zuhörer gehalten werden; in seinem Gesicht drückt sich Ueberraschung, aber nicht eine Spur von Theilnahme oder Rührung aus. Das schöne Weib, das seine Kniee umfaßt, die beyden Knaben, die flehend die Hände nach ihm emporstrecken, sind ihm eben so fremd; und man begreift daher leichter, wie Coriolanus sich von ihnen durch blinde Rachsucht getrieben, trennen, als wie er durch ihre Bitten erweicht werden konnte.

Noch mehr Lob fand das Gemälde, worin Newton in seinem Kabinet sitzend, mit ruhiger Aufmerksamkeit das Farbenspiel einer Seifenblase betrachtet, die ein hübscher Knabe in die Luft aufbläst, indeß eine junge Frau, auf deren Schooß er steht, in anmuthiger Haltung dem Spiele zusieht. Mir schien die Stellung des Philosophen, der die rechte Hand erhoben hält, während der Arm sich auf die Stuhllehne stüzt, gesucht und unnatürlich. Das Farbenspiel in der Seifenblase dagegen war unübertrefflich.

Von den Kopien älterer Meister, die weniger zahlreich waren als ich erwartet hatte, verdient nur die des Piemontesers Gagna von der Agar Guercinos Erwähnung, die allgemein vortrefflich gefunden wurde. Derselbe Künstler soll in diesem Augenblicke an einer Kopie des Abendmahles von Leonardo da Vinci arbeiten, die der König von Sardinien bestellt hat.

Von den Theatern, deren drey eröffnet sind: das große Teatro della Scala, das Teatro Rè und das Marionettentheater Girolamo habe ich bis jezt nur das erstere gesehen. In diesem wird abwechselnd Rossinis Mosè in Egitto und l'ultimo giorno di Pompei gegeben. Ich fand die Oper Pacinis viel zahlreicher besucht als Moses; doch hatten wahrscheinlich die prächtigen Dekorationen hieran mehr Antheil als die Musik. Das Ballet Zaire, das nach italienischer Sitte zwischen dem ersten und zweyten Akt gegeben wird, wahrscheinlich um die Zuhörer nicht allzugewaltig von der Macht der Töne ergreifen zu lassen, fand meinen Beyfall so wenig als alle übrigen, die ich bisher noch gesehen habe. Ein Römer aus der verdorbenen Kaiserzeit könnte vielleicht Gefallen an diesen Verzerrungen und Sprüngen und sinnlosen Stellungen haben; eben so wie es ihm Vergnügen machte einen Elephanten auf dem Seil tanzen zu sehen. Aber was würde ein Grieche, an jene mimischen Darstellungen gewöhnt, die Xenophon so schön schildert, was würde er dazu sagen, wenn man ihm statt leichter, anmuthsvoller Bewegungen schwere und unnatürliche zeigte? und würde er nicht über die Barbaren lachen, die, um ihr leidenschaftliches Entzücken auszudrücken, sich auf die Zehe des einen Fußes stellten und den andern gestreckt in alle Lüfte erhöben, bis er einen rechten oder gar einen stumpfen Winkel gegen jenen bildete? Nur das Schöne ist Gegenstand der Kunst; nur leichte, ungezwungene Bewegungen, die eine entsprechende Bewegung der Seele andeuten, sind schön. Unsere heutigen Balletts, wie überhaupt unsere heutigen Tänze, können üppig seyn, aber nicht schön; und wer erfahren wollte was bey den Vorstellungen derselben unser Publikum reizt, dem würden wir rathen den Tänzern und Tänzerinnen einmal statt ihrer leichten Gewänder irgend einen andern Anzug anzulegen.

Im Teatro Rè spielt die Hofschauspielergesellschaft des Herzogs von Modena, die für die beste komische Truppe in Italien gehalten wird, meist Stücke von Goldoni, die immer das Haus gefüllt haben sollen. Auch die buona Moglie von dem Grafen Gambara, wie einige Stücke von Bon, fanden vielen Beyfall.

Das musikalische Konservatorium hatte am 4ten d. seine jährliche Preisvertheilung. Die Schüler und Schülerinnen legten die erfreulichsten Beweise ihrer Fortschritte in der theoretischen und praktischen musikalischen Ausbildung ab, und nachdem mehrere Musikstücke von ihnen mit allgemeinem Beyfall aufgeführt worden waren, vertheilte der Präsident der Lombardischen Regierung in Person die Preise für den Gesang, für das Klavierspiel, die Violine und für die Komposition. Die zahlreiche Gesellschaft festlich geschmückter Herren und Damen gewährte das glänzendste Schauspiel, das durch die Gegenwart Ihrer K. K. Hoheiten des Erzherzogs Vicekönigs und der Erzherzogin noch mehr gehoben wurde.

Wiesbaden.

(Fortsetzung.)

Billig sollte aber auch bey uns, wenigstens in den Bädern, das kleine Theater der Gichtkranken, auf welchen dieselbe einen großen Theil ihrer Zeit hinbringen müssen, so weich und bequem als nur immer möglich eingerichtet werden, eine Verbesserung, welche ohne Zweifel den Wirthen in jeder Hinsicht Vortheil bringen dürfte. Rabelais theilte die Gichtpatienten in zwey Klassen, nämlich in goutteux de franc-alleu, das heißt in solche die das Recht des damaligen hohen Adels, Jedermann sitzend zu empfangen, wider Willen ausüben und sitzen bleiben müssen, und in goutteux fieffés, welche noch ihre Beine gebrauchen und sich Bewegung machen können. Nach seiner Meynung sind die Gichtkranken überhaupt meistens Leute von Geist, lustige Brüder, welche blos ihrer Natur in der Jugend mehr zugemuthet haben als diese zu leisten willens war, und jezt deren feige Rache erdulden. Zu der Erheiterung seiner Patienten schrieb Rabelais die Gargantua und Pantagruel, und es ist leicht zu glauben daß viele Kranken über diese stärkste und geistreichste aller Satyren oft ihre Schmerzen vergessen konnten. Da nun aber die Rabelais sehr selten geworden, und die meisten Aerzte froh sind wenn sie nur ihre Recepte geschrieben haben, so müssen diese Kranken entweder alle Erheiterungsmittel aus sich selbst schöpfen oder nothwendig der Langenweile unterliegen. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß die Aerzte in Wiesbaden eine solche gewiß wirksame moralische Heilart dem Gebrauche des Mineralwassers hinzufügen, und sich Spaßmacher anschaffen möchten, welche nach ihren eigenen ernsten Besuchen die Gichtpatienten in und außer den Betten lachen machten. Sonst hatten Könige, Fürsten und Bischöffe ihre Hofnarren, und waren einige Städte, wie z. B. Troyes im Besitze des Rechts solche den Königen zu liefern, durch welche Anstalt viel gutes Blut verbreitet wurde. Diese löbliche Sitte ist jedoch, so wie vieles andere Gute, in Abgang gekommen. In England erscheint der Apotheker immer zugleich mit dem Arzte, um die Verordnungen desselben zu notiren, ein ganz überflüssiger Luxus, welcher weit besser durch einen Spaßmacher ersezt würde, der nach dem Doktor bey den Patienten aufträte, und diesen das Zwergfell erschütterte. An feinern und derbern Subjekten der Art würde es bey uns nicht fehlen, sobald nur ein ehrbarer Titel, wie z. B. Geheimer-, oder Ober- oder auch nur gewöhnlicher Spaß- oder Plaisirrath damit verbunden wäre, und die Besuche honorirt würden, ja Virtuosen in dieser Kunst könnten leicht eine Menge Fremden herbeyziehen, und allein das Glück eines Kurorts und des Arztes zugleich mit dem ihrigen machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. November 1827.

Ich thu' dasselbe, wie du thust,
Und fühle gleiche Schmerzen.
Ist's wahr, daß alle Fröhlichkeit
Wird süßer nach dem Leiden,
So schicke, Herz, dich in die Zeit!
Wir sehen uns mit Freuden!

P. Flemming.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Es ist fast unerhört, daß die Römer ihre Kinder schlagen. Wo dann und wann ein solcher Fall stattfindet, da rottet sich das Volk zusammen; man schreyt, man lärmt, man verwünscht den barbarischen Vater, oder die Rabenmutter! Fragt der Eine, was sich zugetragen hat, so antwortet der Andere in einem Tone, daß man glauben sollte, es sey ein Vatermord begangen worden: „Ha menato la povera creatura." (Er hat dem armen Kind Schläge gegeben.) Dann ruft der Erste mit dem Zeichen der höchsten Verwunderung aus: „Sarabbe possibile," (Sollte es möglich seyn.) und der Zweyte sezt, mit der ernstesten Miene von der Welt das Faktum bestätigend, hinzu: „Ve lo dico io, e potete crederlo: ha menato la creatura *)." (Ich sage euch es ist so und ihr könnt es glauben, er hat dem Kinde Schläge gegeben.) Dieser Abscheu der Römer gegen das Schlagen der Kinder ist Ursache, daß sie, wie schon oben gesagt, mit einer Gleichgültigkeit, durch welche der Fremde nicht selten in Erstaunen, ja selbst in den höchsten Zorn versezt wird, die ärgsten Unarten, nicht selten die gröbsten Mißhandlungen von ihnen ertragen. Jungen von fünf bis sechs Jahren, welche hier schon zu einer gewissen Körperkraft gelangt sind, schlagen ihre Eltern, besonders ihre Mütter, oft mit solcher Heftigkeit, daß ihnen vor Schmerz die Thränen in die Augen kommen. Ruft man ihnen zu, sie möchten doch darauf schlagen, so antworten sie: „Ma che serve" (was hilfts), herzen und küssen den Jungen und geben ihm ein oder zwey Bajocchi, damit er sich eine ciambella (Bretzel) kaufen kann.

Die Liebe der Römer zu ihren Kindern bringt noch andere Erscheinungen hervor, welche anderswo entweder gar nicht, oder doch nicht in demselben Maße statt finden. Dazu gehört vor allen die exemplarische Reinlichkeit, mit welcher die Kinder gehalten, und die Art von Luxus, mit welcher sie gekleidet werden. Der gemeinste Pöbel besizt Kinderwindeln, wie man sie im Norden von Europa kaum beym reichsten Handwerker findet. So kömmt es, daß bey der großen Fruchtbarkeit der Weiber und ungemein langen Zeit, während welcher die Kinder gewickelt werden, die Windeln einen Hauptgegenstand des Haushalts ausmachen. Vater und Mutter sind oft ohne Hemd, aber ihr Kind besizt sechsfache Windeln. Ja die ganze Wäsche dieser Leute scheint nur aus Kinderwindeln zu bestehen; Kinderwindeln hängen, wohin man sieht, auf den Stühlen vor den Häusern, auf den Thürpfosten, über den Thüren, über den Fensterladen, besonders aber auf eisernen Stangen vor dem Fenster der oberen Stockwerke.

Wie soll ich endlich eines andern Zuges der Römer, ihrer Kindesliebe gerade entgegengesezt, gedenken, ohne in den Verdacht der Uebertreibung oder gar der Verläumdung zu verfallen?

*) Creatura heißt in der römischen Umgangssprache nicht uneigentlich, wie ungefähr im Deutschen „das arme Würmchen," sondern eigentlich und absolut „Kind." Man hat keinen andern Ausdruck dafür. Für „mit der Hand schlagen" wird hier durchgängig menare gesagt. Diese Redensart ist toskanisch.

4. **Der heilige Christabend** (la sera della befana).

Die Sitte, sich um Weihnachten über die Geburt des Heilandes zu freuen und Andern, besonders den Kindern, durch Geschenke Freude zu machen, dürfte über die ganze Christenheit verbreitet seyn. Aber die Zeit des heiligen Christabends ist bekanntlich in Europa, ja selbst in den einzelnen Ländern desselben nicht dieselbe: in Norddeutschland, besonders in den protestantischen Ländern, pflegt man dazu den Abend vor Weihnachten, in den katholischen Ländern hin und wieder den Neuenjahrstag, in Italien, namentlich zu Rom, den Abend vor Epiphania (Heiligendreykönig) zu wählen, obgleich auch hier, besonders von Erwachsenen, der eigentliche Weihnachtsabend gefeyert wird. Die Gewohnheit, dieß Fest am Abend vor Epiphania zu begehen, rührt von den griechischen Christen her, bey welchen die Geburt Christi auf den sechsten Februar fällt. Nachdem acht Tage vor Weihnachten in dem dazu bestimmten Stadtviertel (in der Nähe der Kirche di S. Andrea della Valle) der Christmarkt begonnen hat, verbreitet er sich am Abend vor Epiphania mehr oder weniger durch die übrigen bewohntesten Stadtviertel. Man würde irren, wenn man hier Luxusbuden voll prächtiger Stoffe oder ausgesuchter Naschwaaren suchen wollte, wie sie in andern großen Hauptstädten Europas, besonders zu Paris, in der Weihnachtswoche gefunden werden; die Römer zeigen sich auch hier, was sie sind, als Naturmenschen, denen (mehr als andern europäischen Großstädtern) die nothwendigsten Bedürfnisse die liebsten sind. Der ganze Markt ist mit gewöhnlichen Zucker- und Spielzeugbuden besetzt; daneben stehen einige grobe Ausschnitthandlungen für die dienenden Klassen und für Landleute. Schon Nachmittags beginnt das Getümmel und wird mit Einbruch der Nacht so arg, daß schon seit uralten Zeiten allen Equipagen und übrigen Fuhrwerken für diesen Abend die Passage in den Christmarktstraßen verboten ist, eine Wohlthat, welche um so mehr auffällt, als sich selbst die carrozze privileggiate, ja privileggiatissime, welche sonst allenthalben, selbst bey den verschiedenen Illuminationen der Peterskirche und der Engelsburg, von dieser Verordnung ausgenommen sind, derselben unterwerfen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Fortsetzung.)

Die Eyer von der Perlfliege sind oval, und jedes hängt an einem fadenförmigen Stiel, nicht dicker als ein Haar und sieben bis acht Mal länger als das Ey. Mittels dieses Stiels stehen die Eyer truppweise zu zehn bis zwölf auf Blättern und Zweigen, von denen sie wie kleine Pilze, denen sie auffallend gleichen, hervorragen. Man glaubt, der Stiel entstehe aus einer klebrigen, an einem Ende des Eys hängenden Materie, welche das Weibchen, nachdem es dieselben auf das Blatt angeklebt, durch Zurückziehen der Legröhre nebst dem Ey mit auszieht, und zwar so lang, bis der Leim fest genug wird, um das Ey zu halten, worauf das Weibchen es fahren läßt. Sind die Larven durch Absprengen des Gipfels ausgeschlossen, so sehen sie aus wie kleine Vasen und wurden auch nach Reaumurs Erzählung von einem Naturforscher als besondere Schmarotzerblume auf den Holunderblättern abgebildet; die Erklärung ihres Ursprungs setzte ihn in große Verlegenheit. Die Ursache von diesen verschiedenen Formen ist uns bey den meisten verborgen; in den meisten Fällen müssen wir uns also nur zu Demjenigen wenden, der die Gestalten vervielfältigen will, um so seine Weisheit und seine Macht zu erhöhen. In manchen Fällen ist jedoch auch der Zweck deutlich genug. Die langen Stiele der Malfliegeneyer bringen dieselben offenbar außer den Bereich des Heeres von Raubkerfen, welche um sie herum schnüffeln, und vor deren Rachen sie auf ihren erhabenen Stangen eben so sicher sind, als die Eyer des Schneidervogels in dem an den Zweigen schwebenden Neste gegen die Anfälle der Schlangen. Reaumur hat die Eyer einer Art Mucken beschrieben, welche um den Mist der Pferde und anderer Thiere sehr gemein ist; sie müssen in den Dung selbst hineingelegt werden, von welchem sich nachher die Maden ernähren sollen. Er hat gefunden, daß sie einschrumpfen und taub werden, wenn sie nicht von dieser Feuchtigkeit umgeben sind; doch dürfen sie auch nicht ganz und gar davon bedeckt seyn, weil sonst die junge Larve beym Ausschliefen ersticken würde. Wie wird nun diesem doppelten Zweck Genüge geleistet? Auf folgende Art. Jedes Ey hat am oberen Ende, an welchem die Made herauskommen wird, zwey abstehende Hörner; diese verhindern es, ganz in den Koth zu dringen, worein das Weibchen ein Ey nach dem anderen tiefer als ein Drittel ihrer Länge steckt. Betrachtet man sie genauer, so gleichen sie, wie Reaumur bemerkt, mit Ausnahme ihrer weißen Farbe, nicht übel einem halben Nägelein, welches in einem Pudding steckt; so niedlich sind sie, und zwar in ordentlichen Zwischenräumen, in der unappetitlichen Masse vertheilt.

Außer diesen auffallenderen Verschiedenheiten in der Gestalt ist ihre Oberfläche, obschon nicht selten glatt, doch häufig sehr zierlich mit wunderbarem Schnitzwerk gezeichnet; ein Umstand, der sich bey keinem Ey aus irgend einer anderen Thierklasse findet. Einige haben diese Zeichnungen nur auf einer Seite, und die andere ist eben; bey anderen, wie bey einer indischen Seidenmotte und andern Spinnern, welche scheibenförmig niedergedrückte Eyer mit einer Mittelvertiefung oben und unten haben, ist der Umfang von Runzeln durchkreuzt, welche den Ringeln des eingeschlossenen Embryo entsprechen. Einige Eulenmotten haben ähnliche Eyer. Andere dagegen haben über und über solches Schutzwerk. Bey einigen ist es nicht auf beyden

Seiten symmetrisch, wie in denen von einer bey Reaumur abgebildeten Mucke; im Allgemeinen aber entsprechen sich in dieser Hinsicht die verschiedenen Theile des Eyes. Bey den oben erwähnten zierlichen Eyern der Vogellaus auf dem Goldfasan gleicht die Schale dem reinsten Wachs, und ist mit Längestreifen gezeichnet, wovon jeder eine Reihe Stiche hat, welche dem Ganzen das Ansehen eines schönen Netzwerkes geben. Bey anderen, z. B. bey dem gemeinen Queckengrasschmetterling und dem Hagedornspanner ist die Oberfläche mit sechseckigem Netzwerk bedeckt; die des Grasfalters sind mit kleinen Höckern besezt; die des Kohl- und Hagedornweißlings zeichnen sich dagegen durch schöne Längerippen aus, welche oft von erhöhten Querlinien unter rechten Winkeln durchkreuzt werden; bey einem anderen Schmetterling, dem sogenannten kleinen deutschen Atlas, sind sie ziegelartig mit Schuppen gekrönt. Man könnte noch andere geringe Unterschiede bemerklich machen; diese so eben mitgetheilten reichen aber hin, einen Begriff von der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser kleinen Atome zu geben. Wenn der Schöpfer sie mit so viel Kunst und Geschick ausgearbeitet hat, kann es unter der Würde seiner vernünftigen Wesen seyn, sie zu untersuchen und zu bewundern?

(Der Beschluß folgt.)

Eine Scene in Hindostan.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Ich schlief in dem Dorfe Madoor; im Laufe des Morgens kam ein Zug vor meinem Fenster vorbey, bestehend aus zwey Musikanten mit kleinen Trommeln in Gestalt den Sanduhren nicht unähnlich, zweyen von denjenigen, welche Nagasar oder das indische Fagot spielten; einem Fünften mit einem eintönigen Instrument, welches diesem zur Schnarre diente, einem sechsten, welcher zwey Hörner blies, einem siebten mit einer Muschel in einer und einem runden laut tönenden messingenen Becken in der andern Hand, und endlich aus drey Braminen, deren jeder einen Korb von Rohr unter dem linken Arm, ein Tuch in der linken Hand und ein großes messingenes mit Blumen gefülltes Gefäß auf dem Kopfe trug. Die Musik dieser Bande war außerordentlich hart und mißtönend, obgleich man sie, da sie offenbar auf Regeln gegründet war und ordentliches Zeitmaß hatte, nicht barbarisch nennen konnte. Die Muschel war ein Bild des Vischnu, so wie das Becken, seine Waffe, das Chakkra darstellte. Diese Waffe scheint Indien eigen zu seyn und ist besonders wirksam gegen die Reiterey. Es ist eine stählerne Scheibe von ungefähr 21 Zoll im Durchmesser, einem Loche in der Mitte und einer sehr scharfen Kante. Vom Zeigefinger abgeschnellt fährt sie wagerecht durch die Luft und zerschneidet einen jungen Baum oder das Bein eines Pferdes oft in einer Entfernung von 180 Fuß. Dieß war der tägliche Zug, den man Pudja oder die Salbung des Gottes nennt. Er ging zur Pagode, wo sich Tänzerinnen befanden, die den Götzen mit den sonderbarsten Geberden und Stellungen beym Schalle noch sonderbarerer Musik verehrten, während man Blumen, Oel und andere Dinge auf das Haupt desselben fallen ließ, und ihm den Reis und das Obst, das sich in den messingnen Gefäßen befand, zum Essen darbot, das da der Gott sich nichts aus dem Essen macht, natürlicher Weise den frommen Priestern anheimfällt. Die von den Braminen getragenen Tücher waren reine Kleider, welche sich nach ihrem Gesetze, wo sie sich anders nicht durch Krankheit verhindert finden, täglich mit eigenen Händen waschen müssen. Während ich diese Feyerlichkeiten beobachtete, kam eine Bettlerin hinzu, welche an jener schrecklichen Art von Aussatz litt, bey dem die Glieder nach und nach abfallen. Dergleichen Elende sind nicht selten in Indien, wo die Heilkunst unter den Eingeborenen in einem sehr schlechten Zustande ist, und die Mildthätigkeit denjenigen zugewandt wird, die es am wenigsten verdienen. Tausende von Braminen werden von den Gläubigen ernährt, und unzählige Pagoden und Häuser zu ihrem Gebrauche gebaut. Da sie ihre Gesetze selbst geschrieben haben und fortwährend erklären, so läßt es sich wohl erwarten daß sie sich selbst nicht vergessen haben. Auf diese Weise ist unter den Hindus der Glaube entstanden, daß Guttbaten den Braminen erwiesen zur künftigen Seligkeit führen; und so verleitet sie der Eigennutz oft, diese Priester reichlich zu unterstützen, während sie ohne Rührung Menschen von andern Kasten können Hungers sterben sehen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover.

Gleichsam wie von magischen Kräften unterstüzt, steigen hier mit jedem Tage neue Prachtgebäude empor, die in architektonischer Beziehung ihre Meister loben, und den guten Geschmack, so wie den Wohlstand der Einwohner verbürgen. Die herrschaftlichen Gebäude gehen mit gutem Beyspiele voran. So schreitet der Schloßbau nunmehr rasch vorwärts. Eine neue Garnisonschule, neben der schönsten Promenade innerhalb der Stadt errichtet, ist eine schmucke Zierde. Der jezt beginnende Bau eines weit umfassenden Lokals für die königl. Kriegskanzley und für das Generalkommando ꝛc. wird im grandiosesten Style bald dastehen. Die Promenaden rings um die Stadt sind Blumengärten, Rasenplätze und anmuthige Bosquette geworden, die das Auge überraschen und erquicken. Die Hauptstraßen sind neu gepflastert, und trotz den gebahntesten niederländischen Chausseen trefflich geebnet; dazu die blendende helle Gaserleuchtung, die außer den Straßen bereits viele Kaufmannsläden und eine Menge Privathäuser erleuchtet, so daß man auf fünfzehn Schritte eine Stecknadel am Boden sehen kann; gewiß sind dieses Vorzüge, deren sich manche Stadt größern Ranges nicht zu erfreuen hat. Das innere Leben steht diesem äußern Glanze nicht nach. Schon die Anwesenheit unsers kunstbefördernden und kunstliebenden durchlauchtigsten Generalgouverneurs Herzogs von Cambridge, und die eines bedeutenden Hofstaates concentriren Kunst und Künstler in unsere Mitte, und entwickeln wie Frühlingsodem die Keime alles Schönen. Treffliche Hülfsmittel in wissenschaftlichem Gebiete stehen dem danach Strebenden mannigfaltig zu Gebote; so zuförderst unsere königliche Bibliothek in dem schönen Archivgebäude, das so eben ganz neu von außen restaurirt worden ist; dann die der großen Lesegesellschaft des Museums, die der naturhistorisch-ökonomischen Gesellschaft; die Privatlesevereine der medicinischen Gesellschaft, der Gesellschaft für englische Lektüre ausschließlich; ferner die Journallesezirkel, deren sechs an der Zahl sich der lebhaftesten Theilnahme des Publikums erfreuen und endlich die beyden Hofbuchhandlungen der Herrn Hahn und Helwing, die neben dem Vorrath ihrer klassischen Verlagsartikel durch ausgebreitete Verbindungen mit dem entferntesten Auslande jeden literarischen Bedarf des Publikums schnell zu befriedigen im Stande sind, ferner die

reichhaltigen Musikhandlungen der Herren Bachmann und Kruschwitz, so wie die brillanten Kunsthandlungen der Herrn Schrader und Hornemann. Bey solch einem Ensemble wissenschaftlicher Institute verbreitet sich freudige Kultur über die Gesammtmasse. Unsere königliche Bibliothek, deren erster Begründer Herzog Johann Friedrich gewesen, und die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter Leibnitzens Leitung von Churfürst Ernst August bedeutend vergrößert wurde, gehört gewiß zu einer der vorzüglichsten, obgleich in Rücksicht des Kunstaufwandes zur Ueberbehaltung der Universitätsbibliothek in Göttingen, für jene früher keine große Summen ausgesezt waren. Sie enthält manches Kostbare und Seltene, wie z. B. 1) ein Breviarium mit ausgezeichnet schönen Miniaturgemälden, welches von Wade, einem Engländer, in Flandern aufgefunden ward. Dieses Exemplar hatte Karl. V. dem Könige Heinrich VIII. geschenkt, dem es gestohlen ward. George II. machte im Jahre 1740 unserer Bibliothek ein Geschenk damit. 2) Ein Abdruck der Dekrete des tridentinischen Conciliums, beglaubiget durch die eigenhändige Unterschrift der Besitzer. 3) Ciceros Buch de officiis, auf Pergament bey Johann Fust in Maynz 1465 gedruckt. 4) Eine aus dem Lateinischen ins Plattdeutsche übersezte Bibel, mit höchst merkwürdigen Holzschnitten, 1494 bey Steffen Arndes in Lübeck gedruckt. 5) Ein in griechischer Sprache gedrucktes Exemplar des neuen Testaments, auf Befehl des Kardinals Ximenes in Alcala de Henarez (Compiutum) 1514 gedruckt. Die geringe Auflage von 600 Abdrücken soll dem Kardinal 50,000 goldene oder Sonnenthaler gekostet haben. 6) Merkwürdige Handschriften, als: ein chinesisches und ein arabisches Werk, eine Reisebeschreibung in die Tartarey, von dem Franciskaner de Plano Carpini; Martialis epigrammata; und das auf Pergament mit Zeichnungen verzierte, fleißig ausgearbeitete Buch Esther in deutscher Sprache. 7) Kopieen der in historischer Beziehung wichtigen zwey Originale, wie sie in der Wolfenbüttelschen Bibliothek aufbewahrt sind, enthaltend das Leben und die Schicksale zweyer Augsburger Bürger: Matthias und Veit Conrad Schwarz, Vater und Sohn, die im 16ten Jahrhundert beyde Buchhalter im Fuggerschen Komptoir gewesen, in Zeichnungen, die alle die merkwürdigen Ereignisse ihres Lebens enthalten, dargestellt. Anmerkungen und Unterschriften erläutern diese Bilder, und liefern, so wie die Zeichnungen selbst, merkwürdige Beyträge zur Geschichte der Sitten aus dem Zeitraume von 1497 bis 1561. 8) Leibnitzens schätzbarer literarischer Nachlaß, worunter mehrere seiner Handschriften. In dem Zimmer, wo dieser aufbewahrt wird, steht noch des großen Mannes antiker Lehnstuhl und einer seiner Bücherschränke. Der mir in diesen Blättern angewiesene Raum ist viel zu beschränkt, um alle die in dieser Bibliothek sich in so reichem Maße noch befindenden literarischen und numismatischen Seltenheiten nahmhaft zu machen, ich begnüge mich also nur noch zu erwähnen, daß diese unter der Aufsicht des zeitigen Bibliothekars Hr. Dr. Pertz, eines ausgezeichneten Historiographen sich in allen Zweigen vervollkommnet und erweitert. Jeden Mittwoch und Sonnabend in den Stunden von 11 bis 12 Uhr ist die Bibliothek zur Benutzung dem Publikum geöffnet; nicht minder werden gegen Empfangscheine Bekannten in der Stadt Bücher geliehen, wodurch diese werthvolle Sammlung gleichsam ein Gemeingut des Publikums wird. Von den übrigen Instituten dieser Art werde ich zu einer andern Zeit reden.

(Der Beschluß folgt.)

Wiesbaden.

(Beschluß.)

Statt der Virtuosen existirt aber, wahrscheinlich als Surrogat für dieses Bedürfniß, in unsern Kurorten ein Privilegium für sehr mittelmäßige Musikanten, gerade während der Essenszeit die Ohren und Nerven aller Gäste in den Gasthöfen zu peinigen, und einen Hauptgenuß derselben, nämlich die Unterhaltung am Tische gewaltsam zu stören. Ich bin weit entfernt Menschen, welche sich durch die Welt fideln oder blasen müssen, die Lebensmittel abschneiden zu wollen, allein es ist gewiß für den größern Theil der Badgäste, besonders aber für Nervenschwache wahrhaft grausam, sich einem solchen Ohrenzwang unterwerfen, und das Vergnügen der Unterhaltung am Tische entbehren zu müssen. Man kollektire also für die Musikanten, lasse sie an freyen Orten, an dem Brunnen und auf Spaziergängen ihre Kunst zeigen, räume ihnen aber kein Recht ein die Patienten noch mehr zu quälen als diese es schon durch ihre Uebel sind. Das Herzogthum Nassau ist reich an allen schätzbaren Produkten der Erde. Seine herrlichen Weine reizen zu übermäßigem Genusse des Rebensaftes, und die Mineralquellen heilen wiederum wie Achilles wohlthätige Lanze die geschlagenen Wunden, dessen nachtheilige Folgen. Alles ladet die Fremden zum Besuche seiner Bäder ein, und selbst der Mauthcerberus an der Gränze erforscht während der Kurzeit nur die Eingeweide der Güterwägen, und drückt freundlich die Augen zu, wenn er Kurgäste wittert. Die Polizey ist thätig, ohne Jemand zu belästigen, erhält die Lebensmittel gut und wohlfeil, und hat der widerlichen Betteley kräftig gesteuert; auch von Prellereyen der Wirthe hört man wenig. Ueberall ist der Gemeindehaushalt musterhaft geordnet, und Wiesbaden dadurch in den Stand gesezt worden ansehnliche Summen auf seine Verschönerung zu verwenden.

Der Herzog ist reich, großmüthig, und weiß den Sinn für das Schöne zu beleben. Warum sollte also Wiesbaden in seinem so glücklich begonnenen Wachsthum nicht besonders gedeihen? Der nächste Wunsch, welcher sich indessen, besonders den noch beweglichen Gichtpatienten aufdringt, ist der, daß die Stadt ihre Hauptstraßen mit breiten Steinen belegen, oder wenigstens darin Trottoirs von breiten Steinen anbringen lassen möge, um den Fußschwachen die gelinde Bastonade zu ersparen mit welcher dasselbe durch die spitzen kleinen Straßensteine gerade an dem Orte noch gezüchtigt werden wo sie ihre Uebel so gerne ganz vergessen wollten. Bey der großen Menge schöner blauer Steine, welche die nahen Berge liefern, kann diese nothwendige Verbesserung unmöglich großen Kostenaufwand erfordern, und würde die Annehmlichkeiten des Ores in den Augen der Fremden wesentlich erhöhen. Es ist bereits zu viel geschehen als daß diesem Uebelstande und einer so fühlbaren Unbequemlichkeit nicht bald abgeholfen werden sollte, und die Patienten länger nur auf einem solchen Dornenpfade zu den herrlichen Umgebungen des Kursaals sollten gelangen können. Auch fehlt es in der schönen Platanusallee vor den vier Jahrszeiten, wo man die Fremden ankommen sehen, seine Freunde erwarten kann, und in der, ihrem Schöpfer viel Ehre machenden geschmackvollen neuen Anlage, noch an Ruhepunkten für die große Menge der nach acht Orten strömenden Menschen, welche in jeder Kurzeit die Zahl von 11000 übersteigt. In der großen Hitze, wo das Herumlaufen nur wenigen zusagt, und doch jeder die frische Luft genießen und sehen will, habe ich oft bittere Klagen über diesen Mangel führen hören. Auch lieben die Damen nicht, sich in dem Gedränge herumzutreiben, sondern wollen ruhig sehen und gesehen werden, welche große Zwecke nur durch bequeme Sitze zu erreichen sind. Den Fußschwachen aber ist es die höchste Qual oft keine ledige Sitze zu finden, wo sie sich ausruhen und zu weiten Spaziergängen stärken können. Auch diesem Mangel an Bequemlichkeit kann leicht, und wird auch gewiß bald abgeholfen werden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. November 1827.

Vom Engel, bis zum Wurm herab,
Wogst jedem du sein Schicksal ab,
Und nanntest ihn mit Namen.

Münter.

Ueber die Eyer der Kerfe (Insekten).

(Beschluß.)

7. Farbe. Die Farbe der Kerfeyer ist eben so mannigfaltig als ihre Gestalt und Zeichnung. Sie sind sehr oft weiß, und die der Spinnen wie kleine Perlen; einige sind gelb, wie die der Seidenmotte; andere pomeranzengelb wie die des rothnasigen Käfers; andere haben einen Goldschimmer, bisweilen sind sie blutroth. Ich erinnere mich, wie ich einmal überrascht war, als ich das Wasser am Ende eines Kanals in einem Garten so roth wie Blut sah. Bey der Untersuchung fand ich es durch eine unzählige Menge kleiner rother Eyer gefärbt, welche wahrscheinlich von einer Wasserschnacke herkamen. Es gibt auch Eyer von allen Schattirungen zwischen roth und schwarz; einige wieder sind blau und andere grün. Sie sind nicht immer einfarbig; einige sind gefleckt wie manche Vögeleyer, und sind auch wie Vögeleyer gestaltet. Andere sind mit verschiedenen Farben gebändert; so sind die blauen Eyer der sogenannten Kupferglucke von drey braunen Reifen umgeben, andere sind braun mit einem weißen Reif.

Viele Eyer nehmen einige Tage nach dem Legen eine sehr verschiedene Farbe an. Im Allgemeinen sind sie anfänglich weiß. Die von der Stechschnacke gehen aus dem Weißen in kurzer Zeit in eine grüne Schattierung über, und werden in einigen Stunden ganz grün und endlich grau. Die der Seidenmotte, welche anfangs gelb oder schwefelgelb sind, bekommen eine violette Schattierung. Fast alle Eyer wechseln die Farbe, wenn sie sich dem Ausschliefen nähern; dieser Wechsel hängt aber häufiger von der Farbe der eingeschlossenen Larve, welche durch die Eyerschale scheint, ab, als von einer wirklichen Aenderung im Ey selbst.

8. Zeit des Ausschliefens. Die allgemeine Regel für das Ausschliefen der Kerfeyer gibt die Aufzehrung aller überflüssigen Feuchtigkeit durch den Embryo; die Zeit ändert sich jedoch nach dem Zustande der Luft, deren Wirkung die Eyer unterworfen sind. Wie die der anderen Thiere bedürfen sie eines gewissen Grades von Wärme zur gehörigen Entwickelung der eingeschlossenen Larve. In den meisten Fällen kommt diese Wärme von der Temperatur der Luft; oft jedoch auch aus anderen Quellen. In der gährenden Rinde, in welche der Nashornkäfer, durch Instinkt getrieben, seine Eyer legt, in dem Dung, welchen die Mistkäfer zu diesem Zweck wählen, und in den modernden Pflanzenstoffen, die sich viele andere Kerfe aussuchen, muß auch ein besonderer Grad von unabhängiger Wärme vorhanden seyn.

Fabricius sagt: die Kerfe sitzen nie auf ihren Eyern; allein es ist gewiß, daß das Weibchen des Ohrwurms dieses thut, und aus dem Umstande, daß bey der braunen Wanze die Jungen ihrer Mutter folgen wie Küchelchen der Gluckhenne, könnte man wohl schließen, daß hier dasselbe statt finde.

Außer diesen Fällen werden die Eyer aller Kerfe blos durch die Wärme der Luft ausgebrütet, und ihre verschiedenen Aenderungen bestimmen das frühere oder spätere

Ausschliefen der Jungen; die Eyer solcher Gattungen, welche mehrere Bruten im Jahre machen, wie der Nesselfalter, schliefen in wenigen Tagen aus, wenn sie im Sommer gelegt werden; werden sie es aber erst gegen Ende des Herbstes, so bleiben sie gleichsam schlafend den Winter durch, und schliefen erst mit der Rückkehr des Frühlings aus. Daß dieser Unterschied dem Einfluß der Wärme zuzuschreiben ist, hat man oft durch eigens angestellte Versuche entschieden; bringt man die Herbsteyer in ein warmes Zimmer, so werden sie eben so geschwinde ausgebrütet als die im hohen Sommer gelegten. Die Eyer der Seidenmotte schliefen, sich selbst überlassen, erst nach sechs Wochen aus; in den Ländern aber, wo sie gezogen werden, bewirken die Weiber ihr Ausschliefen in viel kürzerer Zeit, indem sie dieselben in ihrem Busen tragen. Das Ausschliefen aufzuhalten, aus welcher Absicht es seyn mag, ist dagegen in vielen Fällen unmöglich. Wenn die Wärme der Atmosphäre einen gewissen Grad erreicht hat, so kann man das Ausschliefen nicht durch Keller aufhalten; und Fanjas hat bemerkt, daß die Eyer der Seidenmotte auch in einem Eiskeller ausschliefen. Die Zeit des Ausschliefens hängt übrigens nicht allein von der Temperatur ab; die Härte oder Weichheit der Schale, und vielleicht Unterschiede in der Konsistenz der eingeschlossenen Flüssigkeit machen, daß einige Eyer viel früher als andere ausschliefen, wenn sie auch gleich demselben Grade der Wärme ausgesezt sind. So schliefen die Eyer vieler Fleischfliegen binnen vier-und-zwanzig Stunden aus; die der Bienen und einiger andern Kerfe in drey Tagen; die des gemeinen Marienkäfers in fünf bis sechs Tagen; die der Spinnen in ungefähr drey Wochen; die der Werre oder der Maulwurfsgrille in einem Monat, während die von vielen Faltern und Käfern eine längere Zeit brauchen. Die harten Eyer der Ringelmotten bleiben neun volle Monate unverändert, ehe sie ausschliefen, wie die der Schwammeule, welche bereits im Anfange des warmen Augustmonats gelegt werden und doch nicht eher als im folgenden April die eingeschlossene Raupe herauslassen. Wir wissen nicht mehr von der Ursache dieser Verschiedenheit, als wir von derjenigen wissen, welche bey den Eyern der verschiedenen Vögelgattungen statt findet.

Manche Eyer ändern vor dem Ausschliefen beträchtlich ihre Gestalt und ihre Consistenz. P. Huber fand, daß die Eyer verschiedener Ameisen Anfangs walzig, undurchsichtig und milchweiß sind, aber kurz vor dem Ausschliefen an den Enden gewölbt und durchsichtig werden, mit einem einzigen, undurchsichtigen weißlichen Punkt, Wolke oder Reif im Innern. Eine ähnliche Aenderung findet sich bey den Eyern vieler Spinnen, die kurz vor dem Ausschliefen eine Gestalt bekommen, welche der der eingeschlossenen Spinne entspricht, wann sie anfängt ihre Organe zu entwickeln, indem sich die dünne und biegsame Haut des Eyes nach dem Leibe modelt.

So wie sich der Keim im Ey ausdehnt, wird er sichtbar, wenn die Eyerschale durchsichtig ist; dieß ist besonders bey den Spinnen der Fall. Wenn endlich alle Theile so fest geworden sind daß sie sich bewegen können, was bey den Spinnen am vierten bis fünften Tage stattfindet; so zerbricht das Thier die Haut durch das Anschwellen seines Leibes und die Bewegung seiner Glieder; es verläßt dann die Schaale, und macht einen Theil nach dem andern los.

Im Allgemeinen, wenigstens da, wo die Schale härter als bey den Spinnen ist, nagt das Junge mit seinen Kiefern eine Oeffnung in denjenigen Theil, welcher dem Kopf am nächsten liegt, wozu es oft mehrere Stunden braucht, wenn die Schale sehr hart ist wie bey den Ringelmotten. In manchen Fällen ist indessen die Larve dieser Sorge überhoben, indem ein Ende des Eyes ein kleines Lid oder eine Fallthüre hat, welche sie nur aufzustoßen braucht um bequem herauszukommen. Solche Lider finden sich an den Eyern verschiedener Schmetterlinge und Motten, und der gemeinen Laus. In den ausnehmend zierlichen Eyern einer Vogellaus am Grunde der Halsfedern des Goldfasans findet sich ein Lid oder ein Deckel dieser Art von halbkugelförmiger Gestalt, welcher sich in einen gewundenen Griffel endiget. Die von einer Gattung Wanzen haben außer dem konvexen Lid noch eine sonderbare Maschine, um es, wie es scheint, aufzuschließen. Diese Maschine ist dunkelbraun von horniger Substanz, und hat die Gestalt einer Armbrust; der Bogen stößt an das Lid, und der Schaft hängt mittels einer Haut an der Oberseite des Eyes. Wann das eingeschlossene Thier aus dem Ey gekrochen ist, so tritt es in einen neuen Zustand seiner Existenz, in den der Larve.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Je weniger das Volk von den Wagen zu fürchten hat, (deren Daseyn überhaupt den noch immer republikanisch gesinnten Römern ein Dorn im Auge ist) je bequemer macht es sich hier Alt und Jung, Vornehm und gering. Der Charakter des Festes ist Kindlichkeit: alles ist gut, wie die Kinder, aber auch ungesittet wie sie. Derselbe vornehme Herr, welcher seinen Sohn einlädt, seine Zuckerdüte in den Hut eines dastehenden Betteljungen zu leeren, versezt einer bildschönen Albaneserin einen Stoß in die Rippen, daß ihr der Schleyer vom Haupte fällt, ohne sich zu entschuldigen. Entschuldigung ist überhaupt in Rom, besonders aber auf dem Christmarkt, nicht Sitte; das mille pardons, welches man in Paris tausend Mal in einem Tage aussprechen hört, läßt sich in Rom kaum alle Jahre einmal vernehmen. Daher wird es besonders bey diesem Feste nöthig, sich außer der Ellnbogenweite der Römer zu halten. Gebraucht man diese Vorsicht, so haben

die Scenen auf dem Christmarkte viel Anziehendes. Wie während des Karnevals der Unterschied der Stände durch die Maske, so verschwindet er auf dem Christmarkte durch die Einförmigkeit der Kleider. Da nämlich die höheren Klassen ihre schlechtesten, die niedrigen ihre besten anziehen, so kommen sich beyde auf halbem Wege entgegen. So geschiehts, daß ein Herzog oder Graf unter einen Haufen von Lastträgern tritt, um irgend ein Spielzeug, das sie für ihre Kleinen gekauft haben, wenn es ihm gefällt, in der Nähe zu betrachten und es zum Muster beym Ankaufe für die seinigen zu wählen; so schämt sich die Gräfin nicht, einem kleinen Kohlenbrennermädchen das Tuch vom Halse zu nehmen, um zu sehen wie es ihrer eigenen Tochter steht. In den Buden steht das Publikum bunt untereinander, was täglich zwanzig Scudi und was eben so viel Bajocchi zu verzehren hat, und hilft sich gegenseitig aussuchen und handeln. Draußen sezt sich der Duca eben sowohl auf das hölzerne Pferd, um es seinem Sohne vorzureiten, als der Facchino, und nicht selten spielt der reiche Bankier ein Trompetensolo, in welches sein Schneider mit einstimmt, Beyde in der Absicht, ihren Söhnen Liebe zu den Instrumenten beyzubringen.

Uebrigens theilen sich die Christmarktsbesucher in zwey Klassen ein, die, welche ihre Kinder mit auf den Markt nehmen, und in die, welche sie zu Hause lassen. Jene möchte ich die Freygeister, diese die Orthodoxen nennen. Leztere halten die Kinder fortwährend im Glauben an den Weihnachtsmann, welcher durch den Schornstein oder durch sonst ein Loch kömmt, ja kleiden vielleicht gar einen der ihrigen an, welcher die Rolle desselben spielen muß. Den Freygeistern hingegen (und es gibt deren sogar in Rom, ob man es gleich nicht glauben sollte) ist ein solcher Betrug ein Gräuel; sie erziehen ihre Kinder zum Positiven und führen sie deßhalb persönlich in die Weihnachtsbuden, wo sie die Puppen und das Marzipan mit Händen greifen können. Für leztere ist daher oft die Herrlichkeit aus, ehe sie begonnen hat, denn gewöhnlich sind die Puppen zerbrochen und die Naschwaaren aufgegessen, ehe sie nach Hause kommen. Dann tritt die leere Wirklichkeit ein und die Kinder legen sich am Weihnachtsabend trauriger ins Bett als an den übrigen Tagen. Freudiger geht es in den Häusern der Orthodoxen zu; hier herrscht wie in Deutschland der Glaube an ein Schreckbild, nur ist auffallend, daß dazu in Rom (so wie überhaupt in Italien) ein weibliches Wesen, Befana genannt, genommen wird, während der deutsche Popanz stets männlichen Geschlechts ist. Da die Römer in manchen Dingen nicht allein wahre Kinder sind, sondern auch nach Art der Morgenländer alles gern mit Händen greifen, so wird in vielen römischen Familien, und nicht blos in denen der untern Klasse, die Befana in Person dargestellt und nimmt sich aus, wie eine der Hexen im Makbeth. Durch den Schornstein kömmt sie, so viel ich weiß, nicht, wohl aber aus einem dunkelgelassenen Nebenzimmer. Bey ihrem Eintreten wird den Kindern befohlen, sich abzuwenden, theils um sie nicht zu sehr zu erschrecken, theils damit sie der Befana nicht unter die Larve sehen. Die Beherztern schielen dessenunerachtet über die Achsel weg. In den Häusern, wo Instrumentalmusik getrieben wird, begleitet man ihr Erscheinen auch wohl vom dunkeln Zimmer aus mit einigen Harfen-, Guitarren- oder Fortepianoakkorden, unter welchen die Befana oft aus dem Stegreife (denn die Gabe der Beredtsamkeit ist ein Naturgeschenk der Römer) eine dem Feste angemessene Rede hält. Freylich hat sich, wie man mich versichert, selbst in solche Familien, wo die Eltern auf Orthodoxie halten, hin und wieder schon die Freygeisterey unter die Kinder geschlichen. Da leztere in Rom früh reif werden, so trifft sich nicht selten, daß ein acht oder zehnjähriger Bube im Augenblick, wo die Befana Miene macht, ihm für seine im verflossenen Jahre bewiesene Unart einige Hiebe mit dem Ochsenziemer zu geben, über diese herfällt und ihr Larve und Kleidung abreißt, wo dann statt der phantastischen Befana entweder das Kammermädchen, oder die Köchin, oder sonst ein weibliches Wesen dasteht und weidlich vom jungen Volke ausgelacht wird. Die Eltern, um die Existenz der Befana zu retten, geben nun das Unternehmen der Mariuccia oder wie sie sonst heißt, für einen von dieser böslicher Weise angestellten Betrug aus, jagen sie dem Scheine nach im Zorn aus dem Zimmer und erklären den Kindern, die wahre Befana werde ihrer Unart wegen, dieses Jahr nicht erscheinen, habe aber dessenunerachtet aus Großmuth und in Erwartung ihrer unfehlbaren Besserung eine oder die andere Gabe durch den Schornstein fallen lassen. Dann wird das junge Volk wie in einer Kirchenprozession in die Küche geführt, wo es die Bescheerung auf dem Feuerheerde erblickt. Den Orthodoxen unter den Kindern bleibt vor Freude und Verwunderung der Mund offen stehen und selbst die Freygeister wissen nicht, wie sie daran sind. So endet durch die Klugheit der Eltern, troz dieses prosaischen Zwischenspiels, das Fest auf eine poetisch-phantastische Weise und die Kinder legen sich eben so zufrieden zu Bett, als wenn die wahre Befana erschienen wäre. Nur muß die falsche noch lange nach dem Feste von den Neckereyen, oft von den Thätlichkeiten des Buben leiden, welchem sie den Ochsenziemer gezeigt hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover.

(Beschluß.)

Am Schlusse sey es mir noch vergönnt des freundlichen Kleeblatts der Mnemosynen, welches in der ausübenden Kunst seine goldnen Schwingen über uns ausbreitet, mit ein Paar Worten zu gedenken. Das heterogene Schwesterpaar Thalia und Melpomene hat in den rauhen Herbsttagen schon manche neue Spende dargebracht, worunter Auffenbergs „Löwe von Kurdistan." dessen glühende und blühende Sprache, so wie die scenische Ordnung dieses Stück zu dem Vorzüglichsten stempeln. Noch eine Novität war unsers Direktors von Holbein neuestes Produkt: „der Prinz und sein Sänger" so wie auch Lemberts

„Der Rache Fluch.“ Der harmonienreichen Euterpe verdanken wir Catels neue Oper: „Semiramis,“ die sich des seltensten Beyfalls erfreute. Webers „Oberon“ wird in den nächsten Tagen uns zu Theil werden; so erwarten wir auch mit jedem Tage Etzbolz's „Doppelprozeß.“ von unserm wackern Aloys Schmitt in Musik gesezt. Unsere Bühne wird diese Oper zuerst in die Scene setzen; man verspricht sich viel davon. Ein zweytes neues vaterländisches Produkt, „Aloyse,“ nach einer Erzählung von Wodomerius, bearbeitet von Herrn von Holbein, und komponirt von unserm Konzertmeister Maurer, ist jezt unter den Händen der Reinschreiber; es wird noch vor Neujahr aufgeführt werden. Die Herrn Kaytaner, Keller, Volkmar, Hauff, Katvel, Weidner, und die Damen Artour, Gehlhaar, Huber, Grill für das recitirende Schauspiel, so wie die Herrn Rauscher, Grill, Uetz, Sedlmayr und die Damen Schmid, Böhm, Nicola und Hauff für die Oper, sind die Polarsterne des Personals. Hr. Röpe hat erst kürzlich die Stelle des nach Braunschweig übergegangenen Hrn. Marrs angenommen, und füllt seinen Platz befriedigend aus. Der Bühnengäste gab es seit kurzer Zeit eine große Anzahl, unter ihnen waren uns die willkommensten Mad. Unzelmann und Hr List aus Berlin, auch Dem. Kiel, Schwester der Mad. Cornet.

Unsere Konzerte sind noch nicht im gewohnten Gange, werden es nun aber bald seyn. Würdig hat schon den Reigen eröffnet Dem. Emilie Groux aus Hamburg, eine junge, werthvolle Künstlerin. Sie war in Begleitung ihres Meisters, des bekannten Komponisten und Virtuosen A. Methfessel, nur wenige Tage hier, und gab uns ein höchst brillantes Konzert, worin sie ein herrliches Gesangstalent entwickelte, und sich eines Beyfalls erfreute, wie solcher nur den Geweiheten zu Theil werden kann. Das Resultat dieses glänzenden Debüts war ein sehr vortheilhaftes Engagement bey unserer Oper, welches sie mit nächsten Ostern antreten wird.

Die Wintergeselligkeit fängt schon nach und nach an sich zu zeigen. Bey Hofe fand bereits in diesen Tagen das erste Konzert statt. Der seit kurzem hier von unserm wackern Aloys Schmitt begründete Musikverein, aus mehr denn hundert Dilettanten bestehend, versammelt sich wiederum zu seinen Uebungen in dem Prunklokale des Hrn. Hanstein. Diese Akademie hat bereits im vorigen Jahre die großartigsten Tondichtungen executirt, als unter andern: das „Misericordias.“ von Mozart, einen doppelchörigen Gesang von Palestrina, „Josua,“ von Händel ꝛc. In den nächsten Tagen wird das „Alexanderfest“ von Händel, und zwar zum Vortheile der durch Feuersbrunst verunglückten Dorfschaft Clenze im Königreich Hannover, von diesem Vereine aufgeführt. So erfüllt derselbe mit dem reinen Streben nach Veredlung des Geistes und Erhebung des Gemüthes, wozu der gediegene Theoretiker und ausgezeichnete Praktiker Aloys Schmitt, als Dirigent dieses Instituts auf die ausgezeichnetste Weise beyträgt, zugleich den edlen Beruf, dem Hülfe Bedürfenden Beystand zu leisten. Ein Mehreres über diesen Verein zu seiner Zeit.

Georg Harrys.

London, November.

Zu dem Denkmale, welches dem verewigten Canning errichtet werden soll, sind bereits 3000 Pfund subscribirt. Diese Summe ist zwar noch sehr gering, es ließ sich aber nicht mehr erwarten, da bis jezt noch nichts weiter von den Absichten der dasselbe Vorschlagenden bekannt ist, als daß es ein Denkmal seyn soll; aber bald nach der Zusammenkunft des Parlaments wird eine Versammlung stattfinden, um über das wie und wo zu bestimmen, und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn diese Bestimmung den Beyfall des Publikums findet, die Subscription sehr reichlich ausfallen werde.

Vater Thems scheint entschlossen, den Projektenmachern unserer Zeit zu zeigen, daß man nicht immer ungestraft sein Bett und Ufer umwühlen dürfe, und wenn er sich ja am Ende der Macht der Beharrlichkeit und des Dampfes unterwerfen müsse, es doch wenigstens nicht ohne Widerstand von seiner Seite geschehen soll. Welchen bösen Streich er dem Hrn. Brunell und seinem unterirdischen Gang gespielt, ist bekannt; kaum aber hat dieser vortreffliche Baumeister ihn wieder ausgetrieben, und seine Arbeiten allem Toben des Flusses zum Troze fortzusetzen angefangen, als der alte Herr sich gegen die Gesellschaft wendet, welche ihm zur Seite in St. Katharinens, beym Tower einen Dock gräbt, und mittelst einer außerordentlich hohen Fluth und der Unterstüzung eines heftigen Nordwindes in ihre Arbeit hineinbricht, und das halb ausgegrabene Becken von acht Morgen im Umfang, und an manchen Stellen von einer Tiefe von dreyßig Fuß, innerhalb einer Viertelstunde bis zum Rande mit Wasser anfüllt, und alle innerhalb desselben befindlichen Gebäude, Gerüste und Maschinen über- und fortschwemmt. Dieß geschah am 31sten Oktober, und, was das Schlimmste, da das Wasser sich nicht mit der Ebbe zurück zog, wird daher mit ungeheurem Zeit- und Geldaufwand ausgepumpt werden müssen.

Wenn der Gang unter der Themse gelingt, so hat man zu Liverpool beschlossen einen ähnlichen, aber viel längeren Gang unter dem Merseyflusse zu machen, welchen man um so ausführbarer glaubt, da das Flußbett in seiner ganzen Breite aus Felsen bestehen soll.

Zu Chester wurde neulich der Grundstein zu einer steinernen Brücke gelegt, welche 200 Fuß im Bogen und an 60 Fuß in der Höhe messen soll. Während man alle diese Wunder in der Baukunst unternimmt und beabsichtigt, schreitet man in der Vervollkommnung dieses Wunders aller Wunder, der Dampfmaschine, durch deren Kraft das Unmögliche möglich wird, immer weiter. Der Wundarzt Gurney hat so eben ein Patent für neue und äusserst wichtige Verbesserungen in derselben erhalten. Unter andern hat er die Maschine in einen so kleinen Raum zusammenzudrängen gewußt, daß sie mit aller erforderlichen Stärke versehen, einen leichten Wagen vom Regentspark nach Highgate, einem, vier Meilen von London, auf einem steilen Hügel gelegenen Städtchen, in einem Verhältniß von sechszehn englische Meilen in der Stunde, und den Hügel hinauf in dem Maßstabe von ungefähr fünf Meilen in der Stunde zu treiben vermochte. Man hatte indessen bey dem Versuche den Wagen zu schwach gemacht, so daß derselbe bey der Rückkehr brach. Diesem Uebel soll aber bereits abgeholfen seyn, und es heißt, es werden in Kurzem mehrere Landkutschen nach seinem Plane ausgeführt werden. Wenn der Plan vollkommen gelingt, so muß er, alles andere auf die Seite gesezt, schon die wichtige Folge haben, daß mehrere 1000 Pferde unnüz werden, und das Land, welches jezt zu ihrem Unterhalte Gras und Hafer liefern muß, zum bessern Zwecke, der Nahrung des Menschen verwendet werden kann; um so nüzlicher wäre dieß, da bey der allmäligen Ausrottung der Blattern, einer verbesserten Heilkunde u. s. w. die Bevölkerung sich schneller vermehrt als je. So starben z. B. ehemals in London und dessen Bezirk jährlich an 4000 Personen an den Blattern, während im lezten Jahre nur 503 Personen ein Opfer dieser Krankheit wurden, und im Jahre 1825, wo die Seuche am heftigsten war, nur 1299. Was aus dieser Menge Leute mit all der Gelehrsamkeit, die man ihnen durch Gesellschaften, Clubs, Institute, Vorlesungen, wohlfeile Schriften, Lesegesellschaften, Schulen für Kinder von zwey Jahren und für Greise von siebzig u. s. w. eintrichtert, weiß der Himmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 23. November 1827.

Jugend welkt, der Lenz entfleucht;
Freundschaft bleibet immer.
Nicht wie Erdenglück, entweicht
Sie mit Freud und Schimmer.

Friederike Brun.

Ode.

— — — ◡ ◡ — , — ◡ ◡ — ◡ —
— — — ◡ ◡ — , — ◡ ◡ — ◡ —
— — ◡ ◡ — ◡ — —
◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —

Stets, doch immer umsonst unter dem fremden Volk
Sey's auch milde gesinnt, sucht' ich ein zärtliches
Huldvolles Gemüth, wie du bist,
Ein erwünschtes Gespräch, wie dein's.

Schönheit selbst, wie sie blüht tausendgestaltig hier,
Wohllustrausch im Gefolg äußerster Weichlichkeit,
Lehrt blos, wie geschwind zu Rauch wird
Die bewegliche Glutbegier.

Halbgleichgültig besah dieß Paradies ich sonst,
Das dein finsteres Thor scheidet, o Posilipp!
Gleichgültig des Mondes Diskus
In die Welle des Golfs getaucht.

Einsam wandelt' ich durch's Menschengewühl der Stadt,
Kaum einsamer des Nachts nieder am öden Strand,
Lautlos. Die Gestirne schwiegen,
Und das Meer und der Berg Vesuv.

Als trübsinnig sofort, freudeverarmt ich ging,
Ja, da führten heran heilige Segel mir
Vom Grabe des Aeschylus dich
An die blühende Gruft Virgils.

Mehr, als Jedem, o Freund! kannst du ein Trost mir selbst:
Langher war so verwandt meinem Gefühle kein
Augapfel, und keine Stimme
So erfreulich und süß dem Ohr!

Horch! dein Mund, er beschreibt jener Cyklopenschaar
Felskluft, schildert Palerm's reifen Orangenwald,
Malt Agrigents Gefild aus
Mit der dorischen Pracht im Staub.

Zweyfach haben begabt schützende Geister dich:
Lehrling bist du der Kunst, welche das Auge lockt
Durch farbigen Reiz und fügst auch
In den rhythmischen Gang das Wort.

Wenn einst wieder du schwebst über des Nordens Eis,
Wann Parthenope's Golf blos in der Seele dir
Nachtönt und Gebürg und Inseln
Wie ein dämmernder Traum erstehn:

Ja, dann wisse, daß fern deiner gedenkt ein Freund
Liebreich. Deinem Gesang wünscht er den kräftigen,
Hochwolkigen Schwung des Adlers,
Und den flüssigen Weg des Schwans.

Graf v. Platen.

Der Mädchenmarkt in Rolle.

Mädchenmarkt in einer Schweizerrepublik? treibt man solchen Handel am Genfersee? an dem schönen Gestade, wo Rousseau geboren wurde, Bonnet und der edle Pictet

lebten, und Saussure dem Himmel näher trat? in dem Land, wo bisher so freyes Menschthum zu Hause war? Ja, lieber Leser, ereifre dich nur nicht, so ists: von dem Mädchenmarkt in Rolle will ich dir erzählen.

Der 3te Mai war ein Sonnabend wie du weißt. Da freuten und schickten sich Hunderte auf den folgenden Sonntag, wo zu Fuß bey guter Zeit, oder in einseitigem Char oder mit dem Dampfboot nach Rolle zu dem weitberühmten Markt gefahren werden sollte. Schon um drey Uhr Nachmittags sah man mancherley Leute auf St. Antoine herumschleichen, um das Wetter zu erkunden, ob keine Bise — schwarze oder weiße — oder gar Wind zu fürchten sey, der vom Fort de l'Écluse her immer Regen bringt, und den Genfern schon manche Freude zu Wasser gemacht hat. Unter den Spähenden war auch ich, denn mir lag die Fahrt nach Rolle nicht wenig am Herzen. Zwar wollt' ich kein Mädchen da gewinnen, wie so viele andere, ich hoffte aber ein schon gewonnenes da zu sehen. Aufrichtig gesprochen stand es um Wind und Wetter bedenklich. Von der Dent de morcles, du midi, den Diablerets und überhaupt von Wallis und Savoyen her drohten rabenschwarze Wolken, und am Jura und im Rhonethale sah es auch schlecht aus. Drückende Hitze und schwüle Luft verkündeten ein nahes Gewitter. Hätten mir das nicht meine sehenden Augen gesagt, ich hätte es müssen an meinen Umgebungen gewahr werden. Die Hühner, die vorher immer verständig ab und zu gegangen waren, zogen sich nun in ihre Schuppen zurück, der Professor auf der Sternwarte machte seinen Guckkasten zu und die zahlreichen Bonnen, die, im Vertrauen gesagt, nicht immer bonnes sind, packten die Kleinen auf und zerrten sie vom Gras und aus dem Sande weg, wo sie weinend ihre Blumen und hübschen Steinchen verließen, unbekümmert um kommende Ungewitter! Es war aber die höchste Zeit. Auf dem See ging's bald bunt her. Sieh! unsere Gewitter in Deutschland, zumal in dem flachen Theil, sind nur schlechte Gypsabgüsse von so einem ordentlichen Unwetter über dem dunkelblauen Seespiegel, wo der Donner nicht aus dem Riesenbecken des Leman hinauskann, an den savoyschen Bergen anprallt, die ihn an die Jurawand zurückwerfen, wo er dann in den herrlichsten Abstufungen durch die rauhen Thäler und Schlüchte in die lachende Tiefe rollt und da langsam verhallt. Ja, und diese Blitze! Das sind keine so matten Schlängelein wie bey uns. Zuckende Lavaströme sinds, die da über dem See von einer Wolke in die andere fahren, oder in ungeheuern Massen herunter in die geschwollenen Wogen zischen. Und diese Wellen! meynst du, sie seyen nichts werth? Saphyrblau mit schwerem, breitem Silbersaume, und darauf die Blitze in röthlichen Flammen geworfen. Das dauerte so bey zwey Stunden. Mehrere Gewitter bekämpften sich wie gewaltige Ungethüme. Das dritte kam sachte aus einer Bergschlucht hervorgeschlichen, gerade wie es die andern am wenigsten dachten und sich schon müde geblitzt und gedonnert hatten. Kaum war es aber heran, als es mit Ungestüm über die beyden herfiel und ihnen solche Lagen gab, daß sie bald in unwilligem Regen zerflossen. Das Sieges-Wetter, nun Meister des Schlachtfeldes, brauste und zischte und grollte noch einige Male, dann aber ging es auch heim, d. h. es schüttete sich in den See. Wer nun aber an meinem Fenster beym Hafen ein Maler gewesen wäre! War es doch, als ob der Himmel sagen wollte: ich habe euch die Herrlichkeit meiner Stürme und meiner Donner gezeigt, jetzt seht den Glanz meines Friedens! — Kurz, es wurde über ein Kleines wieder so schön, daß die Leute aus ihren Häusern hervorkamen und nach mehrfachen Exclamationen die schönsten Pläne für morgen machten. So ist der Mensch, kaum ist die Gewitterluft vorüber, so baut er schon wieder Schlösser auf des Himmels Blau.

Wer war nun froher als die niedlichen Gold-, Silber-, Schmuck-, Uhren-, Seiden-, Linnen-, Putz, Huth-, Strumpf-, Laden- und sonstigen Mädchen aus dem hohen und nicht hohen Theil der Stadt, aus Carouge und allen Winkelchen, denen es nun vergönnt war, die Enge und Mühe der Woche in neuem Huth oder Kleide an der Seite des „Freunds" zu vergessen! Wenn es sich den Sonnabend zum Regen neigt, ist den Leutchen nicht nur eine Sonntags-, sondern die ganze Wochenfreude verdorben; denn wie viel hängt bey ihnen nicht an so einem Sonntage!

Es wurde nach und nach still in den Straßen, und um eilf waren auch die Unruhigsten zu Bette; zuletzt gingen die hellen parabolischen Laternenlichter schlafen. Der Sonntag Morgen graute in freundlichem Blau und die Sternlein zogen heim, als es um die Ränder der Voirons hell und immer heller und zuletzt ganz goldig wurde, wie um Fiesoles Engelsbilder. Kurz, es kam der schönste Morgen herauf.

Halb acht läutete der Wilhelm Tell zum ersten Male, und als seine Glocke zum zweyten rief, kamen die geputzten Leute aus allen Gassen, und es war da schon ein Lachen und Freuen und Schäkern, als ginge es zur Kirchweih. Unser Dampf-Tell, der übrigens doch kein Hans-Dampf ist, weil er sich von allen hiesigen Dampfbooten am besten hält, liegt mitten im Hafen, und man muß zu Kahn dahin fahren. Drey der größten gingen immer hin und her. Auch ich schiffte mich ein und kam neben einen hübschen jungen Menschen mit einem Reiseranzen zu stehen, dem große Thränen in den Augen standen, ein sonderbarer Anblick neben den Freudengesichtern um ihn her. Bekanntlich gibt es keinen schnellern Dämpfer der Lustigkeit als der Anblick einer Thräne, und es ist als ob aus ihr zarte Schmerzatome nach allen Seiten ausgingen. Es wird gleich Alles still.

Die dritte Glocke hatte schon das Zeichen zur Abfahrt

gegeben. Solches ging aber heute nicht so schnell, denn man kann doch die Leute am Ufer nicht stehen lassen, die mitfahren wollen. Endlich — als auf dem zweyten Platz kein Apfel mehr zur Erde kommen konnte — rauschten die Räder und das Schiff ging durch die Hafenketten.

Auf dem ersten Platz fand ich im Grund wenig Leute. Die Herzogin von O. aus Morges mit ihren Damen, einige Alters- und daher auch ehrenfeste Frauen du haut aus Lausanne, zwey nette Mädchen aus Genf mit ihrer Mutter, ein Paar Staatsräthe ebendaher, drey Engländer und ein dicker alter weißgepuderter Spaßmacher aus Ferney. Von allen kannte ich nur die Herrn und Damen von Genf. Aber unten im Salon und im Boudoir der Damen waren wohl noch ein Dutzend Leute, wie mir der Kapitän sagte.

Es war mir schon recht, daß der Wilhelm Tell so langsam ging und nichts von dem rasch vorschreitenden Wesen seines Helden hatte, der an der Prora steht; denn um nach Rolle zu kommen, hatten wir lange Zeit, und die Ufer, zwischen denen wir hinfuhren, waren in vollem Blüthenschmucke und nahmen sich in der üppigen Vegetation wunderschön aus. Freylich ist an dieser engen Stelle des Sees die Landschaft Abends am reizendsten, weil dann die grandiose Wand des Montblanc und der Vorgletscher, und die savoyschen Alpen und die schönen Genfer Dörfer in reichem Licht- und Farbenschmuck daliegen. Am Morgen dagegen ist der Jura und das herrliche Land vom Fuß bis an den See mit seinen hundert Dörfern und Landhäusern besonders schön. Es gibt doch wohl nichts Malerischeres in unserer mitteleuropäischen Vegetation als die blühenden Kastanien- und Mandelbäume. Aber man betrachte eine schöne Landschaft ja nicht anhaltend. Sie gewinnt, je öfter man den Blick wegwendet, und das Auge gelangt nicht zu dem Grad von Trunkenheit, ich möchte sagen Müdigkeit, wo es am Ende nichts mehr sieht, wie in einer großen Bildergallerie. Dieß habe ich an diesem Zaubersee schon oft erfahren; darum wandte ich meinen Blick vom Montblanc weg und heftete ihn auf den gepuderten Kahlkopf des Ferneyer Herrn, der schon im besten Konversationszug mit den Lausanner Damen war. Der Mann hat ein kleines Gut in Ferney, und seinem Alter nach kann es wohl seyn, daß er Voltairen gekannt hat, was er zum Ekel wiederholt, und ein großes Gewicht darauf legt. Auch ich hörte ihm eine Viertelstunde zu, da aber nichts als altbekannte Anekdötchen und kein neuer pikanter oder charakteristischer Zug von Voltaire zu vernehmen war, langweilte mich das Klatschwesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus der Pekinger Zeitung vom Jahr 1824.

Kosackeneinfälle, kaiserliche Verordnung.

Wir haben ein Memorial von Ah-tse-heang-ah erhalten, worin gemeldet wird daß Ha-sa-kih (Hassacks, Kosakken) von Tschen-tar-li, durch einen der Pässe auf der Gränze von Ko-pu-lo Einfälle gemacht, und mehrere Stücke Vieh weggeführt, und einen Hirten angefallen und verwundet habe; auch der Offizier Tscha-kih-sang-ah den Räubern nachgeschickt worden, und von dem Passe Hwup-ma-li-la-hu zurückgekehrt ist, ohne einen einzigen zu ergreifen u. s. w. Da die Hassacks sich nahe bey dem Passe Ta-urh-pa-ha-tae befinden, welcher an die russische Gränze stößt, so ist die Ergreifung dieser Räuber von der äußersten Wichtigkeit. Seit einiger Zeit haben die Hassacks alle Jahre räuberische Einfälle gemacht; es ist nothwendig daß sie ergriffen und streng bestraft werden, um die Ausländer abzuschrecken und sie die Völkerrechte kennen zu lehren. Wie trifft es sich daß der gegen die Räuber abgeschickte Offizier in so langer Zeit auch nicht einen gefangen hat? Seine Nachlässigkeit war sehr groß. Der Befehlshaber meldet daß ein anderer Offizier, Ta-lang-ah, seitdem abgeschickt worden um die Räuber einzufangen. Laßt Tscha-kih-sang-ah noch immer zu Hwup-ma-li-la-hu bleiben, und sich aufs Aeußerste bemühen die Plünderer aufzusuchen. Sollte er aufs Neue Ausflüchte machen, so wird er aufs Strengste bestraft werden. Wenn man entdeckt durch welchen Paß Tschen-tar-le hereingekommen, so soll der Offizier der denselben so nachlässig verwahrte, gemeldet und abgesezt werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 9. Nov.

Es war in den lezten Tagen dieses heitern Herbstes, an welchen unser hochverehrter und geliebter König Anton mit seiner Gemahlin Marie Theresia, Schwester des jezt regierenden Kaisers von Oestreich, in unsern Mauern einzog, um die feyerliche Erbhuldigung auch hier, wie in den andern Kreisstädten des Landes einzunehmen. Der von ihm seit seinem Regierungsantritt behauptete Grundsaz, auf dem Wege seines verewigten Bruders fortzugehen, hat ihm das Vertrauen aller seiner Unterthanen erworben. Der herablassenden Güte und Menschenfreundlichkeit aber, hatte sich an allen Orten seines Landes, durch welche das königliche Paar zog, die Herzen noch weiter als die Ehrenpforten aufgethan. Mit um so größerem Verlangen sahen daher die Bewohner Leipzigs den festlichen Tagen entgegen, an welchen sie ihren neuen Beherrscher an der Seite seiner verehrungswürdigen Gemahlin laut begrüßen, und ihnen die Huldigungen der Ehrfurcht und Liebe darbringen konnten. Schon die Vorbereitungen dazu brachten eine ungewöhnlich geschäftige Thätigkeit hervor. Straßen und Häuser schmückten sich, zahlreiche Gäste von Fern her strömten in die Stadt, als sollte die kaum vergangene Messe von Neuem beginnen. Es war eine fröhliche Regsamkeit und Erwartung herrschend, wie die der Kinder wenn die Weihnachtsfreude nah ist; denn den theuren Vater und die Mutter wollten ja die Kinder empfangen.

Unter allen **öffentlichen** Vorkehrungen zeichnete sich die vor dem Grimmaischen Thore im prächtigsten korinthischen Style errichtete Ehrenpforte aus, welche der einsichtsvolle Hr. Geutebrück, Universitätsbaumeister und Lehrer an der hiesigen Akademie für zeichnende Künste erfunden, aus leichten Stoffen mit großem Geschmack ausgeführt hatte. Der längst erwartete Tag des königlichen Einzugs erschien. Es war der 23ste Oktober, gegen 5 Uhr, als das königliche Paar, eingeholt von einer aus angesehenen hiesigen Einwohnern bestehenden freywilligen Ehrengarde zu Pferde, und von einer Menge blasender Postillons und Jäger begleitet, mit ihrem Gefolge durch die dichtgedrängten Reihen des ihm zujubelnden Volkes fuhr, und an der erwähnten Ehrenpforte von den Deputationen des Magistrats, der Kommunrepräsentanten und der Kaufleute mit ehrerbietigen Grüßen und Glückwünschen empfangen wurde. Darauf fuhr der königliche Wagen, währeend die Posthörner mit hellem Klange die Melodie des Königsliedes erschallen ließen, langsam durch die Reihen der anständig uniformirten Bürgerschützen, durch das innere Thor und die Grimmaische Gasse, wo eine Haie von leichter Infanterie und Kavallerie gebildet, dem festlichen Zuge durch das wogende Gedränge des Vivatrufenden Volkes Raum machte. In ihren, durch die Fürsorge des Magistrats elegant ausgestatteten Zimmern angekommen, nahmen nun die königlichen Majestäten die ehrfurchtsvollen Bewillkommnungen der Ritterschaft, der Universität, welche eine lat. Festode vom Hrn. Professor Ritter Hermann gedichtet (und auch ins Deutsche übersezt) überreichte, des Stadtmagistrats und der übrigen Deputationen an, und empfingen die ihnen von einem Kranze von Jungfrauen aus den angesehensten Familien dargebrachten, mit eignen Händen gefertigten Kunstarbeiten, so wie die poetischen Worte, welche jene dazu abwechselnd sprachen. Alles war von der Huld des innigst gerührten königlichen Paares entzückt. Am Abend begab sich der König (die Königin war von der Reise sehr ermüdet) in das festlich geschmückte und erleuchtete Theater, wo ihm ein lautes Vivat wiederum entgegenschallte, und Webers Oberon (zum drey-und-dreyßigsten Male) mit neuen Dekorationen ausgestattet, aufgeführt wurde. Der Feensaal, in welchem Oberon in der ersten Scene auf einer Estrade schlafend erschien, war in der That feenhaft und von herrlicher Erfindung. Eine neue Ansicht von Bagdad war an die Stelle der frühern gekommen, im Kolorit wahr und lebendig, aber vielleicht etwas zu sehr zerstreut in Hinsicht der Architektur. Alle übrige Scenerey war glänzend eingerichtet und des hohen Festes würdig. Daß es die Aufführung von Seiten der Sänger nicht in demselben Grade war, war nicht die Schuld der Direktion. Nach dem ersten Akte entfernte sich Se. Majestät um zu seiner Gemahlin zurückzukehren; und ein feyerlicher Aufzug von gegen tausend der hiesigen Studirenden begab sich vor das königl. Haus, wobey mehr als 400 Fackeln den Markt erhellten, und feurige Wünsche für den König und sein hohes Haus im lauten Jubel festlicher Gesänge die Nacht durchdrangen. Auch ward dem Könige von der studirenden Jugend hierbey ein vom Prof. **Clodius** verfertigtes deutsches Gedicht überreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Man kann keine Zeitung in die Hand nehmen, gleichviel ob eine Londoner oder eine aus den entferntesten Provinzen, ohne daß man von neuen Anstalten zum Unterricht des Volkes, oder von den Fortschritten einer älteren lese. Alle scheinen den besten Fortgang zu haben, und man hört selten daß eine derselben aus Mangel an Theilnahme oder Mittel zu Grunde gegangen wäre; und manche blühen auf eine Weise, welche wirklich Erstaunen erregt. Da ist z. B. die London Western Institution, welche erst vor zwey Jahren gestiftet worden, und, wo ich nicht irre, bereits 3000 Mitglieder zählt, die für die jährliche Subscription von zwey Pfund ein trefflich versehenes Lesezimmer, Unterricht in Sprachen und Vorlesungen über die wichtigsten Gegenstände des Wissens finden. Das Londoner Handwerkerinstitut, welches für eine niedrigere Klasse berechnet ist, hat ein eben so gutes Gelingen, und die Handwerker finden in demselben fast eben so guten und mannigfaltigen Unterricht als die Schreiber, Handlungsdiener, Krämer u. s. w. in jenem genießen. Es ist ein wahres Treibhauswerk. Die unter dem Schutze einer Gesellschaft erscheinende Reihe von Abhandlungen unter dem Titel: Library of Useful knowledge (Bibliothek der nützlichen Wissenschaften) wird regelmäßig fortgesezt, und hat einen großen Abgang, welchen sie auch wegen ihrer Trefflichkeit verdient. Es erscheint alle vierzehn Tage ein Stück von sechszehn Octavseiten, eng gedruckt, mit doppelten Spalten, und mit vielen guten Holzschnitten versehen, für den geringen Preis von sechs Pence; und man hat bereits fünfzehn Stücke herausgegeben, wovon das erste über die Zwecke, Vortheile und Genüsse der Wissenschaft, bekanntlich von Hrn. Brougham ist, die übrigen handeln über die Natur des Wassers und über Wasserkunst, über die Luft, über die Wärme, über Mechanik, drey Abhandlungen über die Mechanik der Thiere, über die Optik und über optische Instrumente, über die Physiologie der Pflanzen, und eine populäre Nachricht von Lord Bacons Novum organum scientiarum. Einige dieser Abhandlungen sind freylich nicht so faßlich dargestellt als sie es hätten für diejenigen Klassen seyn sollen, für deren Belehrung sie eigentlich doch bestimmt sind, und sind ohne einige Kenntniß der Mathematik, kaum verständlich, aber dieß liegt wohl zum Theil in der Natur der Sache.

Vor ein Paar Tagen forderte ein Schreiber in einer Bleymühle einen hiesigen Bäcker auf Pistolen heraus, da der Bäkker aber noch nicht so weit in der Verfeinerung fortgeschritten war daß er es für nothwendig hielt sich seiner Ehre halben eine Kugel in den Leib schießen zu lassen, so wandte er sich an den Magistrat, der den streitsüchtigen Federhelden auch sofort verhaften ließ.

Vor einiger Zeit starb in Indien ein gewisser Obristlieutenant Lyons, welcher in seinem lezten Willen ein Landgut in Irland dazu bestimmte, um dreyßig bis vierzig Knaben nach dem Fellenbergschen Plan erziehen zu lassen. Der Plan war aufs Genaueste entworfen, und Lehrern, Zöglingen, Aufsehern u. s. w. ihre Besoldung und Pflichten aufs Genaueste vorgezeichnet. Unglücklicherweise aber hatte er vor seinem Tode die zu diesem wohlthätigen Zweck bestimmten Ländereyen noch nicht gekauft, weßwegen sein Testament, obgleich er Vermögen genug hinterlassen, in dieser Hinsicht nichtig ist.

Ich erwähnte in meinem Lezten der Verhandlungen des asiatischen Vereins. Der in drey Abtheilungen erschienene und eben vollendete erste Band enthält vier-und-dreyßig Aufsätze und Uebersezungen von der Feder gelehrter sowohl als praktischer Männer, welche theils durch Mittheilungen neuer oder älterer, aber weniger bekannter Thatsachen, theils durch spekulative Vergleichungen und Betrachtungen über die morgenländische Länder-, Völker- und Sprachkunde viel neues Licht verbreiten, besonders über Hindostan und das angränzende Gebirg und China. Für eine nähere Auseinandersezung ist das Werk etwas zu gelehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. November 1827.

Lächelnd stand das Veilchen da
in dem stillen Reize; sah
nach Bewunderern sich nicht um;
Demuth war sein Eigenthum.

Caroline Rudolphi.

Annchen Halliday.

Von Anna Porters.

Ein freundlicher Pachthof an den Ufern des sanft geschlängelten Tay war der Schauplatz von Annchen Hallidays Kindheit und Jugend. Sie war eine Waise. Die Besitzer des Pachthofs, Freunde ihrer guten Eltern, hatten sie zu sich genommen und erzogen sie mit ihrem einzigen Sohn. Alan Forsyth war zwar um sechs Jahr älter, aber seine sanften Neigungen machten ihn zum Theilnehmer ihrer kindischen Spiele und später ihrer jugendlichen Freuden. So mußte ihr trauliches Verhältniß mit den Jahren wachsen; aber wie Annchen ihren sechszehnten Geburtstag feyerte, nahm Alan zum ersten Male wahr, daß ihre Neigung für einander von ganz verschiedener Art war. Sie war nun aus einem zarten Kinde zu einer blühenden Jungfrau erwachsen; zwar behielt ihre Haut die Lilienweiße ihrer ersten Jahre, aber Wangen und Lippen schimmerten im Glanz der Gesundheit; ihre Gestalt, obgleich schlank und zephyrleicht, hatte die reizendste Fülle, und oft ward Annchens kleiner Fuß von den Jünglingen als der schönste aller barfüßigen Mädchen gerühmt. Ihre kleine Hand, ihr schönes hellbraunes Haar, das in leichten Locken die weiße Stirn umschattete, machten sie zum schönsten Mädchen des Thales.

Vater Forsyth und seine Hausfrau waren insgeheim ganz stolz auf ihr hübsches Annchen. Wenn sie ihre niedlichen Hände loben hörten, that es ihnen leid sie die Kühe melken zu sehen, und oft fand die Mutter Mittel ihr den rauhen Haberbrey durch ein Milchmus zu ersetzen. So ward Annchen, ohne daß es die Andern beabsichtigt hätten, bewogen sich selbst zu achten, da sie sich vor Andern ausgezeichnet sah, und dieses blieb gewiß für ihre Ausbildung nicht ohne Erfolg.

Nachdem sie erwachsen war, ließ sie sich mit den Jünglingen des Thals nie zu vertraulichen Scherzen herab, und doch war kein Mädchen so fröhlich wie sie bey Jahrmärkten oder hochzeitlichen Festen. Ihr freundliches Antlitz verbreitete schon Heiterkeit, und wenn sie nicht immer etwas Lustiges zu sagen wußte, war es doch gewiß etwas Herzliches, Gutes, so daß Alt und Jung sich auf Annchens Unterhaltung freute. Annchen war gar früh berufen worden, trotz ihrer lieben Fröhlichkeit recht ernsthaft zu seyn. Mutter Forsyth starb, wie sie noch nicht zwölf Jahr alt war, und seit der Zeit wurde sie von Dankbarkeit gegen das Andenken dieser lieben Pflegemutter bewogen, dem guten alten Wittwer seine vereinzelte Häuslichkeit durch die herzlichste Pflege und einen Fleiß, eine Sorgfalt zu erleichtern, die weit über ihre Jahre hinausgingen.

So wie Alan heranwuchs, flößte ihm Annchens moralischer Werth fast eine noch lebhaftere Anerkennung ein als ihre Schönheit. Auch auf ihn erstreckte sich ihre Vorsorge; wenn er vom Felde oder vom Markte, den er jezt meistens an des alten Vaters Stelle besuchte, nach Hause kam, saß Annchen singend am kleinen Wiesenbach, seiner Ankunft entgegen sehend, und eilte, wenn sie ihn aus dem

Erlengebüsch hervortreten sah, nach Hause, sein Mahl zu bereiten. Alan sorgte für die Reinlichkeit des Hofs und der Scheunen, er hielt die Hecken im Schnitt und puzte die Bäume; Annchen fegte das Haus, hielt die kleinen Fenster glänzend hell, ordnete die alten Delfterschüsseln auf dem Wandbrett und stellte gern einen Topf mit frischen Wiesenblumen auf das Gesims. Alan war ein vernünftiger Jüngling; er wußte wohl, daß Annchen, wenn sie thöricht, eitel, verschwenderisch gewesen wäre, sich nicht für des wohlhabenden Pächter Forsyth einzigen Sohn gepaßt hätte; allein sie war ein Schatz von Häuslichkeit und Fleiß, sie ersparte, erarbeitete mehr wie ein reicher Brautschatz eindringen kann, und so konnte er mit Recht überzeugt seyn, daß kein anderes Mädchen sich wie sie zu seiner Frau passe. Annchen hatte nur eine Neigung, die einer vollendeten Hausfrau nicht gestattet werden kann, um derentwillen Alan sie aber doch noch herzlicher liebhaben mußte; das war ihre nichtberechnende Wohlthätigkeit. Man konnte die Zahl der Bettler, die in dem Pachthaus den Tag über eingesprochen hatten, genau an der Leere des Milch- und Mehlfasses berechnen, und wenn Annchen es selbst gewahr ward, nahm sie ganz vorsichtig das Mäßchen nur halb voll im Milch- und im Mehlfaß; wenn aber des Armen Bettel-Topf dabey leer blieb, tauchte sie schnell noch einmal in den fast erschöpften Vorrath, als käme es nur darauf an, jenen zu füllen. War es ein Wunder, wenn Alan das Mädchen von ganzer Seele liebte? er that es, und mit heiterer Zuversicht, denn er war es sich bewußt, daß Annchen keinen der anderen Burschen, die ihr nachgingen, lieber hatte wie ihn. Seine rechtliche, pflichtgemäße Denkart legte ihm aber auf, den Schluß seines ein- und zwanzigsten Jahres abzuwarten, bevor er Annchen von seinem Vater zum Weibe begehrte, und bis dahin wollte er durch Fleiß und häusliche Ordnung seinem Vater beweisen, daß er einem Hauswesen vorzustehen wohl geschickt sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mädchenmarkt in Rolle.

(Fortsetzung.)

Die Herrn und Damen von Genf mochten den Schwätzer schon kennen, denn sie hörten gar nicht auf ihn. Ich nahm mir aber doch die Mühe, den gepuderten Zopfmann zu fragen, wie er Voltaires Bekanntschaft gemacht habe? Das war Wasser auf seine Mühle. „O Herr, das muß ich Ihnen haarklein erzählen. Zuerst waren wir Beyde Franzosen, Voltaire und ich. Das ist schon ein Band; überdieß wurden wir aber auch sehr bald recht gut miteinander bekannt. Bey ihm war nämlich ein alter Bedienter, ein Vetter des Gärtners, der noch auf dem Schlosse Ferney lebt. Dieser Bediente hatte einen Neffen, mit dem ich sehr gut war. Wenn nun Voltaire in seiner Pirutsch nach Genf fuhr, halfen wir ihm Einsteigen, oder sahen doch zu, und leiteten auch zuweilen das Pferd zum Thor hinaus. Wie oft hat er mir da gesagt: Je vous remercie Mr. C... Vous êtes toujours honnête? Guter Gott, wie oft habe ich ihn im Garten spazieren sehen! Dabey muß ich Ihnen sagen, wie er gekleidet war und wie er ging. Sehen Sie —“ Ich sah aber nicht, sondern drückte mich still weg auf den zweyten Platz, wo es indessen etwas lichter geworden war, weil viele Leute in den Saal hinunter stiegen, um bey schlechtem Bier und gutem Wein das in Körben und Taschen mitgebrachte Frühstück zu verzehren. Fröhliches Geschwätz, Lachen und Schäkern tönte herauf und dasselbe ging auch oben von Mund zu Mund durch die Reihen, die sich da recht bunt gebildet hatten. Ich erkannte hier alle die Leutchen, denen gestern das Wetter so schwer auf's Herz gefallen war, und hernach die Sonne wieder so tröstend hineinschien. Ich gerieth in unwiderstehliches Lachen über ein sehr zweydeutiges Persönchen aus der Rue neuve, die ihrem Freunde ernstliche Vorwürfe machte: „Vous voyez des personnes qui ne sont pas de ma Societé.“ Dieß Wort Societé kennt man in Deutschland gar nicht in seiner rein französischen Bedeutung. Der Schuhputzer und Packträger hat so gut die seinige und hält darauf, wie der Chevalier de St. Louis und die Vikomtesse. In dem Mund einer so vielseitigen Person klang das aber wirklich sehr drollig, zumal sie es zu einem angehenden Schneiderlein sagte, dem leicht jede Societé recht seyn muß. Auch gab er der „Freundin“ keine Antwort, mich aber zog es nach dem Boaspriet hin, wo ich den traurigen jungen Menschen bey der Glocke einsam sitzen sah. In seiner Hand hielt er eine leere Pfeife. Das Bild auf dem Porzellankopf schien ihm sehr werth, denn er betrachtete es lange und steckte dann die Pfeife ungebraucht wieder in die Tasche. Durch eine glückliche Wendung gewahrte ich, daß es Schillers Bild war. Nun wurde es mir leicht, den hübschen Menschen deutsch anzureden. Das schien ihn zu freuen und er gestand mir, wie verschämt, daß er sehr an Schiller hänge und ihn in Deutschland oft gelesen habe; aber in der wälschen Schweiz sey das anders, da verstände man ihn nicht, wenn man ihn auch lesen könnte; Schiller sey gar ein lieber Freund, wenns einem weh ums Herz wäre; und dabey wurden ihm die Augen wieder feucht. Bald gab nun ein Wort das andere; der junge Mensch faßte Vertrauen zu mir und erzählte: „Ich bin aus Braunschweig gebürtig, und meines Zeichens ein Schreiner und habe drey Jahre in Genf bey Herrn F. in der Rue des belles filles gearbeitet. Fast gegenüber von uns wohnte Madam M., und bey der war —“ da stockte es — „war ein Mädchen,“ fuhr ich fort. „Herr Je, Sie wissens also?“ fragte er ganz erfreut. „Ich weiß nichts, ich denke nur so.“ — „Nun

da haben Sie es auf den Nagel getroffen. Ein gar liebes, stilles, sittsames Mädchen war da als Jungfer in Dienst. Ich hatte sie schon lange gern gesehen, sie that aber immer als merke sie es nicht; sie hat es aber wohl gemerkt. Wie nun vor zwey Jahren der Brand in unserer Straße war, wo der junge Herr Pictet verunglückte, arbeitete ich auch mit, wie es meine Pflicht war, und half einen armen Mann retten, der sonst im Feuer umgekommen wäre. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Ihnen das erzähle, es ist keine Ruhmredigkeit von mir, aber — Sie begreifen sonst die Sache nicht. Nun, dafür haben sie mich nachher bey dem Stadtrath oder Staatsrath, oder wie sie es nennen, belobt; mein Gott, das hätte auch ein Andederer gethan. Nun, Mamsel Fanny muß das erfahren haben, denn von der Zeit an merkte ich, daß sie mir gut sey, sie drehte den Kopf nicht mehr weg, wenn ich sie ansah, und wenn das lange dauerte, so wurde sie wohl gar roth, ohne mich anzusehen; es dauerte aber immer lang, und so kamen wir von Einem zum Andern und sie versprach mir, sie wolle mich heirathen, wenn ich im Lande bleibe und mich da ansäßig mache, und wenn ich von ihrer Religion sey. Ich konnte ihr aber jenes nicht gleich zusagen, weil in Braunschweig noch meine Mutter lebte, die Niemanden hat als mich, denn alle meine ältern Geschwister sind gestorben oder verdorben. Doch versprach ich der Mamsel Fanny, ich wollte darum nach Haus schreiben, denn ich bleibe herzlich gern hier, und um ein ordentliches Fortkommen sey mir auch, so Gott will, nicht bange. Die Antwort von Braunschweig blieb aber lange aus. Endlich kam sie; es war aber keine Einwilligung von meiner Mutter, sondern die Nachricht, daß sie vor einigen Monaten an einem hitzigen Fieber gestorben sey, ich solle nach Hause kommen und mein Erbtheil in Empfang nehmen, das nach Abzug der Kosten in 16 Rthlr. 14 gGr. bestehe. Mamsel Fanny wurde mir nun noch lieber, als ich sah, daß ihr der Tod meiner Mutter zu Herzen ging. Ich kann sagen, das Mädchen hatte mich auch recht lieb. Voriges Jahr, gerade am heutigen Tage, war ich mit ihr auf dem Wilhelm Tell und wir fuhren nach Rolle; sie war mit ihrer Frau, die dort ein Gut hat. . . . Sehen Sie, das grämt mich eben so — heute könnte sie als meine junge Frau mit mir seyn, statt dessen wandere ich auf demselben Schiffe aus, um sie nie wieder zu sehen. Schauen Sie, dort auf der Bank saßen wir — ich mag gar nicht hinsehen.“ — „Nun gings denn nicht in Genf?“ — „Ach das ist es eben. Gleich nach dem Tode meiner Mutter dachte ich ernstlich daran, in Genf Bürger und Meister zu werden. Als das aber m e i n Meister merkte, that er Alles, und lief überall herum, es zu verhindern, denn er hätte mich gern noch länger als Gesellen gehabt. Ich aber hatte Niemanden in Genf, der mich empfehlen und vertreten konnte. Ich mochte auch nicht von dem Brande reden wie Mamsel Fanny mir immer rieth, sonst wäre es wohl gegangen, denn sie nehmen dort gern fleißige und geschickte Deutsche auf. Nun „in Gottes Namen,“ und ein Paar Thränen unterbrachen den schönen deutschen Spruch, „ich will jezt nach Lausanne gehen und da Arbeit suchen, vielleicht glückt es mir dort besser. Ohne Aussicht konnte ich es nicht länger in Genf aushalten, ich wollte es auch nicht des Mädchens halber, ich will ihr nicht hinderlich seyn.“ Er konnte nicht weiter reden, ich aber drückte ihm die Hand, und sagte, er solle die Hoffnung nicht aufgeben. Mir war bey der Erzählung seines Mißlingens ein Gedanke aufgeschossen. Ich eilte darum zurück auf den ersten Platz und suchte die Herren vom Genfer Staatsrath auf. In demselben Augenblick aber läutete es, denn wir waren bey Nyon, und die Herren standen eben im Begriff da auszusteigen. Wir wechselten nur einige höfliche Worte, wodurch ich erfuhr daß sie den Nachmittag mit ihren Frauen nach Rolle kommen würden, das bekanntlich nur anderthalb Stunden von Nyon entfernt ist.

Wiewohl nun Madame R. mit ihrer geistreichen Nichte zu uns kam, so war mir doch in den Strahlen ihres Geistes nicht so wohl als — ich bitte alle geistreichen Frauen um Verzeihung — bey meinem Schreinergesellen.

Mit dem Dampfboot fährt man in Dreyviertelstunden nach Rolle. Meinem Braunschweiger war durch die Mittheilung und meine Zusprache leichter ums Herz geworden, denn er griff nach der zierlichen Pfeife und knüpfte so lange an einem Tabaksbeutel bis ich ihn bemerkt, und lächelnd über dessen Ursprung gefragt hatte. Da erfuhr ich denn, daß Mamsel Fanny nach langem Weigern solchen heimlich gefertigt, sich aber dabey bedungen habe daß man sich nie in ihrer Gegenwart zu rauchen erdreiste: il est bon de Vous dire M. François, qu'en France les dames ne permettent pas qu'on fume en leur présence sagte sie. Dabey aber verfiel der arme Junge von Neuem in Wehmuth, und bald darauf steckte er auch die Pfeife wieder ein und sah still in die schwellenden Schaumkreise hinunter, die sich um das fortschreitende Schiff bildeten. Ich glaubte es sey besser ihn jezt sich selbst zu überlassen, und bat ihn nur noch um seine Adresse in Lausanne. Dadurch erfuhr ich daß er Franz Hörner heiße.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Wir haben dieses Jahr nicht weniger als sieben Taschenbücher zu Neujahrsgeschenken, welche Hr. Ackermann durch sein so sehr gelungenes Forget me not hervorgerufen. Herr Ackermann hat sich dadurch die Dankbarkeit der schönen Welt erworben; aber die hiesigen Künstler und Kupferstecher sollten ihm ein Denkmal errichten, indem dieselben nicht nur unmittelbar dieses Jahr eine Gesammtsumme von wenigstens 6000 Pfund Sterling durch die Taschenbücher verdient haben, und

wohl jährlich verdienen werden, sondern durch die große Vorbereitung der vortrefflichen Kupferstiche, womit sie alle mehr oder weniger prangen, auch der Geschmack des Publikums außerordentlich gewinnen muß. Indessen, ob gleich keine Statuen, empfängt unser thätiger Landsmann doch den Lohn, welcher dem Geschäftsmann am willkommensten seyn muß, nämlich einen großen Gewinn. Er verkaufte im vorigen Jahre z. B. nicht weniger als 14000 Exemplare, und dieses Jahr läßt er 15000 drucken, nebst 2500 eines spanischen Taschenbuches mit denselben Kupferstichen als sich in dem englischen befinden. Nun mögen ihn freylich jede von den zwölf Zeichnungen von fünfzehn bis zwanzig Pfund, und der Stich von fünf-und-zwanzig bis fünfzig Pfund kosten, er mag auch eine hübsche Summe an die Schriftsteller, die für das Werkchen arbeiten, und für Druck und Papier bezahlen; aber man berechne dann auch den Ertrag von 17500 Mal neun Schillinge, gesezt daß er alle an den Buchhandel verkaufte, denn der Ladenpreis ist zwölf Schillinge. So weit ichs habe untersuchen können, scheint mir das diesjährige Forget me not die vorhergehenden Jahrgänge an literarischem und künstlerischem Werthe zu übertreffen, und gewiß keinem von seinen erschienenen Nebenbuhlern nachzustehen (das Keepsake and Friendships Offering sind nämlich noch nicht erschienen). Das Literary Souvenir enthält mehrere sehr gute Kupferstiche, steht aber in literarischem Werthe einem neuen Taschenbuche, the Bijou genannt, bedeutend nach; denn in diesem findet man Erzählungen und Gedichte von mehreren der beliebtesten Schriftsteller, so wie Colleridge, Hogg, Cunningham, Southey u. a., auch einen Brief von Sir Walter, hinsichtlich eines Gemäldes von ihm und seiner Familie, von Wilkie, wovon auch ein Stich gegeben ist, welcher freylich nicht so gut vollendet ist als man wünschen könnte; aber dieß soll daher rühren, weil in dem Gemälde selbst die Gesichter insbesondere nur skizzenhaft gemalt sind. Das Amulet ist religiösen Inhalts, oder hat wenigstens eine religiöse Tendenz. Die Literatur in demselben ist ziemlich gut, und die Kupferstiche vortrefflich. Der Preis von allen ist zwölf Schillinge außer dem des Keepsake, welches in größerem Format und mit achtzehn Kupfern (wovon einige achtzig Guineen zu stechen kosten sollen), erscheint, und eine Guinee kosten wird, und dem Pledge of Friendship, welches nur eine halbe Guinee kostet, aber im Vergleich mit den Uebrigen nicht drey Schillinge werth ist. Ich sollte denken daß von allen zusammen nicht weniger als 35,000 Exemplare verkauft werden dürften.

Hallams Geschichte der englischen Verfassung ist erschienen, und wird von allen Unbefangenen als ein unpartheyisches Gehalt- und Lehrreiches Werk anerkannt; der Styl ist leicht und fließend und ganz der Würde des Gegenstandes angemessen.

Das Leben Lord Liverpools, das man uns vor Kurzem in einem dicken Oktavbande mitgetheilt, ist nichts als eine Zusammenstellung alter Zeitungsnachrichten.

Romanen haben wir eine Menge, und Erzählungen ohne Zahl: Tales of the Munster Festivals sind besonders darum interessant, weil sie mit allen Zeichen der treffenden Wahrheit die Eigenthümlichkeiten eines interessanten, aber noch nicht genug gekannten Volkes, der Irländer schildern. Aus eben diesem Grunde, aber noch mehr wegen des Witzes, der Anmuth des Styls, und der tiefen Menschenkenntniß welche in dem Werke herrschen, möchte ich Lady Morgans neuesten Roman: the O'Brians and O'Flaherties empfehlen. Die Literary Gazette enthält zwar einen lächerlichen Ausfall gegen eine vorgebliche Unsittlichkeit, die im Werke vorherrschen soll; aber die Leser dieses unpartheyischen Journals wissen nur zu gut, daß, wer es einmal angegriffen hat, keine Gnade mehr vor seinem Richterstuhl findet, und dieß war bey Lady Morgan der Fall. Die Unsittlichkeit bezieht sich auf eine getreue aber züchtige Schilderung der Sittenlosigkeit der höheren Stände in Irland im Anfange des lezten Viertels des vorigen Jahrhunderts, eine Schilderung der Menschen wie sie sind (was doch eigentlich den Werth eines Romans ausmacht) und nicht wie sie seyn sollen. Uebrigens nennt sie das Laster bey seinem wahren Namen, und die verworfenen Frauen, die sie ihrem Plane gemäß auf die Bühne bringen mußte, müssen selbst dem nachsichtigsten Leser als verächtliche Geschöpfe erscheinen. Indessen findet sich selbst die Literary Gazette gezwungen ihr in Hinsicht der Vortrefflichkeit ihrer Schilderungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein anderes Werkchen, in Bezug auf Irland, obgleich nichts weniger als ein Roman, ist gleichfalls sehr empfehlenswerth; es ist ein Bericht des bekannten Quäkers Gurney und seiner Schwester, der berühmten Mistriß Fry, über den sittlichen Zustand Irlands, besonders in Hinsicht der Gefängnisse des Landes, welche Gemächer des Jammers diese edlen Geschwister mit der heldenmüthigsten Selbstentsagung untersucht haben. The Romance of History, von H. Neele, London, drey Theile, gibt in sehr schöner, mitunter fictiven Einkleidung eine Menge anziehender Erzählungen aus der älteren englischen Geschichte, nach den Ueberlieferungen des Freissart und anderer Chronikschreiber, wovon ich Ihnen in meinem Nächsten ein Muster geben werde. Von dem Roman Flirtation kenne ich nur noch den Namen; ein anderer, Herbert Milton ist noch nicht erschienen. Für Liebhaber der Chronique Scandaleuse hat die Verfasserin der Memoirs der Prinzessin von Lamballe ein Buch unter dem Titel: Private Annecdotes of foreign courts geliefert, welches ihren ausgedehntesten Erwartungen entsprechen muß. Man wundert sich nur, wie die alte Dame sich hat entschließen können all diesen Unrath zusammenzufegen.

In meinem, in Nr. 240 ꝛc. d. M. erschienenen Briefe bitte ich den zweyten Satz auf S. 960 von unten folgendermaßen zu berichtigen, indem er, wie er jezt steht, unverständlich ist: Obgleich von Niemand erwartet wird daß ein zufälliges Zusammentreffen ꝛc. so sprach doch keiner mit dem andern, selbst über die gleichgültigsten Dinge, auch sogar dann nicht, wenn ihm die Person bekannt war und sich ebenbürtig wußte, wenn sie einander nicht förmlich vorgestellt waren. S. 968, Z. 30 von unten l. st. Lord Leagets, Lord Bagot's.

Auflösung der dreysylbigen Charade in Nr. 275.

Löwenherz.

Räthsel.

Nicht der Pallast, die Hütte beut es dir
Der König hat es nicht, der Herzog nur.
Nicht findest du's im Waldrevier,
Nicht auf dem Wiesenplan, nicht auf der Flur;
Und suchest du's gar in dem Zimmer,
Du fändst es nimmer.

Doch prangend zeigt's die Haide dir,
Du kannst es in des Haines Nacht erspähen,
Der Himmel zeigt es für und für,
Es hauset auf der Berge Höhen,
Und steigst du in die Thäler nieder,
Du findest 's wieder.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. November 1827.

Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir;
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Hölderlin.

Der Mädchenmarkt in Rolle.

(Fortsetzung.)

Am kleinen Hafen von Rolle wimmelte es von Menschenkindern, das konnte man schon von weitem sehen. Fünf große Kähne hatten lange vollauf zu thun, um uns ans Land zu schaffen. Einige Aufmerksamkeiten beym Ein- und Aussteigen unserer Genfer Damen, die ich so unartiger Weise auf dem Wilhelm Tell vernachlässigt hatte, mit denen ich aber doch auf gutem Fuße bleiben wollte, brachten mich ihnen wieder auf gute Art näher. Die Mutter der schönsten Töchter war sogar nicht unwillig, als ich ihr meinen Arm bot, um sie, denn das verstand sich ja von selbst, nach dem Mädchenmarkt zu führen.

Es ist jezt aber die höchste Zeit, offener von der Sache zu sprechen, denn die Einleitung hat nun schon lang genug gedauert. Die ganze Welt weiß, daß der Kanton Waadt das beste Weinland der Schweiz ist, nicht nur so eins, wo man guten Wein trinkt, sondern auch wo man ihn baut. — Aber ums Himmelswillen, was hat das mit dem Mädchenmarkt gemein? Sehr viel, wenn Sie erlauben, denn Wein und Mädchen sind hier mehr zusammen als irgendwo. Zu den ersten Arbeiten des Weinbaus gehört unter andern das Ablesen der unnöthigen Blätter, die dem Stocke Kraft, Saft und Sonne rauben würden. Dazu nimmt man nun hier zu Lande — Mädchen, und am heutigen Tage werden sie für mehrere Monate in Rolle gemiethet, wo sie sich häufig aus allen benachbarten Gegenden und Dörfern einfinden und auf dem Platz zusammenstellen, wie man das alle Sonntage auf dem Molard in Genf, aber nur von Savoyarden findet. Das ist der Grund der Sache. Wer nun aber meynte, er müsse Wein und einen Weinberg haben, um eine Waadtländerin zur effeuilleuse — das ist hier der Kunstausdruck — zu miethen, der würde irren, denn sie vermiethen sich auch für allerhand andere Arbeiten, vorausgesezt, daß sie wie ein Blättermädchen, d. h. sehr gut gezahlt und genährt werden. Dieser Markt ist nun zugleich der Vereinigungspunkt des jungen Waadtländer Mädchen- und Männervolks vom Lande. Was sich im ganzen Jahr nicht sehen kann, und sich doch früher gekannt hat, oder sich gar gegenseitig lieb geworden ist, dann aber durch Umstände getrennt wurde, vertröstet sich immer bis auf den Mädchenmarkt in Rolle. Da komm ich, da kömmst du, da kommt Franz, Marie, Louise, Margot und Henri hin; wir essen, und trinken, und tanzen und sind lustig; dann geht Jedes seinen Weg, wo ihn der neue Herr hinführt. Ich weiß nicht, ich finde etwas sehr poetisches in diesem Fest, eine Art kleiner Panvandoisen voll Lust, Laune, eigenthümlicher Farbe und Bedeutung. So viel zur Erklärung der Sache.

Wir gingen nun auf den Platz, und glücklicherweise baten mich meine Damen, sie in das Haus ihrer Freundin K. zu führen; „wenn ich den Thee mit ihnen da trinken wolle, da ich ja Madame K. kenne, so werde ich willkommen seyn.“ Ich nahm das mit Dank an, da ich gern ein Paar Abend-

stunden in kluger Frauengesellschaft zubringe, und mir alles Kaffeehauswesen im Tode zuwider ist. Ich war nun also frey, und verlor keinen Augenblick, mich in den dicksten Haufen zu mischen. Denn bey solchen Gelegenheiten kann man nicht genug sehen und hören, so wahr und klar und einfach ist Alles unter den Leuten, die auf dem Lande dem Himmel und der Erde um einen guten Schritt näher stehen als wir in der Stadt. Die Hexen hatten es mir aber bald abgemerkt, daß ich kein Vigneron sey, der sie miethen wolle und ich hörte manche Stichelrede fallen. Ich ließ mich das aber nicht kümmern, sondern sprach mit dieser und mit jener, richtete auch bisweilen ökonomische Fragen an Peter und Paul, bot jenem eine Cigarre an und bat diesen um Feuer. Für die Papas, welche sich hier und da einmischen, hatte ich mir sogar eine Dose mit einem Napoleonskopf und ächten Rape darin gekauft. So war meine Reputation in Kurzem gemacht. Nun konnte ich hingehen, wohin ich wollte, reden mit wem und wie lang ich wollte, überall war man freundlich mit mir. Daß ich kein Waadtländer, daß ich auch kein Genfer sey, das war den Leuten bald klar; hätte ihnen aber Jemand gesagt, ich sey ein geringer Mann, der sein tägliches Brod so gut verdienen müsse wie sie, das hätten sie nun und nimmermehr geglaubt. Sie meynten alle ich sey was Rechtes, so ein russischer Baron oder ein französischer Marquis, oder so etwas, der hier ein großes Gut kaufen oder miethen wolle, man müsse also höflich mit mir seyn, besonders die Mädchen.

Es verlohnte sich allerdings der Mühe, sie recht anzusehen, denn es waren gar hübsche Kinder mancherley Gestaltung darunter. Im Allgemeinen sind die Waadtländerinnen nicht so schön als die Mädchen aus dem Freyburgischen, dem Oberland von Bern und zumal aus dem Oberhaslythal. Aber sie sind anmuthiger und haben mehr Leben und Feuer. Man sieht gleich das Weinland. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht so roth und weiß, wie bey jenen, dafür aber sind sie besser gebaut. Jene üppige Fülle haben sie zwar nicht, aber ihre Formen sind verhältnißmäßiger und graziöser. Sie halten sich auch besser. Ihre dunkeln Augen zeigen Geist, Lust, Leben und Freude unter dem netten Strohhute, den eine Art von Thurmknopf gar wohlkleidend macht. In ihren Bewegungen ist nichts Bäurisches, sie drücken sich auch nicht ohne Anmuth, oft mit Geist aus. Die schönsten Waadtländerinnen kommen aus dem Val de Jour und nicht ohne Ursache vom Fuß des Mont Tendre.

(Der Beschluß folgt.)

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Zwischen Annchens sechszehntem Geburtstag und Alans ein-und-zwanzigstem lagen nur zwey Monate; so nahe dem bestimmten Tage, glaubte der Jüngling sich doch seiner Geliebten erklären zu dürfen, und hatte zu diesem ersehnten, sich so oft versagten Moment die Geburtsfeyer seines Mädchens bestimmt; sie fiel in die Mitte des Mais. Er erschien in aller Pracht des Frühlings, und mit dem ersten Sonnenstrahl ertönte die Stimme eines fröhlichen Haufens von Mädchen und Knaben mit Blumengewinden in den Händen, um Annchen aus ihrem Kämmerchen zu ziehen und mit ihr die Wiesen durchstreifend nach alter schottischer Sitte den Thau von den Blumen zu sammeln. Gebüsch und Baumgarten waren mit Blüthen übergossen, die Drosseln ließen ihren Weltgesang von allen Gipfeln ertönen, und die Strahlen der aufsteigenden Sonne bezeichneten den Thausammlern ihren Weg mit dem Farbenglanze der schönsten Juwelen.

So wie die fröhliche Bande den blumigen Ufern des Tays entlang zog, brachten die jungen Burschen Annchen die schönsten Sträuße dar; sie bekränzte sich Haar, Arme und ihren schlanken Leib, aber einen Strauß von Maiblümchen, die Alan im Gebüsche gesammelt, steckte sie allein an ihren Busen. Alan sah es schweigend, aber mit unnennbarem Entzücken! Eine von Annchens Gespielin, durch ungestüme Lustigkeit oder einen leichten Anfall von Eifersucht veranlaßt, entriß ihr mit rauher Hand den Blumenstrauß und warf ihn in den Strom. Annchens, mit aufsteigender Zornröthe gesprochener Ausruf: „O du garstiges Mädchen! wie konntest du das thun? und Alans Blumen noch dazu!“ durchdrang Alan mit Freude; er hielt ihn für den Ausdruck der Liebe und sprang unbedacht in den Strom, um die Blumen zu retten. Er war der Gefahr nicht gewohnt, er war kein fertiger Schwimmer — Annchen ward bey dem Anblick seiner Gefahr von tödtlichem Schrecken ergriffen und rief, das Ufer entlang laufend: „Helft ihm, helft! um Gotteswillen, um seines alten Vaters willen kommt ihm zu Hülfe!“ Alan strebte zu dem Strauße zu gelangen, den die Strömung in die Mitte des Flusses zog, und damit in die Nähe eines Schiffbootes, das mit ungemeiner Schnelligkeit heranglitt. Das Schiffsvolk rief dem Schwimmer zu, sich zu entfernen, damit der Bootskiel ihn nicht treffe; allein das war nicht mehr in Alans Gewalt, oder er verstand den Zuruf nicht; genug, er war in der größten Gefahr niedergefahren zu werden, als ein junger Seemann aus dem Boot in den Strom sprang, ihn mit Gefahr seines Lebens ergriff und schwimmend das Boot brachte, das den Erschrockenen sogleich aufnahm; der muthige Matrose gebot nun der Schaluppe anzulegen, schwamm ihr pfeilschnell an's Ufer voran

und nahm dort den triefenden Alan in Empfang. Das Alles war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Bey Alans Rettung fiel Annchen nicht in Ohnmacht, sie stürzte nicht in seine Arme, aber sie brach in Freudenthränen aus und rief: „Gott sey Dank! Gott sey Dank! O was wäre aus Eurem Vater geworden, wäret Ihr ertrunken! und was wäre aus mir geworden, da ich Euren Tod auf dem Gewissen gehabt hätte!“

Mit diesem Ausdruck zerfloß auch der Zauber, der Alans Zärtlichkeit so sehr gesteigert hatte. Also nur um seines Vaters willen, nur um ihres Gewissens willen fürchtete sie seinen Tod, ihr selbst war sein Leben nichts, gar nichts! — Die Lebensröthe, welche auf des Jünglings Wangen zurückgekehrt war, verließ sie aufs Neue, er trat wie vernichtet zurück; da faßte ihn der Arm seines Erretters, neben dem er nun stand, und von dem ganzen Haufen der Jünglinge, der Mädchen umgeben, hörte er kaum, wie von allen Seiten Segen, Dank und Theilnahme sie Beyde überströmte. Es war ein seltsam-verschiedenes Paar. Alan war ein sehr schlanker Jüngling, mit milden, oft wehmüthigen Zügen; sein feines, weiches blondes Haar lag von der Nässe dicht an seinem Kopf an, und ein leises Zittern, dessen Grund ihm allein bekannt war, gab seiner Gestalt einen Ausdruck von Schwäche und Furcht, von der seine Gemüthsart nichts wußte. Der junge Seemann stand dagegen grad aufgerichtet und lächelnd neben ihm; sein dichtes, schwarzlockiges Haar war vom Wasser glänzend, nicht angeschmiegt, sein offenes Gesicht bis an die Stirne dunkel gefärbt von der Sonne, indeß sein Käppchen seine Stirne marmorweiß gehalten hatte. Er war nicht schön, aber es leuchtete ein Ausdruck aus seinem ganzen Wesen hervor, bey dem man die Schönheit vergaß und auf den ersten Blick den offenen, hochherzigen, fleckenlosen Charakter des Jünglings erkannte. Seine jugendliche starke Gestalt gewann durch seine Schifferkleidung, der es bey Hemdärmeln und weiten Schifferhosen nicht an einem schönen bunten Halstuch fehlte, das locker gebunden den Putz vollendet hätte, wär nicht sein großer Strohhut, den er am Morgen mit Wiesenblumen geschmückt, bey seiner Alan geleisteten Hülfe vom Strom hinweg geführt worden. Er empfing die Glückwünsche und den Dank der sich um ihn drängenden Menge mit einem Gemisch von Lustigkeit und wärmerem Gefühl, das allgemeines Wohlgefallen erregte, und nahm Alans Einladung, ihn in seines Vaters Haus zu begleiten, um Annchens Geburtstagsfeyer mit zu begehen, mit williger Herzlichkeit an. Beym Heimgehen erzählte er, daß er zur Mannschaft eines Schiffs gehöre, das so eben von Barcelona kommend, in der Mündung des Tay vor Anker liege, und in drey bis vier Monaten nach irgend einem andern spanischen Hafen zu segeln gedenke. Seine Mutter, eine Wittwe, deren einziger Sohn er sey, war erst seit Kurzem aus dem Hochlande herab zu ihrem Bruder, einem Pfarrer in der Nähe von Forsyths Pachtgut gezogen, und da hoffte er, so lange das Schiff, um neue Ladung zu erwarten, im Tay verweile, bey Gelegenheit seiner Besuche bey seiner Mutter, oft bey seinen neuen Bekannten vorsprechen zu können.

In der großen Welt ists freylich nicht Sitte, daß man bey einer ersten Bekanntschaft so viel von sich spricht, aber den natürlichen Empfindungen der Theilnahme sich ohne Scheu hingebend, hörte die fröhliche Jugend eifrig auf Malcolm Camerons Erzählung. Er ließ dabey keine Spur von Eitelkeit blicken; nie waren es seine Thaten, die er beschrieb, es war immer um die Tapferkeit, die Großmuth, die Hingabe irgend einer seiner Gefährten zu thun, wobey er nur zufällig auftrat; aber die Wärme, mit der er Anderer Heldenmuth beschrieb, die Theilnahme, mit der er Anderer Unglück schilderte, legte dem Zuhörer sein großmüthiges mitfühlendes Herz offen vor Augen und überzeugte ihn, daß der Erzähler alle die schönen Handlungen, die er schilderte, schon selbst gethan hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im November.

Daß es den Franzosen bey der guten Aufnahme, welche sie dem ausländischen Theater angedeihen lassen, wirklich Ernst ist, ergibt sich daraus, daß junge französische Dichter sich nicht scheuen in ihren eignen dramatischen Werken die alten, aristotelischen Systeme zu verlassen, und daß ihre Stücke nur desto gütiger vom Publikum aufgenommen werden. So spielt man seit dem 25sten Oktober im Odeon zu Paris ein Drama von Ancelot und Saintine, l'Homme du monde (nach des ersteren Roman bearbeitet), dessen Verfasser nicht blos auf die Einheit des Ortes keine Rücksicht genommen haben — denn die Scene stellt in zwey Akten ein Landgut vor, in zwey andern spielt das Stück zu Plombières, im fünften eine halbe Stunde davon, und vom Landgute sowohl als vom Badeorte sieht man verschiedene Parthieen — sondern auch die Regel der vier-und-zwanzig Stunden unbeachtet ließen; denn wenn auch Einsender dieser Zeilen nicht berechnet hat, welchen Zeitraum alle im Stücke dargestellten Begebenheiten erforderten, so ergab sich doch daraus daß im zweyten Akte dieselben Leute, die sich Tags zuvor im ersten gesehen hatten, im Morgengewande erscheinen, daß später einige derselben mehrere Tage in Plombières sind, ohne sich gesehen zu haben, und daß die unglückliche, durch den „Mann von Welt“ hintergangene Emma wieder erst an einem andern Tage ihren Geist aufgibt, so ergab sich endlich aus der ganzen Schilderung der sich entwickelnden, steigernden und endlich verzweifelnden Liebe Emmas zu dem Manne, der kaltblütig den äußeren Verhältnissen alle Gefühle des Herzens aufopfert, daß in diesem Stücke an keine Einheit der Zeit zu denken ist. Die Neuerung ist übrigens den Verfassern um so mehr gelungen, als ihr Hauptbestreben gewesen zu seyn scheint, sich dabey durchaus keine Unwahrscheinlichkeit zu Schulden kommen zu lassen, und wirklich versetzen sie den Zuschauer niemals von einer Aussicht und von einer Zeit in die andere, ohne daß es seiner Einbildungskraft ein Leichtes sey, dem kleinen Sprunge zu folgen. Um übrigens den Neuerungen die Krone aufzusetzen, bringen sie mitten in den tragischsten Theil des Dramas lustige, oder wenigstens sonderbare Scenen; doch haben sie wohl gewußt daß dieses die Seite des ausländischen Dramas ist, deren Einführung ihren Landsleuten Anfangs am

wenigsten zusagen würde, und sind darin sehr behutsam zu Wege gegangen. Auch haben sie ihr Drama in Prosa geschrieben; sie haben, wie schon angedeutet, nicht einen hervortretenden Punkt in dem systematischen Leben des Mannes von Welt, nicht einen gewissen Moment in der Leidenschaft der unerfahrenen Emma schildern wollen, sondern die Personen völlig zeichnen, die ganze Leidenschaft darstellen und dadurch unterhalten, überraschen, besonders aber auch belehren wollen. Fast alles dieses ist in Frankreich neu, und sie haben ihren Zweck besonders dadurch erreicht, daß sie in allem dem, worin sie dem früheren französischen Geschmacke treu blieben, wo es möglich war, mehr den Systemen der französischen Komödie als der Tragödie folgten; da sie nicht einzelne Effektscenen, sondern das ganze Leben der handelnden Personen auf die Bühne bringen wollen, so war aus ersterer, der Komödie, weit mehr zu schöpfen, und dadurch möchte es ihnen auch leichter geworden seyn die erwähnten bizarren Auftritte einzuweben. Das Wesen der französischen Komödie ist nämlich die witzige, aber genaue Schilderung des französischen Familienlebens; keine andere Art Schauspiel ist in Frankreich anziehender als diese, deßwegen wahrscheinlich, weil keine andere mit solcher Natur dargestellt wird, und weil es kein Land gibt, wo man mehr als dort ins Theater ginge um zu sehen, nicht blos um zu hören. Drum schweift das Drama von Ancelot und Saintine bey jeder Gelegenheit auf die Schilderung des Lebens und der Neigungen seiner Landsleute ab. Sie gingen ins Theater mehr der Schauspieler als der Stücke halber; sie fänden sich geschmeichelt, wenn man sie malins nenne; sie ließen sich, wenn sie auf dem Lande weit von Paris Komödie spielen wollten, die Zeichnungen zum Bauernkostüm von der Hauptstadt kommen, alles dieß lassen sie sich mit Vergnügen ins Gesicht sagen. Wenn der „Mann von Welt,“ zu dem die sechszehnjährige Emma spricht: „Jetzt weiß ich was Ihre Absichten waren, und was die Folge davon hätte seyn können. Sie wollten mich hintergehen!“ anstatt von seiner Schuld ergriffen, antwortet: „Ich Sie hintergehen?“ und ihr dabey u m e i n e n S c h r i t t n ä h e r t r i t t, so findet der Zuschauer dieß nur allzu natürlich und bey den wenigsten erregt es mehr als ein Lächeln. Denn die Zuschauer bestehen großentheils auch aus Leuten von Welt. Sie hören auch nicht ungern wenn der Freund des Grafen (des Mannes von Welt), der für ihn die Vorbereitungen zu einer Abendgesellschaft trifft, zu demselben sagt: „Seyn Sie nur ruhig! Ein Konzert für die Dilettanten, ein Ball für die jungen Leute, sechs Écartétische für die liebenswürdigen Personen, ein prächtiges Nachtessen für Jedermann, zwey Gensd'armen an der Thüre, und Lämpchen! und ich stehe für den Effekt!“ denn dieß finden sie zwar eben so alltäglich, aber auch eben so wahr als das Nähertreten des Grafen, oder als wenn der Baron sagt: „Baron bin ich, aber nachdem ich dem Vaterlande mit meinem Degen gedient, glaube ich mir nichts zu vergeben, wenn ich es bereichere.“ Der Baron ist nämlich Kaufmann, und es ist in Paris gar nichts Ungewöhnliches, sogar Fürsten und Generale in der Börse und sonst unter den Kaufleuten zu finden; ja wenn irgend etwas daselbst der Aristokratie entgegenwirkt, so ist es das gemeinschaftliche Streben der Aristokraten, Demokraten, Liberalen, Royalisten, Oppositionen und Contreoppositionen nach der — Timokratie.

(Der Beschluß folgt.)

L e i p z i g, 9. Nov.

(Fortsetzung.)

An einem der heitersten Herbstmorgen (Mittwochs den 24sten) erscholl das Geläute aller Glocken, und lud die treuen Sachsen zu der erhebenden Feyer der Huldigung ein. Aller Geschäftsverkehr ruhte; nur e i n erhebender Gedanke erfüllte aller Brust; und diesem gab der würdige T z s c h i r n e r in seiner, vor sämmtlichen Deputirten und einer großen Volksmasse gehaltenen Predigt in der Thomaskirche den gebührenden Ausdruck; während Se. Majestät der König in der Schloßkapelle seine Andacht verrichtete. Nach geendigtem Gottesdienste begaben sich die Deputirten sämmtlich auf das Rathhaus. Um 11 Uhr fuhr der König in seinem, mit sechs der schönsten Rappen bespannten Gallawagen eben dahin, und nahm in einem dazu würdig dekorirten Saale, auf einem Throne sitzend, die feyerliche Huldigung an. Den bedeutungsvollen Akt eröffnete eine treffliche Rede des würdigen Konferenzminister von Nostitz und Jänkendorf. Auch wurden während desselben mehrere treffende und ergreifende Anreden (besonders von dem amtführenden Bürgermeister Hofrath Sickel und von dem Superintendent Tzschirner, als Deputirten der Geistlichkeit) gesprochen.

Unterdessen warteten die in der größten Ordnung versammelten Bürger der Stadt, umgeben von der den weiten Stadtmarkt ausfüllenden Volksmasse, des feyerlichen Augenblicks wo der geliebte König sich ihnen auf dem dazu eingerichteten Balkone des Rathhauses persönlich zeigen würde. Und als er nun erschien, da entblößten sich alle Häupter, überall wehten weiße Tücher aus den mit Zuschauern dichtbesetzten Fenstern; alle Stimmen riefen dem innig gerührten Fürsten drey Mal ein lautes Lebehoch zu, und sangen mit Andacht das dazu vertheilte Huldigungslied nach der Melodie God save the king. So endigte dieser seltene Akt unter Zähren der Rührung und Freude. Nach demselben war eine allgemeine Cour, und die Sprecher der Deputirten speisten an der königl. Tafel.

Abends erschien der König (die Königin war noch immer unpäßlich), in Gesellschaft des regierenden Herzogs von Altenburg und des Herzogs von Nassau, welche zum Besuch hier eingetroffen waren, in dem gefüllten Schauspielhause, in welchem ihn die Aufführung des vom Legationsrath W. Gerhard gefertigten Festspiels („Segen Ihm und Ihr“) empfing, welchem eine gelungene Darstellung der „Donna Diana“ folgte. Am Nachmittage hatte sich der Himmel getrübt, und ein langentbehrter Regen schien zu unerwünschter Zeit hereinbrechen und die langvorbereitete Illumination der Stadt vereiteln zu wollen. Allein der Regen hielt nicht an, und milderte sich bald, so daß dadurch weder die prächtige Erleuchtung noch auch die Lust der herumwogenden fremden und einheimischen Volksmasse dadurch im Ganzen gehindert wurde. Diese Stadterleuchtung im Einzelnen zu beschreiben, ist nicht dieses Orts. Nur das will ich bemerken, daß auch bey diesem Volksfeste wahrzunehmen war, wie diejenigen Feste die besten sind und das Herz mit wahrer Lust erfüllen, die von den H e r z e n des Volks gefeyert werden. Se. Majestät der König nahmen überall die leuchtenden Zeichen der Liebe und Ehrfurcht ihrer Unterthanen wahr; und überall umtönte seinen Wagen, als er diese Erleuchtung in Augenschein zu nehmen, durch die Stadt fuhr, das freywillige Vivatrufen der bewegten Menge. In Beziehung auf den äußern Eindruck waren, wie immer, diejenigen Beleuchtungen die schönsten, welche durch gute A r c h i t e k t u r unterstützt wurden. Daß auch die Dekorationskunst ihre Fortschritte gemacht (der Theatermaler, Hr. Gropius, hat sein Talent auch bey dieser Gelegenheit bewiesen) bezeugten mehrere geschmackvolle Transparents. Am glänzendsten nahmen sich die mit Brillantfeuer beleuchtete Ehrenpforte mit ihrem, in den Seitenhallen leuchtenden Opferfeuern und der brennenden Krone auf der Spitze, welche eine schöne Harmoniemusik geisterhaft umtönte; ferner mehrere in die Augen fallende Gebäude in der Nähe des Grimmaischen- und Petersthores aus. Der Jubel verstummte erst in später Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

B e y l a g e: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Nro. 284.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. November 1827.

— Ist mir auch mein Liebchen hold,
E' ist doch, als wenn's nicht werden sollt'.

Th. Körner.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Wenn Cameron von seiner Mutter sprach, ward sein offenes, freudiges Auge von einem Schleyer milder Zärtlichkeit umhüllt. Er gestand, daß sie in einer unglücklichen Ehe gelebt, daß sein armer Vater nicht immer den besten Weg gegangen, aber nun decke ihn der Rasen und seine Schwachheiten ruhen mit ihm. Jezt gehe es der Mutter gut, denn sein Oheim, der würdige Pfarrer, habe sie zu sich genommen, dieser habe ihn auch in die Schule und nachher mit einem gottesfürchtigen Kapitän zur See geschickt. Wenn diese gute Mutter nur gesund wäre! — Wie Malcolm diese lezten Worte sagte, begegnete sein feuchter Blick Annchens überfließenden Augen, und eine sichtbare Röthe überzog sein sonnenverbranntes Gesicht. Hätte er gewußt, daß sein nasser Blick, sein Erröthen den ersten Keim der Liebe in Annchens Herzen erweckte, er hätte ihn gesegnet.

Das Mädchen ging an seiner Seite und schwazte an ihm vorbey mit Alan, der an der andern an Malcolms Arme hing, und an nichts anderes dachte als an das Vergnügen, einen so angenehmen Bekannten gewonnen zu haben.

Der Heimweg des fröhlichen Haufens war so weit, daß die zunehmende Tageshitze die Kleider der beyden Jünglinge bey ihrer Ankunft im Pachthofe schon längst getrocknet hatte. Man sezte sich zu einem reichlichen Frühstück, mit dem sich Cameron so eifrig beschäftigte, daß er zu sonst nichts Zeit zu haben schien. Aber auch hier ward es sichtbar, wie er nie die Andern über sich selbst vergaß. Unablässig war er bereit Handreichung zu thun: bald reichte er die Speisen vom andern Ende des Tisches, bald langte er einen Krug oder eine Schüssel von dem hohen Sims, das längs der Küchenwand herlief; blitzschnell sah er, wo eingeschenkt, wo vorgelegt werden mußte, und Annchen nahm wohl wahr, wie er sich hütete, etwas von den wenigen Leckereyen, die das ländliche Mahl darbot, für sich zu nehmen; ihre eigene Enthaltsamkeit lehrte sie seine gutmüthige Zurückhaltung verstehen. Und dabey sah er so sorglos, so nachlässig aus, daß der, welchem er diente, nie zum Danken Zeit fand; er fuhr in seinem eben begonnenen Geschichtchen fort, oder machte einen Spaß, der schnell von dem Gegenstande abführte.

Doch Niemand war dem fröhlichen Seemann so gut, wie Vater Forsyth selbst. Er konnte sich gar nicht satt an ihm hören und sehen, und durch den ihm schuldigen Dank für die Lebensrettung seines Sohnes schon allein bewogen, drang er in ihn, während sein Schiff vor Anker liege, recht oft nach dem Pachthof zu kommen. Cameron hatte erfahren, wie der Weg zu seiner Mutter ihn hier vorbeyführe, und nahm voll Freude diese Einladung an. Tanz, Gesang und fröhliche Spiele nahmen den übrigen Tag ein. Malcolms glänzendes Auge schien Sonnenstrahlen zu sprühen, um die Annchens heiteres Lächeln wie bunte Sommervögel spielte. Kein überfeiner Tadel musterte die

Einfälle, die Scherze, die jedes Mitglied der Gesellschaft, so gut oder matt als es in seinem Vermögen stand, hervorbrachte, und wie die Sonne sank, trennte sich der fröhliche Schwarm im Bewußtseyn eines froh verlebten Tages, um in sorglosem Schlummer Kräfte für die morgende Arbeit zu gewinnen.

Niemand war am heutigen Tage stiller gewesen als Alan Forsyth. Zuerst hatte der Schrecken seiner Wassergefahr ihn angegriffen, dann noch viel mehr Annchens Ausruf, in dem er so gar keine Liebe erblickte. Seitdem hatte, je länger er seinen neuen Freund sprechen hörte, immer Wolke auf Wolke sein armes Herz umhüllt. Nicht Neid, nicht Eifersucht brachte dieses wehmüthige Dunkel hervor, sondern ein aufdämmerndes Bewußtseyn, daß es einen Mann gebe, der würdiger sey wie er, Annchens Herz zu besitzen. Bisher hatte er sich bescheiden geschmeichelt, unter den einfachen Jünglingen des Thals einer der Vorzüglichsten zu seyn; er hatte gewähnt, so wie die kindische Neigung, welche ihn als Knabe vermocht hatte, seiner Gespielin jedes kleine Opfer zu bringen, in seiner Brust zur innigsten Liebe geworden sey, müsse ihre holdselige Dankbarkeit sich auch zu einer zärtlichen Empfindung entwickelt haben. Er hatte geglaubt, seine kleinen Dienste, sein freundliches Gespräch müßten ihr genügen; er hatte sie bis heute auf niemand Anders horchen, von Niemand Anders Dienste annehmen sehen! Nun hatte sich in seinen Augen Alles geändert und mit einem bittern Gefühl seiner Nichtigkeit brachte er eine schlaflose Nacht zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mädchenmarkt in Rolle.

(Beschluß.)

Wenn man weiß, wie das Landvolk im Waadtland untereinander lebt, und was da alles Sitte ist, so erstaunt man über das frische, kräftige und blühende Aussehen der jungen Leute beyderley Geschlechts. Auch an Mutterwitz und Aufgewecktheit fehlt es den Bauernburschen nicht, wären sie nur mehr Schweizer und weniger Franzosen oder eigentlich Napoleonisten. Das wird sich aber mit der nächsten Generation geben Aber schnell aus der leidigen Politik wieder in den Haufen hinein! Mittag kam heran, und man schien nicht recht mit dem Markt zufrieden, denn es waren verhältnißmäßig nur wenige Mädchen abgegangen, und sehr annehmliche Kinder standen noch da. Manchen schien dieß schon recht, denn sie kosten recht munter und freundlich mit Diesem und Jenem. Alles vertröstete sich auf den Nachmittag. Da sollten die rechten Vignerons von Nyon, Aubonne, der la Cote, ja sogar von la Vaud und Vevay herkommen. Und so war es auch. Gegen drey Uhr folgte ein Fuhrwerk dem andern; ganz Aubonne schien herabgekommen, und Alle wollten Mädchen, keine Knechte, so daß sie bald im Kours stiegen wie die Metalliques. Die Vignerons und Gutsbesitzer waren oft recht komisch in ihrem Sonntagsstaat und in ihren Manieren anzusehen. Sie spielten auf diesem Bazar förmlich die Paschen. Ihre Blicke, Wahl und Geschmack waren aber nicht türkisch. Tüchtige, große Hände, stämmige Körper, große Füße, das waren die Reize, welche sie anzogen.

Doch sage man mir, was man wolle, ich habe einige Gutschmecker bemerkt, die anders sahen und fühlten als die Leute vom Weinhandwerk, und wenn mich nicht Alles täuscht, so waren es Junggesellen oder Wittwer zwischen vierzig und sechzig Jahren. Gegen vier Uhr wurde es leer, und die mehrsten waren mit ihren neuen Herrn schon abgezogen oder abgefahren. Ich dachte nun auch an ein Unterkommen und fand solches in der Krone, wo eine reinliche Tafel mich nicht weniger einlud als ein guter Bratengeruch aus der Küche. Ich witterte so etwas von Rostbeef. Die drey Engländer, mit denen ich auf dem Wilhelm Tell einige höfliche Worte gewechselt, hatten den obern Theil des Tisches eingenommen und luden mich als ihren Steam-Genossen ein, mich zu ihnen zu setzen. Ich that dieß um so lieber, als dergleichen bey Engländern selten vorkömmt. Die Konversation war bald im Gang, und da sie sahen, daß ich nicht geläufig genug englisch redete, um mich nach Wunsch auszudrücken, sprachen sie französisch. Ich erfuhr bald, daß zwey von ihnen vormals Offiziere von der Artillerie gewesen und unter Wellington in Portugal und bey Waterloo gefochten hatten. Der jüngste war ein Marineoffizier, der nach Korfu ging. Ich barg ihnen nicht, daß es mir gerade jezt interessant sey, über die englische Armee einige bestimmtere Auskunft zu haben, da mich des Generals Foy Memoiren über den spanischen Krieg unter Napoleon beschäftigten. Einer von den Engländern, Lord Palmerston, hatte neulich Bruchstücke des Buchs in Genf gelesen. Er bestärkte mich in meiner Meynung, daß Foy oft sehr einseitig, unbestimmt und ungerecht gegen die Engländer sey. Für diese Meynung fanden wir eine Menge Belege. Einstimmig bemerkten wir, es könne nur einem Franzosen begegnen, die gemeinen Soldaten eines ganzen Volks Stupides zu nennen und von einem angeblichen Haß aller Nationen gegen die Britten zu sprechen. So ein Franzose soll aber nicht Geschichte schreiben wollen. Darüber waren wir aber auch bald einig, daß in dem Buche dennoch viel Geist, Beobachtung, Sachkenntniß und Darstellungsgabe unverkennbar sey. Ich habe lange keine so anziehende und unterrichtende Unterhaltung gehabt als mit diesen Männern. Um ein Viertel auf acht Uhr saßen wir noch am Tisch, und ich hätte fast meinen Thee bey Madame K. vergessen. Ich fragte die Engländer, ob sie die Einladung dahin annehmen würden, wenn

ich zurückkäme sie abzuholen; allgemeines ja, als ich hinzugefügt hatte, daß unsere schönen Reisegefährtinnen da seyn würden. Ich eilte nun fort, brachte mein Wort bey der Hausfrau an und diese war viel zu sehr Waadtländerin, um nicht alle gastfreundliche Sitte zu üben, an die man am Gestade des Genfersees gewohnt ist. Ich eilte zurück und holte meine Britten, die viel zu der reinerklingenden Freude des Abends beytrugen. Ich fand da auch die Genfer Herrn mit ihren Frauen, die ganz in der Nähe von Rolle ihre Landhäuser haben. Es wurde ausgemacht, daß wir Morgen früh Alle auf dem Waadtländer Leman zurück nach Genf fahren wollten. Mit dieser Abrede und unter hundert freundlichen Scherzworten trennten wir uns, als es eben Mitternacht schlug. Auf dem vor Kurzem noch so belebten Markt lag nun Todtenstille und Alle, die hier noch vor einigen Stunden überlegt, gehofft, gewünscht, gerechnet, geseufzt und sich gefreut hatten, lagen nun still in Schlafes Armen.

In der Krone aber war noch helles Licht. Da saßen im Saal noch zwey reiche Weinbesitzer von der Cote. Die schienen beym Zapfen sterben zu wollen, denn seit drey Uhr waren sie nicht vom Platz gewichen und der Kellner versicherte, sie hätten jeder schon über fünfzehn Bouteillen Wein getrunken, und zwar vom besten und stärksten la Cote. Bey alle dem waren sie nur sehr heiter, aber nicht betrunken. Wir mußten noch mit ihnen anstoßen, anders thaten sie es nicht. Darauf: „Gute Nacht, gute Nacht — das Frühstück auf der Terrasse am See."

Daraus wurde aber nichts, denn am folgenden Morgen regnete es und war unfreundlich und kalt. Indessen trafen wir doch Madame C. mit ihren Töchtern am Hafen, als der Leman herangebraust kam. Die Wellen gingen bey dem starken Wind so hoch, daß der Kahn entsetzlich schwankte. Mademoiselle Julie wäre dabey wahrscheinlich über Bord gefallen, wenn Palmerston sie nicht fest in seine Arme genommen hätte, worüber das arme Mädchen nicht wenig erröthete, dem Engländer aber doch danken mußte. Wir überließen sie die Mutter zum Halten. Im Salon fanden wir nur einige Herrn von Lausanne. Unsere Damen wären daher gewiß gleich entwischt, und hätten sich nach der beliebten Genferart sogleich ins Boudoir zurückgezogen, wenn nicht ein knisternder Ofen den großen Salon behaglicher gemacht hätte als das schöne aber kalte Gemach. Sie ließen es sich also dießmal bey den Männern gefallen, und ich glaube, sie haben es nicht bereut. Es wollte mich sogar bedünken, als habe das Schwanken des Kahns eine ungewöhnliche Wirkung auf eine unserer jungen Damen hervorgebracht. Die Zeit verging nur allzuschnell, zumal späterhin die Gesellschaft nicht allgemein blieb, was nie zu lang dauern sollte, sondern sich in dem geräumigen Salon in Gruppen vertheilte. Ich war zwar mit einem der Lausanner Herrn in ein tiefes Gespräch über die Hagelableiter gerathen, bemerkte aber doch Alles, was um mich her vorging, und dessen war nicht wenig, denn man hätte dabey einen Blitzableiter brauchen können.

Um halb ein Uhr fuhren wir in unsern Genfer Hafen ein, Sturm und Regen hatte sich indessen gelegt. Man trennte sich, mehrere mit der Versicherung und Hoffnung auf baldiges Wiedersehen. Mir lag nichts näher am Herzen als mein junger Braunschweiger. Ich verwandte einige Nachmittagsstunden, um zuerst an die rechte Schmidte und darnach noch zu diesem und zu jenem zu gehen, der hier helfend mitwirken konnte, wie das in Republiken und Nichtrepubliken so ist. Des jungen Höreners Benehmen beym Brand war mir dabey von großer Hülfe, und so konnte ich schon am andern Morgen nach Lausanne schreiben, daß er nicht von da weggehen sollte. An einem der folgenden Tage war Staatsrath, und da ward entschieden, daß Hörner zum Bürger- und Schreinermeister in Genf gegen die Hälfte der gewöhnlichen Summe aufgenommen werden solle. Mit dieser Versicherung ging ich zu Madame M., machte ihr den gehörigen Vortrag, und die wirklich schöne, jezt etwas bleiche Fanny, die mir, unwissend, daß sie ihr Glück einlasse, die Thür geöffnet hatte, wurde gerufen; das liebe Mädchen war zuerst ganz stumm, dann fing sie an zu weinen. Den Augenblick benuzte ich, mich mit Zurücklassung von Hörners und meiner Adresse zu empfehlen. Als ich zurückkam, fand ich auf meinem Tisch ein bescheidenes Blatt folgenden Inhalts: „Ich war bey Ihnen ohne Sie zu treffen; mit einem Worte, denn ich kann nicht mehr: Julie ist seit gestern Abend meine Braut. Finde ich Sie um 3 Uhr auf dem Museum? Ihr Palmerston." So endete der Mädchenmarkt von Rolle.

Dr. Christian Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im November.

(Beschluß.)

So lange die Neuerer auf diese Weise Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit und Wahrheit nehmen, wird ihnen ihr Bestreben gelingen. Ob aber auch dann noch, wenn sie den Zuschauer aus einem Lande ins andere versetzen, wenn sie ihm in einem und demselben Stücke einen Menschen als Jüngling und Greis zeigen, ist eine andere Frage. Ich rede hier natürlich nur vom höhern Theater, denn in den kleineren gefällt jezt ein Stück desto mehr, je auffallender, je unwahrscheinlicher es ist. In einem solchen Stücke ist ein Dichter unlängst so weit gegangen, den Erfinder der Buchdruckerkunst von einem alten gedruckten Buche reden zu lassen. Ein anderer, der Schillers Kabale und Liebe bearbeitete, läßt Luise — ersticken, weil dieß etwas Außerordentlicheres ist als Vergiftung. In den höheren Theatern aber ist neben der vernünftigen Nachahmung des auswärtigen Gleichzeitigen etwas rein Antikes geblieben, das nicht mehr mit der Einheit des Orts und der Zeit großthut, noch weniger auf die Vertrauten des altfranzösischen Dramas hält, aber durch großartige Einfachheit — sogar in

Prosa – imponirt. Mehrere Beyspiele ließen sich aus dem Homme du monde anführen. Besonders die Stelle wird Jedermann gelungen finden, wo Bléville, der Freund des Grafen, welcher im Begriffe ist, sich mit seinem Sohn (dieser weiß es nicht, daß der Graf sein Vater ist) in einen Zweykampf einzulassen, um sich nicht in seinen Lebensverhältnissen zu schaden, wo Bléville, der allein das Geheimniß des Grafen weiß, hinzukömmt, und dem bevorstehenden Zweykampf Einhalt thut:

Bléville. Ich habe Alles erfahren! Glauben Sie, daß dieser abscheuliche Kampf zu Stande kommen wird? Werfen Sie die strafbaren Waffen weg! Ich befehle es! .. Ja, Arthur! .. Ja Selmar, ich befehle es! (Zu Selmar) Wie! Du! Du willst! ..

Selmar (leise zu Bléville). Du hast nichts für ihn zu fürchten.

Bléville (zu Selmar). Nichts zu fürchten! .. (zu Arthur, seinem Mündel) Arthur, mit allem Ansehen, das ich als ...

Arthur. Laß mich! laß mich! Du weißt nicht, wie viel ich zu rächen habe!

Bléville (nimmt ihn bey Seite, halblaut). Noch einmal, Arthur, habe Ehrfurcht für ihn!

Arthur. Für ihn! Welche Ansprüche hätte ..?

Bléville. Die heiligsten, welche es gibt.

Arthur. Was höre ich?

Bléville. Ja, Unglücklicher ...

Arthur. Vollende nicht!

Bléville. Er ist dein Vater!

Arthur. Allmächtiger Gott!

(Da erscheint die sterbende Emma; Arthur, der sie liebte, der ihr seine Hand angeboten hatte, war im Begriff gewesen sie und sich selbst zu rächen an ihrem Verführer – seinem Vater).

Bléville. Bietet Alles auf, sie zu retten! .. (Zu den Zeugen des Zweykampfes). Meine Herrn, die Ehrensache ist abgemacht; Hr. Arthur läßt durch mich den Grafen von Selmar um Vergebung bitten. (Nimmt Arthur bey der Hand) Nicht wahr, Arthur?

Arthur (mit kraftloser Stimme). Ja! ... Die Ehre des Herrn Grafen ist unbescholten. Von seiner Hand würde ich den Tod empfangen, ohne mich zu beklagen. (Zu Selmar, leise). Ich weiß gegenwärtig, daß ich von Ihnen ein weit unseligeres Geschenk erhalten habe.

Emma gibt vor den Augen der Zuschauer ihren Geist auf, und mit zerknirschtem Herzen blickt der Graf, ohne seinen Lebenswandel verlassen zu wollen, in die Zukunft: „Ehrgeiz, eitler Ehrgeiz der Welt!" ruft er aus, „wirst du mir ersetzen was du mich gekostet?"

Das angeführte Drama spielt in Rücksicht auf Unterhaltung eine ziemlich untergeordnete Rolle, eine desto ehrenvollere aber in dem Bestreben, die auswärtigen Systeme des Dramas in Frankreich einzuführen, oder vielmehr die Franzosen von Allem, was sie dramatisches System nennen, zu entwöhnen. Das Entgegengesezte läßt sich von einem andern neuen Stücke von Soumet sagen, „Emilia," das den Beyfall, welchen es gefunden, meist dem vortrefflichen Spiel der Dem. Mars zu verdanken hat; es empfiehlt sich als Bearbeitung eines Walter Scott'schen Romans, und, mit den englischen Quellen nicht zufrieden, gibt es in der lezten Scene eine fast wörtliche Uebersezung des lezten Auftritts in Goethes Faust, und obendrein eine kleine Fortsezung dieses Auftritts. Ist das Stück eher classique zu nennen, als das von Ancelot und Saintine, so geht es, wie man sieht, in der Auswahl seiner Quellen desto romantischer zu Werke, und ein einziges Beyspiel wird hinreichen, Jeden, der diese Quellen kennt, gegen das Stück von Soumet einzunehmen. Es sieht nämlich fast aus, als ob er die lezte Scene des Faust, ohne sie zuvor genau bis zu Ende gelesen zu haben, übersezt, oder gar die Scene aus der vorhandenen französischen Uebersezung abgeschrieben habe, ohne, was einmal auf dem Papiere stand, wieder ausstreichen zu wollen. So kömmt er nun an die Stelle:

> Wären wir nur den Berg vorbey,
> Da sizt meine Mutter auf einem Stein,
> Es faßt mich kalt beym Schopfe!
> Da sizt meine Mutter auf einem Stein,
> Und wackelt mit dem Kopfe.

Die vier lezten Verse und die folgenden passen nicht für den Inhalt des Soumetschen Dramas, wären auch nicht leicht für das Théâtre français zu übersezen gewesen; der erste Vers aber war nun einmal durch die Worte Oh! si j'avais seulement déposé cette montagne wiedergegeben worden, und es mußte daher fortgefahren werden. Sie werden, sobald Emilia im Drucke erscheint, dem erstaunten Leser zu Gesichte kommen (von der talentvollen Mars wurden sie dem Publikum schon zu wiederholten Malen vorgetragen) passen aber eben so wenig in das Stück als die folgenden deutschen Verse, und würden gewiß längst kritisirt worden seyn, hätte nicht Emilia diese Worte im Wahnsinn zu sprechen, und wüßte man nicht auch in Frankreich schon, daß in Hexenscenen und in den Reden der Wahnsinnigen jedes vernünftige Wort unsinnig sey.

Leipzig, 9. Nov.

(Fortsezung.)

Am folgenden Tage sang am frühen Morgen das volle Chor der Thomaner vor der königl. Wohnung eine, von dem verewigten Schicht komponirte kräftige Motette, die Nikolaischule überreichte eine vom Prof. Nobbe gedichtete lateinische Ode. Noch an demselben Vormittage besuchte der König die hiesige Bürgerschule, und wurde dort von den Kindern mit Gesang empfangen und innig gerührt; dann nahm er die Brückenwage in dem neuen Waggebäude vor dem Halleschen Thore in Augenschein. Nach der auf dem Rathhause gehaltenen Mittagstafel hielten einige Innungen ihre festlichen Aufzüge, nämlich die Buchdrucker, die Fischer, die Böttcher, Bäcker, Müller und Schlosser, jede derselben mit ihren eigenthümlichen Insignien geschmückt, und mit eigener Musik begleitet. Von dem Balkone des Rathhauses herab sah der König, umgeben von den früher gedachten fürstlichen Personen, ihren Tänzen, Fahnenschwenkungen und andern altherkömmlichen, aber seit vielen Jahren nicht gesehenen Uebungen zu, welche sie in der Mitte des Markts vornahmen. Die höchsten Dachfenster der umstehenden Häuser waren bey diesem seltenen Schauspiel mit Zuschauern besezt, und der ganze Markt wogte von Menschen. Nach geendigten Uebungen überreichten Deputirte der genannten Innungen ihre Geschenke und Gedichte, unter welchen sich das, welches die Böttcher überreichten, am meisten auszeichnete. Die Vergleichung des Fasses und seiner Reifen mit Staat und Krone liegt ihm zum Grunde; der Verfasser ist mir unbekannt geblieben. Die Buchdrucker überreichten ein Gedicht, auf dessen Titel die gedachte Ehrenpforte mit Typen abgebildet war. Die Bäcker überbrachten einen Riesenkuchen (drey Ellen lang, zwey Ellen breit) mit großer Kunst, wie man glauben darf, bereitet, und eine Krone von vergoldetem Zuckerwerk darauf. Se. Majestät der König nahm alle diese Beweise von Ergebenheit mit gerührter Freude und ungezwungener Freundlichkeit auf, und alle Herzen des Volks wendeten sich ihm noch inniger zu. Mit diesen Aufzügen schloß sich das erhebende Fest in bester Ordnung. Am Abende erschien der König im Theater, um „Raupachs Tochter der Luft" zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. November 1827.

Ich kam vor Liebchens Fensterlein,
Thät viele Stunden stehen,
Ob nicht im milden Abendschein
Die Liebe wär' zu sehen.

Just. Kerner.

Serenade.

Von Wilhelm Hauff.

Wenn vom Berg mit leisem Tritte
Luna wandelt durch die Nacht,
Eil' ich zu des Liebchens Hütte,
Lausche ob die Holde wacht.
Seh ich dort die Lampe glühen,
In dem stillen Kämmerlein,
Möcht' ich wie der Lampe milder Schein
Spielend um die zarten Wangen ziehen.

Mit des Lichtes schönsten Strahlen
Zög ich um mein liebes Kind,
Farben wollt' ich um sie malen,
Wie sie nur am Himmel sind;
Sände Schlummer ihr auf's Auge,
Löschte sie des Lämpchens Schein,
War ihr letzter, süßer Blick noch mein,
Und ich stürbe sanft an ihrem Hauche.

Nimmer darf ich um sie weben,
Wie der Lampe milder Schein,
Doch mein Lied darf zu ihr schweben,
Darf der Liebe Bote seyn.
Schwebt denn Töne meiner Laute
Zu des Liebchens Kämmerlein,
Wieget sie in süße Träume ein,
Und dann flüstert: „Denke mein du Traute."

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Tagen stellte sich Malcolm wieder ein. Sein Kapitän hatte ihm erlaubt, während das Schiff vor Anker lag, bey seinem Oheim im Pfarrhof zu wohnen, und nun drohte er seinen neuen Freunden, da ein Seemann dem Stillsitzen feind sey, werde er recht oft im Pachthaus erscheinen. Das that er denn auch zu Alans Freude und Leid, zu Annchens unendlichem Vergnügen und Vater Forsyths großem Behagen. Bald war er beym Feldbau und bey Geschäftsgängen des Alten Gefährte, bald besorgte er Annchens Aufträge in dem nächsten Marktflecken, oder an entfernte Bekannte; dabey machte er heimlich mit Alan allerhand Versuche im Feldbau, von denen der Vater nicht gern sprechen hörte, und ermangelte nicht, jeden Sonntag herüber zu kommen, um die Pachterfamilie in die Kirche zu begleiten. Und bey seinem Gehen und Kommen war er von Frohsinn und Freundlichkeit begleitet, so daß Annchen wohl sagte: der Ton seiner Stimme, ja der Schall seiner Schritte, wenn er den Wiesenbach entlang käme, brächte Fröhlichkeit mit.

Annchen und Malcolm hatten sich beym ersten Anblick nicht in einander verliebt, aber jeder Augenblick hatte sie einander näher geführt, so daß sie, wie sie ihre Liebe entdeckten, gar nicht wußten, ob sie je sich nicht geliebt hatten. Niemand störte sie in dem schuldlosen Gange ihrer Herzen, denn der arme Alan, obgleich kein Fortschritt ih-

rer Neigung ihm entging, konnte selbst nicht anders als den wackern Seemann täglich mehr lieben. Wenn er da war, that ihm das Herz weh, aber wenn er ausblieb, fehlte ihm der Freund, in dessen Umgang er fühlte daß er besser wurde, und so oft er ein Paar Tage zu kommen versäumte, hatte er seine Freude einer guten Handlung geopfert, er war am Bett seiner liebenden Mutter gesessen, oder hatte für einen kranken Hausvater gepflügt, oder hatte für eine arme Alte eine Schrift in Prozeßsachen verfaßt; die ganze Nachbarschaft benuzte seine Thätigkeit, die ganze Nachbarschaft dankte ihm Dienste, und er klagte immer, daß er mit seiner Zeit nichts anzufangen wisse. Dennoch sah man ihn den Tag über nie neben Annchen sitzen, aber am Abend versammelten sich die Bewohner des Pachthofs in der Pfarre, oder die Pfarrleute kamen herüber, und es schien das stille Glück sich auf den kleinen Hausen niedergelassen zu haben, so daß Alan selbst sein blutendes Herz im Frieden des Augenblicks vergaß.

Camerons männliche Schönheit mochte freylich Annchens Blick nicht entgangen seyn, doch nicht sie gewann ihr Herz, es war sein hülfreiches, freundliches Gemüth, sein häuslicher Sinn, seine unablässige Thätigkeit, seine unbefangene Sitte, in der er bey Allem, was er that, männliche Freyheit behielt, selbst wenn er bey der Abendlampe mit eigner Hand eifrig und ungeschickt sein Wamms zu flicken versuchte. Eben so waren es nicht Annchens Reize, die Cameron fesselten; er war, wie er sich ausdrückte, schon für manches schöne Mädchen entbrannt gewesen; es waren ihre Tugenden, die seine Liebe gewannen, ihre züchtige Heiterkeit, ihre Schwesterliebe für Alan, ihre Kindestreue an dem oft verdrießlichen Alten, ihre Wohlthätigkeit gegen jeden Leidenden und Armen. Und wenn er neben ihrem Spinnrad stehend mit Vergnügen ihren kleinen Fuß das Rädchen drehen sah, fühlte er doch ein viel innigeres Behagen, wenn sie den schöngesponnenen Faden mit beyfälligem Lächeln zusammen drehte, und zu dem schon gefertigten Vorrath aufhieng.

Alan war bald zur Ueberzeugung gelangt, daß es nun mit dem Glück seines Lebens vorbey sey; aber wahre Liebe ist von Selbstliebe frey und will zuerst nur das Glück der Geliebten. Er dachte gar nicht daran, Cameron aus Annchens Herzen zu verdrängen, aber fort wollte er in die weite Welt, er wollte nicht dableiben, um sich selbst in Versuchung zu führen und dem guten Annchen, dem treuherzigen Malcolm Unrecht zu thun. Doch wohin, wohin sollte er gehen! er hatte sich ja nie eine Welt gedacht, als wo er mit Annchen leben, wo er mit seinem Vater arbeiten sollte. Da machte eines Tages Camerons Schiffskapitän einen Besuch in dem Pachthof. Seine Bewohner bemühten sich, den ehrenwerthen Gast zu feyern, und dieser, über die Zuneigung erfreut, welche sein wackerer Seegefährte bey ihnen gewonnen, war gar eifrig, dessen Verdienste herauszustreichen. Er erzählte, wie Malcolm in Sturm und Wetter seinem Dienst mit Klugheit und unerschütterlichem Muthe vorstehe, vor Allem aber, wie er einst als Freywilliger auf einer königlichen Schaluppe ein des Sklavenhandels verdächtiges Schiff angegriffen und die darin entführten Unglücklichen befreyt hätte. Diese einfach erzählte That weckte Alans männlichen Muth; er fühlte, daß er auch Leib und Leben für Recht und Gerechtigkeit zu wagen, und so seinem Nebenbuhler nachzustreben im Stande sey, denn er kannte keinen andern Weg zum Ruhm, als den Malcolm gegangen war. Manchen Tag beschäftigte ihn dieser Entschluß, und abwechselnd suchte er in seinem Kopf nach Mitteln ihn auszuführen, und nach Mitteln, seinem alten Vater seine Abwesenheit zu ersetzen. Aber da war Niemand, der statt seiner diesen alten Mann verpflegt hätte, denn Annchen mußte ihn ja verlassen, wenn sie Camerons Weib wurde, und der Vater würde sie vermissen und um den Sohn jammern, dem seine sterbende Mutter ihn ans Herz gelegt und gesagt hatte: „Alan, der Kirche Spruch verband mich deinem Vater bis zum Grabe; sieh, meine Bitte bindet dich an ihn, bis er mir nachfolgt ins dunkle Haus." Der Erinnerung konnte Alan endlich nicht widerstehen; er beschloß zu bleiben und Zeuge von Annchens Glück zu seyn, und sein Herz langsam brechen zu lassen, indeß er als ein treuer Sohn handle. Der Entschluß erforderte alle seine Kräfte, und er hatte einen Augenblick das Bewußtseyn, daß vielleicht mehr Heldenmuth hierzu gehöre, als Stürmen und Wellen zu trotzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chinesische Sitten und Gebräuche.

Die Chinesen gehören zu den Völkern, welche zuerst aus dem Zustande der Wildheit hervortraten, und dennoch in der Kindheit der Civilisation stehen; sie sind ein aus Weisen bestehendes Volk, dem Abte Raynal zufolge. Nach Andern waren sie nicht Erfinder, sondern blos Aufbewahrer aller der Kenntnisse, welche sie besitzen. Noch ist dort die Regierung rein patriarchalisch, aber die Ordnung besteht durch Bambusliebe. Der Kaiser ist der erste, welcher Hand an den Pflug legt, aber die Unterthanen dürfen sein Angesicht nicht sehen. Besiegt konnte das Volk werden, aber die Sieger mußten sich unter seine Gesetze schmiegen.

Die einzige Veränderung, welche die Moden in China in vier Jahrtausenden erlitten haben, ist — wenn man den Gelehrten dieses Landes Glauben beymessen darf — mit dem Haupthaar der Männer vorgenommen worden, und auch diese Neuerung würde bey einem Volke, das so fest an den Sitten seiner Väter hängt, nicht eingetreten seyn, wären nicht Tataren gekommen, die mit Feuer und Schwert ihm dieß schimpfliche Gesetz auferlegten. Peter der Große fand keinen größeren Widerstand, als er seine Mos-

komiten zwang, den Bart abzulegen, als die Mandschu Eroberer, welche den Chinesen vorschrieben, das Haupt zu scheeren. Viele verließen lieber ihr Vaterland, als daß sie die neue Mode angenommen hätten; andere zogen den Tod vor. Gegenwärtig aber ist in der Tracht des Haupthaars kein Unterschied zwischen dem Kaiser und dem untersten Handwerker. Alle gehen mit geschorenem Kopfe, nur von einem kleinen Kreise am Hinterkopfe hängt das Haar in seiner ganzen natürlichen Länge herab; man sagt sogar wegen des sonderbaren Glaubens, daß der Engel beym jüngsten Gerichte sonst nicht wisse, wie er sie anfassen solle, um sie nach dem von den Bonzen und Lamas versprochenen Elysium zu führen. Das Haar wird mit Geschmack zu einem Zopfe geflochten und am äußersten Ende mit einem Bande geknüpft. Das niedere Volk befestigt seinen Zopf um die Stirne oder auf dem Kopf, um nicht beym Arbeiten dadurch gestört zu werden. Der chinesische Barbier ist sehr geschickt in seinem Fache und übt seine Kunst auf offener Straße, großen Plätzen, wo man ihn trifft. Er trägt Wasser in Eimern von Bambus, und an diesen ist aufwärts ein Stock befestigt, woran sein Schleifleder und eine Serviette hängt. Er sieht, die Physiognomie und größere Eleganz abgerechnet, der nützlichen Menschenklasse nicht unähnlich, welche den ganzen Tag mit lautem Geschrey die Hauptstadt Frankreichs durchzieht und Tausende von Häusern mit Wasser versieht.

Erfindsamer als in den Moden, aber nicht geschmackvoller, sind die Chinesen im Ausdenken von Strafen und Foltern für begangenes Unrecht. Ein Mandarin, dem ein auf seinen bibliographischen Ruhm stolzer Kaiser die Durchsicht eines Werkes anvertraut, und der einen Druckfehler stehen läßt, kann mit derben Stockprügeln davon kommen. Eben so wenig Rücksicht als für den hohen Rang haben sie für das schöne Geschlecht; einer Frau, die sich einen Fehltritt zu Schulden kommen läßt, legt man Holzstückchen zwischen die Finger und schnürt alsdann mit Stricken ihre Hand so fest zu als man kann. Und doch hindert man das schöne Geschlecht nicht, ja man muntert es dazu auf, sich der Dichtkunst zu ergeben, welche der Philosoph Platon (wahrscheinlich aus Gründen, denn er hatte auch gedichtet) gänzlich aus dem Staate verbannt wissen will.

Wir sollten nie zu sehr gegen die Gebräuche und Moden fremder Länder eifern, ehe wir unsere eigenen überflüssigen beseitigt hätten. Eine Chinesin, welcher wir es zum Vorwurfe machen würden, daß sie, um nicht als Auswurf ihrer Familie betrachtet zu werden, ihre Füße unnatürlich einzwängt, fände ihrerseits die durch Kunst erworbene Taille unserer Europäerinnen und eines Theiles der Europäer lächerlich. In der Türkey, ja in Griechenland geben sich die Damen eher Mühe dick zu erscheinen; ein Chinese muß seinem Leibe durch Kissen zu Hülfe kommen, wenn er zu einer hohen Stelle gelangen will, und um ein vornehmer Mann zu seyn, muß sein Gesicht immer lachen. Soll es aber irgend eine Mode geben, so wird es Niemand tadeln, daß bey den Chinesen die Damen der höheren Klassen seidene Kleider tragen, die ärmeren Frauen dagegen baumwollene. Was Zweckmäßigkeit betrifft, darf sich, sieht man, selbst unser civilisirtes Europa die bizarren Chinesen zum Muster nehmen.

Zweckmäßig findet aber dieses Volk auch, daß sich sogar die Frauen des Tabakrauchens nicht enthalten. Wir finden dieselbe Sitte z. B. auch auf der Insel Cuba, und, um nicht so weit zu gehen, selbst hie und da in unserem Welttheil. Das Klima besonders führt in den verschiedensten Ländern der Welt auf ähnliche Gewohnheiten, aus denen man eben so wenig oder noch weniger auf sonstige Gemeinschaft oder gar Verwandtschaft schließen darf, als aus einzelnen Aehnlichkeiten in den Sprachen verschiedener Völker. Das Lieblingsgetränke der Chinesen ist bekanntlich Thee, sie veredeln auch durch denselben das Wasser, welches sie, wie den Wein und sonstige Getränke, gewöhnlich warm trinken; sie trinken sogar beym Essen zwischen den einzelnen Gerichten Thee, bieten denselben jedem Besuchenden an, und haben statt der Kaffeehäuser Theehäuser, worin mancher Holländer den Tabaksqualm unerträglich finden würde; aber bey allem dem haben sie keine geringere Vorliebe für starke Getränke, und verbrauchen besonders in den nördlichen Provinzen viel Branntwein, wo sie ihn aus Hirsen bereiten, im Süden aus Reis. Wenn wir übrigens nur die Erlaubniß hätten in China zu reisen, brauchten wir uns nicht über den steten Gebrauch von warmen und hitzigen Getränken zu beklagen, denn die Engländer, welche zuletzt das himmlische Reich bereisen durften, und Nürnberger Uhren als englisches Fabrikat, wie auch einen europäischen Prachtwagen, worauf natürlich der Diener höher saß als der Herr, ein Greuel für das Auge eines Chinesen, dahin brachten, können nicht genug die mit Eis zubereiteten Obstarten, Melonen, Aprikosen rühmen, womit die chinesischen Gourmands die Hitze ihres Sommers erträglich machen. Der Bazar, welcher sich auf ihrer Reise überall an den Landungsplätzen schnell bildete, glich immer einem kleinen Feldlager, denn alle Verkäufer schützen sich vor der Sonne durch einen großen, in die Erde gehefteten, und, wenn er aufgespannt ist, viereckigen Schirm. Der ärmste Landmann in China trägt einen solchen zum Schutz gegen Sonne und Regen bey sich. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig. 9. Nov.

(Beschluß.)

Die Abreise des Königs von Leipzig sollte, wie vorher bestimmt war, am folgenden Tage (den 26sten) erfolgen; allein wegen der Unpäßlichkeit der Königin, welche sie bisher

verhindert hatte an der Seite ihres geliebten Gemahls öffentlich zu erscheinen, wurde dieselbe aufgeschoben. Am 29sten wurde dem Könige zu Ehren, von Seiten des Raths, eine musikalische Abendunterhaltung im Saale des Gewandhauses veranstaltet, in welcher von dem trefflichen Orchester und von dem zahlreichen Chor des Musikvereins und andern Dilettanten mehrere passende Musikstücke zur großen Zufriedenheit Sr. königl. Majestät und seines Hofstaates aufgeführt wurden. Auch an diesem Abend hatte man nicht die Freude die Königin zu sehen. Unterdessen hegte das Publikum keine ernste Besorgniß für das Leben der theuren Königin, da dieselbe der besten Pflege (auch Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Amalie, ihre Nichte, war zu ihr von Dresden gekommen, und befand sich immer bey ihr) und der Sorgfalt der ersten Aerzte, vornehmlich des berühmten Dr. Kreyssig, genoß, da ferner Se. Majestät der König täglich in der Stadt erschien, und theils mit großem Antheil die hiesigen Lehranstalten und andere Institute in Augenschein nahm (z. B. das Taubstummeninstitut, die Universitätsbibliothek und Kirche, das unter Prof. Brandes stehende Physikum, und die mit der Freymaurerloge Balduin in Verbindung stehende treffliche Sonntagsschule, welche Anstalten er mit sichtbarer Zufriedenheit verließ) theils, und selbst bey unangenehmerem Wetter Spaziergänge in die hiesigen Gärten und in der Umgegend machte, des Mittags stets einige Gelehrte, Beamte und Kaufleute an seine Tafel zog, sich mit Jovialität und voll herablassender Freundlichkeit, die ihm alle Herzen gewinnt, mit Jedermann, der ihm nahe kam, unterhielt, und Abends öfters das Schauspiel besuchte. So verging eine Woche, und wir fühlten uns glücklich, das königliche Paar in unsern Mauern zu haben.

Am 5ten Nov. hatte Se. Majestät der König die Freude, auch seinen geliebten Bruder, den Prinzen Maximilian K. H., der ihn von Dresden zu besuchen kam, zu umarmen. Am 6ten lauteten die Nachrichten von dem Befinden der Königin schon bedenklicher; die Geschwulst der Füße, welche Wassersucht ankündigte, wollte nicht weichen. Am 7ten gegen Mittag besserte sich der Zustand der hohen Kranken etwas, und man sah noch Se. Majestät den König mit seinem fürstlichen Bruder ausgehen. Nachmittags gegen drey Uhr aber überraschte die theure Kranke ein sanfter Tod, und die königl. Prinzen Friedrich und Johann, welche an diesem Tage von Dresden herübereilten, sie zu besuchen, fanden sie schon entseelt. So ward der edle König in denselben Mauern, in denen er vor Kurzem so hohe Freude empfunden, auch von dem tiefsten Schmerz geprüft, den ein so plötzlicher und ungeahneter Verlust in einer innigfühlenden Seele hervorbringen kann. Aber mit erhabener Fassung und frommem Sinne betete er an dem Sarge seiner theuren Gemahlin. Am 8ten Abends wurde der Leichnam derselben in einem von Fackeln umgebenen Trauerwagen, mit einer einfachen Begleitung des Militärs, mehrerer königl. Hofbeamten und Diener in die hiesige Schloßkapelle gebracht. Den 9ten, früh um 8 Uhr wurde dieselbe unter Begleitung einer ansehnlichen Wagenreihe, der hiesigen Bürgerschützen und des Militärs prunklos nach Dresden abgeführt. Eine Stunde vorher reiste Se. Majestät der König, mit seinem Bruder in stillem Schmerz nach Dresden zurück. Alle Glocken läuteten nun zur Trauer, und diejenigen, welche die erhabene Kaiserstochter vor wenigen Tagen mit Wonnethränen als ihre Herrscherin empfangen hatten, weinten jezt ihrem Sarge Thränen der Wehmuth nach. Dieser schnelle Wechsel hat eine allgemeine Erschütterung bey uns hervorgebracht.

Genf, November.

In der physischen Welt wie in der moralischen gibt es Dinge, worin wir nicht hellsehen, und des Menschen Geist sucht umsonst nach Gründen, an die er ein Urtheil knüpfen könnte, dann ist es ihm aber immer unangenehm und demüthigend gestehen zu müssen: das begreife ich nicht. So geht es uns jezt, wo eine siebenjährige Uebersicht der Selbstmorde in Genf bekannt gemacht worden ist. Daraus ergibt sich, daß unsere kleine Stadt mit Recht als einer der Orte angeführt wird, wo die Selbsttödtung am häufigsten vorkömmt. Aber warum? Liegt doch Genf in herrlicher, lachender Gegend, an dem reizendsten Seegestade, in gesunder, reiner Luft. Keine Stadt in der Welt enthält verhältnißmäßig so viel Wohlhabenheit und Reichthum. Darbende Arme gibt es eigentlich gar nicht; alle finden ihr Stückchen Brod, ihr Holz und ihre schützende Kleidung. Der Handel hat zwar in neuerer Zeit auf einer Seite gelitten, denn Tuchmacherey und Uhrenfabrikation sind sehr herabgekommen; dafür aber hat sich die Bijouterie und die Fabrikation mechanischer Musik bedeutend gehoben. Im Allgemeinen herrscht hier viel Ordnung, Sitte, Anstand und religiöser Sinn. An heftige Leidenschaften ist wenig zu denken, denn es fehlt die Gelegenheit sie zu befriedigen; öffentliches Hazardspiel ist streng verpönt, und findet sich auch im Geheimen nicht; andere Laster sind ebenfalls nicht vorherrschend; Sparsamkeit und gute Oekonomie zeigen sich überall, und doch, welch' unbegreifliches Resultat: Genf hat verhältnißmäßig so viel Selbstmorde wie Paris und London, nämlich 1 auf 2400; in sieben Jahren, nämlich von 1820 bis 1826 inclus. 95, wodurch auf ein Jahr 13½ in Mittelzahl kommen. In den Jahren 1820, 1822 und 1823 waren die Selbstmorde am häufigsten, denn es fielen da 16, 17 und 16 vor; dagegen 1821 nur 11, 1824 13, 1825 10, und 1826 12. Eine Vergleichung der Pariser Selbstmorde mit den hiesigen gibt auch noch andere interessante Resultate. Aus der Zeit der jugendlichen heftigsten Leidenschaften, 20 Jahre und darunter, wo zumal unglückliche, getäuschte oder betrogene Liebe und ihre Folgen, Eifersucht u. s. w. tödtlich wirken, kam in drey Jahren gar kein Fall vor, in den andern vier Jahren nur 1. Auch in dem Alter von 20 bis 40 Jahren halten sich die Selbstmorde zwischen 1, 2, 3 und 5. Hingegen da, wo anderwärts die Menschen ruhig werden, zwischen 40 und 60 Jahren, steigen sie zu 5, 6, 8 und 10 an; ja auch zwischen 60 und 80 Jahren und darüber kommen die Fälle noch ziemlich häufig vor, nämlich 1, 2, 3 und 4 Mal. Dadurch zeigt sich die Zahl der Selbstmorde zwischen 40 und 60 Jahren größer als in allen übrigen Altern zusammengenommen. Hier wirken also nicht, wie in Paris, Liebe und Spiel. Unsere Genfer und Genferinnen sind besonnen; die Leidenschaften sind bey uns für sehr wenig zu rechnen. Fast alle Selbstmorde gingen aus wahrem Spleen oder Lebensüberdruß, verfehlten Spekulationen, körperlichen Leiden oder Familienkummer hervor.. Das Verhältniß der Frauen zu den Männern ist hier sehr von dem in Paris verschieden. An der Seine sind unter den 390 Selbstmördern (jedes Jahr) 128 Frauen, also ⅓, in Genf nur ¼. In Paris sind von 390 fast ⅔ verheirathete, und ⅓ ledige Personen, ein schlimmer Beweis gegen das Glück der Ehen; hier ist das Verhältniß günstiger für sie. Auch in der Todesart zeigt sich eine große Verschiedenheit. In Genf wählte ⅓ den Schuß, in Paris nur ⅐. Dort ist man der Erstickung durch Kohlendampf sehr zugethan; diese ist den Genfern zu theuer, und sie wird gar nicht angewendet. Hier wie dort ist man darüber einverstanden, daß Polizeygesetze gegen den Selbstmord nichts fruchten, und daß nur die Religion hier helfend oder lindernd eintreten kann. In Genf ist aber bey weitem mehr religiöser Sinn als in Paris, und doch! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. November 1827.

Der Freyheit Morgen steigt herauf;
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

Uhland.

Griechenlands Hoffnung.

Schwül ist die Luft und sammelt sich zu Wettern,
Da fährt auf hohem Wasser Gottes Hand,
Des Christenfeindes Maste zu zerschmettern;
Doch Mahmuds Zorn steckt eine Welt in Brand.
Krieg wird die Losung. In den Lüften wallen
Sieht man die Fahne des Propheten heut',
Ein stumm Gebot den Mosleminen allen,
Und rachefordernd stürzen sie zum Streit.

Verzage nicht, o Hellas, triumphire!
Das lezte Zucken der Verzweiflung war's;
Er wähnt, daß er zum Sieg die Seinen führe,
Ihn aber trifft der Arm des mächt'gen Zaars.
Noch zehrt, gleich dem Vulkan in Bergesschlünden,
Am Mark von Pelops Insel Ibrahim,
Doch weh' ihm, daß die Fürsten sich verbünden!
Des Todes Fittig flattert über ihm.

Wenn Englands Flagge deine Küsten schützet,
Wenn Rußland zieht und Frankreichs Banner droh'n,
Vertraue dem, der in den Wolken blitzet,
Groß ist sein Rath, er kommt, er rettet schon.
Dann nennen segnend wir der Völker Sorgen
Ein Werk, das sie mit Gott für dich gethan,
Wenn wir am Strand, auf Höh'n, im Thal den Morgen
Der heil'gen Freyheit wieder leuchten sah'n.

Auch ihr, noch einmal tretet kühn zusammen,
Des Sieges und der Völkerhülfe werth!
In starke Glut vereiniget die Flammen
Des Geistes, den im Busen Jeder nährt!
Treubruch, wodurch einst eure Väter sanken, —
Noch kennt ihr ihn — soll ewig ferne seyn;
Dann führen, euch verbrüdert ohne Wanken,
Die Geister Missolunghi's euren Reih'n!

Und wenn nach diesen lezten blut'gen Mühen
Der goldne Friede wieder Hütten baut,
Daß Bürgertugenden und Kunst erblühen
Im Land, vom Himmelssegen reich bethaut:
Dann füllet einen Becher bis zum Rande
Vom schönsten Nektar, den euch Lesbos gab,
Und sendet Männer nach der Themse Strande
Und opfert euren Dank auf Cannings Grab!

Karl Grüneisen.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Treu und gewissenhaft führte Alan seinen Entschluß aus; nie war er eifriger bey der Arbeit gewesen, nie für seinen Vater mehr bemüht; nie störte ein Wort seines Mundes, ein Ton seiner Stimme die Heiterkeit des glücklichen Liebespaars, wenn es am Feyerabend Hand in Hand neben ihnen her durch die Felder streifte, Annchen jede schöne Blume für Malcolm pflückte, und Malcolms Auge die rothe Erdbeere oder frühe Kirsche für Annchen erspähte. Freylich fühlte er dabey jedes Mal einen Dolchstich im Herzen, aber Annchen ahnete es nicht, und sie behandelte ihn wie von jeher mit sorgfältiger, schwesterlicher Liebe.

Eines Abends standen die beyden jungen Leute auf dem Rasenplatz vor dem Pfarrhause. Alan ließ sich von dem Seemann den Namen und den Weg der aufgehenden Sterne am dunkelblauen Nachthimmel erklären. Annchen schlich zu ihnen hin und fragte, nach was sie schauten. „Nach den Sternen," antwortete Alan; „Cameron weiß alle wie sie heißen und wohin sie ziehen." Neugierig deutete das Mädchen auf einen derselben, der eben hell schimmerte. „Das ist mein Lieblingsstern, Annchen," antwortete der Seemann, „von Allen der liebste; wie oft hat er mir geleuchtet bey meinen einsamen Nachtwachen! Soll ich ihn Euch finden lehren, Annchen? Wenn ich weit fort bin von Euch, auf dem großen unermeßlichen Meere, und an Euch denke, wollt Ihr ihn dann ansehen, Annchen, und Euch meiner erinnern?" Diese lezten Worte sprach er bald leise, weil sein hochschlagendes Herz seine Stimme brach, nicht um von dem nahestehenden Alan nicht gehört zu werden. Annchen antwortete nicht, aber Camerons Blick in ihre niedergeschlagenen Augen, und wie sie ihren Arm um den seinen schlang, sprach mit tausend Zungen zu Alans blutendem Herzen. „Annchen," nahm Malcolm wieder das Wort, „kennst du das Liedchen, das ein liebendes Weib ihrem Gatten sang, wie er ihr diesen Stern gezeigt hatte? O wie wollte ich froh seyn, liebte mich mein Mädchen nur halb so wie Minona liebte! Höre was sie sang." Annchen antwortete immer nicht, und der Seemann sang, anfangs fast athemlos von seiner Empfindung überwältigt, aber mit reiner, männlicher Stimme die Worte:

Der treue Stern, der tröstende Stern,
Bringt fortan allein mir Kunde von dir,
Und wenn auf dem Meere du schwimmst von mir fern,
Der treue Stern bringt dir Kunde von mir.

Und sieht in der traurigen Stunde der Nacht
Dein Bild aus dem Sterne herab zu mir,
So sage auch dir seine flimmernde Pracht:
Meine Liebe sey einzig geweiht nur dir.

Während Malcolm sang, dämmerte zum ersten Mal der Gedanke von Heirath in Malcolms und Annchens Seele, er färbte ihre Wangen höher und höher, sie war unvermögend zu sprechen, sie versuchte es gar nicht, und auch Malcolm wollte die Stille nicht unterbrechen. Ein tiefer Seufzer, der sich Alans Brust entwandt, schreckte Annchen auf, sie that einen ängstlichen Ausruf und leiser hinzusetzend: „es ist kalt, zu kalt auf dem Rasen," machte sie sich von Malcolms Arme los und eilte in das Haus.

Alans Seufzer und sein blasses Angesicht drangen jezt zum ersten Mal dem verdachtlosen Seemann eine Vermuthung auf, die Annchens schwesterliche Liebe zu ihm bisher entfernt hatte. Ohne einen Augenblick anzustehen, nahm er seinen Freund bey dem Arm, führte ihn rasch einige Schritte vom Pfarrhause abwärts und fragte dann offen und dringend, ob er Annchen liebe und sie zum Weibe zu gewinnen gedächte. Der arme Alan konnte wohl mit Wahrheit sagen, daß es ihm nicht beykomme, Annchen heirathen zu wollen, daß sein Schauder und schwerer Athem auch gar nichts bedeute, da es ein Uebel sey, das ihn seit seinem kalten Bade im Tay häufig befalle. Anfangs wollte das dem redlichen Malcolm nicht genügen; er versicherte, lieber sterben zu wollen als seinem Freund, wenn frühere Bande ihn an Annchen knüpften, im Wege zu seyn. Alan beharrte bey seiner Versicherung, und sein Herz gewaltsam beherrschend sezte er scherzend hinzu: „Ich wünsche dir Glück! aber sieh dich vor, Kammerad, ich möchte nicht immer so gutmüthig seyn, schieb deine Werbung also nicht gar zu lange auf." — „O lieber bringe ich sie noch heute an als morgen," rief der überglückliche Seemann; „ich kann ja nicht früh genug mein Glück sichern!" — „Still, du Schwätzer!" rief Alan jezt, froh, dieses schmerzvolle Gespräch gestört zu sehen; „still, die alten Leute kommen, und diesen mußt du deine Sache fein feyerlich vortragen." Den verdachtlosen Cameron täuschte sein sorgloses Wesen; hätte er in Alans Auge geblickt, er hätte gesehen, wie sein verzweiflungsvoller Ausdruck seine heitern Worte Lügen strafte. Indeß Malcolm in leicht zu errathender Absicht die Gelegenheit wahrnahm, Annchen nach Hause zu führen, wartete Alan, um seinen Vater zu unterstützen; er schien ruhig, die Woge des Schmerzes hatte über den Trümmer seines Glückes zusammengeschlagen und sie tief in sein Herz versenkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chinesische Sitten und Gebräuche.

(Beschluß.)

Nun auch über eine unzweckmäßige Sitte der Chinesen, die aber keineswegs ihnen allein eigenthümlich ist. Die Römer hatten ihre Haruspices, die Griechen ihre Pythia und Pythonissen und unsere Vorfahren hatten ihre Wahrsagerinnen, ja bey uns aufgeklärten Europäern neuester Zeit wird noch die Zukunft durch Kartenschlagen, aus dem Kaffeesatz, den Linien der Hand ꝛc. prophezeit. Sollten die Chinesen darin hinter den andern Völkern zurückgeblieben seyn, zumal da sie, wie alle Asiaten, Fatalisten sind? Die Art, wie sie die Zukunft voraus zu wissen streben, ist wenigstens eben so scharfsinnig als irgendwo, möchte auch Manchem zu sonstigen Vergleichungen Anlaß geben. Einer der Konsultirenden schüttelt eine Röhre von Bambus und gibt sorgfältig auf den Fall der darin befindlichen Holzschnitzel Acht; ein anderer liegt auf der Erde, das Gesicht im Staube, und ein Bonze schreibt genau in einem Buche die auf den Stöckchen befindlichen Schriftzeichen ab, sobald eins aus der geschüttelten Röhre herausfällt. Unterdessen brennt mit Wohlgerüchen versehen das Feuer im geweihten Gefäße; man wirft runde Stücke Gold- und Silberpapier hinein,

um die Genien zu besänftigen, und brennt eine Menge Schwärmer ab, um die Gottheit zu erwecken und aufmerksam zu machen. Nach dieser Ceremonie theilt der Priester den frommen Befragern den Erfolg ihres Gebets mit und richtet die Antwort so zweydeutig ein, daß sein Orakel ihm das größtmögliche Geschenk verschafft, ohne jedoch, das Resultat möge seyn welches es wolle, den Ruf des Gottes und des Tempels zu schmälern. Die Chinesen haben, beyläufig gesagt, keinen Ruhetag, aber die stets geöffneten Tempel sind täglich angefüllt. Ein Anhänger Fo's oder Laokium's würde keine irgend wichtige Sache unternehmen, nicht reisen, heirathen, bauen, ohne sich zuvor nach seiner Pagode zu verfügen. Die chinesischen Geistlichen gehen mit völlig geschorenem Haupte und tragen weite Röcke von Seide oder Nankin. An der Farbe dieser Röcke erkennt man ihre Sekte. Es darf überhaupt in China nicht Jeder die Farbe seiner Kleider nach eigenem Geschmacke wählen. Das Gelbe gehört dem Kaiser, den Prinzen von Geblüt und den Lama's. Blau, schwarz und grau sind die gemeinen Farben für das Volk.

Wir haben schon die **Beständigkeit** in den chinesischen Moden erwähnt; fast scheint es aber, als ob das schöne Geschlecht in dieser Hinsicht eine Ausnahme machte. Besonders für den Kopfputz sollen die dortigen Frauenzimmer sehr erfindsam seyn, so erfindsam, daß selbst ein Franzose zugeben konnte, eine **Pariserin** würde in dieser Hinsicht den Geschmack einer élégante de Peking, oder einer jungen Schönheit aus der Stadt **Suschufu**, welche bey den Reisenden das Paradies China's heißt, beneiden. In diesem chinesischen Montpellier (mons puellarum) nämlich herrscht die geschmackvollste Mannigfaltigkeit im Kopfputze; bald ist das Haar durch eine einzige goldene Nadel hinaufgesteckt und verschwindet unter dem Häubchen, bald ist es mit einem kleinen Perlendiademe geschmückt, bald vom Nacken aus hoch hinaufgeschlagen und mit wirklichen oder künstlichen Blumen verziert, die geschmackvoll bis auf die Stirne reichen. Die Damen von hohem Range tragen Halsbänder von Agat, Krystall oder Korallen, lange Ohrgehänge, und arbeiten selbst fast Alles, was zu ihrem Putze gehört, besonders Stickereyen und die erwähnten künstlichen Blumen, die sie aus dem Mark eines gewissen Strauches und den Federn des Grünspechts bereiten. Bekanntlich sind sie dem Herkommen gemäß fast immer allein; diese unangenehme Sitte aufzuheben hatten sie bisher nicht Einfluß genug, und um sich die Zeit zu verkürzen, widmen sie zwar die Hälfte ihrer Zeit weiblichen Arbeiten, die ganze andere Hälfte aber ihrem Putze, der Pflege von Zwergbäumen, welche in Porzellanvasen ihre Gemächer und den innern Hof der Wohnungen schmücken, und endlich dem Spiele mit den Vögeln, ob sie nun der hübschen Form, des reichen Gefieders oder des melodischen Gesanges wegen die Vorliebe des schönen Geschlechtes verdienen.

Um noch ein Beyspiel von Zweckmäßigkeit zu geben, die sich in so vielen Einrichtungen bey den Chinesen darthut, brauchen wir blos der sogenannten Segelschiebkarren zu erwähnen, welche auf festem Lande wie die Schiffe auf dem Meere, auf Seen, Flüssen und Kanälen die Richtung des Windes zur Beförderung ihrer Schnelligkeit benutzen. In gewissen Landstrichen des himmlischen Reiches soll nämlich, der Behauptung vieler Reisenden zufolge, der Strich des Windes von großer Beständigkeit seyn. Die Leute spannen alsdann auf ihren einrädrigen Bambuskarren vorne ein kleines Segel aus Flechtwerk auf, das an zwey mit dem Karren verbundenen Stöcken befestigt ist. Mit großer Leichtigkeit schiebt alsdann ein Mann den Karren fort, ja er braucht fast blos hinterher zu laufen und ihm die bestimmte Richtung zu geben, während, wenn der Wind zu schwach ist, oder gar von der entgegengesezten Seite kömmt, ein Mann zum Ziehen vorgespannt wird und ein anderer hinten nachstößt. Die Karren selbst sollen mit denen in Südamerika Aehnlichkeit haben, und sind dadurch, daß die Seitenhölzer in der Nähe des Rades abwärts gehen, so zweckmäßig, daß sie wohl der Nachahmung würdig wären. Es ist auf jeden Fall humaner, die Hülfe der Elemente in Anspruch zu nehmen, als, wie man in den Niederlanden besonders so häufig sieht, den armen **Hunden** einen so beschwerlichen Dienst aufzulegen. Natürlich haben aber jene Karren, wie die Segelschiffe und Luftballons, das Unbequeme, daß sie zu sehr von dem Einflusse der Elemente abhängen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Wozu die Religion und die Kirche gebraucht wird, davon hatten wir hier vor Kurzem ein schlagendes Beyspiel. In der hiesigen Methodistengemeinde (momiers) befindet sich auch ein Mädchen aus einer der besten und ältesten Genserfamilien. Lange hatte sie passende und gute Heirathen ausgeschlagen, bis sie auf einmal ihren Bräutigam im Traum gesehen zu haben meynt, wie der Heiland ihr denselben vorstellt. Es war einer der Prediger der Gemeinde, ehemals Begleiter der Frau von Krüdener. Sie theilt ihm als Bruder ihren Traum mit, bietet ihm ihre Hand und ihr bedeutendes Vermögen an, worauf der Prediger ganz trocken erwiedert: ma Soeur, que la volonté de Dieu se fasse. Die Familie des Mädchens glaubt aber gute Gründe zu haben, die Visionsheirath nicht zuzugeben.

Wie unsere Straßen bisher von den häßlichen überragenden Holzdomen verstellt, dumpfig und dunkel gemacht wurden, so war auch auf deren Reinlichkeit wenig Sorgfalt verwendet. Nun fällt ein Dom nach dem andern. Ganze Straßen stehen licht und freundlich da, und an ihrer Reinhaltung wird, troy aller üblen Gewohnheiten, eifrig gearbeitet. Auch in dieser Beziehung soll die neue Stadt der alten nicht gleichen. Von dieser geben einige Polizeygesetze aus den vergangenen Jahrhunderten die beste Vorstellung. Im Jahr 1587 wurde für die neuen Bauten festgesezt: „Wer ein Haus in der Stadt bauen will, soll es nicht von Stroh, Blättern oder Zaunwerk errichten, und wer dieser Verordnung nicht nachkömmt, dessen Bauwerk können die Bürger ungestraft wieder einreißen. Wer Mist in die Fahrstraße oder in einen öffentlichen Weg schüttet, darf ihn zwischen Ostern und Allerheiligen nur drey Tage liegen lassen, von Allerheiligen aber bis Ostern mag er acht Tage, jedoch nicht länger, liegen bleiben. Item: kein Mensch soll in den Straßen Schweinskoben, Gerberwerkstätten u. s. w. anlegen, oder Thieren zu Ader lassen, oder irgend ein eckelhaftes Handwerk treiben bey drey Sous Strafe."

Ziemlich interessant ist die Art, wie vor einigen Tagen

François Eugène Mulon aus Paris mit dem selbst in seinem Taufschein angegebenen Beynamen: Scipion l'Africain hier entdeckt wurde. Dieser Scipio hatte die Diamanten der Dem. Mars in Paris gestohlen. Vor einigen Jahren arbeitete er hier bey Herrn Botte, unserem ersten Bijoutier, darauf ging er nach Paris, lernte dort die Kammerjungfer der Dem. Mars kennen, die aus Rolle am Genfersee gebürtig ist, und heirathete sie bald darauf. Aber nicht lange lebte er glücklich mit seiner jungen Frau; Spiel und Trunk wirkten zusammen, um aus dem Menschen einen Taugenichts zu machen. Sein Arbeitslohn als Bijoutier reichte lange nicht hin um ein zügelloses Leben fortzuführen. Da beschloß er sich auf einmal zu helfen. Die Wohnung der Dem. Mars war ihm genau bekannt, so wie der Ort wo sie ihre Diamanten und ihr Geld verwahrt, und er hatte im Haus freyen Aus- und Eingang; diesen Umstand benuzte der Mensch, um in einem Augenblick, wo Dem. Mars mit ihrer Kammerfrau im Bade war, den sämmtlichen Schmuck seiner Wohlthäterin und 6000 Franken in Bankbillets aus einem geschickt geöffneten Schrank zu entwenden. Gleich darauf, um Mittag, sezt er sich mit einem, schon Tags zuvor gelösten Paß nach der Schweiz in die Diligence, und fährt bis an das Cornavinthor von Genf und steigt da ab, um, ohne seinen Paß abgeben zu müssen, zu Fuß in ein Haus auf Plain-Palais zu gehen, wo er sehr gut bekannt und ein etwas zweydeutiges Mädchen ihm zugethan ist. Er kam Nachmittags halb fünf Uhr nach Genf, und wollte gleich zu einem ihm wohlbekannten Bijoutier gehen, um die aus der abgebrochenen Fassung gemachte Goldstange zu verkaufen. Das Mädchen in Plain-Palais redete ihm aber zu, erst den folgenden Morgen dazu zu verwenden, und zu einem andern Bijoutier zu gehen. Dieß geschah auch. Erst gegen 10 Uhr früh war der Dieb mit seiner Goldstange bey Herrn W., der eben einige Zweifel über die Güte des Goldes äußerte, als ihn seine Frau in ein anderes Zimmer rief. Da fand er einen Gensdarmen, der ihn eintud bald möglichst auf die Polizey zu kommen, weil man ihm, wie allen übrigen Bijouteiers, wegen eines großen, in Paris verübten Juwelendiebstahls eine Eröffnung zu machen habe. Nun ward Herr W. doppelt aufmerksam auf die ihm eben angebotene Goldstange und den fremden Menschen. Deßhalb sagte er ihm, er müße jezt für einige Stunden ausgehen, lade ihn daher ein, Nachmittags wieder zu kommen, wo sie dann Handels einig werden wollten. Der Dieb, nichts ahnend, war dieß wohl zufrieden; Herr W. machte aber auf der Polizey von dem Vorgang und von seinem Verdacht Anzeige, deßhalb fanden sich Nachmittags ein Auditor der Polizey und ein Gensdarme bey ihm ein und wurden in ein Nebenzimmer gelassen. Mulon kam auch zur bestimmten Stunde; nach einigen Aeusserungen über die Qualität des Goldes bemerkte ihm Hr. W., er könne es nicht eher kaufen als bis ihm einige Nachweisung über die Person des Verkäufers gegeben worden sey, wahrscheinlich habe er doch hier Jemanden, der ihn kenne u. s. w. Der Franzose wurde hierüber etwas verlegen, holte aber doch seinen Paß hervor um ihn Herrn W. zu zeigen. In diesem Augenblick trat der Auditor mit dem Gensdarmen aus dem Zimmer; erbleichend fuhr Mulon zusammen. Als aber der Auditor die Nummer des Passes gesehen (die von Paris aus angegeben worden war) ließ er den Menschen sogleich verhaften. Der Franzose gestand schon jezt Alles und erklärte, er wolle Alles herausgeben, im Grunde sey es ihm Recht, daß es so gekommen, man möge ihn nur so schnell wie möglich nach Paris zurückführen, denn vermuthlich sey seine arme Frau als Mitwisserin des Diebstahls eingezogen worden, sie sey aber ganz unschuldig, und habe nichts von seinem Diebstahl ahnen können; er habe die That auch schon am folgenden Tage bereut ꝛc. Die Diamanten fand man richtig in seinen Stiefeln versteckt, die Banknoten in seiner Weste eingenäht. Die Nacht wurde verwendet um die von Paris aus angegebene Zahl und Größe der Diamanten zu verifiziren. Alles traf auf das Genaueste zu, nicht aber der Werth dieser Edelsteine, der von Dem. Mars oder ihren Freunden für den Schmuck bezahlt worden; denn in Paris kostete er 150,000 Franken, hier wurden sämmtliche Diamanten und der Goldwerth nur zu 89,000 Franken geschäzt, also mehr denn ein Drittheil weniger. In Kurzem wird Mulon nach den bestehenden Verträgen an Frankreich ausgeliefert, und dieß ist zu bedauern; bliebe der Mensch ohne Berührung und Umgang mit andern Bösewichteen, käme er in unser oder in das Lausanner Strafarbeitshaus, so würde er gewiß wieder durch jahrelange Ordnung, Sparsamkeit, Sittlichkeit und Religionsübung auf guten Weg gebracht werden, denn er ist wohl keiner von den Wenigen, die gleichsam als Verbrecher auf die Welt kommen. Aber in den jezigen Strafanstalten Frankreichs ist nichts für ihn zu hoffen; darin wird er, wie tausend andere, durch Umgang mit Verworfenen noch schlechter werden als er jezt ist. (Die Fortsezung folgt.)

Dresden, am 16. Nov.

Seit dem schmerzlichen Trauerfalle, welcher Sachsen seinen angebeteten König Friedrich August raubte, und alle Rosen des Mays dadurch entblätterte, haben Sie nichts von mir gehört, und heute muß ich leider wieder bey einem neuen Verluste anknüpfen, welcher die Herzen aller Sachsen mit nicht minder herben Schmerzen durchdrang und die Trauer, welche in diesen trüben Novembertagen in der ganzen Natur zu herrschen scheint, auch auf alle Gemüther mit drückender Last überträgt. Völlig unerwartet kam der Schlag, der uns die geliebte Königin Marie Theresia entriß, als sie eben mit ihrem geliebten Gemahl die Huldigungen eines dankbaren Volkes empfangen hatte, und sich bereitete zur Rückkehr in das mit Wonne zu ihrem Empfange sich schmückende Dresden. Wie düster und öde ist es nun wieder hier! Selbst die Natur hat den Trauerflor um sich geschlungen und stimmt mit ein in den allgemeinen Schmerz.

Am 10. Nov., Abends gegen 9 Uhr, wurden die irdischen Ueberreste der Verewigten in unsere Stadt gebracht. Alle Innungen, der Rath, die Geistlichkeit, die Bürgergarde waren ihr entgegengezogen bis weit außerhalb des Meißnischen Thores, woher der Leichenwagen kam. Zahllose Fackeln sollten den lezten irdischen Pfad erhellen, getragen in Händen, die ihr so gern Rosen und jede duftende Blüthe auf den Pfad gestreut hätten. In Reihen war durch die Stadt das Militär bis an die römisch katholische Hofkirche aufgestellt. Langsam bewegte sich der Zug durch dieselben bis dahin, wo ihn das hellerleuchtete Heiligthum aufnahm und der Sarg versenkt ward in die Gruft zu den Vorausgegangenen. Dann erscholl ein Salve regina von der Komposition des geliebten Königs, dem sie unmittelbar folgte, und nach 10 Uhr endete die feyerliche Beysezung.

Den mehr als einmal ausgesprochenen Wünschen der wahrhaft erhabenen und doch mit den Tugenden der frömmsten Bescheidenheit und Milde geschmückten Fürstin gemäß, daß bey ihrer Leichenfeyer die möglichste Einfachheit vorwalten, und selbst eine Leichenrede unterlassen werden solle, damit ihr Lob nur still in den Herzen, nicht aber öffentlich auf den Lippen sey, wurden am 12ten darauf sogleich die Exequien blos mit Aufstellung des gewöhnlichen, nur um eine Stufe erhöhten Katafalks und der Absingung des Requiems von Seydelmann gehalten, aber es flossen darum nicht minder die Thränen, und das Gefühl des Verlustes einer dem Himmel so verwandten Seele war deßhalb nicht minder herb.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 30. November 1827.

— Was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Goethe.

Ein Paar Reisestunden.

Von W. Hauff *).

An Madame J. Fioret,
Eigenthümerin des Hôtel de Flandre, rue Notre Dame des Victoires à Paris.

Sehr verehrte Frau!

Sie gehören unter die wenigen Menschen, die mir auf mein ehrliches Gesicht hin und ohne andern Schein als etwas Scheinheiligkeit getraut haben, und ich würde Ihre trefflichen Eigenschaften, ein gutes Herz, nachsichtige Augen, ein offenes Ohr und einen für rue Notre Dame des Victoires hinlänglichen Verstand öffentlich gemacht haben, auch wenn ich es Ihnen nicht versprochen hätte. Als ich, versehen mit Allem, was ein muthiges junges Herz unterstützt, in Ihr Haus trat, da dachte ich freylich nicht, es einst so plötzlich verlassen zu müssen; doch wäre auch jene Begebenheit schon damals vor meiner ahnungslosen Seele gestanden, an eine so romantische, samaritanische, beynahe unglaubliche Zuversicht einer Eigenthümerin eines hôtel garni hätte ich nie geglaubt.

Ich vergesse jenen Abend nie, als ich, vor Schrecken, Unwillen und Angst beynahe leblos bey Ihnen eintrat, nach meiner Rechnung fragte und Ihnen gestand, daß ich abreisen müßte. Ich hatte von allem gemünzten Gold, das auf der Erde umherrollt, noch zwey Zwanzigfrankenstücke, von dem ungemünzten in Barren, Gefäßen und Geschmeiden, einen Ring, und alles übrige Schätzbare bestand in einigen Kleidern, welche rechtlicher Weise noch nicht mein gehörten.

Ihr Scharfblick, verehrte Frau, oder nenne ich es lieber barmherzigen Instinkt? kurz jene unbegreifliche Ahnung sagte Ihnen in einem Augenblick Alles; Sie schlugen das wohlbekannte Buch von grünem Saffian auf, Sie lispelten freundlich — 450 Franks, und ich wiederholte mit bebender Zunge — 450! Und als ich Ihnen dann meinen Kummer auseinander zu setzen wagte, wie gütig waren Sie da, wie mütterlich besorgt fragten Sie nach den kleinsten Umständen!

Genug! Sie haben mir aus einer Verlegenheit geholfen, die, so klein sie dem Namen nach seyn mochte, für mich in jenem Drang der Umstände niederdrückend, schmerzlich war. Es war in meinen Augen, obgleich ich gewiß war, schon im folgenden Monat meine Schuld tilgen zu können, nichts anderes als ein Geschenk; denn konnten Sie wissen, daß ich ehrlich genug seyn werde, die Summe heimzuzahlen? Und mit welcher Urbanität wußten Sie es zu bieten! wie fein wußten Sie der peinlichen Nothwendigkeit, eine Wohlthat annehmen zu müssen, alles Drückende zu benehmen! Es ist heute ein Jahr seit jenem Abend verflossen, aber noch heute steht jedes Ihrer Worte deutlich und wie gedruckt vor meiner Seele. „Es haben schon viele deutsche Doktoren bey mir gewohnt,“ sprachen Sie, bald auf Ihr Buch, bald auf mich blickend, „mei-

*) Bruchstücke eines größern Werks des verewigten Verfassers.

stens au cinquième und quatrième, Sie sind der erste gewesen au second; alle haben geraucht wie Sie, alle haben schlecht französisch gesprochen, alle verlangten Anfangs ein Kopfkissen von Federn statt meiner trefflichen Rollen von Roßhaar, keiner von ihnen konnte mit dem Kaminfeuer zurecht kommen, fast alle schrieben den ganzen Vormittag, oft bis vier Uhr, und Gott weiß, was sie geschrieben; aber alle waren redliche, ehrsame Leute und mir, ich gestehe es (ihre runden Köpfe und blonden Haare abgerechnet), lieber als meine jungen Landsleute, die über einen unpolirten Nagel an der Wand eine Stunde sprechen können und doch nicht mehr werth sind, als daß man sie daran aufhänge. Ich habe gehört," fuhren Sie fort, „daß alle diese jungen Herrn, wenn sie nach Deutschland zurückkehren, unsere schöne Hauptstadt in Büchern beschreiben und weitläufig erzählen, was sie daselbst gehört und nicht gehört, gesehen und nicht gesehen haben. Mein Vetter, Doktor Q—, Sie müssen ihn oft bey mir gesehen haben und die Leute behaupten, er sehe mir ähnlich, obgleich sein Teint dunkler ist als der meinige, nun dieser Vetter ist Mitarbeiter am Globe, und es ist nicht die schlechteste Zeitung, die in Paris gelesen wird; die Deutschen, Madame, sagte er mir oft, sind in der Gesellschaft nicht zu gebrauchen, aber die Feder ist ihre Zunge; sie sind treffliche Leute mit der Feder und in der That gelehrt; ihre Literatur fängt an bey uns bekannt zu werden, und es ist nicht das Schlechteste, was wir vom Ausland empfangen. So sprach er oft, und meine Achtung vor Ihren Landsleuten stieg."

„Monsieur Off," fuhren Sie fort, denn mein Name war Ihnen nicht geläufig, „Sie haben viel geschrieben, so lange Sie auf Nro. 15. im Hôtel de Flandre waren. Doktor K., Ihr Landsmann, hat mich auch versichert, daß man schon einige von Ihren Schriften gedruckt habe; Monsieur Off, gegen einen solchen Mann kenne ich meine Pflichten und diese Rechnung (Sie machten einen dicken Strich dadurch) soll Ihnen nicht länger beschwerlich seyn; aber Sie werden auf Ihrer Seite auch so gütig seyn, meiner und meines Hauses in Ihrer nächsten Schrift zu erwähnen, und ich weiß, diese 400 Franks werden mir dann schöne Zinsen tragen."

Wahrlich, verehrte Frau, noch zur Stunde kann ich nicht glauben, daß es Ihnen mit jener Bitte ernst war; denn wer von meinen Landsleuten wird gerade deßhalb, weil ich dort wohnte, Ihr Hôtel beziehen? Dieß Buch, vor welches ich Ihren Namen setze, Sie selbst können es nicht lesen, und Jean, le garçon, spricht zwar die Worte Brod, Schnaps, Salz, Wein, Wurst, Durst, Bett, die er auf seinen militärischen Durchreisen bey uns zu lernen die Gnade hatte, deutlich genug aus; aber auch er wird unsere Buchstaben so wenig lesen können, als die gothischen Charaktere an den Boutiken der deutschen Schneidermeister, die ihn oft zu Verwünschungen steigerten. Vielleicht wohnt irgend einer meiner Landsleute au quatrième, und in diesem Fall können Sie sich einige Kapitel übersetzen lassen, vorausgesetzt, daß Sie sein sing und sung verstehen.

Auf jeden Fall aber müssen Sie sich durch Ihren gelehrten Vetter von der Redaktion des Globe ein Certifikat verschaffen, daß à la tête dieser Schrift wirklich eine Zueignung an Sie zu lesen ist, denn Sie könnten glauben, dadurch, daß ich darauf bestand, meine Rechnung zu tilgen, habe ich mich von meinem Wort und einer angenehmen Pflicht losgekauft. Wem könnte ich ein Buch, in dem meine Landsleute flüchtige Zeichnungen der Sitten Ihres und meines Volkes finden sollen, würdiger zueignen als einer liebenswürdigen Repräsentantin des neuen Frankreichs, einem Kinde der Revolution, das, obgleich so weit entfernt von Politik als vom Studium der Geographie, die Abschnitte seines Lebens nach den Leiden und Freuden seines Vaterlandes zählt. Sie wurde von der Sturmglocke des 13ten Vendemiaire aus Mutterleibe geläutet; als Bonaparte sich die Krone Karls des Großen auf die Stirne setzte, warf Sie, Neugierige, eine Volkswelle an die Treppe des Hôtel dieu; die Stirnnarbe, die Sie davon trugen, ist noch nicht verschwunden, aber sie steht Ihnen gut und Sie wissen es. Bald fluchte Ihr junges, der Liebe erschlossenes Herz Cäsarn und seinem Glück, denn Ambroise, der hübsche Commis aus der rue montmartre sollte als Voltigeur helfen Rußland erobern, und bald beweinten Sie Frankreich und sich — Ambroise mit erfrornen Beinen konnte nicht wieder über die Beresina voltigiren. Monsieur Floret war Ambroises Nachfolger in der Wohnung Ihres Herzens; jedoch erbte er nicht das ganze Appartement, er mußte sich mit Einer Kammer begnügen, die andern blieben für Ambroises Andenken verschlossen. Alle Kammern konnten sich indessen nicht enthalten bange zu klopfen, als Herr Floret im Kleide der Pariser Nationalgarde, Gewehr im Arm, Abschied nahm, um an die Barriere zu fliegen, und Sie — zum letzten Male umarmte, ehe er unter Blüchers erstem Kanonendonner wiederkam. Frankreichs Geburtswehen beschleunigten Ihr Glück; Sie stiegen mit Ludwig XVIII. auf den Thron des Zahltisches und saßen ungleich fester, denn Sie bedurften seitdem keiner Restauration; ja, Herrn Florets Tod, der an dem Tage, wo der alte Lilienstengel eine junge Knospe trieb, zu Père la Chaise schlafen ging, statt ihn zu erschüttern, diente dazu, ihn zu befestigen. — Leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen, einfache, und — meine Landsmänninnen mögen die Nase rümpfen so viel sie wollen — tugendhafte Frau; Ihr Andenken soll mich begeistern, wenn sich die liebenswürdige Seite Ihres Volkes mir zuwendet, ich werde sie aufsuchen, und mit Liebe aufsuchen, und ewig sollen mir die Worte unvergeßlich bleiben, die Sie im Augenblicke des Abschieds, Anfangs in einem Tone, als seyen Sie die Sprecherin Ihrer Nation der meinigen gegenüber, dann mit

zitternder Stimme und feuchtem Auge sprachen: „Monsieur, ich achte Ihre Nation, und diese Achtung hat sich vermehrt, seitdem ich die Ehre hatte Sie kennen zu lernen. Reisen Sie glücklich, und kommen Sie schnell wieder in das schöne Frankreich, wenn Sie zu Hause friert.— car je suppose, qu'il n'y a pas loin de chez vous aux glaces, ou mon pauvre petit Ambroise a péri."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fall des Niagara.

Eine Zeitung aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika enthielt unter dem 8ten August folgende Anzeige:

„Wir sind bevollmächtigt das Publikum zu benachrichtigen, daß Sonnabend den 8ten September um drey Uhr Nachmittags der große und festgebaute Schooner Michigan von 136 Tonnen die Strömung und den Sturz des Niagara herunter gehen wird. Eine Anzahl wohlhabender Bewohner der beyden Ufer des Niagaras haben sich zum Ankauf dieses Schiffs vereinigt, um sich und ihren Freunden ein Schauspiel zu geben, dessen Pracht und Größe schwerlich durch eine Verbindung von Kunst und Natur in irgend einem Theile der Welt erreicht werden kann. Alle Fenster und andere Oeffnungen des Michigans werden sorgfältig verschlossen seyn, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, und wenn er glücklich über die Strömung hinwegkommt und unbeschädigt den Anfang des Falls bey dem sogenannten Hufeisen erreicht, so glaubt man, daß er den senkrechten Sprung von 160 Fuß, ohne in Stücke zu gehen, machen werde, da das Becken, worin er fallen wird, 5 bis 600 Fuß tief ist und die Schwimmkraft des Schiffes dasselbe hinlänglich heben wird, um es nicht an den Felsen in der Tiefe zerschellen zu lassen. Es wird von Booten mit dem Schlepptau bis zu der ersten Strömung gebracht werden, um ihm die beste Richtung zu geben; auf dem Verdecke werden sich mehrere Thiere mit großen und starken Muskeln und Knochen, wie Bären, Hunde, Katzen u. s. w. befinden, und man glaubt, daß der größte Theil derselben und vielleicht alle den Fall überleben und sich aus dem Abgrunde hervorarbeiten werden, um nach dem Ufer zurückzuschwimmen, wo sie eingefangen werden."

Wir haben einen Brief aus Buffalo vom 9ten September vor uns, an den Albany daily Advertiser gerichtet, wovon wir hier folgenden Auszug geben:

„Schon gestern hätte ich einige Zeilen über das zum Sturze bestimmte Schiff geschrieben, allein es war ganz unmöglich. Die Wirthshäuser nahe dem Falle waren so voll, daß fast jeder Zoll des Fußbodens als eine bequeme Schlafstelle betrachtet ward. Meine Gefährten und ich hatten ein Paar Strohhalme zum Bett. Ungefähr um zwey Uhr Nachmittags hörte man das Geschrey: „es kommt, es kommt!" und nach ungefähr einer halben Stunde erreichte das Fahrzeug den ersten Wirbel. Es neigte sich sehr, fiel auf die Seite und verlor den Mast und die Stangen, worauf es sich wieder aufrichtete. Man denke sich ein menschliches Wesen am Borde, mit welchem Gefühle mußte es das Schiff sich dem Wirbel nähern sehen! Durch den Verlust des Mastes erhielt das Schiff von neuem das Gleichgewicht, und ward seitwärts bis zu dem zweyten Wirbel hingetrieben, wo es aufstieß und eine Minute lang fest saß; es schien als ob die Elemente ihre letzte und stärkste Kraft anstrengten, um es über die Strömung zu führen. Es lag nun ganz auf der Seite, füllte sich mit Wasser, richtete sich wieder auf, und trieb weiter. Zwey Bären, ein Büffel, ein Hund und andere Thiere befanden sich an Bord. Die Bären verließen nun das Schiff und schwammen nach dem Ufer hin, wo man sie einfing und in das Wirthshaus brachte, wo sie für fünf Dollars das Stück verkauft wurden. Der Büffel verließ auch das Schiff, allein er wandte sich nach dem Falle, wo er heruntergeschleudert, und, wie man sagte, durch ein auf seinen Rücken herabfallendes Stück Holz getödtet wurde. Man weiß nicht was aus den andern Thieren geworden ist.

Nachdem das Schiff durch den zweyten Wirbel gegangen, ward es ganz von hinten nach vorn herumgeworfen, in welchem Zustande es den Fall herabstürzte, ungefähr auf der Hälfte des Weges den Kiel zerbrach, und nach wenigen Sekunden gänzlich zerschmettert war.

Nach einer neuen, und wie man sagt der ersten gelungenen Messung des senkrechten Falles hat man die Höhe auf 153 Fuß 4 Zoll berechnet.

Man rechnet, daß gegen 50 000 Zuschauer diesem grossen Schauspiele beywohnten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Interessant, aber nicht erschöpfend über diesen wichtigen Gegenstand, nämlich eine Parallele der Maisons pénitentiaires von Genf und Lausanne, ihre leitenden Grundsätze u. s. w. ist ein Aufsatz im Journal des Débats. Es genüge hier nur ganz summarisch zu wissen, daß die Lausanner Anstalt, nach der von Philadelphia eingerichtet, ähnlichen Instituten in Deutschland, z. B. dem von München zu vergleichen ist, daß sie auch durch Lage, Größe, Eleganz im Bau, Geräumigkeit, Licht und Luft Vorzüge vor der Maison pénitentiaire in Genf hat; daß hingegen diese, nach Benthams panop-

tischem System fast wie die gleiche Anstalt in New York gebaut, eingerichtet und verwaltet, weit grösserer Sicherheit wie jene, leichterer Uebersicht und Bequemlichkeit der Kommunikationen sich rühmen kann. Aus der hiesigen Anstalt ist seit dritthalb Jahren ihres Bestehens noch Niemand entkommen; dieß ist auch fast unmöglich. In Lausanne sind hingegen seit dem 1ten May 1826 mehr denn fünf Personen entwischt, und neulich wieder in der stürmischen Nacht vom 29. auf den 30sten Oktober. Daran ist aber die Lokalität schuld, nicht die Aufsicht; und doch kostet der Bau und die Einrichtung des Hauses über eine halbe Million französische Franken. Das Beste an dieser Anstalt ist unstreitig ihr Pfarrer, Hr. Manuel, der ehemals an der französischen Kirche in Frankfurt war, dort unter allgemeinem Bedauern eine geliebte Gemeinde und eine sehr einträgliche Stelle verließ, um den beschwerlichen, peinlichen und gering bezahlten Posten als Pfarrer des Strafarbeitshauses von Lausanne anzunehmen, den er sich erbeten, um als Waadtländer seinem Vaterlande zu dienen. Freylich kann hier ein so edler, milder, christlicher Geist bey klarem Wollen unendlich viel Gutes wirken, und bereits hat er es gewirkt, denn schon jezt ist ihm eine solche Macht über die Gemüther der Gefangenen geworden, daß sie nicht härter gestraft werden können, als wenn man sie nicht in eine Predigt dieses Geistlichen läßt. Ein solcher Mann fehlt uns hier in Genf, wiewohl der Direktor unseres Strafarbeitshauses, Hr. Audanel, seine Stelle auf sehr lobenswürdige Weise ausfüllt.

Unsere Dampfschiffe haben uns in den lezten Oktoberwochen viel Spaß gemacht, wiewohl es ihren Eignern dabey gar nicht spaßhaft zu Muthe war. Schon seit vorigem Sommer, wo der Leman Vaudois in Gang kam, und durch seine Schnelligkeit die andern Dampfboote auf unserem See übertraf, ließ sich voraussehen, daß es zwischen ihnen zu Scenen der Eifersucht kommen würde. Diese sind nun auch nicht ausgeblieben. Man begann damit sich nicht mehr mit der Flagge zu grüßen, wenn man sich begegnete, und dabey wurde die üble Nachrede von beyden Seiten nicht gespart. Bisher war der Winkelried mit dem Leman gleichen Preises gewesen, und nur der langsame Wilhelm Tell führte seine Leute für ein sehr Geringes. Nun begann er seine Preise wie dieser zu machen, wiewohl seine Kosten bedeutender sind. Nach einigen Tagen folgte der Leman seinem Beyspiele, und sezte auch seine Preise auf die Norm des Wilhelm Tell herab, wiewohl seine Kosten bey zwey Maschinen und sechzig Pferdekraft mehr als das Doppelte sind wie beym Winkelried. In der Regel hatte er nur wenige Passagiere, wenn er aber auch dreyfach so viel gehabt hätte, so würde er doch immer mit großem Schaden gegangen seyn. Der Winkelried wollte ihn aber noch weiter treiben, und machte daher bekannt, er seze seine Preise auf die Hälfte der des Wilhelm Tell herab. Der Leman folgte jedoch diesem Beyspiel nicht. Auf diese Weise fuhr man bis zum Ende Oktobers auf dem zweyten Plaze für einen Bazen nach Nyon, für zwey nach Rolle, für vierthalb nach Morges, und für fünfthalb nach Ouchy, dem Hafen von Lausanne, oder eilf französische Lieues weit. Dieß dauerte aber nicht lang, denn mit dem Monat Oktober stellt der Winkelried immer seine Fahrten ein, und so geschah es auch dießmal, so daß jezt nur noch der Leman und der Wilhelm Tell zu gleichen Preisen, aber abwechselnd in ihren Richtungen, den See befahren. Jedermann ist neugierig, wie lange der Leman diese Anstrengung aushalten wird, da er schon ohne dieselbe nicht gut in seinen Finanzen steht, und bisher seine Dividenden nicht vom Erlös, sondern vom Kapital bezahlt, auch an die Abtragung seiner grössern Schulden nicht gedacht hat. Da nun auch der Winkelried nicht glänzend in seinen Geschäften steht, so läßt sich erwarten, daß sie künftigen Frühling eine Uebereinkunft treffen werden, die beyden gleich nöthig ist. Das vierte Dampfschiff, der hiesige Leman, wurde im August an die Meistbietenden feil geboten. Es liegt aber immer noch faulend im Hafen; wie man hört ist die Maschine nach Lyon verkauft. Dieß ist der Stand unserer Dampfschiffahrt zu Anfang Novembers.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, am 16. Nov.

(Fortsezung.)

Doch lassen Sie uns die Blicke wenden von diesen Tagen des Kummers, und wenn ich Ihnen auch nichts von der am achten Oktober hier stattgefundenen Huldigung für unsern König Anton melden kann, da die Feyerlichkeiten und Anstalten dabey, in so weit sie sich dem Volke zeigten, zu den einfachsten gehörten, welche für die Beschreibung nicht den mindesten Stoff bieten, und nur in sich selbst das Gepräge treuer Anhänglichkeit und inniger Verehrung für ein geliebtes Königshaus tragen, so will ich mich lieber mit der Kunst beschäftigen, und Ihnen, was die darstellende betrifft, wenigstens einen flüchtigen Ueberblick über die Resultate der leztern Monate geben.

Mit dem ersten Juli begannen die Vorstellungen auf dem Linkeschen Bade nach einer achtwöchentlichen Unterbrechung von Neuem. Schröders „Stimme der Natur" war zur Wiedereröffnung ausgewählt worden, nicht ohne Grund, wie mir es scheint. Trauerspiele werden auf diesem Theater nicht dargestellt, und mit einem Lustspiele wollte man nach solchen Tagen der Trauer nicht beginnen. Eben so wenig paßte daher auch an diesen Ort und unter diesen Beziehungen die Erwähnung jenes so tief beugenden Trauerfalls, und dieß war wohl der Grund, weßhalb der Epilog, welchen Tiek zu dieser Wiedereröffnung gedichtet hatte, nicht gesprochen werden konnte, was wohl von ihm selbst, als Angestellten bey der Direktion, hätte bemerkt werden sollen. Das Stück selbst ging ohne Ansprache vorüber. Es hat keinen innern Zusammenhang, zerfällt in zwey ganz getrennte Hälften, und die Superklugheit des Kindes darin ist wahrhaft unerträglich. Massen Jammer hat es jedoch genug, und man darf der Höherstellung dieser Arbeit wahrhaftig den Rührspielen Ifflands und Kozebues nicht mehr den Krieg erklären. Bis das Theater nun wieder in der Stadt eröffnet werden durfte, waren daselbst noch neu: „das Ehepaar aus der alten Zeit," eine Angelysche, nicht unergözliche Belustigung, „Schlafrock und Uniform," von demselben, das minder ansprach, und der neueinstudirte „Ring" von Schröder. Künstlerisch weit geschickter gewebt als das vorgenannte Schauspiel, in den Charakteren wahrer, und in einzelnen Scenen lebhaft ergreifend, bieten doch andere für das weibliche Zartgefühl wieder so beleidigende Lagen und Beziehungen dar, daß ich es ohne eine Reinigung davon, welche kaum möglich seyn dürfte, durchaus nicht für darstellbar halte, so zart auch, wie es hier wirklich durch Hrn. v. Zahlhas geschah, der Schauspieler, dem die Rolle des Grafen Klingsberg zu Theil geworden, über manches Anstößige hinwegschlüpfte, und überhaupt diesen Charakter mit vieler Feinheit darstellte. Auch das Breznersche „Räuschchen" war wieder neu einstudirt worden, und gefiel in den Scenen der beyden Alten mit vollem Rechte, welche trefflich durch die Hrn. Burmeister und Pauli dargestellt wurden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. December 1827.

Wenn die Hochzeitfackel lodert
Sehet, welcher Gott sie hält;
Hymen kommt, wenn man ihn fodert,
Amor wenn es ihm gefällt.

Gotter.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Der glückliche Malcolm benuzte den Heimweg unter dem bestirnten Himmel, klar wie sein redlicher Sinn, mild wie seines Mädchens zärtliches Herz. Er verabredete sich mit ihr, daß er jezt sogleich bey ihrem Pflegvater um sie werben, und dann bey seiner Rückkehr von der bevorstehenden Reise seine Hochzeit mit ihr feyern wolle. Sein Kapitän, der ihm gar wohl wollte, hatte ihm erlaubt, bey dieser Reise einen eigenen kleinen Handel zu führen; er versprach sich davon nach der sichersten Berechnung einen großen Erwerb, so daß er bey seiner Rückkehr eine kleine Pachtung, die Weib und Kind nähren könnte, zu nehmen im Stande seyn würde. Annchen hätte Malcolm ohne Haus und Heerd ihre Hand gegeben, den Sternhimmel zur Decke, den Rasen zum Lager; aber das zu sagen war sie zu verschämt, und Malcolm dachte zu männlich, um sie zu solch einem Loose zu verleiten.

Annchen trug einen goldnen Ring an ihrem Zeigefinger, Malcolm hatte einen solchen an seinem kleinsten; sie tauschten sie jezt aus. Ein Erlengebüsch nahe bey Forsyths Hause verbarg sie eben vor denen, die nach ihnen gingen, so daß Malcolm das Herz hatte, sein Mädchen, wie sie seinen Ring annahm, schnell zu umfangen, und er rief, vor Wonne kaum athmend: „Auf immer und ewig!“ Erst nach einer langen Weile vermochte Annchen zu sagen: „Der Ring, Malcolm, ist ein gar ernstes heiliges Pfand. Meine Pflegemutter gab ihn mir auf ihrem Todbett und mahnte mich dabey mit brechendem Auge, ihn nur einem Mann zu geben, den ich vor Allen anderen zu achten vermöchte. O Malcolm, bleibe dieser Mann! Von wem stammt denn dein Ring her?“ — „Auch von einem Todten, lieb Annchen, aber von einem, der im Leben nicht froh war. Er liebte ein Mädchen, doch weil er arm war, wollten sie ihm ihre Verwandte nicht geben, da ging er zur See und starb endlich an der Schwindsucht.“ — „Weh mir! und was ward aus dem Mädchen?“ — „Ich habe nichts von ihr gehört,“ antwortete Cameron, seinem armen Kameraden noch einen Seufzer weihend. „Hätte sie ihm nur einmal geschrieben, ich glaube, er hätte länger gelebt. Wie er starb, trug er mir auf, diesen Ring von seiner kalten Hand zu ziehen und ihn zu tragen, bis ich ihn einem Mädchen geben dürfe, das mich glücklicher mache, als er gewesen. Gott hat seinen Wunsch zu meinem Besten gewährt!“ Annchen schauderte vor der Bedeutung, die es haben könnte, daß sie Beyde diese Ringe von Sterbenden empfangen hatten. Cameron suchte mit männlichem Ernst diesen Aberglauben zu zerstreuen. „Nimm es,“ sagte er, „als eine Vorbedeutung, daß du mir ein liebend treues Weib willst seyn, wie Else ihrem guten Alten gewesen, und daß ich dich lieben werde — lieben bis zum Tod, wie mein armer Hannes seine Martha geliebt.“ Diese Ansicht beruhigte Annchens kindliches Gemüth, ihre Heiterkeit kehrte zurück, sie horchte entzückt, wie Malcolm ihre Zukunft ausmalte; allein wie sie den

Pachthof erreichten, vermochte sie ihn doch, seine Ungeduld, die Bewerbung bey dem alten Vater zu betreiben, bis morgen zu verschieben.

Dieser Morgen war noch lange nicht zur Hälfte verflossen, so stellte Cameron sich ein, sein Begehren bey dem Alten vorzutragen, und er fand ein günstiges Gehör; denn so lieb Vater Forsyth Annchen hatte, war er doch wohl zufrieden, das Mädchen mit einem wackern Manne zu versorgen, damit sein Sohn nicht durch Neigung versucht werde, die arme Waise zu freyen. Sein Stolz ward auch bey dieser Heirath befriedigt, denn wenn ihn die, dem späten Alter leider so eigene Liebe zum Geld abgeneigt machte, seinen Sohn ein armes Mädchen freyen zu lassen, war es ihm dennoch sehr lieb, daß sein Pflegekind durch Cameron die Nichte eines so ehrenwerthen Mannes ward, wie der Pfarrer des Kirchspiels.

Vater Forsyth war nicht hellsehend, nicht feinfühlend genug, um den Zustand wahrzunehmen, in den die Nachricht von Annchens Verlobung seinen Sohn versetzte, und die beyden Liebenden erriethen ihn nicht, denn der Arme, der gar keine Kraft hatte, seiner Liebe zu entsagen, hatte Heldenstärke, um sie in seinem Herzen zu verschließen, wobey er sich gegen Annchen immer als ein guter Bruder betrug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar Reisestunden.

Von W. Hauff.

(Fortsetzung.)

Es sind schon so viele Reisen nach Paris geschrieben und gedruckt worden, daß man eine eigene Bibliothek davon errichten könnte, und es scheint, es sey eine sehr überflüssige Mühe, nach der Tausendsten noch die Tausend und erste herauszugeben; dennoch kann keinem Reisenden das Recht bestritten werden, seine eigene Reise zu beschreiben, so wenig als einem verboten werden könnte, seine Biographie oder Reise durch's Leben herauszugeben, weil er etwa nur Nachtwächter, Doktor der Philosophie und nicht König, Kaiser oder Goethe war; Jeder lebt, denkt und reist anders als sein Vordermann, und es kommt am Ende weder auf die Reise, noch auf die Beschreibung, sondern darauf an, ob einer etwa so viele Leser findet, als ich mir wünsche.

Vergebens würde übrigens einer aus meiner Reisebeschreibung zu berechnen hoffen, wie viele Tausend Thaler ein junger Mann etwa in einem Monat brauchen könnte, wo die besten Nachtlager und die theuersten Mittagessen, wo die höchsten Thürme und die breitesten Straßen seyen. Vergebens wird einer, der thöricht genug ist, sie als guide des Voyageurs mitzunehmen, nach andächtigen Empfindungen und richtigen Notizen über irgend ein bedeutungsvolles Monument blättern; ich schreibe weder zur Erbauung, noch zur Bereicherung der Geographie, ich dränge Niemand meine Empfindungen auf, denn Jeder hält am Ende doch seine eigenen für die besten, ich will nur wieder erzählen, was ich gehört habe, nur einiges Vorübergehende, aber Bedeutungsvolle, was Andere nicht gesehen haben, will ich beschreiben.

Darunter gehört z. B. nicht das Städtchen Saarlouis, sondern die Leute, die von dort aus in dem Metzer Eilwagen mit mir fuhren; obgleich es beynahe so viele Geschichten von Postwagen gibt als Gespenstersagen und Lichtkarzmährchen, so bin ich doch versucht, von einigen dieser Personen zu sprechen.

Ich saß in einer Ecke und mußte es mir gefallen lassen, wenn mich die übrigen so aufmerksam betrachteten, wie ich sie; es ist mir übrigens gewiß nicht zu verargen, wenn meine Blicke hauptsächlich auf einer jungen Dame mir gegenüber hafteten, von deren Antlitz ich freylich nichts sah als eine dunkle Locke und ein glänzendes Auge; denn eine große Kapuze, welche sie am Mund mit einem Tuch verschlossen hielt, umhüllte den Kopf; daß sie jung sey, sagte mir nicht nur die schlanke Taille, die Behendigkeit, womit sie in den Wagen gestiegen war, sondern auch ein gewisser Aberglaube; denn meine Base in Frankfurt hatte mir prophezeiht, ich werde mit einer schönen jungen Dame nach Paris fahren. Ich bemerkte, daß ihr die Stellung der nächsten vier Füße unbequem sey, machte ihr Raum, konnte aber nicht verstehen, in welcher Sprache sie mir dankte, denn ich hatte bey dem Manoeuvre einen dicken Mann, ihren Nachbar, auf seinen Leichdorn getreten und er brummte vernehmlich und deutsch. Es war Morgens vier Uhr, die Luft kühl, aber gegen acht Uhr mußte nach meiner Rechnung der Nebel und mit ihm die Kapuze der schönen Nachbarin fallen.

Ein Mann mit kühnem, dunklem Gesicht und schwarzen Falkenaugen, einen schon ins Grau spielenden Bart um die Oberlippe, saß in einer andern Ecke neben dem dicken Mann. „Ein ächt französisches Gesicht, ein Offizier," dachte ich, „und zwar einer von der alten Armee und auf halbem Sold, denn seine Kleidung ist etwas ärmlich, er sieht unzufrieden aus und will wahrscheinlich die Ehrenlegion Heinrichs IV. nicht tragen, denn er hat kein Band im Knopfloch. Welche Gedanken sprechen aus diesem dunkeln Auge! Dieselbe Straße nach Deutschland ist er in der Revolution als junger feuriger Patriot, nachher als Offizier des Kaisers, vielleicht an der Spitze eines Regiments gezogen! Auf diesem Wege vielleicht hat er seine tapfern Truppen aus den Feldzügen von Sechs und Neun zurückgeführt! Jetzt bezeichnet ihm diese Kaiserstraße nur noch wehmüthige Erinnerungen ehemaliger Größe; noch lange nicht ist seine ganze Generation ins Grab gestiegen, und doch

ist Alles dahin vorangeeilt, was ihnen groß und theuer war, und dieses schöne Frankreich deucht ihnen ein großer Kirchhof, wo ihr Ruhm und ihre Hoffnung begraben liegen, und „auf eine frohe Urständ warten.“

Der kleine junge Mann an meiner Seite könnte etwa ein angehender Kaufmannsdiener seyn, in meinem Herzen halte ich ihn aber für einen deutschen Schneider, der nach Paris reist, um sich auszubilden. Noch gibt es einen jungen Menschen in einem blauen flandrischen Hemde an der Seite meines Nebenmannes; er schläft schon und ist seinem Gesicht nach unbedeutend.

Bis jezt wurde noch kein deutliches Wort unter der Gesellschaft gewechselt. Nach und nach schlafen die meisten, nur das Auge der jungen Dame sehe ich hie und da aus der Kapuze leuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fall des Niagara.

(Fortsezung.)

Wir denken, daß ein Auszug aus der Beschreibung des großen Niagarafalls von Howison unsern Lesern nicht unwillkommen seyn wird, da sie dadurch eine deutlichere Vorstellung von dem oben erzählten großen Schauspiele und diesem Naturwunder überhaupt erhalten.

Die Form des Niagarafalls ist ein unregelmäßiger Halbzirkel von ungefähr drey Virrtel englischen Meilen im Umfang. Die Ziegeninsel, welche in der Mitte liegt, theilt ihn in zwey Hälften. Der Katarakt an der Seite von Kanada wird der große Fall oder das Hufeisen von seiner besondern Form genannt, der auf der Seite der Vereinigten Staaten der amerikanische Fall.

Man kann drey verschiedene Ansichten des Falls von drey verschiedenen Seiten erhalten. Gewöhnlich sehen Reisende ihn zuerst von der großen Landstraße, die an der einen Seite nahe an dem Ufer des Flusses hinläuft, allein da diese bedeutend höher wie der Fall und ziemlich weit über denselben hinausliegt, ist diese Aussicht vergleichungsweise unvollkommen. Der Tafelfelsen, von dem man den Fall des Niagara in seiner ganzen Größe betrachten kann, liegt gerade auf derselben Höhe wie der Rand des Katarakts an der Seite von Kanada, und bildet einen Theil des Absturzes, über welchen sich das Wasser ergießt. Er erhielt seinen Namen daher, weil er sich über die Klippen, worauf er ruht, in Form eines Tischblattes erhebt. Um sich nach diesem Platze zu begeben, muß man einen steilen Abhang hinaufsteigen und einen Fußpfad verfolgen, der sich zwischen Gebüschen und Bäumen dahin windet, die dem Auge des Wanderers gänzlich die Scene, die ihn erwartet, entziehen. Nahe am Ende dieses Weges brachten mich einige wenige Schritte über alle diese Hindernisse hinweg, und ein prachtvolles Amphitheater von Wasserfällen stellte sich plötzlich meinen Blicken in seiner ganzen Majestät dar. Doch einen Augenblick darauf ward die ganze Scene meinen Augen durch eine dichte Wolke von Schaum entzogen, die mich gänzlich einhüllte. Ein donnerndes Getäusch schallte in meine Ohren. Ich konnte nichts sehen, als wenn der Wind den Schaum theilte, und dann schienen furchtbare Katarakten mich auf allen Seiten zu umgeben, während unter mir ein tobender und zischender Strudel von unabsehbarer Weite die Felsen mit seinen zischenden Wogen peitschte und in schrecklicher Dunkelheit die dampfenden Fluthen, die sich in seinen Schooß stürzten, verschlang. Zuerst war der Himmel von Wolken verfinstert, allein nach wenigen Minuten brach die Sonne hindurch, und da der Wind sich zugleich legte, so konnte der Schaum sich jezt senkrecht erheben. Ein Heer von Pyramiden stieg majestätisch eine nach der andern von dem Abgrunde am Fuße des Falles auf, und eine jede zeigte, so bald sie sich ein wenig über den Rand des Katarakts erhoben, einen herrlichen Regenbogen, der nach wenigen Augenblicken in das gleich darauf folgende Gewölke überging. Der Schaum des großen Falls hatte sich eine weite Strecke gerade über mir ausgebreitet, und dem vollen Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesezt, bildete sich ein leuchtender und prachtvoller Regenbogen darin, der sich glänzend über die Stelle hinwölbte, wo ich entzückt die unbeschreibliche Scene betrachtete. Die Wassermasse, welche den mittlern Theil des großen Falles bildet, ist so unermeßlich, daß sie beynahe zwey Drittel des Raumes, ohne sich zu brechen, herunterfällt, und die feyerliche Ruhe, womit sie über den Rand des Abgrundes dahin rollt, bildet einen auffallenden Kontrast mit dem zerissenen Ansehen, welches sie annimmt, nachdem sie den Schlund unten erreicht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 16. Nov.

(Fortsezung.)

Am 6ten August ward das Theater in der Stadt wieder mit der „weißen Dame“ eröffnet, worin Mad. Wächter als Pächterin mit Beyfall debütirte. Die Oper schien, obgleich Mad. Devrient in der Hauptrolle ausgezeichnet war, doch weniger anzusprechen, als man nach den Gerüchten von andern Bühnen her hätte erwarten können, und ich fand dadurch meine Ansicht bestätigt, daß sie, etwa zwey bis drey Musikstücke ausgenommen, keineswegs unter die vorzüglichsten Arbeiten Boyeldieus gehört; die Wiederholungen machten mehr Glück. In den „Flitterwochen“ von Th. Hell gefiel Mad. Schirmer als Therese, minder aber das kleine Stück selbst, dagegen die „Verlobungsvorstellung“ desselben, welche auch in der That der komischen Partieen sehr viele hat, ungemein ansprach. Daß dazu das ganz ausgezeichnete Spiel des Flüsterleis, welchen hier Hr. Pauli darstellte, hauptsächlich mit beytrug, versteht sich von selbst. Auch Hr. Devrient machte aus der kleinen Rolle des Pudding ein wahres Charaktergemälde.

Im September folgte hierauf der „Löwe von Kurdistan," die bekannte Bearbeitung des Talisman von W. Scott durch den Freyherrn von Auffenberg. Bey allen Fehlern, welche ähnlichen Bearbeitungen des Schotten stets ankleben werden, hat doch diese des Guten so viel, daß sie bey fleißigem Studium und gehöriger Besetzung unmöglich ohne beyfällige Wirkung bleiben kann, indem besonders die drey ersten Akte mit unverkennbar geschickter Hand bearbeitet worden sind. Warum gefiel das Stück nun hier weniger als man erwarten durfte? Ich glaube, daß die gänzlich vernachlässigte Darstellung der Hauptrolle des Stücks, des Richard Löwenherz, daran Schuld war. Der Künstler, welcher sie gab, und von dem wir sonst ausgezeichnete Leistungen sahen und noch sehen, schien so wenig Werth darauf zu legen und sie, hoffentlich nicht absichtlich, so sehr zu vergreifen, daß dieser Lichtpunkt des ganzen Stücks zu einer störenden Schattenseite desselben ward. Bey späteren Vorstellungen und größerer Mühe von seiner Seite nahm man schon weit mehr Antheil an dem Ganzen.

Außerdem brachte dieser Monat auch noch eine Gruppe französischer Schauspieler, gleichsam auf einer Reise versprengt, hieher. Sie traten mehrere Male in kleinen Vaudevilles, ja selbst in der Oper „Adolph und Klara" auf. Aber das Singen war gerade ihre schwächste Seite. Es konnte überhaupt nur von Einer Person aus dieser Gesellschaft, der Mad. Dangerville, Mitglied des kaiserl. Theaters in Petersburg, die Rede seyn, denn die Männer waren sehr mittelmäßig, und Dem. Adele ganz unter aller Kritik. Eine solche Erscheinung würde man auf einer deutschen Bühne gerade zu ausgepfiffen haben. Warum that man es nicht hier? Weil es Fremde waren. Mad. Dangerville selbst war nun zwar auch schon sehr in Jahren vorgerückt, besaß aber noch im vollen Maße jene französische feine Koketterie, welche so leicht die Stelle von Jugendreizen und wahrer Naivetät vertritt, und zwar durch gewählte Toilette und Aufbietung aller Mittel mit dem, was die Natur noch übrig ließ, zu glänzen. Hierbey kam ihr in der That auch ein sprechendes Auge und ein, wenn auch nicht angenehmes, doch sehr biegsames Organ, zuletzt aber eine gewisse anmuthige Keckheit zu Statten, welche freylich auch leicht alles verlieren machen kann, aber doch viel öfter eben durch ihr Ueberraschendes gewinnt. Sie erwarb sich daher entschiedenen Beyfall in mehreren Darstellungen, und entfernte sich wieder schnell genug, um das Leere in manchen Auftritten und das hie und da sichtbar Angelernte nicht zu deutlich hervortreten zu lassen.

Der 8te October, als der Tag der Huldigung für den König Anton in Dresden, zeichnete sich in artistischer Hinsicht auch sehr vortheilhaft aus durch die Darstellung des „Tasso," welcher zum ersten Male auf der hiesigen Bühne gegeben ward. Es macht der feinen Wahl und Umsicht der Generaldirektion alle Ehre, eben dieses klassische deutsche Originalstück zu Verherrlichung dieses Tages von Seiten der Kunst erwählt zu haben, das ja auch an so vielen Stellen sprechende Beziehungen auf die Feyer selbst enthält, von denen man wohl hätte erwarten sollen, daß das Publikum sie noch lebhafter herausfühlen würde. Erfreulich war es aber jedenfalls zu bemerken, mit welcher Wärme, ja mit welchem Enthusiasmus das volle Haus dieses Meisterwerk aufnahm, und gewährte von Neuem den Beweis, daß unser Publikum das wahre Gute sehr wohl zu schätzen, und besonders seine deutschen ächten Dichter zu ehren versteht, dagegen von keinen vorgefaßten Meynungen sich bestechen, noch von Schulgeboten in seinem Geschmacke bestimmen läßt. Auch bey der bald darauf erfolgten Wiederholung fand ein gleiches Wohlgefallen statt, und lange Zeit war diese theatralische Erscheinung das erheiternde und erhebende Tagesgespräch. — Die Darstellung selbst konnte man auch im Ganzen eine sehr gelungene nennen. Vor allen zeichnete sich Mad. Schirmer, besonders in den weicheren, gefühlteren, eine tiefe milde Schwermuth athmenden Stellen und Scenen aus. Die Art wie sie jene herrlichen Verse: „wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten u. s. w." vortrug, war ihr Triumph, und ich erinnere mich nicht leicht etwas gehört zu haben, was ich an Wohllaut, Grazie und Gefühl diesem Momente gleichstellen könnte. Dem. Gley leistete als Leonore Sanvitale Unerwartetes. Sie beherrschte sich auf eine höchst erfreuliche Art, und mäßigte sowohl ihre sonst etwas weit ausgreifenden Bewegungen, als das Aufblitzen der Stimme in die höheren Töne, welches dem Ernste jedesmal nachtheilig werden muß. Ihre äußere Erscheinung war eine höchst anmuthige, und konnte sie auch der versteckten Schalkheit, der liebenswürdigen Koketterie und feinen Heimlichkeit, welche in dieser sehr schwierigen Rolle liegt, welche ich unbedenklich für eine der gefährlichsten Aufgaben halte, nicht ganz Genüge leisten, so gab sie doch recht achtenswerthe Anklänge davon, und zeigte sich auf einem Wege, dem sie nur ferner folgen muß, um für die Bühne auch in den Rollen, die höhere Anforderungen an wahre Kunst machen, sehr brauchbar zu werden. Gemäßigt, anstandsvoll und ernst, ohne schroff zu seyn, war Hr. Julius als Alfons, und in Hrn. Beckers Tasso zeigte sich des Guten so viel, daß man gern manches andere übersah, was nicht in seinem Bereich lag. Vor allem halte er sehr wackern Fleiß auf die Deklamation dieser, wie die herrlichste Musik fortklingenden Verse, welche ein Muster für jeden dramatischen Dichter sind, gewendet, und nichts ging davon in seinem Munde verloren, wie denn auch mehrere gefühlvolle Stellen mit Wärme und Innigkeit vorgetragen wurden. Am mindesten genügte mir Herr v. Zahlhas als Antonio. Er schien den Charakter nicht auf der rechten Seite, und so wie er sich für dieses, den Grazien abgelauschte Stück eignete, aufgefaßt zu haben. Daher störten die Scenen, wo er eintrat, in etwas die Harmonie des Ganzen, und ob er gleich allerdings die Ausbeugung in eine andere Tonart in dieser selbst ist, so muß diese doch wieder mit der Dominante so innig verschmolzen seyn und werden, daß das Ohr davon allerdings gereizt, aber nie verlezt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 281.
Der Buchstabe H.

Räthsel.

Wie aus Frühlingsduft gewoben
Ist die Blume, zart und rein;
Wählt der Hochmuth sie zum Zeichen,
Muß sie gleich von Golde seyn.

Golden kann sie wohl nicht welken?
Doch, sie theilt des Urbilds Loos;
Jüngst hat sie ein Sturm gerissen
Aus der Heimatherde Schoos.

Aber auf der Windsbraut Flügel
Flog der Saame fern dahin.
Keinen Boden konnt' er finden,
Und kein Gärtner düngte ihn;

Doch sobald den halbverdorrten
Ein mitleidig Adlerpaar
Hingebracht ins heim'sche Beete,
Das noch nicht gejätet war,
Kaum ist Zeit zum Ruf: es werde,
Sprießt sie lustig aus der Erde.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. December 1827.

— Es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser und Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt.

Schiller.

Der Fall des Niagara.

(Beschluß.)

Das Wasser an beyden Seiten des Falls bricht sich in dem Augenblick, wo es über den Felsen fällt und verliert im Fallen größtentheils das Ansehen einer Flüssigkeit, indem es sich in pyramidenförmige Fragmente abtheilt, deren Basis nach oben gewandt ist. Die Oberfläche des Schlundes unter dem Katarakt hat ein sonderbares Ansehen, da sie mit einer unermeßlichen Masse von Reif angefüllt scheint, die sich wellenförmig bewegt. Die Wassertheilchen sind blendend weiß, und vereinen sich nicht, wie man vermuthen möchte, sondern scheinen für eine Weile völlig von einander getrennt zu bleiben und sich einander mit einer zitternden Bewegung abzustoßen, die schwer zu beschreiben ist. Das Geräusch, welches der Hufeisenfall hervorbringt, ist, wenn gleich stark, doch viel geringer, als man vermuthen sollte, und wechselt nach dem verschiedenen Zustande der Atmosphäre. Wenn das Wetter klar und frostig ist, so kann man es deutlich zehn bis zwölf englische Meilen weit hören, und noch viel weiter bey einem anhaltenden Winde; doch habe ich mehrere Male auf dem hohen Abhange gestanden, der den Tafelfelsen überragt, und nur einen schwachen Donner gehört, der sich zuweilen ganz in dem Brausen der Abstürze über dem Katarakt verlor. Ich glaube, daß die hohle Form des grossen Falles diesen Umstand erklärt. Das Geräusch geht in schwingender Bewegung von einem Felsen zum andern, und nur etwas davon kommt aus dem Platze, wo es sich verfangen, hervor, und selbst dieß hört man nicht so deutlich, da die Menge des Schaums die Luft in der Nähe des Katarakts zu einem schlechten Leiter des Tons macht.

Der Weg zu dem Fuße des Falles ist viel beschwerlicher als der, welcher zu dem Tafelfelsen führt. Nachdem man den Tafelfelsen verlassen hat, muß man beynahe eine halbe Meile den Fluß heruntergehen, bis man zu einer kleinen Oeffnung in dem Ufer kömmt, worin sich eine Wendeltreppe in einem hölzernen Behälter befindet. Wenn man die Treppe hinuntersteigt, welche 70 bis 80 Fuß senkrecht hinuntergeht, so befindet man sich unter dem Abhange, über welchem man hinging. Ein solches abschüssiges Ufer erstreckt sich von dem Fuße desselben bis zu dem Rande des Flusses, und auf der Höhe des Ufers läuft ein schmaler, schlüpfriger, mit eckigen Bruchstücken von Felsen besäeter Fußpfad hin, der zu dem großen Falle führt. Die überhangenden, mit Bäumen und Gebüschen bedeckten Klippen wölben sich über dem Pfad hin und scheinen von dem Donner des Katarakts zu erbeben. An einigen Stellen erheben sie sich plötzlich zu einer Höhe von 100 Fuß; auf ihrer Oberfläche erblickt man Versteinerungen und Muscheln, Ueberreste einer vergangenen Welt, die das Gemüth hier mehr als anderswo zur Betrachtung der heftigen Erschütterungen leiten, welche die Natur seit der Schöpfung der Erde erlitten. Wenn der Wanderer auf diesem Pfade fortschreitet, so fühlt er sich betäubt durch das furchtbare Tosen des Falls; Wolken von Schaum hüllen ihn zuwei-

len ein und hemmen plötzlich seine wankenden Schritte; Klapperschlangen schießen aus den Felsenspalten hervor und das Geschrey der Adler, die sich in den schäumenden Wirbeln erheben, welche den Schlund unter dem Falle verdunkeln, verkündigt von Zeit zu Zeit, daß das tobende Wasser irgend ein verunglücktes Thier in den Abgrund gerissen. Nachdem der Reisende zwischen ungeheuern Felsstücken, die ihm den Weg versperren, herumgeklettert ist, findet er sich endlich am Fuße des Falles, wo das Gemüth nur Eines Gefühles fähig ist — des Gefühls eines unüberwindlichen Schreckens.

Erst als ich durch öfteres Besuchen des Wasserfalls mein Gemüth gewissermaßen an den hehren Anblick gewöhnt hatte, wagte ich, den großen Sturz näher zu untersuchen. Der Fels, über welchen es hinunterstürzt, ist sehr nach unten hin ausgehöhlt, während die Gewalt des Wassers in seinem Fall dieses weit hinauswirft, so daß der Felsen und der Strom zusammen einen ungeheuern gothischen Bogen bilden. Zweymal ging ich in die Höhle hinein, und zweymal war ich genöthigt umzukehren, um nicht von der Wolke dichten Schaumes erstickt zu werden, die mir entgegenstäubte. Das dritte Mal gelang es mir dennoch, ungefähr dreyßig Schritte vorzudringen, worauf ich mich in Dunkelheit gehüllt fand; an einer Seite streckte sich der schwarze Felsen in einem riesenhaften Bogen weit über mir hin, und an der andern bildete der dichte und zischende Schaum eine undurchdringliche Decke, von der ich mich in einem Augenblicke gänzlich durchnäßt fand. Die Felsen waren so schlüpfrig, daß ich mich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte, während das fürchterliche Getöse mich jeden Augenblick glauben ließ, daß die über mir hängenden Felsen in ungeheuern Stücken auf mich herabstürzen würden. Es ist schwer zu bestimmen, wie weit man zwischen der Wasserwand und dem Felsen vordringen kann; doch wäre es auch möglich, bis in das Innerste der Höhle zu kommen, so würde doch schwerlich Jemand den Muth haben, dieß Abenteuer zu bestehen. Eine kurze Entfernung unter dem großen Fall ist der Fluß vergleichungsweise so ruhig, daß eine Fähre die Reisenden von dem kanadischen Ufer nach dem amerikanischen und umgekehrt übersezt. Als ich das erste Mal herüberfuhr, warf die schwellende Flut das Boot mit einer furchtbaren Heftigkeit hin und her; allein sobald wir die Mitte des Stromes erreicht hatten, ward meine ganze Aufmerksamkeit durch die erhabene Größe des Schauspiels vor mir in Anspruch genommen. Ich befand mich in einem Halbzirkel von Katarakten von mehr als dreytausend Fuß im Umkreise und schwebte über einem zischenden, bodenlosen, unendlichen Schlunde. Majestätische Felsen, herrliche Regenbogen, hohe Bäume und Säulen von Schaum waren die prächtigen Verzierungen dieses wunderbaren Schauplazzes, während eine blendende Sonne ihre hellen Strahlen auf die ganze Scene warf. Umgeben mit Wolken von Dunst, und betäubt, verwirrt, erschreckt von dem furchtbaren Getöse, blickte ich auf zu einer Höhe von 150 Fuß über mir, und sah ungeheure, dichte, furchtbare Fluten mit Heftigkeit über den Abgrund hinstürzen und herabrollen, als ob die Fenster des Himmels sich geöffnet hätten, um eine zweyte Sündfluth über die Erde zu ergießen. Ein Geräusch gleich Kanonendonner oder vulkanischen Erschütterungen ließ sich nun in dem Wassertumulte unterscheiden und vermehrte das Schrecken des Abgrundes, aus welchem es sich erhob. Die Sonne schien majestätisch durch den aufsteigenden Schaum, von einem strahlenden Kreis umgeben, während Fragmente von Regenbogen auf allen Seiten hin und her schwebten und augenblicklich verschwanden, um andern noch glänzendern Platz zu machen. Als ich zurückblickte, sah ich den Niagara wieder ruhig in stiller Majestät zwischen den aufgethürmten Klippen, die sich an beyden Seiten erheben, dahinrollen und Schauer von Thautropfen von den Bäumen aufnehmen, die sich malerisch über seine durchsichtige Wasser hinbiegen. Ein sanfter Wind kräuselte die Oberfläche des Stromes, und wunderschöne Vögel flatterten über ihn hin, als ob sie ihn bey seinem Hervortritte aus jenen Wolken, Donnern und Regenbogen, den Herolden seines Sturzes in den Abgrund, bewillkommen wollten.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Annchen und Cameron waren jezt nur eines mit dem andern beschäftigt; das Schiff hatte seine Ladung aufgenommen, der Tag der Abreise nahte heran; Camerons kränkelnde Mutter wollte den Sohn noch so viel möglich genießen, deßhalb brachte auch Annchen alle abzumüßigende Zeit in dem Pfarrhause zu. Während sich das liebende Paar der Seligkeit ihrer Vereinigung, dem Schmerz des nahen Abschiedes überließ, benuzte Alan den Vorwand, einiges schöne Hornvieh nach einem englischen Gränzmarkt zum Verkaufe zu führen, und von da eine Strecke lang das Land zu besehen, um dem Anblick von Annchens Thränen bey Camerons Abschied zu entgehen. Und Thränen waren wohl fortan ihr Loos! Nach der bittern, bittern Stunde, die sie von Malcolm schied, war ihr Geist wie der Welt um sie her enthoben, um nur für Malcolm zu beten und an ihn zu denken. Nur allmählig wendete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf des alten Forsyths Pflege, auf die gewohnten Arbeiten des Hauses; aber ihre Seele horchte nur auf die herbstlichen Winde, auf den strömenden Regen, auf die Kunde von gescheiterten Schiffen. Die Nächte wurden so lang, die Tage waren so trübe! — noch nie in ihrem jungen Leben hatte sie in einem Herbst so wie jezt der Mangel aller Freude gefühlt, und nun trat

der lange, lange Winter ein, und sie sollte ihn ohne Malcolm verleben!

Aber endlich ging er doch vorüber und mit der Märzensonne ließ das gute Schiff Andreas in dem Tay seine Anker fallen. Malcolm Cameron kehrte zurück, Freude und Gesundheit auf seinem Antlitz, Seligkeit im Herzen und eine ansehnliche Börse voll ehrlich erworbenen Geldes in der Hand. Er brachte auch ein seidnes Kleid mit für seine Mutter, ein Tuch für sein Annchen, Havannahschnupftabak für den Oheim und Vater Forsyth und für Alan allerley Sämereien zu Landbauversuchen. Er kam mit der Frühlingssonne und kam wie sie, denn wie er erschien, verschwanden alle Wolken von allen Gesichtern, und in allen Herzen keimte die Freude; nur bey Alan blieb sie dem Herzen fremd, wenn er gleich fortfuhr seinen Gram zu verbergen.

Malcolm nahm nun einen artigen Pachthof ganz in der Nähe des Pfarrhauses; sein Handelsgewinn erlaubte ihm Hausgeräth und Geschirr zu kaufen. Vater Forsyth ward durch seinen Sohn bewogen, seinen Stall mit einigen Milchkühen, seinen Hof mit Federvieh und Annchen mit allem nöthigen Leinenzeug zu versehen, und Alan ward es nach vielen Bitten vergönnt, seine sämmtlichen Sparpfennige in einem seidenen Beutel, den er von seiner guten Mutter ererbt, der Pflegeschwester zum Hochzeitgeschenk zu geben. Vater Forsyth erfuhr nie, wie hoch sich diese Summe belaufen, Annchen ahnete nicht, wie mühselig sie Alan auf seiner Handelsreise nach England seiner Bequemlichkeit, seinen Bedürfnissen abgespart hatte; sie sah nur seine Bruderliebe in dem so herzlich aufgedrungenen Geschenk, und Alans reine Seele wurde bey dem Anblick ihres Glückes und Malcolms frohen Lebens zu Augenblicken irre, ob er nicht selbst glücklicher geworden sey. Aber das war eine Täuschung und seine Jugendkraft konnte seinem Grame nicht widerstehen. An Malkolms Hochzeittag selbst verhinderte ihn ein Anfall von Beängstigung, das Brautpaar in die Kirche zu begleiten; er mußte während der frommen Ceremonie einsam und ermattet in der leeren Wohnstube zurückbleiben; die Sonne strahlte durch die reingescheuerten Scheiben, Sommervögel schwebten um das Geisblatt, das sie umkränzte, Grasmücken haschten sich zwitschernd in den Blüthenzweigen, die Glocken tönten von dem Kirchthurme herüber und Alan faltete seine Hände. Ein Blick von Annchen, wie sie ihm beysprang und erschrocken sein sinkendes Haupt unterstützte, hatte ihm gesagt, daß sie die Quelle seines Uebels errathe, und dieser Blick voll Mitleid versüßte ihm das Gefühl der schwindenden Kraft in seinem Innern, und den Augenblick, der drüben in der Kirche über sein Schicksal entschied.

Annchen hatte freylich Alans Geheimniß errathen, aber wie grausam es an seinem Leben nagte, wußte sie nicht; doch lehrte sie ihr weiches Herz den Ausdruck ihres Glückes, so oft er Zeuge davon war, mäßigen; die Umstände kamen ihrer zärtlichen Klugheit zu Hülfe; Malcolms Pachtgut, er hatte es die Freude genannt, lag jenseits des Pfarrhauses, also am weitesten von Alans Wohnung entfernt, Cameron ging seinem Feldbaue nach, Alan war eifrig seines Vaters Haushalt zu führen, so konnten seine Besuche nur selten seyn, und es gelang ihm durch Gebet, durch Arbeit und treuen Willen sein Gemüth zu beruhigen, so daß ihn die Leute wohl ernsthafter fanden wie ehedem, dieß aber seinen, durch Annchens Abzug aus seines Vaters Haus vermehrten Wirthschaftssorgen zuschrieben. Kam er denn einmal nach der Freude, so konnte er der Wirkung von Annchens schwesterlichem Gruß, von Camerons freudestrahlendem Angesicht, von der Herzlichkeit, mit der er ihm all seine Geschäfte, seine Hoffnungen, sein Glück mittheilte, nicht widerstehen, der Schmerz, den er beym Anblick des lieben, glücklichen Hauswesens empfand, konnte nicht ohne Süssigkeit seyn.

So vergiengen Wochen und Monate in wachsendem Wohlstand und Glück. Annchens tüchtige Magd vollbrachte unter ihrer klugen Anführung Wunderdinge im Gemüßgarten und Flachsfelde, Cameron und sein redlicher Knecht setzten die Felder in einen so herrlichen Stand, daß der Ertrag der Ernte die günstigsten Berechnungen überstieg. So vieles Glück wurde nach Jahresfrist mit dem schönsten gekrönt, da Annchen eines blühend schönen Töchterchens genaß. Das ist wohl das seligste und geheimnißvollste Glück, wenn ein junges, liebendes Ehepaar sein Erstgebornes begrüßt! Das geliebte Wesen ist das irdische Pfand der geistigsten Verbindung; das hülfloseste Kind ist der Zeuge einer Liebe, eines Lebens, das über das Grab reicht. Annchens Freude war ein stetes Gebet, Camerons Arbeit in Feld und Wald, und wo sie ihn hinrief, war Freudengesang. Kein anmuthigeres Bild war zu sehen, als wenn er Abends nach Hause kam und Annchen, mit ihrem Kinde an der Brust, neben ihm am Heerd saß, wie er dann beyde an sein treues Herz drückte und Gott pries. Ach, wer das Leben länger gekannt hatte, ahnete wohl, daß diesem Herzen noch andere Prüfungen als die des Glückes vorbehalten waren!

Aber nicht Vater und Mutter allein wurde durch Nannys Geburt beglückt, für Alan schien in dem kleinen Wesen ein neues Leben zu entblühen. Von dem Augenblick an, wo er es zum ersten Mal auf seine Arme nahm und seine Thränen auf das kleine Gesichtchen fielen, war aller Schmerz aus seinem Busen gewichen; er hatte wieder ein Band mit der Zukunft geknüpft, die Vergangenheit war der Preis, um den er das Recht erkauft hatte, dieses Wesen zu lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

(Beschluß.)

Sehr bedroht war der Winkelried vor einiger Zeit durch ein Phänomen, dessen gleichen sich die ältesten Seebewohner nicht erinnern. Es war eine Wasserhose von ungewöhnlicher Größe. Ich vergesse den Anblick nicht, denn ich befand mich der Erscheinung gerade gegenüber in Montreux. Schon den ganzen Tag über hatten dunkelgraue Wolken die Gipfel der Savoyeralpen umzogen. Bald sahen die Dents d'Oche und die benachbarten Berge über ihnen heraus, bald legten sie sich wie ein Gürtel um die Berghüften, und die felsigten Zacken standen oben in scharfen rothgelben Lichtern; gegen Abend hielten sich die Wolken ganz hoch und auf einmal erhob sich ein starker Wind, der sie in der Richtung von Westen nach Südosten zerriß. Der Seespiegel aber, welcher den ganzen Tag ruhig gewesen, wurde vom Joran (Nordostwind) leicht bewegt. Von der Mitte der Wolken, gegen St. Gingolph hin, löste sich ein Wolkenstreif in vertikaler Richtung, nahm bald die Gestalt eines auf der Spitze stehenden Kegels an und wurde immer länger, bis er die Oberfläche des Wassers berührt hatte; hier stand er wie eine Säule. Alles lief zusammen um die wunderbar schöne Erscheinung zu sehen. Die Höhe dieser Säule bis zu den Wolken, von denen sie herabhing, betrug mehr denn 3000' über der Seefläche; es war herrlich anzusehen, wie glühendes Roth und Orange von den Strahlen des Sonnenuntergangs sie überzog und durchwob, und dazu oben das nächtliche Grau der Wolken und das Dunkel der Berge. Dadurch ward die Säule in allen ihren Bewegungen und in ihrer ganzen Entwicklung sichtbar. Ihre Verlängerung von dem dunkeln Wolkengürtel bis auf die Seefläche in oscillirenden Bewegungen war das Werk von zwey Minuten. Ihr mittlerer Durchmesser betrug nicht mehr denn 10'. Das Merkwürdigste war unstreitig ihre Vereinigung mit dem Seewasser; sie schüttete, so schien es, ihr Wasser mit so ungeheurer Gewalt nieder, daß die Wellenbewegung, die dadurch entstand, über 50' Höhe betrug. Andere, die näher waren, behaupteten, das Seewasser habe sich sichtlich zu ihr erhoben und ihre Meynung stimmt mit den Lehren der Physik über die Wasserhosen überein. Dieses ungeheure Wogen des Sees nahmen wir den ganzen Zug der Säule entlang wahr. In weniger denn acht Minuten war sie von St. Gingolph bis an die Mündung der Rhone, also ungefähr eine halbe Stunde weit, gezogen. Die heftige Wellenbewegung, die sie hinter sich zurückließ, glich einem heftig durch den Wind bewegten Band; sie zog auch noch ein wenig den Fluß hinauf, immer mit den obern ruhigen Wolken in Verbindung. Hier aber wurde sie dünner, die Wellen nahmen ab, und endlich verschwand sie ganz; da wo sie mit den Wolken zusammenhing, erhielt sie sich noch einige Sekunden länger. Leider war diese schöne Naturerscheinung von einem heftigen Hagelwetter begleitet, das in mehreren Gegenden, z. B. in Cully, Cvesse und auf den Höhen großen Schaden anrichtete. Die halbe Weinlese wurde da verwüstet, bey Cully zumal fielen zwanzig Minuten lang eygroße Hagelstücken, welche hie und da Dächer durchschlugen.

Unsere akademischen Vorlesungen für den Winterkours haben am 5ten Nov. begonnen. Wüßte man nicht, daß unsere Akademie, besonders jezt unter Esenevierers Rektorat, mit ihren geringen Mitteln doch endlich bemüht ist zum Bessern fortzuschreiten und eine Lücke nach der andern auszufüllen, so wäre es Niemanden übel zu nehmen, wenn er über den hiesigen Lektionskatalog lächelte. Er kömmt mir vor wie die alten Karten von Afrika und Asien. Da sieht man ungeheure Wüsten und leere Landstrecken, in denen Löwen, Tieger, Leoparden und Elephanten herumgehen, oder sich Haufen Wilder Kämpfe und Schlachten liefern. Der leeren Stellen haben wir nun in unserm Katalog genug, aber sie werden durch keinerley Ergözlichkeit ausgefüllt.

Zu den neuen, sehr nüzlichen Einrichtungen im Fach der Erziehung, ist die Gründung einer deutschen Schule für die Kinder der zahlreichen Handwerker dieser Zunge zu rechnen. Die Schule ist nur für den Elementarunterricht, und steht mit unsern übrigen Lehrinstituten in genauer Verbindung, so daß die Knaben aus dieser deutschen Schule ohne Schwierigkeit in das Kollegium übergehen können.

Wir haben gute Nachrichten von Herrn Wydler aus Zürich, den eine Genferische Gesellschaft von Naturkundigen nach Südamerika geschickt hat; er ist glücklich in St. Thomas angekommen, von da reist er nach Porto-Rico und nach Peru.

Unter den merkwürdigen Reisenden, welche in der lezten Zeit hier waren, müssen der Baron Zach, Carl Bonaparte, und neuerdings Griechenlands Gouverneur, der Graf Capodistrias genannt werden. Die beyden ersten hielten sich nur sehr kurze Zeit hier auf; lezterer verweilte aber fast acht Tag in Genf, seine Thüre war von den zahlreichen hier lebenden Griechen zu jeder Stunde des Tags belagert, er hörte jeden, half, wo er konnte, tröstete viel, verlor sich aber nicht in die kühnen Versprechungen, welche seine nie Maß haltenden Landsleute erwarteten. Gott sey mit ihm!

M.

Dresden, am 16. Nov.

(Beschluß.)

Noch sollte uns Carl Maria von Webers leztes Meisterwerk „Oberon" auch gegeben werden, und Sie können leicht denken, wie sehr man sich darauf freute, da man von der Besezung desselben und der Sorgfalt für das Aeußere auch in dieser Hinsicht Außerordentliches erwarten konnte, als wenige Stunden vor der Aufführung selbst der Sänger des Hüon, Hr. Babnigg, ein neu gewonnenes Mitglied, welchem von Hamburg und Berlin der ausgezeichnetste Nachruf gefolgt war, so heftig erkrankte, daß dieselbe auf unbestimmte Zeit hinaus verschoben werden mußte. Dieser und das Ehepaar Wächter, bisher beym Königstädter Theater in Berlin, sind Acquisitionen für die hiesige Oper, von denen man sich des Gelungenen sehr viel verspricht. Dagegen sind die Demoiselles Bamberger nach Berlin abgegangen.

An ausgezeichneten Gästen sahen wir blos Mad. Merius aus Hamburg. Sie fand sehr großen und verdienten Beyfall als Orsina und Milford durch ihr durchdachtes, kräftiges und sorgfältig nüancirtes Spiel, so wie durch eine gewinnende äußere Erscheinung. Als Minna von Barnhelm sprach sie im Ganzen weniger an, charakterisirte doch aber sehr gut, und zeigte jedenfalls auch in dieser Rolle ein sehr achtbares Studium.

Die italienische Oper wiederholte die Lieblinge des Publikums, die freylich fast zu oft in Reih und Glied treten müssen, wie „Crociato, Donna del lago, Matilde" u. s. w. Nur der „Othello" von Rossini, war neu einstudirt, und gewann vorzüglich, durch den seelenvollen Gesang und das brave Spiel der Sgna. Schiasetti als Desdemona, besonders im lezten Akte entschiedenen Beyfall. Je seltener drey gute Tenorstimmen bey einem Theater anzutreffen sind, um so angenehmer war es, dieses seltene Kleeblatt in den Herren Rubini, Bonfigli und Pesaderi hier zu finden, und Zezis herrlicher Baß nahm sich neben ihnen aufs Vortheilhafteste aus.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. December 1827.

Zu dir, o König aller Welten,
Heb ich mein Haupt von Kronen bloß,
Und diese Hände scepterlos;
Vor dir kann keine Hoheit gelten.

Huber.

Der demüthige Fürst.

Ein frommes Herz trug Christian,
Der Fürst von Dänenland;
Er gab sich Jesu unterthan,
Den glaubend er erkannt,
Und eingedenk der Himmelskrone,
Saß Demuth bey ihm auf dem Throne.

Der kniete vor dem Abendmahl
Im Beichtstuhl einstens hin,
Bekennend seiner Sünden Zahl
Mit unverstelltem Sinn;
Und nun Vergebung zu empfangen
Aus Priestersmund, ist sein Verlangen.

Da sprach der junge Beichtiger,
Im Schmeichlerton gewandt:
„Durchlauchtigster — Großmächtiger —
Herr über Meer und Land —“
Doch kaum hat er dieß Wort gesprochen,
So hat der Fürst ihn unterbrochen:

„Muß, Herr Magister, ich, ein Lay',
Euch lehren Priesterpflicht,
Daß Ihr im Beichtstuhl redet frey
Vor Gottes Angesicht,
Vergebung Allen zu verkünden,
Die treu bekennen ihre Sünden?

„Hier kniet vor Christi Gegenwart
Der Dänenkönig nicht,
Ein Sünder nur, der ängstlich harrt,
Wer frey von Schuld ihn spricht;
Kein gnäd'ger Herr ich hier mich achte,
Ein Knecht nur selbst nach Gnade schmachte.

„Ihr aber sitzt statt Gottes hier,
Geheiligt und geweiht;
Seyd nicht mehr bloßer Mensch, gleich mir,
In Eurem Priesterkleid;
Als Christi Diener hier auf Erden
Sprecht Ihr: dir soll Vergebung werden.

„Und wenn Ihr mir die Sünd' erlaßt
Und alle meine Schuld,
Dann meine Seele gläubig faßt
Die neugeschenkte Huld,
Und wahre sie im Herzensgrunde,
Als hört ich sie aus Christi Munde.“

Doch welch ein Wunder! — da verschwand
Der Beichtiger alsbald,
Und vor dem Tieferschrocknen stand
In milder Lichtgestalt,
Den einst Maria hat geboren,
Zu suchen alle, die verloren.

Mit goldnem Strahl ein Sternenband
Die hohe Stirn umschloß,
Ein blüthenweißes Lichtgewand
Den Himmelsleib umfloß;
Am goldnen Stab in seiner Linken
Die Siegesfahne sah man winken.

Er neigt die Rechte lind herab,
Mit goldnem Kreuz geschmückt,
Zum König, der zum Staub' hinab
Die bange Stirn gebückt,
Und sprach, und wie im Harfentone
Erklang das Wort von Gottes Sohne:

„Ich widersteh' dem stolzen Wahn,
Der Demuth bin ich hold,
Ihr wird der Himmel aufgethan,
So nimm der Demuth Sold;
Ich selber will es dir verkünden,
Du wirst den Himmel offen finden."

Fr. Helms.

Ein Paar Reisestunden.

Von W. Hauff.

(Fortsetzung.)

Fünf bis sechs Uhr Morgens.

Der dicke Mann schnarcht schrecklich; sein Kopf droht auf die Schulter der jungen Dame zu sinken, ich bringe ihn durch einen kleinen Fußtritt zu sich selbst, er fährt auf, setzt sich zurecht, schläft wieder ein und schnarcht von Neuem. Seine Bewegung hat den französischen Obrist erweckt; er sieht sich unzufrieden und stolz um. Es gefällt mir nicht, daß er eine ungeheure Dose von Horn hervorzieht und schnupft; er schläft bald wieder ein.

Die Morgenluft weht immer kälter. „Soll ich vielleicht das Fenster vorziehen? wird es Ihnen nicht zu kalt?" fragte ich so freundlich als möglich die junge, schöne Dame, und denke erst bey „zu kalt" daran, daß wir längst auf französischem Boden sind und Mademoiselle kein Deutsch verstehen wird. Aber sie antwortet mit heller, wohltönender Stimme, jedoch ohne die Kapuze zu lüften: „Wenn es Ihnen selbst nicht zu kalt wird, danke ich; ich bin wohl verwahrt."

Also eine Deutsche, dachte ich, nun um so besser, da werde ich doch sobald unsere Sprache nicht verlernen. „Ihr Nachbar, mein Fräulein," fuhr ich fort, „ist wohl etwas unbequem für Sie; der Wagen ist zu enge, als daß ein solcher Koloß mit Recht in der Mitte sitzen dürfte."

„Und doch möchte ich ihn noch weniger zum tête à tête," erwiederte sie.

Ich erröthete beynahe über diese Artigkeit und war doch eitel genug zu fragen: „und warum?"

„Ich denke, ein schlafender Koloß würde nicht so artig seyn, auf meine Bequemlichkeit Rücksicht zu nehmen."

Ich weiß nicht, ob sie mir wirklich dadurch für ihre Sicherstellung vor den breiten Hüften des dicken Mannes danken wollte, aber ich verbeugte mich, murmelte etwas von Schuldigkeit gegen Damen und war in demselben Augenblicke wieder unmuthig über mich selbst, weil sie doch vielleicht mich nicht gemeynt hatte, ließ die angeknüpfte Unterhaltung fallen und suchte wie ein gleichgültiger Reisender auszusehen, obgleich noch mancher Streifblick an dem glänzenden Auge der jungen Dame vorüberflog.

Sechs bis sieben Uhr.

Die Pferde werden gewechselt; die Schlafenden erwachen und starren mit glanzlosen, schläfrigen Augen auf einige zerlumpte Weiber und Kinder, die mit ihrem kreischenden Patois und ihren Holzschuhen einen unangenehmen Lärm machen. Der Obrist zieht an einem alten ledernen Riemchen eine silberne Uhr aus der Tasche und ich denke, er müsse seit der Restauration sehr zurückgekommen seyn. Der dicke Mann hat ein unerträglich dummes Gesicht, und wenn ich ihn nicht für einen Viehhändler halte, so ist nur seine reinliche Kleidung schuld; ich mache ihn zu einem holländischen Krämer. — Man fuhr weiter und aufs Neue zogen mich die melancholischen Züge des Obristen an. Er sang ganz leise vor sich hin ein Liedchen, das er mit den Sylben „Leon" und einem tiefen Seufzer endete; ach! es war Napoleon, sein Held, sein Kaiser, von welchem er gesungen hatte. Jetzt zog er eine Schreibtafel heraus, die, ich muß es gestehen, ein wenig schmutzig und verbraucht war; aber nur um so interessanter schien sie mir, denn sie war wohl ein Andenken an einen gefallenenen Kameraden; er hatte, stellte ich mir vor, als er einst Nachts beym Mondlicht über das Schlachtfeld ritt, die bleichen Züge seines Freundes erkannt, er schwang sich vom Pferd, knieete nieder zu ihm, rief mit schmerzlichen Tönen seinen Namen, aber jener hörte nicht mehr, die bleichen Lippen, die er küßte, sie konnten seinen Abschiedsgruß nicht erwiedern. Da nahm er mit einer männlichen Thräne jenes Andenken, und es hat ihn in Glück und Unglück begleitet. Ich sah wieder nach ihm hin; er warf bald nachdenkliche Blicke über das Land hin, bald zeichnete er mit fester Hand seine Gedanken auf, und nichts schien mir gewisser, als daß dieser alte Offizier (ich ließ ihn jetzt zum General avanciren) das Land durchfliege, um seine militärischen Erinnerungen aufzufrischen und — seine Memoiren über die Feldzüge der Franzosen zu ergänzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Die alte Frau Cameron war der einzige Zeuge des Auftritts zwischen Alan und der kleinen Nanny; sie war eine gescheidte, gefühlvolle Frau; wie Alan seine Lippen auf Nannys Stirn drückte und Annchen sie mit thränenvollem Blick ansah, errieth sie die Geschichte seines armen Herzens, und die beyden guten Weiber, welche sich nun gegeneinander erklärten, dankten Gott noch einmal für ihre Nanny, weil sie dem Freund und Pflegebruder zur Freude gedeihen sollte. Annchen war es leichter ums Herz, nun ihre Schwiegermutter das Geheimniß von Alans Liebe wußte; sie hielt sich sicher unter ihren Augen, sie bezeigte ihm unbefangener ihre schwesterliche Freundschaft, und er gewöhnte sich, oft seine Schritte zur Freude zu lenken,

, daß die Nachbarschaft bald überzeugt war, er wolle als Junggeselle verharren und Camerons Töchterchen erbe einst all sein Gut.

Dieser Gedanke war von Cameron fern, aber Alans häufige Besuche machten sein Glück vollkommen. Nur diese vertrauliche Gegenwart seines Freundes, sein Rath, seine Theilnahme an seinen Arbeiten und Geschäften hatten ihm gefehlt. Es geschah wohl, daß, wenn sie Abends unter den Linden am Hause ihr sparsames Mahl genossen, und er wahrnahm, wie Alans Blicke an Annchen und ihrem Kinde hingen, daß er ausrief: „Aber, so nimm doch auch ein Weib, damit du's so gut hast wie ich!" — „Nein, Malcolm," erwiederte dieser, „ich kann keine andere brauchen als das Dirnlein da, die zieh mir nur groß!" und dabey nahm er die lächelnde Nanny auf seinen Arm.

Bey des alten Forsyths Anmahnen, sich eine Hausfrau zu suchen, kam Alan nicht mit so freundlichem Scherz los; der Alte merkte, daß sein Sohn mit Nannys Geburt seine Weigerung mit verdoppelter Beharrlichkeit aussprach, und konnte der Schwäche nicht widerstehen, das kleine Mädchen, dem er Schuld gab, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu verzögern, mit einigem Mißfallen zu betrachten. Alan konnte nicht umhin, diesen Wunsch natürlich, des Vaters Unmuth gegründet zu finden, aber ändern konnte ers nicht; ein Weib wählen, da seine Liebe einer Andern gehörte, konnte er nicht; er duldete daher seines Vaters Laune mit unerschöpflicher Geduld und bewies ihm in jeder andern Rücksicht so viel Gehorsam und kindliche Liebe, daß des alten Mannes gesunder Verstand die Oberhand behielt, und der Friede zwischen Vater und Sohn wiederhergestellt wurde.

Nun war ein heiteres, nachbarliches Leben zwischen dem Pfarrhaus, dem Pachthof und der Freude hergestellt; in regem Fleiß ging der Tag dahin, Vertrauen und Liebe machte die Abende zum Feste, und so schwand Monat um Monat, bis am zweyten Jahresschluß die Hoffnung eines neuen Kindersegens sich zeigte. Aber dieses Kindes Geburt sollte der Wendepunkt von der jungen Eheleute Glück seyn. Wenige Tage darauf raffte ein plötzlicher Tod Malcolms Oheim dahin, den guten Pfarrer, der seine Kindheit geleitet, der seiner Mutter eine freundliche Zuflucht gestattet hatte, und der Mann, der bey geringen Mitteln und mangelhafter Ordnung seiner Wohlthätigkeit keine Gränze gesezt hatte, ließ seine Angelegenheiten in der größten Verwirrung zurück. Er war in einen Prozeß verwickelt gewesen, ein unredlicher Advokat hatte ihn zu Geldaufnahmen verleitet, und kaum hatte Cameron die liebe Leiche seines Wohlthäters zur Ruhe gebracht, so eilten gefühllose Gläubiger herbey, um an seine kleine Habe Anspruch zu machen. Einen solchen Schimpf konnte Malcolm seines Oheims Andenken nicht erleiden lassen; ohne vorsichtige Untersuchung des Rechtsstreits und seiner eigenen Mittel verbürgte er sich für die Schuld, kindlich vertrauend, daß sein Fleiß und Annchens Haushalten unter Gottes Segen ihn Hülfsquellen würden finden lassen, seine Verpflichtung zu erfüllen. Gottes Segen kommt aber nicht allein in dem, was den armen Menschen erfreut. Der Himmel beschloß, diese seine Kinder mit Leiden zu segnen. Malcolm hatte den Rest seines Handelserwerbs, der ihm nach Einrichtung der Freude geblieben, nebst einer schönen Summe zum Ankauf von Hornvieh in eine Landbank in Dunder niedergelegt. Diese Bank brach, und Malcolm, der mit diesem Gelde seinen Pachtzins und seine Bürgschaftszahlung für das laufende Jahr gesichert hielt, sah sich lange vor der Ernte um alle seine Hülfsquellen gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 15. November.

Eine Nachwirkung des heiligen Jahrs ist das vermehrte Hieherziehen von allerley Gesindel in Pilgertracht. Unter andern ist eine ganze Gesellschaft Kessler aus dem Badischen Schwarzwalde eigens hieher gekommen um sich hier trauen zu lassen, was ihnen zu Hause wegen Mangel an Mitteln der Erhaltung versagt worden ist. Dagegen ruft die strenge Aushebung im Königreich Neapel mehrere Hundert junge Leute zurück, welche hier ihr Brod gesucht und gefunden hatten; denn Rom ist noch immer die gütige Mutter, welche alle ihre Kinder mit offenen Armen empfängt. Freylich hat die hiesige Bevölkerung einen jährlichen Zuschuß von ungefähr 2000 Seelen nöthig um den Ausfall zu decken. Daran sind nicht allein Malaria und Kinderpocken, sondern vorzüglich die Ehelosigkeit der Geistlichen und Weltlichen schuld.

Es wäre nicht uninteressant nachzuforschen, wie viel altrömisches Blut nach solchen Prämissen noch in den Adern der heutigen Römer fließen möchte. Die ältesten Familien des hiesigen Adels mögen Lombardischen Ursprungs seyn. Die Mehrzahl stammt aus den Provinzen und dem übrigen Italien ab, wie das Glück eines geistlichen Verwandten, oder Bankgeschäft, oder Heirath sie hieher rief. Die Geistlichkeit gehört ohnehin der ganzen Christenheit an. Sie wird mehr aus den Sardinischen Staaten, aus Lucca und Neapel, als aus dem Kirchenstaate selbst, namentlich aus Rom ergänzt. Der Mittelstand stammt der größten Mehrzahl nach ganz, oder wenigstens zum Theil aus dem Auslande. Daß die meisten Künstler, die thätigsten Gewerbtreibenden, die geschicktesten Handwerker Eingewanderte seyen, ist bekannt; das trojanische Blut, wie sie es hier nennen, hat also nur die Leiber der Fleischer, Karrenführer, Notare und Diener übrig, um darin zu cirkuliren.

Beynahe jede Nation hat ihre Nationalkirche, welche neben Unterstützung der Pilger auch durch Austheilung von Heirathsgütern, durch Administrationen, kleine Aemter und geistliche Benefizien den Nationalen nützlich ist. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen sie hier zusammenzustellen.

Die Portugiesen haben hier eine Kirche mit Hospital (S. Antonino). Es sind nur wenig Layen und Geistliche hier. Die Spanier haben noch eine Nationalkirche, S. Maria del Monserrato und noch sechs Klöster. Kaufleute und einige adelige Familien. Frankreich hat das Privilegium, daß alle hier wohnenden Franzosen in S. Luigi de Francesi eingepfarrt

sind. Außer dieser besitzen sie noch drey Provinzialkirchen und vier Klöster mit bedeutenden Einkünften. Ihre Zahl beläuft sich auf mehrere Hundert Familien von allen Arten von Gewerben. Korsika hat unzählige Kinder hier, aber keine eigene Kirche. — England hat drey Klöster und drey Kollegien hier, aber weder Nationalkirche noch Spital; einige reiche Privatleute und wenige Gewerbtreibende. — Die Niederlande haben die Kirche S. Giuliano, und im Verhältniß viele Nationalen, ansässige Künstler und Gewerbtreibende. Das Lütticher Kollegium ist noch nicht wieder eröffnet. — Deutschland, mit Einschluß der Schweiz, hatte ehemals drey Kirchen hier, die Nationalkirche mit Spital S. Maria del anima, jezt von Oesterreich in Besitz genommen, S. Maria del Campo santo, mit einem noch bestehenden Hospital für Pilgerinnen, und die Kirche der deutschen Bäcker, S. Elisabetta, welche ihren Hospital während der Revolution verloren hat. Das deutsche Kollegium ist wieder von den Jesuiten geleitet und unabhängig von fremdem Einflusse. Das Ermeländische Kollegium S. Norberto, ist nicht wieder eröffnet. Klöster hatte Deutschland nie hier. Der Nationalen sind sehr viele, besonders Bäkker und deren Nachkommen, Tischler, Schlosser und Krämer. Es mögen wohl 500 Familien in Rom deutsche Namen haben, ohne die, welche sich italienische angeschafft haben, wie Palombi, Tauber, Baur, Agricola u. m. a.; die meisten stammen aus Tyrol, Baiern, der Schweiz und Kölln. — Schweden hat die kleine Kirche S. Brigitta, mit einem Hospitale. — Polen hat die Kirche S. Stanislao nebst Hospital zurückerhalten. — Rußland besizt die Kirche S. Maria in pascolo, welche unirte Basilianer versehen. Nationalen wenige. Dagegen haben die italienischen Provinzen desto mehr Stiftungen und Nationalen. Piemont, Genua, Brescia, Bergamo, (Venedig nicht), die Lombarden, die Toskaner, die Luccheser, die Sieneser, die Neapolitaner, die Sicilianer haben reichlich dotirte Kirchen, Spitäler, Brüderschaften 2c. Besonders privilegirt sind die Toskaner, deren in allen Ständen sehr viele hier sind. Man kann die hier lebenden Italiener so clasifiziren: 1) Lombarden (Kaufleute, Krämer, Wirthe, Zuckerbäcker); 2) Genueser (Großhändler, Kohlenträger, Markthelfer); 3) Toskaner; 4) Neapolitaner, besonders Abbruzzesen in allen Ständen. Dalmatier und Levantiner sind viele hier, doch weniger als in früheren Zeiten. Auch sie haben Kirchen, Hospitäler und Klöster, welche auch den Mohren und Abessiniern nicht fehlen.

Wie sich bey diesem beständigen, und so zu sagen organischen Zuflusse fremden Blutes dennoch so viel Eigenthümliches unter dem römischen Volke habe erhalten können, ist ein eben so großes Räthsel, als wie bey der hiesigen Erziehung so viel Geist, und bey dem täglichen schlimmen Beyspiele noch so viel Gutmüthigkeit sich entwickeln kann. M.

London, 16. November

In wenigen Tagen wird das zweyte Stück des Foreign Quarterly Review von Treuttel und Würz erscheinen, welches, wenn man dem Gerüchte glauben darf, das erste an Mannigfaltigkeit und Anmuth des Styls übertreffen soll. Von dem ersten sind über 3000 Exemplare verkauft worden, welcher glückliche Erfolg wahrscheinlich die Hrn. Black und Comp. vermocht hat ein ähnliches Werk zu unternehmen, wovon das erste Stück im December erscheinen soll. Der Redakteur des Treuttel'schen ist Hr. Gillies, welcher besonders durch seine Horae Germanicae im Blackwoodschen Magazin auch in Deutschland rühmlich als Kritiker bekannt ist. Der Redakteur des Black'schen ist Hr. Fraser. Dieser sagt in seinem Prospektus, er sey Mitredakteur des Treuttelschen gewesen, und die meisten Mitarbeiter an demselben seyen Freunde von ihm, die er zu seinem neuen Unternehmen mitgenommen. Dieß erklären die Hrn. Treuttel und Komp. für eine Lüge, und die Hrn. Black widerlegen die Beschuldigung durch die Wiederholung der ersten Behauptung, welche die ersteren noch einmal für eine Unwahrheit erklären, und hinsichtlich der Entwicklung der Thatsachen auf das erscheinende Journal verweisen, worauf ohne Zweifel eine Antwort von der andern Seite folgen wird, bis wohin jeder billige Beurtheiler seinen Ausspruch verschieben wird. Die Hauptsache bleibt indessen immer, welches von beyden Häusern die beste und dem Zwecke entsprechendste Review liefern wird, und dieß muß bestehen, welches der Häuser auch in moralischer Hinsicht Recht behalte; mehr als eine kann wegen Mangel an Abonnenten nicht bestehen.

Der Roman Elizabeth Evanshaw ist eine interessante Abhandlung über die christliche Religion an eine interessante Geschichte geknüpft, und besonders gegen die Unduldsamkeit gerichtet, welche keine religiöse Ansicht dulden will als die eigene, selbst wenn der Andersdenkende seinen Unglauben still für sich behält. Die Orthodoxen sind sehr aufgebracht gegen das Werk, und in vielen Lesebibliotheken ist es ausgeschlossen, aber mit Unrecht, denn der Verfasser, wer er auch sey, meynt es gut, und so wie er über geheiligte Gegenstände spricht, darf man ihn nicht tadeln. Ein anderer, eben erschienener Roman der sich, aber in rechtgläubigem Sinn, auf Religion bezieht, heißt Ringrove. Die geistige Bewegung, die sich der Menschheit mitgetheilt hat, wird allenthalben fühlbar. In Irland macht die Reformation offenbar Fortschritte, aber auch in London, wo es nicht nothwendig ist den Uebergang von einer Kirche zur andern durch ein öffentliches Bekenntniß darzuthun, zeigt es sich, daß derselbe Geist unter den Katholiken rege ist; seit Kurzem haben in einer einzigen hiesigen Kapelle der anglikanischen Kirche, die aber in einer Gegend liegt wo viele Katholiken wohnen, an zwanzig Personen den Katholicismus abgeschworen, und unter diesen drey Priester; die Sache macht Aufsehen.

Am 9ten dieses fand der jährliche Aufzug des Lord Mayors nach Westminster und zurück in die City Statt. Das Neue dabey war, daß der Lord Mayor Abbildungen der zwey rohgeschnizten Bilder alter Britten, die seit vielen Jahrhunderten unter den Namen Gog und Magog in Guildhall stehen, mittragen ließ, was dem Volke außerordentlich gefiel, und daß er, um den Bewohnern seines eigenen Viertels eine Augenweide zu geben, sich am Tower einschiffte, und mit den reichvergoldeten Gondeln, die den Zug zu Wasser zu bilden pflegen, sowohl unter der alten Londoner Brücke als unter einem beynahe vollendeten Bogen der neuen wegfuhr. Eigenthümlich war es auch, daß der Beamte, um seiner bürgerlichen Würde nichts zu vergeben, auf diesem Umwege lieber durch die engsten Gassen zog, als daß er den Gouverneur des Towers um die Erlaubniß gebeten hätte, über den Platz vor dieser Feste, Tower hill genannt, ziehen zu dürfen. Unter den Gästen, die dem auf den Zug folgenden Mahle beywohnten, befanden sich auch der Herzog von Clarence und mehrere Minister; alles ging trefflich von Statten, und man war eben beschäftigt Gesundheiten zu trinken und Reden zu halten, als ein Brett, an dem ein Leuchter befestigt war, mit fürchterlichem Gepolter herabfiel, Tisch und Kleider mit Oel überschwemmte, Gläser und Flaschen zerschlug, und, was noch schlimmer war, den Lord Mayor, seine Gemahlin, den Herzog und mehrere Andere am Kopf verwundete. Glücklicherweise waren die Wunden leicht, und die Ordnung bald wieder hergestellt, aber die Freude des Abends war doch gestört, und der Ball verlor einen großen Theil seines Glanzes und seiner Heiterkeit. Ein solches Fest kostet einen Lord Mayor manchmal 5 bis 6000 Pfund Sterling, und die Herren sind nicht einmal immer Kaufleute, oft blose Krämer.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturblatt Nr. 97. u. Monatsreg. Nov.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. December 1827.

Du schienest uns mit Feuerblicken
Noch jüngst Fortunens Lieblingssohn.
Und in dem Morgen deines Lebens schon
Schnitt Atropos ihr Werk in Stücken.

Seume.

Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinscheiden. *)

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthenvollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists, räthselhafte Formen schafft
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt' und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch Er, dem unsre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht — der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Ludwig Uhland.

*) Von den Gedichten, welche die Freundschaft dem Verstorbenen weihte, mag obiges den Worten, welche die folgenden Blätter zu seinem Andenken enthalten werden, vorangehen; ein Paar Strophen von G. Schwab werden ihnen folgen.

D. Red.

Ein Paar Reisestunden.

Von W. Hauff.

(Fortsetzung.)

Sieben bis acht Uhr.

Die junge Dame ist eingeschlafen oder scheint wenigstens zu ruhen; noch immer ist ihr Gesicht neidisch verhüllt. Der junge Schneider an meiner Seite läßt seinen großen Hummerkopf bald links bald rechts fallen, ohne aufzuwachen. Aber der junge Bursche im blauen Hemd ist erwacht, und wunderbar! zwischen ihm und dem General oder Obrist entspinnt sich ein Gespräch; ich lausche, aber es ist nicht Englisch, nicht Deutsch, weder Französisch noch Holländisch; am meisten Aehnlichkeit hat es mit dem Italienischen, und ich würde den Offizier für einen Korsikaner oder einen Veteranen der italienischen Armee halten, kämen nicht Worte in ihrem schnellen Gespräche vor, die völlig fremd tönen. Doch muß es wenigstens nicht die Muttersprache des jüngeren seyn, denn er scheint sich hie und da auf den rechten Ausdruck zu besinnen, und der ernste ältere Mann weißt ihn mit einem leichten Lächeln zurecht. Der dicke Holländer ist jezt mit tiefem Stöhnen auch erwacht, betrachtet seine Nachbarn einen Augenblick aufmerksam, lauscht auf ihre Sprache und fragt dann langsam und höflich: „Vos este Espaniol, Señor?“

Ah! dachte ich, vielleicht ein edler, vertriebener Spanier, vielleicht ein Genosse Mina's?

Aber man denke meinen Schrecken, als der Obrist,

der General, Empecinados und Mina's Genosse, der interessante Mann in österreichischem Dialekt antwortete: „Um Vergebung, wir sind halt böhmische Glashändler, mein Neffe da und ich, und reisen nach Sevilla, wo ich mit Trink- und Tafelgläsern handle." Und nun erzählte er unerträglich breit und langweilig, daß sein Bruder in Frankfurt einen Glashandel habe, daß Stoffel, der Neffe, daselbst in Kondition gestanden und jezt auch auf sechs Jahre nach Spanien gehe; wie dort der Glashandel beschaffen sey und wie viele Tausend Trinkgläser sie alljährlich schmuggeln und verkaufen. Ich verwünschte den Böhmacken, seine Adlernase, sein schönes Auge, seinen ehrwürdigen Bart und den holländischen Krämer, der ihn zum sprechen gebracht; ich verwünschte vor allem meine eigene Thorheit, von einem General der alten Armee zu träumen; seine silberne Uhr fand ich jezt ganz in der Ordnung, in sein schmierlges Souvenir schrieb er keine erhabenen Erinnerungen, sondern Kunden und Gläser ein, und wenn er mit dem „melancholischen Auge über das Land hinstreifte," sezte er Kaisergulden in Dollars und schlechte Konventionskreuzer in schlechtere Maravedis um. Ich schämte mich, in der Physiognomie noch so weit zurück zu seyn; denn jezt hatte der alte Kerl allen Schimmer der Einbildungskraft verloren und erschien mir, genauer betrachtet, wie ein ganz gewöhnlicher böhmischer Musikant, wie man sie gelb und sonnenverbrennt, mit dicken Bärten und dunkeln Augen umherziehen sieht; um ihn nicht zu sehen, schloß ich die Augen und drückte mich in meine Wagenecke.

Acht bis neun Uhr.

Das Auge der schönen Dame glänzt wieder, aber der Wind mag ihr noch zu heftig seyn, sie hat die Kapuze noch immer nicht zurückgeschoben. Der dicke Mann sucht ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aber sie antwortet einsylbig, und diese Zurückhaltung freut mich, denn ich kann den feisten Holländer, seit er spanisch sprach, noch weniger leiden als zuvor. Er fährt übrigens mit großer Ruhe fort, ihr den Namen jedes Dorfes zu nennen, das man an der Landstraße sieht, und weiß einige Anekdoten von dem Maire von Foulignn, welches eben hinter uns liegt, zu erzählen. Dabey lacht er aber immer zuerst, legt, wenn die Schneide der Anekdote kommt, seine Hand zutraulich auf den Arm der jungen Dame, um sie gleichsam einzuladen, sich ebenfalls mit ihm und den Böhmen halb todt zu lachen, und hält es für keine Beleidigung, wenn sie (offenbar mit einem Seitenblick auf mich) unwillig ihren Arm zurückzieht.

Der dicke Mann befand sich gerade mitten in einer Geschichte, die zu meiner großen Besorgniß für das zarte Ohr der jungen Dame etwas obscön zu werden drohte, als man hinter dem Wagen einige Mal heftig halte, postillon! halte! rufen hörte; zugleich jagte ein Reiter vorüber, der einen großen Brief empor hielt. Der Wagen hielt, Kondukteur und Postillon fluchten; der erstere schwang sich nach einigem Wortwechsel von seinem Imperial herab und trat dann mit dem großen Brief an unserm Schlag heranf, musterte die Gesellschaft aufmerksam, zog seine Mütze und bot den Brief herein. Ich saß zunächst, nahm ihm den Brief aus der Hand, las die Ueberschrift: à monsieur, monsieur le Comte Blankenspeer, à Saarbruk, poste restante, citissimo. Da stieg der schlafende Schnelder auf einmal bey mir im Preis, denn niemand anders konnte der Graf seyn; des Kondukteurs allons, monsieur! und ein Stoß, den ich ihm in die Seite gab, weckten ihn; ich überreichte ihm den Brief, er starrte ihn gedankenlos an und gab ihn dann kopfschüttelnd und murrend zurück. Der Kondukteur wurde ungeduldig über die Zögerung: „Allez, Messieurs," rief er, „qui est donc monsieur le Comte de Blanquesepere?"

„Ist der Brief an mich?" fragte der Holländer verwundert, riß ihn mir aus der Hand, las flüchtig die Adresse und — erbrach das Siegel. Schnell zog er darauf die Börse, befriedigte den Kourier, den man ihm nachgeschickt hatte, und der Wagen fuhr weiter. Aber ich — sah mich zum zweyten Mal getäuscht, und um so bitterer, als der Herr Graf zwar nach wie vor die Miene eines holländischen Käsekrämers behielt, aber das Mädchen mit den schwarzen Augen es jezt gar nicht mehr bemerken zu wollen schien, daß seine Hand schwer auf ihrem runden Arm ruhe; ja zu meinem Aerger lachte sie sogar einige Mal mit heller Stimme auf, als der Herr Graf die Gnade hatte, einige Schnurren aus seinem Leben zu erzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Lange konnte Malcolm sich nicht entschließen, Annchen die traurige Nachricht von dem Verluste des Kapitals zu geben. Sie war noch nicht von ihrem Kindbett genesen, er fürchtete die Folgen des Kummers für den Knaben, den sie stillte; aber endlich mußte er es ihr sagen, und er schämte sich seines Mißtrauens in ihre Kräfte, wie sie nach der ersten Bestürzung sich muthig emporrichtete, mit klarer Einsicht die möglichste Beschränkung ihres Hauswesens aussann, und freudig, als hätte es einen Gewinnst gegolten, ihre neue Einrichtung traf. Und ein Gewinnst war es auch an noch innigerem Vertrauen auf Gott; denn das hat die Liebe im Unglück Eigenes, daß sie die Herzen zu Gott lenkt. Aber Annchen ertrug diese Prüfung auch besser wie ihr Mann. Es scheint nun ein-

mal eine Eigenheit des Weibes, den Muth im Unglück zu einer Aussaat häuslicher Freuden anwenden zu können, indeß der Mann seinen Blick stets nach dem sturmverwüsteten Felde seines verlornen Glücks zurückwirft. Dieses Unrecht ließ sich auch Cameron zu Schulden kommen. In Annchens Gegenwart lag wohl Heiterkeit auf seiner Stirne, wohl spielte sein gewohntes herzliches Lächeln um seine Lippen, aber an seinem Herzen nagte der Gram, und die Heiterkeit, mit der Annchen sich mancher Entbehrung unterwarf, der Eifer, mit dem sie sich mancher Arbeit unterzog, die sie sonst einer Taglöhnerin überlassen hatte, erneuerte täglich das Gefühl seines Verlustes.

Sobald Alan seines Freundes Unglück erfuhr, beredete er seinen Vater, ihm Anerbietungen zu thun, die ihn seiner gegenwärtigen Noth entreissen sollten. Er eilte zur Freude, und erbot sich in des alten Forsyths Namen, den Pachtzins des nächsten Jahres zu übernehmen, wenn Malcolm durch den Ernteertrag nach und nach abzuzahlen verspräche. Cameron merkte aber, daß Annchen der Vorschlag nicht lieb war; er dachte, sie möge sich keine Verbindlichkeiten auflegen, und so lehnte er ihn dankbar ab, ging aber um so bereitwilliger in einen andern ein, den sein ehemaliger Schiffskapitän ihm machte. Dieser hatte von seiner bedrängten Lage gehört und ward von der herzlichen Zuneigung zu ihm sowohl, wie von Camerons vollkommener Kenntniß der romanischen Sprache und aller Handelsverhältnisse der Levante bewogen, ihm bey seiner nächsten Fahrt die Stelle eines Supercargo auf seinem Schiffe anzubieten, nebst gewissen Prozenten bey allen Tauschen und Güterverkäufen. Cameron konnte mit Sicherheit rechnen, daß diese Vortheile ihn in Stand setzen würden, bey seiner Rückkehr seine Gläubiger gänzlich zu befriedigen und mit einem ansehnlichen Ueberschuß in der Hand seine Aecker zu bauen. Diese Aussicht gab ihm Muth, jedes Opfer zu wagen. Er ging mit Vater Forsyth und seinem Sohn einen Vertrag ein, daß sie den Pachthof mit Vieh, Geschirr und Ernte übernehmen, ihn zu ihrem Vortheil verwalten, Annchen mit der alten Frau Cameron ihre Wohnung daselbst lassen und ihr eine kleine Rente bezahlen sollten. Kehrte er glücklich zurück und sey er im Stande alle seine Schulden zu tilgen, so versprach Vater Forsyth ihm den Pachthof zurückzugeben und ihn für allen Nachtheil zu entschädigen.

Sobald diese Punkte berichtigt waren, fühlte sich der gute Malcolm wieder fähig, seine freye Stirn aufgerichtet zu zeigen in der Kirche und an seinem Heerd. Seines Annchens unendlichen Schmerz beschwichtigte er in seinen Armen und mit einer Menge froher Vorbedeutungen und der Aussicht auf künftigen Wohlstand, wenn er glücklich aus der Levante zurückkäme. Aber Annchens Thränen flossen nur gewaltsamer; Arbeit, Entbehrung, Mangel war sie sicher an Malcolms Seite ertragen zu können, aber nun lernte sie, wie viel theurer der Gatte als der Liebhaber sey; sie gedachte mit Entsetzen der Tage voll Jammer, der Nächte voll Angst, die sie während seiner lezter Seereise durchlebt, und wie würde es jezt seyn! Selbst das sorglose, fröhliche Gesichtchen ihrer Kleinen, die, sie zu erheitern, an ihr hinauflangte, verhieß ihr während des Gatten Abwesenheit einen noch viel nagendern Gram. Cameron ließ sich aber nicht irre machen; er war überzeugt das Rechte zu thun, um so mehr, da es all seiner Festigkeit bedurfte, den Anblick von Annchens Schmerz zu ertragen. Endlich fand sich das arme Weib in seinen Entschluß; ihre gute Schwiegermutter, die ihren Kummer nie gewahr werden ließ, unterstüzte sie kräftig, und so gelang es den guten Menschen, die lezte Zeit vor ihrer Trennung noch in Heiterkeit zu verleben. Eine wehmüthige Heiterkeit war es wohl! Oft verbargen beyde Eltern mitten im Spiel mit ihren Kindern plötzlich das Gesicht in den blonden Locken ihres Knaben oder an Nannys lilienweißem Hals, und wenn sie wieder aufschauten, fragten sie nicht, woher die hellen Tropfen kamen, die an den blonden Locken hingen, die das weiße Hälschen benezten, aber ein heftiger Druck ihrer verschlungenen Hände sagte es ihnen dann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. November.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, daß die Franzosen glauben, es könne in Frankreich außerhalb Paris ein Genie aufkommen; in Paris aber, das wissen sie schon, kann sich ein Talent entwickeln und zur größten Anerkennung gelangen, ohne in die weltberühmte Akademie aufgenommen zu werden. Denn sie sehen, daß, wie früher Molière, so jezt Béranger auch ohne jene Würde zu Ruhm und Ehre gelangen konnte, und mancher Privatgelehrte oder Mitglied einer gelehrten Privatgesellschaft bildet sich ein, es in dem, was eigentlich die Aufnahme in die Akademie bestimmen sollte, mit Hrn. Royer, dem seligen Montmorency u. a. aufnehmen zu können. Auch hat schon das Publikum die Ansicht, daß nicht blos der Akademie das Urtheil über die Leistungen ihrer Mitbürger zustehe, sondern auch lezteren die Kritik über die Leistungen der Akademie.

Die Académie des Sciences, welche immer noch viele würdige Mitglieder findet, die Académie des Inscriptions, die wahrscheinlich weniger Würdige gefunden, da sie ihre Anzahl um ein Drittel reduzirt hat, und die Académie des beaux arts, welche sich noch durch die Veteranen Egyptens, mehrere Komponisten und manches aufkeimende Talent ergänzen kann, interessiren kaum das größere Publikum. Es fällt aber deme selten auf, daß die Académie française, welche ihren frühern Hader mit Molière wieder gut machen sollte, zuweilen mit Hintansezung verdienstvoller Männer solche aufnimmt, die

den Ruhm ihres Namens nicht sich, sondern ihren Vorfahren verdanken, und die in ihrem Leben nichts gedichtet, kein Buch geschrieben haben, oder, was noch ärger ist, ein schlechtes, und daß sie dieselben in der gegenwärtigen Krisis aufnimmt, in welcher es sich, wie man allgemein glaubt, um nichts Geringeres handelt, als darum, ob die französische Literatur ferner am Alten hängend, nachahmen und kommentiren, oder sich, wenn auch nachahmend, doch auf eine in Frankreich neue Weise gestalten solle. Diese Akademie zieht die Aufmerksamkeit um so mehr auf sich, als mehrere, und zwar ausgezeichnete Mitglieder sich bereits an die Ansichten des Publikums angeschlossen oder doch mit ihm in Diskussion eingelassen haben, und wer einmal seinen Gegner für ebenbürtig hält, muß ihm ja Genugthuung geben. Auch hat sich dieselbe Akademie ein wenig in Politik eingelassen, und in diesem Felde ist vollends der Streitigkeiten kein Ende. Daher kömmt es, daß bey jeder Wahl eines Mitglieds alle Gemüther so gespannt sind, überzeugt, daß es sich um ein Vierzigstel der französischen Civilisation handle. Sobald ein Mitglied stirbt, rücken die Kandidaten mit Allem, was sie in ihren Portefeuillen haben, ins Feld, das Publikum mischt sich darein, die Zeitungen empfehlen diesen oder jenen, und wie bey den politischen Wahlen suchen sowohl die empfehlenden als die berathenden Klubbs die Stimmenmehrheit auf eine Person zu häufen, um ihres Sieges desto gewisser zu seyn.

Nun ist vor nicht ganz einem Jahre einer der größten französischen Gelehrten, der Mathematiker Laplace gestorben; die Académie des sciences verschiebt die Ernennung seines Nachfolgers von einer Zeit auf die andere, und daran thut sie sehr wohl, denn alle, welche ihm nahe kamen, sind schon in dieser gelehrten Gesellschaft. Schneller konnte die Académie française zu Werke gehen, und unlängst wurde als sein Nachfolger durch einstimmiges Urtheil Hr. Royer Collard aufgenommen. Diese Wahl wurde vom Publikum als ein literarischer Sieg gefeyert, denn wiewohl in der lezten Zeit die Akademie ihm mehr als sonst zu Gefallen gelebt, glaubt es doch immer noch sich wundern zu dürfen, wenn es nicht von ihr in seinen Erwartungen getäuscht wird. Nie waren die Zugänge zum Institut und der Saal mehr mit Menschen besezt als dießmal, nie die Aufmerksamkeit gespannter auf die Rede des antretenden Akademikers und die ihm zu ertheilende Antwort. Im Saale durften mehrere Damen wegen Mangel an Platz auf den Bänken der gelehrten und geistreichen Herrn Platz nehmen; welch eine glückliche Vorbedeutung für Frau von Genlis und Fräulein Delphine Gray, denen ihre Verehrer voreilig eine vorurtheilsfreye Zeit und ihre Aufnahme in die Akademie prophezeyen! Royer Collard und der Präsident Daru wurden mit allgemeinem Jubel empfangen, der vielleicht in den Annalen der Akademie seines Gleichen nicht kennt. Während des langen, nur häufig durch das ungestümmste Beyfallklatschen unterbrochenen Stillschweigens, das hierauf erfolgte, war wohl Jedermann, in der Ueberzeugung die Reden bald gedruckt zu lesen, besonders auf die Stellen von besonderem Interesse gespannt, zumal auf die, welche die gleichzeitigen Vorfälle oder den verstorbenen Laplace und seinen Nachfolger Collard betrafen.

(Der Beschluß folgt.)

London, 16. November.

(Beschluß.)

Der Missionär Wolf hat eine neue Auflage seines Missionsjournals herausgegeben, es enthält viel Lesenswerthes, und seine Gespräche, die er mit verschiedenen jüdischen Gelehrten und Priestern verschiedener christlichen Sekten gehalten hat, sind mitunter sehr interessant, indem sie zeigen, auf wie mannigfaltige Weise dieselbe Sache verschiedenen Personen erscheint, je nachdem Erziehung und Vorurtheile dem Geiste eine Richtung gegeben haben. Wir theilen die Uebersezung einer Hymne der jüdischen Sekte der Careiten oder Carain ihrer Eigenheit wegen mit. Vorsänger: Wegen des verheerten Pallastes — Gemeinde: Sitzen wir allein und weinen. — V. Wegen des zerstörten Tempels — G. Sitzen wir ꝛc. — V. Wegen der niedergerissenen Mauern — (die Gemeinde jedesmal: Sitzen wir u. s. w.) V. Wegen der entwichnen Majestät. — Wegen unserer niedergebeugten großen Männer. — Wegen der verbrannten Edelsteine. — Wegen der Priester, die gestrauchelt — Wegen unserer Könige, die ihn verachtet.

Unsere Theater haben seit Kurzem nichts Neues gegeben, das beachtet zu werden verdient, auch dürfen wir von Weihnachten nichts Sonderliches erwarten. Coventgarden, heißt es, wird im Frühjahre zwey oder drey Opern von Mozart, und eine neue Oper von Meyerbeer geben, und zwar unter der Leitung des Künstlers selbst. Man sagt auch, die beyden grossen Theater werden einen Versuch machen, in Zukunft die kleineren sowohl in Hinsicht der Zeit als der Art der Vorstellungen in die engsten Schranken zu bannen. Die französische Truppe, welche seit drey Jahren im Winter hier zu spielen pflegte, hat, zum großen Bedauern der Liebhaber des Vaudeville, ihre Vorstellungen noch nicht angefangen, auch weiß man noch nicht, ob sie diesen Winter überhaupt kommen wird.

Ein sogenannter Discours über die Geschichte der Türken in Europa, ein ziemlich mageres Werkchen, welches vor einigen Wochen bey Hrn. Murray erschienen ist, wird der Feder des Lord John Russel zugeschrieben.

Irland scheint dazu bestimmt, der Schauplatz des Streits zu seyn. Kaum ist der neue Kanzler dort angekommen, ein Mann, über dessen Ernennung man sich darum freute, weil sie nicht das Werk einer Parthey war, so ist er schon mit dem Master of the Rolls, einem untergeordneten Richter des Kanzleyhofes, in einen ernsthaften Streit verwickelt; jeder von ihnen hatte einen Sekretär ernannt, dem die vor das Gericht kommenden Dokumente eingereicht werden sollen. Das Recht der Ernennung soll jezt durch einen Prozeß entschieden werden.

Bekanntlich hatte Lord Mansfield schon entschieden, daß ein nach Großbritannien gebrachter Sklave von dem Augenblick an, wo er den Fuß ans Land sezte, nicht nur so lange er sich auf demselben befindet, sondern auch nach seiner etwaigen Rückkehr auf die Westindischen Inseln frey sey. Es war auch seitdem die allgemeine Meynung, daß die darauf bezüglichen Geseze so lauteten, obgleich man auf jenen Inseln keine Notiz davon nahm, und sogar Söhne von Europäern und Negersklavinnen, welche von ihrem Vater reiche Besitzungen ererbt hatten, so lange als Sklaven betrachtete, auf welche der Staat Anspruch machte, bis sie regelmäßig ihre Freyheit erkauft hatten. Jene Entscheidung aber ist so eben durch eine andere von Lord Stowel, dem Admiralitätsrichter, in der Sache einer Negerin, welche mit ihrer Herrschaft hierhergekommen und zu Antigua wieder zur Sklavin gemacht worden war, förmlich auf die Seite gesezt worden, indem er erklärte, daß das Gesez sich nur auf den Aufenthalt in England beschränke. Man wird wahrscheinlich gegen den Spruch appelliren, und das Gesez in der nächsten Parlamentssizung festsetzen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. December 1827.

> Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
> Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
> Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
> Vom Glück getäuscht, vor uns hinweggeschwunden.
>
> Goethe.

Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff.

> Der Natur Genius an der Hand
> Soll dich führen durch alle Land,
> Soll dir zeigen alles Leben,
> Der Menschen wunderliches Weben,
> Mag dir aber bey allem geschehn,
> Als thätst in einen Zauberkasten sehn.

Die Tasche möchte ich wohl sehen — so schrieb W. Hauff wenige Wochen vor seinem frühen Tode — welche die ganze Schaar der Taschenbücher auf 1828 faßte! da liegt sie vor mir, die kleine Bibliothek, und es war ein Sack und keine Tasche, worin man mir die 28'ger gebracht hat. Womit soll man nun beginnen? noch sind die 6000 Blätter, die nach einer billigen Schätzung diese Schaalen enthalten, mit Gold verklebt, und es ist eigentlich grausam, daß man das schöne, polirte Gold auftrennt.

Schon der erste Blick auf diese zwey Dutzend buntgefärbter Büchlein erregt allerley Gedanken. Einmal: wird denn in der That in Deutschland so viel gedichtet? und — wird denn auch wirklich so viel gelesen? Die erste Frage beantwortet sich durch sich selbst. Es sind in diesen Almanachs die Erzeugnisse von zweyhundert deutschen Dichtern und — Halt! sollte Deutschland gegenwärtig zweyhundert Dichter haben, und doch wäre die Theilnahme so groß, die Trauer wirklich tief empfunden, wenn einer oder der andere stirbt? Als wir vor einigen Wochen den Tod des trefflichen Wilhelm Müller vernahmen; als man klagte, wie unendlich viel mit ihm zu Grabe gehe, wie Herrliches ihn überlebe, da hätte ich mir nicht träumen lassen, daß wir zweyhundert Dichter besitzen; da ist also nur einer aus dem M. ausgefallen und wir haben noch Maltitz, Maßmann, Miltitz, Mosengeil und mehrere Müller und — Müllner. Ach freylich sind wir trefflich assortirt von A — Z; aber unter uns gesagt, es wäre mir lieber gewesen, es hätten aus jedem Buchstaben ein Paar andere zu schreiben aufgehört, ehe jener liebenswürdige und erheiternde Sänger verstummte. — „Also findet doch unter jenen Zweyhundert einiger Unterschied statt und W. Müller war etwa in einer der ersten Klassen?“ — Er selbst hat eine für sich gebildet; er hielt eine kleine Schenke in einem schöngelegenen Weingarten, und so viele Wirthshäuser und vornehm scheinende Hôtels umher waren, er hatte doch unter allen die beste Kundschaft, denn er hielt seinen Wein lauter und ächt, und wer etwas ausgezeichnet Gutes versuchen wollte, kehrte bey ihm ein. Ich wüßte keinen, so viele sich auch in seiner Weise versuchen, keinen, der ihn uns ersetzen könnte. — „Aber was treibt denn die Schaar der Uebergebliebenen?“ — Sie bemühen sich, diese Büchlein mit Erzählungen und Novellen zu füllen. Einige davon geben sich auch mit kleineren Gedichten ab. Alle oder die meisten sind bey diesen Taschenbüchern angestellt, einer oft bey drey bis vier, und jeder muß seine Aufgabe fertig machen. Ich kam vor einiger Zeit zu einem meiner Freunde, der auch bey einigen dieser Institute beschäftigt ist; ich fragte ihn, was er jezt eben arbeite. „Ich

schreibe eine Novelle für die Rosen," gab er mir seufzend zur Antwort. „Armer Freund!" sagte ich, „du gehst auf schlechten Wegen, wenn du nicht für dich, sondern für die Rosen schreibst; diese Morgenstunden hast du dann für einiges Geld verkauft und deine Arbeit — denn sie nennen es jezt arbeiten, nicht dichten — deine Arbeit ist vergänglich wie jene Rose."

Diese Almanachsliteratur hat mich nie sehr angezogen. Gute Gedichte, die man dort liest, halten sich über der Fluth der Zeiten und kommen nach einigen Jahren unter anderer Gestalt vor das Auge. Aber was ist denn jezt so eigentlich der Hauptcharakter dieser Büchlein?

Ihr Hauptcharakter? nun das ist eigentlich der, daß sie gar keinen Charakter haben, und wie bey zweydeutigen Menschen dieser Art fragt man besser, was ist jezt eben ihre Richtung, ihre Hauptbeschäftigung?

„Nun und diese?" —

„Diese besteht jezt in einer sonderbaren Erzählungsweise, die sie Novelle nennen, und doch wollte ich wetten, von allen jenen, die in dieser Form sich versuchen, sind nur Wenige, die über die innere Natur dieser Erzählungsart und über die Gesetze ihrer Form nachzudenken sich die Mühe nehmen. In unserer Jugend, wo wir so gerne Erzählungen von Huber, Lafontaine und andern lasen, bestand die Hauptaufgabe und der mächtigste Reiz der Erzählung in einer guterfundenen, interessanten Geschichte; die inneren Verhältnisse mußten gut geordnet, der Faden gleichmäßig und zart gesponnen seyn, und es kam darauf an, die Verirrungen oder die Höhen des menschlichen Herzens nachzuweisen, weniger wie es sich in Empfindungen und Worten, als wie es sich in überraschenden und anziehenden Verhältnissen zeigt und ausspricht. Jene Art von Erzählungen hatte noch das Angenehme, Bequeme, ich möchte sagen Kindliche des Vortrags an sich. Es wurde in der Erzählung selten gesprochen, desto mehr gedacht und gehandelt; daher konntest du auch mit ein wenig Aufmerksamkeit und Gedächtniß eine solche Erzählung in jeder Gesellschaft in derselben Ordnung wieder vortragen, wie du sie gelesen hattest, denn sie war schon ursprünglich so geordnet und eingerichtet, wie etwa ein Reisender eine Geschichte, die sich da oder dort zugetragen, erzählen würde. Eine der trefflichsten Dichtungen dieser Art ist das Fräulein von Scuderi von Hoffmann, und die Theilnahme, womit man dergleichen Erzählungen noch immer liest, beweist mir, daß der jezt herrschende Geschmack vorübergehend seyn werde. — Hast du Tiecks Novellen gelesen?"

„Einige, z. B. die Gemälde, musikalische Leiden und Freuden, Dichterleben."

„Gut; könntest du sie etwa wieder erzählen, in derselben Ordnung, wie der Verfasser sie zuerst erzählte?"

„Unmöglich; zwar steht das Bild, das sie in mir zurückgelassen, hell und klar vor meiner Seele, die einzelnen Figuren, die er so scharf und bestimmt zu zeichnen wußte, leben in mir als Bekannte, die Sätze, welche durchgesprochen wurden, stehen fest in meinem Gedächtniß und sogar von der eigenthümlichen Melodie der Gespräche ist etwas in meinem Ohr geblieben, aber — dennoch wäre ich nicht im Stand, einem Dritten eine Tiecksche Novelle wieder zu erzählen, denn das Gerippe nur, nicht den seelenvollen Körper, nicht das Gemälde mit seiner Farbenpracht, sondern nur den schmalen Rahmen, der es einfaßt, könnte ich beschreiben." „Und wohl aus demselben Grunde, weil du kein Schauspiel erzählen kannst. Jene Novellen haben das einfache Gebiet der Erzählung verlassen und sich dem Drama genähert, oder um es anders zu sagen, im Gespräch entwickeln sich jezt die Charaktere von selbst, deren Entwicklungsgang uns sonst nur angedeutet oder beschrieben, erzählt wurde. Diese Manier, in welcher sich jener Meister, der sie für sich erschaffen, mit großer Umsicht und Sicherheit bewegt, haben nun alle unsere Almanachsdichter mehr oder minder angenommen; sie ist Mode geworden. Du kannst dir aber kaum denken, wie linkisch sie sich dabey benehmen. Der kleine Raum solcher Büchlein, die oft vier bis fünf Novellen enthalten sollen, gestattet jedem Einzelnen nur enge Gränzen. Nun soll die bequeme Sprachweise des größern Romans in diesen Novellen mit kurzer, scharfer Zeichnung der Charaktere verbunden werden; auf achtzig Seiten soll nicht nur viel geschehen, sondern auch vieles wörtlich verhandelt werden, man will nicht von dem Autor sich erzählen lassen, Hans und Kunz haben dieß oder jenes gedacht, sondern Hans soll es Kunzen aussprechen, was er gedacht, und Kunz soll diesen Ausspruch anfechten, fortsetzen und also seinen Charakter zeigen. Bey diesem allem soll die Novelle noch die innere Einheit der Theile, die Rundung und den gleichmäßigen, sichern Gang der früheren Erzählung haben."

„Und dieß verstehen alle jene zweyhundert Novellisten?"

„Ach, das gerade ist ja der Jammer, daß sie sich nicht darauf verstehen, jene Forderungen zu befriedigen, und dennoch Novellen schreiben!"

(Der Beschluß folgt.)

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Mit Ende Juli's sollte das gute Schiff Andreas in See gehen, und der Tag des Scheidens war da. Vater Forsyth und Alan wollten Malcolm an das Ufer begleiten, deßhalb verließen sie am Abend vor der Abreise die Freude, ohne Abschied von ihm zu nehmen. Annchen fühlte aber doch, daß es ein Abschied sey, und verstummte in ihren Thränen wie die Männer sich entfernten, sie Malcolm neben sich nieder zog auf die Bank vor dem Hause,

und ihre Hand fest hielt und auch nicht sprechen konnte vor unendlichem Gram. So saßen sie schweigend und innerlich betend um Muth für die kommende Stunde. Da ging in der Nähe ein junger Bursche vorüber, der von seinem Mädchen kam und ein Liedchen sang, in dem er gar traurig seine Trennung von ihr beklagte, und damit schloß:

Die Hütte, mein Mädchen, die blühende Laube
Soll ich niemals wiedersehn!

Das überstieg Annchens Kräfte, aus Anderer Mund ihren Jammer tönen zu hören! Laut schluchzend warf sie sich in Malcolms Arme, und dieser drückte sie an sein Herz und konnte nichts sagen als: „Annchen, mein Annchen! vertrauen wir auf Gott!“ Annchen vertraute wohl, sonst wäre sie ja dem Schmerze erlegen; aber die arme Menschennatur wollte ihren Zoll haben, sie mußte sich erleichtern in zahllosen Thränen; dann hob sie endlich ihr Antlitz empor, und ihr erster Blick begegnete dem Stern, den ihr Malcolm einst als seinen Leit- und Troststern genannt hatte. „O Malcolm,“ rief sie, „da steht dein Stern, nach ihm will ich sehen, und wenn er glänzt, will ich denken er glänze für dich und segne deine Fahrt.“ „Thue das, Seelenannchen,“ erwiederte Malcolm, froh, daß sie ein tröstliches Bild aufgefaßt hatte, „thue das und bete dabey für deinen Seemann; das wird mein Herz in der Ferne erfreuen.“

Endlich war der Abschied vorüber, dessen herzzerreißender Schmerz keine Beschreibung erlaubt und bey dem jeder gute Mensch, der ihn ansah und von ihm wußte, nur Gott bitten konnte, ihn mit seinem Segen zu Malcolms Seereise zu ersetzen. Wie Malcolm fort war, warf sich Annchen auf ihre Kniee, und so blieb sie, bis ihre Kinder erwachten, und dann nahm sie ihre Händchen und hielt sie ihnen eines um das andere wie zum Gebete empor. So trieb sie es oft und Frau Cameron störte sie Anfangs durch keine Ermahnung; schon länger gewöhnt, die Last des Ungemachs zu tragen, begnügte sie sich, den ganzen kleinen Haushalt allein zu besorgen und Annchen überall zu ersetzen. Dabey verfehlte sie ihre Absicht nicht; Annchen schämte sich bald, die betagte, kränkelnde Frau statt ihrer thätig zu sehen, sie dachte ihres Malcolms, der seiner Mutter jede Mühe abzunehmen gestrebt hatte, und so kehrte sie zu ihren gewohnten Arbeiten zurück, ja die nothwendige Sparsamkeit legte ihr deren noch mehr auf, und unter Arbeit und Gebet beruhigte sich ihr Gemüth, so daß ihre Wangen wieder blühten und ihr Auge glänzte, wie der nahe Wintersanfang sie Malcolms Rückkehr nur noch nach Wochen, endlich nach Tagen abmessen ließ. Nun nahm Hoffnung die Stelle der Angst ein, und jedes Geschäft des Haushalts, und jede Besorgung der Kinder, und jede Pflege der guten Mutter war auf Malcolms Rückkehr berechnet. Er sollte alles geordnet finden und geschmückt, und überall die Entbehrung durch Freundlichkeit, und die Armuth durch Sauberkeit gemildert sehen. Alan, der sie während Malcolms Abwesenheit mehr treulich bewacht als fleißig besucht hatte, kam nun öfter, und sprach von der Nähe seiner Rückkehr, und übte Nannys lallende Zunge in dem kleinen Spruch, mit dem sie den Vater um seinen Segen bitten sollte, und sagte dem Knaben hundert Mal vor, wie er auf die Frage: wie heißt du? antworten sollte. Aber Nanny blieb sein Liebling, so lieblich ihr Bruder auch war. Oft versucht er, auf seinem Recht als Taufpathe beharrend, der Kleinen Geschenke zu machen, sie zu kleiden, zu putzen; Annchen lehnte aber Alles ab, so knapp es ihr ging, wollte sie mit der ihr angewiesenen Rente ausreichen; außer einem rothbäckigen Apfel, oder einem Waizenkuchen, die aus Vater Forsyths Küchenschrank kamen, wieß sie jedes Geschenk zurück.

Der Winter kam herbey, das Neujahr war vor der Thür, und das gute Schiff Andreas ließ sich immer nicht sehen. „Morgen, morgen gewiß!“ sagte Annchen, wenn sie über ihren Kindern den Abendsegen gebetet, und horchte dabey nochmals in die Stille der Nacht hinaus, ob nicht noch jezt eine Botschaft einträfe. Aber kein Bote erschien, nicht Abends, nicht am Tage, und die Freunde kamen mit bangen Fragen, und die Nachbarn blickten im Vorübergehen mit Neugier und Aengstlichkeit an die Fenster, und während das Vieh an der Tränke stand, erzählten sich die Leute von Stürmen, die, Gott weiß wo, gewüthet, und von Nachrichten von Schiffbrüchen. Nun ward in der Hütte nicht mehr gescheuert, noch die Kinder zum Empfange des Vaters geputzt; stummhorchend, mit leisegehaltenem Athem saß Annchen, den Knaben säugend, die langen Abende durch am halberloschenen Heerde, und die in der bangen Stille halb einschlafende Nanny lehnte ihr Köpfchen auf Frau Camerons Schooß, indeß diese die Goldlocken um ihre Finger rollte. Hoffnungslos legten sich die Armen nieder, zu neuem Hoffen verließen sie das Lager, und wie der vergangene schlich der folgende Tag hin.

Ein so gewaltsamer Zustand kann nicht immer dauern, er erschöpft des Menschen Kräfte, geht aber dann in eine Stille über, die nicht weniger das Leben verzehrt. So ging es Annchen; aber sie hielt diese Stille für fromme Ergebung, und glaubte hoffen zu dürfen, daß sie ihrem Malcolm bald nachfolgen werde in sein nasses Grab, denn noch war ihr Gemüth zu bedrückt, um sich den Gatten im schönen Himmelsparadiese zu denken, sie sah ihn im Geiste von den Wellen umspült und sein liebes Haar von der Strömung fortgeführt, und dieses schreckliche Bild hielt sie noch ab an den Zustand ihrer verwaisten Kinder zu denken. Doch die Zeit führte die Gewißheit ihres Unglücks und die Nothwendigkeit, einer strengen Zukunft ins Antlitz zu blicken, herbey. Oeffentliche Nachrichten und alle Erkundigungen, welche Alan vermöge seiner beschränk-

ten Verhältnisse einziehen konnte, machten es unzweifelhaft, daß das gute Schiff Andreas mit einer großen Anzahl anderer auf der Rückkehr aus der Levante bey einem furchtbaren Sturm an der afrikanischen Küste gescheitert sey. Von manchem Schiff wurden Kennzeichen angegeben, andere ließen sich nur an den Trümmern, welche die Wellen an den Strand spülten, errathen, und zu diese lezten mußte der Andreas gehören, denn nie ward wieder ein Mensch von seiner Bemannung gesehen. Unter diesen Umständen mußten sich die von Vater Forsyth übernommenen Pachtverhältnisse ändern; Annchens kleine Rente hörte auf. Alan befand sich nach alter Sitte in einer Abhängigkeit von seinem Vater, die es ihm nicht möglich machte, sie aus seinen Mitteln zu ersetzen, und Frau Cameron, die zuerst die trostlose Lage ihrer Familie übersah, hätte diesen Beystand nie angenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. November.

(Beschluß.)

An Laplace dachte vielleicht Niemand mehr, als Royer Collard mit eigenthümlicher Bescheidenheit auseinandersezte, wie wenig Ansprüche er zu der ihm erzeigten Ehre mitbringe, und mit inniger Freude hinzufügte, er wage hierin die Anerkennung des Verdienstes zu finden, das sich ein Redner durch uneigennütziges und energisches Verfechten des Interesses von König und Vaterland erwerben könne. Nachdem er die Ehre dieser Anerkennung von sich auf seine Genossen in der Deputirtenkammer übertragen, machte er die Akademie aufmerksam, wie viel sie stets dem Umstande zu verdanken gehabt habe, daß ihr die freye Wahl der Mitglieder zustehe, und fast einstimmig klatschten ihm die Akademiker, manche gewiß, um sich – sie waren ja auch gewählt worden! – nichts zu vergeben, Beyfall zu. Dabey fand er Gelegenheit, sich zu äußern, wie sehr die jezige französische Verfassung geeignet sey, das Emporblühen der Geisteswerke zu befördern, und nicht ein einziges anstößiges Wort kam über die Lippen des Redners. Auch lobte er seine Landsleute wegen des Ernstes und der Ausdauer, welche sie im Pflegen der Wissenschaften zu zeigen anfiengen, und ging darauf zu dem Lobe seines Vorgängers über, dessen Hauptpanegyrikus aber der Académie des sciences aufbehalten bleibt, zeigte, wie er ein Jahrhundert nach Newton, wenn auch nicht mit so großen Entdeckungen als dieser, doch mit der Begründung von dessen System aufgetreten sey, und während dieser geglaubt habe, die Vorsehung müsse einst, damit das Sonnensystem nicht in Unordnung gerathe, eingreifen und die Ordnung herstellen, die Vorsehung von diesem Vorwurfe eines früheren Fehlers befreyt und dargethan habe, daß zum Herstellen dieser Ordnung nichts weiter nöthig sey als ein zweyter Newton. Schwerer als alles dieß mochte dem Redner werden das Lob von Laplace mit dem von Villemain zu vereinigen, der jenem vor nicht langer Zeit, als die Akademie überlegte, ob sie eine Bittschrift gegen das Preßgesez an den König richten solle, geradezu entgegenstand; aber ohne sich und der Ansicht Villemains, welche Collard theilte, etwas zu vergeben, wußte er diesen schwierigen Punkt zu beseitigen, durch die Bemerkung, daß Laplace stets ohne Eigennuz innerlich nur die Beförderung der Civilisation gewollt habe, und wie die uns so groß erscheinenden Begebenheiten der neuesten Zeit ihm bey seinen universellen Studien kleinlich haben erscheinen müssen. Noch glücklicher als seine Worte über diesen Gegenstand waren die in der Antwort Daru's, der bemerkte, wie die in den reellen Wissenschaften an richtige Resultate gewohnten Männer sich nie zu irren glaubten. Daru hat keinen angelegentlicheren Wunsch, als daß ein Mann wie Collard stets seinen früheren Ansichten huldige; „denn," sagt der als Schriftsteller und Staatsmann gleich ausgezeichnete Redner in einer Sprache, die wir leider hier nicht nachahmen können, „Sie huldigen keiner Parthey, sondern „der Wahrheit; das Recht fand stets bey Ihnen Schuz; Ihre „Worte kommen vom Herzen und überzeugen; Ihre Gegner „fürchten Sie und müssen Ihre Geradheit anerkennen; Sie „haben als Studienaufseher eben so talentvoll als Ihr Vor„gänger und so tugendreich als Ihr Nachfolger die Zufrieden„heit aller Familienväter erlangt; der Styl Ihrer Reden und „Ihre Gedanken sind Muster, sie sind der Gegenstand der „allgemeinen Bewunderung.

Jedermann hörte mit Wohlgefallen das Urtheil Darus und Collards über die großen französischen Schriftsteller und Laplace insbesondere, der in seinem Style selbst Buffon übertroffen, der mit solcher Klarheit gesprochen, daß sogar manche ihn zu verstehen glaubten, wenn auch der Gegenstand, den er behandelte, es unmöglich machte, kurz der in dieser Ideenklarheit Männer erreicht habe wie Lagrange, Humboldt und die wenigen Andern, welche mit ihm den Vorsiz hatten beym Fortschreiten der menschlichen Einsichten; aber mit noch größerem Wohlgefallen hörte Jedermann, daß ein Mann wie Daru, daß der Präsident der Akademie einem Mann wie Collard die Gerechtigkeit widerfahren ließ, welche ihm längst von den verschiedensten Partheyen seiner Mitbürger zu Theil geworden war. Sie hatten beyde als Panegyriker aufzutreten, und keiner von beyden verfiel in den Ton offizieller Lobredner, so viel Schmeichelhaftes auch Daru dem eintretenden Akademiker sagte, und wie sehr auch Collard keine Seite des Lebens seines Vorgängers unberücksichtigt ließ.

Zu den Anwesenden, auf welche ihre Worte großen Eindruck machten, gehörten mehrere der angesehensten Personen von Paris, viele Pairs, Deputirte, Generale. Auch Hr. von Talleyrand war als Akademiker zugegen. Ich weiß aber nicht, warum derselbe, als, wie oben erwähnt worden, die Akademiker ihren Beyfall bezeigten, (selbst Hr. Lally, ja Hr. Pastoret sollen daran Theil genommen haben), fast allein nicht mitklatschte. Auch klatschte er nicht, aber gar viele andere, als Collard mit Wärme seinem Könige für die den Griechen erzeigte Wohlthat dankte.

Auf den Bänken der Akademiker sah man dießmal die ältesten Mitglieder, die nur selten ihre Stube verlassen, und in der Umgebung ein wahres Panorama der bedeutendsten Pariser Gelehrten. Es war schwerer als sonst sich Eingang zu verschaffen, und wie gedrängt die Menge im Saale war, merkte man besonders während des zulezt gehaltenen Vortrags des Hrn. Lava; er las Stücke aus einem ungedruckten Drama, man hörte die Namen Demosthenes, Phocion, sogar einige Anspielungen auf neuere Vorfälle. Alles betraf die Griechen; man hatte aber des Guten schon genug, und die Zuhörer beurlaubten sich endlich, hocherfreut über die Aufnahme Collards, seine Bescheidenheit und das ihm zu Theil gewordene Lob, über seine kraftvollen Worte, troz des Rückhalts, womit er sie aussprach, und nur ein wenig gelangweilt durch die dramatische Zugabe des Hrn. Lava, über welche uns aber natürlich kein Urtheil zusteht.

Beylage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 7. December 1827.

Was machst du nieden im Volke,
Unter der Wolke
Voll Sturm und Blitz!
Spann auf die Schwingen! Ueber der Wolke
Ist Himmelssitz.

Herder.

Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff.

(Beschluß.)

An allen angeführten Schwierigkeiten, worunter selbst die Besseren erliegen, haben unsere Novellenschreiber nicht genug. Seit Sir Walter auf dem schottischen Dudelsack historische Romane vorspielte, zwitschern auch die Deutschen diese Melodien, und die Mode will, daß auch die Novellen historisch-romantisch seyn sollen. So muß nun in dem engen Raum einer solchen Novelle auch ein Stück der Welthistorie oder der Chronik aufgespielt werden, und die redenden Figuren, die den armen Novellisten ohnedieß Mühe genug machen, müssen auch noch historische Leute seyn und in dem gehörigen Kostüme auftreten.

„Welch jämmerliches Treiben!“ rief ich. „Warum ahmen denn alle jene Herren und Frauen nur fremde Formen nach, statt ihren Ruhm in Natürlichkeit, in Neuheit der Erfindung, in Originalität des Entwurfs und der Zeichnung zu suchen? Dieses Streben kömmt mir fast so schülerhaft und kleinlich vor, wie der lateinische Unterricht unseres Lehrers, der uns bald eine Aufgabe in dem Styl des Tacitus, bald in dem des Sallust oder des Cicero zu übersetzen gab, und unwillig zu rufen pflegte: das ist nicht Ciceronisch, nicht Sallustisch, nicht à la Tacitus.“

„Bedenke, was du verlangst,“ erwiederte der Freund. „Beynahe jede nahmhafte Buchhandlung gibt ein Taschenbuch heraus; wo willst du nun Leute genug finden, die für zwanzig Almanachs lauter Neues und Treffliches schreiben? Dieser Literatur hat sich jenes zahlreiche Gefolge der großen Dichter bemächtigt, das in Abwesenheit der Herren die Meister spielt, ihre Manieren nachäfft, vornehm thut, und sich mit Graf, Minister, Baron, General bekomplimentirt, obgleich es sammt und sonders die Livrée nicht verläugnen kann. Seyen wir billig, lassen wir sie ihr Wesen treiben, sie leben davon.“

„Aber die Ehre der deutschen Literatur —“

„Kann von diesem Heer weder gefährdet noch gehoben werden. Siehe, alle die Sonnenstäubchen, die sie aus den ewigen Strahlen besserer Meister zusammengehascht haben, verweht der Wind, und nach sechs, acht Jahren ist das Gedächtniß dieser Kleinmeister verwischt. Nur das ist zu bedauern, das unser gutes, ehrliches Volk diese tauben Nüsse für Aepfel aus den Gärten der Hesperiden hält, und daß wohl noch mancher Herbst vorübergehen wird, bis sie sich an diesem halbreifen Obst so übersättigt haben, daß Niemand mehr kaufen und folglich Niemand mehr schreiben wird. Die Besseren werden sich dann aus der Menge herausfinden, und ihre Werke werden es seyn, womit sich am Christabend und Neujahr die Liebe und die Freundschaft beschenken.

* * *

Als Wilhelm Hauff diese Zeilen schrieb, die wir nicht unterdrücken wollten, weil sie seine Ansichten über eine Dichtungsart aussprechen, in der er so glücklich war, in der er sich oft so genial über den Schlendrian erhob,

ahnete er nicht, daß der Tod unmittelbar nach dem M. ein H. aus der Urne ziehen würde; als er die freundlichen Worte zu des liebenswürdigen Müllers Andenken sprach, war er weit entfernt zu denken, daß es ihm nicht vergönnt seyn sollte, als Redakteur dieser Blätter seinen ersten Jahrestag zu feyern. Und warum trauern wir? Hat doch der Sturm blos zwey Blüthen vom Baume deutscher Poesie gerissen, und wie viele, viele bleiben übrig! Wir weinen, weil in ihnen glühte, was man nie ohne Wehmuth verglühen sieht, der *Genius*, weil sie heraustraten aus der Schaar, in der Jeder aussieht wie der Andere; und woher rührt diese unglückliche Familienähnlichkeit anders, als eben vom Mangel jenes geistigen Zuges, jenes Götterfunken, der allein den Dichter macht?

Was an *Hauff* als Schriftsteller vorzüglich und gleich bey seinen ersten Versuchen auffiel, war die Darstellungsgabe, jener Instinkt des Styls, der schon in dem anspruchslosen Erstlingswerke des Jünglings, dem *Mährchenalmanach auf 1826*, überraschte, jene Leichtigkeit und Natürlichkeit, der selbst materielle Stylfehler ihren Reiz nicht rauben konnten. Dieses unmittelbare Geschenk der Natur bestimmte ihn auch zu seiner Laufbahn, nachdem der Beyfall, mit dem seine ersten Versuche aufgenommen wurden, dem über sich selbst Erstaunten zur Selbsterkenntniß verholfen hatte; aber die eigenthümliche Farbe seines Geistes war *die Sicherheit in der Auffassung* und die Lebendigkeit, oder, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, Besonnenheit der Phantasie. Von Kindheit auf gewöhnt, viel, ja vielerley zu lesen, hatte er beym Eintritt in das jugendliche Alter schon einen sehr beträchtlichen Theil der deutschen Literatur sich zu eigen gemacht. Wenn das in ihm schlummernde Talent ihn zum Verschlingen der Bücher trieb, so bewahrte es ihn auch vor den gewöhnlichen Folgen dieses Hangs; die dadurch gewonnenen materiellen Kenntnisse legten den Grund zu jener Sicherheit, die wir an ihm bewunderten, sie nährten, aber zügelten zugleich seine Phantasie und mochten viel dazu beytragen, daß, als er in das Alter jugendlicher Begeisterung trat, sein Herz warm schlug für alles Gute und Schöne, aber sein Geist schon so viel Besonnenheit erlangt hatte, daß er unfähig war, sich in einseitiger Bewunderung *eines* Genius, oder *eines* Zeitalters zu berauschen; daher auch in seinen Jugendgedichten, deren manche fast noch in die Kindheit fallen, durchgängig ein lebendiger Hauch von Poesie weht, aber keine Spur von Ueberschwenglichkeit zu finden ist. Unverkennbar ist dieses Talent zu rascher, sicherer Auffassung, diese Mühelosigkeit *im Mann im Mond*, einem Produkt, das in seinen Folgen auch verschiedenen andern Männern Gelegenheit gegeben hat, sich bekannt zu machen; der einzige Zwang, den man in diesem leichten Werke bemerkt, ist die Mühe, die sich der Verfasser oft geben muß, nicht geistreicher zu seyn als sein Vorbild. Hatte er mit Glück einer Verirrung des Zeitgeistes gespottet, so lernten er und Deutschland noch fester an sein Talent glauben, als er dem Zeitgeist huldigte. *Lichtenstein*, in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt, hat bey vielen Mängeln so große Schönheiten im Einzelnen, in der Charakterzeichnung, in den Naturschilderungen weht troz aller Schwächen die Ahnung eines so bedeutenden Talents, daß sich dieses Werk sogleich vor vielen ähnlichen Variationen eines historischen Themas auszeichnete. — Ist die Form, in die er die *freyen* Gebilde seiner Phantasie goß, auch nicht ganz neu, so stößt man doch in den *Mittheilungen aus den Memoiren des Satan* auf so liebenswürdige, originelle Züge, daß er diesem Werke größtentheils seinen Ruf zu danken hatte; und er verdiente ihn, denn mitten unter den Spuren von Unreifheit begegnen wir hier einer schönen, seltenen Eigenschaft, die mit der bisher angeführten das Bild seines Geistes vervollständigt; es ist dieß der Takt für das Schickliche und die Mäßigung in den Ergüssen des Humors. Witz ist in Deutschland bekanntlich eine nicht sehr häufige, kostbare Waare, daß aber in keiner Sprache der Witz ein größeres und zugleich erhabeneres Feld hat als in der Sprache Jean Pauls und Lichtenbergs, könnte nur der läugnen, der den höhern Witz mit dem gewöhnlichen, dem Konversations- und Zeitungswitz verwechselt; in lezterem ist unsere Sprache höchst unglücklich, und ein witzelnder Franzose ist noch lange ein homme d'esprit, wenn der Deutsche längst plump und gemein geworden ist. Die Anlage zum ächten Witz ist das Kennzeichen, vielleicht das Erforderniß des wahren Dichters — und zwischen einem *wahren* und einem *großen* Dichter ist noch ein großer Unterschied — und das Bewußtseyn, diesen Funken in seinem Busen zu nähren, konnte *Hauff* leicht über die Vorwürfe trösten, deren Quintessenz der Ausspruch ist: „er sey für einen deutschen Teufel nicht gründlich genug.“ Daß er es nie auch nur versucht hat, seine Produkte mit der Jenischersprache deutscher Philosophie aufzuputzen, ist ein Beweis von seinem gesunden Verstande, den wir nicht unerwähnt lassen durften, weil es sich durchaus nicht von selbst versteht, daß er ihn besessen. — Mit fortschreitendem Alter und wachsender Fertigkeit gewannen seine Lebensansichten an Ernst und Tiefe, seine Erfindung an Reichthum, seine Charaktere an Wahrheit, seine Situationen an Mannigfaltigkeit, und wenn er schon in den Memoiren des Satan bewiesen hatte, daß er sich am liebsten auf minder gebahnter Straße bewege, so zeigte er in mehreren seiner kleineren Dichtungen auf eine recht erfreuliche Weise, daß er sich über Konvenienz zu erheben und seine Gemälde in originelle Rahmen zu fassen wisse; wir meynen damit besonders die *Phantasien im Bremer Rathskeller*, eine kühne aber geniale Dichtung, und die Erzählung: *das Bild des Kaisers*, einen Versuch, die historische No-

volle in einem ganz andern Sinne als bisher aufzufassen, der gewiß gelungen zu nennen ist. In seiner lezten Arbeit, der mit Liebe verfaßten Kupfererklärung zum **Taschenbuch für Damen auf 1828**, dessen Herausgabe er besorgte, hinterläßt er ein liebliches Denkmal seines schönen Geistes. Das Schicksal, neidisch auf so viel Glück, ließ ein Herz stille stehen, das warm für Liebe und Freundschaft schlug, und einen Genius verstummen, der dem gebildeten Deutschen noch manches schöne Bild in Ernst und Laune versprach. Er starb geachtet von allen, geliebt von den Vielen, die seinen liebenswürdigen Charakter kannten, in der Blüthe seines Alters, seines Ruhms und seines Glücks; sein Ruhm mochte noch wachsen, sein inneres Glück gewiß nicht. Wenige Stunden, bevor das Fieber seine Sinne in wilden Taumel riß, belebte die Freude zum lezten Male seine Züge bey der Kunde von der Seeschlacht bey Navarin; das Ereigniß, das heute hundert Dichter zu politisch-poetischen Ergüssen begeistert, konnte er nicht mehr besingen, er konnte sich nur darüber freuen; er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnsinn, und es war rührend zu hören, wie er, sich für den Schlachtboten nach jenseits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller sagen." — Und er ist hingegangen zu ihm, und ihr seyd vereint, ihr Glücklichen! Ihr schwelgtet, den frischen Lorbeer auf der Stirne, im reinen Nektar der Poesie, ihr tratet frühe ab vom Kampfe mit Neid und Autorität, bis jezt noch war er eine Uebung eurer jugendlichen Kraft, aber die Feinde nehmen zu und die Kräfte nehmen ab; euch ist das Achselzucken erspart, das den **Lebendigtodten** wird und sie beleidigt; ihr durftet nicht sehen, wie die ungeduldige Mitwelt ein Blatt ums andere aus dem alten Kranze pflückt; ihr ruhet so besser, als wenn ihr auf Lorbeeren ruhtet. Lebt wohl! ihr waret uns eine schöne Hoffnung, und ihr seyd es noch, denn im Baume, der so frische, gesunde Blüthen treibt, muß der Saft noch kräftig auf und niedersteigen, und endlich wird doch ein Jahrgang eine — wenn auch nur **eine** goldne Frucht reifen.

A. B.

Im Namen der Freunde

gedichtet und an Wilhelm Hauff's Grabe gesprochen

von G. Schwab.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleyer wirfst du über viel Gestalten,
Die reich an Leben und von Jugend roth
Vor diesem Auge, das du schlossest, wallten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es schnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unsern Blicken her,
Nur, der es schuf, der schauet es nicht mehr.

Aus Lust und Laune wußt' Er bald heraus,
Und kurze Frist ward Ihm zum Ernst gegeben:
Die Liebe führt Ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerschmetterte das Leben,
Da ward vertraut Er mit des Grabes Graus,
Und neue Bilder sah Er um sich schweben;
Den Blick versenkt' Er in den schwarzen Schlund:
Laßt mich zum Freunde! sprach sein kranker Mund.

Und Weib und Kind, und Ruhm — bescheeret kaum —
Schon schwand's vor Ihm, und immer ward Er stummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und so, im Schlummer, in den engen Raum,
In den Er sinkt zu seiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von seines Hauptes Jugendglanz
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entflohnen Geist
In hoffnungsloser Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns ist, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenschrift in unsre Brust geschrieben:
Die Kraft, die schöpferisch den Schöpfer preist,
Die denkt und dichtet, sie kann nicht verstieben;
Sie schwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie schaffet droben in dem Reich des Lichts.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 18. November.

Wer erinnerte sich nicht Goethes trefflichen Spruches in seinem „Tasso," als unser ritterlicher König mit tiefem Ernste die Stände seines Reiches ansprach? und das erste Mal vor seinem Volke redend auftrat. Wer gestand sich nicht, daß es keinen schöneren Anblick in der Welt geben könne als einen Fürsten zu sehen, dem es Ernst ist die Regentenpflichten alle zu erfüllen, der unverrückt dem Ziele folgt, welches reife Vorbereitung und gewissenhafte Ueberzeugung ihm vorgezeichnet, und der den festen Willen, nur das Rechte zu wollen, in jedem Worte, in jeder Miene, in jeder Handlung verkündet. Und wer endlich war nicht tief ergriffen, als dieser Monarch, von dem so viel Gutes schon ausgegangen, auf den jezt schon die Blicke Europas fragend gerichtet, in der edelsten Versammlung seines Reiches, vor den würdigsten Männern, die das Land gewählt, und vor dem schönen Kreise der herrlichsten Frauen, die auf hohen Tribünen die strahlende Perle unter ihnen umfaßten, erschien, mit Festigkeit den Thron bestieg und mit ruhiger Würde, ein Zeichen des Herrschers, das Haupt bedeckte. Wem aber pochte nicht das Herz, als dieser Fürst, der in diesem Augenblick seinem Volke so viel sagen, der es in dieser folgenreichen Stunde gleichsam auf sein ganzes Regentenleben vorbereiten und mit seinen Ansichten, seinem Willen bekannt machen mußte, als dieser Monarch mit ruhiger Fassung die grabesstille Versammlung, deren Blicke in äußerster Spannung und Erwartung an seinen Lippen hingen, in wenigen klar geordneten, und mit höchster Deutlichkeit vorgetragenen Sätzen ansprach. Wem hob es nicht die Brust, als der Sohn den Tribut der Rührung und Dankbarkeit dem Andenken des unvergeßlichen besten Vaters, dem Stifter der Charte dargebracht, nun der König mit hochherziger Milde seine Achtung vor den Privilegien, der gesetzlichen Freyheit aussprach, aber auch mit Festigkeit darauf hinwies, daß die Erfahrung bedeutende Mängel in der Verfassung gezeigt, daß die Oeffentlichkeit der Gerichtspflege, verbesserte Strafgesetze, Gleichheit der Besteurung und freyer Verkehr, welche unerläßlich zum Wohle des

Landes abzwecken, erreicht werden müssen, daß aber, da die Finanzen geordnet, durchaus keine neuen Abgaben von Nöthen, und daß ihm, ferne von jeder Selbstsucht, nur das Wohl seines geliebten Bayerns das schönste Ziel seyn werde.

Wie unendlich viel liegt in diesen wenigen Worten. Wie einfach, wie schmucklos, wie deutlich spricht sich hier der Wille eines väterlich gesinnten, weisen Regenten aus. Es sind vielleicht Reden gehalten worden, die, künstlicher zusammengefügt, mehr Eleganz und Fluß des Periodenbaus zeigten; allein klarer die Idee ausgesprochen, faßlicher dem Verstande, und eindringlicher dem Herzen entsinnen wir uns keines öffentlichen Vortrages.

Auch steigerte sich dieser im Munde des königlichen Herrn, nachdem der erste Moment der Rührung vorbey war, in dem Maße als die Idee, welche ihn belebte, mächtiger im Redner heraufdrang, so daß die lezten Säze mit hoher Begeisterung gesprochen, und mit höchstem Enthusiasmus empfangen wurden. Wie ganz eigenthümlich diese Rede, welche in ihrer Fügung unverkennbar die Spur der eigenen Fertigung trägt, und an das tiefe Eindringen des Königs in die klassische Literatur erinnert, wie selbst ungewöhnlich deutschkräftig sie abgefaßt, zeigte die Verlegenheit, welche sich bey ihrer Uebertragung in fremde Sprachen, namentlich die französische, zum Behuf der Versendung an die fremden Höfe, aussprach.

Der Zug, mit welchem sich der König zur Kirche, und besonders derjenige, mit dem er sich zur Ständeeröffnung begab, dürfte an Pracht und Ordnung selten seines Gleichen finden.

Das alterthümliche Gepränge der hiesigen Hofwägen, Pferdegeschirre, Livreen, und selbst der drey Herolde, welche mit den begleitenden Hartschieren, ja selbst mit der ritterlichen Tracht unserer schönen Kuirassiere, in einem an frühere gute Zeiten erinnernden Einklange stehen, bot ein wirklich imposantes Schauspiel dar. Wenn übrigens das in dichten Reihen die weiten Gassen füllende Volk nicht lebhaftern Antheil an dieser ihm so wichtigen Feyer nahm, so liegt dieß wohl in der Indifferenz der blos gaffenden Städter.

Wehe aber den Zeitgenossen, wenn sie die Würdigung eines so wohlwollenden, rechtlichgesinnten Fürsten gleichgültig der nur richtenden aber nicht fühlenden Nachwelt überlassen wollten.

Einen neuen Beweis seiner Achtung für das Verdienst gab unser König durch die Erlaubniß, sich auch hier an die schöne, von Wirtemberg ausgegangene Idee einer monumentalen Verewigung unseres größten Dichters anzureihen; einen eben so großen Beweis aber von seinem Sinne für das Erhabene und Schöne gab er durch die selbstgetroffene Wahl der hierfür bestimmten Darstellung. „Tell“ wurde mit dem ganzen, auf hiesiger Bühne für dieses Schauspiel vorhandenen Reichthum an Dekorationen, Kompensarien und Garderobe zur Aufführung gebracht, und wenn auch einige Nebenrollen etwas schwach ausgeführt wurden, so liegt die Schuld beynahe mehr am Dichter, welcher ein so überaus zahlreiches Personale dabey in Handlung bringt, als an der Unzulänglichkeit der Mittel unserer Bühne. Eßlair war ganz Eßlair, er war der Tell. Seit Jahren erinnern wir uns nicht mehr diesen Heros deutscher Bühne mit solcher Gluth, mit solcher Kraft, in solcher Vollendung haben spielen zu sehen. Es schien, als habe die Begeisterung für die Sache des Dichters, für den edlen Zweck der Darstellung die alte Jugendkraft wieder in ihm heraufbeschworen. Das gefüllte Haus wiedertönte vom Beyfalle der ergriffenen Zuhörer, welche der große Mime durch die tiefe Weihe seiner Kunst aufs Höchste elektrisirt hatte. Der Held des Abends wurde mehrmal gerufen.

Möchten alle Bühnen des Vaterlandes die lobenswerthe Bereitwilligkeit der hiesigen nachahmen, und jedes deutsche Publikum sich dem unsrigen an Theilnahme für dieses Unternehmen gleichstellen, dann bedarf es nicht vieler solcher Beyträge, wie sie aus dem hiesigen Erlöse hervorgehen werden, um dasselbe bald auf das Schönste gekrönt zu sehen.

Frankfurt a. M. Ende November.

Wenn wir sagen, daß sich das Wunder, das der Direktor im Vorspiele des Faust verlangt, die Schauspielpforte zu einer Bäckerthüre in Hungersnoth zu machen, bey uns verwirklichte, von wem kann da anders die Rede seyn als von Dem. Sonntag? Denn wer wirkte sonst noch ein solches Wunder in diesen Tagen, wo alles Denkbare über die Bühne gegangen ist, bis eine Sonntag wieder zu dem Reiz der unbefangenen Natürlichkeit zurückgeführt hat. Aber diese Grazie hat noch größere Wunder gewirkt. Es klingt wie ein Scherz, aber es ist wahr, daß sich Gäste aus weit entlegenen Städten, aus Koblenz, Kassel, und weiterher aus Aachen, Erfurt ꝛc. eingefunden haben, um die weitgefeyerte Sängerin zu hören, die sie vielleicht nie mehr zu hören befürchteten. Der Drang und Sturm nach Logen war unglaublich; selbst die Theaterloge (was man der Direktion sehr übel nahm) mußte aushelfen, und ins Orchester, auf die Bühne, bis zum Schnürboden drängten sich Leute, welche die Reise nicht umsonst gemacht haben wollten. Die Gasthäuser waren von nahe und von fern mit Fremden gefüllt, und von spekulativen Köpfen wurden Logen- und Parterrebillets zu hohen Preisen losgeschlagen. Das Gedräng am Eingang des Theaters wurde zu einem wahren Bürgerfest. Der nicht unbeträchtliche Komödienplaz war von Menschen erfüllt, und die Fenster in der Runde bildeten gleichsam die Logenpläze zu diesem Vorspiel oder Schauspiel vor der Oper, welches manchem, der ins Gedränge kam, zum Trauerspiel, der großen Menge aber zum jubelerregenden Lustspiel wurde. Denn jedes Unglück, welches in der wogenden Menschenpyramide auf der Treppe entstand, wurde von den Zuschauern mit Jubel aufgenommen, und viele begnügten sich nur mit dieser Komödie, welche frey und unentgeldlich zu sehen war. Am meisten zu bewundern war der Muth vieler Frauenzimmer, deren mehrere, schön und elegant gekleidet, unter den Ersten waren, die den Eingang erstürmten. Hüte, Frisuren und Kleider wurden die Opfer des wüthenden Andranges. Mancher aber hatte sein Leben umsonst in Gefahr gesezt, da ausnahmsweise nur solche, die vorher Billets gelöst hatten, eingelassen wurden, und viele gepreßte Sonntagsverehrer matt und niedergeschlagen zur hinteren Thüre wieder herauskamen. Man erinnert sich hier nicht einen ähnlichen Tumult erlebt zu haben. Auch wurde der Plaz den ganzen Abend nicht leer, und nur das Vivatrufen beym Wegfahren der Künstlerin unterblieb dieses Mal, weil der Eingang zur Bühne seit der neuen Einrichtung in den zurückliegenden Hof verlegt worden ist, und man ihren Wagen deßhalb nicht im Auge behalten konnte.

Dem. Sonntag trat Montag den 19ten November zum ersten Male als Rosine in Rossinis „Barbier von Sevilla,“ in dem überfüllten Hause auf. Der Empfang war nicht so rauschend als man gedacht hatte, vermuthlich weil die Wenigsten die Hände frey machen konnten. Die anmuthsvolle Erscheinung, der Liebreiz und die feine Schalkhaftigkeit der Künstlerin bezauberten alle Herzen, auch die ältesten Herrn blieben nicht ungerührt. Ihre Zaubermacht erstreckte sich über Alle, selbst die Damen, und man konnte sich es wohl vorstellen, daß dieses anmuthreiche Wesen jezt bis nach Mexiko für ein Bild der Vollkommenheit gilt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. December 1827.

Kennst du den Prüfstein, der des Herzens Gold
Bewährt? — Selbstverläugnung heißt er.

Fr. L. v. Stolberg.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Die alte Frau Cameron hielt es jezt für ihre Pflicht, durch die Enthüllung der drohenden Zukunft Annchen ihrem unthätigen Gram zu entreißen, und sie that es nicht vergebens. Annchen erwachte aus ihrer Betäubung, das Bewußtseyn der Mutterpflicht ward wieder in ihr lebendig, mit ihm Dank zu Gott, der ihr Malcolms Kinder geschenkt und erhalten, mit diesem Dank der Muth, für ihren Unterhalt zu arbeiten und Malcolms Andenken durch keinen Schatten zu verdunkeln, indem sie sich auf Alans Unterstützung verließ. Sie ging nun mit ihrer Schwiegermutter und einer wohlthätigen, aber leider wenig bemittelten Dame in der Nachbarschaft zu Rathe, und es ward beschlossen, daß Annchen die Stelle einer Lehrerin bey einer Schule nachsuchen solle, welche ein reicher Fabrikant in Dundee zum Unterricht der vielen, bey seiner Manufaktur beschäftigten Kinder errichtet hatte. Die wohlthätige Dame fand Mittel, ihr dieselbe zu verschaffen; sie gewährte ihr neben der Wohnung einen nothdürftigen Gehalt; Frau Camerons leidende Gesundheit erlaubte ihr nicht, der Tochter zu helfen; aber während diese fremde Kinder unterrichtete, wußte sie ihre eigenen bey der guten Schwiegermutter wohl verpflegt, und wenn sie nach ihren mühseligen Schulstunden zu ihnen zurückkehrte, erquickte sie der Anblick ihres fröhlichen Gedeihens. Wenn nun Alan, den weiten Weg nicht achtend, sie zu besuchen kam, war seine Gegenwart, da sie ihn mit dem Gefühl der Rechtlichkeit und Pflichterfüllung zu empfangen vermochte, ihrer Seele eine Erquickung.

Camerons Wittwe hatte nicht mehr die gerötheten Wangen, die glänzenden Augen des blühenden Annchens, ihr Antlitz war bleich und ihr trübes Auge erzählte das Leiden ihres Herzens; aber dieser Blick, der leise Geisterschritt, mit dem sie vorüberglitt, sprachen unwiderstehlicher als die Reize ihrer Blüthe zu Alans treuem Gemüth. Malcolm Cameron ruhte nun im Grabe, warum sollte er nicht wieder hoffen, was er innig mit aller Sehnsucht der Liebe wünschte wie ehemals? und nun erst, als Annchen wahrnahm, wie Alans Blicke auf ihr ruhten, wie in den Tagen ihrer ersten Jugend, gewann sie die schreckliche Gewißheit, daß Niemand mehr am Untergang des guten Schiffs Andreas zweifle.

Annchen verschloß den neuen Sturm des Kummers, den dieser Umstand ihr erregte, in ihrer Brust, aber ihre Gesundheit litt darunter, und sie konnte sich nicht erwehren, Alans Blicken bey seinen folgenden Besuchen auf eine Art auszuweichen, die sein zartes Gefühl belehrte, sie habe ihn errathen. Er wollte nicht zu allem Weh, das sie traf, das er nicht abzuwenden vermochte, noch den Zwang seiner Gegenwart hinzufügen; er verminderte daher seine Besuche, so weh es ihm that, denn Nanny trat jezt in das rührende Alter, wo die Neigung des Kinderherzens den Ausdruck der Wahl und Dankbarkeit gewinnt, und so der heutige Tag die Summe der Liebe für den folgenden

mehrt. Nanny und Alan litten bey diesem Opfer, aber Alan fand einen Ausweg, um seiner herzlichen Liebe doch einigermaßen zu genügen. Annchen durfte er nicht unterstützen; es gelang ihm aber, Frau Cameron zu überzeugen, daß seine Pathenstelle bey Nanny ihm ein Recht gebe, für diese zu sorgen, und auf diese Autorität gestützt, konnte er Manches leisten, was der ganzen Familie zu gut kam. Annchen durfte es nicht ablehnen, aber sie empfing das kleine Kostgeld mit einem Strom von Thränen im Andenken dessen, den Gott bestimmt hatte, der natürliche Versorger ihrer Kinder zu seyn.

So waren wieder zwey Jahre verflossen, als der gesetzliche Erbe von Malcolms wackerm Schiffskapitän auftrat, seine Hinterlassenschaft anzusprechen. Der Untergang seines Schiffes mit aller Mannschaft war nach menschlicher Wahrscheinlichkeit nicht mehr zu bezweifeln, es bedurfte nur noch der gerichtlichen Form. Wie Alan das erste, diese Erbschaft betreffende Ausschreiben in der Dunderer Zeitung las, erinnerte er sich sogleich, daß er den Kapitän mehr wie einmal hatte sagen hören: er habe Camerons treuen Diensten und treuem Beystande so viel zu danken und sey ihm so herzlich gut, daß er oder seine Kinder nach seinem Tode die Beweise davon finden würden. Alan vertraute den Worten dieses Mannes, zu denen er Zeugen gehabt; er zog Erkundigungen ein und fand seine Vermuthung, daß ein Testament des Kapitäns irgendwo niedergelegt seyn müsse, bestätigt. Die nothwendigen Schritte, demselben nachzuspüren, erforderten Vorschüsse, zu denen Alan nur mit Einwilligung seines Vaters fähig war; dieser hatte auch so viel Neigung für Annchen behalten, ihr redliches Bemühen, ihre Kinder zu ernähren, ihre leidende Gesundheit flößten ihm so viel Mitleid ein, daß er Anfangs einige Mittel zu der Betreibung des Geschäftes bewilligte. Alan erfuhr durch seine Nachforschungen, daß der Kapitän wirklich einen letzten Willen verfaßt habe, sein damit beauftragter Rechtsfreund hatte sich aber seitdem in die Vereinigten Staaten von Nordamerika begeben. Diese Entfernung machte das Geschäft kostspieliger und den alten Forsyth unwilliger; seines Sohnes unermüdlicher Eifer zu Annchens Bestem und seine beharrliche Erklärung, unverehligt bleiben zu wollen, erweckten die Sorge in ihm, er gedenke sein Gut einst auf Annchens Kinder zu bringen, und vermochte ihn, ein Testament aufzusetzen, nach welchem Alan seine sämmtliche Habe nur seiner angetrauten Frau und ihren Kindern vermachen durfte; in Ermangelung Beyder solle es aber entfernten reichern Vettern zufallen. Bald nach dieser Verfügung starb der Alte, und Alan sah sich nun im Besitz eines ansehnlichen Gutes und Kapitals, konnte aber nur über seine jährlichen Einkünfte verfügen. Er war ein zu frommer Sohn, um seines Vaters Andenken durch eine Klage zu beschimpfen; aber die Hindernisse, die seiner Großmuth für Annchen in Weg gelegt waren, thaten ihm sehr weh. Ein kleines Legat, das ihr der alte Forsyth gemacht, war ihr jedoch für den Augenblick nützlich.

Es war Alan indeß gelungen, die Spur des Advokaten in Nordamerika aufzufinden; der Mann schrieb aus Baltimore, daß er eidlich versichern könne, auf Auftrag des Kapitäns Macwall eine Schrift aufgesezt zu haben, deren Entwurf sich noch in seinen Händen befinde, vermöge deren Malcolm, Malcolm-Camerons Sohn, 2000 Pfund zugesichert worden seyen. Das Geld hätte dem Knaben bey seiner Mündigkeit ausbezahlt werden, seine Eltern aber bis dahin die Zinsen beziehen sollen. Einzeln könne diese Verschreibung keine Kraft haben, allein sie sey des Kapitäns leztem Willen beygelegt; und er nannte zwey Zeugen, deren Aussage die ganze Verhandlung beendigen müsse. Diese Nachrichten, welche Annchen nothwendig mitgetheilt werden mußten, erregten einen peinlichen Streit in ihrer Brust. Einerseits mußte die Hoffnung, ihre Kinder der gänzlichen Armuth entrissen zu sehen, gerade jezt, da sie ihre Kräfte von Gram verzehrt fühlte, wohlthätig auf sie wirken; andererseits schauderte sie vor den Bemühungen, ihres Malcolms Tod zu erweisen. Die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg dieser Bemühungen trübte sich aber von Neuem; der eine jener Zeugen war gänzlich verschollen, den andern hatten Handelsgeschäfte nach China geführt. Eine langwierige Korrespondenz mit diesem, ein vergebliches Nachsuchen nach jenem zerstörte Annchens Hoffnung, ließ ihre dürftige Lage unverbessert und mehrte nur ihre Verbindlichkeiten gegen den unermüdlich großmüthigen Freund. Aber nicht die Zeit, nicht dieses traurige Geschäft, das ein so sprechender Zeuge ihres Verlustes war, konnten die Arme hindern, in schlaflosen Nächten, wenn ihre Kinder sanft athmend neben ihr ruhten, für Malcolms Rückkehr zu beten. Mochte er auf einer wüsten Insel verweilen, mochte er in fernen Ländern sein Brod betteln, mochte er verstümmelt seyn, ja geistesverwirrt ihr Andenken vergessen haben — kehrte er nur zurück! konnte sie nur über ihn weinen, für ihn arbeiten, seine Hände auf ihrer Kinder Haupt zum Segen gefaltet sehen! Sie getraute sich nicht, Alan diese Schwäche ihres Herzens zu gestehen, sie wagte nicht einmal, sie ihrer guten Schwiegermutter zu vertrauen, aber Nanny ward ohne Absicht ihre Vertraute. Wenn Kinder durch die Selbstsucht ihrer Eltern nicht selbstsüchtig gemacht werden, ist Mitgefühl eine der ersten Seelenthätigkeiten, die sich in ihnen entwickelt. Nanny hatte zufällig aus ihrem Bettchen die Mutter belauscht, wie sie mit Thränen und knieend für den Vater gebetet, und Nannys Schluchzen hatte der Mutter gezeigt, daß noch ein Gebet neben dem ihren zum Himmel empor stieg. Das vereinte die Beyden heimlich zu Ergebung und Gebet, zu kindlicher, kindischer Hoffnung, und gewährte ihnen Trost.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung von Nro. 197.)

Wer kann begegnen dem unvorhergesehenen Geschütz der weiten Zukunft? Denn was ist größer und weiter als sie, die nie aufhört, während Alles untergeht?

Die beyden Gehirnhügel, welche die Phantasie nach Gall inne hat, sind die zwey Parnassusspitzen des Menschen, und recht oft erheben sie sich so außerordentlich, daß, wenn man sich auf diesen Höhen umsieht, man so glücklich ist, wie ein Mann auf dem Aetna bey eintem Nebel. Man sollte nicht herunterkommen von diesem Tabor der Phantasie, denn der Verstand liegt mit seinen Zähnen und Gehirnhügeln gar zu klein unten, wie Kaninchenberge oder bloße erhabene Arbeit.

In großen Städten schrumpft die Phantasie ein, in kleinen schwillt sie auf, gerade da, wo keine Größe zum Maaßstabe da ist, die sie verkleinert.

Die Phantasie, welche wie Midas Alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, versuchen die meisten jetzigen Dichter am allernächsten Gegenstande und vergolden zuerst sich — selber.

Wie das Moralgesetz über die Handlungen hinausgeht, so der Aberglaube über das Denken.

Der Aberglaube unterscheidet den Menschen vom Thiere. Das Thier wittert auch die Zukunft, aber der Mensch eine Zukunft, die keine Gegenwart wiederholt, sondern eine übersteigt.

Bey der Klavierphantasie behält man deßhalb die beste Fingersetzung, weil man jeden künftigen Griff ahnet.

In der Kindheit nur macht die Phantasie glücklich, erst im Alter unglücklich.

Die Schwärmerey der Phantasie verträgt sich gar wohl mit der Mathematik, also auch mit Weltklugheit.

Eine Dichternatur, die aber nichts ausarbeiten kann, wird von Allem zu heftig ergriffen.

Es gibt eine dichtende Phantasie, welche die Gestalten mehr sieht als schafft, und welche sich die Menschen selbst zum Gegenstand der Dichtung wählt; eine, die sich alles einbildet, nicht Andern, welche Niemand vordichtet und Niemanden vorspiegelt als dem Besitzer, von dem sie sich nicht abtheilen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende November.

(Fortsetzung.)

Die zweyte Darstellung war die dame blanche des Bojeldieu am Mittwoch darauf, eine kleine Parthie, worin aber das Duett mit dem Tenor (Hrn. Rieser) von dem schönsten Effekt war, und enthusiastischen Beyfall fand. Am Freitag sollte die dritte Gastrolle seyn, aber eine Unpäßlichkeit verhinderte das Vorhaben. Am Sonntag erschien sie dafür; es war Desdemona in Rossinis „Othello.“ Das Haus war zum Brechen angefüllt, aus allen Winkeln drängten sich Köpfe hervor, und ein von der Sofitte fallender Hut bewies, daß auch über ihrem Haupte Huldgötter schwebten. Was den Beyfall der öffentlichen Blätter betrifft, so hatte man geglaubt, daß es unmöglich sey die Berliner Blätter an Exklamationen und Superlativen zu überbieten, aber wirklich hatten diese noch nicht den Gipfel erreicht, und nach einer Darstellung der „Donna Anna,“ welche die Künstlerin in Darmstadt am 18ten gab, welcher Tag gerade ein Sonntag war, schien den Korrespondenten von dort in einem hiesigen Blatt, trotz der vorgerückten Jahreszeit, ein Sonnenstich getroffen zu haben. Die erste Verwechslung, welche er in seiner Begeisterung beging, war, daß er diesen glücklichen Tag denjenigen nannte, welcher von ihr den Namen trage. Dieß ist wohl das non plus ultra unter den vielen Anspielungen auf ihren Namen, und gewiß ein schöner dichterischer Wahn. Das Blatt, worin diese Spende aus Darmstadt gegeben wurde, ging von Hand zu Hand, und immer wurden neue Schönheiten und originelle Wendungen der Phantasie des Poeten entdeckt. Ich begnüge mich die schönsten der Gefühlsergießungen anzudeuten, „die auf Fittigen der Cherubim zum Himmel drangen.“ Um die „Unerreichbarkeit“ des Talents auszudrücken, der nur der Dichter beykam, verstieg sich seine Phantasie bis zur — Milchstraße, welche wie sie dem Auge stets neue Welten enthülle. Damit aber alles gesagt sey, was die Wollust ausdrücke, solche Klänge zu hören, wie sie den Rosenlippen der Dem. Sonntag entströmen, genügte ihm der Ausdruck, daß 20,000 Seelen von galvanischer Freude ergriffen worden seyen.

Dem. Sonntag hat den Bitten ihrer galvanisirten Bewunderer nachgegeben, und wird künftigen Mittwoch den 28sten noch einmal hier als Rosine auftreten. Vorher will sie noch eine zweyte Vorstellung in Darmstadt geben, wo sie von dem Hofe mit ausgezeichneter Huld aufgenommen worden ist. Auch dort ist sie als Kind aufgetreten, und eine erlauchte Person soll sie mit der kurzen Anrede empfangen haben: „Klein verließen Sie das kleine Haus, groß betreten Sie das große.“

Die Aufführung von Schenks Trauerspiel: „Belisar,“ fiel in diesen Tagen in die ungünstigste Zeit. Der Pensionsfond gab es zum ersten Mal kurz vor dem Auftreten der Dem. Sonntag, und zwischen ihrer dritten und lezten Gastrolle wurde es zum zweyten Mal im Abonnement gegeben; dennoch war „Belisar“ zahlreich besucht. Der vortheilhafte Ruf dieses Stückes, die Auszüge in verschiedenen Blättern, hatten dieses ohne Zweifel bewirkt, und es kann bey dem wenigen Sinn, welchen das Publikum hier für Trauerspiele überhaupt hat, als eine Auszeichnung des Werkes gelten, daß die Einnahme gerade dieselbe war, wie die bey der ersten Darstellung des Weberschen „Oberon“ im Abonnement. Die zweyte Vorstellung war besuchter und bey gereifterer Darstellung der Beyfall stärker und allgemeiner. Viele treffliche poetische Stellen wurden lebhaft applaudirt. Weidner trug als „Belisar“ den Preis davon. Es ist der Vorzug dieses kräftigen Talentes, daß seine Leistungen immer aus einem Guß, tief durchdacht und sorgfältig ausgeführt sind. Ließe sich manchen seiner Charaktere wohl größere Wärme und mehr Gefühl wünschen, so bot hier doch der Künstler alles auf, und siegte über manches Hinderniß, welches ihm Organ und Angewöhnung in den Weg legten. Bis auf eine zu starke Dosis Härte gegen die Gattin, wobey das Poetische litt, war sein Spiel in der ersten Darstellung tadellos bis ins Einzelne, und die Verbesserung jener Ueberwallung, so wie eine mehr kräftige, trotzige

Haltung im Elende, welche dem Ausdruck der gewonnenen christlichen Sinnesänderung keinen Eintrag that, machte seine zweyte Darstellung zu einer vollendeten. Außer Eßlair und Auschütz möchte Deutschland keinen solchen „Belisar" aufzuweisen haben. Irene wurde von Dem. Lindner mit jener Virtuosität dargestellt, welche wir besonders in solchen kindlichen, rührenden Charakteren an ihr gewohnt sind, und bewunderungswürdig siegte sie über die Schwierigkeiten, welche ihrem Erscheinen als Knaben in den Weg traten. Das etwas zu Theatralische in der Leitung des Blinden, und der starke Gefühlsdrang von Anfang vor Erblickung des geblendeten Vaters, welcher kaum eine Steigerung zuließ, sind Punkte, worüber man nicht ganz einstimmen möchte. Justinian wurde von Hrn. Otto mit kaiserlicher Würde dargestellt, das Schwankende des Charakters machte die Rolle zu einer schwierigen. Belisars Gattin, Antonina, war Mad. Schulze zugefallen. Obgleich das Fach dieser Künstlerin eigentlich nicht das Intrigante und nicht hochtragische Mutterrollen dieser Art sind, so löste sie doch die Aufgabe ziemlich glücklich; mehr von einem Mannweibe wäre aber der Auffassung, unbeschadet der Empfindung in den Stellen, welche das Muttergefühl ausdrücken, allerdings zu wünschen. Der unglückliche Sohn Alexis muß sanfter, inniger dargestellt werden als er von Hrn. Fehringer gegeben wird, der es übrigens an Lebendigkeit und Feuer nicht fehlen läßt. Die Nebenrollen waren ziemlich gut besezt. Die scenische Sorgfalt für die Aufführung läßt sich bey den geringen Mitteln nur loben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

Am Geburtstage Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen schritt der alte Goethische Göz von Berlichingen nach mehrjähriger Theaterruhe zum ersten Male wieder über unsere Bühne. Er mag sich unter den jezigen Theaterhelden eben so fremd gefühlt haben, als bey seinem ersten Auftreten unter den dramatischen Zwiebeln, welche Iffland den Thränendrüsen des Publikums zu moralischer Rührung vorhielt, oder den Kozebueschen Tugendpilzen, die sich in dem theatralischen Jammerthale so breit machten, als seyen sie die Cedern des Libanon. In Hrn. Rebenstein fand die biedere, kräftige, ritterliche Greisengestalt einen Darsteller, der sich, so viel es nur immer geben mag, aus dem empfindsamen Liebhabergebiet durch „Otto von Wittelsbach" und „Kohlhas" zur Naturade eines derben, tüchtigen Gemüths hinüberzukämpfen bemüht hat, doch, statt an dem erwünschten Ziele zu stehen, oft genug nur erst die Mühseligkeit und Beschwerlichkeit der weiten Wanderschaft zum Vorschein bringt. Die Bearbeitung, die von Goethes eigener Hand herrührt, und durch welche das Drama der Theateraufführung anpassender gemacht werden sollte, beweist das Streben, die Haupttheile des Gedichts durch frappante Effekte, durch schroff neben einander gestellte Gegensäze faßlicher hervorzuheben, und sich durch mannigfach dazwischen gestreute Späße das größere Publikum zum Freunde zu gewinnen. Doch hat das Stück dadurch nicht immer gewonnen. Wenn z. B. die Anführer der Exekutionsarmee, der eine feist und unbehülflich wie Falstaff, mit nachgetragenem Sessel, der andere schmächtig wie Fähnrich Pistol, und mit ellenlangem Tubus recognoscirend, auftreten, so wird uns freylich der üble Zustand des Heeres anschaulich genug gemacht, und das Publikum hat Gelegenheit in unmäßiges Gelächter auszubrechen, aber der bramarbasirende junge Fant, und die Kriegsknechte, von denen der eine die Baumgipfel als Stuport sucht, während der andere ins nächste Dorf desertiren will, sich warme Umschläge zu machen, weil ihm Gözens erster Ausfall in die Gedärme gefahren ist, waren dennoch bessere Repräsentanten. Ueberhaupt wird Göz allen Aenderungen, Zusammenziehungen und neuen Effekten zum Troz doch kein Bühnenstück werden können, wie denn auch alle übrigen Goetheschen Dramen nirgends eigentliches Theaterglück gemacht haben, indeß die Schillerschen, wenn die Darstellung nur nicht bis unter die Mittelmäßigkeit herabsinkt, mit immer erneutem Beyfall aufgenommen werden. Es gehört schon ein großer Grad von Bildung dazu, einer Aufführung „der natürlichen Tochter," „Tassos" oder „Iphigeniens" mit voller Befriedigung beyzuwohnen; die „Jungfrau von Orleans," „Maria Stuart," „Wallenstein," dagegen interessiren alle Stände und Alter. Und dennoch sind die Goetheschen Dramen die Meisterwerke moderner dramatischer Kunst. Aber fast keiner der Goetheschen Helden hat einen bestimmten Zweck, dessen konsequente Ausführung ihm entweder gelingt oder durch den er in Unglück und Verderben gestürzt wird. Carl Moor will die Welt verbessern, die Jungfrau ihr Vaterland befreyen, Wallenstein sich neben Deutschlands Fürsten herrschend niedersetzen; doch solchen bestimmten Zweck hat der alte Göz nicht. Zunächst will er Weislingen, den Bundbrüchigen, fangen, dann an dem Bischof von Bamberg und an den Nürnbergern Rache nehmen; die Fürsten schicken ihm die Reichsarmee über den Hals, er wehrt sich, kapitulirt, wird durch Verrath gefangen, befreyt, schwört Urfede, wird Anführer der aufrührerischen Bauern, geräth noch einmal in Gefangenschaft, und stirbt im Kerker. Man kann sagen, die meisten Goetheschen Helden wollen nur ihren Charakter durchsezen, und nur nach der Eigenthümlichkeit ihrer innersten Natur, nach der ihnen fast angebornen Art und Weise, die Zustände dieser Welt zu betrachten, handeln und sich in dem Kreise ihrer bestimmten Welt bewegen; sie haben nicht so sehr einen bestimmten Inhalt als ihren Charakter zum Zweck. Am deutlichsten tritt dieß in Egmont hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 288.

Lilie.

Logogryph.

Entscheidend ist's für Nationen,
Wenn dieses Wort ins Leben tritt;
Es handelt sich um Land und Kronen,
Und Tod und Jammer bringt es mit.
Wirst du das vierte Zeichen bannen;
So nennt es dir den finstern Schlund,
Wo reiche Schäze die gewannen,
Die forschten in der Erde Grund.
Bannst du das Lezte gleich dem Vierten,
So wird ein sinnig Spiel daraus,
Und manche schwere Siege führten
Die Helden dieses Kampfes aus.
Auch liegt in diesem Wort verborgen
Ein Wörtchen klein, doch inhaltschwer;
Der Liebe Schmerz, der Armuth Sorgen
Sie schallen aus der kleinen Sylbe her!
Hoist du aus dem Verbannungsorte
Das lezte Zeichen nun heraus,
Und fügst es zu dem kleinen Worte,
Wird eine grade Zahl daraus.
Auch war in früher Vorzeit Tagen
Dieß eine Strafe streng und hart,
Die zu den allerarbsten Plagen
Des rauhen Mittelalters ward.

W. v. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. December 1827.

Wo im Hain die Lüfte säuseln,
Dort des Meeres Spiegel kräuseln —
Winkt dir Freundschaft und Natur.

Miller.

Einladung nach Sorrent.

Laß, o laß, Freund! stieben den Staub Neapels,
Hinter dir laß jene von tausendstimm'gem
Marktgeschrey lauthallende, hochgethürmte
Straße Toledo!

Wo so furchtlos, trotz des Gerolls der Wagen,
Auf dem Korb, den voll sie gebracht zu Markte,
Nun er leer steht, schlummern die wegesmüden
Knaben des Landvolks.

Komm hierher, laß reinere Luft umwehn dich!
Sieh, wie farbreich, doppeltes Grün vermischend,
Hier vom Oelbaum rankt zu dem andern Oelbaum
Schlingen der Weinstock,

Dessen Frucht schon rebengesenkt herabreift;
Feige lockt, einhüllend in breitres Laub sich,
Ja, bis tief, bergtief in der Schlucht gedeihst du,
Schöne Citrone!

Schatten winkt hier. Schatten und sanfte Labung,
Die des Meers Salzwoge dem Kühnen zuhaucht,
Der an Felsvorsprüngen erlauscht beschäumter
Brandungen Ankunft.

Bäder auch, weichsandiger Wellengrund ist,
Wo die Steinwand Lasten erträgt von Epheu,
Grotten sind hier, kühler als San Giovanni's
Höhlenvertiefung,

Wo so oft hinruderten uns die Schiffer,
Wo die rothblau dunkelnde See wie Purpur
Glänzte. Dort, Freund, gönntest dem Freund du manche
Lehre der Schwimmkunst.

Komm und sieh, hoch oben vom Dach, den Spiegel
Dieses Golfs, weiteben und segelreich an!
Sieh von fern herwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Inseln auch, komm! schmücken das Meer; es streckt sich
Ischia thurmgleich, Procida langgedehnt aus,
Kap Misen ragt mitten im Abendlicht als
Nackende Felsbrust,

Die im Kahn sonst schaukelgewiegt umschifft wir,
Als begrüßt wir jenes zerstörte zwar, doch
Stets in Lenzglut schimmernde, stets mit Zephyrn
Buhlende Bajä.

Unser Bund, kein Bund, wie die meisten, ist er;
Zeugen sind, holdlachende, Meer und Erdkreis,
Zeugen sey'n ehrwürdige Trümmer, welche
Römergewalt schuf.

Deines Bilds Bild ruhte mir längst im Innern,
Seit der Freundschaft Seelenberuf erwacht war,
Der so gern schau'n möchte des eignen Wesens
Edlere Selbstheit.

Hohe Thatkraft, Adel der Form, die Zeit hat
Tief in Roms brachliegenden Schutt versenkt euch,
Hat als Bruchstück nieder in's Gras die schöne
Säule geschleudert!

Liebe blieb, Freund! Busen an Busen laß uns
Dienen ihr! Einst wieder vielleicht vermählt sich
Ihr des Hochsinns Genius, dann erbaut auch
Wieder ein Rom sie.

Graf v. Platen.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Sechs Jahre waren nun seit Malcolms Abreise verstrichen, als ein Seemann aus den Antillen zurückkam, der das gute Schiff Andreas an der Küste von Algier hatte zu Grunde gehen sehen. Dasjenige, was ihn trug, hatte nach wenigen Stunden ein ähnliches Schicksal, nur wenige der Mannschaft rettete ein vorbeysegelndes Fahrzeug, wie sie mit ihren lezten Kräften, weit ins Meer hinausgetrieben, gegen die Wogen kämpften. Das Zeugniß dieses Mannes hob allen Zweifel über den gänzlichen Untergang der Mannschaft des Andreas, und dem Erben des Kapitäns ward dessen Vermögen überliefert. Dieser rohe Mensch hatte im Fortgang des Prozesses Annchen kennen gelernt; so wenig ihre jezige, durch Gram und Anstrengung verblühte Schönheit das Wohlgefallen eines solchen Mannes auf sich ziehen zu können schien, hatten doch ihre Züge so viel Anmuth, ihre Gestalt und Bewegungen noch immer einen so unwiderstehlichen Zauber, daß sie die Begierde desselben erregten und er seine Stellung gegen das arme Annchen so gewissenlos mißbrauchte, daß er ihr den Aufenthalt in Dunder unerträglich machte. Einzig auf ihre Schul- und Kinderstube beschränkt, war sie bisher seinen Besuchen entgangen; wie aber des Seemanns gerichtliche Aussage ihre Wittwenschaft gesetzlich dargethan hatte, glaubte er sie nicht mehr schonen zu müssen und störte den Frieden ihrer armen Wohnung, um ihr seine Anträge zu machen. Ueberall, auch in einem freyen Lande, auch wo Gesetze walten, bleibt der Arme der Uebermacht des Reichen ausgesezt. Annchen empfand die Rache ihres reichen Feindes in der Abhängigkeit ihres mühseligen Gewerbes, und eilte sich seiner Nähe zu entziehen. Alan, der des rohen Menschen Zudringlichkeit mit Abscheu erfahren hatte, athmete freyer bey diesem Entschluß, aber ihr zu Hülfe kommen konnte er nicht. Wie gern hätte er sie in das Haus aufgenommen, das ihre Kindheit gepflegt hatte; allein sie fühlte sich schon niedergedrückt durch seine Güte, zog fast ohne sein Vorwissen in eine kleine Hütte im Moose, die sie mit dem Eigenthümer und seinem Weibe theilen sollte, und rechnete darauf, bis die Auszahlung von des kleinen Malcolms Legat sie der Hülflosigkeit entreiße, sich und ihre Kinder durch Spinnen und grobe Näharbeit für die benachbarten Landleute zu erhalten. Mit eben so viel Muth als Ergebung und Liebe folgte ihr Camerons Mutter unter dieses ärmliche Dach und bemühte sich, ihren Antheil an der Tagesarbeit zu tragen; allein der feuchte Lehmboden der Hütte zog ihr die Gicht zu, Nanny bekam die Masern, der Ueberrest von des alten Forsyths kleinem Legat mußte den Ausfall des täglichen Gewerbs, den Krankheit und Krankenpflege unmöglich machten, ersetzen, und so sah Annchen den Zeitpunkt nahen, wo sie nothgedrungen Alan freywillig um Unterstützung würde bitten müssen.

Alan hatte mit nagendem Kummer Annchens jezigen Zufluchtsort gesehen; mit aller Anstrengung seiner Mittel konnte er nicht viel für sie thun; der Prozeß, den er unablässig für des kleinen Malcolms Erbrecht betrieb, zehrte einen großen Theil seines baaren Einkommens auf, und mehr konnte er, durch seines Vaters eigennützige Vorsorge beschränkt, nicht für sie verwenden. Unfähig Hülfe zu bringen, und in Annchens Benehmen das Bemühen lesend, ihre eigentliche Lage vor ihm zu verbergen, hatte er sie, seit sie die Hütte bewohnte, selten besucht, ihre neue Bedrängniß war ihm nicht bekannt; aber der Spätherbst begann, und er wußte, wie traurig die Wohnung der Dürftigkeit wird, wenn ein grauer Himmel auf ihr liegt, heulende Winde die unsichern Wände schütteln und der Regen in die gesprungenen oder fehlenden Fensterscheiben schlägt. Er sah die ehedem in seines Vaters Hause Gefeyerte, wie sie des Tages Arbeit in der dumpfen Stube mühselig verrichtete, wie seine Nanny auf dem feuchten Boden in der Dunkelheit die Spindel abwickelte und die alte, gute Mutter mit erkämpfter Heiterkeit dem kleinen Malcolm Geschichtchen erzählte. Nach langer Abwesenheit trieb es ihn wieder zu ihnen. Er traf Annchen allein, denn der Hausherr und sein Weib waren nicht daheim, und Frau Cameron, durch ein schmerzstillendes Mittel eingeschläfert, genoß nach langen, peinigenden Leiden einer tiefen Ruhe. Annchen saß spinnend neben einem düstern Torffeuer; Nanny neben ihr las leise ein Kapitel aus der Bibel; Annchens Augen, von der Wittwenkappe, die alle ihre Haare verbarg, beschattet, bewiesen, daß sie mit Thränen zugehört hatte. Alan blieb, von diesem traurigen Anblick ergriffen, einen Augenblick in der Thüre stehen. Doch Annchens herzlicher Gruß rief ihn herbey, aber bald unterbrach sie sich mit einem Ausruf der Theilnahme, wie sie in Alans Angesicht blickte. Es war das eines Kranken, eines kraftlosen Kranken. Er war auf dem Weg zu einer öffentlichen Versammlung vom Herbstregen überfallen worden, hatte ihr in nassen Kleidern beygewohnt, sich eine Lungenentzündung zugezogen und ein leichtes Fieber und einen ängstlichen Husten behalten. Dieser Husten mahnte Annchen daran, daß zwey von seiner Mutter Brüdern an Brustübeln gestorben waren. Sie blickte einen Augenblick auf ihn mit einem Ausdruck so wehmüthiger Zärtlichkeit, wie sie sich noch nie erlaubt hatte. Alan nahm diesen Blick wahr und sein Herz stockte, aber er drückte Nanny, die sich liebkosend an seine Kniee geschmiegt hatte, lebhaft in seine Arme, nicht aus Freude, die erlaubte er sich nicht, sondern weil ihn sein Gefühl überwältigte. Das herzliche kleine Mädchen, das seine Augen überfließen sah, streichelte seine blassen Wangen und küßte sie mit ihrem Rosenmund. Alan überblickte den ärmlichen Aufenthalt und

ief: „O ihr guten lieben Kleinen, hätte mir doch mein
later nicht die Hände gebunden, ist doch eure Liebe mir
n Balsam fürs Herz!“ da unterbrach ihn sein Husten,
en er gewaltsam unterdrückte, und mit Lächeln sich zu Ann-
en wendend, sagte er: „Sorgt nicht, liebe Frau Came-
on, ein Paar gute Tage helfen alle dem ab, und ich kann
ieder arbeiten wie zuvor.“ — „Sprecht nicht von Arbei-
n, Herr Forsyth,“ nahm Annchen das Wort, „Ihr soll-
t lieber Euch zu Bett legen und Euch pflegen.“ Nach
ner kleinen Stille, in der Annchen ihre Augen trocknete,
gann sie, ihre Hand auf Alans Arm legend, mit eini-
m Eifer von Neuem: „Guter Alan, einziger treuer
reund, den Gott mir erhalten, ich kann Euch in diesem
ustand nicht sehen! Ihr müßt nicht wieder kommen; Ihr
üßt nicht arbeiten und nicht ausgehen, sondern daheim blei-
n und Euch pflegen. Wäre es nicht wegen meiner gu-
n armen Schwiegermutter, so brächte ich Euch nach Hause
d sorgte für Euch, bis Ihr gesund wäret. Das kann ich
n nicht, aber seht da Euer Pathchen! Nanny hat schon
nen müssen, wie man mit Kranken umgeht; sie wird
ch in der Bibel lesen und Ihr fröhliches Wesen wird
ch erfreuen. Nehmt sie mit und leidet sie um Euch,
s Ihr wieder gesund seyd!“ So vieler Güte konnte
ans Fassung nicht widerstehen; er lehnte lange sprach-
s seine Stirne auf Nannys lockiges Köpfchen, und erst,
e er seiner Stimme mächtig war, dankte er Annchen für
freundliches Anerbieten, versicherte sie aber, daß sein
stand gar nicht so bedenklich sey, um ein solches Opfer,
e Nannys Abwesenheit ihr auferlegen würde, zu recht-
tigen. (Die Fortsetzung folgt.)

---

tdeckung von Mammouthsknochen im Birmani-schen Reiche.

Die Ausdehnung der Macht Großbritanniens in Asien
t schon jezt durch manchen interessanten Fund in der
kunft eine schöne Ausbeute für die Wissenschaften hoffen.
her gehört besonders die Entdeckung von Mammouths-
d Rhinoceroskochen im Reich der Birmanen. Bekannt
der sonderbare Umstand, daß fossile Mammouthsknochen
unsern gemäßigten Himmelsstrichen an vielen Orten
ts weniger als selten sind, noch viel häufiger aber in
Nähe des Pols in den kältesten Länderstrichen von Eu-
a und Asien gefunden werden; kurz unter geographischen
eiten, unter denen die ihnen ähnlichen Thiergeschlechter
tzutage nicht leben könnten; daß dagegen in den Län-
, wo sie sich gegenwärtig aufhalten, bisher noch kein
phantenknochen gefunden worden war. Dieser Mangel
fossilen Thierresten unter dem Aequator war nun auf
chiedene Weise, und zwar, je nachdem dieser Umstand
ie Systeme der Geologen mehr oder weniger paßte,
rscheinlicher oder unwahrscheinlicher erklärt worden.
jenigen, welche glaubten, daß sich das ganze Leben der
Erde allmählig von den Polen gegen den Aequator zurückzie-
he, nahmen die vermeintliche Thatsache als eine Bestätigung
ihrer Theorie, welche Buffon in Aufnahme gebracht hatte,
in Anspruch; Andere legten besonderes Gewicht auf das ganz
erhaltene, mit dichtem Pelze bedeckte Mammouth, das im
Eise der Lena in Sibirien gefunden worden war, und
meynten, in der der gegenwärtigen vorangegangenen
Schöpfung sey dem Mammouth, dem Elephanten dieser
Schöpfung, ausschließlich der kältere Himmelsstrich zum
Aufenthalt angewiesen gewesen, daher sey es ganz natür-
lich, daß man in den Gegenden um den Aequator auf
keine Reste von ihm stoße. Ferner war die Vermuthung
geäußert worden, die Hitze unter den Tropen möge Schuld
seyn, daß die Knochen nicht in den fossilen Zustand haben
übergehen können; viele zogen auch die Thatsache selbst in
Zweyfel, und meynten, man werde wohl dergleichen Kno-
chen in den tropischen Ländern gefunden, aber keinen
Werth darauf gelegt haben, weil man sie für Knochen der
dort noch lebenden kolossalen Thiere hielt.

Die Reste einer untergegangenen Thierwelt, welche
die Erde, die sie einst verschlungen, da und dort freywil-
lig oder gezwungen wieder von sich gibt, sind nicht nur
von der größten Wichtigkeit für die Erdkunde, sondern
sie haben auch für die Einbildungskraft eines jeden, der auch
nur einigermaßen Dilettant in Naturwissenschaften ist, ei-
nen Reiz, wie fast kein anderes Räthsel der Natur; daher
ist der Umstand, daß man jezt in den heißen Ländern Asiens
fossile Mammouthsknochen, nebst Resten vom Nashorn,
von verschiedenen Wiederkäuern und Schildkröten entdeckt
hat, von hohem Interesse, und kann, indem er die bis-
herigen Ansichten vom Vorkommen dieser Knochen wider-
legt, zu sehr wichtigen Schlüssen führen. Die ersten Fra-
gen aber, welche die englischen Naturforscher sich vorzule-
gen und zu beantworten hätten, möchten etwa folgende seyn:
sind die in Asien gefundenen Thiergattungen ganz die näm-
lichen wie die, welche man in kältern Ländern antrifft?
oder kommen sie vielleicht den Thieren, die noch heutzu-
tage über ihren Gräbern leben, in ihrem Bau näher?
trifft man in Asien, wie fast überall anderswo, neben den
Knochen des Mammouth, des Elephanten der Vorwelt, die
Reste des Mastodon an, das ihm so nahe kam, das aber
in der jetzigen Schöpfung keinen Repräsentanten mehr hat?
und endlich, stimmen die Erdschichten, welche in dem heißen
Asien die Elephantenknochen beherbergen, hinsichtlich des
Alters der Bildung mit den Schichten überein, welche in
den gemäßigten Ländern ähnliche Knochen enthalten?

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende November.

(Fortsetzung.)

Nun noch einige Bemerkungen über Belisar als Dichtung. Sie
besitzt so bedeutende Schönheiten, daß man über ihren Werth an sich
nicht streiten darf. Die Diktion ist nicht mit üppigen Auswüchsen,

noch mit Sentenzenkram verunziert, ein edler geläuterter Geschmack spricht aus ihr, und der Dichter entwickelt so viel Kraft und Schwung des Pathos, daß man sich die schönen Stellen immer wiederholen möchte. Uns dünkt, der Dichter hat hier, wie Raupach in neuerer Zeit auch, die rechte Mitte getroffen, worin die Bildersprache gehalten werden soll, doch ist er reicher als jener in poetischen Ergüssen, und nähert sich mehr dem Styl Calderons auch in dem Gemisch der Versmaße (welches indessen Manche für zu bunt halten wollen, da selbst Sonnette zwischen Jamben und Trochäen erscheinen). Auch der Geist des Dramas ist Calderonisch, oder besser südlichromantisch. Die Idee ist eine tiefe christliche, dieselbe, welche in Calderons „Leben ein Traum" herrscht, aber keineswegs Nachahmung. Mit Sophokles Oedypus hat der Stoff ebenfalls Verwandtschaft, dasselbe erschütternde Motiv des blinden Schicksalsdeuters, den Körperblindheit trifft, doch steht natürlich die Mythe höher als diese Erfindung. Daß der Dichter den historischen Stoff so ganz willkührlich behandelt hat, zeigt seine Absicht, daß derselbe lediglich der höheren Idee dienen soll. Die wirkliche Geschichte bot ihm Erniedrigungen, welche kein Gegenstand des Dramas werden konnten, und die kaum ein Shakespeare zu etwas Höherem gestaltet haben würde, die ganze Verruchtheit einer in orientalischem Hofhalt untergegangenen Welthauptstadt. Der Dichter erhob Antoninen zu einer rachedürstenden Mutter, aber vielleicht ist gerade dieser Charakter zu wenig ausgeführt, und entschuldigt die That am Gatten nicht. Wirksamer, wahrscheinlicher wäre diese durch ein herrschsüchtiges, selbst ehebrecherisches Weib, wie es die Geschichte gibt, motivirt worden. Die Entscheidung über dieses Gewebe der Bosheit und Rache vor dem Senat ist eine schwache Stelle, und gleicher Weise ist Justinian von da an nur der Edle und Gerechte, und als solcher Geängstete, nachdem er von Anfang nur vorübergehend den argwöhnischen Charakter verrathen hat, welchen ihm die Geschichte beylegt. Desto mehr gereicht es dem Dichter zum Ruhme, daß diese Scenen, besonders die vor dem Senat so wirksam sind. Unnachahmlich schön, und von großer Wirkung sind die Erkennungsscenen der Tochter, wie sie dem Vater zum Führer im Elende wird, und des Sohnes. Der heroische Entschluß, den Sohn den Barbaren durch Hinopferung desselben zu entreißen, vollendet die schöne Auflösung, und der versöhnende Schluß, wo er selbst dem Vater zum Opfer wird, und noch von Antoninen spricht, kann in höherem Sinne nur befriedigen. Es bleibt hier noch zu bemerken, daß die Musik von Poißl sich dem effektvollen Drama auf eine sehr befriedigende Weise anschließt, und besonders der Marsch der Ulanen genial komponirt ist.

Raupachs „Fürst über Alle" ist ein sehr gern gesehenes Lustspiel. Eigene und fremde Wiederholungen, welche in der Intrigue und in manchen Situationen dem Dichter zum Vorwurf gemacht werden, treten so leise auf, daß man gern darüber hinwegsieht. Witz, Humor und ein rascher Gang reichen sich zu einem gelungenen Ganzen die Hände. Wenn Raupach Frankfurt erfreuen will, so soll er nur brav Lustspiele schreiben; und diese Calderonisch-Shakespearesche Gattung scheint ihm vorzugsweise zu gelingen, da sie selbst unserm minder hochgebildeten Publikum in dieser Modernisirung sehr zusagt.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Egmont hat keinen Zweck, als nach seiner Ansicht der Welt, nach seiner gewohnten Art und Weise zu leben. Er geht nur durch seinen Charakter unter, wie Oranien durch den seinigen gerettet wird. Das Tragische ist dann, daß solche Charaktere in einer Zeit des Bruches auftreten, wo die bestimmte Eigenthümlichkeit des Charakters mit den gegenwärtigen wirklichen Zuständen, mit der sich verändernden Gestalt aller Mächte und alles Inhaltes der Handlungen nicht mehr zusammenstimmen will. Der veränderte Zustand der Dinge beweist sich nun als Macht gegen die Eigenthümlichkeit des Charakters, der sich nicht mit verwandeln kann, oder auch, wie z. B. Weislingen, Clavigo und Fernando, umgekehrt das wandelbare Schwanken, die Charakterlosigkeit zum Charakter hat, und da er der Wahrheit und Wirklichkeit der neuen Weltgestaltung oder der Wirklichkeit der Lebensverhältnisse überhaupt auf keine Weise gemäß ist, sich unaufhaltsam ins Verderben gerissen sieht. Als Götzens Charakter kann die biedere, auf eigenen freyen Füßen stehende Ritterlichkeit angegeben werden; weder die französische Chevalerie, noch die spanische Spitzfindigkeit in Liebe und Ehre, noch die jerusalemsehnsüchtige Kreuzfahrertapferkeit, sondern die deutsche feudalistische Ritterlichkeit, wie sie voll Liebe für Weib und Kind, für Kaiser und Reich, ihr Rittergut als selbstständigen Staat beherrscht, sich selber Recht spricht und Recht verschafft, nur Gott und Kaiser als Herrn anerkennt, und im Uebrigen nur ihrer Umsicht, ihrer tapfern Faust, ihrer Rechtlichkeit und ihrem Biedersinn vertraut. Durch seinen Charakter ist Götz vollkommen mit solchem Zustande verwachsen, aber dieser Zustand ist nur noch sein Charakter, die Welt um ihn her hat sich geändert und neu gestaltet; die kaiserliche Macht, die er verehrt, ist geschwächt, und nur noch ein Schatten ohne Mark; die Städte erheben ihr Haupt, die Fürsten, weltliche und geistliche, streben nach Unabhängigkeit und innerer Organisation ihrer Staaten; die Ritterlichkeit steht nur als alte, morschgewordene Eiche da, die einst ihre Zweige frey in die Lüfte breiten durfte, doch jezt sich ein- und unterordnen soll, damit auch Fichten und Tannen und das niedere Gebüsch Platz gewinnen, und der ganze Wald systematisch zum Nutzen des Oberherren und des ganzen Volks verbraucht werden könne. Dieser neue Zustand der Welt, diese umgewandte Ordnung der Dinge verkehrt den biedern Charakter Götzens dahin, daß er, um seinem Charakter, seinen Gesinnungen treu zu bleiben, Anführer der mit Feuer und Schwerdt reformirenden Bauern werden muß, so daß er, der nur die Luft der Freyheit athmen konnte, im Kerker als Verräther an Kaiser und Reich stirbt. Aehnlich heißt es von Egmont: er sey der wahre Niederländer; aber die Niederlande haben sich gewandelt, und Egmont stirbt unter dem Beil des Henkers. Weil hier nun der eigenthümliche Charakter im Widerspruche mit der gleichfalls berechtigten und höher berechtigten Wirklichkeit der Zustände und Weltgestaltungen steht, so ist ihm gegenüber die ganze Breite dieser Zustände darzustellen, und die Breite dieses Apparates besonders verdrängt den Götz von dem schmalen Raume der Bühne, während selbst die Shakespeareschen Stücke darauf Platz zu finden vermocht haben. Dürften wir nun diesen Andeutungen noch eine kurze Bemerkung hinzufügen, so wäre es die, daß es bemerkenswerth erscheinen muß, daß Goethe seine dramatische Laufbahn gerade mit dem Götz eröffnet hat. Die dort dargestellte Zeit der Gährung ist eine solche, wo noch keine Gliederung des Staats, der bürgerlichen Ordnung u. s. f. fest war, wo daher die Selbstständigkeit des Charakters, des individuellen Gemüths ihre rechte Stelle findet. Andererseits aber ist diese dargestellte Zeit schon der Uebergang zu dieser festen, innern Organisation, und ein Gemüth, das sich und seinen Charakter gegen diese Festigkeit festhalten will, unterliegt ihr und muß ihr weichen. Denn sie ist jezt die Kraft und Gewalt, Recht und Gesetz haben andere Wohnstätten als nur in dem individuellen, biedern, redlichen, kräftigen, ritterlichen Gemüth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. December 1827.

Des Lebens Rausch, der Jugend Wahn
Lacht dich nur einmal freundlich an.
Aber das Leben ergreift dich kalt und stumm;
Du siehst nach Gefährten und Freunden dich um —
Da naht sich dir liebend die Bruderhand,
So lange verkannt.

Mahlmann.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe," sagte Alan, „vielleicht eben jezt etwas angegriffen aus, weil ich Euch eine unangenehme Nachricht bringen soll, die ich Euch gerne ersparte." Dabey gab er der erschrockenen Frau einen Brief, der, endlich aus China angelangt, den Bescheid enthielt, daß John Henderson, der Zeuge bey Kapitän Macwels Testament, Kanton schon lange verlassen habe; der Brief wies dessen Weg bis Bombay aus, und dort hatte er sich, man wußte nicht, ob auf einem europäischen oder amerikanischen Fahrzeug, man wußte eben so wenig wohin, eingeschifft. Die Hoffnung, des Kapitäns Legat zu gewinnen, war also nun so gut wie verschwunden, und Annchens Loos sollte fortan bey zunehmendem Bedürfniß, bey zunehmender Unfähigkeit zum Erwerb, Armuth und Abhängigkeit seyn. Annchen sagte kein Wort; sie saß, den unglücklichen Brief in ihren gefalteten Händen, ihr thränenschweres Auge auf ihn geheftet, und rang mit gewohnter Vorsicht schweigend gegen den ersten Anfall des Schmerzes. Alan betrachtete sie eine kleine Weile, dann rief er: „Annchen, ich kann das nicht ansehen!" und dann: „Könntet Ihr einen Blick in mein Herz thun!" und wieder abbrechend suchte er seinen Blick von ihr zu wenden und sprach unverständliche Worte. Sie aber legte die gefalteten Hände auf ihre Augen und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Denkt nicht Arges von mir, Alan! ich sündige nicht durch Murren, ich bete nur um Erleuchtung. Aber mein Malcolm im tiefen Meere und meine Kinder am Bettelstabe, und der einzige Freund, den ich auf der Welt habe, auf dem Wege, noch vor mir diese Welt zu verlassen . . . o Alan, meine Kinder und mein armer unbegrabner Mann!" Hier erstickte der Jammer ihre Stimme; Alan versuchte ein Paar Mal vergeblich zu sprechen; endlich sagte er ängstlich schnell: „Annchen, mein Vater meynte es nicht bös, aber hätte er die unselige Bedingung nicht gemacht — Ihr wißt, Annchen, ich darf das Meinige nur meinem Eheweibe lassen — und das Bischen, was ich zusammengespart hatte, ist — ist aufgegangen — wenn ich nun sterbe, Annchen, wenn ich sterbe! — ich weiß wohl, Annchen, Eure Herz ist bey ihm im Meeresgrund, aber wenn —" Annchen, hochroth vor Schrecken, richtete sich auf. „Sprecht es nicht aus, Alan, sprecht es nicht aus!" rief sie und ward dann bleich wie der Tod, indem sie schwankend nach einer Stütze umher faßte. Alan kniete vor ihr hin und sagte beschwichtigend: „Gutes Annchen, es ist ja nicht um meinetwillen, daß ich so keck bin; glaubt es mir, Annchen, schwach und sündlich ist wohl mein Herz, aber es gehört zu sehr Euch an, um etwas zu begehren, dem Ihr abgeneigt seyd. Ich dachte nur, wie es Euch dann gehen wird, wenn ich unter dem Rasen ruhe, und an das einzige Mittel . . ." und in seiner Rede innehaltend blickte er ihr ernst, zärtlich, bescheiden ins Auge und fuhr fort: „Annchen, es ist ja nur um der lieben Kleinen willen! ich verlange ja nichts von Euch als Eure liebe Gesellschaft, nichts als Euch mein

bischen irdisches Gut hinterlassen zu dürfen!" Er schwieg, aber Annchen konnte nicht antworten, ihre Thränen flossen wie ein strömender Regen, und Seufzer hoben ihre Brust. Ein Paar Mal wollte sie sprechen, konnte ihm aber nur winken von seinen Knieen aufzustehen; wie aber nun, durch ihr lautes Seufzen aufgeweckt, Frau Cameron nach ihr rief, that sie sich Gewalt an und sagte: „Guter, guter Alan, ich glaube Euch!" und dabey nahm sie die erschrockene Nanny bey der Hand, eilte mit ihr in die andere, von dem Hausherrn bewohnte Abtheilung der Hütte, und überließ es Alan, Frau Cameron diesen Auftritt zu erklären.

Annchen ging erst nach Alans Entfernung zur Schwiegermutter; aber sie hatte auf seine hohle, von Husten oft unterbrochene Stimme bey seiner Unterredung mit Frau Cameron gehorcht, sie klang ihr wie seine eigene Grabesglocke, und sie klagte sich der Undankbarkeit an wenn sie alles Guten gedachte, was er an ihr gethan hatte.

Ihr Herz war und blieb aber im Grunde der See bey dem Manne ihrer Jugendliebe, und sie wendete gewaltsam ihren Blick ab von der Aussicht, ihre Kinder als Bettler in der Welt umher irren zu sehen. Einem andern Mann zu gehören, schien ihr eine größere Untreue an ihren Kindern, als arm, verhungert mit ihnen zu sterben. Frau Cameron dachte anders. Jugendliebe gefällt sich in Kämpfen, Mutterliebe beweist sich in Opfern. Ihres Lebens Freude lag auch mit Malcolm in der salzigen Fluth, und hätte sie noch Kräfte gehabt, sie hätte mit seiner Wittwe gearbeitet und ihres Sohnes Kinder mit rechtlichem Stolz zur Arbeit erzogen. Aber Gram, Anstrengung, schlechte Nahrung, ungesunde Wohnung hatten ihre von jeher schwache Gesundheit gänzlich zerstört, sie sah Annchens Kräfte in der besorglichsten Abnahme, und wenn sie nun Beyde dahin gingen, wo Malcolm ihrer harrte, würde er nicht der erste seyn, sie zu fragen: „Warum ließt ihr meine Kinder unversorgt?" Das war der Inhalt der Gespräche, die sie jezt mit ihrer Schwiegertochter pflog, und wenn Annchen schaudernd an die Möglichkeit dachte, einem Andern als Malcolm zu gehören, so trat die Vorstellung, von Malcolm einst mit einem Vorwurf empfangen zu werden, als noch peinigenrendes Schreckbild ihr entgegen; aber noch immer fehlte ihr die Kraft, über ihre Zukunft zu entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bataks auf Sumatra.

Nach den Nachrichten der Missionäre Burton und Ward.

Das Land der Bataks begreift ungefähr denjenigen Theil von Sumatra, welcher zwischen dem Aequator und 2½° nördlicher Breite liegt, außer einigen Malayischen Niederlassungen an den Mündungen der Flüsse auf beyden Küsten. Auf der einen Seite wird es von Acheen (Atschien) und auf der andern von den Malayischen Ländern Rawa und Manangkabaw, begränzt. Es ist in mehrere Bezirke abgetheilt und seine größte Bevölkerung befindet sich in der Nähe des Sees Toba, welcher fast in der Mitte des Landes liegt. Der Sage nach sind die Vorfahren der Bataks weit überm Meere von Osten hergekommen und haben sich zuerst am östlichen Ufer des Sees niedergelassen, von wo aus sie sich weit hin in die Thäler verbreiteten. Sie haben eine unzusammenhängende Ueberlieferung von Alexander dem Großen. Die Anzahl der Bataks wird auf anderthalb Millionen Seelen geschäzt. Im Ansehen gleichen sie den Hindus, sind gewöhnlich von mittlerer Größe, wohlgebildet und kräftig, und ihre Gesichtszüge, besonders die Nase, stehen ziemlich stark hervor. Ihre Haut ist zart und von hellerer Farbe als die der Küstenbewohner, ihr Haar ist lang und, wie bey den Hindus, oben in einen Knoten gebunden; eben so wie diese theilen es die Weiber auf der Stirne. Die Kinder sind besonders schön, bis sie das zehnte oder zwölfte Jahr erreichen, wo man ihnen die Vorderzähne fast bis an das Zahnfleisch abfeilt und schwarz färbt, was ihnen ein sehr übles Ansehen gibt. Die Weiber verlieren frühzeitig jede Spur von Schönheit, was den schweren Arbeiten zugeschrieben wird, die ihnen allein anheimfallen.

Die Männer tragen ein Stück gestreiften Zeuges mit einem Gurt um die Lenden befestigt, welches bis zu den Füßen hinabhängt, ein anderes wie einen Shawl über den Schultern, und bey den Häuptlingen sind an beyden die Ränder zierlich ausgenäht. Die gemeinen Leute binden sich ein Band von Stroh oder Bast oder auch von grünen Reiseen um die Stirne und lassen den Wirbel unbedeckt, die Reichern aber binden sich ein langes Tuch um den Kopf; auch tragen die Häuptlinge große goldene Ohrringe. Die Weiber tragen nichts auf dem Kopf, und wenn sie verheirathet sind auch nichts um die Schultern und den Oberleib. Die Kinder gehen bis zum sechsten und achten Jahre, und wohl auch später, nackt. Auf Reisen führen die Männer einen Sack von Bast oder Ziegenfell mit, in dem sie ihren Taback und andere Sachen führen; an diesem ist eine lange Kette befestigt, an deren Ende sich gewöhnlich eine eiserne Zange befindet, womit sie sich die Barthaare ausraufen. Die Männer rauchen beynahe beständig. Die Bataks sind sehr unreinlich und waschen sich selbst und ihre Kleider fast nie. Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Reis und süßen Kartoffeln mit Salz; sie essen selten Fleisch, aber wenn sie es genießen, so gilt es ihnen gleich, von was für einem Thier es ist, ob es geschlachtet oder von selbst gefallen, ob das Fleisch gesund oder halb faul ist. Da sie, merkwürdig genug, Menschenfresser sind, so hat man sie roher, unmenschli-

cher Grausamkeit beschuldigt; dieß scheint aber ungegründet zu seyn; die Missionäre versichern, daß sie diejenigen, mit denen sie Umgang gehabt, so schüchtern als die Hindus gefunden haben. Ihre Streitigkeiten unter sich sollen selten weiter kommen als zu Worten oder zu einer Klage beym Oberhaupte, und die Kriege unter den verschiedenen Stämmen in fünf bis sechs Jahren oft nicht über zwey bis drey Personen das Leben kosten. Auch zerstören sie dabey einander nicht ihre Ernten, und verweigern selbst ihren Feinden die Gastfreundschaft nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Auch ohne äußerlichen Anlaß denken sich phantasiereiche Menschen als höchstbegabte; sie denken an keine Erfüllung, das Aetherschloß will nicht bewohnt seyn, in der Minute ists vergessen. Das Herz wurde nicht bewegt; mit dem Traum endigt der Wunsch oder die Hoffnung. Am meisten geschieht dieß, wenn man Antheil nimmt, ohne dazu berechtigt zu seyn, z. B. wenn ein Schwacher sich gern als Generalissimus denkt; Jeder sucht eben von seinen Wünschen (denn sonst brauchte er ja nur Kräfte) die Ausfüllung seines leeren Wesens.

Das Ideal des Verstandes, ohne gute Gesinnung, ist ein Teufel.

Jede Naturgröße ist eine Seelengröße; denn was wäre ein Aetna in kleine Stückchen zerlegt?

Unter allen Sachen in der Welt hat der Mensch oft keine weniger nöthig als die Gegenwart, sondern seine Sache ist die Zukunft, und im Nothfall lebt er von der Vergangenheit, welche ohnehin bey jedem Menschen das Gute hat, daß sie stets länger wächst, je mehr man davon abgenteßt. Gäbe es nur mehrere solcher Essen!

Wie man den Schmerz oft in Gliedern fühlt, die längst abgeschnitten sind, so ist es mit den Freuden. Eine Stadt, die einmal galt, hat wenigstens noch fünfzig Jahre darauf das Gefühl als gelte sie noch.

Die Zugvögel ziehen gewöhnlich im Mondschein ins ferne Land — unsere Sehnsucht thut etwas Aehnliches.

Wie der Mond so lieblich schien! muß nun gerade eine Wolke unter ihm ziehen! Es waren Strichvögel. O nun scheint der Mond tiefer in das Herz, sie kommen auch aus Süden.

Ueber das Zukünftige seufzen, heißt zweymal seufzen; blos seufzen übers Vergangene ist noch toller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. November.

Die wilden Osagen sind so ziemlich aus der Mode gekommen, und man hat sie so oft zur Schau gestellt, daß ganz Paris sie hat gemächlich betrachten können. Auch hat es so viele Witzeleyen über sie in den kleinern Tagesblättern gegeben, daß man nun des Gegenstandes ein wenig müde ist. Um nur ein Beyspiel von diesen Witzeleyen zu geben, so kündigte ein Tagesblatt an, die berühmte Schauspielerin Dem. Mars, welche schon den fünfziger Jahren sich naht, aber noch immer jung scheinen will, habe den Wilden einen Besuch abgestattet, und einer derselben habe sie mit liebe Großmutter angeredet, worüber sie sich sehr entrüstet habe. Der Franzose, welcher die Wilden nach Frankreich gebracht hat, soll wegen Schulden verhaftet worden seyn *), auch sind die Wilden einmal in ihrem Hôtel zu Paris von einem Lohnlakayen bestohlen worden, so daß sie also schon einen guten Begriff von der Civilisation der Europäer haben bekommen können, falls sie mit der Unschuld wahrer Waldbewohner nach dem alten Welttheil gekommen sind, woran ich jedoch sehr zweifle. Auch die egyptischen Jünglinge, welche der Pascha in Paris erziehen läßt, konnten bereits die schlechte Seite der europäischen Sitten, besonders in großen Hauptstädten, kennen lernen. Bey einem Kriminalprozesse, den neulich die Gerichte zu schlichten hatten, kamen nämlich einige Weiber vor, welche beschuldigt waren, junge Mädchen zu Zusammenkünften mit zwey jungen Egyptiern in ein verdächtiges Haus gelockt zu haben. Da es jedoch mit dem Anschauen und Unterreden sein Bewenden gehabt hatte, und keine Beweise des Gegentheils beygebracht werden konnten, so wurden die Weiber freygesprochen. Diese Jünglinge würden, wenn nicht ältere Scheiks über ihr Betragen wachten, manchen Gefahren ausgesezt seyn in diesem, für sie ganz fremden Lande; einige scheinen auch wirklich der Versuchung nicht ganz zu widerstehen, wie denn bereits einer wegen übler Aufführung von seinen Obern nach Egypten zurückgesandt worden ist. Andere besuchen zu oft die Schenken, ohne sich an die muselmännische Enthaltsamkeit zu kehren, oder überlassen sich andern Ausschweifungen in dieser Hauptstadt. Dagegen gibt es auch mehrere, welche ganz dem Studium ergeben sind, und bedeutende Fortschritte in den europäischen Künsten und Wissenschaften machen; einer derselben, Scheik Refaba genannt, hat neulich eine französische Elegie: la Lyre brisée ins Arabische übersezt, und das Vergnügen gehabt, seine Uebersezung in Paris gedruckt zu sehen. Das Sonderbare dabey ist, daß auch das französische Original von einem Egyptier herrührt, nämlich von Agoub, einem Gelehrten, welcher von arabischen Eltern in Egypten geboren, sehr jung nach Paris gekommen ist und hier seine Bildung erhalten hat, so daß er nun Professor des Arabischen am Collège Louis le grand ist, auch den jungen Egyptiern Unterricht ertheilt. Die „zerbrochene Leyer,“ welche Agoub im Französischen besungen hat, ist die der vor wenig Jahren verstorbenen Dichterin, Mad. Dufresnoy, die außer Frankreich wenig bekannt ist; also wird die Klage um ihren Tod die Araber nicht sehr rühren, und die arabische Uebersezung wird wahrscheinlich in Egypten wenig nüzen. Einen größern Dienst wird der Hr. Scheik Refaba durch eine Uebersezung von Legendres Handbuch der Geometrie stiften, womit er sich jezt beschäftigt. Vielleicht geben sich auch andere egyptische Jünglinge, welche in Paris ihre Bildung erhalten, mit Uebersezen und Nachbilden nüzlicher französischer Schriften

---

*) Seitdem haben die Zeitungen gemeldet, er sey aus dem Schuldgefängnisse entlassen worden, und die Wilden haben große Freude über sein Wiedererscheinen bezeigt.

ins Arabische ab, und legen dadurch den Grund zu einer neu-arabischen Literatur. Ein junger Orientalist in Paris, Garcin de Tassy, hatte die Absicht, mit einem Naturkundigen, Namens Babinet, eine arabische Zeitschrift hier herauszugeben, um auch auf diese Weise für Egypten zu wirken, allein obschon die Ankündigung alle Zeitschriften Europas durchlaufen hat, so wird doch wahrscheinlich das Unternehmen nicht stattfinden, und dabey wird wenig verloren gehen. Wie kann sich ein junger Gelehrter, der nur europäische Völker kennt, in die Lage eines rohen Volkes in einem entfernten Welttheile genug hineindenken, um nützlich für dasselbe zu schreiben! Eine Zeitschrift, die mitten aus Europa nach den Ländern der Araber hin transportirt werden müßte, käme den Lesern theuer zu stehen, und wo sind unter den Arabern und Beduinen die Buchhändler, die sich mit dem regelmäßigen Absatze befassen könnten?

Weit mehr steht von den zu Paris gebildeten Egyptiern bey ihrer Rückkunft nach ihrem Vaterlande zu hoffen. Diese kennen ihr Volk, dessen Vorurtheile, Geistesumfang, Sitten und Gebräuche; einigen unter ihnen, die sich zu Paris um Theater, Literatur und Politik bekümmern, Schauspiele, Büchen und Zeitungen lesen, wird gewiß die Lust ankommen, unter ihre Landsleute Geschmack für europäische Wissenschaft und Geistesunterhaltung zu verbreiten, besonders so lange als sie ihren jetzigen Gebieter behalten, welcher seiner Herrschsucht ungeachtet, doch allem Europäischen bereitwillig den Zugang in seinen Staaten verstattet, und zur Verbreitung europäischer Kenntnisse stets die Hand bietet. Sollte also das Studiren junger Egyptier in Paris zwanzig Jahre fortdauern, so muß dieß nothwendig Folgen auf die Bildung der gesammten Nation haben, und alsdann wird man wahrscheinlich in Egypten selbst Zeitschriften in Gang bringen, vorausgesetzt, daß mit dem Geschmacke für Literatur auch zugleich Geschmack für literarische Freyheit in die türkisch regierten Länder eindringt, und die Schriftsteller nicht Damocles Schwert über ihrem Haupte schweben sehen; denn wenn dieß der Fall ist, wird schwerlich Literatur an den Nilufern je gedeihen. Was der Pascha für die jungen Egyptier versucht, möchte der thätige Konsul Drovetti für die weiter im Innern Afrikas liegenden Länder versuchen, er hat nämlich der geognostischen Gesellschaft in Paris vorgeschlagen, eine gewisse Anzahl Neger nach Frankreich zu senden, sie hier erziehen und unterrichten zu lassen, und sie dann wieder in ihr Vaterland zurückzusenden, wo sie den reisenden Europäern, besonders den Franzosen behülflich seyn und das Eindringen derselben ins innere Afrika erleichtern würden. Bey diesem Unternehmen wäre das Ziel freylich etwas weit hinausgesteckt, und es würde vermuthlich ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe man einigermaßen die gehoffte Frucht einerndten würde. Was für eine Bildung sollte man armen Negern geben, und was sollten sie damit unter ihren rohen Landsleuten anfangen? Höchstens könnte man ihnen solche mechanische Künste beybringen, die ihnen auch in ihrem Lande einträglich seyn würden. Allein welche große Anzahl von Negern müßte man nach Frankreich senden, um durch ihre Bildung in der Folge auf die ihrer Landsleute einzuwirken, oder um den europäischen Reisenden überall gute Aufnahme in den afrikanischen Ländern zu verschaffen. Drovettis Absicht ist, wenn ich nicht irre, Negerkinder, welche nach Egypten zum Verkauf gebracht werden, zu kaufen, sie zu erziehen und als Freye zurückzuschicken. Dadurch werden wenigstens einige unserer Mitmenschen der Sklaverey entrissen, und dieß wird immerhin ein sicherer Gewinn für die Menschheit bleiben. Aber ein noch größerer würde es seyn, wenn die egyptische Regierung auf eine solche Stufe der Civilisation gelangen könnte, daß sie den Sklavenhandel mit Abscheu betrachtete und denselben, in Egypten wenigstens, nicht mehr duldete. Leider ist dazu noch keine Hoffnung vorhanden. Von dem jetzigen Pascha läßt sich ein solcher Schritt nicht erwarten, und von seinem Sohne, dem grausamen Ibrahim, noch weniger als von ihm. Was beyde gegen die Griechen verübt haben, vernichtet die Hoffnung, bey diesen Herrschern Humanität statt der rohen muselmännischen Härte blühen zu sehen.

Dg.

Frankfurt a. M. Ende November.

(Beschluß.)

Webers „Oberon" hat nun seinen Kursus hier gemacht, ich sage, hat ihn gemacht, denn das Beste daran, die glänzenden Dekorationen, hätte man nun so ziemlich kennen gelernt, und der Zulauf mindert sich, obgleich es eine Oper, und noch dazu eine Zauberoper ist. Wenn man es scharf bezeichnen wollte, könnte man den Eindruck den eines Guckkastens nennen. Ohne Gelehrsamkeit und Prätension ist Wranizkys Oberon ein ganz anderes Werk, denn es hat, was die Oper haben muß, Melodie, und man kann sich überall etwas mit nach Hause nehmen. Wranizkys „Oberon" wurde auf den Straßen georgelt wie der Freyschütz, aber gegenwärtige Zauberoper Webers wird dieses Glück nie erleben. Auf diesem Wege fortgehend, mußte am Ende Weber alle Popularität verscherzen, und es gereicht ihm bey diesem Werke nur seine Erschöpfung von jener Krankheit, die seinen Tod herbeyführte, zur Entschuldigung; die Gelehrsamkeit, welcher kein Laie bey kommt, bleibt ihm hier wie früher zum Vorwurf. Bey aller Achtung, welche wir vor den Manen des Dichters haben sollen, dürfen wir es uns doch nicht verschweigen, daß Weber kein eigentliches Genie war; seine Werke sind mehr Resultate der Anstrengung als freye Gabe des Genius, und wenn er auch in seinem „Freyschütz" manchen glücklichen Wurf gethan, manches sehr glücklich ausgeführt hat, so wollen wir doch sehen, ob derselbe sich so lange in der Gunst halten wird wie z. B. Mozarts „Zauberflöte," die man nun längst zum Eckel haben könnte, die aber bey jeder guten Aufführung mit unvergänglichen Reizen erblühte.

Die Regsamkeit des hiesigen Buchhandels ist ein erfreuliches Zeichen für eine Stadt, die früher darin so bedeutend war, so daß sogar eine Gasse (die Buchgasse) davon den Namen trägt. Wenn Frankfurt sich auch schwerlich zu einer Bedeutenheit, wie jezt Leipzig und andere Orte vielleicht versprechen, erheben wird, so ersezt es doch fürerst an Regsamkeit, was ihr an umfassender Größe gebricht. Unter den Buchhandlungen, welche durch diese Eigenschaft sich neuerlich zu schnellem Ansehen erhoben haben, sind Sauerländer und Jügel obenan zu nennen. Die thätigste Verlagsbuchhandlung ist die von Sauerländer, es erscheinen fast monatlich neue Werke, meistens belletristischen Inhalts. Die Sammlung der Schriften der beyden Amerikaner, Cooper und Irving, hat guten Fortgang. Auch hat Sauerländer zwey kleine Schriften von Abraham à Santa Clara: Merks und die Heerpredigt wider die Türken zeitgemäß wieder aufgelegt. — Die Darstellung des Uebertritts von Joseph Fell, vom katholisch-geistlichen Stande zur lutherischen Konfession ist nicht in der Zeitschrift „der Protestant" sondern als eigene Schrift so eben bey Sauerländer erschienen, und macht das größte Aufsehen. Er tritt als heftiger Eiferer auf; auch der strengste Bekenner des evangelischen Glaubens würde jedoch den Ton, in welchem er sich ausspricht, zu stark finden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. December 1827.

> Wo ist wohl die Musik? — In der Luft? auf Erden? —
> Dieß ist kein sterblich Thun; der Ton gehört
> Der Erde nicht.
>
> Shakespeare.

Ueber die Stimmen aus der Höhe *).

Theil einer akademischen Rede

von Kanzler Dr. v. Autenrieth in Tübingen.

Die räthselhaften Stimmen, die in verschiedenen Gegenden der Erde zuweilen aus der Luft erschallen, sind, so viel dem Verfasser der nachstehenden Rede bekannt ist, in ihrer Allgemeinheit noch von keinem Naturforscher beachtet worden, obschon sie eine höchst auffallende Erscheinung darbieten, und die nicht blos für die Naturkunde von vieler Wichtigkeit ist. Diese fremdartigen Stimmen sind so oft schon, von den ältesten Zeiten an bis zu den unsrigen, in so weit von einander entlegenen Ländern, von so verschiedenartigen Zeugen, und zum Theil so ganz unerwartet vernommen worden, daß an ihrem wirklichen nicht, etwa blos geträumten, Vorkommen wohl nicht gezweifelt werden kann. Aehnlich in ihrer Geschichte den Steinregen vom Himmel, welche das schlichte Alterthum als Schicksalszeichen in seinen Jahrbüchern bemerkte, welche die Aufklärung der neueren Zeiten hochmüthig als kindische Fabeln verwarf und vergaß, und deren Steine nun doch fast jedes Naturalienkabinet aufweisen kann, werden wohl auch diese Stimmen vom Himmel, haben sie ihr Bürgerrecht im Reiche der Wirklichkeit wieder erlangt, häufiger bemerkt und genauer untersucht werden.

Sie scheinen bald in dieser, bald in jener Richtung durch die Lüfte zu fliegen, meist von oben herab zu erklingen, zuweilen aber aus der Erde heraufzusteigen. Sie gleichen bald dem Klange der verschiedenartigsten musikali-

*) Diese Abhandlung über einen, bisher noch ganz unbeachtet gebliebenen Gegenstand der Naturkunde berührt die physische Seite auch einiger Wunder der Schrift. Es liegt dabey die, auch schon von Theologen vom Fache ausgesprochene Ansicht zu Grunde, daß in dem, von der Vorhersehung voraus bestimmten, zweckmäßigen Eintreffen folgereicher natürlicher Begebenheiten, wodurch wichtige Veränderungen in der Menschen Schicksale entstunden, der Begriff des Wunders zu suchen seye; daß somit jedes Wunder seine natürliche wie seine übersinnliche Seite habe, weil Gott nicht blos der Vater aller Menschen, sondern auch der Schöpfer der ganzen Natur ist. In gewissem Sinne nimmt jedes christliche Glaubensbekenntniß in strenger Konsequenz schon beym Genusse des heiligen Abendmahls ein ähnliches, gedoppeltes, wirkliches physisches und psychisches Wunder an. In diesem Sinne ist aber auch der frühzeitig kalte Winter bey Napoleons Rückzuge aus Moskau ein wirkliches Wunder der weltregierenden Vorsehung; denn vier Wochen später eintreffend, hätte er nicht mehr so sichtbar beytragen können, die ganze Gestalt der abendländischen Welt vielleicht auf Jahrtausende hin zu verändern. Je räthselhafter aber die physische Seite ungewöhnlicher Erscheinungen ist, desto wichtiger für vernünftige Aufklärung muß es seyn, die Aufmerksamkeit aller Gebildeteren darauf zu lenken. Welch edlern Zweck könnte aber namentlich die Naturkunde haben als den, aufzuhellen, was sonst fast nothwendig auch die Stütze des finstersten Aberglaubens wird? Sollten die Naturforscher Deutschlands die hier zur Sprache gebrachte, so weit verbreitete Erscheinung der Stimmen aus der Höhe ihrer genaueren Untersuchung für würdig erachten, so wird auch der Verfasser dieses Aufsatzes in der Folge seine Ansicht von ihrem eigentlichen physischen Entstehungsgrunde näher entwickeln.

schen Instrumente, bald einem lauten Waffengeklirre oder Trommel- und Trompetenlärmen. Zuweilen sind sie Pferdegetrappel ähnlich, oder entferntem Geschützdonner; ein andermal bestehen sie in einem fürchterlichen, hohlen oder plötzlichen, durchdringend gellenden Schrey. Häufig ahmen sie abwechselnd vielerley Thierstimmen, vornehmlich auch Hundegebell nach. Eben so häufig gleichen sie auch lautem Rufen, Lachen oder Sprechen von Menschen, so daß nicht selten der überraschte Hörer glaubt, sie rufen ihn sogar mit Namen, und sprechen artikulirte Worte in seiner Sprache zu ihm. In solchen Fällen meynte der alte Grieche, sie riefen auf griechisch, während der Römer sie lateinisch reden hörte; und noch heut zu Tage glaubt der Bergschotte, er vernehme diese Stimme deutlich in seiner Landessprache, der gaelischen.

Damit spricht sich zwar von selbst aus, daß die unbekannte Aeolsharfe, welcher diese schaudererweckenden Stimmen entlockt werden, überhaupt gar keine artikulirten Töne von sich gibt; aber auch, daß ihre Töne zu keiner Art von gewöhnlichem Schall zu rechnen seyen, daß sie jedoch oft das Gemeinschaftliche vernehmen lassen, was im Schalle der verschiedensten Menschenstimmen immer noch als Uebereinstimmendes erkennbar ist. So konnten diese Stimmen bey ihrer Mannigfaltigkeit bald diesem bald jenem bekannten Laute verglichen werden, und wo ihr Klang einer Menschenstimme ähnelte, wurden sie von jedem Hörer, entsprechend seiner verschiedenen inneren Stimmung, anders in einzelne Worte oder ganze Reden, und in seine Sprache übersezt.

Die Gegenden, in welchen vor andern diese Stimmen aus der Höhe häufiger erklangen, oder noch erklingen, wurden von unaufgeklärten Wanderern von jeher nur mit scheuer Ehrfurcht betreten. Diese Stimmen namentlich trugen bey, die heiligen Stätten zu bilden. Es ist eine scharfsinnige, hieher gehörige Bemerkung unseres mit dem griechischen Alterthum so innig vertrauten Professors Tafel, daß die Ausdrücke, Orakel und Stimme, bey den Griechen öfters als gleichbedeutend vorkommen. Ohne erkennbare Entstehungsursache plötzlich vom Himmel herab erschallend, galten die zum Menschen sprechenden Laute zu allen Zeiten als unwiderleglicher Beweis vom Daseyn einer unsichtbaren, in der Luft schwebenden Geisterwelt. In der Kindheit aller Völker mußten schon diese überirdischen Töne die Ahndung des Uebersinnlichen, die in eines jeden Menschen Busen schläft, wecken. Sie waren es vielleicht, die in seinem erschütterten Gemüthe einen, ihrem schauerlichen Eindruck entsprechenden Anklang des Gefühls heiliger Scheue zuerst entwickelten. Darum finden wir sie so oft und mannigfach in den Glauben der Völker des Alterthums eingeflochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bataks auf Sumatra.

(Fortsezung.)

Die Bataks glauben an ein höchstes Wesen, das sie Debata Hasi asi nennen, und welches, wie sie sagen, nach der Schöpfung die Welt seinen drey Söhnen, Batara Guru, Sori Pada und Mangana Bulan übergeben hat, die aber auch nur durch Abgeordnete oder Wakils regieren. Diese theilen sie in obere, untere und mittlere Götter, wovon jede Klasse ihr besonderes Amt hat. Batara Guru ist der Gott der Gnade, Sori Pada der Gott der Gerechtigkeit und Mangana Bulan der Urheber des Uebels und der beständige Verführer zum Bösen. Da ihnen nur die Abwesenheit des Uebels als das Gute erscheint, so zollen sie dem leztern ihre vorzügliche Verehrung. Batara Guru ist der Lehrer der Menschen, und wenn er zu hart mit diesen zu verfahren scheint, so schlägt sich Sori Pada ins Mittel. Außer diesen verehren sie auch die Schlange Naga Padoha, die sie mit Kuhhörnern darstellen, womit sie die Erde stüzt, nebst einer Menge anderer Götter, Schutzengel, guter und böser Geister, die sie in beständiger Angst halten, so daß sie sich kaum aus ihren Dörfern wagen. Fast jedes Dorf hat seinen Priester, dessen Geschäft es ist, die heiligen Bücher zu erklären, die Opfer zu bestimmen, welche die bösen Geister versöhnen können, und die bösen und guten Tage anzugeben, an welchen etwas unternommen werden kann, sowohl in öffentlichen als persönlichen Angelegenheiten. Diese Kenntniß findet er in einer astrologischen Tabelle, in dem Eingeweide eines Hundes, Schweins oder Vogels, dem Innern eines Eys, einer Citrone. In guten Tagen denkt der Batak nie an seine Götter, will er aber einen Krieg oder irgend etwas anderes unternehmen, oder ist ihm ein Unglück widerfahren, dann wendet er sich an den Datu (Priester) mit etwas Reis und einem Huhn, und dieser sagt ihm aus dem Ansehen der Eingeweide, welchen Genius er versöhnen, und aus einem Buche, mit was für einem Thier er ein Fest bereiten muß. Wenn Alles bereit ist, ladet der Herr des Festes alle seine Freunde ein und gibt ihnen drey Tage und Nächte hindurch Gelegenheit zum Zechen und Tanzen. Am dritten Tage fällt mitten im Tanzen einer von den Gästen zur Erde und scheint ganz besinnungslos. Wann er wieder erwacht, gibt er vor, er sey nicht mehr er selbst, sondern der Geist des zu Versöhnenden sey aus dem unzugänglichen Gebirge, wo er zu wandern pflegte, in ihn gefahren, um an dem Feste Theil zu nehmen. Dieß thut er denn auch nach Herzenslust und beantwortet alle an ihn gethane Fragen so, wie es dem Wirthe am angenehmsten ist, oder so daß seine Worte eine Prophezeihung enthalten könnten. Auf die Bitte des leztern verspricht er, sich für ihn bey den Göttern zu verwenden, fällt dann wieder nieder und kömmt zu sich selbst.

Die einzige Feyerlichkeit, woran die ganze Gemeinde Theil nimmt, ist die, welche einem Kriegszug vorhergeht. Sie wird veranstaltet sowohl um den Feind zu verfluchen, als zu erfahren, ob der Feldzug glücklich ausfallen werde oder nicht. Die Bataks beten indessen keine Götzen an, und die hölzerne Gestalt eines Mannes, die man in jedem Dorfe findet, scheint blos zur Eidesleistung zu dienen. Sie halten dafür, daß die Seele nach dem Tode mächtiger und freyer werde und keine Schmerzen mehr zu leiden habe; aber von Belohnung und Bestrafung scheinen sie keinen Begriff zu haben. Auch soll ihre Sittlichkeit sehr schlecht beschaffen seyn, obgleich sie an den göttlichen Einfluß im Leben glauben.

Die Sprache der Bataks scheint blos eine Mundart der Malayischen zu seyn, und ist derselben besonders in den Hauptwörtern sehr ähnlich; dieß ist aber mehr in der Schriftsprache, oder Hata Habasitan, als in der gemeinen Sprache, oder Hata Tohop, der Fall. Sie haben eine größere Mannigfaltigkeit von Vor- und Nachsetzsylben als die Malayen, besonders von den letzteren, obgleich es nur Abänderungen der Malayischen Sylben sind. Die grammatischen Formen sind gleich einfach in beyden Sprachen. Die Sprache der Bataks hat keine Wörter von dem Arabischen, aber desto mehr vom Sanscrit, was beym Malayischen umgekehrt der Fall ist, und zwar unstreitig deßwegen, weil letztere den Mahomedanismus aufgenommen haben und erstere nicht. Ihre Buchstaben sind sehr einfach und leicht zu unterscheiden; jeder Mitlauter hat wie im Sanscrit einen Selbstlauter in sich selbst, was ihm die Eigenheit einer Sylbe gibt. Sie schreiben von der Linken zur Rechten ohne Unterbrechung der Wörter; auf eben diese Weise lesen sie, d. h. in einem singenden Ton, Sylbe vor Sylbe, ohne Abbrechung, so daß sie selbst für einander im Lesen kaum verständlich sind. Ihre Bücher handeln vorzüglich vom Krieg, der Zeit und der Art, wann und wie solcher am besten zu führen sey; von Religion, Opfern, Gebräuchen und Gebetformeln, und endlich von den Krankheiten und deren Heilmitteln, zusammen eine Masse von Fabeln und Abgeschmacktheiten, ohne eine einzige nützliche Lehre oder sittliche Vorschrift. Sie sollen auch eine Geschichte der Schöpfung und des Ursprungs ihrer Nation haben. Ihre Gedichte bestehen wie bey den Malayen aus Pantuns oder kurzen Reimen, meistentheils von vier Zeilen. Sie werden selten niedergeschrieben, wer aber als Liebhaber, Redner, oder auch nur im Gespräche glänzen will, muß sein Gedächtniß so voll damit gepfropft haben, daß er für den wichtigsten wie für den unbedeutendsten Fall einen Reim bey der Hand hat. Oft reimen ein Paar junge Leute in Gegenwart einer Menge Zuhörer einige Stunden lang, ohne daß je einer über die Antwort verlegen scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Die Vergangenheit ist ein reines Nichts; die Gegenwart wird in jeder Minute zu einer, und alle Spuren in der Gegenwart werden wieder zu ihr. Zukunft ist noch weniger, den sie hat nicht einmal Spuren und ist ungeformt. Dennoch muß etwas in uns seyn, das uns in diesen Nichtswechselungen ein Gefühl der Dauer gibt, eine andere ungeändert fortgehende Gegenwart mitten in den Wogen. Woran messen und erkennen wir Vergängliches und Vergehen als am Bleibenden?

Die Jugend dauert nicht lange, aber die Erinnerung der Jugend dauert das halbe Leben hindurch, und der junge Irrthum veraltet nie.

Die Blume schläft, das Herz schläft, aber um voller wieder zu erwachen.

Wer das Streben nach dem Schönsten hat, ist schon etwas; denn das Streben ist eine Kraft, und ist nur die Erweiterung des Besitzes dessen, was man hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Im Clavigo ist bey der Festigkeit und Allgemeingültigkeit der verschiedenen Sphären des Lebens ein Charakter gezeichnet, der in zwey Gebieten, in ruhiger bürgerlicher Familienstille und in weltverbreitetem, wissenschaftlichem und politischem Einflusse leben will, doch, ohne beyde vereinigen zu können, nur haltungslos von dem einen zum andern hinüberschwankt. Ein solches Schwanken von einer Neigung zur andern, ein Umherschweifen in der Welt nach Befriedigung zeigt sich noch näher, aber auch subjektiver und schuldvoller in Fernando, der sich und die beyden Weiber, die er liebend umfaßt, in Verzweiflung und Tod stürzt. Des Egmont ist schon Erwähnung gethan. Egmont stirbt zwar einerseits für seinen Charakter, aber eben so sehr auch in dem Bewußtseyn, sich für sein Volk dahingegeben zu haben. In Iphigenie ist das einzelne Gemüth aufs Zarteste, aufs Innigste, mit jedem wahrhaften, eigentlichen Inhalt des Lebens verschmolzen, nur die Liebe für Heimath, für Vater, Mutter und Bruder erfüllt Iphigeniens Brust, und die Kollision, in welche sie geräth, ist nur der Schmerz, getrennt von den Ihren in der Fremde weilen zu müssen, die Trauer über den Tod der Ihrigen, und die zarte Sorge, gegen den fremden Wohlthäter, der sie sich aneignen will, nicht als hart und undankbar zu erscheinen. Im Tasso sind dann wieder Charakterunterschiede die Hauptsache, aber Charakterunterschiede, die aus der Natur der verschiedenen Lebenssphären selber hervorgehen: Staatsmann und Dichter stehen sich hier schroff und feindselig gegenüber; jeder hat, was dem andern fehlt. Antonio und Tasso verschmolzen, würden den vollendeten Menschen ausmachen, der in Alfonso beyden zur Seite steht. So umfaßt denn auch Tasso am Schlusse Antonios Brust, wie der Schiffer den Felsen, an dem er scheitern sollte. Auch in der natürlichen Tochter ist es das königliche, hohe, liebenswürdige Gemüth Eugeniens, das den Makel der Geburt und die Gewalt der Verhältnisse überwinden und seinem angebornen Charakter folgen will; aber sie muß sich re-

figuiren, und dem edlen Manne zu stiller, bürgerlicher Häuslichkeit die Hand bieten. Doch weiter hinaus zum Faust hin wollen wir so kurze Andeutungen, so unbestimmte leichte Umrisse nicht verfolgen. Sein Drang, sich selbst in Natur, Gott und Welt zu finden und zu genießen, möchte uns zu weit von unserem eigentlichen Zwecke entfernen, dem wir uns deßhalb eiligst wieder zuwinden wollen. — Von wem anders könnten wir nun aber von Berlin aus zunächst sprechen als von Dem. Sontag? Doch wir können nur berichten, daß sie nach stets steigendem Beyfall, nach zweymaliger Aufführung des Rossinischen Othellos, und nach ihrer Benefizvorstellung, zu welcher sie den „Tancred" ausgewählt hatte, endlich abgereist ist. Der vielen Lobgedichte, die über ihr Haupt geschüttet wurden, der Blumen- und Lorbeerkränze, die auf sie herabregneten, der Festlichkeiten, die für sie veranstaltet wurden, wollen wir keine ausführliche Erwähnung thun; sie verstehen sich von selbst. Doch spricht man auch von reichen, huldvollen, allerhöchsten Geschenken, welche die Sängerin mehr als alles Uebrige mögen erfreut haben. Wir können nur sagen: Gott sey Dank, daß sie fort ist, und daß man nun doch endlich einmal wieder von etwas anderem sprechen hört und von etwas anderem reden darf als von einer kleinen, hübschen, höchst talentvollen, lieblichen, liebenswürdigen Sängerin. Doch wird ihre Gegenwart bald genug vermißt werden, denn Herr Ritter Spontini ist wieder von München zurückgekehrt, und nach jenen zarten, freundlichen Klängen bricht nun wieder der bacchantische Opernsturm herein, der sich schon in einer zweyfachen Aufführung der „Olympia" hat hören lassen. Glücklicher Weise war Mad. Milder früh genug eingetroffen, um vorher noch einmal als Iphigenie mit lautestem, allgemeinstem Beyfall empfangen zu werden. Jezt wird nun wohl aber zunächst keine Glucksche Oper wieder zum Vorschein kommen, und auch die Mozartschen werden eine geraume Zeit lang ruhen. Doch wird es dem Publikum an Unterhaltung nicht fehlen. Denn ein schon seit einem Jahre projektirtes Vorhaben, die Errichtung nämlich einer französischen Bühne, scheint jezt endlich zur Ausführung kommen zu sollen. Ein Personal von vierzehn Mitgliedern hat sich zusammengefunden und fordert zu Abonnements auf; zehnmal soll monatlich im Lokal des königl. Schauspielhauses gespielt, und mit Lustspielen, Vaudevilles und leider auch Melodramen abgewechselt werden. Wir wünschen dem Unternehmen das beste Glück, denn auf welcher Kunststufe diese Gesellschaft auch immer stehen mag, so werden unsere Schauspieler von ihr doch wenigstens die Ehrfurcht vor Publikum und Kunst lernen können, um dann aufzuhören in grober, bequemer Gleichgültigkeit, mit glücklich erlangter Routine, wie es eben gehen mag, zu dem Publikum hinunterzuschwazen und zu schreyen, und in sicherer Sorglosigkeit, da die Aussicht auf lebenslängliche Pension durch den Kontrakt ja unumstößlich feststeht, kein Majestätsverbrechen gegen die Kunst mehr zu scheuen. Auch das Theater der Königsstadt sucht alles hervor, das Publikum zu sich heranzuziehen. Dem. Tibaldi entzückt mit ihrer klangvollen Altstimme, so oft sie auftritt, und wenn Dem. Bamberger auch nur den Verlust ihrer Vorgängerin recht fühlbar macht, so hat diese wenigstens den Vortheil, das Publikum mehr wieder auf Lustspiel und Posse aufmerksam zu machen, für deren Darstellung diese Bühne hauptsächlich bestimmt war. Leider ist aber Herr Angely der Hauptverfertiger der Possen.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, November.

Mancherley Umstände, von denen die fortwährend abnehmende Zahl der Fremden keiner der geringsten ist, haben im vorigen Jahre unter der arbeitenden Klasse sowohl wie im Handel und Wandel eine Geschäftslosigkeit hervorgebracht, welche dieses Jahr, wo nicht sich noch zu vermehren, doch von einer andern Seite noch drückender zu werden droht; die Erndte ist nämlich nicht besonders günstig und die Weinlese sogar durchgängig schlecht ausgefallen. So erheben sich von allen Seiten Klagen unter dem Volke, und wo man hinhört klagt Alles: „Non si lavora," oder: „Stiamo a spasso!" Diese Lage der Dinge hat der väterlichen Sorge, welche der Pabst für seine Unterthanen trägt, nicht entgehen können; wahrscheinlich ist der Plan einer neuen Nachgrabung auf dem Forum in der Absicht gemacht worden, um der untern Klasse während des Winters Arbeit und Unterhalt zu verschaffen. Diese Nachgrabung wird, wenn man den Sagen, welche davon im Publikum gehen, trauen darf, bedeutender und umfassender werden, als die meisten vorhergehenden, ja sich vielleicht in ihren Erfolgen vor allen bisher stattgefundenen auszeichnen; es kömmt vielleicht darauf an das Forum von dem schmähligen Schmuz und Schutt zu befreyen, in welchem es versunken liegt, und den erstaunten Fremden, die den berühmtesten und glänzendsten Ort des alten Roms zu einer einzigen großen Mistpfüze, gleich denen, welche sich am Eingange verfallener oder verarmter Dörfer im ärmsten Theile von Deutschland zu befinden pflegen, umgeschaffen finden, ein Gegenstand des Eckels, ja des Abscheues wird. Es ist kaum glaublich, daß bey den Tausenden von Meisterwerken der neuen Baukunst und den übrigen Anlagen, die seit mehr denn einem Jahrtausend zur Verherrlichung der Stadt unternommen wurden, mehrere der berühmtesten und merkwürdigsten Pläze derselben noch bis vor zwanzig Jahren in den allerschmähligsten Ruinen und in Koth versunken gelegen haben. Der Volksplaz, seiner Lage nach der besuchteste aller öffentlichen Pläze Roms, war, obgleich von vier grandiosen Gebäuden umgeben, der Thorfaçade, von außen von Michelangelo und Vignola, von innen von Bernini erbaut, den Kirchen di S. Maria del Popolo, di S. Maria di Monte Santo und di Gesu e Maria, und mit dem berühmten Sonnenobelisk aus Heliopolis, von August im Circus Maximus errichtet, geziert, noch vor sechs Jahren ungepflastert, mit Schmuz und Koth bedeckt, und umgeben von erbärmlichen Baracken; deßgleichen der Petersplaz, der nur innerhalb des Kolonnadenzirkels gepflastert, außerhalb aber mit seinen elenden Hütten einem Dorfplaze ähnlicher sah als der nächsten Umgebung der weltberühmten Peterskirche. Beyde Pläze sind erst unter der Regierung des jezigen Pabstes gesäubert und gepflastert worden. Wie das Forum, welches noch heut zu Tage ein Gräuel der Verwüstung zu seyn scheint, obgleich vom vorigen Pabste durch Ausgrabung der drey Triumphbogen (des Severus, Titus und Konstantin), des sogenannten Friedenstempels u. s. w. ein beträchtlicher Theil desselben aufgeräumt worden ist, vor zwanzig Jahren ausgesehen haben mag, davon habe ich keinen Begriff. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Gegenden, welche durch die dort befindlichen Reste von alten Denkmälern zu den schönsten und interessantesten Pläzen der Stadt gemacht werden könnten, wenn man die umliegenden Baracken abreißen, und die Oerter von dem Schmuze, in welchem sie versunken liegen, reinigen wollte. Dazu gehören insbesondere das Theater des Marcellus und der Triumphbogen der Octavia, ersteres am Montanaraplaze, auf welchem der Abschaum des römischen und des umliegenden Bergpöbels sein Wesen treibt, lezterer auf dem Fischmarkte und unmittelbar am Judenviertel (Ghetto).

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. December 1827.

> Wie ist es möglich, daß der verlassene Mensch nicht die einzige warme Brust umschlinge, in der ein Herz liegt wie seines, und zu dem er sagen kann: Mein Bruder, du leidest wie ich, und wir können uns lieben.
>
> Jean Paul.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Der Winter war nun eingetreten; Frau Camerons körperliche Leiden nahmen zu; Sturm und kalter Regen brausten um die Hütte, Dunkelheit, Mangel und Schmerz wohnten in ihr. Da saßen die Armen an einem späten Abend, wo ein heftiger Anfall der Kranken den Schlaf der Kinder verscheucht hatte, um das glimmende Heerdfeuer, und Frau Cameron benuzte die Beschwichtigung ihrer Schmerzen, um Annchen von Neuem den Gegenstand ihrer öfteren Gespräche an's Herz zu legen. Annchen hörte, eifrig spinnend, um die Versäumniß des Abends wieder einzubringen, ihr nachdenkend zu; Nanny wand, zu ihren Füßen sitzend, Garn ab, wobey sie, von Müdigkeit überwältigt, wohl das Rädchen zu drehen vergaß; der kleine Malcolm lag in seinem Bettchen hinter der Mutter; diese nahm aber nicht wahr, daß er schlaflos sich umher wälzte und jezt leise, leise an der Mutter Plaid zupfte. Annchen, ganz vertieft in den Gedanken, die Frau Cameron in ihr von Neuem angeregt hatte, ward sich ihrer eigentlich erst wieder bewußt, wie die Kranke mit bebender Stimme schloß: „Und könnte ich denn christlich ergeben aus der Welt gehen, wenn ich meines Sohnes Kinder fremder Barmherzigkeit preisgegeben sähe?“ In diesem Augenblick zupfte der Knabe dreister an der Mutter Mantel und sagte bittend: „Mutter, Mutter gieb mir mein Abendbrod, sonst kann ich nicht schlafen!“ Mit einem Ausruf, der den Schrey des Schmerzes mit dem Aechzen der Verzweiflung vereinigte, sprang Annchen auf, stieß ihr Spinnrad von sich, hob den Knaben in ihren Armen zum Himmel empor und rief: „Mutter, ich will Alans Weib werden!“ Und nun faßte sie die bestürzte Nanny in ihren andern-Arm, kniete nieder und mußte wohl kräftig gebetet haben, denn entschlossen, fast ruhig hob sie nach einer langen Weile ihr Antlitz empor, und als hätte ihr Gebet auch den hungernden Knaben beschwichtigt, ward's nun stille in der Hütte bis zum kommenden Morgen.

Nicht für alle Bewohner der Hütte mochte diese Stille Schlaf bringen. Dem Dürftigen ist kein Raum, seinen Schmerz allein zu bekämpfen, in seiner beschränkten Wohnung gestattet; meist ist sein hartes Lager die Zuflucht seines Grams. Auch Frau Cameron und Annchen mochten den größten Theil der Nacht mit diesem Gefährten der Verlassenen zugebracht haben; aber der Entschluß war gefaßt, und ein Paar Zeilen von Frau Cameron gaben Alan am nächsten Morgen die Nachricht, um die er bey seinem Abschied aus der Hütte gebeten.

So beglückend hatte er sie nicht erwartet; Annchen wollte sein Weib seyn! die Gefährtin seiner Tage, die Pflegerin seines dahinschwindenden Lebens; sie wollte ihm das Glück all ihrer Lieben verdanken! Mit der Bläße des Todes auf den Wangen, aber einem Auge, das von Befriedigung strahlte, trat er in die Hütte. — Wie sich die Beyden wiedersahen, was sie zu einander sprachen, wäre schwer

zu berichten; in Beyden kämpfte Freude und Schmerz. Annchen hatte gegen die Erinnerung zu streiten und Alan fand jezt die Zukunft so bitter, denn er fühlte, wie glücklich er nun werden könnte, daß aber dieses Leben ihm kein Glück mehr verlieh. Die weltlichen Angelegenheiten waren bald berichtigt. Alan legte seinen lezten Willen nieder, der Annchen den Besitz seines sämmtlichen Vermögens zusicherte, und der Tag der Hochzeit ward bestimmt; bis dahin sollten Malcolms Hinterlassene in der Mooshütte bleiben, aber dann führte sie Alan in den Pachthof und Frau Cameron hoffte, Ruhe und Pflege und herzliche Vorsorge sollten Alans erlöschendes Leben wieder aufrichten. Annchen betrug sich während der Woche, die bis dahin verfloß, mit anständiger Heiterkeit; sie drängte alle ihre Empfindungen in ihren Busen zurück, nur ihrer Dankbarkeit gegen Alan ließ sie Freyheit, nur der Sorge für seine Gesundheit legte sie keinen Zwang an. Oft mußte sie freylich unter irgend einem Vorwand in den kleinen Garten, oder in die Torfscheuer der Hütte gehen, um im Stillen zu weinen, vor Allem, wenn sie ihrer Kinder fröhliches Geschwätz hörte, die von Alan sprachen, als sey er immer ihr Vater gewesen, und sich eine Welt von Glückseligkeit auf seinem Pachthof versprachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

Beginnen wir, um zu untersuchen, wo diese Laute aus der Höhe vorkommen, und was sie seyen, zuerst mit Ceylon, mit der an der Südspitze der asiatischen Halbinsel diesseits des Ganges gelegenen Insel, an welche die Völker Vorder- und Hinterindiens so manche heilige Sagen knüpfen, und auf welcher, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, manche Gelehrte den Ursprung der alten Buddha-Religion suchen.

Der neueste europäische Forscher, der über Ceylon schrieb, der Engländer Davy, dessen Untersuchungen über das Innere der Insel im Jahr 1821 in London erschienen sind, hörte selbst im April (also zu Anfang der dortigen Regenzeit) zu Yadalgammé, im flachen, waldigten Lande gegen die Südwestküste von Ceylon zu, den Ulama, den Dämonenvogel der Eingebornen. Ein lautes, abscheuliches Geschrey, das den größten Jammer auszudrükken schien, däuchte ihm einmal Nachts von einem benachbarten Baume zu kommen. Davy sezt bey, wenn ein Vogel der Urheber davon sey, so müsse er sehr selten seyn, und er sey nicht im Stande gewesen, von den Eingebornen irgend eine erträgliche Nachricht über ihn einzuziehen. Sie, die Eingebornen, hielten diese rauhen und schrecklichen Töne für ein böses Zeichen bevorstehenden Unglücks oder des Todes, etwa wie bey uns die Stimme des Käuzchens dafür angesehen wird.

Ein gebildeter Holländer, Haafner, der seine Fußreise durch Ceylon im Jahr 1810 drucken ließ, war schon im Jahr 1783 auf einem abenteuerlichen Zuge, am Ende der Regenzeit, durch den fast unzugänglichen Waldgürtel gedrungen, der das innere gebirgigte Hochland der Insel umgibt. Allein und fast gänzlich in seinen Kräften erschöpft, gelangte er auf das öde und zerklüftete, völlig nackte Gebirge von Bocaul im Nordwesten des Gebirgslandes. Er übernachtete dort unter überhängenden Felsenstücken. Da tönte es um Mitternacht unversehens in sein Ohr wie fernes Hundegekläffe, das aus den gegenüberliegenden Bergen hervorzubrechen schien. Bald wurde es in gleicher Weise, doch in geraumem Abstand, auch hinter ihm laut und immer lauter. Er glaubte nun deutlich verschiedene Menschenstimmen zu vernehmen, die aus voller Kehle lachten und schwazten. Diese Töne kamen und schwanden in ein Paar Minuten wechselsweise wieder in die Nähe und in die Ferne, und wenn sie jezt aus lichten Höhen herabzuschweben schienen, so dünkten sie ihm im nächsten Augenblick tief aus der Erde heraufzuwimmern. Er sprang auf und lauschte. Alles war wieder todt und still, bis eben so plötzlich in geflügelter Eile Stimmen durch die Luft schallten, die vom Wiederhall der benachbarten Berge beantwortet wurden. Noch angestrengter lauschte Haafner; da tönte ganz dicht hinter der Klippe, unter welcher er Schutz gesucht hatte, ein so gellender Schrey in seine Ohren, als sollte sein Trommelfell zerreißen. Ausser sich stürzte er unter seinem Felsenobdach hervor. Da war es, als ob hundert durcheinander kreischende Töne, so falsch, so fremd, so unerhört ihm im Nacken schwirrten, daß er, mit aller Fassung zu Ende, nichts Eiligeres zu thun hatte als mit den Fingern in den Ohren in seine Grotte zurückzuspringen. Lange noch, nachdem die entsetzlichen Töne verklungen waren, zitterten sie in seiner bewegten Seele nach. Außen brütete nun wieder eine eben so ängstliche Stille umher, die nur zuweilen durch das Rollen abbröckelnder Felsenstücke unterbrochen wurde, wenn sie an den Berglehnen hinabdonnernd dem Abgrund zueilten.

Späterhin hörte Haafner von mehreren verständigen Personen in Jaffanapatnam, daß ähnliche wunderbare Stimmen im Gebirge und an den Ufern des wegen seines felsigten Betts unschiffbaren Mawelingongastromes keineswegs unter die seltenen Ereignisse gehörten, und daß sie nach dem Glauben der Eingebornen von dorthin gebannten bösen Geistern hervorgebracht würden.

Ein Deutscher, Namens Wolf, aus dem Meklenburgischen, welcher in den Jahren 1782 bis 1784 seine Reisebeschreibung herausgab, hatte zwanzig Jahre in Ceylon, meist in Jaffanapatnam auf dem nördlichen flachen

Uferland der Insel zugebracht. Auch er hörte, aber nur einmal, ungefähr um ein Uhr Nachts die fürchterliche Stimme. Er und seine Frau erschraken so sehr darüber, daß ihre Glieder zitterten; eine in der Nähe wohnende Kaufmannswittwe wurde wirklich aus Schrecken krank. Der Schrey habe weder mit der Stimme eines Menschen noch der eines Thiers Aehnlichkeit gehabt, sondern sey, von beyden verschieden, nicht ein heller, sondern wie ein, aus einer Höhle herkommender, fürchterlicher Ton gewesen. Er wisse keine Stimme noch Ton zu erdenken, womit er ihn vergleichen könnte; auch habe er weder vorher noch nachher dergleichen gehört, verlange auch nichts der Art mehr zu hören.

Früher habe er selbst nur gelacht, wenn Jaffanapatnamische Schützen erzählt hätten, sie haben in der dürren Jahreszeit dieses Theils der Insel an den Teichen im Walde diese Stimmen gehört. Es sey bald ein Ruf, bald ein Schrey; ein ander Mal töne es einer Gesangmelodie lustiger Menuetten gleich, die aber eine solche Wirkung auf das Gemüth ausübe, daß auch der beherzteste Mann davor schaudere. Es laufe die fürchterliche Stimme so geschwind von einem Orte zum andern fort, daß weder der Wind noch ein Vogel solche Geschwindigkeit haben könne. In zwey bis drey Augenblicken höre man sie fast eine Viertelmeile weiter entfernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Für Schönheit und Güte gibt es keinen andern Lohn als deren Ebenbilder.

Jeder geniale Kopf hat etwas, was ihm schwer wird, und sogar seine scheinbare Leichtigkeit ist das Geschöpf langer Mühen. (Goethe).

Streben muß man nach der Wissenschaft wie nach Philosophie, Mathematik, Geschichte — zur Poesie aber laß dich hinreißen, wie die Jungfrau durch die Liebe.

Nicht blos Gluth, sondern Ausdauer bringt lebende Thaten hervor. Aber die meisten Menschen sind Vögel, die brüten und ihre Eyer — kalt werden lassen.

Die Schönheit ist Goldstaub und schimmert und schmückt; der Geist Blüthenstaub und fliegt unscheinbar, aber schafft Ernten.

Warum ist der Mensch so eng und klebend in seinen Winkel gebannt, er, der bequemen Platz schafft in seiner Brust zur Einquartierung des Universums, und der dieses dann austreibt und fortschafft, um für eine armselige Kleinigkeit Platz zu schaffen? Wie oft muß das Universum ausziehen, gleich einem schlechten Bezahler! Gott muß fort, weil ein Frosch einzieht. Es gibt nichts so Kleines, was nicht im Menschenherzen oft den Raum des Größten brauchte und forderte.

Der Mensch wie der Rhein verliert sich in dem Sande, den er sich aufgehäuft.

Wäre in der Menschheit das Unsittliche Natur, wie fürchterlich würde aus alter Unsittlichkeit neue keimen; aber gerade umgekehrt. So treiben schiefgebogene Bäume doch die neuen Zweige wieder gerade aufwärts.

Sondert euer Herz nur von der großen Weltkugel; gerade den heiligsten Pulsazionen schlagen die rohen Wogen der Erdkugel entgegen.

Das ganze Leben der Sittlichkeit und Liebe besteht in dem ewigen Wechsel der Uebertragung des Ich ins Du, und des Du ins Ich.

Die Umarmung eines großen Menschen schickt dessen Seele in die zweyte hinüber. Die Umarmung verschiedener Geschlechter erzeugt nicht so viel als die des Nämlichen. Denkt Euch von Christus umarmt, oder als Weib von der Maria, einen Gemeinen öffentlich von einem General.

Wer keinen höhern Menschen über sich hat, ist allein, ein Gleicher genügt nicht.

Wenn Liebe das Mark des Lebens ist, so haben sie alle Jünglinge gewiß, wie junge Pflanzen das Mark, welches später der alte hohle Baumrumpf bey allem Forttreiben leicht entbehrt, so wie leider das späte oder gar das letzte Alter sich mit einem ausgeleerten, verknöcherten Herzen in die kalte Erde begeben kann.

Es giebt eine schöne Begeisterung der Liebe, wo der Mensch nichts als seinen Himmel oben sieht, und alle Wolken nur unten, und worin ihm wie einem Luftschiffer nur durch Wolkenrisse ein Stückchen Erdenlandschaft erscheint.

Ein Mensch, der alle Menschen liebt, verdichtet wie durch ein Brennglas diese Liebe noch mehr durch besondere Liebe.

Ein Mensch, im Lieben aller Menschen, käme sogleich zur Gerechtigkeit. Die Hauptsache ist nur die Zurücksetzung des Ich.

Das schönste Bescheeren ist Fortlieben, da wird jeder Tag ein heiliger Abend.

Liebe ist gleich Wärme in nichts einzuschließen; aber nicht Licht, Luft, Wasser, Geruch. So bist du nicht vermögend, deine Einfälle oder überhaupt dein Inneres dem Andern mitzutheilen, wenn er nicht empfänglich ist; hingegen Liebe muß er aufnehmen und empfinden.

Zeige wahre uneigennützige Liebe, so wird, der An-

dere mag glauben oder widersprechen wie er will, er von ihr ergriffen und durchgriffen werden.

Wie würde man seine Kinder lieben, wenn man sie nicht zugleich mit erziehen müßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beschluß.)

Da alle diese Wünsche noch für eine lange Zeit, um nicht zu sagen für immer, zu den frommen gehören werden, so genügt für jezt die Hoffnung, daß das Forum, als der interessanteste Theil des alten Roms, wenn auch nicht mit anständigen Gebäuden besezt, doch wenigstens von seinem gröbsten Schmutze gereinigt, der Boden geebnet und wahrscheinlich demnächst mit Bäumen bepflanzt werden wird, wie es schon im vorigen Jahre theilweise mit der Gegend zwischen dem Forum und dem Kolosseum oder der antiken Via sacra geschehen ist. Darf man der herrschenden Sage glauben, so werden alle die Heuböden, welche die hier liegende, nach ihnen benannte, Via de' Venili bilden, umgerissen, und besonders unter ihnen die Nachgrabungen mit Eifer betrieben werden, ein um so löblicherer Vorsaz, als, wenn noch irgend Hoffnung zur Ausbeute auf dem Forum, oder um dasselbe vorhanden ist, die Heuställestraße, welche vielleicht schon seit mehreren Jahrhunderten existiet, und folglich seit der ganzen Zeit keine Nachgrabung erfahren hat, allein Sachen von Werth im Schooße aufbewahrt haben kann. Gesezt aber, die Mühe wäre auch hier vergebens, so würde doch die zu hoffende Aufräumung und Bepflanzung dieser Gegend einen schönen Ersaz für die Kosten gewähren, die ohnehin schon in so fern gut werden angewandt seyn, als sie manchem armen Menschen während des Winters Unterhalt verschaffen dürften.

Der Bericht, welchen sich die Regierung vom Leihhause über die Anzahl der versezten Pfänder hat abstatten lassen, ist höchst betrübend. Das Armenhaus bey der Fontäne von Termini ist so überfüllt, daß die Vorsteher keinen Hülfsbedürftigen mehr aufnehmen wollen, dessen Zustand nicht augenblickliche Hülfe erfordert. Bey dieser Gelegenheit kömmt die Oekonomie, welcher sich die hiesigen reichen Familien ergeben, immer mehr zur Sprache; man will nachweisen können, daß sich ihre jezigen Ausgaben, eins ins andere gerechnet, auf den vierten Theil des Aufwandes beschränken, den sie noch vor zehn Jahren gemacht, so daß z. B., wer damals vier Bedienten unterhalten hat, sich jezt mit einem behilft; bedenkt man, daß gerade die reichsten unter denselben, z. B. die Borghese, Corsini, Cesarini, Gaeta u. s. w. abwesend sind, so wie, daß jährlich die Zahl der Fremden abnimmt, so wird die Armuth des Volks kein Räthsel mehr seyn. Die Regierung thut ihr Möglichstes, hat sich aber durch Einsezung des ökonomischen Raths selbst die Hände gebunden. Dieser, der zu allen öffentlichen Ausgaben seine Zustimmung geben muß, soll sich dem Vorhaben des Pabstes, bey dem Nachgraben auf dem Forum zum wenigsten tausend Individuen anzustellen, als die augenblicklichen Kräfte der Staatskasse überschreitend, widersezt haben; somit werden ihrer etwa hundert und fünfzig arbeiten, ob sich gleich, sagt man, mehr denn fünftausend gemeldet haben. Daß die Moralität des Volks bey dieser allgemeinen Beschäftigungslosigkeit nicht gewinnt, ist leider nur allzuwahr. So nehmen von der einen Seite die Diebstähle, und von der andern die Unsittlichkeit in der untern Klasse immer mehr überhand. Lezterer sucht das Generalvikariat und ersteren die Polizey nach Kräften zu steuern. Da dieß durch Subalterne geschehen muß, welche in keinem Lande immer pflichtgemäß handeln, so beklagt sich das Publikum, daß den Diebstählen nur theilweise und nur in den gangbarsten Straßen Einhalt gethan wird, die entlegenen Stadtviertel dagegen dem Diebs- und Raubgesindel auf Diskretion Preis gegeben werden, und nach Untergang der Sonne nicht mehr zu passiren sind.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Außer den Theatervergnügungen gibt es für diesen Winter noch mannigfache Gelegenheit zur Unterhaltung und Belehrung. Romberg hat Quartettabonnements eröffnet, und im Lokal der Singakademie die ziemlich zahlreiche Versammlung theils mit Quartetten seiner eigenen Komposition gelangweilt, theils durch Variationen auf Volkslieder, durch Kuhreigennachahmungen u. s. f. amusirt, theils durch einige köstliche Meisterbue aufs Innigste erfreut. Doch die Hoffnung, hier Meisterwerke der Quartettkomposition meisterhaft ausführen zu hören, scheint in diesen Abendunterhaltungen nicht erfüllt zu werden, und fordert auf, bey den Möserschen Quartetten nicht zu fehlen, welche dießmal mehr als sonst durch die Gediegenheit ihres Inhaltes werden den Sieg streitig machen wollen. Herr von Holtei hat gleichfalls wieder angefangen, dramatische Meisterwerke vorzulesen, und hat sich zur Schande unserer königlichen Bühne immer eines zahlreichen Besuches zu erfreuen. Denn wer zieht es nicht vor, ein gutes Stück gut vorlesen zu hören, statt schlechten Aufführungen beyzuwohnen. Auch an belehrenden Unterhaltungen fehlt es nicht. Herr von Tscharner aus Bern hält vor Herrn und Damen physikalische Vorträge, in denen er freylich nichts wissenschaftlich Neues, kein Resultat tiefer und dauernder Forschungen zum Vorschein bringt, aber das Bekannte durch stets gelingende Versuche aufs Lehrreichste verdeutlicht. Ferner hat Hr. Professor Breitenstein aus Bonn im Saale der Singakademie einen Kursus über Theorie der Musik eröffnet, für deren Verständniß er nur die allerersten Vorkenntnisse voraussezt, eine Voraussezung, die nicht mehr befremden kann, seitdem es Logier gelungen ist, unsere sechsjährigen Kinderchen zu lehren, die schwersten Musikverhältnisse zwar nicht zu verstehen, aber doch wenigstens wie das ABC mechanisch auswendig zu behalten, um damit musikalisch buchstabiren und lesen zu können. In demselben Lokal der Singakademie wird nun auch Herr Alexander von Humboldt unentgeldliche Vorträge über physikalische Geographie zu halten beginnen; und zwar wird sich für diese Vorlesung ein Publikum zusammenfinden, wie es glänzender sich wohl selten zu dem Zwecke sich zu unterrichten, oder zum Schein dieses Zweckes mag versammelt haben. Ein großer Theil des Hofes wird die königl. Logen füllen, die vornehmen Militärs, das diplomatische Corps, höhere inländische Staatsbeamte, denen in dem größten Auditorio der Universität (wo Herr v. Humboldt gleichfalls zu lesen angefangen hat) auf der Studentenbank, mitten unter Studiosen unheimlich zu Muthe war, werden das glänzendere Lokal und die Gesellschaft der Damen vorziehen. Denn auch Damen haben Zutritt, und wer auf Reichthum, guten Ton und Bildung Anspruch machen will, darf nicht fehlen. Herr von Humboldt soll deßhalb den wissenschaftlichen Ton seines Vortrags bedeutend herabstimmen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 14. December 1827.

Sie zürnt, die Stimme; die Einöd erzittert.
Welch Schrecken brauset durch sie hin!

Cramer. 29. Psalm.

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

In der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war ein Engländer, Knox, neunzehn und ein halbes Jahr im Innern von Ceylon vom damaligen Landesfürsten gefangen zurückgehalten worden. Seine Beschreibung von Ceylon erschien im Jahr 1681. Nach seiner Angabe hört man in der hoch im Gebirge liegenden Provinz Caude-Uda, nicht aber im flachen Uferlande (was jedoch nach Davys und Wolfs Zeugnissen nicht ohne Ausnahme ist) zuweilen einen starken Schrey in der Luft. Ob er schon einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde habe, so mache er doch diese selbst zittern. Er höre schnell wieder auf, um auf einmal an einem andern Orte aufs Neue wieder zu erschallen. Es lasse sich erweisen, daß dieses Geschrey die Stimme des Teufels sey. Denn erstens habe man bemerkt, daß entweder kurz vorher oder kurz nachher, wenn der Schrey sich hören lasse, der damalige blutdürstige König von Kandy einen Menschen zum Tode verurtheilt habe. Zweytens gebe es durchaus kein lebendiges Wesen, kein vierfüßiges Thier, keinen Vogel, welches eine solche Stimme hätte. Drittens komme sie, wenn sie an einem Orte sich habe hören lassen, so plötzlich in so großer Entfernung an einem andern Orte wieder, daß kein Vogel so schnell fliegen könnte; und viertens, was der Hauptbeweis ist, glaube die ganze dortige Welt, es sey der Teufel, der bey Nacht diesen grausenerregenden Schrey ausstoße.

Ohne hier die Schlußart von Knox näher zu beleuchten, die nicht der Ceylonischen Landlogik allein zu entsprechen scheint, geht aus diesen Zeugnissen zusammen genommen klar hervor, daß vorzugsweise, doch nicht ausschließend, im Gebirge dieser Insel zuweilen ein fürchterliches Geschrey, obschon nicht häufig, in der stillen Luft erschallt, und zwar meist um Mitternacht, dessen Ursache den Eingebornen selbst unbekannt ist, von ihnen bald Dämonen, bald einem unglückweissagenden Vogel zugeschrieben wird, das aber so schnell seine Stelle ändert, daß es von keinem einzelnen Thier hervorgebracht seyn kann, und gewöhnlich schnell wieder aufhört. Es ist nach der Erzählung meist ein erschütternder harter Ton, gleicht aber zuweilen dem Hundegebell, oder auch dem starken Rufen oder Sprechen von Menschen, und ähnelt hie und da selbst fremdartigen Gesangmelodieen.

Die beyden Thibet sind das heilige Schneeland der Indier, das Fabelland der alten Griechen; in ihren ausgedehnten Gebirgen, den höchsten unter den bis jezt bekannten der Erde, entspringen die Quellen des Oxus, des Indus und des Ganges. Von diesem hohen Lande stieg im fernsten Alterthume manches Religionssystem, vielleicht nach der großen Fluth das gerettete Menschengeschlecht selbst wieder in die mildern Gegenden Asiens herab, und gegenwärtig noch breitet sich von ihm der lamaische Glaube bis nach Asiens fernstem Osten aus. Hinter ihm beginnt die ungeheure Centralwüste Asiens, gewöhnlich die Wüste Cobi genannt. Sie ist eine hochgelegene, kalte,

an den meisten Stellen pflanzenlose, an vielen auch des Wassers mangelnde Bergebene, die ungeheure Schuttfläche verwitterter ehemaliger Gebirgszüge, und selbst noch mit nackten zerklüfteten Felsenreihen durchzogen. In ihr liegt südlich vom großen Altaigebirge ein Steppensee ohne Ausfluß, Cop genannt, nach der neuesten Weltkarte des französischen Geographen Brué im 41sten Grade nördlicher Breite und im 81sten östlicher Länge von Paris.

In der Wüste selbst aber, die den gleichen Namen Cop führt, vernehmen Durchreisende zuweilen Töne in der Luft wie von Waffengeräusch und Trommeln, aber auch wie von den verschiedenartigsten musikalischen Instrumenten. Bleiben einzelne Wanderer bey Tage aus irgend einer Ursache hinter ihren Begleitern zurück, und verlieren sie diese aus dem Gesichte, so hören sie sich oft plötzlich mit Namen rufen. Eilen sie dem Rufe nach, so verlieren sie ihren Weg und kommen dadurch zuweilen in der völlig öden Wüste um; oder aber sie hören auf einmal, wenn sie Nachts hinter der Gesellschaft zurückbleiben, abwärts vom Wege lautes Pferdegetrappel; es für das ihrer Karawane haltend, verirren sie sich und gerathen so in Gefahr zu verschmachten. Daß der Reisende hier zuweilen selbst die Dämonen sieht und ihnen zu entfliehen sucht, ist bey der verwirrenden Angst eines solchen Verirrten, der schon zum Voraus vom Daseyn derselben überzeugt ist, so natürlich als es die Erklärung Knox's vom Geschrey in Ceylon ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

Der Hochzeittag kam. Annchen stand vor demselben Altar, vor dem sie ihre Verbindung mit Malcolm gefeyert; entschlossen, dem Freund, dem Wohlthäter, der ihr jezt gegenüber stand, ein gutes Weib zu seyn, strebte sie das geliebte Bild, das in der Erinnerung emporstieg, zu verdrängen. Aber lange vermochte sie es nicht; Malcolm stand da mit seinem Auge voll Liebe, mit seinem Frohseyn strahlenden Antlitz. Der Geistliche sprach, aber sie hörte ihn nicht, bis Alans schmerzlicher Husten sie aufschreckte und sie ihr zitterndes Ja mit seiner schwachen Stimme verband.

Bey ihrer Rückkehr in den Pachthof fand Alan einen Brief von seinem Geschäftsmann in Dundee, der ihn benachrichtigte, daß der fehlende Zeuge zur Zusicherung von des kleinen Malcolms Erbschaft sich unerwartet gefunden habe, und auf diese Weise des Knaben Zukunft gesichert worden sey. Alan theilte Annchen diese Nachricht zögernd mit; er vermochte nicht, ihr seine Besorgniß zu verbergen, daß sie, wenige Tage früher eingetroffen, ihr die so eben auf sich genommenen Pflichten erspart hätte. Annchen blickte ihm aber klar und herzlich ins Auge und sagte: „Nicht so, Alan! ich habe wohl bitter geweint, ehe ich meinen Entschluß faßte, aber seit ich ihn aussprach, hätten keine Schätze der Welt mich abgehalten, Euer gutes Weib zu werden, und darauf verlaßt Euch, und denkt nun weiter an nichts, als daß Ihr unser Vater und Wohlthäter bleibt!“ Das sagte sie so treuherzig und innig, daß Alan vergaß, wie es einst eine Zeit gegeben, wo er noch ein beseligenderes Glück gehofft hatte als ihm heute geworden.

Von dieser Zeit an lebte Annchen nur für Alans Pflege; sie wußte während der rauhen Wintertage die Langeweile von ihm, der häusliche Thätigkeit so gewohnt war, zu verscheuchen, sie gab ihm durch die Klugheit ihrer Geschäftsführung die Gewißheit, daß keine Arbeit versäumt werde, und ihr Bemühen, den guten Kranken in den langen Winterabenden in der Kinder Spiele und Beschäftigungen zu verflechten, erhielt ihr das erleichternde Gefühl, nicht gänzlich unnütz zu seyn.

Konnte sich Alan in dieser Lage für unglücklich halten? O nein! Annchens leichte Schritte umgaben ihn, ihr gütiger Blick ruhte auf ihm, ihre Engelstimme tönte stets in seinem Ohr. Sie wachte bey ihm, sorgte, betete für ihn, ihre Kinder hingen an seinem Halse, sie liebkosten, sie segneten ihn — konnte er seliger sterben?

O gewiß, auch das Krankenlager ist eine Quelle stiller Freude. Kein anderer Ort ist so günstig, uns vom Werth derer zu überzeugen, die wir mit jeder Tugend geziert sehen möchten. Alan hatte Annchen nie so innig, so enthusiastisch und nie so heilig geliebt, denn er wußte, daß er bald, wie das Laub, das der Herbstwind verweht, von ihr scheiden würde, und Annchen war zu fromm, das Gute, was sie an Alan that, und das Gute, was sie von ihm empfing, nicht mit Dank und Gebet zu erkennen. Sie sah bey gehöriger Pflege und erleichterten Sorgen Malcolms Mutter neue Kräfte gewinnen, sie sah auf ihrer Kinder Wangen die Gluth der Gesundheit wiederkehren, die der Mangel zu bleichen begonnen hatte; sie horchte mit Entzücken auf ihr frohes Gelächter, das in der Nähe des verdrießlichen Hütteneigenthümers verstummt war; sie sah sie in leichten Sprüngen ihren Pflegvater umhüpfen, da ihre kleinen Glieder in der dumpfen Hütte die Beweglichkeit verloren hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bataks auf Sumatra.

(Beschluß.)

Die Gesetze scheinen den Missionären meistentheils nicht strenge, und die Strafen, mit wenigen Ausnahmen, gerecht. Die meisten Verbrechen werden aber durch Bußen bestraft, die dem Oberhaupt, welcher zugleich Richter ist, anheimfallen, was freylich zu Ungerechtigkeiten Anlaß geben muß. Auch gibt es kein eigentliches allgemeines Gesetzbuch, sondern in jedem Bezirk finden sich Bücher über Gesetze und Gebräuche, die je nach dem Ansehen der Verfasser mehr oder weniger Gewicht haben. Wer sich auf einem Einbruch oder Straßenraub ertappen läßt, wird ohne Gnade mit dem Messer oder der Flinte hingerichtet und aufgegessen; entflieht er aber für den Augenblick, so kömmt er mit einer Buße davon. Ein Ehebrecher wird sogleich gegessen, ja es ist sogar erlaubt, ihn stückweise zu verzehren, ohne ihn erst zu tödten. Leute, welche in einem großen Kriege getödtet oder gefangen wurden, werden auch öffentlich gegessen, aber in einem Kriege zwischen zwey Dörfern ist dieß nicht erlaubt. Die Todten bleiben auf dem Felde liegen, um von ihren gegenseitigen Freunden begraben zu werden, und die Gefangenen sind lösbar. Die Zinsen von kleinen Schulden betragen oft über hundert Prozente des Monats, und man kennt Beyspiele, wo ganze Familien wegen einer Schuld verkauft wurden, die ein Paar Jahre vorher sich kaum auf einen Thaler belaufen haben mochte. Für Schulden im Hazardspiel wird der Schuldner so lange mit den Füßen zwischen Klötze gelegt, bis ihn seine Verwandten loskaufen, ein Fremder ihn zum Sklaven kauft, oder der Tod ihn von seinem jammervollen Zustande erlöst, und doch sieht man diese Leute oft Hab und Gut auf einen einzigen Würfelwurf setzen. Arme Leute verkaufen zuweilen einige ihrer Kinder an Personen, welche versprechen, sie gut zu behandeln; auch werden unversorgte Waisen, unfähige Schuldner (besonders Personen, die zu einer Buße verurtheilt worden) und Kriegsgefangene oft als Sklaven verkauft, aber selten ins Ausland. Diese Sklaven aber werden meistentheils wie die Mitglieder einer Familie behandelt, und das Gesetz schützt sie vor Mißhandlung. Ein Mann darf so viele Weiber haben als er will, doch haben sie deren selten mehr als zwey. Die Weiber werden vom Manne gekauft und beynahe als Sklavinnen betrachtet, und müssen für ihn arbeiten. Personen, die auf das Entfernteste miteinander verwandt sind, dürfen sich nicht heirathen. Die Todten werden bald außerhalb der Dörfer, bald dicht bey den Häusern begraben. Am Begräbnißtage wird immer ein Gelage gehalten und die Kinnlade des geschlachteten Thieres (gewöhnlich ein Schwein) nebst einem Sack voll Tabak *c.* an einem Stab am Grabe aufgehängt, und sie glauben, daß diese Dinge in dem Maaße von dem Geiste aufgezehrt werden, als die Sonne sie austrocknet. Vornehme bleiben gewöhnlich mehrere Monate lang in einem starken hölzernen Sarg, aus dem eine Röhre in die Erde führt, über der Erde liegen, und während dieser ganzen Zeit dauern die Festlichkeiten fort. Zu Silindung sahen die Missionäre vor dem Hause ihres Wirthes einen steinernen Sarg aufgestellt, der den Leichnam seines Vaters enthielt, welcher schon seit fünf Jahren dagelegen hatte. Der Mann hatte gehofft, daß ihm der Geist für diese besondere Verehrung begünstigen werde, er sagte aber, er sey zwey Mal auf dem Punkt gestanden, den Sarg zu zerstören, weil er im Spiele Unglück gehabt habe. Reis und Pataten sind beynahe die einzigen Erzeugnisse des Ackerbaus; außerdem baut man noch ein wenig Sirih oder Betelrebe. Der Gambir, welchen sie kauen und zum Färben gebrauchen, wächst meistentheils von selbst; die Baumwolle, die sie zum Weben benuzen, und der Tabak kommen ganz aus dem Auslande. Der Boden und der Himmel sollen indessen für alle Erzeugnisse des dortigen Himmelsstriches günstig seyn. Aber bey der schlechten Regierung und dem unvollkommenen Zustande der Ackerwerkzeuge, welche meistentheils von Holz sind, läßt sich nichts Besseres erwarten. Die Fabriken und Handwerke sind nicht besser bestellt als der Ackerbau. Das Färben und Weben der Zeuge fällt gänzlich den Weibern anheim, und ihr Webstuhl ist so schlecht gemacht, daß die Arbeit sehr viele Zeit und Mühe kostet, und das Zeug sehr vertheuert. Sie machen ziemlich gute Töpferwaaren und Zierathen von Gold, Eisen, Messing und Muscheln; auch machen sie einige grobgearbeitete eiserne Waffen und Werkzeuge, und grobes Schießpulver. Ihre Häuser sind gut gezimmert und mitunter etwas verziert. Die Bataks erkennen nebst dem König von Manangkabaw noch ein Oberhaupt am nordwestlichen Ufer des Sees als eine Art von Oberherrn an; ob dieser gleich Vakhils oder Stellvertreter in jeder Gegend hat, so scheint sich doch sein Ansehen nicht sehr weit zu erstrecken, und sein Einfluß mehr geistlicher als weltlicher Natur zu seyn. Im Grunde bildet jedes Dorf einen eigenen Staat, unter seinem eigenen Oberhaupte, welcher nach dem Rathe der Angesehensten und Geschicktesten das Volk regiert, und selbst nur in so weit Ansehen hat, als er sich zum Herrscher fähig zeigt. Die Missionäre scheinen überhaupt die Bataks für bildsamer zu halten als man sie gewöhnlich dargestellt hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. November.

Es gibt wohl kein Publikum, welches seine Lieblingsschauspieler so verzärtelt als das Pariser. An allem was denselben Gutes oder Böses begegnet, nimmt es einen Antheil, als ob seine Familienangelegenheiten dabey ins Spiel kämen. Vor einigen Jahren, als der Liebhaber der Dem. Mars sie

mit vielem Aufsehen verließ, und Dem. Mars darüber vor Zorn und Aerger vergehen wollte, tröstete das Parterre des Théâtre français sie durch ein unbändiges Beyfallsklatschen, als sie das erste Mal nach jenem Zufalle wieder auftrat. Es war, als ob die Pariser zu ihr vermittelst des Zusammenschlagens ihrer Hände sagen wollten: weine nicht, fein Liebchen, wir, die wir dich bewundern, bleiben dir doch hold und getreu! Fast eben so galant benahm sich in diesen Tagen dasselbe Parterre, als die Diamanten der berühmten Schauspielerin entwendet worden waren, und nun ganz Paris über den Vorfall erschüttert war, als ob die Schazkammer des Reichs ausgeplündert worden wäre. Auch dießmal hub beym Auftreten der Schauspielerin auf der Bühne wieder ein so rauschendes Beyfallsklatschen an, daß man hätte glauben sollen die Leute seyen toll geworden. Dieses Klatschen ist, wie man sieht, eine besondere Art allerley Gefühle auszudrücken, Theilnahme, Mitleid, Schmerz u. dgl., kurz das Zusammenschlagen der Hände bedeutet in Paris eine pathetische Unterredung des Publikums mit den Schauspielern. Mich wundert, daß in dem ersten Enthusiasmus nicht sogleich eine Subscription eröffnet wurde, um neue Diamanten für die Dem. Mars anzukaufen. Wahrscheinlich war man wohl überzeugt, daß, wenn auch die Edelsteine, deren Werth auf hunderttausend Franken angeschlagen wurde, auf immer verloren wären, die Schauspielerin doch noch reicher bliebe als ein sehr großer Theil ihrer Bewunderer. Denn sie besizt ein schönes, von ihr erbautes Hôtel, hat andere liegende Güter, Staatsaktien u. s. w., und bekömmt vom Theater vierzigtausend Franken. Wenn indessen keine Subscription zu Stande kam, so war doch wenigstens die Rede von einer Benefizvorstellung, die man Dem. Mars zu ihrem Schadenersaz geben wollte. Nun hat sie schon einmal bewiesen, welchen Nutzen sie aus einer Benefizvorstellung zu ziehen versteht. Als nämlich das große Opernhaus zu dieser Vorstellung bestimmt worden war, vermiethete sie nicht allein alle Logen und Pläze, sondern sogar auch noch die Gänge, welche um die Logen herumgehen, und durch die Fensterchen oder Löcher in den Logenthüren einen kleinen Blick in den Saal verstatten. Ein solches Hineinblicken in den angefüllten Saal erlaubte sie für die Bagatelle eines silbernen Fünffrankenstückes. Diese Spekulation gab damals Anlaß zu manchem beißenden Epigramme, brachte aber nichts desto weniger der Erfinderin, mit dem übrigen Ertrage der Benefizvorstellung, eine Summe von 30,000 Franken ein. Wahrscheinlich würden auch dießmal die gutmüthigen Pariser wieder ihre Fünffrankenstücke hergegeben haben, um die Schauspielerin wegen des Diebstahls ihrer Diamanten einigermaßen zu entschädigen, allein auf einmal erscholl in Paris die große und wichtige Nachricht: die Diamanten sind wieder gefunden! Man redete sich in Gesellschaften und sogar auf den Gassen mit den Worten an: der Dem. Mars Edelsteine sind wieder gefunden worden! Die Polizey eignete sich in den ministeriellen Zeitungen das Verdienst zu, durch ihre Thätigkeit den Dieb entdeckt zu haben, vermuthlich um durch dieses Verdienst einige Popularität zu gewinnen; allein die unabhängigen Zeitungen raubten ihr auch diese Krone, die sie sich selbst aufgesezt hatte, indem man behauptete, nicht die Pariser sondern die Genfer Polizey habe den Dieb entdeckt und verhaftet, und der Pariser Polizeybeamte, welcher dem Dieb auf der Spur gefolgt war, habe ihn schon zu Genf im Gefängnisse angetroffen. Die unabhängigen Zeitungen haben so oft wider den Mißbrauch der polizeylichen Gewalt gedonnert, daß bey diesem Vorfalle die Polizey schnell die Gelegenheit hat ergreifen wollen, um zu zeigen, daß sie doch zu etwas taugt und zum Troste des Publikums einer Lieblingsschauspielerin ihr Geschmeide wieder zu verschaffen im Stande ist. So hat sie die Kosten nicht gescheut, um den Hauptpolizeydiener, Lacour, bis in die Schweiz dem Diebe nachzuschicken. Auch dieser Lacour, der unlängst an die Stelle des pfiffigen und berüchtigten Vidoc gesezt worden ist, da dieser, wie es heißt, sein Leben in Ruhe beschließen, und sein durch Spionenwesen erworbenes Vermögen gemächlich genießen will, hat mit Freuden die Gelegenheit ergriffen um zu beweisen, daß er nicht minder pfiffig ist als sein Herr Vorgänger. Er hat den Dieb lebendig und wohlerhalten zurückgebracht; auch das Geschmeide kömmt zurück, und mithin leben Dem. Mars und das Publikum in Freuden.

Dg.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Ein neuer Versammlungsort der schönen und gebildeten Welt ist seit mehreren Wochen nun auch das Diorama geworden, das der Dekorationsmaler, Herr Carl Gropius, nach dem Vorbilde des Pariser Diorama aufs Glänzendste und Geschmackvollste eingerichtet hat. Und besonders ist diese Eleganz rühmend hervorzuheben, denn die ausgestellten Gemälde scheinen uns mit denen in Paris und London nicht Schritt zu halten. Doch sind es auch die ersten Versuche des Malers in diesem Fache, welches unendliche Schwierigkeiten darbietet. Denn beym Diorama ist die Aufgabe, durch das Kunstwerk die vollendeteste Täuschung hervorzubringen, als sey das Kunstwerk der Gegenstand selber, und wenn sonst die Würde der Kunst darin besteht zu zeigen, daß sie, kein Werk der Natur, nicht einen Gegenstand wie er unmittelbar existirt darstelle, so sezt sie ihre Würde beym Diorama darin, sich dieser Würde zu entkleiden. Deßhalb sind denn auch leblose Gegenstände die geeignetsten. In dieser Rücksicht muß die verständige Wahl des Künstlers gelobt werden. Das erste Bild nämlich stellt das Innere der Kathedrale zu Brou, in der ehemaligen Grafschaft Bresse vor. Das Störende bey diesem Gemälde bleibt nur, daß sich durch die wechselnden künstlichen Lichteffekte und durch die ganze Art und Weise der Darstellung überhaupt das Streben zeigt, die höchste Illusion hervorzubringen; wir sollten glauben selbst in der Kirche zu stehen, zu ihren hohen Bogen hinaufzuschauen, die Sonne bald hell durch die bunten Glasscheiben glühen, bald wieder verschwinden zu sehen, und dennoch drängt sich sogleich die Ueberzeugung auf, daß wir nur vor einer bemalten Fläche stehen. Den Lichteffekten sieht man oft das Auf- und Zuklappen der Fensterlade an; auch sind sie nicht immer richtig, wie denn z. B. die Sonne zu untern Fenstern hereinstrahlt, während sich von den obern auch nicht eines erhellt, und hinten im Chor die Gluth der Glasgemälde dieselbe bleibt, während sie im Vorgrunde wechselt. Bey vielen Lichtern und Schatten erkennt man es, daß sie mit dem Pinsel aufgesezt und überstrichen sind; es fehlt an der genaueren Ausführung, die besonders bey den Pariser Gemälden ausgezeichnet ist; manches, was hervortreten sollte, bleibt flach stehen, wie z. B. im Mittelgrund die Maria, die den gekreuzigten Sohn in den Armen hält u. s. f.; der hintere Chortheil ist bey der Farbenhelle der Fenster unmotivirt blau gehalten, und läßt zu wenig die einzelnen Theile hervortreten. So wäre auch bey dem zweyten Gemälde einer Felsenschlucht bey Sorrento noch manches zu erinnern; doch wir schließen lieber mit dankender Anerkennung für das viele Gute was geleistet ist, und schieben alles Mißrathene auf die Eile, mit welcher der Dekorationsmaler in gewohnter Weise gearbeitet hat, zumal da Alle, welche die Vergleichung mit dem Vollkommneren in dieser neuen Art der Darstellung zu machen nicht Gelegenheit hatten, mit vollkommener Befriedigung von diesen Gropiusschen Bildern fortgegangen sind, um bald wieder zu ihnen zurückzukehren.

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 300.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Sonnabend, 15. December 1827.

Hoch pochte meine Brust, ich sah die Heimath wieder.
Und Jammer bringst du nur, ersehntes Vaterhaus,
Zum schmerzlichen Willkomm, und stößt mich wieder aus!

Voltaire.

Annchen Halliday.

(Fortsetzung.)

So war in Freude und Leid das Ende des De-
ers gekommen, und die ganze Strenge der Jahrs-
ließ sich spüren. Der Arzt, der nur von Zeit zu Zeit
Dunder herüber kam, den Kranken zu besuchen, traf
s Tages ein, und betroffen zu sehen, wie die stürmi-
Jahrszeit zum Fortschritt von Alans Uebel beygetra-
hatte, hielt er sich in seinem Gewissen verpflichtet,
: Angehörigen zu warnen, daß irgend ein nachtheiliger
ll des Kranken schwaches Lebenslicht schnell gänzlich
öschen könne. Annchen hatte schon lange keine Hoffnung
e, aber diese Worte machten es ihr doch sehr schwer,
dem sie den Arzt an die Thüre begleitet hatte, mit
ung vor dem Kranken zu erscheinen. Alan errieth den
druck ihres Gesichts und fügte sich schweigend in den
spruch des Arztes; er hielt nur Annchens Hand lange
chen den seinen und bat sie: „Lies du mir heute vor!“
deutete auf die Bibel, die aufgeschlagen dalag. Nach-
a sie ein Kapitel gelesen, lehnte er sein Haupt in sei-
Armstuhl zurück und suchte zu ruhen. Die Kinder
ren noch in der Schule; Frau Cameron verließ das
mmer, um ein Hausgeschäft zu besorgen; Annchen blieb
ein strickend neben dem Kranken, und bewachte seinen
lummer. Ihr Herz trug heute eine vielfältige Last; es
r der Geburtstag ihres ersten Gatten, Malcolms Fest, das
während drey froher Jahre ihres Lebens gefeyert! Sie
hatte seine Mutter nicht an den Tag erinnert, aber vom frühen Morgen an hatten die beyden liebenden Seelen eine in der andern Blicken ihre Gedanken gelesen, und das Bild jener Freudenfeyer drängte sich jezt neben die wehmüthige Wirklichkeit des heutigen Tages.

Die vollkommenste Stille herrschte jezt in dem Zimmer, als sich auf einmal die Stimme der kleinen Hausmagd hören ließ, die mit vertraulichem Keifen der Hauskatze verbot, sich an's Feuer zu setzen. Die Furcht vor Feuersgefahr hat dieses Verbot wahrscheinlich erzeugt, da diese Thiere einen Funken in ihrem Pelze fortragen könnten; jezt ist es ein Aberglaube geworden, man ist besorgt, wann in der Nähe eines Kranken die Hauskatze sich ans Feuer drängt. Annchen horchte auf, und zugleich hörte sie Jemanden ins Haus treten und seinen Mantel schütteln, als wäre er mit Schnee bedeckt. Alan wachte darüber auf und fragte: „Kommen die Kinder aus der Schule?“ — „Nein, die Kinder sinds nicht!“ rief die Magd von außen, und bald zeigte sich ihr ehrliches, breites Gesicht an der Zimmerthüre, um ein wenig Whysky zu fordern. „Wen hast du da draußen?“ fragte Frau Cameron, ihr den Branntwein reichend. „Einen armen alten Mann, der vor Kälte ganz erstarrt ist. Ich fand ihn draußen am Brunnen, wie er wie versteinert das Haus anstarrte; er war fast eingeschneit.“ — „Eingeschneit!“ rief Annchen erschrocken, „schneit es denn so heftig?“ und sie eilte hastig durch die Küche, um aus der Hausthüre zu sehen, ohne den armen Wanderer zu beach-

ten, der von seinem Schemel am Feuer aufzustehen versuchte, aber wankend wieder auf ihn zurücksank. Vor der Thürschwelle lag schon hoher Schnee, und es schneite noch so dicht, daß man nur die nächsten Gegenstände erkennen konnte. Die traurigsten Vorstellungen erfüllten nun Annchens Gemüth. Zwischen dem Pfarrhaus und dem Pachthof waren hohe Rheine und ein Bach, dessen Ufer, mit Schnee bedeckt, die Kinder über die Lage des Stegs irre führen konnte. „Gott behüte uns," rief sie, „wie wirds den Kindern ergehen!" — „Recht gut, Frau," tröstete sie Käthe mit rauher Gutmüthigkeit; „Donald ist schon lange mit dem Wägelchen fort, sie zu holen." — „Gottlob! Gottlob!" rief die beruhigte Mutter. „Käthchen, sorge für den armen Mann, bis das Wetter vorüber ist, und wenn er bey uns übernachten will, so gib ihm eine gute Wollendecke." Nach wenigen Minuten hielt das Wägelchen vor der Thür und ward von Käthchen mit einem Freudenrufe empfangen; sogleich eilte Annchen hinzu, das Herzen und Küssen begann, und dazwischen hörte man das Dankgebet der zärtlichen Mutter.

Alan stand ohne Hülfe von seinem Armstuhl auf und wankte zu dem frohen Willkommen hinaus; Annchen trug mit liebevollem Schelten einen Stuhl für ihn neben die lachenden Kinder, welchen die Großmutter die Gesichterchen abtrocknete, die Donalds Plaid nicht vor dem Schneewehen zu verwahren vermocht hatte. Die Kinder trieben fröhlichen Scherz über den dicht fallenden Schnee, der ihre gute Mutter so geängstigt hatte; sie beschrieben nachahmend, wie sie unter Donalds Plaid gekauert seyen, und wie der Sturm in ihre Gesichterchen geweht habe. Der laute Ausdruck dieser Freude in der Erwartung des nahenden Unglücks überwältigte Annchens Fassung; sie besorgte auch, daß sie für Alans wenige Kräfte zu anstrengend seyn möchte, und bat ihn nun, da er die Kleinen in Sicherheit wisse, auf seinem Lager zu ruhen. Nur mit Widerstreben entzog sich Alan den ihn umschlingenden Armen der fröhlichen Kinder, und auf Annchen gestützt fügte er sich in ihren Rath, dessen Nothwendigkeit ihm seine Erschöpfung bewies.

Die Kinder wurden von der Großmutter zu Bett geführt, und wie die kleinen Abendgeschäfte beendigt waren, setzte sich die alte Frau in die nun einsame Wohnstube, froh, endlich ohne Zeugen den mannigfaltigen Eindrücken des Tages überlassen zu seyn. Nicht lange, so öffnete sich die Küchenthüre und der fremde Mann trat zögernd herein. Sein Anblick war bey der jetzt herrschenden Stille und Einsamkeit wohl dazu gemacht, Schrecken zu erregen. Ein zerrissener Pelzrock hing über seine Schultern, ein langer Bart bedeckte sein Kinn und sein Kopf war seltsam mit einem farbigen Tuche umwunden. Wie er während der Kinder Nachtessen am Heerde saß, schien er alt und hinfällig zu seyn, jetzt stand er aufrecht und so fest, daß man über seiner Gestalt seine Lumpen vergaß. „Wollt Ihr etwas, guter Freund?" fragte Mutter Cameron ängstlich. Aber der Fremde antwortete nicht; schwer athmend blickte er rund um sich her, trat dann hart vor sie hin und legte seine Hand auf ihren Arm. Dieser Blick und diese Berührung seiner Hand wirkten wie ein Zauberschlag, denn plötzlich rief Frau Cameron: „Um Gotteswillen, bist du es?" und ihr Sohn schloß sie an sein Herz. Sie hörte seine Stimme, sie fühlte seine Lippen auf ihren Wangen, sie wußte, daß er lebe! — Wohl konnte man das Verstummen ihrer Freude bitter, bitter nennen. Malcolms Worte klangen fast verzweifelnd, der Mutter Entzücken war durch den Anblick des Sohnes, der so deutlich bewies, was er in der Fremde gelitten, von Wehmuth überstimmt. „Da bin ich nun, Mutter," ließ sich der Rückkehrende endlich deutlich vernehmen; „aber wie seht Ihr mich wieder? arm und beraubt, mein Annchen das Weib eines Andern! ich verdamme sie nicht, aber mit mir ist es nun vorbey! Laßt mich meinen lieben Kleinen nur einen Kuß geben, und dann will ich fort, Gott weiß wohin!" — „Wohin, Malcolm, wohin?" rief die Mutter und hielt ihn bey der Hand fest, die er wie zum Abschied bewegte; „hast du denn nicht gesehen, daß Alan seiner letzten Stunde so nahe ist? merktest du an der Angst, mit der sie nach den Kleinen aussah, denn nicht, daß sie dir mit treuer Liebe ergeben blieb? Ach was du in der Küche sahest . . ." — „O Mutter! was ich da sah, war bitterer wie meine lange Sklaverey. Daran sahe ich, daß sie nie wieder mein Weib seyn kann, selbst wenn der gute Alan nicht mehr lebte. Horch! sie kommt, sie darf mich nicht sehen, ich will ihr armes Herz nicht brechen; ich weiß es, sie sagten es mir in Dunder, sie that es nur um meiner Kinder willen. O meine Kinder! meine Kinder!" rief er nun, warf sich auf einen Stuhl und bedeckte laut weinend mit beyden Händen sein Gesicht.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

Marco Polo, welcher in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts in Diensten des Kublai-Chans, des damaligen Herrschers aller Mongolen, die innersten Gegenden Asiens durchzog, und der obige Nachrichten gibt, setzt ihnen bey, die Wüste Lop sey unbewohnt von Thieren und Vögeln; dreyßig Tage lang gehe in ihr der Weg blos durch Sandwüsten und nackte Gebirge; auf eben so lange müßten die Karawanen alle Lebensmittel mit sich führen. Hier ist es also ein trockenes, kaltes, von Wald und Pflan-

zenwuchs entblößtes Land, ohne Thiere und Vögel, und doch erschallt in seiner Oede ähnliches Geräusch aus unsichtbarem Organ, wie in dem heißen, mit dem dichtesten Waldgürtel umgebenen, mit wilden Thieren aller Art erfüllten Ceylon. Wird gleich in der Wüste Cop des furchtbaren Schreyes nicht ausdrücklich erwähnt, so wird des Rufes wie mit Menschenstimme und des zuweilen musikalischen Lautes desto bestimmter gedacht, aber auch harter Töne, wie des Hufschlages von Pferden und des Waffengeräusches oder der Trommeln.

Im großen Altaigebirge selbst, an seiner nördlichen Seite, jenem Steppensee Cop gegenüber, erwähnt der Mönch Rubriquis gleichzeitig ungefähr mit Marco Polo des nämlichen Verlocktwerdens der Reisenden durch Dämonen. Er wurde im Jahr 1253 von Ludwig dem Heiligen, König von Frankreich, an das Hoflager des Mongolenbeherrschers, Mangu-Chan, geschickt, und reiste vom Ausflusse der Wolga aus queer durch Mittelasien bis zu den südlichsten Zuflüssen des Selingaflusses, der sich in den Baikalsee ergießt. In jener Gegend des Altaigebirges wurde er von seinen mongolischen Führern aufgefordert zu beten, als sie Abends zwischen schauerlichen Felsen durchritten, damit ihnen die dort hausenden Dämonen kein Unglück zufügten. Der Mongolen Erzählung nach, verlocken Dämonen die Reisenden, und Verirrte, aus Hunger umgekommen und eingeschrumpft, waren ihrer Erzählung nach Reste von Unglücklichen, welchen diese bösen Geister die Eingeweide aus dem Leibe gezogen hatten.

Nach Morier, der im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts in Persien sich aufhielt, liegt in der Nähe der persischen Stadt Khom eine hochgelegene traurige Salzwüste. In ihr werden nach der Perser Sage Reisende durch das Geschrey eines weiblichen Gespenstes, Gule genannt, verführt und dann durch die Klauen desselben zerrissen.

Nach einer russischen Nachricht über Chiwa vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ist zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee in der Steppe der Karakalpacken eine Insel in einem salzigen Sumpfe. Von dieser her hört man Abends zuweilen einen solchen Lärmen von Hundegebell, verschiedenen Thierstimmen und Geschrey wie von Vögeln, daß kein Reisender auf diese Insel sich wagt, die für einen Aufenthalt böser Geister gilt.

An manchen Stellen also auch dieser Gegenden Asiens furchterregendes Geschrey rufender Dämonen, harter Schall wie von Trommeln und zuweilen Hundegebell.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Am 4ten Oktober, als am Namensfeste Sr. Majestät des Kaisers, wurde zum ersten Male in dem K. K. Hofburgtheater dargestellt: „Hans Sachs,“ dramatisches Gedicht in vier Akten von Deinhardstein. Durch eine Reihe ausgezeichneter Werke, wie das „Bild der Danae,“ „Boccaccio,“ den „Gast“ den „Witwer rc.,“ die sich zum Theil in dem ersten Bande seiner Theaterstücke. Wien 1827, gesammelt finden, hatte der Dichter von seiner neuesten Arbeit um so höhere Erwartungen erregt, je weniger die Schwierigkeit des Stoffes mit der Bedingung einer wirksamen theatralischen Gestaltung ausgleichbar schien. Um so ehrenvoller ist es, daß der Verfasser, mit der glücklichsten Besiegung aller Hindernisse, durch die Genialität seiner Dichtung, einen Beyfall errungen hat, wie sich Referent seit vielen Jahren keines ähnlichen zu erinnern weiß. Statt eine ausführliche Analyse dieses Kunstwerks, das in Kurzem auf den ersten deutschen Bühnen erscheinen und besprochen werden wird, zu geben, wollen wir uns hier auf eine kurze Uebersicht und Andeutung beschränken. Hans Sachs wird uns dargestellt, wie er um seines Standes als Schuster willen von dem Neide talentloser Meistersänger, so wie von dem Unverstand und Dünkel seiner übrigen Mitbürger angefeindet, auf das Bitterste verhöhnt und sogar aus seiner Vaterstadt vertrieben, dennoch einen edeln, ungebeugten Sinn, und die Reinheit seines Herzens bewahrt, und wie er endlich durch die Kraft seines Geistes über alle Bedrängnisse siegend, die innigsten Wünsche seiner Liebe in eben dem Augenblick erfüllt sieht, in dem sie ihm auf immer vernichtet werden sollten. Der Triumph des Talents über die drückendsten äußeren Verhältnisse, so wie die Erhebung eines edeln Gemüths über die Verfolgung und Mißgunst der Bosheit ist demnach die Grundidee, welche der Dichter des „Hans Sachs“ mit psychologischer Wahrheit und ächt dramatisch zur Anschauung brachte. Jeder Zug des Gemäldes ist bedeutend und wirksam. Vor allem hat der Dichter in dem Hauptcharakter selbst eine Zeichnung aufgestellt, die eigenthümliche Erfindung und meisterhafte Ausführung in vorzüglichem Grade verbindet. Ueberlegenheit des Geistes mit tiefer, inniger Empfindung, glühende Liebe und Begeisterung für die Dichtkunst mit der strengsten Beachtung aller Pflichten des Bürgers, innere, unverletzte Würde mit einer an die rührendste Demuth gränzenden Bescheidenheit, und ein unerschütterliches Festhalten jeder als recht anerkannten Gesinnung, selbst wenn sie die schmerzlichsten Opfer verlangte, sind in Sachsens Charakter nebst andern bemerkenswerthen Zügen zur harmonisch vollendeten Einheit verwebt. Mit nicht minderer Kunst hat der Dichter Sachsens Geliebte, Kunigunde, dargestellt. Durch die Mischung der Schalkheit und des fröhlichsten Muthwillens mit einer holden Naivetät und Lauterkeit des Herzens, so wie durch den lebhaften Kampf mädchenhafter Eitelkeit und eines durch Erziehung festgewordenen Vorurtheils mit Sachsens unbeugsamen Grundsätzen wurde dieser Rolle, nächst dem Reiz des Pikanten, der Zauber der Anmuth und Lieblichkeit verliehen. Einfach und in würdevoller Hoheit ist Maximilian I. gehalten, der den gekränkten Sachs nach Nürnberg zurückbringt, und dort weit mehr durch die Weisheit und väterliche Milde seines Rathes als den Einfluß seiner kaiserlichen Macht die verwickeltsten Verhältnisse auszugleichen weiß. Diesen drey, in den Vordergrund gestellten Charakteren stehen andere gegenüber, die der Dichter aus den glücklichsten komischen Bestandtheilen bildete. Dieß ist der mit Stolz auf seinen Reichthum, Be-

schränktheit des Verstandes und titelsüchtigem Ehrgeiz behaftete Goldschmied und nachmalige Bürgermeister Steffen, dessen ehrliche, aber unbeholfene Gutmüthigkeit mit seinen übrigen Eigenschaften oft in sehr ergötzlichen Conflikt tritt. Mehrere Momente desselben sind von wahrhaft drastischem Effekte. Hierzu rechnen wir z. B. die Stelle, wo Steffen hinterbracht wird, daß der Geliebte seiner Tochter ein Schuster sey, und sein beleidigter Hochmuth diese Nachricht mit der Aeußerung bezweifelt: „So vermessen sind Menschen doch nicht;“ dann die Antwort des neu freieten Bürgermeisters, als sich Sachs gegen dessen Gewaltthat mit dem Schutz der Gesetze waffnen will: „Du dummer Mensch, ich selbst bin das Gesetz!“ Von einer gleichen und fast noch komischeren Kraft ist die Rolle des feigen, gleißnerischen und geckenhaften Rathsherrn, Erben Hesse. Ueberhaupt ist der gelungenste Wechsel des Scherzes mit dem Ernste und die öftere Steigerung des lezteren zu einer fast tragischen Rührung einer der entschiedensten Vorzüge dieser werthvollen Dichtung. Die Sprache ist von ächtem dramatischem Geiste durchdrungen, einfach und edel, lebhaft und bezeichnend, und im tropischen und rhythmischen Ausdrucke dem Gange der Empfindung und Leidenschaft entsprechend. Diesem lezteren Erforderniß zufolge wechselt das trochäische Versmaß, das größtentheils vorherrschend ist, zuweilen mit dem jambischen ab.

Bey der Darstellung zeigten Hr. Löwe als Sachs, Mad. Anschütz (Kunigunde), Hr. Heurteur (Maximilian), und Hr. Rothe (Erben Hesse) eine eben so tiefe, künstlerische Auffassung als meisterhafte Ausführung. Nicht minder trefflich trug Hr. Anschütz den Prolog vor, durch welchen der Zuschauer in wenigen gehaltreichen Worten auf den historischen Standpunkt gestellt wird, von dem er alle Theile des Gemäldes leichter und heller übersehen kann.

Der Erfolg dieser Dichtung war, wie wir früher schon erwähnten, außerordentlich und von der seltensten Art. Der Beyfall begleitete fast alle Scenen und Schlüsse der Akte, und verband sich am Ende des Stücks mit der in dem K. K. Burgtheater ganz ungewöhnlichen Auszeichnung, daß der Dichter unter allgemeinem und lange nachhallendem Applause gerufen wurde. Da Deinhardstein der bestehenden Verordnung zufolge nicht erscheinen konnte, so dankte Hr. Wilhelmi im Namen desselben. Die Theilnahme erhielt sich bey jeder der nächstfolgenden Vorstellungen unverändert, und in dem kurzen Zeitraum eines Monats hat bey überfülltem Hause bereits die neunte Wiederholung des „Hans Sachs“ unter gleicher enthusiastischer Anerkennung stattgefunden.

C. E. G.

Edinburgh, 20. Nov.

Eine interessante Preisaufgabe ist so eben von der hiesigen Universität entschieden worden. 1826 ward eine königliche Kommission niedergesezt, um den Zustand der schottischen Universitäten zu untersuchen, und die Mitglieder derselben kamen im Frühling dieses Jahrs nach Edinburgh, wo sie nach gehaltener Untersuchung beschlossen, die Summe von 100 Pfd. St. aus ihren eigenen Mitteln in die Hände des akademischen Senats niederzulegen, um als Preis demjenigen Studenten ertheilt zu werden, der die beste Abhandlung über den Charakter der Athener, und die Ursachen, welche diesen Charakter hervorgebracht hatten, schreiben würde. Die Professoren waren zu Richtern bestellt, und zugleich bestimmt, daß der Student, welchem der Preis zuerkannt würde, seine Abhandlung vor den Kommissarien, dem akademischen Senat und den sämmtlichen Studenten bey Eröffnung des diesjährigen Kursus vorlesen sollte. Die Ankündigung eines so glänzenden Preises hatte nicht weniger als vier-und-zwanzig Studenten bewogen, sich um denselben zu bewerben. Der Preis ward einstimmig einem Studenten der Theologie, John Brown Patterson, zuerkannt, einem jungen, äußerst talentvollen Manne, der sich von seiner frühesten Jugend ausgezeichnet hat. Wir werden in Kurzem einige Auszüge aus seiner Abhandlung geben, die nun auf Verlangen der Kommission gedruckt wird. Freitag der 9te war der zur öffentlichen Vorlesung bestimmte Tag, man hatte einen der größten Hörsäle in dem Universitätsgebäude dazu bestimmt, und außer den Studenten, die das Recht haben der Vorlesung beyzuwohnen, waren noch eine Menge Einlaßbillette, worunter viele für Damen, ausgetheilt worden; allein es scheint, daß die getroffenen Anordnungen dem Zwecke durchaus nicht entsprachen, denn als die Studenten sich lange vor ein Uhr vor den Thüren einfanden und Einlaß begehrten, blieben die Thüren verschlossen; man wartete und wartete, bis endlich der jüngere Theil der Versammlung die Geduld verlor und die Thüren erbrach; doch ward hierdurch der Zweck nicht erreicht, da die innere Thüre des Hörsaales fest verschlossen war. Es scheint, daß von einer andern Seite ebenfalls ein Theil der mit Einlaßkarten versehenen Personen sich bis an die lezte Thüre durchgearbeitet hatte, und daß nun die Thürhüter aus Furcht vor dem gewaltigen Gedränge die Hauptthüre nicht mehr zu öffnen wagten; kurz, die Kommissarien, der akademische Senat, der ganze Magistrat in Corpore erschienen, und zulezt der Vorleser selbst; vergebens, kein Einlaß war zu erhalten, der Tumult ward immer größer, endlich aber traten einige Professoren und zulezt einer der Kommissarien unter dem Toben und Austrommeln der Studenten auf, um die Versammlung zu ersuchen, sich nach Hause zu begeben, da heute keine Vorlesung stattfinden könne, worauf sich denn Alles noch mit mehr Ruhe als man erwarten konnte, und gelassener als es wahrscheinlich bey uns geschehen wäre, zerstreute. Gestern fand nun die Vorlesung wirklich statt, und dießmal ward Niemand als dem Magistrate, den Professoren und den vor einem gewissen Tage eingeschriebenen Studenten der Zutritt gewährt, eine Einrichtung, welche im Publikum viel Mißfallen erregte; doch ging alles mittelst einer an die Studenten erlassenen Ermahnung und eines Heeres von Polizeybedienten, das Vorsichtshalber das Universitätsgebäude umgab, recht ruhig ab.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 294:

Schlacht, Schacht, Schach, ach, Acht.

Charade von zwey Sylben.

Die erste und der zweyten erstes Zeichen,
Was wirds? sprichs aus! der todte Baum,
Deß Zweige gern im ungemeßnen Raum
Mit stolz beschriebnen dürren Blättern reichen.
Zur zweyten nimm ein ander Wort,
Da hörst du andre, frische Blätter rauschen,
Wo Lieb' und Freundschaft süße Grüße tauschen,
Auch denkt sich mehr dabey als dort.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 17. December 1827.

Ob dir einer es sage der Sterblichen, oder du Ossa
Höreſt, die her von Zeus das Gerücht ausbreitet den Menschen.

Homer.

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

Gehen wir über nach Europa. Pausanias erzählt m 32sten Kapitel seiner Beschreibung von Attika, jede Nacht höre man in den Feldern von Marathon, die wenig ntfernt vom Berge des Pans lägen, Gewieher von Pfer-en, und sehe kämpfende Männerbilder. Wahrscheinlich hörten nan also auch Waffengeräusch, und der Luftlärmen der Wüste Coy wiederholt sich hier offenbar. Pausanias setzt ninzu: wer aus Vorwitz diese Erscheinung wahrnehmen volle, dem bekomme es übel; nur wer von ungefähr es öre, erfahre kein Unglück.

Herodot erzählt im 105ten Abschnitt seines sechsten Buches: als die Athener zum Feldzuge des Miltiades Hülfe von Sparta verlangten, rief ihrem Botschafter Phidippidas unterwegs am parthenischen Gebirge der Gott Pan mit seinem Namen, und beschwerte sich, daß hn, den Gott, die Athenienser so vernachlässigten, obchon er ihnen wohlwolle.

Noch deutlicher aber sprachen die Stimmen aus der Höhe zu den alten Römern, deren kriegerisches Gemüth von nichts als Schlachten träumte. Nach Dionysius von Halicarnassus rief ihnen in der Nacht auf die unentschiedene Schlacht gegen die Söhne des vertriebenen Tarquinius, in welcher der ältere Brutus, geblieben war, eine so laute Stimme zu, daß beyde Armeen sie hören konnten, sie sollen guten Muthes seyn, ein nicht kleiner Theil der Feinde sey geblieben. Die Römer, dadurch ermuntert, griffen aufs Neue in nächtlichem Ueberfall das Heer der Tarquinier an und schlugen es gänzlich. Dionysius führt auch von den Jahren nach Erbauung Roms, 264 und 271 ohne nähere Bezeichnung solche Stimmen an, die dort erschollen seyen, ohne daß sie von einem Menschen wären gerufen worden. Livius erzählt, in Rom selbst habe ein Plebejer bey Nacht eine Stimme, heller als irgend eine menschliche, gehört. Sie habe ihm befohlen, der Obrigkeit anzuzeigen, daß die Gallier anrückten, an welche damals in Rom noch Niemand dachte.

Der alte Deutsche vernahm in den Stimmen aus der Höhe das Geräusch von Wodans oder Muthas Heer, das wilde Heer. Im Mittelalter aber, da das Volk Jahrhunderte lang durch Jagdfrohnen und durch Hegung des Wildes geplagt war, wurden sie zur wüthenden Jagd. Geister ehem[illegible]ger unbarmherziger Jäger, die im Leben Menschen und Vieh mißhandelt hatten, hielten es zwar nicht mehr der Mühe werth, in Rede sich einzulassen, aber für ihre Frevelthaten wurden sie nun mit Geschrey und rastloser, stürmischer Unruhe in der Luft umhergetrieben. Noch im Jahre 1675 schrieb ein gelehrter sächsischer Arzt, Frommann, ein dickes Buch über die Hexerey in lateinischer Sprache. Er sagt in ihm: die wüthende Jagd macht die Hörer durch die wunderbarste Mischung falscher Töne ganz verwirrt. In der Nacht zieht sich der Luftlärm bald da, bald dort hin, und kann im Augenblicke wieder verschwunden seyn, ohne eine Spur zu

hinterlassen. Darum, meynt Frommann, werde das wilde Heer mit Recht legio diabolica genannt. Nach der deutschen Encyklopädie von Frankfurt wird von mehreren Gebirgen oder einzelnen Bergen aus, so vom Thüringer Gebirge, und namentlich dort im Winter vom Hörselberge, von einem Berge ferner in der Grafschaft Witgenstein und von einigen Höhen der Bergstraße bey Heidelberg die wilde Jagd als ein Geschrey von Jägern und Schallen der Waldhörner, als Hundegebell, untermischt mit Löwengebrüll und Grunzen von Schweinen, aber auch als Geräusch von Kriegsleuten mit dazwischenkommendem Rufe ihrer Befehlshaber gehört. Erschalle dabey ein harter Klang wie von einer Glocke, so verschwinde alles wieder in den Bergen. Dieses Verschwinden auf einen harten Klang erinnert an den gellenden Schrey in Ceylon, auf welchen bald auch wieder gänzliche Stille eintrat. Das Hundegebell wie das Waffengeräusch bezeichnen die Stimme des wilden Jägers als zur Familie des Dämonenrufes Asiens gehörend.

Das Journal von Paris enthält den ausführlichen Bericht eines Pfarrers von Bas-Vendomois im ehemaligen Gouvernement von Orleans, nach welchem er mit vielen andern Landsleuten im Monat December des Jahrs 1787 Abends zwischen sieben und acht Uhr in der Luft ein Getöse hörte, das sich immer von einem Orte zum andern zu ziehen schien. Es kam dem Gebelle einer zahlreichen Menge von Jagdhunden gleich; besonders schien es, als hörte man deutlich den Laut eines großen Jagdhundes. Die übrigen Stimmen waren sehr verschieden, mehr oder weniger stark, dumpfer oder heller. Die Mannigfaltigkeit der Töne gab eine nicht üble Musik; doch erschraken die Landleute sehr ob ihr.

Der fürchterliche hohle Schrey oder harte Ton des heißen Klimas von Ceylon scheint in der kalten Luft des Nordens mehr sich zu verlieren. Doch wird er in Persien und in der Wüste Cop noch zum nächtlichen Geschrey der Eule, zum Tönen des Hufschlages oder zum Trommellärmen, in Deutschland zum harten Glockenton. Das auf jener Insel Asiens, wie es scheint, seltenere Hundegebell wird der Hauptlaut im mittleren Europa. Dabey erscheint, was dort nur zuweilen als Gesangsmelodie tönt, was aber im mittleren Asien zum Schalle vielfacher musikalischer Instrumente wurde, auch noch in Deutschland und Frankreich.

Das Rufen mit vermeintlicher Menschenstimme, das in Ceylon noch unbestimmt vorkommt, in der Wüste Cop aber und in Griechenland sogar zum Rufen mit Namen wurde, und das selbst zur bestimmten Rede in beyden südlichen Halbinseln Europas sich gestaltete, scheint sich zwar im minder beweglichen Festlande diesseits der Alpen zu verlieren; aber es erscheint wieder an der Westküste von Hochschottland, in Ossians Land der Helden, wo die Stimme seines Gebirgsgeistes in unsern Zeiten zum Rufe eines boshaften Wassergespenstes, dem Kelpy der Bergschotten, wurde. Zufolge Arndts Beschreibung der Orkneys und Shetlands vom Jahr 1826 erzählen diese Hochländer, jener Kobold ziehe durch die seltsamsten und lockendsten Klagetöne, als wäre Jemand in Noth, Leute herbey, oder bringe durch ein scheußliches Geschrey den einsamen Wanderer bey Nacht wie von Sinnen. Ein ander Mal rufe es ihm als Fährmann zu, sich über ein Wasser setzen zu lassen, oder zeige ihm Furthen an, worin Roß und Mann versinken müssen. Hier an der regnerischen, felsigten Meeresküste wiederholt sich also ein Naturereigniß, das man als das ganz gleiche mitten im Herzen des Festlandes von Asien in fast wasserloser Wüste antraf.

Aber auch die übrigen Welttheile außer Asien und Europa entbehren der räthselhaften Erscheinung nicht, die, obschon überall selten, doch in einzelnen bestimmten Landstrichen über die ganze Welt verbreitet vorzukommen scheint; ihren Grundzügen nach ist sie immer dieselbe und nur verschieden dadurch, daß hier der eine, dort der andere der schauererregende Laut vorherrscht, bald diese alle gemischt auftreten, bald nur der eine gleichsam vereinzelt ins Daseyn tritt. Wo das Ergebniß genauer bezeichnet wird, ist es meist die Zeit beträchtlicher Temperaturveränderung, im Anfang oder am Ende der Regenzeit in Ceylon, zu Anfang des Winters vornehmlich in Deutschland und Frankreich, und besonders in der vorgerückten Nacht mit ihrer Abkühlung, wo der seltene Geisterruf sich hören läßt.

Von Afrika findet man der Nachrichten weniger. Doch erzählt Oldendorp in seiner Missionsgeschichte auf den Caraibischen Inseln vom Jahre 1777, Sklaven vom Stamme der afrikanischen Watjeneger hätten unter sich die Sage, ihre Vorfahren seyen einst im Innern der Sklavenküste von Guinea auf einem hohen Berge gewesen. Hier hätten sie hoch im Himmel liebliche Klänge gehört; himmlische Menschen seyen hierauf an einer Kette bis auf die Spitze des Berges herabgestiegen, aber zum Leidwesen der Neger seyen sie wieder zurückgekehrt, als sie vernommen, der Frieden sey selten auf Erden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Annchen Halliday.

(Beschluß.)

Käthe trat in das Zimmer, um dem Fremden seine Schlafstelle anzuweisen; Frau Cameron ging ihr aber entgegen, bedeutete ihr, sie habe in ihm einen Verwandten erkannt und befahl, ihm das Gastzimmer zu bereiten. Käthe erstaunte und gehorchte, und Frau Cameron unterrichtete ihren Sohn nun kurz, aber mit Worten, die zum Herzen drangen, von allen Schicksalen, welche die Seinen während seiner Abwesenheit betroffen. Ihre Worte tropften wie ein warmer Frühlingsregen Leben in Mal-

colms erstarrte Brust. Sein Antlitz ward verjüngt, milde Thränen schienen die Furchen seiner Wangen hinweg zu waschen, und wie seine Mutter, die er, ohne sie zu unterbrechen, angehört, geendet hatte, sank er auf seine Kniee und flehte Segen herab auf des großmüthigen Alans lezte Stunden und Segen auf seines treuen Annchens Haupt. Für sich erbat er nur Kraft, die Freude dieses Augenblicks würdig zu ertragen, und so besonnen zu seyn, wie es Alan um ihn und seine Kinder verdient hätte. Die Mutter konnte nun nicht genug fragen, woher er jezt komme, wo er so lange gewesen, ob der Andreas wirklich vom Meere verschlungen und wie er gerettet worden sey?

Malcolm erzählte nur unvollkommen und schlecht. Wohl war das gute Schiff Andreas vom Meere verschlungen worden und dessen wackerer Kapitän vor Malcolms Augen ertrunken. Vergebens wagte er sein Leben, um ihn zu retten; nur der Gedanke an Annchen und seine Kinder vermochte ihn, nach einem Brett zu greifen, um das Ufer zu gewinnen. Dort erwartete ihn aber Sklaverey; er schmachtete sieben Jahre lang in ihr, ohne daß er, der unkundige Seemann, Mittel fand, aus dem Innern des Landes, wohin er verkauft wurde, den Seinen ein Lebenszeichen zu geben. So viele, viele seiner Leidensgefährten wurden neben ihm in gleicher Verlassenheit stumpf und endlich roh, um nur das Daseyn zu ertragen. Wie Lord Exmouth Algier mit seiner Flotte bedrohte, wurde er endlich mit Tausenden von Unglücklichen befreyt. „Aber laßt mich jezt nicht von mir sprechen, liebe, liebe Mutter,“ endete er schnell; „jezt kann ich an nichts denken als an Annchen und meine Kinder! könnt Ihr sie nicht herausrufen? und der arme, gute, treue Alan! — O laßt mich meine Kinder nur einen Augenblick sehen, in der Küche bin ich fast vor Sehnsucht gestorben, und kann gewiß sonst die Nacht nicht ausdauern. Mutter, Mutter, Ihr wißt nicht, mit welch darbendem Herzen Euer armer Sohn diese sieben Jahre verlebt hat!“

Aber Frau Cameron stellte ihm vor, wie sie sorgen müßten, durch keine Ueberraschung Alans erschöpfte Kräfte zu überwältigen, und wie Annchen geschont werden müsse; so vermochte sie ihn zu einer kleinen Geduld, indeß sie hinging, Annchen aus dem Krankenzimmer zu winken. In der heftigsten Ungeduld erwartete Malcolm den nächsten Moment. Bald ging er im Zimmer umher, dann blieb er vor irgend einem Geräth stehen, das er als einen Zeugen seiner frühern frohen Tage erkannte, dann betrachtete er den langsamen Zeiger an der pickenden Wanduhr, und dazwischen sagte er Worte der tiefen Demuth, des innigsten Dankes, daß Alan ihm alle seine Schätze erhalten, und ersann Gelübde, wie er mit seinem ganzen Leben ihm zu lohnen gedenke.

Endlich hörte er einen leichten, leisen Schritt; er sezte sich schnell nieder, seine Füße trugen ihn nicht mehr; er nahm wahr, daß Jemand eintrat, aber er wußte nicht wer; er fühlte Arme nach ihm ausgestreckt, aber nur sein Herz empfand ihre Berührung, denn in dem Augenblick, wo die lange Getrennten sich umarmten, sanken Beyde bewußtlos zu Boden.

Ist es wohl zu wundern, daß der durch Mühseligkeit abgehärtete Seemann, wie er am folgenden Tag, nachdem Alan auf die behutsamste Weise von den seltsamen Begebenheiten des vorigen Abends unterrichtet worden war, an des Kranken Bett niederknieete und dessen Hand an seine Lippen, an seine Brust drückte, wie ein Kind weinen mußte? der Moment schloß ja alles in sich, was Schmerz und Freude geben können, er dankte dem Wohlthäter seiner hülflosen Kinder, er dankte dem Freund, der ihm sein Weib in dem Heiligthum seines Hauses aufbewahrt hatte, und dankte ihm an den Pforten des Grabes. Alan war fast von Rührung überwältigt, wie er den Gatten, den Vater an seinem Lager knieen sah, und zum ersten Mal Annchens Lippen seine blaße Stirn dankend berühreten. „O treibe keine Abgötterey mit mir,“ rief er mit erloschener Stimme, „Malcolm, mein Herzensfreund, danke dem Geber da oben! und du, Annchen, weine nicht um deinen glücklichen Freund; er ist heute glücklicher als am Tag, wo du ihm deine Hand gabst, und ist sie nicht noch die meine? Ja, Freund Malcolm, sie trägt noch meinen Namen. Ihr wißt wohl, daß Ihr sieben Jahre in der Welt umherschweiftet, nun müßt Ihr warten bis .... denn nur wenn sie mein gesetzliches Weib war, konnte ich ihr mein Eigenthum schenken, und nun, guter Malcolm, laß mich ungestöret ihre liebe Pflege genießen die wenigen Tage noch, die ich ihrer bedarf!“ Das milde Lächeln, mit dem er zu scherzen begonnen, ging hier in Wehmuth über, und er schwieg, denn seinen müden Augen entquollen Thränen, die dem Todtkranken so schmerzlich sind; Cameron versuchte vergeblich zu sprechen, aber bedeutungsvoll legte er Annchens beyde Hände in Alans Hand, und mit bebenden Lippen trat er, als wolle er alle Ansprüche aufgeben, einen Schritt von dem Bette zurück. „Nein, Malcolm,“ sprach Alan von Neuem, „so meyne ichs nicht, glaube mir vor Gott! ich habe Annchens Seele von je her mehr geliebt wie ihr Gesicht, so lieblich es ist. Mir ist schon lange, als hätte ich sie nie geliebt mit dem Wunsche sie zu besitzen. Ich sollte sie dir nur aufbewahren, und nun nimm sie hin, und gedenket mein und lehret Eure Kinder mein Andenken bewahren.“

Ein einfacher Stein bezeichnet Alans Grab neben dem seiner Eltern, und wie nach einem ehrbar verstrichenen Jahr der Tag kam, an welchem Annchen zum zweyten Mal mit Malcolm vor den Altar trat, ging sie am Vorabend mit Malcolm und ihren Kindern dahin, betete und segnete sein Andenken, und jedes Jahr sieht sie bey dieser Feyer auf Alans Grab.

———

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Anfang December.

So sehr sich auch Hamburg als Welthandelsstadt auszeichnet, so möchte sich doch schwerlich eine Stadt von so zahlreicher Bevölkerung finden lassen, wo weniger öffentliches Leben herrscht. Es fehlt an einem Mittelpunkte, wo die Gebildetsten zusammentreffen, und das merkantilische Gewühl verschlingt jedes andere Streben. Die prächtige, jezt wieder bedeutend vergrößerte Börsenhalle ist allerdings ein sehr nüzliches Institut, wo alles Neue zu erfahren ist, aber das fortwährende Ab- und Zugehen, die vornehmlich kommerzielle Geschäftigkeit verhindert daselbst ein ruhiges Beysammenbleiben, und für das weibliche Geschlecht ist diese Halle, ausgenommen an Konzerttagen, gänzlich verschlossen. Hamburg hat nicht einmal einen Hydepark, einen Prater, wo der Fremde Gelegenheit hätte, die schöne Welt Hamburgs vereinigt zu schauen. In mancher Hinsicht verdient die Hansestadt wohl den Namen des „deutschen London;“ jedoch abgesehen von allem andern, gibt allein schon das öffentliche Gerichtswesen in der ungeheuern brittischen Hauptstadt dem Volksleben eine Objektivität, von der in Hamburg keine Spur zu finden ist. Mit Paris, der lebendigsten, angenehmsten Stadt der Welt, wo die Gebildetsten tausend Mittelpunkte finden, hält die alte Hammonia nun vollends keinen Vergleich aus. Der Ereignisse, welche in der Stadt selbst allgemeines Interesse erregen, und als Gegenstände allgemeiner Unterhaltung dienen könnten, sind wirklich nur wenige. Im Sommer ziehen die meisten Familien von allen Seiten aus den Thoren, und bringen die Zeit auf dem Lande zu, so daß nur die Männer in den Geschäftsstunden in der Stadt verweilen, und dann wieder das Weite suchen. Im Winter bilden sich einzelne Cirkel, und hier findet die junge Welt in der Musik, der einzigen Kunst, welcher einiger Ernst gewidmet wird, einen geselligen Mittelpunkt; dabey sind aber große Musikfeste selten, und eben so selten die Gelegenheit, Meisterwerke so aufführen zu hören, wie man sie in Wien, München u. s. w. hört.

Die Maskeraden werden in der Regel nicht von Damen und Herrn, die zur besten Gesellschaft gehören, besucht, und öffentliche Bälle gibt es seit dem Abzuge der Franzosen eigentlich gar nicht. Für die Familien zweyter Ordnung haben sich indessen einige gesellige Vereine, die Erholung rc. gebildet, welche recht anständiges Vergnügen gewähren und, so wie die Harmonie, vieles beytragen, um Familien einander näher zu bringen, welche sonst wenig Berührungspunkte fänden; die Unterhaltung besteht vornehmlich in Tanz und Spiel. Vereine, wo, wie im Museum zu Bremen, für beyde Gesellschaften durch Vorlesungen rc. auf die Bildung gewirkt wird, fehlen in Hamburg, und wollten nie gedeihen.

Zimmermann hält diesen Winter Privatvorlesungen über Goethe und sein Jahrhundert; Lehse lehrt physische Geographie, und Schmeisser populäre Physik und Chemie; aber fast nur Herrn nehmen an solchen Vorlesungen Theil; unsere Damen haben vor dergleichen eine Art Scheu, und wagen es nicht Ausnahmen von der Regel zu machen, obwohl es vielen nicht an den Vorkenntnissen fehlt, solche Belehrungen benuzen zu können. Der Umgang der einzelnen, einander zufällig näher bekannten Familien führt übrigens Zerstreuungen aller Art herbey, welche die Meisten von der Theilnahme an solchen Vorlesungen rc. abhalten. Gegen alles Auffallende herrscht in der Handelsstadt ein gewisses Vorurtheil; auch ist eine große Anzahl derjenigen, die sich dem Handelsstande widmen, zu stark beschäftigt, und die Anzahl der Männer, welche Muse haben, ist hier verhältnißmäßig geringe. Unsere Bürgermeister und Senatoren leben ganz wie Privatleute. So wollte neulich unser ältester Bürgermeister, Amsinck, unser erster Staatsbeamte, dessen Name die Handelsverträge mit Großbritannien, den vereinigten Staaten und Brasilien bestätigte, sein fünf-und zwanzigjähriges Amtsjubiläum, ein sehr seltenes Fest für einen Bürgermeister, da dieselben aus den ältesten Senatoren gewählt werden, durchaus nicht öffentlich gefeyert wissen. Soirées, Assembleen rc. fehlen also fast ganz in Hamburg, da in jeziger Zeit auch die Gesandten wenig Aufwand machen; früher, bis zur ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, herrschte unter diesen und unter den Senatoren ein ganz anderer Ton, und auch unter den lezteren ein fast fürstlicher Aufwand. Selbst bey den reichen Kaufleuten ist es jezt nicht der Gebrauch ein grosses Haus zu machen. Prächtige Hochzeitmahle, Leichenbegängnisse, Festmahle der Bürgerschaft (die früher sogenannten Convivien) u. s. w. sind gleichfalls selten, und nie einem Lord Mayorsmahl auch nur einigermaßen ähnlich. Das Theater und die Winterkonzerte sind die einzigen Mittelpunkte, wo ein Theil der feinern Welt sich gewöhnlich trifft.

Das bürgerliche Fürsichleben in Hamburg mag Manchem auffallend seyn, aber es ist ein Resultat der Freyheit, wenn es auch andererseits die Bildung beschränkt. Dem Künstler (die Tonkünstler ausgenommen), und dem jungen Gelehrten wird es durchaus schwer, eine fruchtbare gesellige Unterhaltung zu finden, und es ereignet sich im Ganzen in Hamburg, Gott seys gedankt! so wenig Auffallendes, daß unsere Blätter in dieser Rücksicht höchst dürftig erscheinen.

Edinburgh, 20. Nov.

(Beschluß.)

Die Stelle eines Professors der Theologie auf hiesiger Universität ist zur großen Freude eines bedeutenden Theils der Einwohner dem vortrefflichen Dr. Chalmers angeboten, und von ihm angenommen worden; obgleich er zu der orthodoxen Parthey der schottischen Kirche gehört, so leitet ihn doch sein reiches, freysinniges Gemüth immer auf die Seite der Toleranz und Milde, und dieß, so wie sein herrliches, vielumfassendes Genie und seine hinreißende Beredsamkeit müssen nothwendig eine wohlthätige Wirkung auf seine jungen Zuhörer äußern; man hatte längst den Wunsch ihn in einem größern Wirkungskreise zu sehen, man sprach sogar davon, daß man ihm die Stelle eines Professors der Moralphilosophie auf der Londoner Universität anbieten wird; doch scheint dieß nur ein leeres Gerücht gewesen zu seyn.

De Quincey, der Verfasser der Confessions of an Opium Eater, ist in diesem Augenblick hier, und der Herausgeber eines halb politischen, halb literarischen Blattes, die Sarturday Post genannt; es zeichnet sich durch die heftigsten Schmähungen und Angriffe auf das jezige Ministerium aus, was mehrere Personen hier sehr in Verwunderung sezt, da man nach manchen frühern Schriften de Quinceys, besonders nach mehreren in dem durchaus liberalen Londonmagazin erschienenen Aufsäzen, glaubte, er neige sich auf die Seite der freysinnigen Parthey. In den zwey lezten, gerade vor uns liegenden Nummern wird der Sieg über die türkische Flotte, der jedes Herz, das für Menschlichkeit schlägt, mit Freuden erfüllt, mit dem bittersten Tadel sowohl der Minister, deren unzurechtfertigender Einmischung, um die Türken an der Bestrafung eines aufrührerischen Volkes zu hindern, dieser Ausbruch der Feindseligkeiten zugeschrieben wird, als auch des braven Admirals und seiner tapferen Gefährten besprochen. Uebrigens scheint der Verfasser nach mehreren Stellen zu wünschen, daß man glauben möchte, er sey ein Freund der Griechen, und würde über ihre Befreyung erfreut seyn, sobald sie durch andere Mittel als eine Dazwischenkunft der Britten erhalten würde.

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. December 1827.

Neig' aus deines Vaters Halle,
Felsentochter, mir dein Ohr!
Hall im Schimmer der Krystalle,
Und im Silberschleyer walle,
Reine Nymphe, wall hervor!

Bürger.

An den Griesbacher Gesundbrunnen.

Heil dir, kühle Felsenquelle,
Die in rein-krystallner Helle
Stärkung und Gesundheit schenkt!
Laß den Staunenden ergründen,
Wer mit solcher Kraft dich tränkt,
Wer, in tiefer Erde Schlünden,
Geist'gem Stoff, den Eisen stählt,
Himmelstochter, dich vermählt.

Deine Berge laß mich fragen;
Ihre wildverworr'nen Lagen
Führen ahnungsvoll den Blick
In des Werdens dunkle, alte,
Geistumschwebte Zeit zurück,
Wo der Fels noch flüssig wallte,
Wo, als starrend er gerann,
Unsrer Erde Tag begann.

Als des Weltgeists ew'ges Walten,
Künft'ge Bildung zu gestalten,
Thäler höhlte, Berge hob,
Und der Wesen großer Kette
Frühste Lebensringe wob,
Schuf er erst zum Wiegenbette
Unsrer blüthenreichen Flur
Eine kräft'gere Natur.

Muscheln, die sich Berge thürmten,
Fische, die das Meer durchstürmten,
Ungeheures Schlammgebild,
Riesenhafte Palmenhaine,
In der Luft und im Gefild
Thiere, deren Felsgebeine,
Von der Vorwelt Nacht umgraut,
Staunend noch der Forscher schaut:

Sie versanken; Wellenbrände
Tobten um der Berge Wände,
Der Granit, der glühend gohr,
Hob gigantisch sich und reckte
Schroff zum Himmel sich empor;
Mit Geröll und Schutt bedeckte
Der empörten Fluthen Schwall
Jener ersten Schöpfung Fall.

Einer neuen heit'rer Schimmer
Trat hervor; der alten Trümmer
Fesselt, nach der Musen Lied,
Als zerschmetterte Titanen
Ewigstrenges Nachtgebiet;
Doch der Geist der Schöpfungsahnen
Lebt noch in der Berge Schacht,
In der Tiefe Marmorpracht.

In des Heilquells Perlenschaume
Drängt er aus dem niedern Raume
Sprudelnd sich zum Tag heran,
Sehnt sich aus dem Reich der Grüfte
Nach erneuter Lebensbahn;
Eingehüllt in Aetherdüfte,
Froh des Kerkers Nacht entrafft,
Tränkt er uns mit Zauberkraft.

Denn des Lebens Kette windet
Um die Zeiten sich und bindet,
Was der Sphären Kreis enthält,
Erdenflur und Himmelsweiten,
Steingebild und Geisterwelt.
In der Bildung Aufwärtsschreiten
Tönt an Alles, was sie schuf,
Ewig fort der Gottheit Ruf.

Drum, o Quelle, schenkst du Leben,
Füllst die Brust mit regerm Streben,
Gibst den Nerven höhern Schwung,
Den Verstimmten voll're Töne,
Und es sammeln, Alt und Jung,
Sich um dich der Schöpfung Söhne,
Die, als schon dein Rieseln floß,
Der erneuten Flur entsproß.

Auf die Erstgeborne blickte
Liebend die Natur und schmückte
Reichlich dein verschlossnes Thal
Mit den mütterlichen Gaben,
Die, durch ernster Schönheit Strahl,
Wonnevoll den Busen laben,
Der, entrückt dem Weltgewühl,
Stille sucht und Hochgefühl.

Deine schroffen Tannenwände,
Deiner Wiesen grün Gelände,
Deiner Felsen dunkler Glanz,
Deiner Lüfte kühles Säuseln
Um den hohen Buchenkranz,
Deiner Bäche Murmeln, Kräuseln,
Ihrer Fälle Silberschaum,
Flüstern süßer Ahnung Traum.

Wenn dann, bey der Weste Fächeln,
Freundschaft, Lieb und Anmuth lächeln,
Wenn, in hoher Linden Hayn,
Wir des Abends Hauch genießen,
Und im traulichen Verein
Uns die Stunden froh verfließen,
Wird ja Alles uns gewährt,
Was nur Geist und Herz begehrt.

Darum rinne segnend immer,
Dich umgebe jeder Schimmer,
Den Natur und Kunst ertheilt:
Wundervoll sey deine Nähe,
Jeder Kranke sey geheilt,
Jedes Schmerzgefühl vergehe,
Reich wie Amaltheas Horn
Fließe stets dein Lebensborn.

J. G. Schweighäuser.

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

Unter Amerikas Südspitze liegt im 64sten Grade südlicher Breite ein neuentdeckter Archipelagus öder und felsigter Inseln, Südshetland genannt. Der Engländer Wedell berichtet in der Beschreibung seiner in den Jahren 1822 bis 1824 in das südliche Polarmeer unternommenen Reisen, auf einer jener unbewohnbaren Inseln sey einer seiner Matrosen zur einstweiligen Bewachung eines Bootes allein zurückgeblieben. Dieser legte sich am Ufer nieder; Abends um zehn Uhr hörte er zweymal einen Ton, welcher der menschlichen Stimme glich; da es noch nicht ganz finster war, sah der Matrose sich wiederholt um, ohne Jemand zu erblicken. Er ging nun am Ufer hin, hörte bald denselben Ton wieder, aber noch deutlicher und etwa zwey Minuten lang. Der Ton schien ihm nun etwas Musikalisches zu haben; endlich sahe er auf einem Felsen eine, als sie ihn erblickte, schnell sich zurückziehende Robbe. Daß der Seemann glaubte, der Seehund habe die Stimme von sich gegeben, daß er späterhin eidlich versicherte, was freylich häufig wenigstens bey einem Matrosen so gar viel nicht sagen will, der Seehund sey ein Meermensch von röthlichter Farbe und mit langem grünem Haare auf den Schultern, aber mit einem Robbenschwanze gewesen, ist ganz in der Ordnung und eben so vernünftig, als daß der Gott Pan in Griechenland sprach, oder daß der Teufel es ist, der in Ceylon die Leute durch sein Geschrey ängstigt.

Der Entdeckung der Ursache dieser fremdartig klingenden, theils musikalischen, theils menschlich sprechenden oder furchtbar schreyenden Luftstimmen bringt vielleicht die Betrachtung des einfachern, ebenfalls ohne erkennbare Ursache in der Höhe entstehenden Schalles näher, welcher blos wiederholtem Geschützdonner ähnelt, und ebenfalls wie jene Stimmen auf einzelne Gegenden beschränkt erscheint.

An den Ufern des Orenokos in Südamerika ist, der Beschreibung der Länder dieses Stromes zufolge, welche Pater Gilii im Jahr 1782 herausgab, nicht selten ein lautes Getöse in der Luft, oft ganz dem Schalle einer Kanone aus der Ferne gleich, zu vernehmen. So erzählt dieser Pater Gilii, daß einst am westlichen Ufer des Orenokos der Missionär in Cabruta vom entgegengesetzten rechten, dem Gebirgsland von Parime nahen Flußufer her so häufige Schüsse hörte, wie aus Steinböllern, daß er diesen Schall für einen Angriff der Karibenindianer hielt, welche damals öfters die christlichen Niederlassungen beunruhigten. Er schickte eine Parthie seiner Indianer und spanischer Soldaten ab, um die Verwegenheit des Feindes zu bestrafen. Als jene über den Fluß kamen, dauerten die Schüsse fort; zu ihrem großen Erstaunen fanden aber die Ausgeschickten nirgends einen Menschen und suchten vergebens aller Orten nach.

Bey häufigem Luftlärmen der Art ist es für die Geschichte der Entstehung des verschiedenen Glaubens der Völker nicht unwichtig, daß gerade in den Ländern am mittlern Orenoko nach den Angaben des berühmten Humboldts unter den Eingebornen ein eigener Kultus einer heiligen Posaune oder Trompete sich entwickelte. Bey der äußerst sparsam verbreiteten Bevölkerung jener Länder darf aber dabey nicht der nämliche Maaßstab für Größe der Entfernung zwischen verschiedenen Orten angewendet werden, nach welchem man Nähe oder Ferne in unsern übervölkerten Landstrichen schäzt. Jener heiligen Trompeten, welche die Indianer Botuto nennen, sind nur wenige; die von Alters her berühmteste ist auf einem Hügel nahe beym Zusammenflusse des Tomo- und Guainiaflusses. Sie ist ein Gegenstand der gemeinschaftlichen Verehrung mehrerer dortigen Wildenstämme. Sittenreinheit ist nöthig, um in die Geheimnisse des Botuto eingeweiht werden zu können. Man

muß unverheirathet geblieben seyn und sich Geißelungen unterwerfen. Jedes Weib wird ohne Barmherzigkeit getödtet, dem das Unglück begegnet, das Botuto zu erblicken. Der große Geist ist es, nach der dortigen Amerikaner Angabe, zuweilen selbst, der die heilige Trompete erschallen läßt; gewöhnlich aber thut er seinen Willen nur durch den Indianer kund, dem die Obhut des Heiligthums anvertraut ist.

Mit vermeintlich besserm Rechte nannten dagegen die Holländer an der Südspitze von Afrika, am Vorgebirge der guten Hoffnung, einen Berg den Teufelsberg, weil man, wie der ehrliche Würtemberger Schwarz in seiner 1748 erschienenen Reisebeschreibung angibt, auch dort öfters Getöse hört und Lichter sieht. Dieses Getöses erwähnt noch 1803 der Engländer Sample in seinen Spaziergängen am Kap; er aber schreibt es den Windstößen an jenem Berge zu. Auch von einem Berge in Java in Asien soll zuweilen ein wiederholter Entladung von Kanonen ähnlicher Schall herabkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die vor Kurzem in London erschienenen Reiseskizzen von W. Bullock enthalten sehr anziehende Nachrichten über die westlichen Staaten der Union von Nordamerika. Einige kurze Beschreibungen daraus mögen hier einen Platz finden.

1. Das Riesenkrokodill.

Die Beschreibung eines ungeheuern Krokodills, welches der Verfasser in Neworleans sah, klingt fast fabelhaft, wird aber so umständlich gegeben, daß man wenigstens das Daseyn dieser Riesenknochen nicht bezweifeln kann, wenn es gleich vielleicht nicht erwiesen ist, daß sie einem Krokodille angehörten. „Auf einem Spaziergange in Neu-Orleans sah ich an einem Gebäude die Inschrift: „Riesenknochenmuseum;" dieß erregte meine Neugierde, und ich erwartete Mammuthsknochen zu sehen, da man an den Ufern des Missisippi hier eine bedeutende Menge dieser merkwürdigen Ueberreste gefunden hat. Ich ging also hinein, und ward in der That in Verwunderung gesezt, nicht durch die Gebeine eines Mammuths, sondern durch Knochen, die, wie man glaubt, einem ungeheuern Krokodill angehört haben, und von denen es wirklich wahrscheinlich ist, daß sie die Ueberreste eines solchen Thieres sind, was das frühere Daseyn einer riesenmäßigen Eidechse von wenigstens 120 Fuß Länge beweisen würde; denn ich maß die rechte Seite des untern Kinnbackens, und fand ihn 21 Fuß in der Krümmung lang, und 4 bis 5 Zoll breit; die übrigen Knochen bestanden aus zahlreichen Wirbelbeinen, Ribben, Hüftbeinen, Zähnen, deren Größe im Verhältniß mit dem Kinnbacken stand; es waren auch einige andere Zähne da, allein diese schienen außer Verhältniß damit zu stehen. Diese Ueberreste waren vor Kurzem in einem Sumpfe nahe bey Fort Philipp entdeckt worden, und man sagt, die andern Theile des Riesenskelets befinden sich in demselben Moraste.

Als ich äußerte, diese Knochen möchten einer Art Wallfisch angehört haben, gab mir der Besitzer, mit Berufung auf einen geschickten Zoologen und vergleichenden Anatomen, der im Begriff ist, eine Beschreibung dieser Ueberreste herauszugeben, Gründe an, die mich überzeugten, daß meine Vermuthung grundlos war. Er sagte, seine Absicht sey, sich die noch fehlenden Theile zu verschaffen, und dann das Ganze nach Europa zu bringen.

2) Die amerikanischen Dampfboote.

Den 3ten April verließen wir Neu-Orleans auf dem schönen Dampfboote Georg Washington von 375 Tonnen, das in Cincinnati gebaut, und gewiß das schönste Fahrzeug auf süßem Wasser ist, das mir je vorgekommen. Die Flußboote haben nicht nöthig gegen die Wellen und Stürme der See kämpfen zu müssen, und sind deßhalb auf eine verschiedene Weise gebaut; sie haben drey Verdecke über dem Wasser; es gibt viel mehr Raum darin, und man befindet sich weiter von dem Lärm, der Hitze und Bewegung der Maschine entfernt, und da Holz das einzige Brennmaterial ist, welches man anwendet, so leidet man nicht von dem dicken Rauche, der in den Dampfböten mit Kohlen so beschwerlich fällt. Alles ist aufs Bequemste eingerichtet und die Kajüten prächtig möblirt. Keines der Schlafgemächer hat mehr als zwey Betten; die vorzüglichsten sind in dem obersten Stocke, eine Gallerie lauft um das ganze Fahrzeug herum, ein Dach bedeckt es, und bildet somit einen hinlänglichen Platz zum Spazierengehen, der gegen Sonne und Regen geschüzt ist und vermöge seiner Höhe eine schöne Aussicht auf die umliegende Gegend gewährt, ohne daß man von dem Lärm des Schiffsvolks leidet. Die Mahlzeiten sind vortrefflich, man ist gut bedient; die Frauen haben eine Kajüte für sich mit weiblicher Bedienung; es befindet sich eine Bibliothek und ein Zimmer zum Rauchen und Trinken für die Männer, dann zahlreiche Bedientenzimmer ꝛc. auf solchen Schiffen. Diese Fahrzeuge halten gewöhnlich zweymal des Tages an, um frisches Holz für die Maschinen einzunehmen, und man verschafft sich dann auch frische Milch und andere Vorräthe; auch können die Passagiere kurze Zeit an's Land gehen. Vor der Einführung der Dampfboote war diese Reise gefahrvoll und mühselig für kleine Fahrzeuge, und sie brauchten neunzig Tage von Neu-Orleans nach Cincinnati; dieselbe Reise (1600 englische Meilen) wird nun mit großer Bequemlichkeit in eilf bis zwölf Tagen stromaufwärts gemacht, und den Fluß herunter fährt man in sieben Tagen; jedes Boot nimmt mehrere Hundert Passagiere außer der Waarenladung ein. Die Kosten der Reise sind sehr niedrig im Verhältniß der Bequemlichkeiten, die man genießt. Wir bezahlten ungefähr 8 Pf. St. die Person von Neu-Orleans nach Louisville (1500

engl. Meilen), Wohnung, Bedienung und Alles mit eingeschlossen. Stromaufwärts ist dieser prächtige Fluß, der Missisippi, von dem man den Ohio als eine Fortsetzung ansehen kann, für die größten Fahrzeuge in hohem Wasser von dem mexikanischen Meerbusen bis nach Pittsburg, 2212 Meilen lang, schiffbar. Der Reisende kann ohne die geringste Gefahr oder Mühe fast undurchdringliche Wildnisse und Wüsten, welche die westlichen Staaten von Amerika begrenzen, durchreisen, und dieß ohne sein bequemes Gemach zu verlassen, von dessen Fenstern er beständig des Anblicks der abwechselnden Landschaft genießt, die für einen Europäer so neu ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. December.

Unser allverehrter König hat neuerdings sich wieder als Beschützer der Wissenschaften äußerst huldreich erzeigt, indem er die Einkünfte der hiesigen großen Bibliothek um eine sehr bedeutende Summe vermehrt hat; nicht minder sind für die Bedürfnisse der Universität Bonn ansehnliche Zuschüsse von Sr. Majestät bewilligt worden. — Der Bau des schönen Museums schreitet fort, und der Inschrift zufolge wird es im Laufe des nächsten Jahres eröffnet werden. Es heißt jedoch, daß diese lateinische Inschrift einer deutschen Platz machen werde, was unserer (ursprünglich französischen) Akademie um so mehr zur Ehre gereichen würde, als sie nicht erst durch eine lateinische Inschrift zu beweisen nöthig hat, welch tüchtige Philologen sie in ihrem Schooße besizt. Wir werden in jener Gallerie nun auch, neben den Meisterwerken der altitalienischen und altdeutschen Schule, ein Gemälde von Raphael bewundern, welches unser kunstliebender Monarch in Italien von einem bewährten Kenner, von unserm Ministerresidenten in Rom, Hrn. Geheimenrath Bunsen hat ankaufen lassen, und welches bereits hier angekommen ist. — Der höchst ausgezeichnete Meister, Herr Professor Wichmann, hat den Auftrag erhalten seine so gelungene Statue der Kaiserin von Rußland wiederholt in Marmor auszuführen. Eine Büste der Dem. Sonntag gehört zu dem Aehnlichsten, Lieblichsten und Ausdrucksvollsten, was dieser, in diesem Fache berühmte Künstler geleistet hat. — Die im neuen Diorama aufgestellten Bilder geben an Vortrefflichkeit den Parisern nichts nach. Hinsichtlich der Eleganz ist aber hier die französische Hauptstadt übertroffen; schon das Gebäude selbst nimmt sich weit vortheilhafter aus. Ueberdieß befindet sich aber auch ein Saal hier, den man gratis besuchen kann, und worin die neuesten Kupferstiche und Lithographieen, Hilfsbücher und Tageblätter in einem heiteren und bequemen Raume aufgelegt sind. Möchte Herr Gropius, der Unternehmer dieser kostspieligen Anstalt, dabey seine Rechnung finden! — Zu den erfreulichen Erscheinungen in unserer Stadt gehört auch die Annäherungen der verschiedenen Künstler und Gelehrten untereinander, die sich zu freundlichen und gegenseitig belehrenden Vereinen gestalten, als z. B. die Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik, die Mittwochsgesellschaft, eine andere für bildende Kunst, die Liedertafel, der Gartenverein u. a. m. Es ist den Deutschen oft, und nicht mit Unrecht, ihr einsames Treiben in Wissenschaft und Kunst zum Vorwurf gemacht worden. Die Einsamkeit war gewiß der Tiefe förderlich, die gänzliche Isolirung des Einzelnen aber führte eben so gewiß zu nebelhaftem Dunkel und zu einer Unklarheit, in welcher sich nur der Produzirende zurecht finden konnte, und die oft der Willkühr nicht unähnlich sah, so daß uns das Ausland schärfer noch, als wir es verdienten, hierüber tadelte. Von solchen Vereinen der Philosophen und Kritiker, der Künstler überhaupt, und besonders der dramatischen Dichter, ist Ersprießliches zu hoffen, und um so mehr, wenn sich diese Gesellschaften nicht auf die Weise der, zur Einseitigkeit führenden Akademieen gestalten, sondern, außer den Männern vom Fache, auch gebildete Laien, gewissermaßen ein gewähltes Publikum, in sich aufnehmen. Dadurch allein kann der ungebundenen Willkühr, der Anmaßung und der Verwirrung unserer heutigen Kritik Schranken gesezt, und den über Alles Mit- und Absprechern wieder der gehörige Respekt vor kenntnißreichen Autoritäten eingeflößt werden. Die dramatischen Dichter aber, wenn sie es vermögen gegen einander offenherzig und wahr zu seyn, und offenherzige Wahrheiten zu ertragen, werden dann gewissermaßen in Gesellschaft arbeiten, über Wahl der Stoffe und bühnengerechte Bearbeitung schon vor der Aufführung unterrichtet werden, und so aus diesen Verbindungen einen Vortheil ziehen, den sie, vielleicht nur durch Ungeselligkeit, bisher entbehrt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannover, November.

Den Freunden der Musik sind jezt schon mehrere wackere Konzerte dargeboten worden. Das in diesen Blättern jüngst angekündigte „Alexandersfest“ von Händel, von der Schmitt'schen Singakademie ausgeführt, erfreute sich eines Auditoriums, wie wir es so zahlreich seit langen Jahren nicht versammelt sahen; die Aufführung ging auch recht gerundet, und besonders gut gingen die Chöre. Die Anzahl der Mitglieder dieser Akademie ist schon auf hundert gewachsen. Das erste, sehr glänzende Hofkonzert fand auch in diesem Monate schon statt. Unser Konzertmeister Maurer ist von Wien wieder zurückgekehrt; seit langer Zeit soll, wie die Wiener Blätter sagen, kein Künstler dort so viel Aufsehen gemacht und so viel Theilnahme gefunden haben. Den Theaterfreunden ward nun auch der Genuß Webers „Oberon“ zu hören. Wir können unmöglich nach einer einzigen Aufführung dieser Oper ein vollständiges Urtheil darüber aussprechen; zu rasch gehen die Harmonien und alle sie begleitenden Gegenstände an uns vorüber, um sie mit einem Male aufzufassen; aber ganz so glänzend, wie man es erwartete, war der Erfolg nicht; der große Ernst dieser Tondichtung ist nicht Sache der großen Menge. Der dritte Akt belebte indessen die Gemüther, weil er selbst lebendiger ist. Wohl mag die spärliche Ausstattung an Dekorationen, Flugmaschinen u. s. w., woran es sehr gemangelt hat, dieser Oper geschadet haben; freylich ein Mangel, der bey Produkten der Art kaum fühlbar seyn sollte, er war es aber hier, selbst dem mehr Hör- als Schaulustigen. — Die große van Akensche Menagerie macht gegenwärtig auch hier wie früher anderswo viel Aufsehen. Das Zebra ist gewiß das schönste, das je in Europa gezeigt worden ist. Die Art und Weise wie einige dieser Thiere gezähmt sind, verdient die Beachtung des Naturforschers. — Um dem Uebelstand des Erfrierens des Gasstoffes in den Röhren, was im vorigen Winter die Stadt oft in Finsterniß versezte, bey der jezt eintretenden Kälte vorzubeugen, sind von Seiten der Gaskompagnie große und kostspielige Vorkehrungen getroffen, die hoffentlich ihren Zweck nicht verfehlen werden. Die Herrn Britten mußten es erst auf Kosten ihres Beutels erfahren, daß unser Klima ernsterer Natur als das übrige ist. — Es geht die Rede, daß unserer Residenz eine bedeutende Ausdehnung bevorstehe; es sollen nämlich noch einige Quartiere der Gartengemeinde, und, wie es heißt, sogar die Vorstadt Linden der Stadt mit einverleibt werden. Bey der großen Ausdehnung der Volksmasse möchte dieser Plan sehr zweckmäßig seyn. Wir wollen wünschen, daß derselbe nicht blos auf dem Papiere realisirt werden möge. — Von der Errichtung des Waterloo-Monuments, an dessen Fundament schon ein Paar Jahre gearbeitet worden ist, hört und sieht man weiter nichts.

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 303.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 19. December 1827.

Der liebe Gott verzeih' aus Gnade
Ihm seine Henriade;
Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Lessing.

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

Sir Walter Scott, der glückliche Reformator im Gebiete der Romantik, der Gründer einer Kolonie in der Literatur, die sich mit Staunen, ja Besorgniß erregender Schnelligkeit bevölkert, ist auf einem unvorsichtigen Streifzuge in das Gebiet der Geschichte aufs Haupt geschlagen worden. Da warf er den Grabstichel, den Europa verspottet hatte, bey Seite, und griff wohlgemuth wieder nach dem unerschöpflichen Pinsel, den er nie mit jenem hätte vertauschen sollen. Als er die lieblichen kleinen Gemälde der Chronik von Canongate entwarf, in denen wir ganz sein eigenthümliches Talent, vielleicht etwas überreif, wiederfinden, konnte man denken, er wolle durch seine alten Zaubereyen jenen Unfall in Vergessenheit bringen. Durch die Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte*), die er vor Kurzem erscheinen ließ, erinnert er aber wieder unwillkührlich daran. Noch einmal betritt er das Gebiet der Geschichte, obgleich in einem ganz andern Sinne; in einzelnen, der Zeitfolge nach fortlaufenden Abschnitten schildert er die Hauptbegebenheiten in der Geschichte Schottlands in schlichtem, prunklosem, populärem Tone, kurz, er versucht sich zum ersten Male im Fache der Volks- und Jugendschriften, eine Form der Geschichtsbehandlung, die allerdings für die Farbe seines Talents und seines Charakters besser passen möchte. Will Sir Walter dadurch, daß er, bald nach jenem Mißtone, in der Geschichte einen weit niedrigeren, dießmal aber den ihm natürlichen Ton anstimmt, Bonapartes Manen versöhnen und eben dadurch, daß er seinem eigenthümlichen Talente als Erzähler neue Anerkennung erringt, das Urtheil der Welt über ihn als Geschichtschreiber rechtfertigen? oder träumt er, wenn er sich zur Jugend herabläßt, von neuen Triumphen? hofft er, Glück und Talent werden ihn zum zweyten Male zum Chorführer und Schöpfer einer neuen Manier machen? Unschädlicher wäre dieser Sieg als jener längst errungene, vielleicht zu weit getriebene, und das Gelingen möchte wahrscheinlicher seyn als bey dem Feldzuge, der ihm einen Platz an Robertsons Seite erobern sollte. Unsere Leser mögen aus den Proben, die wir ihnen vorlegen, ihm sein Schicksal vorherverkünden, denn wenn er gleich sein Werk einem Kinde zueignete, so ist es doch sehr glaublich, daß er ihm noch andere Leser wünscht als Junker Hugo und seine Altersgenossen.

* * *

Dedikation.
An den Junker Hugo Johann.

Vielgeliebter Enkel!

Obgleich ich noch nicht das ehrwürdige Lebensalter erreicht habe, welches mich einst mit dem deinigen gewisser-

*) Von diesem Werke erscheint in wenigen Wochen eine Uebersetzung bey Franckh in Stuttgart.

maßen auf gleiche Stufe stellen könnte, so gewährt es mir doch jezt schon mehr Vergnügen, einen Zuhörer deines Alters aufzusuchen, welcher gerne ein und dieselbe Geschichte zwanzig Mal hintereinander hört, als die tadelsüchtigeren Zuhörer unter meinen Zeitgenossen, welche nicht geneigt sind, irgend eine Erzählung zweymal zu hören, unterrichten zu wollen. Es ist daher auch wahrscheinlich, daß, wenn ich dir in diesem Buche einige Geschichten mehr als einmal vortrage, wir dennoch gute Freunde bleiben. Nehme ich jedoch an, daß dieses nicht mehr der Fall seyn sollte, so bleibt mir nichts übrig, als meine Erzählungen so einzukleiden, daß du solche öfter lesen kannst, als du selbst Lust dazu bezeugst.

Da du übrigens schnell begreifst und mit Scharfsinn begabt bist, so ist meine Absicht ein kleines Werk zu schreiben, das dir nicht nur in dem Alter von fünf oder sechs Jahren, welches, edler Junker, so viel ich weiß, dein gegenwärtiges Lebensalter ist, nützlich seyn kann, sondern das du sowohl in Beziehung auf Styl als Inhalt auch im achten oder sogar nach zurückgelegtem zehnten Jahre deiner Aufmerksamkeit nicht unwerth halten möchtest. Wenn du daher irgend etwas zu Schweres findest, das du in diesem Augenblick nicht verstehest, so mußt du denken, daß du ein oder zwey Jahre später im Stande seyn werdest, dir den Sinn zurechtzulegen. Vielleicht strengest du dich an und fassest dann irgend eine Meynung, aber dieß ist gerade, als wolltest du dich auf deine Zehenspitzen stellen, um etwas von einem hohen Gesims herabzuholen, anstatt daß du warten solltest, bis du ein wenig größer würdest; oder — wer weiß, ob dir nicht dein Vater beystehen will, um dir die Sache verständlich zu machen? das würde mir aber vorkommen, als wollte er dich auf einen Stuhl stellen, damit du das herabholen könnest, was dir zu hoch hängt.

Nun lebe wohl, mein lieber Hugo. Wenn du von dem, was du in diesem Buche liesest, weiser und besser wirst, so wird es zum größten Vergnügen gereichen

deinem dich zärtlich liebenden
Großvater.

Woher es kam, daß Schottland und England getrennte Königreiche wurden.

England ist der südliche und Schottland der nördliche Theil der berühmten Insel, welche Großbritannien genannt wird. England ist bey weitem größer als Schottland und hat üppigeren Boden als lezteres, weßhalb dort besseres Korn wächst. Die Einwohnerzahl von England übersteigt die von Schottland weit, und dort sind Stadt- und Landleute reicher, besser genährt und besser gekleidet als in Schottland. Dieses dagegen ist voll von Hügeln, sehr grossen Sümpfen und Wildnissen, in welchen kein Korn gedeiht und wo selbst nur wenig Futter für Schaaf- oder Viehheerden wächst. Der ebene Boden jedoch, welcher längs der großen Flüsse liegt, ist fruchtbarer und erzeugt Korn. Die Eingebornen von Schottland sind im Allgemeinen an eine rauhere Lebensart gewöhnt als die von England.

Da nun diese zwey Nationen die verschiedenen Endpunkte derselben Insel bewohnen und durch große und stürmische Meere von andern Theilen der Welt getrennt sind, so scheint es natürlich, daß sie in freundnachbarlichem Verhältnisse zu einander und unter einer Regierung gelebt haben werden. Dem ist jezt auch so: vor ungefähr zweyhundert Jahren wurde der König von Schottland auch König von England, worüber ich in einem andern Kapitel dieses Buches das Nähere mittheilen werde. Seit jener Zeit blieben die beyden Nationen in ein großes Königreich, welches Großbritannien heißt, vereint.

Ehe jedoch diese glückliche Vereinigung von England und Schottland zu Stande kam, wurden viele lange, grausame und blutige Kriege zwischen den beyden Völkern geführt, und, weit entfernt, sich gegenseitig zu helfen oder beyzustehen, um gute Nachbarn und Freunde zu werden, fügten sie sich alles mögliche Leid zu und schadeten einander; sie fielen gegenseitig in ihr Gebiet ein, mordeten die Unterthanen, brannten ihre Städte ab und nahmen Weiber und Kinder gefangen. Dieß währte viele Hundert Jahre, und ich werde nun die Ursache angeben, woher es kam, daß das Land so uneinig war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

In unserer Zeit erregte der mehrere Jahre hindurch sich wiederholende, dem Abfeuern von grobem Geschütz ähnliche Luftschall auf der Insel Meleda, im adriatischen Meere bey Ragusa, so vieles Aufsehen, daß die österreichische Regierung es für wichtig genug hielt, ihn durch eine eigene Kommission an Ort und Stelle untersuchen zu lassen. Den 20sten März 1822 hörte man zuerst auf der Insel stark knallende Töne, bald häufiger, bald seltner wiederkehrend, ohne daß man den Platz bestimmen konnte, wo sie herkamen. Sie erschütterten Thüren und Fenster, und schienen nicht aus der Erde zu kommen, sondern über ihr her. Die Erde wurde dabey nicht bewegt und in den Höhlen, welche in dem Kalkgebirge der Insel sich befinden, herrschte eine gänzliche Stille. Im Dorf Badinovoli, in einem der Meeresküste zu nach Norden geöffneten Thale liegend, wurden die, Kanonenschüssen ähnlichen Schallstöße in der Luft stärker als in andern Theilen der Insel vernommen. Bis in den September des Jahres 1824 wiederholten sich mit längern oder kürzern, oft Monate lang dauernden Unterbrechungen diese starken Laute; daß man

sie in der Luft und nicht vom Boden herauf hörte, zeigt, daß sie mit dem Rollen des unterirdischen Donners, der gewöhnlich Erdbeben vorangeht, nicht zu verwechseln sind.

Sollte nicht der Umstand, daß am Orenoko, also bey solchem, wiederholten Geschützentladungen ähnlichen Luftgeräusch, die Verehrung einer heiligen Trompete stattbat, es wahrscheinlich machen, daß jener Schall, wenigstens dort, zuweilen zugleich etwas Musikalisches oder auch metallisch Schallendes habe und sich an die eigentlichen Geisterstimmen anschließe, die in der Wüste Cov mit Trommel- und Instrumentenlärmen vermischt sind? Bestimmter scheint dieses bey einigen Felsen in Persien der Fall gewesen zu seyn. Nach Morier steht in der Gegend von Persepolis ein Halbkreis staunenswerther ungeheurer Felsen, deren einer der Trommelplatz heißt, weil nach der Perser Sage in den Zeiten ihres Heros, des Dschemschid, hier der Trommel- und Trompetenlärmen so groß war, daß man ihn in dem achtzehn Stunden davon entfernten Pallast von Tschelminar noch vernehmen konnte.

Doch weit wichtiger dürfte für unsere Untersuchung das, durch einen neuern berühmten Forscher bestätigte Vorkommen der verschiedensten Laute nebeneinander in derselben Gegend seyn, nämlich neben dem erschütternd knallenden Luftschall auch des Glockengeläutes, einer hohlen Geisterstimme, die spricht, und der nächtlichen Lockung der Eule. Höchst wichtig ist es, daß in dieser Gegend jeder dieser Laute, die sonst vereint an manchen Orten erschallen, einzeln an besonderer Stelle vorkommt, und zwar in jener Felsenwüste, wo einst ein erschütternder Posaunenton vom Gebirge herab ein ganzes Volk erzittern machte, auf der Halbinsel nämlich des Berges Sinai zwischen den zwey Meerbusen, in welche das Nordende des rothen Meeres ausläuft, hier, wo Moses den Israeliten nach dem Auszuge derselben aus Egypten die zehn Gebote vom Berge brachte und den levitischen Gottesdienst gab, der sie mit so wichtigen Folgen für das ganze Menschengeschlecht nun schon seit bald viertehalbtausend Jahren zu einem von den übrigen Menschenstämmen gesonderten Volke gemacht hat. Hier vereinigten sich gleichzeitig die Wunder der Natur mit den Wundern begeisterter Weisheit, die jene zu benützen berufen war.

Es führt die heilige Schrift viele, selbst gewöhnliche Naturerscheinungen als körperliches Gewand der Wunder an; das Ereigniß, in welches wundervolle Fügung sich kleidete, läßt sie nicht aus Nichts entstehen. So war der Regenbogen nach der Sündfluth dem geretteten Menschen das Zeichen „des Bundes Gottes mit dem Menschen und allem lebendigen Thiere." Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht blies der Ostwind, zufolge des 2ten Buches Mosis, bevor er „eine der Plagen Egyptens, die Heuschrecken" aus ihrer Heimath, den Bergen am arabischen Meerbusen, über Egypten brachte. So kamen aus dem Walde, dem natürlichen Wohnorte der Bären, auch „die Bären, welche die Kinder zerrissen, die Elisa's spotteten." Wie stimmte es, ohne anzunehmen, daß Naturereignisse das Gewand der Wunder der Vorsehung sind, miteinander zusammen, daß der Apostel Johannes im ersten Kapitel seines Evangeliums, und im vierten Kapitel seines ersten Briefes drey Mal ausdrücklich versichert: „Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schooß ist, der hat es uns verkündigt," und daß dagegen in Moses 24ten Kapitel des zweyten Buches es heißt: „Mose und Aaron, Nadab und Abihu und die siebenzig ältesten Israels stiegen hinauf (auf den Berg Sinai) und sahen den Gott Israel." Aber hier selbst wird sogleich beygesetzt, was in der äußern Natur den Sinnen dieser gottbegeisterten Männer sich darbot, und was sie nun in heiliger Sprache auf jene Art ausdrückten. „Unter seinen Füßen, heißt es nämlich, war es wie ein schöner Sapphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenns klar ist."

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß.)

3. Ein Gasthof in Cincinnati am Ohio.

Es war Ostersonntag und der Landungsplatz in Cincinnati mit wohlgekleideten Leuten bedeckt. Wir hatten nur eine Minute Zeit diese Seite der Stadt mit den gegenüberliegenden Dörfern Newport und Carington zu betrachten, ehe man uns landete und bey Oberst Mack, dem Besitzer des [illegible] Gasthofes hier, einführte; sein Haus würde sich durch Ordnung, Regelmäßigkeit und Gemächlichkeit in jeder europäischen Stadt auszeichnen. Die große Anzahl und das gute Aeußere seiner Gäste zeugten von der Achtung, in der er hier steht. Die Eßglocke rief uns um zwey Uhr, und wir fanden eine Versammlung von ungefähr siebenzig Herrn und Damen, die letztern an der obern Seite des Tisches mit Madame Mack an ihrer Spitze, während der Oberst am Fuße der Tafel bey den Herrn saß, für die Bedürfnisse seiner Gäste sorgte und darauf Acht hatte, daß die Aufwärter ihre Schuldigkeit thaten. Das Essen war so, daß ein Epikuräer, aus welchem Theile der Welt er auch gekommen wäre, keinen Grund zur Klage gefunden hätte, denn nirgends auf allen meinen Reisen habe ich eine bessere und reichlicher besetzte Tafel gesehen; das einzige, was ein Engländer vermissen mochte, war ein wenig mehr Zeit um die Mahlzeit zu genießen, da die geschäftige Lebensart in diesem Theil von Amerika nur zwanzig Minuten für das Hauptmahl vergönnt. Es wird wenig Wein beym Mittagessen getrunken, da die meisten Gäste Kaufleute sind, die diese Art zu leben einem Haushalt vorziehen und gleich nach dem Essen auf ihre Komptoirs zurückkehren, und sich auf diese Weise besser zu Ge

schäften aufgelegt fühlen, als es gewöhnlich nach dem Genuß der Weinflasche der Fall ist. Ich muß noch erwähnen, daß wir vor dem Essen den bedeutendsten, im Gesellschaftszimmer versammelten Gästen vorgestellt wurden, eine Ceremonie, die unerläßlich beobachtet wird, und in keinem Theile des alten Kontinents habe ich Fremde mit mehr Achtung und Artigkeit behandeln sehen als in Cincinnati.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. December.

(Fortsetzung.)

Die dramatischen Vorlesungen des Herrn C. v. Holtei sind in diesem Jahre sehr besucht. Er hat Stücke von Shakespeare und Lessing, die Bruchstücke des Schillerschen „Demetrius," eine Uebersezung des Düvalschen „Tasso," „das Auge der Liebe" von Immermann, eine Posse von Robert („Staberl in höheren Sphären"), ja selbst ein französisches Vaudeville gelesen. In allen diesen mannigfaltigen Gattungen bewies er sein anerkanntes Talent in diesem Fache. Die Stimme des Publikums behauptet, daß er das Komische eindringlicher vortrage; dieser Behauptung aber kann hier nicht beygestimmt werden, indem sein kräftiges, biegsames und volles Brustorgan sich trefflich zu Heldenrollen eignet, und er durchaus in keiner Manier, am allerwenigsten in der hier beliebten liest, welche nicht nur die Phrasen so zerreißt, daß sie durch quälende Pausen das Adjektiv vom Substantiv, den Nominativ vom Genitiv trennt, sondern auch sogar längere Wörter in Sylben zerhackt. Die Ueberfülle der gedrängten Zuhörer bey diesen Vorlesungen liefert übrigens den Beweis, daß es noch ein großes Publikum in unserer Stadt gibt, das nicht nur durch Augenlust vom Bostontisch in das Theater gezogen wird, eine Thatsache, die man nicht glauben will, und die durch solchen Unglauben endlich auch unglaublich wird. — Das Königsstädter Theater ist so glücklich gest[illegible], daß es untergehen muß, sobald man es dort an frisch[illegible] regem Leben fehlen läßt. Daher mußte der Abgang der liebl[illegible] Sonntag rasch ersezt werden. Dem. Tibaldi erfreut jezt das Publikum mit ihrer grandiosen Altstimme, mit ihrem feurigen, doch stets in den Gränzen des Schönen bleibenden Gesange; ein seltener Vortheil, den sie mehr der älteren als der allerneuesten italienischen Schule zu verdanken hat, indem die leztere die göttliche Menschenstimme zu einem Blaseinstrument herabwürdigt, statt Tiefempfundenes uns nur Geschmackvolles gibt, und ihre höchsten Knalleffekte durch ein Ultrapiano dicht neben einem Ultraforte zu erreichen strebt. Was aber diese neueste Schule Gutes hat, nämlich einen tieferen Sinn in ihre flachen Kompositionen durch dramatischfeurigen Vortrag hineinzulegen, das hat Dem. Tibaldi vorzugsweise in Italien erlernt, und sie hat nur ein wenig mehr auf das Geperlte ihrer Verzierungen zu sehen, um einen ersten Rang unter den lebenden Sängerinnen einzunehmen. In der französischen Oper: „die umgeworfenen Wagen," wo diese Künstlerin deutsch, französisch und italienisch mit gleich richtiger Aussprache singt, und mit eben so viel Anmuth als Keckheit eine Männerrolle darstellt, hat sie sich auch als treffliche Schauspielerin bewährt. Sonst hat diese Bühne in der lezten Zeit nichts bedeutendes Neues gebracht. Indessen ist die dort herrschende Thätigkeit und Raschheit äußerst lobenswerth, mit welcher die kompendiöse Anstalt durch die Inhaber unterstüzt, und von dem Direktor, Herrn Karl Blum, und dem Regisseur, Herrn Angely, geführt wird. Wird auch bis jezt noch ein zu großes Gewicht auf die Oper gelegt, so ist hieran theils die frühere falsche Richtung, die man diesem Volkstheater gab, theils die in ganz Europa herrschende Opernsucht Schuld; und man kann es nicht läugnen, daß man sich hin und wieder seit einiger Zeit bemüht, auch das Lustspiel aus seiner schmachvollen Nichtbeachtung empor zu richten. Nicht eher aber wird diese Bühne die ehrenvolle Stelle, die ihr ihrer Natur nach zukommt, und die ihr die Geseze der Kunst anweisen, würdigerweise einnehmen, als bis auf der merkantilischen Wage, mit welcher die Direktion Oper und Lustspiel abwägt, die Zunge einsteht. Hiezu fehlt es dem Lustspiel jedoch an Gewicht, und wenn wir Gewicht sagen, so meynen wir damit Gehalt, nämlich Operngehalt, welches tüchtigen Lustspielern von Ruf bezahlt werden sollte, indem Hr. Schmelka, Hr. Rösike und die Damen Schlerer und Eunike, wie trefflich sie auch sind, doch allein noch kein Lustspielpersonal bilden, das dem der Königstädtischen Oper gleich käme. Wir wünschen dieser Bühne noch eine Sonntag und einen Jäger des Lustspiels; und sie würde dann bey ihrer fleißigen und raschen Thätigkeit ein leuchtender Hoffnungsstern für alle wahrhaften Freunde der, von Wirbelwinden, Sandbänken, Sirenen und Ungeheuern bedrohten dramatischen Kunst seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Marseille, 20. Nov.

Vor Kurzem kehrte in seine Vaterstadt Marseille der Reisende Riffaud von einer zwey- und zwanzigjährigen Reise zurück, auf der er die spanischen Küsten, die Inseln des mittelländischen Meeres, die Türkey, vorzüglich aber Egypten, Nubien und Toskana bereist und untersucht hat. Er hielt sich lange Jahre in Theben auf, von wo aus er mehrere erfolgreiche Reisen in die Wüste unternahm; den französischen Konsul in Egypten, Drovetti, unterstüzte er kräftig in den Forschungen, die dieser anstellen ließ, und er hat großen Antheil an der Entdeckung der schönen Statuen, die jezt eine Zierde des Turiner Museums sind. Wer in Egypten reiste, traf ihn bey der Arbeit, und Forbin, so wie Jomard, erwähnen seiner in ihren Werken. Riffaud kommt mit einer äußerst merkwürdigen Sammlung nach Frankreich zurück; sie ist reicher als irgend eine, die bisher den Forschern Beschäftigung gab, und besteht aus Statuen, naturhistorischen und architektonischen Abbildungen. Wir geben hier eine kurze Uebersicht dieser Schäze.

Die Zahl der von Riffaud aufgefundenen Statuen beläuft sich auf 66, wovon er mehrere seinem Vaterlande zudenkt; die Zeichnungen bestehen aus:

1) 500 kolorirten Pflanzen, in Nubien, in Ober- und Unteregypten, sowohl im blühenden als im Saamenzustand aufgenommen; den Zeichnungen sind Notizen beygegeben über den Gebrauch, den die Eingebornen sowohl in Krankheiten als zum Färben von diesen Pflanzen machen. 2) 150 Abbildungen von Fischen, Insekten und Schaalthieren, die dem Nil angehören; neben jedem nach der Natur kolorirten Fische befindet sich die Zeichnung seines Skeletts. 3) Etwa 1000 Abbildungen von Säugthieren, Reptilien, Vögeln und Insekten, theils aus Nubien, theils aus Libien und Ober- und Niederegypten. 4) Eine Reihenfolge von Zeichnungen der Alterthümer in Nubien und Egypten, Plane der noch stehenden Denkmäler, und 160 hieroglyphische, auf den Ruinen gesammelte Inschriften. 5) Endlich Ackerbau- und chirurgische Werkzeuge, Kleider, Schmuck und Zierrathen der Eingebornen; topographische Plane, meteorologische Beobachtungen. — Alles hat Riffaud selbst gesammelt, und dabey ein sehr ausführliches Reisejournal geführt. Er ist nun sehr eifrig mit der Zusammenstellung und Classifizirung der verschiedenen Theile seines ausgedehnten Werks beschäftigt, und wird sich bald nach Paris begeben um den Druck desselben zu leiten.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. December 1827.

> Da erhub sich ein Donnern und Blitzen und eine dicke Wolke auf dem Berge, und ein Ton einer sehr starken Posaune; das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrack.
>
> Moses.

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

Erhebender ist wohl kein Eindruck als der, welchen das schwarze Azurblau des reinen Aethers auf den macht, der das erste Mal in seinem Leben hohe Alpen besteigt. Auf was Saussüre die neuern Naturforscher zuerst aufmerksam machen mußte, das machte schon in jener kindlichen Vorwelt tiefen Eindruck. Aus dem flachen Niederegypten, wo kein Berg sichtbar ist, wo man nie den Donner hört, kamen die Männer auf das, in mittlerer Höhe mit Wettern und mit an den Berglehnen aufsteigenden Wolken umzogene Sinaigebirge. Seine Gipfel, nahe an die Gränze des ewigen Schnees reichend, erheben sich über die Wolken, und von ihnen war früher ein den Berg erbeben machender Posaunenton herab erschollen. So möchte es aber auch für den Erklärer des alten Testaments unabweislich werden, zu untersuchen, ob nicht das Naturereigniß der Stimme vom Himmel, welches der Gegenstand dieses Vortrags ist, auch das natürliche Gewand jener tönenden Wunder des Sinai's war; ob es nicht jener überirdische Posaunenton gewesen ist; ob nicht in ihm „Gott (wie es ausgedrückt wird) dem Moses laut antwortete?“ –

Der bekannte Reisende Burckhardt untersuchte noch im Jahre 1816 die Halbinsel des Sinai und Horebs in allen ihren Richtungen. Er zeigt, daß, welcher der verschiedenen hohen Gipfel des Gebirgs der eigentliche Berg Mosis gewesen seyn möge, mit Bestimmtheit jezt nicht mehr auszumitteln seye. Er macht sogar wahrscheinlich, daß noch vor Jahrhunderten nicht der gegenwärtige Berg Mosis, sondern ein anderes Gebirgshaupt in der Nähe, der Berg Serbal, dafür gehalten worden seye. Von einem nun dieser hohen Berggipfel des Sinaigebirges, jezt Omschomar genannt, kommt zuweilen noch heutigen Tages ein donnernder Lärmen, wiederholten Entladungen schweren Geschützes gleich. Die Mönche des Klosters, das auf dem Berge ist, der gegenwärtig eigentlich der Sinai heißt, behaupteten gegen Burckhardt alles Ernstes: sie selbst hätten den eben beschriebenen Ton vom Omschomar eines Mittags vor etwa damals fünf Jahren gehört. Der Jconomos des Klosters, welcher vierzig Jahre daselbst gelebt hatte, erinnerte sich, zu vier oder fünf verschiedenen Zeiten diesen Schall aus der Höhe gehört zu haben. Burckhardt frug, ob man je einen Erdstoß dabey verspürt habe, aber er erhielt eine verneinende Antwort. Auch fand er, da er den Omschomar selbst bestieg, nirgends umher Spuren eines Vulkans oder vulkanische Produkte.

Die heutigen Bewohner des Sinai unterscheiden also das Geräusche vom Omschomar ebenfalls bestimmt vom Schalle des Donners, wie in der Beschreibung Mosis der erschütternde Posaunenton ausdrücklich vom damals gleichzeitigen Donner verschieden aufgeführt wird; es muß also dieser Schall ein anderer Laut als der des Donners seyn. Noch weniger ist ausführlich zu bemerken nöthig, daß zu Mosis Zeiten der Schall von Sinai noch nicht konnte mit

dem der Entladung von schwerem Geschütze verglichen werden, daß aber ein Posaunenton von der Stärke, daß er den Berg erzittern machte, ein dem Kanonendonner ähnlicher, diesem sich nähernden gewesen seyn muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Schon vor langer Zeit, etwa vor achtzehnhundert Jahren oder noch länger, wohnte dort ein tapferes, kriegerisches Volk, die Römer; diese wollten die ganze Welt erobern, alle Länder unterwerfen und Rom zum Haupt aller Nationen auf dieser Erde erheben. Nachdem sie fern und nahe Eroberungen gemacht hatten, kamen sie zuletzt nach Britannien und bekriegten die Einwohner daselbst, die Britten oder Britannier genannt. Die Römer, welche ein sehr tapferes und gut bewaffnetes Volk waren, schlugen die Britten und nahmen beynahe von dem ganzen flachen Theil der Insel, welcher heutzutage England genannt wird, Besitz, so wie auch von dem südlichen Theile Schottlands. Doch konnten sie ihre Eroberungen in den hohen nördlichen Gebirgen des Landes nicht fortsetzen, denn es wurde ihnen sehr schwer, dort Nahrungsmittel für ihre Truppen aufzutreiben; auch fanden sie von Seiten der Einwohner nicht wenig Widerstand.

Das wilde Volk Schottlands, welches die Römer nicht zu unterjochen im Stande waren, kam von seinen Gebirgen herab und überfiel die von den Römern schon eroberten Landestheile. Die Bewohner Schottlands theilten sich in zwey Volksstämmen, nämlich die Schotten und die Pikten; diese standen sich selbst oft feindlich gegenüber, aber sobald es gegen die Römer und Britten ging, vereinigten sie sich wieder und schlugen diese. Endlich dachten die Römer, sie wollen diese Pikten und Schotten vom Vordringen in den südlichen Theil Britanniens abhalten und verwüsteten dieses Land. Um aber ihren Zweck ganz zu erreichen, bauten sie eine sehr große Mauer zwischen der einen und andern Seite der Insel, so daß kein Schotte oder Pikte in das südlich der Mauer gelegene Land kommen konnte; überdieß bauten sie noch Thürme und errichteten von einer gewissen Entfernung zur andern Waffenplätze und besetzten solche mit Truppen, so daß bey dem geringsten Lärm die Soldaten schnell zur Vertheidigung desjenigen Theils der Mauer, welcher angegriffen wurde, in Bereitschaft standen. Diese römische Hauptmauer wurde zwischen den zwey großen Mündungen des Clyde und Forth gebaut, gerade da, wo die britannische Insel am schmälsten ist. Man kann heutzutage an Ort und Stelle noch einige Theile der Mauer sehen; auch ist sie auf der Karte angezeigt.

Diese Mauer sezte die Britten zwar in Stand, sich auf einige Zeit zu vertheidigen; die Schotten und Pikten wurden dadurch von dem schönen reichen Lande ausgeschlossen und in ihre eigenen Gebirge eingezwängt; aber die Vorkehrung mißfiel ihnen so sehr, daß sie sich in großer Anzahl versammelten und troz aller Anstalten, welche die Römer dagegen trafen, über die Mauer stiegen. Ein gewisser Grahame soll der erste Soldat gewesen seyn, welcher über die Mauer kletterte, und das gemeine Volk nennt noch jezt die Ueberreste der Mauer den Grahamsdamm.

Als die Römer sahen, daß diese erste Mauer die Barbaren nicht abhalten konnte (denn so nannten sie die Pikten und Schotten), so entschlossen sie sich, den leztgenannten eine bedeutende Strecke Landes abzutreten, und dachten, dieß könnte sie zur Ruhe bringen. Sodann bauten sie eine neue, weit stärkere Mauer als die erste, sechszig Meilen weiter rückwärts von den Pikten und Schotten. Nun machten die Barbaren viele wüthende Angriffe, um über diese zweyte Mauer zu steigen, gerade wie sie dieß jedes Mal thaten, um über die erste zu gelangen; aber die römischen Soldaten vertheidigten diese zweyte Mauer so gut, daß die Pikten und Schotten nicht durchbrechen konnten, obgleich diese oft zur See in Kähnen, die aus Ochsenhäuten gefertigt und über Reife gespannt waren, das Ende der Mauer ganz umgingen, auf der andern Seite landeten und dann sehr viel Unheil stifteten. Inzwischen führten die armen Britten ein sehr unglückliches Leben, denn nachdem ihr Land durch die Römer unterjocht worden war, hatten diese alle ihre Waffen weggenommen und die Britten kamen außer Uebung solche zu führen und sogar sich selbst zu vertheidigen; sie mußten sich ganz dem Schutze der Römer anvertrauen.

Zur nämlichen Zeit jedoch entstanden zu Rom große Uneinigkeiten und Unordnungen, und Kriege brachen aus; daher schickte der römische Kaiser den Truppen, welche er in Britannien unterhielt, den Befehl zu, daß sie unverzüglich in ihr eigenes Land zurückkehren und den Britten überlassen sollten, ihre Mauer so gut sie könnten gegen ihre unruhigen und krieglіebenden Nachbarn, gegen die Pikten und Schotten zu vertheidigen. Die römischen Truppen bedauerten die armen Britten sehr, doch konnten jene nicht mehr für leztere thun, als die Vertheidigungsmauer ausbessern; sie bauten daher noch alles auf, was schadhaft war, und machten die Mauer so stark als sie Anfangs gewesen; dann bestiegen sie ihre Schiffe und verließen die Insel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonaparte in Egypten.

Egypten ist seit langer Zeit der Gegenstand der Forschungen und des Mitleids des civilisirten Europa's. An frommen Wünschen, daß das interessante Land der Kultur zurückgegeben werden möchte, hat es nie gefehlt. Aber Bonapartes kühnes Unternehmen, nicht nur das Land, sondern die Sitten zu erobern, das Gebiet des Nils nicht mit Frankreichs Waffen blos, sondern mit seiner Kultur und seinem Gewerbfleiß zu überziehen und sich, indem er die alte Wiege der Kultur der Barbarey entriß, eine Stufe zu höheren Planen zu bauen, lenkte vornehmlich die Blicke Europa's auf dieses Land. Wir verdanken Bonapartes Feldzug viele, mannigfache Belehrung, aber auch die Versuche Egypten zu civilisiren, sie mogen nun uneigennützig seyn oder nicht, sind nie ganz aufgegeben worden, und Frankreich streut in der neuesten Zeit, begünstigt vom Beherrscher des Landes selbst, Saamen zu einer künftigen, späten, aber vielleicht sichereren Saat der Kultur aus. Der Kontrast zwischen diesen langsamen und schüchternen Versuchen und Napoleons stürmischer Reformation bietet anziehende Vergleichungspunkte dar. Die Lebensgeschichte Napoleons von Norvins, die gegenwärtig erscheint, und deren Herausgabe durch „den satyrischen und verläumderischen Roman" Walter Scotts, wie die Franzosen dessen Biographie Napoleons nennen, wo nicht veranlaßt, doch beschleunigt worden ist, enthält ein lebhaftes Gemälde des egyptischen Feldzugs, aus dem wir dasjenige mittheilen, was sich auf Bonapartes Civilisationsversuche bezieht.

* * *

Als die Nachricht der Vernichtung der französischen Flotte bey Abukir nach Cairo gelangt war, begann in dieser großen Stadt im Stillen die Vorbereitung zum Aufruhr. Es war gerade um die Zeit, wo die Wiederkehr der großen Naturerscheinung, bey welcher jährlich der Nil sich über den egyptischen Boden verbreitet, den alten Gebrauch herbeyführte, durch welchen seit so vielen Jahrhunderten diese Wohlthat dankbar gefeyert wird. Bonaparte ergriff die Gelegenheit, der zugleich politischen und religiösen Sitte seine volle Achtung zu bezeigen. Mit dem Pascha von Cairo unter einem Zelte sitzend, führt er den Vorsitz bey dem Aufzug. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen wird der Damm gebrochen, und die Luft ertönt von den Namen Bonaparte und Mahomet. Der französische General wirft Gold unter die Menge, vertheilt acht-und-dreyßig Kaftans unter die oberen Beamten, beschenkt den Nakis-Nedscha mit dem weißen Pelz, und mit dem schwarzen Mollah, den Hüter des Denkmals, worin sich der Nilmesser befindet. Das Volk sang das Lob des Propheten und des französischen Heeres, verwünschte die Tyranney der Beys, und rief mit ungestümer Freude dem Feldherrn zu: „Ja, du bist gekommen uns zu befreyen, auf Geheiß des barmherzigen Gottes, denn du hast für dich den Sieg und den schönsten Nil, den man seit hundert Jahren gesehen. Zwey solche Gaben kann nur Gott verleihen." Diese Festlichkeit fand vierzehn Tage nach dem Unglücke bey Abukir statt. Der Zufall bot dem neuen Sultan noch eine andere günstige Gelegenheit dar, seine Macht durch Ehrfurcht vor den Ueberlieferungen und dem Glauben des Volks zu begründen. Man feyerte die Geburt Mahomets in mehreren Provinzen, und zu Cairo mit dem größten Prachtaufwand. Die Prozessionen der Gläubigen, die Tänze und die Musik, die von Bonaparte geleiteten Heeresübungen, eine allgemeine Beleuchtung, Feuerwerk, die verschwenderischsten Gastmähler belebten die ganze Stadt vier Tage lang. Bonaparte erschien öffentlich, und beschenkte mit dem Ehrenpelz den Scheick El Bekry, der für den nächsten Abkömmling Mahomets anerkannt, und an demselben Morgen zum Häuptling der Scheiks ernannt worden war; darauf vertheilte er Almosen. Dazu kam noch der nicht minder wichtige religiöse Zeitpunkt, an welchem die Karavane von Cairo nach Mecca aufbricht; er befahl aufs Ausdrücklichste die Pilger zu schützen, und schrieb selber an den Scherif von Mecca.

Den 22sten September 1798 wurde das französische Heer zum Begehen eines damaligen französischen Nationalfestes eingeladen. Auch für die Egypter wollte der Feldherr dasselbe national machen. Er ließ mit großen Kosten auf dem Hauptplatze Cairo's einen ungeheuern Cirkus bauen; hundert und neun Säulen trugen jede eine Fahne und jede Fahne den Namen eines französischen Departements; in der Mitte erschien ein kolossaler Obelisk voll von Inschriften; auf sieben antiken Altären glänzten Trophäen und die Namen der Tapfern, die im Kampfe gefallen waren. Am Eingang erhob sich ein Triumphbogen, worauf die Schlacht bey den Pyramiden dargestellt war, und zu den arabischen Inschriften gehörte auch folgende: „Es gibt keinen andern Gott als Gott, und Mahomet ist sein Prophet."

Die Egypter strömen in Menge herbey, um die Manoeuvers der Truppen zu sehen. Zu gleicher Zeit wird in einem Saale des Pallastes eine Tafel gedeckt; zweyhundert Personen werden zu Gaste geladen; die französischen und ottomannischen Farben wehen untereinander über dem Haupte der Schmausenden und gewähren ein Schauspiel, welches den Augen der Welt nur einmal bestimmt war. Wettläufe und Wettrennen beendigen das Fest, das noch durch eine glänzende Beleuchtung verherrlicht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

So eben ist die zweyte Nummer des Foreign Quarterly Review erschienen, einer Zeitschrift, welche bereits eine so ehrenvolle Stelle in dieser Klasse von Büchern in England eingenommen hat, daß man nicht zweifeln darf, sie für viele Jahre fortgesezt zu sehen. Das gegenwärtige Stück giebt dem ersten nicht an Gediegenheit der Artikel nach, ist aber bey weitem mannigfaltiger und lehrreicher. Acht Artikel sind ganz der deutschen Litteratur und Kunst gewidmet, und handeln über Ernst Schulze und seine Werke; über die Geschichte der Metaphysik in Deutschland, sehr klar bey geringem Umfang; über Frauenhofers wichtige Erfindung in der Achromatie, ein sehr nüzlicher Aufsaz, indem das hiesige Publikum im Allgemeinen fast gar nichts davon wußte; über den Süden Deutschlands, nach den Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen, und Wien wie es ist; über von Hammers Geschichte der Assassinen; über die katholische Kirche, besonders in Schlesien, mit vieler Sachkenntniß und Unabhängigkeit geschrieben; über Klingemanns Ahasver und die deutsche dramatische Literatur, und endlich über die deutschen Taschenbücher fürs Jahr 1828. Einige Artikel geben Nachrichten von Balbis großer Arbeit über die Sprachen, Saint Maures russischer Anthologie, und de Lambres Geschichte der Astronomie im achtzehnten Jahrhundert. Endlich enthält ein Artikel eine Kritik von Manzonis Novelle I promessi Sposi. Die vermischten literarischen Nachrichten, welche als Anhang gegeben werden, sind sehr interessant, und besonders in einem Lande nüzlich, wo man so wenig von den Bewegungen des Geistes im Auslande, außer etwa in Frankreich, weiß. Mit dieser Nummer des Review, welches bekanntlich ein Unternehmen des hiesigen Hauses Treuttel und Würz ist, ist auch zugleich eine weitläufige Erklärung von Seiten dieses Hauses über dessen Streit mit der Firma Black, Young und Comp. wegen der Ankündigung einer ähnlichen Zeitschrift durch dieselbe ausgegeben werden. (s. Mrgbl. Nr. 290.) Black wird nun antworten, aber anständiger wäre es auf jeden Fall von Seiten der Unternehmer eines zweyten Journals der Art gewesen, wenn sie den ersten eine kurze Frist gegönnt und gewartet hätten, bis das Publikum nach etwas Anderem und Besserem verlangt.

Allan Cuningham hat uns mit einem neuen Roman beschenkt, den er Sir Michael Scott nennt, und dem wirklich nichts als die Versifikation fehlt, um es zu einem epischen Gedichte zu machen. Es ist auf jeden Fall eher eine Vision oder Allegorie als ein Roman. Jakob IV. von Schottland wurde bekanntlich in der Schlacht von Flodden erschlagen; und da man, der Sage nach, den Leichnam des Königs nicht hatte finden können, so läßt ihn der Verfasser durch den Zauberer Sir Michael Scott wieder ins Leben erwecken, und, wie Dante durch Virgil, durch alle Reiche der Schöpfung und der Einbildungskraft führen. Es fehlt dem Werke an einer zusammenhängenden Geschichte und allgemeinem Interesse, und die Beschreibungen paradiesischer oder irdischer Schönheiten, obgleich meistentheils im höchsten Grade prachtvoll und dichterisch, sind oft durch Schwulst und überflüssiges Wortgepränge entstellt; auch hat der Verfasser offenbar von andern geborgt, besonders von Goethes Faust, dessen Walpurgisnacht unter andern er mit vielem Glücke nachgeahmt hat.

Der amerikanische Scott, Cooper, hat einen neuen Roman in drey Bänden, the Red Rover betitelt, herausgegeben. Der Schauplaz der Erzählung ist dießmal nicht in den Wildnissen seines ausgedehnten Vaterlandes, unter den rohen Wilden und noch roheren Pflanzern der früheren Zeiten der Kolonien, sondern an der Seeküste, auf dem Meere und unter barbarischen Buccaniers, nicht lange vor dem Anfange der ersten Bewegungen unter den Kolonisten, welche den endlichen Abfall der Provinzen herbeyführten. Der Eingang der Erzählung ist zu weitläuftig, die Gespräche fast durchgängig zu langwierig, und eine solche Masse von technischen Ausdrücken eingewebt, daß für Uneingeweihte im Seewesen, wie es doch bey weitem die Mehrheit der Leser ist, nothwendigerweise vieles dunkel bleibt. Auch hat das Werk den Fehler der meisten Werke dieser Art, daß, während es die untergeordneten Schurken in dem Drama ihre Rollen in ihrer ganzen schurkischen Häßlichkeit spielen läßt, es das Handwerk der vornehmeren Schurken mit einem gewissen Glanz von Seelenstärke, Großmuth und anderen Tugenden überkleistert, der für den jugendlichen Leser das Laster liebenswürdig zu machen droht. Aber im Ganzen ist es eine unterhaltende Geschichte, und viele Auftritte, z. B. ein Sturm, ein Schiffbruch, eine Verfolgung eines Schiffes von dem Raubschiffe, ein Aufruhr an Bord desselben, sind mit großer Kraft, oft mit erschütternder Wahrheit geschildert. Ein anderer amerikanischer Roman, vom Verfasser von Redwood, ist Hope Leslie, oder die früheren Zeiten von Massachusets. Es ist ein meisterhaftes Gemälde der gräßlichen Zeiten des Drucks und der Mißhandlung der Urbewohner Amerikas durch die Weißen, und der grausamen, unmenschlichen Rachezüge der ersteren gegen die lezteren, gemildert durch eine Menge Nebenschilderungen von Heldenmuth und Edelsinn, Gatten- und Kindesliebe und durch Landschaftsgemälde.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, 1. December.

(Fortsezung.)

Das große königliche Theater kann als eine allzu komplizirte Maschine, deren erste, schon durch eine andere gehemmte Bewegkraft die heterogensten Räderwerke im Gang erhalten soll, unmöglich nach allen diesen verschiedenen Richtungen zugleich lebendige Thätigkeit entfalten und, nach den Gesetzen der Mechanik, noch weniger sich rasch bewegen. Ein Linienschiff von vierhundert Kanonen (so stark ist das Personal dieser Anstalt, oder wie Wallenstein sagen würde: So viele sind mit mir in meines Glückes Schiff gestiegen) ein Linienschiff kann kein Schnellsegler seyn. Wirken ihm nun gar die Strömungen von den Goldküsten und die Aequinoctialstürme der Kalkulatur entgegen, so kann es nicht Kurs halten, muß laviren, und scheint gar nicht von der Stelle zu kommen. Daher sollte man billiger seyn, und nicht dem Kapitän und der Bemannung das zurechnen, woran theils der Bau des Schiffes, theils Wind und Wetter Schuld sind; denn selbst ein Dampfschiff mit seinem Räderwerke würde dagegen nicht ankämpfen können. Wir haben es schon oft in diesen Blättern gesagt, und werden es noch öfter wiederholen: so lange diese allzu zusammengesezte Riesenanstalt nicht vereinfacht, d. h. so lange die große Prachtoper mit ihren Balleten ꝛc. nicht streng, nämlich mit abgesonderten Personalen, Kassen und Direktionen, von dem redenden Schauspiele und der Operette getrennt wird, so lange ist an die Vervollkommnung beyder Gattungen, an freye, rasche, lebendige Thätigkeit, an das Heil der Kunst nicht zu denken. Sezt man aber den Fall, daß man dieses einsieht, möchte, und nur für den Augenblick noch nicht vermag, dann ist die Direktion des königl. Theaters für das, was Troz allen diesen Hemmungen dennoch geleistet wird, nicht genug zu loben. „Romeo und Julie,“ „Don Karlos,“ „die Brüder“ (des Terenz) waren in der lezten Zeit würdige Darstellungen, in welchen Mad. Krelinger und die Herren Beschort, Lemm, Devrient Meisterhaftes, andere Vorzügliches geleistet haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 21. December 1827.

Du warst zu denken da, von Lieb und Haß nicht warm;
Und herrschend, wie der Aar in öden Wolkenhöhen,
Hattst du nur einen Blick, die Welt zu übersehen,
Und sie zu fassen einen Arm.

G. Schwab nach Lamartine.

Bonaparte in Egypten.

(Fortsetzung.)

Den Eroberern fehlt es nicht an Dichtern. Man sang in der großen Moschee zu Kairo: „Freut euch, ihr Menschensöhne, daß der große Allah nicht länger gegen euch aufgebracht ist! freut euch, daß seine Barmherzigkeit die Tapfern des Abendlands herbeygeführt hat, auf daß sie euch befreyen vom Joche der Mamelucken! Der große Allah segne den Liebling des Sieges! der große Allah gebe dem Heere der Tapfern des Abendlandes Gedeihen!“ Und doch verschworen sich die Menschensöhne gegen die Tapfern des Abendlands, und thaten es mit dem undurchdringlichen Schweigen, welches immer die Verschwörungen der Sklaven bezeichnet.

Immerhin hatte Kairo, in eine französische Hauptstadt verwandelt, das Aussehen und die Hülfsquellen einer europäischen Stadt und erschien in der Mitte der Barbarey des Landes wie eine Oase der Kultur und des Fleißes, die dem Heere die Genüsse des Vaterlandes verschaffte und es seine Verbannung vergessen ließ. Die Gewalt des Eroberers war noch durch die Anordnung der bürgerlichen Regierung zu begründen. Zu diesem Zwecke reichte der Divan Kairos, der aus den angesehensten Einwohnern zusammengesezt wurde, hin; auch die andern Städte bekamen eine Munizipalverfassung. Die Stiftung des egyptischen Instituts einen Tag nach dem lezterwähnten Feste ist die schönste Episode dieser mit merkwürdigen Ereignissen überfüllten Zeit. Man sah in dieser Gesellschaft Fourrier, den jetzigen Sekretär der Académie des sciences; Berthollet, dessen Namen in der Geschichte der Chemie glänzt; Monge, den Vater der darstellenden Geometrie; Dubois, damals die Hoffnung seiner Kunst, jezt einen der ersten Wundärzte Europa's; Larrey, dessen Name lange den französischen Heeren theuer seyn wird; den Arzt Desgenettes, damals schon bekannt durch seine Erfahrung, und seitdem berühmt geworden durch seinen Heldenmuth im Hospital zu Jaffa; die gelehrten Louis Costaz, Champy, Girard, Nouet und Malus, Say, den Nebenbuhler Adam Smiths, den Maler Redouté, den Dichter Parseval Grandmaison und andere ausgezeichnete Männer, worunter die als Soldaten berühmten Caffarelli und Pulkowski, und endlich den Oberfeldherrn, der ihr Verdienst durch seinen in Italien und im Orient errungenen Ruhm überstrahlte. Bonaparte richtete vier Klassen ein: Mathematik, Physik, Staatshaushalt, Literatur und schöne Künste. Für die Arbeiten dieser Klassen wurde eine Bibliothek, ein physikalisches Kabinet, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, ein Museum von Alterthümern, eine Thiersammlung angelegt. Der Oberfeldherr, der nie in einem Aufruf seinen Titel „Mitglied des Nationalinstituts“ überging, gesellte dazu den Titel Präsident des egyptischen Instituts. Egypten wurde die Quelle großer und nützlicher Forschungen, und gab der Wissenschaft, denn diese hatte ihre Heroen wie der Krieg, dessen Triumphe sie sichern sollte, Gelegenheit,

Denkmäler zu errichten, die festere Dauer haben als Kriegstrophäen. Man wandte alles auf, das französische Heer zu acclimatisiren; schwerer war es, die Egypter an französische Sitten zu gewöhnen. Bonaparte beauftragte das Institut, eine vergleichende Tabelle der egyptischen und französischen Maaße, ein französisch-arabisches Vokabularium und einen dreyfachen egyptisch-koptisch-europäischen Kalender zu verfassen, und es erschienen zu Kairo zwey Journale, eins für Literatur und Staatshaushalt unter dem Titel Décade égyptienne, und ein politisches, der Courrier d'Égypte. Die Umwandlung eines Pallastes des Beys und seiner Gärten in ein Tivoli, Gesellschaftsplätze, Läden, Werkstätten, Hammerwerke, Gießereyen, Manufakturen, welche durch den erfindungsreichen Conté plötzlich geschaffen waren, Windmühlen, die zum ersten Mal sich vor den Augen der erstaunten Egypter drehten, die Pulverfabriken Champy's, das Wiederaufleben des Handels, alles dieß gab der eintönigen Stadt, der Vasallin des Gewerbfleißes von Europa und Asien den Charakter der Thätigkeit, des Schöpfergeistes und der geselligen Unabhängigkeit, den sie nie unter den Ottomanen gezeigt hatte.

Die Verbrennung der Flotte hatte Bonaparte gezwungen, seinen weitreichenden Planen, für welche Egypten nur der erste Schauplatz seyn sollte, zu entsagen. Es war nunmehr nothwendig, nichts zu versäumen, um mit Hintansetzung anderer Unternehmungen sich den ruhigen Besitz einer Kolonie zu sichern, deren Eroberung die Quelle eines seit der Entdeckung beyder Indien in Europa unbekannten Ruhms war. Daher sorgte er für die Ergänzung des Heeres, welches kein Mittel hatte, als die sechszehn bis vier- und zwanzigjährigen Sklaven der asiatischen und afrikanischen nach Egypten verpflanzten Stämme aufzunehmen; desgleichen wurden dreytausend Seeleute, die der Schlacht bey Abukir entronnen waren, mit dem Heere vereinigt und bildeten die nautische Legion. Alle Straßen Kairos waren des Nachts durch Thore verschlossen, um die Bewohner gegen die Angriffe der Araber zu sichern; Bonaparte ließ sie aber niederreißen, weil sie im Falle eines Aufstandes als Bollwerke dienen konnten, und der Ausgang rechtfertigte seine Vorsicht.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Fortsetzung.)

Weht östlich von der Felsenwüste des Sinai der Wind im Sommer heftig, so hört man zuweilen auf einer schmalen Ebene am Meerbusen von Allah auch einen hohlen Klang, der von den höher gelegenen Gegenden herabzukommen scheint. Die Araber meinen, daß alsdann der Geist Mosis vom Berge Sinai herabsteige, und, indem er quer über das Meer fliege, seinen Lieblingsbergen Lebewohl sage. Der Schall, den der Wind vielleicht nur weiter trägt, muß also etwas einer Menschenstimme Aehnliches haben. Zwischen dem Sinai ferner und dem Meerbusen von Suez zieht sich eine niedere Bergkette hin; in ihr liegt der Dschebel-Nakus oder der Glockenberg. Er veranlaßt zuweilen einen andern hohlen Klang, den die dortigen Beduinen mit dem Geläute der Glocken vergleichen, und auf dessen Entstehung Wind und Wetter keinen Einfluß haben. Die Araber haben die Sage unter sich, der Klang komme von den Glocken eines dort im Sande ganz vergrabenen Klosters *).

Am Tage brach, wie ausdrücklich bey Moses am Morgen der Posaunenton, der immer stärker wurde, das donnerähnliche Geräusch vom Omschomar herab, wie die Geschützentladungen am Orenoko, und wie der gleiche Schall auf der Insel Meleda auch am Tage die Luft erschütterten. Aber auch vom Glockengeläute des Dschebel-Nakus bemerkt Burkhardt nicht, so wenig als Marco-Polo von den Geisterstimmen in der Wüste Lop, daß sie dort blos bey Nacht vorkommen; letzterer bemerkt vielmehr das Gegentheil ausdrücklich. Doch auch die Nacht muß in der Wüste Sinai zuweilen fremde Töne erschallen lassen; denn während eines nächtlichen Marsches daselbst erzählten Burckhardt die Beduinen, es werde die Wüste von unsichtbaren weiblichen Dämonen bewohnt, welche Reisende, die von der Gesellschaft zurückblieben, wegführeten. Sie bezeichneten jene Dämonen auch mit einem vom Worte Ghul abgeleiteten Namen.

Der Halbinsel des Sinai und Horebs sollte aber auch keines der andern seltenen Naturwunder fehlen. Während dort Moses so viele Jahre Hirte war, sah er in der Wüste den „Busch, der mit Feuer brannte, und doch nicht verzehrt wurde." Dort wurde Moses zu dem großen Gedanken erweckt, sein Volk aus Egypten zu erlösen, es zur selbstständigen Nation zu erheben; dort hörte er auch zuerst die Stimme Gottes. Das Naturgewand auch dieses Wunders, Flammen, an einigen Orten selbst aus Granitboden, welche die benachbarten Pflanzen nicht verzehren, kommt noch gegenwärtig in Oberindien, in Karamanien, in Italien, am Orenoko vor. Daß es den Alten auch in Griechenland bekannt war, läßt sich leicht zeigen. Das Verhältniß der Lichterscheinungen zu den Stimmen aus der Höhe verdient eine eigene Betrachtung. Jene kommen in Verbindung mit den Stimmen häufiger vor in dem heiligen Lande, das die Wiege auch unseres Glaubens ist. Die Halbinsel des Sinai bildet gleichsam das Thor von Egypten aus zu Palästina.

In Palästina aber führt schon das alte Testament

*) S. Morgenblatt 269. d. J.

Stimmen an, die kein Mensch sprach. So hörte der junge Samuel zu Silo drey Mal bey Nacht im Tempel die Stimme des Herrn, und täuschte sich, indem er glaubte, der Priester rufe ihn. Die Propheten des heiligen Landes scheinen die Stimme der Felsen zu kennen. Der Prophet Habakuk ruft schon gegen Babel aus: „Horch! der Stein selbst in der Mauer schreyt, und die Klammer aus dem Holze antwortet ihm.“ Wie der 98ste Psalm das Bild hat: „Der Ströme erhobene Wellen klatschen Freude, die Berge tönen Jubel darein; so antwortet Christus selbst bey Lukas den Pharisäern: „Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen.“

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Nach der Abfahrt der Römer waren die Britten durchaus nicht im Stande, die Mauern gegen die Barbaren zu vertheidigen; denn seit ihrer Unterjochung durch die Römer waren sie schwach und feig geworden. In Folge dessen wurde ihr Land von den Pikten und Schotten verderbt und verwüstet, ihre Jünglinge und Mädchen weggenommen und in Sklaverey geführt; eben so wurden sie ihrer Schaf- und Viehheerden beraubt, ihre Häuser abgebrannt, kurz, sie waren allen möglichen Plackereyen ausgesetzt. Da sich endlich die Britten selbst für unfähig hielten, jenem barbarischen Volke Widerstand zu leisten, riefen sie eine Schaar Deutscher um Beystand an, welche hierauf nach Britannien zogen und Angel-Sachsen genannt wurden.

Diese waren nun sehr tapfere und kriegerische Leute; sie kamen in ihren Schiffen aus Deutschland, landeten im südlichen Theil Britanniens, fochten mit den Britten gegen die Pikten und Schotten und trieben diese in die Berge und festen Plätze ihres eigenen Landes auf die nördliche Seite der Römermauer zurück; seit der Zeit verhielten sich jene etwas ruhiger gegen ihre Nachbarn. Leider verbesserte sich die Lage der Britten nach der Niederlage, welche sie ihren nördlich gelegenen Feinden beygebracht, nicht viel; denn da die Sachsen einmal nach Britannien gewandert waren, da sie das schöne, reiche Land sahen, und ihnen nicht entging, wie wenig dessen Bewohner im Stande seyen, es zu vertheidigen, faßten sie den Entschluß, das Land für sich selbst zu nehmen, sich die Britten zu unterwerfen und zu Sklaven zu machen. Die Britten, sehr aufgebracht darüber, daß ihr Land durch diejenigen genommen werde, welche sie um Hülfe gebeten, widersetzten sich ihnen, aber die Sachsen waren stärker und kriegerischer als sie und schlugen sie so oft, daß sie endlich ganz vom ebenen und flachen Lande im Süden Britanniens Besitz nahmen. Indessen flohen die Tapfersten der Britten in einen sehr hügeligten Theil Britanniens, welcher Wales heißt, und dort vertheidigten sie sich gegen die Sachsen viele Jahre lang; ihre Abkömmlinge sprechen dort noch heute die alte brittische Sprache, welche im Englischen Welsch genannt wird. Inzwischen breiteten sich die Angelsachsen im ganzen südlichen Theil Britanniens aus und der Name des Landes wurde geändert; es hieß nicht mehr Britannien, sondern England, welches so viel heißen will als das Land der Angelsachsen, welche es erobert hatten.

Während nun die Sachsen und Britten einander feindselig gegenüber standen, geriethen die Schotten und Pikten, nachdem sie hinter die Römermauer zurückgetrieben waren, auch in Streit und bekriegten sich gegenseitig, und endlich nach mehreren Schlachten wurden die Pikten durch die Schotten besiegt. Das gemeine Volk sagt, die Schotten haben jenen eine völlige Niederlage beygebracht; aber ich denke, es sey nicht wahrscheinlich, daß sie einen so zahlreichen Volksstamm vernichtet haben. Jedoch ist so viel gewiß, daß sie eine Menge erschlagen, andere aus dem Lande vertrieben, die übrigen aber sich unterwürfig und zu Sklaven gemacht haben müssen; wenigstens hörte man nach diesen bedeutenden Niederlagen in der Geschichte nie mehr etwas von den Pikten, und die Schotten gaben ihren eigenen Namen dem nördlichen Theil Britanniens, so wie die Engländer oder Angelsachsen den übrigen dem südlichen; so entstand der Name Schottland, das Land der Schotten, und England, das Land der Engländer. Die zwey Königreiche waren von einander getrennt, zuerst durch den Fluß Tweed, dann durch eine große Reihe von Hügeln und Wildnissen, und endlich durch einen Meeresarm, welcher die Meerenge von Solway genannt wird. Die Scheidung ist nicht sehr weit von der alten Römermauer. Die Mauer ist durch die Länge der Zeit beynahe in Trümmer zerfallen, doch stehen, wie ich schon gesagt habe, noch einige Theile derselben, und es ist auffallend zu sehen, wie sie so spitzig wie ein Pfeil über hohe Hügel hinweg, und durch große Sümpfe und Moräste hindurch geht.

Die Bewohner von Wales vertheidigten ihr Land lange Zeit, aber endlich nahmen die Engländer Besitz davon. Sie waren übrigens nicht im Stande sich Schottlands zu bemächtigen, ob sie gleich es sehr oft versuchten. Die zwey Länder standen unter verschiedenen Königen, welche sehr oft und verzweiflungsvoll mit einander fochten; daraus erhellt auch, warum England und Schottland, obgleich Theile ein und derselben Insel, sich lange Zeit bekriegten. Dein Vater wird dir beyde Länder auf der Karte zeigen, und du mußt bemerken wie Schottland voll kleiner Berge, wilder Sümpfe und Haiden ist. Doch fällt mir eben bey, mein Junker Hugo ist schon gereist, und hat mit seinen

eigenen Augen England und Schottland gesehen; übrigens schadet es nicht, einen Blick auf die Karte zu werfen.

Die Engländer sind ganz verliebt in ihr schönes Land; sie nennen es alt England, und meynen, es sey das schönste Land, das die Sonne bescheine. Die Schotten sind auch stolz auf ihr Land mit seinen großen Seen und Bergen, und in der alten Volkssprache nennen sie es „das Land der Seen und Berge und der braven Leute,“ oder oft auch „das Land der Kuchen,“ weil das Volk in Ermanglung des Waizenbrods großentheils von Kuchen aus Hafer lebt. Derzeit sind übrigens beyde Länder, England und Schottland, Theile ein und desselben Königreichs, und man fragt nicht, welches das beste Land sey und in welchem die bravsten Leute wohnen.

Dieß ist nur ein langweiliges Kapitel, Junker Hugo; da ich nun aber im Begriff stehe eine Menge Geschichtchen von England und Schottland zu erzählen, so halte ich es für sehr zweckmäßig, daß du aufmerksam zuhörst, was für ein Land ich abhandeln werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Austria as it is, or Sketches of Continental Courts, ist offenbar das Werk eines Mannes, der viel gesehen und gut beobachtet hat. Unter vielen Irrthümern und falschen Ansichten, denen der Ausländer in einem fremden Lande ausgesezt ist, findet man in diesem Werkchen eine Menge richtiger Beobachtungen und heilsamer, obgleich mitunter unangenehmer Wahrheiten. Von den Frankfurtern z. B. sagt er: „Mit einer unglaublich ausgebreiteten Kenntniß und aufgeklärten Gelehrsamkeit vereinigen sie eine anspruchslose Einfachheit und schlichte Sitten. Was könnte aus dieser Nation doch werden, wenn sie nur einen geringen Grad von bürgerlicher Freyheit besäße! Ein geselliger Kreis der vornehmeren Klasse in Frankfurt hat besondern Reiz u. s. w.“

Ein sehr wichtiges Werk, welches so eben bey Longman heraus kommt, ist, Pareys History of the Steam engine, Geschichte der Dampfmaschine, das vollständigste Werk, welches noch über diesen wichtigen Gegenstand erschienen ist, und weil eber fünf Guineen werth als ein gleichfalls neulich erschienenes Werk über denselben Gegenstand von Dr. Birkbek die Hälfte dieser Summe, obgleich das leztere Werk besser gestochene Kupfer enthält. Dr. Birkbek mag ein guter Arzt seyn, und auch manche technische Kenntniß besizen; ist er ja doch der Stifter und erste Lehrer des Londoner Handwerkerinstituts. Aber Farey hat seit mehr als zwanzig Jahren als praktischer Ingenieur gearbeitet, und eine Menge Maschinen unter seiner Aufsicht machen und aufstellen lassen, er kennt fast alle bedeutenden Fabrikanstalten in Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Rußland aus persönlicher Erfahrung. Viele der Beschreibungen und alle Zeichnungen von Maschinen im Reeces Encyclopedia sind von ihm, und seit sieben Jahren soll er an Materialien zu seinem gegenwärtigen Werke gesammelt haben, zu dessen Vervollkommnung, da es längst bekannt war, daß er ein solches im Plan hatte, die meisten Künstler beygetragen haben.

Der Kaiser von Rußland mag sich vorsehen; die hiesigen Israeliten haben von seiner Ukase gehört, wodurch er seine jüdischen Unterthanen zwingen will, nüzliche Bürger zu werden. Dieses große Unglück zu verhindern, wollen die Kinder Israels eine öffentliche Versammlung à la John Bull halten, und in derselben ihren russischen und polnischen Mitbrüdern erklären, daß ihnen ihre Lage sehr zu Herzen gehet, zugleich aber sie ermahnen, standhaft beym Glauben zu verharren, und sie daran erinnern, daß alle die Verfolgungen, welche Israel in diesen Zeiten erdulden muß, von Moses geweissagt, und von Gott als eine Strafe ihrer Sünden verhängt worden seyen, und daß nur Frömmigkeit und Gebet sie daraus retten könne.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, 1. December.

(Beschluß.)

Neu sahen wir ein Trauerspiel von Herrn von Uechteriz: „das Ehrenschwert.“ Die nähere Beurtheilung dieses Stückes gehört fürs erste in die Tagesblätter der Stadt. Wir können hier nur berichten, daß es im Ganzen wohl, im Einzelnen sogar mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, obgleich sich die beyden lezten Akte dehnen. Doch verdient der junge Dichter schon deßhalb allein alle Anerkennung, daß er das Hilfsmittel bestehender Verse verschmähete und es wagte, sein Trauerspiel in Prosa zu schreiben, was freylich nicht so leicht ist als Verse zu machen, bey welchen die Halbkenner ausrufen: „eine schöne Diktion!“ Herr von Uechteriz selbst wird gefunden haben, daß ihn bey seinem „Alexander und Darius“ der Vers trug, daß seine dramatische Prosa aber noch nicht konzis, kernhaft und gedankenreich genug ist; er wird sich aber dadurch nicht abschrecken lassen, und nicht entmuthigt wieder nach dem allzubequemen Anhalt des Verses greifen, bedenkend, daß uns gerade in der ernsten dramatischen Gattung eine gediegene Prosa, für künftige gediegene Verse, recht eigentlich Noth thut. Einstudirt werden bey der königl. Bühne: ein neues Trauerspiel von Herrn von Houwald (wir glauben „die Korsaren“ heiße es), ein anderes Trauerspiel, von Herrn von Malliz: „Cromwell,“ und ein drittes von dem fruchtbaren Herrn Raupach, das die Dramatisirung der Niebelungen seyn soll. Sehr löblich ist diese Hinwendung zur Tragödie, zu dem eigentlichen Prärogativ, und zu dem würdigsten dieser auf Würde begründeten Kunstanstalt. Von Opern wird in den nächsten Tagen eine neue, „die bezauberte Rose,“ von den Herrn Gehe und Wolffram, zur Darstellung kommen, zu welchem Zwecke der Dichter und der Tonsezzer in unserer Stadt bereits angelangt sind. Hingegen hört man von keinem neuen Lustspiele, das einstudirt würde; es soll in dieser Gattung ein gänzlicher Mangel an Neuigkeiten eingetreten seyn, so daß in der lezten Zeit selbst keine Uebersezungen aus dem Französischen an den Markt gekommen sind, und die sächsischen und österreichischen Manufakturen still zu stehen scheinen. Der Leser möge uns hier, wo nur von der Kunst die Rede seyn sollte, diese merkantilische Nachricht verzeihen. Wir wollten nur die Gelegenheit nehmen, den fruchtbaren Raupach auf diese Unfruchtbarkeit und auf die Stimme der unpartheyischen Freunde seiner Muse aufmerksam zu machen, nach welcher sein eigentlichster Beruf der eines Lustspieldichters seyn dürfte. In Ermangelung neuer Lustspiele werden wir nun auf unserer ersten Bühne während dieses Winters zwey bis drey Mal wöchentlich, französische Komödien sehen, und es ist zu diesem Zwecke eine eigene Truppe aus Paris berufen, die der hiesigen deutschen einverleibt wird. Welchen Einfluß dieses auf die vaterländische Kunst haben wird, steht zu erwarten. Eine Reformation unseres Lustspiels könnte uns so wenig schaden, als den Franzosen eine Reformation ihrer Tragédie.

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. December 1827.

> Ihr Lautenton
> Spielt in dem hingegebnen Herzen
> Mit süßer Wollust süßen Schmerzen,
> Und adelt magisch jeden Erdensohn. —
> Und schweigend nah' auch ich,
> Und schwöre still und feyerlich
> Dem Göttermädchen: Ja, ich liebe dich!
>
> Seume.

Henriette Sontag in Frankfurt,

von Dr. Börne.

Seit die holde Muse des Gesanges, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erschienen, und die frommen deutschen Sternpriester unter Zither- und Zimbelklang diese Konstellation zweyer Größen auf eine so seltsamliche, arabisch-maurische, hyacinthenduftige, süßdämmerliche Weise gefeyert und sie gesungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank,“ statt zu berichten: Fräulein Sontag hat bey Herrn von Goethe zu Nacht gegessen, seitdem bin ich ganz toll geworden über das tollgewordene Volk, das über Nacht umgesprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte, und, gewohnt wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittern und harten Schalen zu verbergen, auf einmal anfing süß zu werden, und zu schwabbeln und zu gleisen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drukken lassen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan! Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Federvasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrlich, seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meynung gewesen: es sey doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn andere schon Kopfschmerzen haben, daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig ist. Es sey eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jezt aber denke ich anders und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblickes genießen; wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich diese Zauberin, die ein ganzes Volk umgestaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbst die ungeheure Masse von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der baare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives setzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewänne diesen Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeyerte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die holde Henriette, die jungfräuliche Sängerin, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den theuern Sangesport, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Bey-

wörtern ja aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bey keiner andern Sängerin gefunden. Auch diesem stimme ich bey, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte, denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammen rechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizey befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes seyn. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sontag könnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feyer des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guter Deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete, ward ihr von dem hiesigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sontag, Königlich Preußische Kammersängerin, mit Gefolge und Dienerschaft.“ Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng-staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten, ist er sehr reich, hat er Bedienung, ist er zugleich vornehm, hat er Dienerschaft, und ist er sehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerschaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber diese zarte Feudal-Schattirung ausdrücken soll, darüber sind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürstliche Personen reisen mit hohem Gefolge und Dienerschaft. Indem man also der Fräulein Sontag Gefolge und Dienerschaft zuerkannte, hat man sie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An diese erste Huldigung reihet sich am schicklichsten die Letzte an, die sie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gasthauses, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, schlug bey ihrer Abreise jede Belohnung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römischen Kaiser zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwischen diesen beyden Huldigungen breiteten sich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sontag war hier in einer Zeit erschienen, wo die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen viel schwerer war, als sie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bey Navarin und dem kriegerischen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der leztern auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle, lichte Flammen sezt. Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sontag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde Alles untereinander gemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarten sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Prozente meynten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! Denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Schaaren herbey, und nicht blos die hiesigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Köln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bey den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicher Weise nicht auszuführen sey, sehr erstaunt über die wunderliche Kontinentalprüderie. Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmüthig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinausgeschoben, erholte sich erst wieder als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von verschiedenen Verletzungen und Erkrankungen solcher, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besäet mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleyern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sontag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter fünfzig andern Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen Hundert im Glanze des neuen

Kronleuchters schimmernden Fernröhren, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden; denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Stimmen aus der Höhe.

(Beschluß.)

Aufs bestimmteste gibt das neue Testament das wesentliche Kennzeichen der Stimmen aus der Höhe, so weit sie Naturerscheinung sind, an, das, daß jeder durch sie ergriffene Hörer sie anders vernimmt, in ihnen die Rückwirkung seiner innern besondern Stimmung hört. Die Apostelgeschichte erzählt die Belehrung des Paulus zwermal auf anscheinend abweichende Art. Als er nahe bey Damaskus von einem plötzlichen Lichte geblendet niederfiel, und eine Stimme zu ihm sprach, heißt es in jenem 9ten Kapitel: „Die Männer aber, die Sauls Gefährten waren, stunden und waren erstarrt, denn sie höreten eine Stimme und sahen niemand.“ Im 22sten Kapitel erzählt aber Paulus selbst: „Die aber mit mir waren, sahen das Licht und erschraken; die Stimme aber dessen, der mit mir redete, höreten sie nicht.“ Nur also im Innern von Paulus wurde diese Stimme zu der seine Leidenschaft so plötzlich umwandelnden Zwiesprache, die auf alle folgenden Zeiten des Christenthums so wichtigen, bildenden Einfluß äußerte. Physisch und in der äußern Natur war sie keine artikulirte Rede, welche auch seine Gefährten hätten als Rede vernehmen müssen. Darum hörten sie zwar eine Stimme, die Worte dessen aber, der mit Paulus redete, hörten sie nicht.

Denselben verschiedenartigen Erfolg bezeichnet auch der Apostel Johannes im 12ten Kapitel seines Evangeliums, als Christus nach seinem Einzuge in Jerusalem wieder verklärt wurde. Dort gibt der 28ste und 29ste Vers an: „Da kam eine Stimme vom Himmel: ich habe ihn verklärt und will ihn abermal verklären. Da sprach das Volk, das dabeystund und zuhörte: es donnerte. Die andern sprachen: es redete ein Engel mit ihm.“ Auch als die Stimme am Tage der Pfingsten, wo die Jünger Jesu nach seinem Tode in Jerusalem beysammen waren, geschah, „kam die Menge zusammen und wurden verstürzt; denn es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.“ „Wie hören wir denn (sprachen sie untereinander) ein jeglicher seine Sprache, in der wir geboren sind?“ Unter physischer Erschütterung der Luft trat dieses leztere Ereigniß ein; denn es heißt im 2ten Vers des 2ten Kapitels der Apostelgeschichte: „Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen.“

So bestätigen Umstände, welche der Erzähler der Geschichten offenbar nur getreu wiedergab, die er, hätten sie sich nicht wirklich zugetragen, unmöglich damals hätte erdenken können, die geschichtliche Wahrheit, daß nämlich jene für die ganze Menschheit so folgereichen Begebenheiten wirkliche waren. Aber sie bestätigen diese Wahrheit dadurch, daß sie mit Bestimmtheit ein seltenes Naturereigniß bezeichnen, welches die Vorsehung, die mit gleich sorgfältiger Weisheit das unermeßliche All mit seinen zahllosen Myriaden von Sonnensystemen ordnete, mit der sie den schwankend weiterschreitenden Entwicklungsgang des kleinen Menschengeschlechtes leitet und unterstützt, den Zeitpunkten der höchsten Begeisterung der Menschheit darbot. Ein Ueberblick auf den Eindruck, den die Stimmen aus der Höhe bey den verschiedenartigsten andern Völkern älterer und neuerer Zeit erregten, zeigt auf der andern Seite, zu welch vernunftlosem, traurigem Aberglauben sie die Menschen verlocken konnten, wenn man sie selbst nicht für eine Naturerscheinung, was sie an sich sind, erkannte, sondern kindisch sie überall, wo immer sie erschollen, für unmittelbare Wirkung unsichtbarer Gespenster hielt, die da seyen, den Menschen knabenartig zu erschrecken. Auf den Grund ihrer physischen Entstehung leitet dagegen, wie die kleine Elektrisirmaschine den Donner des Himmels erklärt, schon der Koloß des Memnons im egyptischen Theben, der, obschon ehemals nur ein einzelner Felsenblock, doch, ungleich erwärmt durch die Strahlen der aufgehenden Sonne, einen klingenden Laut erzeugte, welchem man späterhin Worte lieh.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Nov.

Kaum haben sich die Schatzgräbereyen des Krämers Cartoni im Boden von Rom und die des Herrn Fusconi im See von Nemi in Nichts aufgelöst, so ist schon wieder die Rede von einem andern Schatze, der gegraben werden soll. Dießmal ist es, sagt man, ein Engländer, von welchem das Projekt ausgeht, ein Umstand, welcher für die Sache spricht, denn bekanntlich sucht dieses Volk nicht so häufig wie andere Völker nach Schätzen, wo keine vorhanden sind. Man sezt hinzu, er habe sich an das Finanzministerum (Camarlingato) gewandt, aber abschlägliche Antwort erhalten, weil er zwar sämmtliche Kosten zu tragen bereit sey, dagegen aber auch, obgleich der Schatz auf dem Grund und Boden des Staats vergraben liege, den ganzen zu machenden Fund, ja selbst die Kunst- oder sonstigen antiquarischen Schätze für sich behalten und durchaus nicht und mit Niemanden theilen wolle. Man sieht, die Idee ist ganz englisch, und wer anders als ein Engländer könnte einen solchen Vorschlag machen?

Die Herbsttheaterzeit läuft mit dem Ende dieses Monats ab, und die Schauspiele werden alsdann vom ersten Advent bis zu den Dreykönigen (Epiphania) geschlossen. Das Theater Valle hat vom 1ten Sept. bis zum lezten Nov. in jeder Woche mehr denn fünf Vorstellungen gegeben. Diese sind, mit Ausschluß der Innocenza in Pericolo, vom Neapolitaner Conti, welche höchstens zehn oder zwölf Mal aufgeführt werden konnte „Moses“ und die „Cenerentola.“ von Rossini gewesen. Wie viel in beyden leztern Opern zu singen ist, kann dem

deutschen Publikum nicht unbekannt seyn. Daß keine italienische Theaterdirektion, den Karneval ausgenommen, zwey erste Sängerinnen, oder Tenor- oder Baßsänger engagirt, ist auch eine bekannte Sache. Folglich haben die Boccabadati, der Tenorist Berger und die beyden Bassisten Giordani und Zuccoli drey Monate lang jede Woche fünf Mal zwey der anstrengendsten Partheieen singen müssen, welche das italienische Opernrepertoire aufzuweisen hat. Rechnet man dazu die regnichte, überhaupt höchst feuchte Witterung während des Oktobers, so wie die Kälte, welche in der lezten Hälfte des Novembers eingetreten ist, beydes klimatische Veränderungen, an welche die hiesigen Sänger weniger als die deutschen gewöhnt sind, so begreift sich von selbst, was eine italienische Konstitution, was eine italienische Kehle, besonders aber was ein Muß, wie es in Italien vorhanden ist, sagen will. Wo wäre eine deutsche Stimme, die einer solchen Anstrengung gewachsen wäre? Freylich sind die genannten Sänger hin und wieder heiser gewesen, und einer oder der andere hat seine Arie oder sein Duett ausgelassen, aber die Vorstellung hat nichts desto weniger stattfinden und sämmtliche Ensemblestücke haben gesungen werden müssen. Ist es dem Sänger zwey Abende hinter einander begegnet eine Nummer zu überschlagen, gleich hat es, wie gewöhnlich, geheißen: „Come', non canta? Che bricone!“ Bricone aber läßt sich ein italienischer Sänger nicht gern nennen. Die Boccabadati zum Beyspiele, eine der berühmtesten Sängerinnen der jezigen Zeit, eine kleine, kaum drey Fuß hohe Frau, an der Gott Apollo zeigt, daß er auch in Schwachen mächtig seyn könne, hatte es einen einzigen Abend gewagt ihre Endscene in der Cenerentola auszulassen, als ein solches bricona ihr für den folgenden Abend die Weisung ertheilte, es mit der Scene beym Leichname ihres Geliebten, im Moses, nicht so zu machen; und siehe! es ging, obgleich mit heiserer Stimme, aber ohne daß das Orchester nöthig gehabt hätte seine Instrumente bey Seite zu legen. Im Allgemeinen haben sich die lezten Aufführungen des „Moses“ dadurch ausgezeichnet, daß das neue Gebet, welches Rossini, außer vielen andern neuen Stücken, zur Aufführung des „Moses“ auf der großen Oper in Paris komponirt hat, zwischen dem ersten und zweyten Akte, das alte jedoch fortdauernd an seinem Orte im dritten Akte gesungen worden ist. Lezteres hat bekanntlich überall, wo man den Moses gegeben, einen klassischen Ruf erhalten, und ist allenthalben in den Mund des Volks übergegangen. Hätte man daher nicht glauben sollen, dieß Stück werde vorzugsweise beybehalten werden? Nichts desto weniger hat es der Komponist gegen eine neue Komposition vertauscht, und somit den Beweis gegeben, daß ihm selbst vor den gelungensten seiner Arbeiten jene heilige Ehrfurcht nicht innewohnt, von welcher die früheren großen Meister für die ihrigen beseelt waren, und die sie abgehalten hat an Stücke, in welchen, vom schöpferischen Feuer des Genies hervorgebracht, dem Publikum dieses Feuer auch kennbar geworden war, später eine zerstörende Hand zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Beschluß.)

Man hat im Coventgardentheater Mozarts „Entführung“ aufgeführt, aber schändlich verstümmelt und verflickt von Herrn Cramer, der die Kühnheit gehabt hat, Duette in Terzette und Quartette umzuwandeln, und was mehr ist, Mozarts schönsten Liedern sein eigenes Machwerk unterzuschieben. Zwar traten mehrere unserer besseren Sänger und Sängerinnen darin auf, wie Sapio und Vestris, aber die meisten derselben scheinen sich nicht die Mühe gegeben zu haben ihren Gesang zu verstehen. Wir hoffen also ernstlich, daß irgend ein guter Geist diese Entführung bald wieder entführen möge.

Der Thiergarten der zoologischen Gesellschaft ist offen, aber nur für die Mitglieder und deren unmittelbaren Freunde.

Der Marquis von Stafford hat der Nationalgallerie ein kostbares Gemälde von Rubens geschenkt, welches ihn 3000 Pfund gekostet haben soll.

Das Zutrauen des Publikums zu unsern Polizeyanstalten ist so gering, daß man sich zur Wiedererlangung gestohlener Dinge lieber an die Diebshehler als an die Polizeydiener wendet. Zwey auffallende Beyspiele dieser Art, die sich vor Kurzem ereignet haben, und durch die Zeitungen ans Licht gebracht worden sind, haben den Minister des Innern zur Untersuchung vermocht.

Das monthly Magazine, November 1827, enthält eine biographische Notiz über unsern, am 24sten September zu London verstorbenen Landsmann, Christoph Gottfried Kiesewetter, den berühmten Violinisten aus Anspach. Derselbe hat seit 1821 einen Theil seiner Zeit in England zugebracht, und sich durch Konzerte und Solospiel großen Beyfall erworben. Gleich beym ersten Mal, als er in London auftrat, im Philharmoniekonzert, fand er den vollständigsten Beyfall; er war der Erste, welcher die Kompositionen Mayseders nach England brachte.

In einer Sitzung der Newcastler Bibelgesellschaft ist einstimmig beschlossen worden, keinen Beytrag mehr zur British and Foreign Bible Society zu geben. Dieß geschah hauptsächlich auf die Bemerkung Dr. A. Thompsons: „Die Londoner Gesellschaft gab der zu Lausanne 750 Pf. Sterl., um eine französische Bibel herauszugeben. Man kam überein, daß Osterwalds Bibel ohne irgend eine Aenderung gedruckt werden solle. Am Ende fand man, daß über fünfzigtausend Aenderungen darin vorgenommen waren.“

Auf dem Bazar zu Carlisle, der drey Tage lang dauerte, wurden unlängst durch den Verkauf von Damenarbeit über 700 Pfd. Sterl. erlöst, die für die Armen bestimmt waren. Das lezte musikalische Fest zu Liverpool hat für eben dieselben gegen 5000 Pfund eingebracht, durch dasselbe Fest sollen gegen 50,000 Pfd. in Umlauf gekommen seyn; zu Birmingham wurde neulich ein Bazar zum Verkauf von Damenarbeit gehalten, der für die Kinderschulen bestimmte Ertrag betrug 302 Pfd. Sterl. Die Sparbank zu Northampton hat seit ihrem Entstehen im August 1826 bis zum 3ten Oktober 1827 die Summe von 284,238 Pfd. erhalten, wovon 134,571 Pfd. an die Deponenten wieder entrichtet worden sind.

Auflösung der zweysylbigen Charade in Nr. 300.

Stammbaum. Stammbuch.

Charade.

Die erste Sylbe führet auf die Haide
Der Hirte mit dem Wanderstab;
Die zweyte Sylbe dienet oft zur Weide
Der ersten, findet dort ihr Grab.
Wohl dir, kannst du die beyden lezten finden,
Von Schweiß bedeckt, als kühles Haus.
Wenn sich die ersten um die zweyten winden,
So wird das schöne Ganze draus.
Willst du statt jener ersten anders schreiben,
Wird's nicht das Ganze, doch die zweyten bleiben.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. December 1827.

Der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?

Schiller.

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte des Sir Wilhelm Wallace.

Eduard I. von England hatte sich Schottlands bemächtigt (nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts). Aber die glückliche Aussicht, England und Schottland unter eine Regierung zu vereinigen, war durch Eduards widerrechtliche, ohne alle Grundsätze unternommene Besitznahme noch so fern, daß der Haß und die National-Antipathie, welche zwischen den zwey verschwesterten Ländern nur gesteigert wurden, die Hoffnung zu ihrer gänzlichen Vereinigung, zu was sie durch ihre natürliche Lage bestimmt schienen, auf weit entfernte Zeiten verschob.

Eduard von England behandelte das Königreich Schottland gleich einer eroberten Provinz, obgleich er weniger durch seine Tapferkeit als durch List und Benützung der Streite und der Entzweyung, die nach Alexanders III. Tod unter den Schotten ausbrachen, in Schottlands Besitz kam.

Die Engländer hatten das Land in Besitz genommen und regierten es mit viel Strenge. Der oberste Gerichtsherr, Ormesby, forderte alle diejenigen, welche dem König Eduard den Huldigungseid nicht leisten wollten, auf, sich zu nennen. Viele Schottländer verweigerten ihn, weil sie behaupteten, der englische König habe kein Recht, diesen Eid von ihnen zu verlangen. Alle diese wurden vor die Schranken der Gerichtshöfe geladen, sie mußten Geld erlegen, ihre Grundstücke hergeben, und wurden noch auf andere Weise streng bestraft. Dann erpreßte Hugo Cressingham, der englische Schatzmeister, unter allerley Vorwänden von den Schottländern eine Menge Geldes. Sie waren immer ein armes Volk und ihre eigenen im Lande geborenen Könige hatten sie mit viel Schonung behandelt und ihnen selten Steuern auferlegt. Sie wurden daher sehr aufgebracht, besonders weil sie fanden, daß sie dem englischen Schatzmeister weit bedeutendere Summen bezahlen mußten, als je ihre eigenen guten Könige von ihnen verlangt hatten.

Außer diesen Erpressungen wurden die englischen Truppen in die verschiedenen festen Plätze Schottlands verlegt; diese Soldaten hielten sich für die Herren des Landes, behandelten die Schotten sehr verächtlich, nahmen mit Gewalt, was ihnen gerade gefiel, und wenn die Einwohner Widerstand leisten wollten, so mißhandelten sie solche, schlugen sie, verwundeten und tödteten sogar einige derselben. Diese Gewaltthätigkeiten wurden den Soldaten durch die englischen Offiziere nicht einmal untersagt, vielweniger wurden sie dafür bestraft. Die Noth in Schottland war daher groß, die Einwohner waren wüthend, und es fehlte ihnen nur an einem Führer, um in Masse gegen die Engländer aufzustehen, oder gegen die Südmänner, wie sie solche nannten, damit sie die Freyheit ihres Landes wieder erlangen könnten, welche ihnen durch Eduard I. genommen worden war.

Ein solcher Führer fand sich endlich in der Person des Wilhelm Wallace, dessen Namen von da an in der schottischen Geschichte oft genannt wird. Es ist Schade, daß wir die Geschichte dieses tapfern Mannes nicht genau wissen, aber zu der Zeit, in welcher er lebte, war ein Jeder in Schottland so eifrig, sich zu vertheidigen, daß keiner das niederschrieb, was sich zugetragen hat, und später, als man Muße hiezu hatte, wurden die Begebenheiten, die man sammelte, mit lauter Lügen vermischt. Das Wenige, was ich von ihm sagen werde, wird allgemein als wahr angenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Henriette Sontag in Frankfurt.

Von Dr. Börne.

(Fortsetzung.)

Das Schauspielhaus wurde zwey Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theaterkritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldener Stiefeln zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es sey etwas Kleines, es sey ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren; es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangsthüre in zwey Hälften geschieden, ohne daß außer und innerhalb der Thüre ein Absatz wäre. Dieses Pförtchen öffnet sich nach außen und wird in dramatischem Style plötzlich rasch und unerwartet wie ein Theatercoup und zwar von innen aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bey solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses blos ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Thüre und die zweyte Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen, und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich aufthun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeschreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieser Künstlerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönsten Putz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurtheilt haben: elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer sie aber als Desdemona in Rossinis Othello gehört hat, wird dieses Urtheil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakespeares Desdemona. Sie ist eben so bewunderswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man sah alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt eine bloße Künsteley, sey sie noch so unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Kadenzen gleichen den anmuthigen, kindlichen Verzierungen an einem gothischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabner Bogen und Pfeiler zu mildern, und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war, und .... doch jezt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich spreche.“ Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet seyn, dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preis stellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theaterkritiker hier und in Darmstadt von der Sontag gesagt, gesungen und gewüthet haben. So verbunden, spotten wir der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebähren, das Jahrhundert wird Vater werden, und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Rezensenten haben

mit ihr gekost. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner" sang:

Liebling! komm, den Schleyer mir zu heben!
Komm, enträths'le meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleyerten nicht enträthselt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonaparte in Egypten.

(Beschluß.)

Den 21sten Oktober, während sich der Oberfeldherr in Alt-Kairo befand, brach der Aufruhr aus. Es war um die Herrschaft Egyptens, es war um die Franzosen geschehen, zeigte sich nicht Bonaparte über diese Gefahr erhaben, die sich wie ein Orkan mitten aus der tiefsten Stille erhob. Eingedenk der venezianischen Ostern dringt er mit seinen Tapfern in Kairo ein, wirft die Araber in die Wüste, stellt auf dem öffentlichen Platze sein Geschütz auf, verfolgt die Aufwiegler, die sich in die große Moschee zusammendrängen und bietet ihnen Verzeihung an; sie schlagen es ab und kämpfen. Da erklärt sich die Natur zu Gunsten des Oberfeldherrn: was in diesem Klima eine so seltene Erscheinung ist, der Himmel umwölkt sich und dumpf rollt der Donner. Erschreckt bitten die Muselmänner um Gnade. „Die Stunde der Vergebung ist hin," erwiedert Bonaparte, „ihr habt begonnen, ich vollende," und auf ein gegebenes Zeichen feuern die Batterien gegen die große Moschee. Der Erfolg ist bekannt, die Züchtigung war streng, aber nothwendig.

Dieser Gefahr durch die gänzliche Unterwerfung von Kairo, von Unteregypten und durch Verträge mit den Beduinenarabern entronnen, faßt Bonaparte den Plan, bey Suez die Aufgabe der Vereinigung des rothen Meeres mit dem Mittelländischen zu lösen, und die Spuren des berühmten Kanales wieder aufzusuchen, dem Sesostris seinen Namen gegeben hat. Das großartige Andenken an die Macht der ersten Könige Egyptens konnte nicht im Herzen eines Mannes schlummern, der zur Zeit, als er in einer kleinen Stadt des venezianischen Friaul die Bedingungen eines Friedenstraktats festsetzte, den Zug nach Indien durch den arabischen Meerbusen geträumt hatte. Bonaparte behält sich vor, selber die Wahrheit der Erzählungen der alten Geschichte zu ergründen, die Vorsicht aber erheischt, vor der Abreise nach Suez keine Spur des bestraften Aufruhrs hinter sich zu lassen, und als Pfand der Versöhnung gibt er dem Volke Kairos seinen ehemaligen Divan, wählt dazu sechzig Bewohner, und die einstweilen eingesetzte militärische Regierung verschwindet. Nicht als Oberfeldherr, sondern als Mitglied des französischen und egyptischen Instituts bereitet er sich zu der friedlichen Reise, nimmt eine Auswahl der vier Klassen mit sich, Berthollet, Monge, Dutertre, Costaz, Lepère, Caffarelli; die Generale Berthier und Dammartin befehligen die Karavane, welche dreyhundert Mann stark ist. Nach einem dreytägigen Zuge durch die Wüste gelangt Bonaparte nach Suez, besucht die Küste, heißt die Befestigungswerke des Platzes vervollständigen, zieht über das rothe Meer, und sucht in Arabien die Brunnen Mosis auf. Bey der Rückreise wäre er, durch die Nacht und die Fluth überrascht, in den Wogen umgekommen, hätte ihn nicht einer seiner Führer eilig auf seinen Schultern fortgetragen. Ohne diesen Beystand wäre er dahin gewesen wie Pharao in der Bibel, und dieß hätte einen fruchtbaren Text zu Vergleichungen dargeboten. Den Tag, nachdem er angelangt war, richtete er in Suez eine neue Duane ein, die für den Handel mit Arabien bequem gelegen war, und ergriff die Gelegenheit, den Scherif von Mecca davon zu benachrichtigen; in demselben Augenblicke kamen abgeordnete Araber, um die Freundschaft der Franzosen zu erbitten. Während seines Aufenthalts in Suez war Bonaparte sehr mit der Verwaltung des Landes beschäftigt; besonders zog der Handel mit Indien seine Aufmerksamkeit an, und seine Rücksichten waren sehr getheilt zwischen den Muselmännern und den Wahabiten, welche die Protestanten des Islams sind. Für diese neue Sekte bezeigte er ein lebhaftes Interesse; er hoffte bey ihnen größere Leichtigkeit und mehr Vortheile im Anknüpfen der politischen Verhältnisse zu finden. Der geringe Unterschied zwischen einer Staats- und Religionsreform hatte ihm nicht entgehen können, und schon das Wort Reform erzeugte zwischen den Wahabiten und ihm Gemeinschaftlichkeit der Zwecke.

Zwey französische Meilen von Suez erblickt Bonaparte die Spuren des alten Kanals, der sich vier Meilen weiter in den Sand verliert. Er hat sich von seinem Daseyn überzeugt, und findet Befriedigung dabey, daß die alten Herrscher Egyptens ihm ein großes Beyspiel zur Nachahmung überlassen haben. Aber es war ihm nicht vorbehalten, die Erbschaft der Ptolomäer zu gewinnen.

In dem Briefe, welchen Bonaparte, als er sich nach Frankreich zurückzog, an den General Kleber schrieb, heißt es unter andern: Suchen Sie fünf- oder sechshundert Mameluken zusammenzubringen; diese lassen Sie, sobald die französischen Schiffe angelangt seyn werden, in Kairo und den andern Provinzen an einem und demselben Tage festnehmen und nach Frankreich einschiffen. In Ermanglung derselben wählen Sie an ihrer Stelle arabische Geißeln, die aus irgend einem Grunde verhaftet sind. Diese Individuen werden ein Jahr oder zwey in Frankreich behalten, sehen die Größe der Nation, werden einen Begriff von unsern Sitten und unserer Sprache bekommen, und sind sie einmal wieder in Egypten, so bilden sie unsere Parthey. Ich habe schon mehrmals um eine Schauspielertruppe angehalten, und werde besondere Sorge tragen eine solche nach Egypten zu schicken. Dieß ist von großer Wichtigkeit für das Heer, und um die Umwandlung der Landessitten zu beginnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Nov.

(Beschluß.)

Mit dem ersten November, das heißt mit dem Allerheiligentage, haben, wie jedes Jahr, die Oratorien in der neuen Kirche (Chiesa nuova) wieder ihren Anfang genommen. Bekanntlich hat die musikalische Welt dieser Anstalt, vom heiligen Philipp vom Neri, gegen das lezte Viertel des sechszehnten Jahrhunderts gestiftet, jene Musikgattung zu verdanken, welche unter dem Namen Oratorien von hier aus sich über ganz Europa verbreitet hat. Sie führt (was bis jezt nicht bekannt gewesen zu seyn scheint) ihren Namen von dem Predigersaale (Oratorio), in welchem diese Musikaufführungen bis auf den heutigen Tag stattfinden. Ihr Zweck war, und ist noch immer, der Predigt, welche hier an jedem Sonntags- und Festtagsabende von dem durch Philipp von Neri eingesezten Predigerorden (Padri dall' Oratorio, Padri Philippini) gehalten wird, desto mehr Zuhörer zu verschaffen. Für diese Anstalt haben alle berühmten Meister der vorigen Jahrhunderte, bis auf Anfossi, Cimarosa und Paesiello, Oratorien gesezt, von denen noch jezt mehrere aufgeführt werden. Ob sie auch von Piccini Arbeiten besizt, ist mir unbekannt; wenigstens habe ich nie eine derselben vortragen hören. Von den neueren nahmhaften Komponisten ist keine Arbeit vorhanden, wohl aber haben eine ziemliche Anzahl unbekannter, meistens römischer Tonsezer für dieselbe geschrieben, aber sämmtlich ohne Beyfall, obgleich mehrere dieser Oratorien sehr gelungene Arbeiten sind. Der einzige unter allen diesen, dem nicht allein der Beyfall des Augenblicks zu Theile geworden ist, sondern der sich sogar eine klassische Berühmtheit erworben hat, ist der Expater Bonfichi, vormals vom Orden der Servi di Maria. Die Väter sind als sehr sparsam bekannt, und da sich dieses Mal die Sänger förmlich verschworen hatten, auf einer übertriebenen Forderung zu beharren, ließen sie eine Gesellschaft von Dilettanten, die sich schon längst erboten hatte, unentgeldlich zu singen, auftreten, und Dilettanten in Rom will soviel sagen als vollkommene Sänger außerhalb Italien.

Das Aufschlagen aller ersten Lebensbedürfnisse, so wie der Mangel an Arbeit unter der untern Volksklasse, nimmt die Aufmerksamkeit der Regierung in besondern Anspruch. Der Pabst hat an die Präsidenten des Proviant- und Victualienamts (Annona und Grascia) die gemessensten Befehle ergehen lassen, auf die Bäcker, Fleischer u. s. w. ein wachsames Auge zu haben. Auch sollen alle Monopole für den Verkauf der nothwendigsten Produkte, wo noch welche existiren, aufgehoben werden. Der Arbeitslosigkeit abzuhelfen, ist wirklich davon die Rede, die Zahl der Individuen, welche bey den Nachgrabungen auf dem Forum angestellt sind, bis auf Dreytausend zu vermehren. Auch will die Regierung am nächsten Weihnachtstage, als am Tage der jährlichen großen Armenspende, wie sie schon seit zwey Jahren gethan, statt des baaren Geldes, welches ehedem gegeben worden ist, Brod und Fleisch, und zu dem Ende vierzigtausend Fleisch- und eben so viele Brodzettel, daneben noch vierzigtausend Canne (à acht Palmen) gemeine Leinwand zu Hemden vertheilen lassen. Das Elend der unteren Klasse hat hier, der Sage nach, zu einem höchst seltenen Ereignisse Veranlassung gegeben, von welchem man zur Ermunterung und Erhebung des Menschengeschlechts glauben muß, daß es wahr sey, obgleich es ziemlich unwahrscheinlich klingt. Eben waren im Viertel jenseits der Tiber, die Gerichtsdiener mit der Auspfändung einer armen Handwerksfamilie beschäftigt; Mann, Frau und ein Haufen Kinder standen vor der Thüre und sahen laut schluchzend und händeringend ihre wenigen Habseligkeiten davontragen. Da geht ein Mann von unscheinbarem Aeußern vorüber, bleibt stehen und erkundigt sich nach dem Hergange. Als man ihm sagt, die Leute würden einer Schuldforderung von 150 Scudi und 20 Scudi Unkosten wegen ausgepfändet, zieht er den Gerichtsdiener auf die Seite, läßt sich die Verschreibung vorzeigen, bezahlt die Schuld, und geht, nachdem er noch obenein dem kleinsten der Kinder vier Scudi in den Schoß geworfen hat, fort, ohne weiter ein Wort zu sagen, noch sich zu erkennen zu geben. Diese Geschichte hat einige Tage lang das Gespräch von ganz Rom ausgemacht.

Wie man erfährt, soll auf Betreibung Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland eine öffentliche Singschule in Petersburg errichtet, und in dieser besonders junge Mädchen für den Gesang gebildet werden. Da die Kaiserin durchaus nur italienische Lehrer zu Vorstehern dieser Anstalt haben will, so sind von der hiesigen russischen Gesandtschaft mehreren hier lebenden Professoren annehmliche, mitunter sogar sehr glänzende Bedingungen gemacht worden, um sie zur Annahme einer Stelle an derselben zu vermögen. Auch spricht man von der Errichtung einer russischen Künstlerakademie zu Rom zur Bildung junger Leute aus dieser Nation für die Malerey, Bildhauerey u. s. w., deren Anzahl man fürs Erste auf achtzehn bestimmt hat. Ritter Thorwaldsen soll, heißt es, zum Direktor derselben ernannt worden seyn. Auch vom Ankaufe eines Pallastes ist die Rede, in welchem die Pensionäre logirt und unterrichtet werden sollen.

Auch die Neapolitanische Künstlerakademie hat bedeutende Reformen erlitten, und der Hof scheint auf die bessere Einrichtung derselben ernstlich bedacht zu seyn. Es ist daher ein geborner Römer, der bekannte Kavaliere Camuccini, dem der König schon vor einem Jahre die bessere Einrichtung des dortigen Museums aufgetragen hatte, zum Direktor der Akademie ernannt worden.

Die theatralischen Zubereitungen für den künftigen Karneval versprechen viel; hoffen wir, daß sie auch viel halten werden. Außer den größeren, bekannten Bühnen wird auch das schöne und große Theater Aliberti am spanischen Plaze geöffnet werden. Dieß ist das vor vierzig und mehreren Jahren so berühmte Teatro delle Dama, welches für die komischen Opern war, was Argentina für die ernsten; wenn ein Sänger oder Komponist, auf dem Teatro delle Dame gefallen hatte, konnte er jeden Augenblick eines Engagements in den übrigen Städten Italiens gewiß seyn. Die Entfernung des Aliberti'schen Theaters aus dem Mittelpunkte Roms mag die Hauptveranlassung zum Baue der Theater Valle und Capranica, welche mitten in Rom liegen, und somit zu der Verödung des Theaters Aliberti gegeben haben. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist es nur während des Karnevals, und immer nur zu Maskeraden (festini di ballo) gebraucht worden. Diesen Karneval wird es zum ersten Male wieder zu eigentlich dramatischen Vorstellungen gebraucht werden; der bekannte Raftopolo, welcher schon seit zwey Jahren das recitirende Schauspiel im Theater Valle dirigirt, wird dort ein ähnliches etabliren. Valle wird dieselbe Oper- und Schauspielgesellschaft behalten, dagegen in Tordinona eine große Oper nebst Ballet gegeben werden. Für hier sind, heißt es, die Ferlotti, ja sogar David u. s. w. verschrieben worden, und die Direktion hat sich den Siège de Corinthe von Paris kommen lassen, der hier übersezt werden soll. Obgleich dieser Siège der alte Maometto Rossinis ist, den die Römer von einem Ende bis zum andern ausgepfiffen haben, und der in Venedig vor fünf Jahren dasselbe Schicksal gehabt hat, so verspricht sich die Direktion dennoch einen großen Erfolg von dieser Oper. Was Argentina geben wird, weiß der dortige Unternehmer, der Krämer Cartoni, selbst noch nicht. Wahrscheinlich vertraut er, an seiner eigenen Stärke verzagend, den Forze der equilibristischen Bande, welche er von neuem in Dienst genommen hat.

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. December 1827.

Schmetternde Posaunen schallen
Von dem Kirchenthurm herab:
Lobt den Vater in der Höhe,
Der der Welt das Kindlein gab!

Wilhelm Müller.

Die Mutter am ersten Christfest.

Mutter, du Gebenedeite,
Hieltst den Knaben in dem Schooß,
Den mit ihren reichsten Strahlen
Gottes Herrlichkeit umfloß.

Und du wußtest nichts vom Wunder,
Das an Himmelshöh'n erschien,
Und du merktest kaum des Hirten
Andachtvolles Niederknien.

Denn du sahst auf deinen Liebling,
Den verheiß'nen, ohne Rast;
Sel'ge! nur ein Gott mag fassen,
Was du dort gebetet hast.

Früher hab ich nie verstanden,
Was sie mir erzählt von dir;
Freute wohl mich mit den Andern,
Doch nicht helle ward es mir;

Habe mich mit Weihnachtgaben,
Lichtern, Scherzen wohl vergnügt,
Aber nicht den Sinn ergriffen,
Der in Licht und Gabe liegt.

Nun erst ward mir's aufgeschlossen
Durch das Kind an meiner Brust,
Und ich kenne deinen Segen,
Und ich fühle deine Lust;

Und des Himmels gold'ne Sterne
Und der Menschen Freud' und Fried'
Glänzen wie des Engel Klarheit,
Tönt wie fernes Hirtenlied.

Und zu dir, Gebenedeite,
Richtet sich mein Blick empor,
Und zu dir sieht auch mein Engel
Aus den Augen frisch hervor.

Unter Sorgen, Wachen, Mühen
Fühl' ich, Mutter, deinem Sinn,
Deinem Himmel nun mich näher,
Seit ich Mutter worden bin.

Karl Grüneisen.

Henriette Sontag in Frankfurt,

von Dr. Börne.

(Fortsetzung.)

„Eine Geisterstimme an Henriette Sontag“ ließ sich vernehmen; aber es war kein düsterer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert vor Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal elektrisirte; aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude.“ Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße, die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt.“ Ein Anderer sagte: „Es gab keine Meynungen, keine Spaltungen mehr; die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verschwunden.“ Ach!

warum schickt man die Sontag nicht nach Konstantinopel, daß sie den Divan beschwichtige! In deutschen Novembertagen war die Sängerin von „hesperischen Lüften“ umgaukelt. Ein Anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem grossen Zeitalter.“ Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

> Mich verläßt in deinem Kreise
> Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein Anderer:

> Wie war es nur ein kleines Wort
> Was sie mir sagte!
> Wie war es nur ein Silberblick
> Den sie mir tagte!
> Und selig leb' ich lange Zeiten
> Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen,“ und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerisch und physikalisch „Gedankenflocken,“ wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! du rollst über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugendhaften beschütze.“ Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

> In alte Glieder dringet Mark,

und der willkommene Schluß eines Sonnettes lautet wie folgt:

> So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
> Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
> Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
>
> Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
> Verlieh er eine Sontag jezt der Erde,
> Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser teleologische Sonnettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jezt im sechstausendsten Jahre ihres Alters Ohren bekommen. Ach! er mag Recht haben! die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht! Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, so oft die Sontag nicht singt, unsere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menschen am Mayn und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sontag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeyert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unsern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizont sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte.“ Freylich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede ist, dreyßig Stunden später als die Sontag erschienen sey, und hat dieses aus den Berichten der hiesigen physikalischen Gesellschaft zu beweisen gesucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen.“ Dieses Wunder kann ich beschwören; ich habe selbst gesehen, daß es zu regnen anfing, sobald die Heldin des Gesanges die Thore hinter sich hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Wilhelm Wallace war keiner von den hohen Adeligen Schottlands, sondern der Sohn eines rechtschaffenen Privatmanns, des Wallace von Ellerslie in Renfrewshire bey Paisley. Er war groß und schön und einer der rechtlichsten und tapfersten Männer, welche je lebten. Er hatte eine sehr feine Gesichtsbildung, dicke blonde Haare und war besonders in allen Waffen, deren man sich damals bediente, sehr geübt. Wallace war, gleich allen von Muth beseelten Schottländern über die durch Eduard ausgeführte widerrechtliche Besitznahme der schottischen Krone sowohl, als über die Niederträchtigkeiten, welche die englischen Soldaten an seinen Landsleuten ausübten, ganz empört. Man erzählt sich, daß er einst in seiner Jugend am Irvineflusse bey Ayr sich mit Fischfangen unterhalten habe; da habe er eine Menge Forellen gefangen, welche er durch einen Knaben tragen ließ, der ihm, wie dieß bey den Anglern gewöhnlich zu geschehen pflegt, mit einem Fischkorb folgte; darauf seyen zwey oder drey englische Soldaten aus der Garnison Ayr auf ihn zugekommen und haben ihm, ihrer angewohnten Unverschämtheit zufolge, die Fische wegnehmen wollen. Wallace wollte ihnen recht gerne einen Theil der Forellen, aber nicht den ganzen Korb voll geben. Die Soldaten beharrten auf ihrem Begehren, und vom Wortwechsel kam es zu Thätlichkeiten. Wallace hatte keine bessere Waffe als das dicke Ende seiner Angelruthe; aber er schlug damit den ersten auf ihn zukommenden Engländer so tüchtig hinter das Ohr, daß er ihn auf der Stelle tödtete; dann nahm er dessen Schwert und focht mit solcher Wuth gegen die andern, daß sie die Flucht ergriffen, und so brachte er seine Fische sicher und wohlbehalten nach Hause.

Der englische Gouverneur von Ayr ließ ihn aufsuchen, um ihn für dieses Vergehen mit dem Tode zu strafen; aber Wallace hielt sich in den Bergen und dicken Wäldern verborgen, bis die Sache vergessen war, dann erschien er auf einmal in einer andern Gegend des Landes. Man sagt ihm nach, er habe noch allerley Begebenheiten der Art erlebt, bey welchen er sich ritterlich wehrte, manchmal allein, manchmal mit wenigen Kameraden gegen eine überlegene Anzahl Engländer; es soll so weit gekommen seyn, daß ihnen sein Name schon Schrecken eingeflößt habe.

Die Begebenheit aber, welche zuletzt seinen Waffenruhm herbeygeführt hat, soll sich in der Stadt Lanark zugetragen haben. Wallace war damals mit einem Frauenzimmer aus genannter Stadt verheirathet und lebte dort mit ihr. Eines Tages ging er auf dem Marktplatz spazieren; er trug einen grünen Rock und einen reich gezierten Dolch an der Seite; da kam ein Engländer zu ihm hin und machte ihm seines schönen Anzugs wegen Grobheiten, indem er sagte, ein Schottländer brauche keine so schönen Kleider und so schönen Waffen zu tragen. Es kam bald zu einem Streit, wie schon bey so vielen Gelegenheiten, und Wallace floh, nachdem er den Engländer umgebracht hatte, in sein eigenes Haus, welches gleich darauf durch englische Soldaten bestürmt wurde. Während sie damit beschäftigt waren, sein Haus von vorne anzugreifen, floh Wallace durch eine Hinterthüre und kam erst in einem rauhen, felsigten Thale, Cortland Crags genannt, in Sicherheit; das Thal war ganz mit Gebüsch und Bäumen bewachsen, voll tiefer Abgründe, und lag in der Nachbarschaft von Lanark, wo er sich vor den Nachstellungen der englischen Soldaten sicher wußte. Inzwischen ließ der Gouverneur von Lanark, welcher Hazelrigg hieß, sein Haus abbrennen und sein Weib und seine Dienerschaft hinrichten, wodurch, wie man sich leicht vorstellen kann, Wallace's Haß, den er schon vorher gegen die Engländer hatte, den höchsten Grad erreichte. Hazelrigg erklärte ihn auch für vogelfrey und sezte dem, welcher ihn lebendig oder todt in eine englische Garnison liefern würde, eine Belohnung aus.

Wallace seinerseits hatte bald eine Anzahl solcher Männer beysammen, welche gleich ihm geächtet waren, oder es lieber werden wollten, als länger unter dem Druck der Engländer leiden. Eine seiner ersten Unternehmungen war gegen Hazelrigg selbst gerichtet, welchen er umbrachte und so den Tod seines Weibes rächte. Er bestand mit den gegen ihn ausgeschickten Soldaten manches Gefecht, brachte ihnen tüchtige Niederlagen bey und wurde am Ende so bekannt und so furchtbar, daß ganze Haufen seiner Fahne zuliefen und er endlich an der Spitze einer Armee stand, mit welcher er sein Vaterland wieder zu befreyen beschloß.

Um diese Zeit soll sich ein merkwürdiges Ereigniß zugetragen haben, welches das schottische Volk „die Scheunen von Ayr" nennt. Der Gouverneur von Ayr nämlich soll den größern Theil des im westlichen Theil Schottlands wohnenden hohen und niedern Adels eingeladen haben, mit ihm in einigen großen Gebäuden, die Scheunen von Ayr genannt, zusammen zu kommen, um Gegenstände, die das Wohl und die Angelegenheiten der Nation beträfen, in aller Freundschaft abzuhandeln. Aber die englischen Grafen hatten die verrätherische Absicht, die schottischen Edelleute umbringen zu lassen; die englischen Soldaten hatten schon Stricke mit laufenden Schleifen zubereitet, und diese über die Querbalken, welche das Dach trugen, gehängt; nachdem die schottischen Edelleute zu zwey und zwey eingelassen worden waren, wurden sie von oben herab mit Schlingen umstrickt, am Halse hinaufgezogen und auf diese Art gehangen oder erwürgt. Unter den auf so niederträchtige Weise Umgekommenen soll auch Sir Ranald Crawford, Scherif des Bezirks von Ayr und Oheim des William Wallace, gewesen seyn.

Als Wallace erfuhr was sich zugetragen, wurde er fürchterlich aufgebracht und sammelte seine Leute in einem nahe bey der Stadt Ayr gelegenen Walde; er schwur, sich an den Urhebern jenes scheußlichen Verbrechens zu rächen. Die Engländer hielten inzwischen viele Gelage, und jedesmal, nachdem sie sich voll gegessen und getrunken hatten, legten sie sich nieder und schliefen in denselben großen Scheunen in welchen sie die schottischen Edelleute ermordet hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Unsere Natur hat nun ihr Feyerkleid ausgezogen, die prächtigen Baum- und Laubkuppeln unserer Berge und Hügel sind eingesunken, in den Gärten zeigen sich zwischen trauernden, zerbrochenen und faulenden Stengeln nur noch Astern und einige Monatrosen ohne Duft, und der Schnee jagt mit den fallenden Blättern in die Wette. Die bunten Farbenstufen am Jura und an den savoyischen Bergen sind verschwunden, denn früher wie sonst hat das Winterweiß die Gipfel und Rücken überzogen. Unsere Seewellen schlagen nicht mehr an hundert Boote, die mit ihren großen lateinischen Segeln wie Riesenschwäne einherziehen; auch das bunte, brausende und schäumende Wesen der Dampfboote ist verschwunden und verstummt, denn seit dem Beginn dieses Monats nehmen sie mit Kanonendonner im Vorüberfahren von allen Uferstädten Abschied, und liegen nun, des Frühlings harrend, wie wir Alle, im Hafen.

Alles zieht seit einigen Wochen von den Campagnen in die Stadt, und findet sich bey der gastlichen Flamme traulich

beysammen. Das gesellige Leben beginnt wieder; und so wenig es auch im Grunde hier bedeutet, so fehlt es ihm doch durch die zahlreichen Fremden nicht an wechselnder Farbe und Gestaltung. Meynte nun aber Jemand, die Genfer kommen diesen Fremden, die ihnen doch so viel eintragen, mit Artigkeiten entgegen, so würde er gewaltig irren. Man ist höflich gegen sie, man ladet sie zu Tanz, Spiel, Musik und Konversation ein, man gibt ihnen selbst den ganzen Winter über große Bälle, nimmt aber weiter keine Notiz von ihnen; ins Innere der Familien dringen sie selten. Ich billige dieß Verfahren sehr, und finde darin ein Selbstgefühl, das den Genfern zur Ehre gereicht. Machten es die Lausanner auch so, wären sie weniger artig und zuvorkommend gegen die zahllosen fast unbekannten Leute aus allen Ländern und Zonen, die sich am Leman zusammenfinden, so hätten ihnen vielleicht diese Fremden nicht so manches Unangenehme nachgesagt. Den Genfern geben sie nur Schuld, sie seyen fremd und kalt; soll man sich etwa gleich warm und herzlich und vertrauend gegen Leute zeigen, die nichts für sich anführen können als einen sehr allgemeinen Empfehlungsbrief von einem sehr im allgemeinen bekannten Korrespondenten? Dem Genfer ist die Ehre und der Friede seines Heerds und seines Hauses zu werth, um den Fremden so leicht eine Stelle darin anzuvertrauen. Die Leute lassen es überdieß den Ausländer auch gern fühlen, daß er in einer reichen, glücklichen, musterhaft regierten Republick ist, die sich nicht geringer dünkt als irgend ein Land. Steht sie doch über gar manchem, wenn es auf die wahre Bestimmung und Würde der Regierung ankömmt! Zahlreiche Fürsten, selbst künftige Thronerben, die aus dem unterthänigen und gehorsamen Land hierher kommen, wundern sich im Anfang nicht wenig, wenn sie hier zu einfachen Soirées eingeladen werden. Herr und Frau des Hauses sind artig gegen sie, aber nicht mehr als gegen andere; die Mädchen scheinen gar nicht sehr glücklich über die Ehre mit ihnen zu tanzen; sie schlagen es ihnen wohl kurz ab, wenn sie mit einem jungen Kaufmann oder Studenten halb und halb versagt sind, und wenn sie, als schlechte Tänzerinnen, seine Hoheit oder seine Durchlaucht auf den Fuß treten, bekommt der erstaunte Prinz nichts als ein ganz gewöhnliches: „je vous demande bien pardon, Monsieur“ zu hören; er kann kommen, er kann auch gehen wenn er will. Niemand gibt acht darauf. Nur durch Bescheidenheit und Wohlthun kann sich ein Prinz ein gewisses Ansehen erwerben, und wie die Vornehmen sind, so zeigt sich auch das Volk.

Von Boissiers Tod hat man in den Zeitungen gelesen; der Mann war wirklich eine seltene Erscheinung, so wie alles, was er that. Helfen und Wohlthun war bey ihm zur Leidenschaft geworden; er wartete nicht, bis man ihn bat, selbst kroch er in allen Hütten herum, um zu sehen wo und wie er nützlich seyn könnte; gewöhnlich begann er dann damit, den Leuten Arbeit zu verschaffen. Es wurde einmal gegen ihn behauptet, im Allgemeinen sey es schädlich Almosen zu geben. Gleich warf sich Boissier auf die Nationalökonomie, die er von nun an mit allem Fleiß studirte. Sie brachte ihn aber nicht auf andere Gedanken, denn er heirathete nicht, um für Schulen, wohlthätige Anstalten u. s. w. mehr thun zu können. Sein Testament, wodurch er, außer einer Menge wohlthätiger Legate, der Stadt 140.000 Fr. zu öffentlichem Nutzen vermacht, ist wahrhaft rührend. Im Eingang sagt er, man möge doch ja nicht glauben, als wolle er mit seinen Gaben und Vermächtnissen Aufsehen erregen, man kenne ihn ja, er habe von jeher alles Glänzen vermieden; da er aber das Herannahen seines Todes fühle, so wolle er des Guten für sein Vaterland so viel auf einmal thun als möglich. Boissier war indessen hier nicht reich zu nennen.

Aehnlich dem verewigten Boissier an mildem Sinn war der Baron von Staël, der ihm wenige Wochen nachher ins Grab folgte. Auch in seinem Testament findet sich eine Stelle, die seinen edeln Sinn beweist; die Summe von 100.000 Franken ist darin für einen geheimen Zweck bestimmt. Damit hat es folgende Bewandtniß: des Barons Mutter, die Frau v. Staël-Holstein erfuhr nach dem Tod ihres Mannes, daß von einer andern, jedoch mit seiner Ehe gleichzeitigen Verbindung ein Kind vorhanden sey. Sie hatte sich schon lange, aber immer vergeblich Mühe gegeben, Kind und Mutter ausfindig zu machen. Da sieht sie auf einmal in einer Gesellschaft, in einem entfernten Quartiere von Paris — ich glaube es war aux Marais — einen jungen Menschen von zwölf Jahren, der ihrem verstorbenen Mann auffallend ähnlich ist. Sie nähert sich dem Knaben, sucht ihn zu gewinnen, und ladet ihn für einen der folgenden Tage zum Frühstück zu sich ein. Er und alle Anwesende waren nicht wenig erstaunt über die besondere Freundlichkeit der in Paris gefeyerten Frau gegen einen unbedeutenden jungen Menschen. Indessen folgt Felix, so hieß der Knabe, der Einladung. Mad. Staël gewinnt ihn bald durch gütiges Wesen und erfährt so, daß er mit seiner Mutter in dem fernen Stadttheil ein ziemlich beschränktes Leben führe, da der Vater gestorben sey. Nach einigen Tagen war sie im Klaren. Felix gehörte unstreitig dem Baron Staël an. Die Mutter war ein Mädchen aus guter bürgerlicher Familie, an der des Knaben Vater nicht gut gehandelt hatte; hierauf fuhr Frau von Staël vor das kleine Haus, wo des Knaben Mutter wohnte; diese war ganz erstaunt über den Besuch, zumal als Frau von Staël zu ihr sagte: „betrachten Sie mich als Ihre Schwester, als Ihre nächste Verwandte und Freundin, als solche bemerke ich Ihnen, daß Sie nicht passend wohnen, und daß Felix in diesem Quartier nicht den rechten Unterricht bekommen kann; künftig ist Alles meine Sorge.“ Sie sorgte auch so gut für ihn, daß er in der Folge, als sie auf Coppet war, bey der Post in Ferney, nur eine Stunde entfernt, angestellt wurde, und jährlich einen Zuschuß von achtzig Louisdor von ihr erhielt. Später heirathete er, und Mad. Staël sorgte mütterlich für sein Etablissement. Jezt starb der Baron August Staël, und hinterläßt seinem Bruder Felix ein Legat von 100,000 Franken. Erst vor einigen Tagen kam die hinterlassene Wittwe des edlen Verewigten mit einem Knaben nieder, auf den der Vater so sehnlich hoffte, und den er nicht ans Herz drücken sollte.

Endlich sind wir über die mittlere Schnelligkeit und das Verhältniß der drey Dampfboote unseres Sees untereinander im Reinen. Der Leman Vaudois macht 682 französische Fuß in einer Minute, der Winkelried 568, und der W. Tell nur 503. Wenn man den unvermeidlichen Aufenthalt an den verschiedenen Landungs- und Einschiffungsplätzen, Nyon, Rolle, Morges und Ouchy nur zu fünf Minuten für jeden rechnet, so ergibt sich für die drey Dampfboote folgendes Verhältniß:

	Entfernung	Leman		Winkelried		W. Tell	
V. Genf n. Nyon	65.280' P.	1 St.	36 M.	1 St.	52 M.	2 St.	10 M.
v. Nyon n. Rolle	35,640'	0	53	1	3	1	11
v. Rolle n. Morges	41.700'	1	1	1	13	1	23
v. Morges n. Ouchy	30.480'	0	45	0	54	1	0
v. Ouchy n. Vevey	53 971'	1	20	1	35	1	47
V. Genf n. Ouchy ohne Aufenthalt u. in gerader Linie	158,040'	3	52	4	38	5	14

Mr.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. December 1827.

Muth! Gebt dem Kummer kein Gehör!
Euch schrecke nicht sein ganzes Heer.
Nicht Rosse, Panzer, nicht Gewehr,
Ihr schlagt ihn, und er ist nicht mehr!

Lavater.

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Wallace erfuhr, die Engländer haben keine Wachen ausgestellt, weil sie nicht vermutheten, daß ihre Feinde so nahe seyen; er bestach hierauf ein mit jenem Platze bekanntes Weib, sie mußte die Thüren der zu den Engländern führenden Gelaße mit Kreide bezeichnen; dann ließ er durch einige seiner Leute die Thore mit Stricken von außen so fest zumachen, daß die innen Liegenden nicht öffnen konnten. Um die Außenseite des Gebäudes herum hatten die Schotten Strohhaufen gelegt, die sie anzündeten, worauf die Scheunen von Ayr, da sie ganz aus Holz erbaut waren, bald in Flammen stunden. Auf dieses hin erwachten natürlich die Engländer und suchten ihr Leben zu retten; aber, wie schon gesagt, die Thore waren von außen gut verwahrt und mit Stricken fest zugebunden; überdieß wurden die brennenden Häuser von den Schotten umringt, und diejenigen Engländer, welche sich retten wollten, ins Feuer zurückgetrieben oder auf der Stelle niedergemetzelt, so daß eine bedeutende Anzahl Engländer erbärmlich ums Leben kam. Viele andere Engländer, welche in einem Kloster wohnten, hatten kein besseres Schicksal; der Prior desselben veranlaßte alle seine Mönche sich zu bewaffnen und ihre englischen Gäste anzugreifen, worauf sie die meisten mit dem Schwert umbrachten. Diese That wurde die „Segnung der Mönche von Ayr" genannt. Ich kann nicht behaupten, ob die Geschichte der Scheunen von Ayr ganz genau wahr ist; aber so viel ist gewiß, daß etwas davon wahr seyn muß, da man in jener Gegend allgemein daran glaubt.

Wallace's Partey wuchs von Tag zu Tag; besonders schlossen sich viele schottische Edelleute an ihn an. Unter diesen befand sich Sir Wilhelm Douglas, Lord von Douglasdale und Haupt einer in der schottischen Geschichte oft erwähnten Familie; eben so fand sich auch Johann Graham dabey, welcher Wallace's Busenfreund und erster Vertrauter wurde. Viele dieser großen Adeligen aber verließen die Sache des Landes bey der Annäherung des Grafen von Surrey, des englischen Gouverneurs, welcher an der Spitze einer zahlreichen und gut ausgerüsteten Armee erschien. Sie dachten, Wallace werde nicht im Stande seyn, dem Angriff so vieler gut geordneter Truppen Widerstand zu leisten, und aus Furcht ihre Grundbesitzungen zu verlieren, beeilten sie sich aus freyen Stücken, sich den Engländern zu unterwerfen. Wallace blieb unerschrocken an der Spitze einer beträchtlichen Armee. Er hatte sein Lager auf der nördlichen Seite des Flusses Forth, nahe bey der Stadt Stirling aufgeschlagen, woselbst eine lange hölzerne Brücke die Verbindung der beyden Ufer herstellte, ungefähr eine Meile oberhalb der Stelle, wo derzeit die Brücke steht.

Der englische Heerführer näherte sich den Ufern des Flusses auf der südlichen Seite. Er ließ durch zwey Geist-

liche dem Wallace und seinen Anhängern unter der Bedingung, daß sie die Waffen niederlegen sollen, Verzeihung anbieten. Dieß war jedoch nicht die Absicht der stolzen Kämpfer Schottlands.

„Geht hin zum Grafen von Warren," antwortete Wallace, „und sagt ihm, daß wir von der Verzeihung des Königs von England nichts wollen. Wir seyen nicht hier, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, sondern um uns zu schlagen und unser Land zu befreyen. Laßt die Engländer kommen — wir fordern sie bey ihrem Bart heraus!" (Dieser Worte bediente man sich damals, um etwas recht hoch zu betheuren).

Auf diese Antwort hin verlangten die Engländer laut, zum Kampfe gelassen zu werden. Der Graf von Warren jedoch zögerte, denn er war ein geschickter Soldat, und sah wohl, daß seine Truppen, um zu den Schotten zu gelangen, die lange schmale hölzerne Brücke passiren müßten, so daß die, welche zuerst den Uebergang bewerkstelligen sollten, durch Wallace mit aller Macht angegriffen würden, ehe es den noch Zurückbleibenden möglich würde, den Angriff zu unterstützen. Er beschloß daher die Schlacht noch aufzuschieben; aber Cressingham, der Schatzmeister, welcher unwissend und verwegen war, beharrte darauf, daß es ihre Pflicht sey, sich zu schlagen, um dem Krieg auf einmal ein Ende zu machen. Warren gab seiner Meynung nach, obgleich Cressingham, ein Geistlicher, nicht so gut beurtheilen konnte, was zweckdienlich sey, als er selbst, der als Soldat schon viele Erfahrungen gesammelt hatte.

Somit begann die englische Armee den Uebergang über die Brücke. Cressingham führte den Vortrab, denn in diesen kriegerischen Zeiten griff jeder Geistliche zu den Waffen und folgte der Armee auf das Schlachtfeld. Die von Warren vorausgesehene Gefahr rückte näher. Wallace ließ einen bedeutenden Theil der englischen Armee die Brücke passiren, ohne den geringsten Widerstand zu leisten; als aber ungefähr die Hälfte über dem Flusse und die Brücke ganz voll von den Nachfolgenden war, so griff er die, welche den Fluß schon passirt hatten, mit seiner ganzen Armee an, erschlug eine bedeutende Anzahl derselben und trieb die übrigen in den Fluß Forth, woselbst die meisten ihren Tod fanden. Der Rest der auf dem südlichen Ufer zurückgebliebenen Engländer floh in großer Unordnung und steckte die Brücke in Brand, damit die Schotten sie nicht verfolgen konnten. Cressingham verlor gleich im Anfang dieser Schlacht das Leben; die Schotten hatten ihn so sehr verachtet, daß sie von seinem todten Körper die Haut abzogen, und zum Andenken an die am englischen Schatzmeister ausgeübte Widervergeltung Stücke davon aufbewahrten. Einige sagen, sie haben Sattelgurten aus Cressinghams Haut gemacht, aber dazu möchte sie wohl nicht sehr geeignet gewesen seyn. So viel muß man zugestehen, daß diese Handlung für die Schotten sehr entehrend war, und daß sie damals ein wildes barbarisches Volk gewesen seyn müssen.

Die Ueberbleibsel von Warrens großer Armee verließen nach dieser Niederlage Schottland; die Schotten griffen an allen Orten zu den Waffen, machten auf die Festungen Angriffe, in welchen sich die Engländer bis daher gehalten hatten, und nahmen die meisten entweder durch Gewalt oder durch Kriegslist ein. Bey dieser Gelegenheit werden eine Menge wundervoller Geschichtchen von Wallacens Thaten erzählt, wovon einige ohne Zweifel wahr, andere aber erfunden oder sehr übertrieben sind. Das scheint übrigens gewiß zu seyn, daß er den Engländern mehrere Niederlagen beybrachte, sie beynahe ganz aus Schottland jagte, die von ihnen besetzten Städte und Festungen wieder einnahm und wenigstens auf einige Zeit seinem Vaterland vollkommene Freyheit erlangte. Er rückte sogar nach England vor, verwüstete Cumberland und Northumberland, woselbst die schottischen Truppen zur Wiedervergeltung des in ihrem Lande gestifteten Unheils viele Grausamkeiten begingen. Die Truppen, welche Wallace folgten, erhielten keinen Sold, weil er kein Geld hatte, um sie zu bezahlen; daher kam es auch, daß er nicht genug Mannszucht unter ihnen halten oder verhindern konnte, daß sie das wehrlose Volk plagten. Er blieb mehr als drey Wochen in England und stiftete dort viel Unheil.

Eduard I. war während dieser Begebenheit in der Grafschaft Flandern. Man kann sich leicht vorstellen daß er sehr ärgerlich gewesen seyn mag, als er erfuhr daß Schottland, welches er ganz unterjocht glaubte, in Masse gegen ihn aufgestanden, daß seine Armee vernichtet, sein Schatzmeister umgebracht, seine Soldaten aus dem Lande gejagt, und die Schotten mit Macht in England eingefallen seyen. Er war ganz entsetzlich von Zorn entbrannt, als er aus Flandern zurückkam, und beschloß Schottland nicht eher zu verlassen, bis er das ganze Königreich wieder erobert habe; zu Ausführung dieses Vorhabens versammelte er eine sehr schöne Armee, und marschirte nach Schottland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Henriette Sontag in Frankfurt.

Von Dr. Börne.

(Beschluß.)

Man muß unseren „schneeumstöberten" Pindaren die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie in ihren „Luftneinluftdurchaufschwimmenden" Sontags-Päanen sich von jeder irdischen Fessel frey zu erhalten gewußt, und sich von keiner erdstaubigen Regel befehlen ließen:

Denn in Dithyramben, alles was da glänzen soll,
Muß lustig seyn, und dunkel, und schwarzglimmerig,
Und flügelschwungreich;

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten sie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines Wochentages, und daß in Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten sey. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken frey zu machen; aber wenn sie des T*** hätten werden mögen, es ging nicht! daher ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen und der säkularischen Sontag, und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin statt Sontag Freytag geheißen. Dann hätte doch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freyheit besingen dürfen, und man hätte den Druck der Freyheit einmal auf eine andere Art gesehen; denn der mitberauschte Censor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reklamationen gespottet.... Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamme der Schwänzler" und auch erzählen von dem Brekeker koax koax, das „des Sumpfes Quellgeschlecht unter Schaumaufdoppelung" gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug seyn. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es sind nicht alle frey, die ihrer Ketten spotten!

Wir mögen lachen, doch erboßen wollen wir uns nicht über dieses seifenblasige Entzücken einer grauen Zeit, welcher der Ernst gebührte. Die guten Deutschen loben so gern — nach, daß sie niemals die Geduld haben zu warten, bis ihr Lob kühl, klar und zu Zucker geworden, sondern ihn schon als Syrup verbrauchen und in anwidernden Lebkuchen spenden. Henriette Sontag — dieses rühmen Alle, die sie auch außer der Bühne kennen, soll solche bald vierschrötige, bald schwindsüchtige Schmeicheleyen mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit aufnehmen und so gutmüthig seyn, nicht einmal darüber zu lachen. Möge sie diesen reinen Sinn auch in Paris bewahren! Doch sollte ihr etwas Verzeihliches begegnen, sollten ihr die gewürzteren Schmeicheleyen der französischen Küche das Herz verderben, dann eile sie schnell nach Frankfurt zu unserer Theaterdirektion, und diese Hungerkur wird sie gewiß bald wiederherstellen. Sie hat das schon erprobt. Das gute Kind, gewöhnt, überall als ein Schmuck mit Baumwolle umwickelt zu werden, hat die packtuchne Berührung unserer kaufmännischen Theaterdirektion sehr rauh gefunden, und hat empfindlich darüber geklagt. Man hat ihr mit dem größten Eigensinne Rollen aufgedrungen, die ihr nicht lieb waren, und die ihrer Wahl zurückgewiesen, und man hat sie bey der Bezahlung — ich sage, um mich nicht lange zu besinnen: geprellt. Als sie ein früheres Mal hier auftrat, bekam sie bey verdoppelten Eingangspreisen die halbe Einnahme. Sie erbot sich dießmal in Briefen aus Berlin, unter gleichen Bedingungen zu singen. Man schrieb ihr aber zurück: dieses sey durchaus nicht thunlich, man dürfte es nicht zum zweyten Male wagen, die Eingangspreise zu verdoppeln, denn das Publikum sey schon das Erste Mal über diese Neuerung sehr aufgebracht gewesen; man wolle ihr dagegen für jede Verstellung fünfzig Louisdors geben. Fräulein Sontag ging dieses ein. Als sie aber hierher kam, verdoppelte man die Eingangspreise doch, und wollte von dem Vertrage nicht abgehen, und als es zur Ausbezahlung der bedungenen fünfzig Louisdor kam, gab man ihr statt Louisdor Friedrichsdor, nämlich die Sontag, die als eine Berlinerin ihren Friedrich im Herzen hatte, schrieb: „Ja ich bin es zufrieden, ich will für jede Vorstellung fünfzig Friedrichsd'or nehmen." Aber dieses war ganz offenbar nur ein Schreibfehler, der aus einem schönen Patriotismus entsprungen, und es läßt sich ja gar nicht denken daß sie sich zu weniger verstanden als man ihr angeboten. Doch unsere Theaterdirektion, welcher die vier Vorstellungen der Sontag fünftausend Gulden reinen Vortheil gebracht, hielt sich an den Schreibfehler, und durch diese Rabulisterey verdiente sie noch zwey bis dreyhundert Gulden mehr. Fräulein Sontag hätte klagen sollen; der Gemahl der Theodora hätte gewiß nicht gegen sie entschieden. Auch wollte unsere Sängerin, größtentheils zum Vortheile der Wittwe eines hiesigen Kapellmeisters, der viele Jahre die Oper geleitet, und welchem unser Orchester seine ganze Vortrefflichkeit verdankt, im Schauspielhause ein Konzert geben; aber das Haus wurde ihr versagt, ob es zwar für einen Tag gefordert wurde, wo keine Vorstellung war. Der Direktor des Theaters soll sie bey dieser Gelegenheit sehr rauh und barsch behandelt haben. Gegen diesen Präsidenten werden seit undenklichen Zeiten Klagen geführt, und dennoch wird er alle Jahre von den Unzufriedenen freywillig wieder zu dieser Stelle gewählt. Der Mann muß doch seine Verdienste haben, er muß unentbehrlich seyn. Auch weiß er das, und er hat geschworen man solle ihn nur todt aus dem Theater tragen.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Es gibt kalte Frauen im Weltleben, denen nichts fehlt als fremde Liebe zur Wärme. Eis auf dem salzigen Meere gibt geschmolzen, süßes Wasser.

Liebe ist darum schon das Schönste auf der Erde, weil es nie aufzuhören braucht.

Alte Liebe rostet wohl, aber nicht alte Freundschaft.

Ohne Liebe gibt es keine Jugend, wie eine ewige Jugend die erste ewige Liebe geben würde.

Glücklich ist die Menschenliebe auf dem Thron, gegen die Menschenliebe in der Tiefe, welche oft blos in **Wünschen** glänzt, wo diese in dauernder **That**.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im November.

Seitdem man hier anfängt die leichteren deutschen Werke im Original zu lesen, erscheinen großentheils die **schwereren** in Uebersetzungen. Bereits sind unsere Tragiker zum Theil ins Französische übertragen, und man hat mehrmals den Versuch gemacht, unsere neueren Naturphilosophen zu übersetzen, ohne aber bisher die Schwierigkeiten überwinden zu können. Sonst war kein deutscher Schriftsteller in Frankreich bekannter als **Lessing** und **Geßner**. Unter ein Porträt des lieblichen Idyllendichters hat schon im vorigen Jahrhundert P. A. Miger folgende Verse gesezt, die so frey von aller Nationaleitelkeit sind, daß sie mitgetheilt zu werden verdienen:

Rival de Théocrite, Il n'eut point de rivaux:
Plus riant que Thompson, plus vrai que Fontenelle,
Il peignit la nature et ses charmants tableaux
Doivent plaire aussi long temps qu'elle.

Doch erscheinen auch gegenwärtig neben den Uebersetzungen **Klopstocks**, **Goethes**, andere von leichten, unterhaltenden Büchern, und dabey ist wenigstens das Gute, daß die Leser dadurch auf den kühneren Schwung unserer Dichter einigermaßen vorbereitet werden. Von **Lafontaine** hat Madame Elisa **Voiart** nicht weniger als vier-und-zwanzig Bände übersezt, von Frau v Pichler vier, und ihre eigenen Schriften füllen außerdem neun Bände. Diese lezteren, und ein Theil der übersezten Bände betreffen das schöne Geschlecht, sie zeigt stets Vorliebe für die deutsche Behandlungsart des Stoffes und versezt die Scene gern nach Deutschland. So auch in ihrer lezten Schrift: La femme ou les six amours, welche jede Mutter getrost in die Hände auch ihrer jüngeren Töchter geben kann. Mutterliebe, Kindesliebe, Schwesterliebe rc. sind darin auf eine schöne Weise geschildert, die Verfasserin ist noch mehr auf Belehrung als auf Unterhaltung bedacht, und nur eine Neigung soll sie nicht ganz wahr beschrieben haben, die gegenseitige Freundschaft der Damen, denn Lästerzungen meynten, daß dieselbe nicht existire, oder wenigstens selten sey.

Es ist Zeit, daß die Frauen selbst die Feder ergreifen um sich gegen alle die Vorwürfe zu vertheidigen, welche von jeher ihnen zur Last gelegt worden sind.

Die Vertheidigung bleibe den Damen selbst vorbehalten. Selten, scheint es, bereiteten sie sich mit größerem Eifer darauf vor, als in der lezten Zeit. Stets hatten sie gegen die Angriffe die witzigsten Antworten bereit, aber a priori ließen sich die ernsten Männer nicht überzeugen; von den abstrakten Beweisen wandten sich die Damen daher zu den reellen Wissenschaften, mit Hülfe welcher sie glücklicher in ihren Beweisen zu seyn hofften, und die Buchhändler, welche den besten Vortheil dabey hatten, konnten mit Piccard, der selbst eine Zeit lang Commis in einer Buchhandlung zu Nantes war, ausrufen:

Voyant à moi venir femme jolie,
Je crois qu'il faut quelques nouveaux romans;
Mais on demande un traité de chimie,
Et l'on s'abonne au journal des savants.

Auch dieses Mittel jedoch ist den Damen nicht völlig gelungen, denn so oft sie etwas Ausgezeichnetes leisteten, gab es Lästerer, welche behaupteten, das Werk sey nicht von ihnen oder wenigstens nicht ganz. Es ist überhaupt sonderbar, daß die sonst so galanten Franzosen mehr als irgend eine andere Nation ihren Damen alles Verdienst absprechen, sie treten aber dadurch dem schönen Geschlechte nicht näher als ihrem eigenen Geschmack. Selbst Delphine Gay, die erste unter den jezigen französischen Dichterinnen, die so liebliche und edle Schriften bekannt gemacht hat, ist nicht frey von jenem Vorwurfe geblieben, und ihre Neider wollen sogar wissen, der Mann, welchem sie ihren Namen leihe, begnüge sich mit einem ärmlichen Logis im vierten Stockwerk. Die Unwahrheit dieser Nachrede erleidet keinen Zweifel, und Fräulein Gay wird wohl bald aus Italien Dichtungen mitbringen, welche die Muse dem Dichter im Dachkämmerlein nicht hätte eingeben können. In jedem Lande, wo das schöne Geschlecht einer liberalen Erziehung genießt, darf man sich nicht wundern, wenn dann und wann eine Dame ihre Musestunden zu dichterischen Meditationen benuzt.

(Der Beschluß folgt.)

Venedig, November.

Vor dreyßig Jahren konnten sich in Venedig sieben bis acht Theater erhalten, jezt wird es zweyen äußerst schwer. Auf Unterhaltungen dieser Art verwendet der Staat gar nichts, die Impressarii müssen sehen wie sie durchkommen; blos das Theater San Fenice, wo aber gewöhnlich nur zur Karnevalszeit gespielt wird, hat von der Municipalität einen Zuschuß von 25 bis 26000 Franken. Die ganze Stadt ist in eine gewisse Anzahl Pfarreyen und Filialen eingetheilt, und nach diesen wird alles andere, so wie die Theater benannt, daher man sich nicht wundern darf von einem Theater **San Benedetto**, **San Lucca**, **San Samuel** u. s. w. reden hören. In San Lucca befindet sich jezt die Opera, in San Benedetto die Komödia. Der Eintrittspreis ist äußerst niedrig, Parterre ungefähr 16 kr., Logen 24 kr., und doch sind die Theater niemals gedrängt voll. Bey der Oper ist dieß auch wahrlich ganz natürlich, denn sie ist herzlich schlecht, die Komödie ist viel besser, nur geben sie leider großentheils aus dem Deutschen übersezte Stücke, del famoso Kotzebue. Schon eine Woche vorher ward angekündigt daß **Giacomo Modena** sich die Mühe gegeben habe für sein Benefice den „Lear Re d'Inghilterra, tratto da Shakespear" nach dem italienischen Geschmacke zu bearbeiten und in Versen niederzuschreiben. Es ward an der Kasse ein besonders Programm ausgetheilt, worauf der Inhalt, den wir in Kürze mittheilen, zu lesen war. Leider haben die Deutschen gerade nicht das Recht sich über Italien in dieser Beziehung lustig zu machen. Wird doch Lear noch jezt auf den größten Bühnen Deutschlands nach der Schröderschen Bearbeitung, ohne die erste Scene des Originals, die dem ganzen Stücke seine eigentliche Bedeutung und Gestalt ertheilt, gegeben. Im italienischen Lear verstoßt Lear seine dritte verläumdete Tochter Elmonda; Edgaro di Kent fühlt erst Mitleiden, dann eine zärtliche Neigung für die Verstoßene, und versteckt sie bey einem Einsiedler. Lear, von seinen andern Töchtern aus dem Hause gejagt, erkennt seine Tochter in einem Momente der Besinnung. Die Söhne Kents bringen eine bedeutende Macht zusammen, schlagen die Truppen der unnatürlichen Töchter, Lear wird wieder König, dankt aber ab zu Gunsten Edgars, des Gemals seiner einzigen guten Tochter Elmonda. Golnerilla und Regana kommen ins Gefängniß, per avere la giusta pena della mostruosa loro ingratitudine. Man sieht daß Giacomo Modena sich auf das Excerpiren vortrefflich versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 310.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Donnerstag, 27. December 1827.

> Die See geht hohl; du siehst die Raaen schwanken.
> O, armer Tom! Bald stößt die Mittagskost
> Der Magen ab, der Schädel die Gedanken.
>
> Swift.

Fahrt von Dover nach Boulogne.

(Oktober 1827.)

Das Verdeck der Medusa war gedrängt voll; die kleinen Streitigkeiten mit dem groben Packträgervolk und den bettelhaften Burschen, welche für das Halten der Treppe, auf welcher man an Bord gelangte, eine Abgabe forderten, waren beseitigt und der Kapitän winkte. Im Augenblick waren die Anker gelichtet, die Räder des Dampfschiffes klapperten und wir gingen aus dem Hafen. Die starren Klippen um Dover wärmten sich an der Morgensonne, die nach langem Kampfe mit den Herbstnebeln am Himmel erglänzte und mit den grünen Wellen liebäugelte; die Shakespeareklippe war von Besuchern belebt, die uns eine glückliche Reise wünschend bunte Tücher in der Luft wehen ließen, während wir mühsam die von Süden herauf sich wälzenden Wogen durchschnitten und zögernd dem hohen Meer entgegen gingen. Südlich und westlich auf der unabsehbaren Fläche sah man kaum ein oder das andere Schiff seine Bahn verfolgen und seine weißen Segel in das Meer tauchen; kleine Boote fuhren zuweilen, ganz in Segel gehüllt, an uns vorüber dem Hafen zu. Die langsame Bewegung des Schiffes erlaubte, uns recht behaglich an dem Gemälde zu weiden, das uns das scheidende Land bot. Die Küste von Dover bis Folkestone hinab lag in vollem Glanze da und man unterschied jeden kleinsten Gegenstand deutlich. Die Schönheit des Morgens verbreitete auf dem Verdecke allgemeines Behagen. Die Hoffnung einer kurzen, glücklichen Fahrt glänzte in dem Antlitz unserer schönen Reisegefährtinnen und bewog einen starren Inselsohn, seine Dose bey seinen nächsten Umgebungen anzubieten. Der Wind schlug endlich um und nun begann das Oi oi und oi o, oi o der Matrosen, die alle Stangen mit Segeln behängten. Der frischere, kühlere Wind, die größere Schnelle, mit der wir den höher und höher gehenden Wogen entgegenstrebten, das Schwanken des Bootes, das sich stark auf die linke Seite legte, brachten alsbald eine große Veränderung auf dem Schiffe hervor. Die Engländerinnen, die angefangen hatten, ihre Lektüre vorzunehmen, legten die Bücher einstweilen wieder weg; andere, die geplaudert hatten, verstummten und schlugen die Augen zu Boden, fast alle wurden von einer Art kaltem Fieber ergriffen; die Röthe wich aus den Wangen, die Mäntel wurden herbeygebracht und auf alle Fälle einstweilen eine solche Lage angenommen, wie sie bey ähnlichen Gelegenheiten die bequemste ist.

Die Gräfin M., ihre vier Töchter, zwey Kammerjungfern und zwey Bediente wurden zuerst krank; die schönste der Töchter war besonders leidend. Das Uebel verbreitete sich schnell auf dem Verdeck. Wir Männer holten unsere Mäntel aus der Kajüte herauf und boten sie den Damen, sich damit zu bedecken, was dankbar angenommen wurde; mein Mantel hatte das Glück, die schönen Glieder einer jungen Irländerin zu umhüllen, mit welcher die Leser noch nähere Bekanntschaft machen sollen. Bey dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Mal die

Hände eines jungen Gentleman, der sie bisher nicht aus den Rocktaschen gebracht hatte, wie es denn dem Fremden nicht entgehen kann, daß die Engländer ihre Hände stets in den Taschen haben; ich sah auf der Börse zu London oft dreyhundert Menschen beysammen, von denen nur zwey oder drey die Hände nicht in den Taschen hatten, und diese wenigen bewegten sie so linkisch, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, auch sie würden diese unbehülflichen Glieder baldmöglichst unter das gewöhnte Obdach bringen.

Die Gesellschaft war bunt genug, um das Auge zu beschäftigen und zur Beobachtung anzuregen. Die Gräfin war die Hauptperson in dieser kurzen Schiffskomödie. Sie war eine von den schlanken, dünnen, schwarzlockigen Gestalten mit großen nichtssagenden blauen Augen, das lange Gesicht ohne Farbe, die Bewegungen ohne Anmuth, der Gang ohne Haltung, wie man sie oft in der vornehmen Welt jenseits des Kanals findet. Die Töchter waren zwischen zwölf und achtzehn Jahren; eine derselben schien das Vorbild von Danneckers Psyche gewesen zu seyn, so lieblich war das ganze Gebilde, so vollendet ihr Wuchs, so zart ihr Antlitz, so seelenvoll ihr Blick, so fesselnd ihr ganzes Wesen. Das rabenschwarze Haar hob die Lilienweiße ihrer klaren Stirne, deren Ernst das große blaue Auge milderte. Wir sahen das entzückende Kind mit Bedauern in die untern Räume des Schiffes wanken, wo sie erkrankte. Ihre Schwestern waren gewöhnliche englische Pensionspuppen, gut genug, um Thee zu trinken und durch Regent-Street zu fahren. Was die genannte Irländerin betrifft, so gestehe ich im Voraus, daß ich eine große Vorliebe für den weiblichen Theil dieser Inselbewohner hege, also nicht unpartheyisch bin. Sie hatte mit ihrem Oheim zu Dover in York-Hôtel gewohnt; ihre Zimmer stießen an das meinige; der Wohlklang ihrer Stimme verrieth, wenn sie sprach, die Sängerin, oder sie sang mehr als sie sprach; eine Beweglichkeit, die vielleicht einem andern Nachbar lästig gewesen wäre, trieb sie durch die Zimmer; sie kam nie an dem Tisch vorüber, auf dem ihre Guitarre lag, ohne mit den Fingern über die Saiten zu fahren, was in Bezug auf Wohlklang eben nicht viel sagen wollte, dann folgte eine Strophe aus einem Liedchen, die sie im schnellsten Takt hertrillerte, als würde ihr die Zeit lang, bis sie etwas anderes beginnen könne. Lange nach Mitternacht verklang ihr Geplauder, und wie der Tag graute, fuhr sie mit den Fingern schon über die Guitarresaiten und ließ ihr Kammermädchen das Frühstück bestellen. Wahrscheinlich hatte sie ein französisches Reisehandbuch und wollte am Morgen noch mit ihrem Oheim die Merkwürdigkeiten von Dover sehen, denn sie weckte den in einem fernen Zimmer schlafenden Alten, ohne die Thüre zu öffnen, durch überaus lautes Hersagen folgender Phrasen: „L'ancien château, bâti par Jules César — le pistolet de poche de la reine Elisabeth — Le rocher de Shakspeare — L'Église de Ste-Marie“ u. s. w. Alles war gefesselt, als die reizende Erscheinung das Schiff betrat; sie fragte den Kapitän sogleich, wie viel Stunden er zur Ueberfahrt brauchen werde und ob man nicht bald abfahre, und bewegte sich auch so lange auf dem Schiffe hin und her, bis sie unwohl ward. Eine seekranke Schönheit bietet kein sehr anziehendes Gemälde, und doch war Miß Edith noch reizend, als die goldnen Haare um die gebleichten Wangen flossen, das blaue Auge in Thränen stand und nur die sich hebende und senkende Brust noch von Leben zeugte. Auf Kissen liegend und sorgfältig gegen Kälte geschützt, hob sie das matte Auge nur, um nach der französischen Küste zu schauen, die aber noch lange verhüllt blieb.

Der Kampf mancher Menschen gegen die ersten Seewehen hat etwas höchst Komisches für die gesunden Zuschauer; das Blaßwerden, das Frostschütteln, das Sträuben gegen das Erbrechen, die Eile, mit welcher sie unbesuchte Theile des Schiffes hin und her taumelnd suchen, reizen oft unwillkührlich zum Lachen. Ein junger Zierling aus London hatte so lange über das Taumeln und die Gesichter der Leidenden gelacht, bis er selbst im erhöhten Grad der Gegenstand des Gelächters wurde; er wollte in die Kajüte und war so betäubt, daß er, zur großen Freude seiner Bekannten, durch die Bewegung des Schiffes dreymal von der Treppe zurückgeschleudert ward. Ein Italiener, der die abgetragene Livrée eines englischen Lakaien aus dritter oder vierter Hand geschenkt erhalten oder gekauft hatte, und mit einem andern armen Teufel reiste, welcher zwey Affen und zwey Orgeln an Bord hatte, geberdete sich noch seltsamer als die Affen; wenn der Wind das Schiff stark auf die Seite legte, weinte er laut und herzzerreißend, in welches Geheul dann ein Hund, der der Wasserfahrt eben so abhold war, einstimmte; als er krank ward, machte er mündlich sein Testament, was um so unnöthiger war, als er nichts hatte. Ich hörte hernach, er habe in der neapolitanischen Armee gedient und den berühmten Feldzug gegen Oestreich mitgemacht, wo er sich im Muthhaben zu üben nicht Zeit hatte. Als wir uns der französischen Küste näherten, gewann die Noth den Sieg über sein neapolitanisches Hasenherz und er spielte zwey Stunden lang zum Bedauern aller, die da Ohren hatten zu hören, seine fünf Melodien einige Dutzend Mal ab und erntete so ungefähr die sechs Franks, die er für die Ueberfahrt zu zahlen hatte; der Rest war ihm vom Kapitän erlassen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Inzwischen trafen die Schotten ihre Vertheidigungsanstalten, und erwählten Wallace zum Gouverneur oder vielmehr Protektor des Königreichs, weil sie damals keinen König hatten. Man nannte ihn nur Sir Wilhelm Wallace, Protektor der schottischen Nation. Obgleich Wallace der beste Soldat und der tapferste Mann in Schottland war, und sich daher am meisten dazu eignete in dieser gefährlichen Zeit, in welcher der König von England mit einer so mächtigen Armee anrückte, an die Spitze gestellt zu werden, so gönnten ihm doch die Adeligen Schottlands diesen wichtigen Posten nicht, weil er nicht adelig von Geburt war und keine bedeutenden Güter besaß. Diese Eifersucht ging so weit, daß sie ihre Streitkräfte nicht einmal vorrücken lassen oder sich mit den Engländern schlagen mochte, weil sie ihn nicht als ihren Feldherrn anerkennen wollten. Dieses kleinliche und erbärmliche Betragen mußte wohl für das arme Schottland traurige Folgen nach sich ziehen. Demungeachtet gelang es Wallace eine beträchtliche Anzahl zusammenzubringen, denn die Mittelklasse und das gemeine Volk waren ihm sehr ergeben. Er zog dem König von England muthig entgegen, und stieß nahe bey der Stadt Falkirk auf ihn. Der größte Theil seiner Armee bestand aus Fußvolk, weil damals nur der Adel und die Großen Schottlands sich beritten machten. Der englische König dagegen hatte bedeutende Massen der besten Reiterey in der Welt, Normänner und Engländer, alle vollkommen ausgerüstet. Er hatte auch die berühmtesten englischen Bogenschützen, denen man nachsagte, daß sie das Leben von zwölf Schottländern unter ihrem Gürtel tragen, weil ein jeder von ihnen zwölf in den Gürtel eingesteckte Pfeile trug, und weil sie auf jeden Schuß ihren Mann getroffen haben sollen.

Die Schotten hatten einige gute Bogenschützen aus dem Forst von Ettrik; sie stunden unter dem Befehl des Sir Johann Stewart von Bonkill wurden aber, an Zahl von den englischen weit übertroffen. Das schottische Fußvolk war mit langen Speeren bewaffnet; es wurde gewöhnlich in tiefen und ganz geschlossenen Kolonnen aufgestellt, wobey sie die Speere so dicht an einander reihten, Spitze über Spitze, daß diese Massen eben so schwer durchbrochen werden zu können schienen, als die Mauer einer starken Festung. Als die zwey Heere einander gegenüber in Schlachtordnung aufgestellt waren, sagte Wallace zu seinen Soldaten: „Ich habe euch zum Tanz geführt, laßt mich sehen wie ihr tanzen könnt." Damit wollte er sagen, er habe sie auf das Schlachtfeld geführt, er wolle sehen wie tapfer sie sich schlagen könnten. Die Engländer griffen an; König Eduard sah zwar wohl die geschlossenen Massen, und wurde die anscheinende Unerschrockenheit des schottischen Fußvolks gewahr, aber er faßte demungeachtet den Entschluß zu versuchen, ob er sie nicht mit seiner schönen Reiterey niederreiten könne. Diesem zu Folge ertheilte er seiner Reiterey den Befehl vorzurücken; sie machte den Angriff in vollem Galopp. Es muß fürchterlich anzusehen gewesen seyn, wie die Pferde so nahe als möglich an die langen Lanzen hinrennen mußten, welche durch die Schotten auswärts gestreckt wurden, um jene abzuhalten. Während des Handgemenges erhob sich ein fürchterliches Geschrey. Die Schotten behaupteten ihren Platz mit ihren langen Speeren; viele der vordern englischen Pferde wurden zusammengestochen, so wie auch deren Reiter, weil diese, nachdem sie einmal gestürzt waren, ihrer schweren Waffenröcke wegen nicht mehr aufstehen konnten. Die schottische Reiterey kam aber ihrem Fußvolk nicht zu Hülfe, sondern entfloh vom Schlachtfelde aus. Man darf wohl vermuthen, daß die Verrätherey oder der böse Wille des schottischen Adels, welcher auf Wallace eifersüchtig war, Schuld daran gewesen ist; jedoch muß man in Betracht ziehen, daß die schottische Kavallerie der andern an Stärke weit nachstand, und daß sie schlechtere Waffen und schlechtere Pferde hatte als ihre Feinde. Die englische Reiterey versuchte mehr als einmal die tiefen und festen Kolonnen, in welchen Wallace sein Fußvolk aufgestellt hatte, zu theilen, aber sie wurde immer mit Verlust abgewiesen. König Eduard ertheilte hierauf seinen Bogenschützen den Befehl zum Vorrücken; diese, als sie sich auf Bogenschußweite den schottischen Kolonnen genähert hatten, schossen solche volle Ladungen gegen sie ab, daß es unmöglich war dieß länger auszuhalten. Zu gleicher Zeit kam Sir Johann Stewart durch einen Sturz vom Pferd ums Leben, und die Bogenschützen vom Ettrikforst, welche er denen des Königs Eduard entgegengestellt hatte, fielen in großer Anzahl neben ihm. Ihre Körper wurden nachher unter den Getödteten erkannt, da sie die größten und schönsten Männer des Heers waren.

Nachdem die schottischen Speermänner auf diese Art durch den Verlust der bereits Getödteten und durch die Masse der englischen Pfeile in einige Verwirrung gerathen waren, griff Eduards schwere Reiterey aufs Neue wieder an und brach durch die schon schwankenden Reihen. Sir Johann Graham, Wallace's vertrautester Freund und Begleiter, fiel noch mit vielen anderen tapfern Soldaten; und die Schotten wurden, nachdem sie bedeutenden Verlust erlitten, genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen.

Diese unglückliche Schlacht wurde am 22sten Juli 1298 geliefert. Sir Johann Graham liegt auf dem Kirchhof von Falkirk begraben. Es wurde ihm ein Grabstein ge-

sezt, welcher seit seinem Tod dreymal erneuert worden ist. Die Inschrift sagt, daß Sir Johann Graham, eben so berühmt durch seine Geschicklichkeit und seinen Muth, als durch die treue Freundschaft, die er für Wallace gehegt, auf dem Schlachtfeld durch die Engländer erschlagen und nun hier begraben worden sey. Eine große Eiche in dem nächstgelegenen Walde wurde lange als diejenige Stelle bezeichnet, woselbst Wallace vor der Schlacht geschlafen haben soll, oder, wie Andere sagen, in welche er sich nach der Niederlage verborgen habe. Ungefähr vor vierzig Jahren sah dein Großvater noch die Wurzeln dieses Baumes; der Stamm desselben war schon damals längst nicht mehr vorhanden. Nach dieser unglücklichen Niederlage von Falkirk scheint Sir Wilhelm Wallace auf sein Amt als Gouverneur von Schottland verzichtet zu haben. An seine Stelle wurden einige Adelige als Beschützer aufgestellt, welche sodann fortfuhren, der englischen Armee Widerstand zu leisten; sie gewannen einige Vortheile, besonders bey Roslin, woselbst eine Abtheilung Schotten, von Johann Comyn von Badenoch, einem der Beschützer des Königreichs, und von einem ausgezeichneten Anführer, Simon Fraser, befehligt, drey Abtheilungen der englischen Armee an einem Tage vernichteten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im November.

(Beschluß.)

Auch in den ernsteren Wissenschaften und in der Kunst leisten die Damen hier zu Lande manches Ausgezeichnete; in den Bibliotheken suchen sie sich ein Plätzchen, wo sie sich am Zurückgezogensten zu ihren Arbeiten vorbereiten können, in den Kunstausstellungen verdunkeln gar manche die Gemälde ihrer Männer, und jedes gebildete Mädchen besucht, nachdem sie die Schule verlassen, einige Jahre das Atelier eines Künstlers, aber diese Künstler sind verschwiegen, und man müßte selbst ein Atelier anlegen, um von diesen Gynäceen Rechenschaft ablegen zu können. Die Gesellschaft für Elementarunterricht zu Paris hat im laufenden Jahre vier Preise für die besten, ihrer Vorschrift gemäß verfaßten Bücher ausgesezt; zwey dieser Preise haben sich Damen errungen, Mad. L. von St. Ouen und Mad. T. Celnart. Zum Ruhme der französischen Schriftstellerinnen muß ich noch sagen, daß sie zum Theil im Rufe der besten Hausmütter stehen, und ohne diese Eigenschaft wäre es freylich besser, wenn sie sich auf ihre andern Pflichten beschränkten.

Für eben so unmündig als die Schriftstellerey der Frauenzimmer, und mit größerem Recht, halten viele hier das Bestreben, die Talente der Kinder zu frühzeitig auszubilden. Dennoch ist Frankreich in der lezten Zeit mit solchen Treibhauspflanzen überschwemmt worden, deren Eltern mehr auf den eigenen Nutzen als auf den ihrer Kinder bedacht waren. Glaubten einige darin die Folgen der vorgerückten Civilisation sehen zu dürfen, so irrten sie sich sehr, und sie hätten ihren Irrthum vielleicht eingesehen, wenn man ihnen frühere Beyspiele vor Augen gehalten hätte. Solche Phänomene sind durchaus nichts Neues. Vor etwa dreyßig Jahren sprach man viel von einem jungen la Beaumelle, der ein erstaunliches Gedächtniß hatte. Er brauchte ein ganzes Werk, ein Gedicht in 46 Gesängen (wie das von Ariost), nur einmal zu lesen, versichert man, um es auswendig zu wissen. Jedermann kennt in Deutschland Leute, die ihre eigene Beschäftigung ganz aufgeben, um ihre Kinder zu Wunderwerken auszubilden; den Meisten ist es nicht gelungen. Einer der größten jezt lebenden Männer Deutschlands dagegen war mit achtzehn Jahren noch so weit zurück, daß sein Hofmeister sagte: „Aus A. wird nichts werden, aber aus W. (seinem Bruder) etwas Großes." Zufällig wurden beyde sehr ausgezeichnet, und A. einer der universellsten Männer seiner Zeit. Daß manche Talente sich sehr frühzeitig entwickelten, ist begreiflich; oft aber geschah es zum Nachtheil der Gesundheit des Frühreifen, und wohl fast immer ohne die ängstliche Beyhülfe Anderer, welche mehr schadet als fördert.

Venedig, November.

(Beschluß.)

Mehr als die gewöhnlichen Theater interessiren den Fremden meistens die Ciarlatani oder Chiarlatani, auch Donini genannt. Am Sonntag oder an einem sonstigen Feyertage, wenn die Hallen auf dem Sanct Markusplatze mit Leuten angefüllt sind, zwischen sieben und zehn Uhr erscheint der Ciarlatano, stellt sich mitten unter eine Gruppe, zündet seinen Wachsstock an, trompetet einige Mal auf einer Kindertrompete, es wird links und rechts Platz gemacht, er besteigt die höchste Treppe und beginnt die Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu Wasser und zu Land. Donino nennt das Volk gewöhnlich diesen Erzähler. Donino, ein Charakter, der sich häufig bey Goldoni findet, dessen Lustspiele großentheils aus diesen improvisirten Erzählungen hervorgegangen sind, ist ein, freylich etwas karrikirter Venezianer von altem Schlag. Reich, aufgeblasen, und dabey ziemlich roh, glaubt er, es sey in der Welt nichts zu gut für ihn; von seinen Talenten und Kenntnissen, besonders von seinem Studium der Geographie, weiß er gar viel zu sagen, auch hat er einige lateinische Sprüche aufgeschnappt, und wirft damit gewaltig um sich. Sein Talent zum Singen ist, wenn man ihn hört, außerordentlich, und er gibt auch alsbald, ob ihr wollt oder nicht, herz- und ohrzerreißende Proben; auch Dichter ist er, und gibt sogleich ein Sonnet auf die schönen Augen seiner Geliebten zum besten. Uebrigens ist Donino der gutmüthigste Mensch von der ganzen Welt; sein dreyeckiges, starkzugespiztes Dressenhütchen, sein ausgeschnittener Ueberrock, seine lange schwarze Weste, die kurzen Beinkleider und schwarzen wollenen Strümpfe erinnern ganz an einen wohlhabenden Bürger des siebzehnten Jahrhunderts. Für einen Nichtvenezianer sind indessen diese Erzählungen äußerst schwer zu verstehen, weil sie ganz in hiesigem Dialekte erzählt werden, und voll sind von Anspielungen auf Lokalverhältnisse; häufig findet der Eingeborene auch da eine Zweydeutigkeit oder einen Witz, wo der Fremde gar keinen vermuthet. Wenn hiesigen Landes in vielen Beziehungen nicht ganz andere Begriffe von Schicklichkeit herrschten als bey uns, so würde das weibliche Geschlecht diesen Erzählungen unmöglich beywohnen können.

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 311.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 28. December 1827.

> Sie lehren eitel falsche List,
> Was eigen Witz erfindet.
> Ihr Herz nicht eines Sinnes ist
> In Gottes Wort gegründet.
> Der wählet dieß, der Ander das;
> Sie trennen uns ohn' alle Maaß,
> Und gleißen schön von außen.
>
> Luther.

An Graf Platen.

Nach Durchlesung seiner verhängnißvollen Gabel.

Zuruf nach Italien.

Sprich! Wann kehrst du, kühner Dichter, daß ich an die Brust dir sinke,
Von der honigreichen Lippe Muth und neues Leben trinke?
Zwar Geheimniß ist mein Name, und du darfst nicht nach ihm fragen,
Aber will es einst die Stunde, soll ein heißer Kuß ihn sagen.
Ja, verhängnißvoll so sey sie, die verhängnißvolle Gabel!
Ach! was du so strenge rügtest, leider ist es mehr als Fabel.
Aber eh' als Siegerwaffe sie vom Giebelfelde blinke
An Apollo's Heiligthume, fleh' ich nur auf jede Zinke
Noch ein halbes Dutzend Narren, aufgegabelt zum Exempel! —
Ach, entweihet wird ja stündlich jeder auch der höchste Tempel! —
Deiner Gabel laß noch einen und den andern dir empfehlen,
Dann gib uns den Zauber wieder der Sonnette und Ghaselen.
Aristophanes, du kennst ihn, spricht sogar von Ungethümen,
Die da kühn bekämpft zu haben, er sich zweymal durfte rühmen;
Nun so nimm für Ungethüme jene modischen Centauren,
Die von oben Jakob Böhme, aber unten sind sie Clauren;
Die mit hoch gehobnen Schritten zum Altar des Höchsten steigen,
Um sich dort vor Gott in Demuth, doch zuerst vor sich zu neigen,
Die am Morgen uns den Himmel und die Hölle auch verheißen,
Und im Abendklubb ihr Späßchen oder auch ein Zötchen reißen;
Die Religion gemodelt zur empfindsamen Kokette,
Und ein Christenthümchen drechseln für die Damentoilette;
Hier nur Träume halbgedeutet, prunkvoll ausstaffirten Plunder,
Dort ein Licht, doch ohne Wahrheit, ach! und Liebe ohne Wunder,
Oder eins in's andre bieten; die als Tröster sich zu spreizzen,
Erst die Nerven weidlich kitzeln, und zur Schmerzenszuckung reizen,
Jämmerlich an fremden Jammer flicken ihren eignen Jammer,
Den sie doch so leicht verwinden in der unbelauschten Kammer;
Deren Worte Blum' auf Blume, wenn auch kalt wie Winterflocken,
Wohlgewählt doch eine Thräne schönen Augen zu entlocken;
Die noch nie zum Sonnengipfel ächter Menschlichkeit sich schwangen,
Oder nach dem Licht der Wahrheit heiß mit heißen Schmerzen rangen;
Die der höchsten Schönheit nie noch einen Opfertrank gespendet,
Noch dem Ernst der Wissenschaft je Geist und Kräfte zugewendet;
Doch die Nacht des Mittelalters und der Kirche Sturz erblicken,
Wenn der Pudel sie beklaffte eines ächten Katholiken,

Und dann wüthend um sich schauend packen wie mit Häscherhand
In dem Meßner und dem Glöckner einen zweyten Hildebrand,
Während sie doch auch wohl Päpstchen gerne spielten dann und wann,
Daß man, doch mit süßen Worten, sanft belegt sey mit dem Bann.

Oder soll ich lieber Jene deiner Schicksalsgabel weihen,
Die im Halben nur und Lauen, aber da gewiß gedeihen?
Die an Wahrheit und an Lüge nichts gewinnen noch verlieren,
Und den Libanon besteigen, um bequem zu transpiriren;
Gern auch an dem Buch der Bücher ruhten von des Amtes Würde,
Wenn es mit dem Wochenblatte pünktlich ausgegeben würde;
Vaterland und Gott und Kirche leicht sich aus dem Sinne schlagen,
Aber voll die Backen nehmen, wenn sie: guten Abend sagen;
Wohlbehaglich stets und friedsam, Feuereifer nur zu Zeiten,
Um an allen Straßenecken ihre Flachheit auszubreiten,
Aber feig' dann oder lästernd, wenn ein Mann tritt in die Schranken,
Den der Himmel hat gestempelt mit dem Siegel des Gedanken.

Doch wo bin ich hingerathen? o vergib mir im Gedränge
Zwischen Unmuth, zwischen Liebe und dem Zauber deiner Klänge!
Weg damit, woran ich mahnte! daß nicht Paläſtrina's Chöre
Aus dem niedrigsten der Sümpfe deutsches Froschgequack dir störe!
Nein, des heitern Sängers Auge dürfe trüben nur der Schatten,
Den ein Musenberg geworfen auf des Vaterlandes Matten.
Willst du zürnen, willst du strafen, straf' als Dichter nur den Dichter.
Lieber noch die Schicksalshere als prosaische Gesichter!
Laß du diese einem Andern, und ihm sey es vorbehalten,
Wenn du Blumen niedermähest, auch das dürre Holz zu spalten.
Mancher Geist wird noch erwachen, ja selbst Großes reift im Stillen,
Wo ein König für das Höchste so die Kraft hat als den Willen.

Wandle du indeß nur froh hin, sing' und dichte unverdrossen,
Und ein Hesperidenfrühling bleibe vor dir ausgegossen;
An den Gott in deinem Busen, den verkannten Dichter mahne
Dante auf dem Kapitol dich, und Apoll im Vatikane.
Jeder Apenninengipfel sey für dich ein Helikon,
Jede Quelle sey ein Spiegel, der dich zeigt bekränzet schon!
Ueber grünen Epheuranken, über mächtigen Ruinen
Gehe auf dir jene Sonne, die einst Sophokles geschienen;
Fühle groß dich, wo nur Großes große Herzen einst empfanden,
Stampfe Kraft dir aus dem Boden, wo die Scipionen standen!
Und wenn heim zum deutschen Lande — sey es bald! — dich ruft die Zeit,
Liege schon die Lorbeerkrone schwerbelaubt für dich bereit.

(X)

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Von Walter Scott.

(Beschluß.)

Der König von England besaß übrigens so viel Reichthum und so viele Mittel, Soldaten zusammen zu bringen, daß er eine Armee nach der andern in das arme unterdrückte Schottland schickte; eben so zwang er alle Adeligen und Großen dieses Reiches, einen nach dem andern, sich unter sein Joch zu beugen. Sir Wilhelm Wallace allein oder wenigstens nur mit einem kleinen Haufen seiner Anhänger weigerte sich, den Usurpator Eduard anzuerkennen oder seine Waffen niederzulegen. Er hielt sich fortwährend in den Wäldern und Gebirgen seines Geburtslandes, was ihm nicht weniger als noch sieben Jahre lang nach seiner Niederlage bey Falkirk gelang; er legte ein Jahr später als alle übrigen Vertheidiger der schottischen Freyheit mit seinen Anhängern die Waffen ab. Die Engländer hatten viele Proklamationen gegen ihn erlassen und einen großen Preis auf seinen Kopf gesezt; denn Eduard glaubte, er könne nicht ruhig im Besitz des von ihm genommenen Schottlands bleiben, so lange Wallace noch lebe. Endlich wurde er gefangen genommen, und zwar — es ist eine Schande, daß man es sagen muß — durch Sir Johann Menthelt, einen Schotten, welcher ihn ergreifen ließ und den Engländern auslieferte. Es ist allgemein bekannt, daß er bey Robroydton, nahe bey Glasgow, gefangen genommen wurde, und einer Volkssage zufolge soll das Zeichen, ihn zu überfallen und unversehens wegzunehmen, das gewesen seyn, daß einer seiner angeblichen Freunde, welcher ihn hier verrieth, einen auf den Tisch gelegten Laib Brod umkehren sollte, so daß der Boden oder die untere Seite nach oben zu liegen kam. In spätern Zeiten wurde es auch als ein böses Zeichen betrachtet, einen Laib auf diese Weise umzukehren, wenn sich in der Gesellschaft eine Person befand, welche den Namen Menthelt führte, denn es hieß soviel als daran erinnern, daß sein Namensvetter den Sir Wilhelm Wallace, den Kämpfer Schottlands, verrathen habe.

Welcher Sir Johann Menthelt derjenige gewesen sey, durch den Wallace verrathen wurde, ist nicht ganz genau bekannt. Er war übrigens einmal derjenige, durch den unser Vaterlandsfreund zum Gefangenen gemacht und den

Engländern ausgeliefert wurde, weßhalb man sich lange nur mit großem Unwillen seines Namens erinnerte.

Nachdem nun Eduard in Besitz desjenigen Mannes gelangt war, welchen er als das größte Hinderniß betrachtete, um Schottlands völlige Eroberung ausführen zu können, beschloß er, an Wallace für alle schottischen Patrioten, welche in Zukunft wagen würden, sich seinen ehrgeizigen Entwürfen zu widersetzen, ein Beyspiel aufzustellen. Er ließ Wallace in die Westminsterhalle vor die englischen Richter ins Verhör bringen, und ihn zum Spott mit einer aus grünen Zweigen verfertigten Krone krönen, weil die Engländer behaupteten, er sey König der Mörder und Räuber in den schottischen Wäldern gewesen. Er ward des Hochverraths gegen den englischen Thron angeklagt, worauf er antwortete: „Ich konnte an Eduard nie ein Verräther werden, denn ich war nie sein Unterthan.“ Hierauf wurde er angeklagt, viele Menschen geopfert und viel Unheil gestiftet zu haben, worauf er mit derselben Ruhe und Geistesgegenwart versezte: „Es ist wahr, ich habe viele Engländer aus der Welt geschafft, aber aus keinem andern Grunde, als weil sie mein Vaterland, Schottland, unterjochen wollten; ich bin weit entfernt, zu bereuen, was ich gethan habe, ich erkläre sogar, daß es mir leid ist, nicht mehr von ihnen umgebracht zu haben.“

Obgleich Wallace's Vertheidigung sowohl in Beziehung auf Gesetz als auf gesunden Verstand sehr gut war, (denn sicher hat doch Jeder nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht sein Vaterland zu vertheidigen) so verurtheilten ihn die englischen Richter doch, hingerichtet zu werden. Auf dieses hin wurde dieser brave Patriot auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, ihm der Kopf daselbst abgeschlagen, sein Körper geviertheilt und die Stücke, der damaligen Gewohnheit gemäß, auf eisernen Spießen auf der Londonbrücke zur Schau ausgestellt, und seine Glieder als die eines Verräthers gebrandmarkt.

Ohne Zweifel dachte König Eduard, daß er durch ein solch strenges Verfahren gegen einen so ausgezeichneten Patrioten wie Sir Wilhelm Wallace allen Schotten Schrecken einjagen und für die Zukunft im Stande seyn würde, ohne Beeinträchtigung dieses Land zu beherrschen.

Obgleich übrigens Eduard ein mächtiger, tapferer und weiser König war, und obgleich er die vorsichtigsten und strengsten Maßregeln ergriff, um Schottland im Gehorsam zu erhalten, so war es ihm von der Vorsehung doch nicht beschieden, seine auf Ungerechtigkeit und Gewalt gegründeten Ansprüche geltend machen, und in Ruhe und Frieden bleiben zu können. Sir Wilhelm Wallace, diese unsterbliche Stütze der Unabhängigkeit seines Landes, fiel nicht sobald als Opfer der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, als andere Vaterlandsfreunde sich aufmachten, um die Sache der schottischen Freyheit zu vertheidigen.

Fahrt von Dover nach Boulogne.

(Fortsetzung.)

Obgleich das Meer hoch ging, bewegte sich unser Boot doch ziemlich schnell durch die schäumenden Wellen fort; der halbe Wind kam uns zu statten, und die Geschicklichkeit des Steuermanns zeigte sich bey jeder Veränderung der zuweilen stärker, zuweilen schwächer von Osten nach Westen strömenden Flut. In der Mitte des Wegs flog der Monarch, von Boulogne nach Dover gehend, an uns vorüber; er war glänzend besezt, und hatte einige Hornisten an Bord, die, so bald die grüßenden Flaggen in der Höhe wehten, „Rule Britania“ zu blasen anfingen; das Geräusch der Wellen ließ uns jedoch nur wenige Sekunden den Genuß der harmonischen Töne.

Diesem Dampfboot nachsehend, gewahrte ich, wie die weiße Küste von England sich vor meinen Augen mehr und mehr in Nebel hüllte, und endlich ganz verschwand. Ein leises Lebewohl, das ich ihr zurief, verscholl augenblicklich im Braußen der ungestümmen Wellen; in der Brust klang es noch lange schmerzlich nach, der Vers aus Byrons Don Juan:

„Perhaps I may revisit thee no more“

stand in brennenden Buchstaben vor meiner Seele.

Jezt waren wir dem kleinen Hafen Ambleteuse wo 1688 der entthronte Jakob II. landete, gegenüber und sahen die französische Küste bis nach Boulogne hinab sich vor uns erhellen. Alle seekranken Seelen jauchzten, und die erbärmliche Musik des Italieners machte jeden wünschen, statt der Ohren nur noch zwey Augen zu haben, um den raschen Wechsel der Gegenstände in sich aufnehmen zu können. Der erste Eindruck entsprach aber der Erwartung nicht. Am vorigen Tag war ich noch durch die frühlingsgrünen Auen der Grafschaft Kent gereist, wo der Herbst kaum hier und da ein Blatt geröthet oder abgestreift hatte, wo der Duft der Blüthen aus den Gärten dem Wanderer noch entgegenströmte, wo die geschmückte Gegend so wie die milde Luft eher den Charakter des Frühlings, als den des Herbstes an sich trugen; wie öde war dagegen die französische Küste! den Strand entlang nichts als kahle Felsen, nackte, starre Bäume, leere Felder, kein Fleckchen Wiesengrün, auf dem das Auge hätte verweilen mögen, in der Ferne schmale Streifen brauner Wälder, dazu die unbehagliche kalte Luft, welche plötzlich vom Lande auf uns fiel; welcher grelle Gegensatz!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Unter allem Egoismus ist der der größte, daß man in der Liebe die Liebe befehlen will. Pflicht ist zu befehlen, alles Uebrige bloße Schein der Liebe, also Gegenschein desselben verordnen.

Eigentlich ist man doch nur ins Geistige verliebt, sogar bey körperlichen Schönheiten, weil diese **geistige** anzeigen. Wir sind alle in die großen Frauen der Vorzeit verliebt, aber ist dieß nicht platonisch?

Es ist kaum glaublich, wie sehr man zulezt einen Menschen lieben kann, der sich liebend unterordnet, so wie im weichsten Menschen uns eine stolze Stelle zu kaltem Zurückstoßen rüstet. Dem einen werden alle Schwächen **vergeben**, diesem alle **verübelt**.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Decembers.

Wenn es sich jezt in Paris darum handelt, ob auch in dem nächsten Jahre das jezige Ministerium noch in dem Versuche fortfahren werde, Frankreich auf den Punkt wieder zurückzubringen, auf welchem es vor einem halben Jahrhunderte stand, oder ob andere Prinzipien sich in einem umgestalteten Ministerrathe geltend machen möchten; wenn die Frage, welche Männer auf der Linken und Rechten sitzen, welche Gesinnungen die neugemachten Pairs beseelen werden, die Gemüther bewegt; wenn in London, Petersburg und Wien mit gespannter Erwartung der Entscheidung über Krieg und Frieden entgegengesehen wird, so ist auch Berlin jezt nicht arm an eigenthümlichen Interessen. Fragte vor Kurzem doch jeder noch, ob der Graf Münster mehr Recht gehabt habe, die lezte Broschüre gegen den Herzog von Braunschweig bekannt zu machen, als der Herzog hatte, die Flucht seines ersten Staatsmanns zu veranlassen; handelt es sich doch darum, ob es gerecht sey dem Königstädter Theater die Aufführung des „Oberon" zu untersagen; ist es doch nicht leicht zu entscheiden, ob die Luftpumpe des Herrn von Tscharner im ersten oder zweyten Kursus besser gepumpt habe, und ob die Bilder des Diorama oder die malerischen Ansichten, die Herr Enslin zeigt, längere und wiederholtere Unterhaltung gewähren; ja ist doch sogar die wichtige Frage abzuhandeln, ob Herr Rellstab, der Kritiker, oder ob Herr Ritter Spontini, der Komponist, in ihrem Streite das Recht auf seiner Seite habe. Von oben her scheint man sich für den Ritter zu entscheiden, denn eine Vertheidigungsschrift des Herrn Rellstab, gegen deren Bekanntmachung das Obercensurkollegium, wie es heißt, nichts soll einzuwenden gehabt haben, ist den Buchhändlern zu verkaufen verboten. Vielleicht soll dieß Verbot aber auch heißen: „Herr Ritter Spontini hat in der That Unrecht, man muß es nur nicht unter die Leute bringen." Die Sache verhält sich nämlich kürzlich folgendermaßen. Nach der ersten Aufführung der lezten Spontinischen Oper „Agnes von Hohenstaufen" (welche zur Feyer des Vermählungsfestes Sr. königl. Hoheit des Prinzen Carl mit den Worten schloß:

> Wie walten Schmerz und Zagen,
> Wo Freude jüngst gebot!
> Den Tag beschließen Klagen,
> Und neues Leid zu tragen,
> Weckt {sie / uns} das Morgenroth.)

Nach der ersten Aufführung dieser Oper erschien in der Berliner musikalischen Zeitung eine strenge Kritik, welche nicht undeutlich die Absicht zu erkennen gab, Herrn Spontinis Berliner musikalische Berühmtheit im tiefsten Grunde erschüttern zu wollen. Alle Freunde des Komponisten, welche mit Bedauern und Mißbehagen der Aufführung beygewohnt hatten, stimmten dem Urtheil des Kritikers bey, obgleich sie die schonungslose Form seines Aufsatzes auf keine Weise billigen konnten; die rücksichtslosen Verehrer des Ritters dagegen fielen nun ihrerseits über Herrn Rellstab her, indem sie der Stimme des **Einen** den **europäischen** Ruf des Künstlers entgegensezten, und als Grund des kritischen Angriffs nur Neid, Mißgunst, Haß und Eifersucht angaben. Gegen diese Anschuldigungen nun sucht sich Herr Rellstab in der verbotenen Schrift: „Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Herrn Spontini als Komponisten und Generalmusikdirektor in Berlin, nebst einem vergnüglichen Anhange" zu vertheidigen. Die Schrift ist ruhig, klar und verständig abgefaßt und sezt deutlich ins Licht, auf wie vielfache Weise Spontini unserer Oper durch die Art seiner siebenjährigen Verwaltung geschadet hat. Gleich im ersten Abschnitt gesteht Herr Rellstab ein, daß er in der Form seines früheren Urtheils gefehlt und sich durch leidenschaftliche Heftigkeit zu weit habe fortreißen lassen. Als Gründe dieser Heftigkeit werden nun alle die Anklagepunkte angegeben, welche Herrn Ritter Spontini als Generalmusikdirektor und Komponisten treffen. Herr Spontini, heißt es erstlich, habe ausschließlich nur die Aufführung seiner Opern eigennützig, mit rücksichtloser Hintansetzung aller übrigen Kompositionen, begünstigt, und dieß ist faktisch. Man kann nicht leicht auf einer andern deutschen Bühne die Mozartschen Opern schlechter darstellen sehen und hören als in Berlin; die Gluckschen, früher der Stolz der Musikliebhaber, verscheuchen jezt jeden, der sie von ganzem Herzen liebt; Cherubini, Salieri sind verschollene Namen, Spohr wird nur durch eine einzige Oper, „die Jessonda," repräsentirt; „Euryanthe" ist oft nicht wieder zu erkennen, „der Freyschütz" nicht mehr, und „Oberon" noch nicht anzusehen. Wie oft hat nicht Ref. auch in diesen Blättern seit Jahren sich über das stete, nur vom Komponisten gerufene Da Capo seiner Opern unwillig ausgelassen. Weitere Anklagepunkte machen bey Herrn Rellstab die Kunstgriffe aus, die Herr Spontini anwendet, seine Opern bey allen glänzenden Gelegenheiten, bey jeder Ankunft einer fremden Sängerin, eines ausgezeichneten Tänzers u. s. f. vorzuschieben, durch Austheilung von Billets u. s. w. sich ein immer volles Haus, ein immer klatschendes Parterre zu verschaffen, und durch solche Mittel den Schein zu erregen, als wenn das Publikum nur seinen Werken so ausgezeichneten Beyfall schenkte. Ferner tadelt Herr Rellstab die Art und Weise, wie der Don Juan durch Spontini sey neu einstudirt worden, wodurch der Ritter kundgebe, die Schönheiten dieses Meisterwerks auf keine Weise erfaßt zu haben. Und in der That wird der Don Juan bey uns so schlecht wie möglich gegeben. Auch daß der Generalmusikdirektor nicht für die Vervollständigung und Erhaltung des Personals sorge, sondern im Gegentheil durch die Unmäßigkeit seiner Instrumentirung, durch den Lärm seiner Ensembles, durch seine Forderung, den Gesang zum Geschrey zu verstärken, alle unsere Sänger und Sängerinnen um viele Jahre zu früh pensionsfähig mache und gemacht habe, wird ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen. Sein mißgünstiges Betragen gegen alle auswärtigen Komponisten, sein Neid vornehmlich gegen Spohr und Weber, seine Eifersucht gegen jeden fremden Ruhm, sein Wunsch, der Napoleon der Musik zu seyn, alle Throne der Kunst nur mit den Seinigen zu besetzen, und durch seine Märsche, seinen kriegerischen Pomp, durch die Gewalt seiner Trommeln, Pauken und Trompeten, seiner klirrenden Schwerdter und schallenden Schilde die ganze Welt musikalisch zu erobern, sind zu bekannte Züge des Komponisten, als daß wir sie zu porträtiren brauchten. Auch diese Züge läßt Herr Rellstab nicht unberührt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 312.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. December 1827.

Unbequemlichkeiten sind dem lebenslustigen Reisenden eine Würze der Reise, und die Klagen darüber werden ihm zu einer Quelle des Vergnügens.

Le Sage.

Fahrt von Dover nach Boulogne.

(Fortsetzung.)

Nach sechsstündiger Fahrt, bei gutem Wind fährt man in drei Stunden von Dover nach Boulogne, dehnte sich die Bononia der Alten vor uns aus; wir sahen eine Masse von Menschen den Quai bedecken; die Damen versäumten, troß der sehr starken Brandung, nicht, das und jenes an sich zu ordnen, den Lockenzustand zu betasten und die Schleier zu lüften oder herabzulassen, wie es die unsichtbar allgegenwärtige Gottheit, der Spiegel, heischen mochte. Mein Mantel konnte ohne ein freundliches Wort nicht zurückgegeben werden; die frische Fee nickte dieses freundliche Wort und den Kommentar zu ihrem Nicken lieferte der Oheim, der mir empfahl, in das Hôtel du Nord zu gehen, wo er schon öfter gewohnt habe und wo wir uns wiedersehen würden; eine erfreuliche Aussicht. Als die Kosten der Ueberfahrt (12 Schill. oder 15 Francs) berichtigt und der Stewart befriedigt war (er erhält 1 Schill. Trinkgeld), wurden wir durch einen schmalen Gang, wo eines hinter dem andern gehen mußte, in die vorderste Douanenhütte getrieben, wo Männer und Frauen ihre Päſſe abzugeben hatten. Aus dieser Hütte tretend, wurden die Männer in einen nebenanliegenden Stall gebracht, wo die körperliche Untersuchung vor sich gieng.

Noch vor der Thüre dieses Loches stehend, hörte ich das herzzerreißende Geheul eines englischen Knaben von 10 bis 11 Jahren, in dessen Taschen man ein Dutzend Briefe gefunden hatte. Einer der Mitreisenden hatte die Einfalt des Knaben benützt und ihm die Briefe gegeben; man hielt jenen sogleich fest und der alberne Junge kam mit der Angst davon. Von der lästigen Genauigkeit der Douaniers sah ich hier hinreichende Beweise. Nicht nur alle Rock- und andere Taschen wurden untersucht, sondern die Brieftaschen geöffnet, der ganze Körper betastet, die Stiefel ausgezogen, und was dergleichen Mißhandlungen mehr sind. — Ein anderer ähnlicher Behälter nahm die Frauen auf. Miß Edith, an dergleichen Scenen nicht gewöhnt, sagte mir, sie sey mit Schrecken in das finstere Gemach getreten, wo sie von einem langen Ungeheuer in Frauenkleidern empfangen worden; sie habe geglaubt, die Untersuchende sey ein Grenadier, der sich den Schnurrbart abgeschnitten, und die Rohheit, mit der das Mannweib nach Contrebande bei ihr suchte, habe sie nicht auf andere Gedanken gebracht. — Jetzt war noch ein Sturm auszuhalten: wie hungrige Wölfe stürzten die Abgeordneten der Gastwirthe auf uns ein, reichten ihre Karten dar und bestürmten männiglich, ihnen zu folgen. Da war das Hôtel de France das erste in der weiten Christenheit, und der Kerl, der es empfahl, glaubte, die ersten Ansprüche auf mich zu haben, weil er mir — seine Karte vor den andern gegeben hatte; das Hôtel d'Angleterre wich den besten Gasthöfen in London nicht um ein Haar; das Hôtel des Bains vereinigte alle Vorzüge der übrigen Gasthäuser mit der schönsten Aussicht; das Hôtel de Londres war eben so bequem gelegen als gut eingerichtet, und im

Hôtel de l'Europe kehrten alle Personen von Auszeichnung ein und erfreuten sich der besten Bewirthung und der billigsten Preise. Auch das Hôtel du Nord wurde empfohlen; der Bursche verstand sogleich mein beyfälliges Nicken und nahm meinen Mantel von meinem Arm, vor mir herrennend und mir den Weg zeigend.

Ich wollte, einige Pedanten müßten zu Fuß und unter den Beschwerden, welche Hannibals Soldaten ertrugen, auf dem Weg über die Alpen klettern, den Hannibal genommen; ich wollte, sie müßten in der Tiefe des Meeres Spuren suchen, wo Cäsar nach England hinüber gegangen; ich wollte, sie müßten draußen auf dem Meer so lange in Käfigen hängen, bis sie bekennten, sie wüßten durchaus nicht, ob der Hafen von Boulogne der Portus Icius sey, wo Cäsar sein Heer nach der Insel eingeschifft hat, oder nicht; Cäsar bleibt Cäsar, ob er hier oder zu Wissant oder zu Montreuil ausgelaufen ist, und die Pedanten bleiben Pedanten, ob sie hier oder dort ihre Berge von Hypothesen aufthürmen, um einem elenden Hafen seinen Ort anzuweisen. Zu Boulogne glauben alle Mitglieder der berühmten Gesellschaft für Künste und Ackerbau und alle Schüler des Kollegs, Cäsar habe sich in Boulogne eingeschifft, schon deswegen, weil Napoleon von hier auszulaufen gedachte, als er 1805 eine nähere Bekanntschaft mit England beabsichtigte. Ein hiesiger Gelehrter treibt seinen Scharfsinn so weit, daß er die fast gleiche Entfernung der Orte Wissant und Montreuil von der Bononia oceanensis für einen entscheidenden Beweis ansieht, daß der Portus Icius hier gelegen, da die Wahrheit stets in der Mitte liege. Dem sey wie ihm wolle, in Boulogne, wie es jetzt ist, sind zwey oder drey ganz umgängliche Menschen, und auf den Anhöhen umher sieht man das Meer sich in seiner Herrlichkeit ausbreiten. Was will man mehr? der Gourmand findet außerdem hier ausgesuchte Fische und ächt englische Saucen dazu; der Trinker labt seinen Gaumen an den feinsten französischen Weinen; der Damenfreund macht Europäerinnen und Amerikanerinnen den Hof, girrt um die stolze Engländerin herum und nimmt die leichte Französinn im Sturm; der Spieler findet in der Rue de l'Ecu seines Gleichen; der Jäger kann wenigstens noch wilde Enten und dgl. schießen, denn die Hasen und Füchse haben die Engländer vernichtet, doch ist Hoffnung für Nachzucht, da das Ministerium die Hasen gegen England durch ein Jagdverbot in Schutz nahm; der Reiter hat den feinsten Sand an der Küste, um sein Pferd darauf zu tummeln; der Müssiggänger hat das Quai, wo täglich Schiffe nach Rye, Dover, Ambleteuse u.s.w. abgehen und von dort zurückkommen; er hat das neue Badhaus, wo man stets Gesellschaft findet, und die Bureaus der Eilwagen, Rue de l'Ecu und Rue des Minimes, wo viel zu sehen und, für einen Franzosen, viel zu besprechen ist. Sogar ein Theater hat das kleine Boulogne (Boulogne hat 17,500 Seelen und 10,000 Engländer in seinen Mauern; die leztere Zahl verbürge ich aber nicht, obgleich sie nicht unwahrscheinlich ist); ich sah eine Oper, welche ausgepfiffen wurde, und ein Lustspiel („wird er nach Boulogne gehen?" war der Titel), dessen Effekt auf die Lobrede berechnet war, die man der Tapferkeit und Berühmtheit der Boulonesen hielt; da aber neun Zehntheile der Zuschauer Engländer waren, so läßt sich denken, daß dieser Kunstgriff nicht wirkte; wie sich nun gar die wenigen anwesenden Boulonesen durch Anerkennung ihres Rufes als Seehelden gekitzelt fanden und zu klatschen anfingen, nahm John Bull dies übel und rächte sich durch Pfeifen. Die Truppe spielte ihr Stück während des Klatschens, Schreiens und Pfeifens mit philosophischem Gleichmuth fort und versöhnte endlich alle Partheien, indem sie den Vorhang fallen ließ. — In den Kaffeehäusern ist stets lebendiges Treiben. Der geschniegelte Kellner in Hemdärmeln — ein Greul für den Engländer, der einen solchen hemdärmeligen Jaquin stets zu prügeln Lust hat — kömmt in größter Hast, man mag ihm „Garçon", wie ein ruhiger, vernünftiger Mann, oder „'rçon", wie die Handwerksbursche und Ladendiener, wenn sie Sonntags im Palais Royal eine Tasse Kaffee trinken, oder „waiter" zurufen; und wenn man nach einer halben Stunde das Gewünschte erhält, gebe man ihm ja einen Sous Trinkgeld, vielleicht bedankt er sich dafür. Man hat mittlerweile Zeit, die Leutchen politisiren zu hören; die Polizey läßt die Zungen hier etwas ungebundener denn anderswo die Tagesneuigkeiten besprechen, wahrscheinlich der hier wohnenden Fremden wegen, die in Boulogne jährlich zwanzig bis dreyßig Millionen Franken verzehren. Ich würde die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, Villèle sey in Boulogne populärer als in Paris, oder man lade ihm hier nicht eben so gut wie in Paris gleich dem Sündenbocke der Juden, alle möglichen Regierungsböcke allein auf. Ein politischer Fehler war es, daß er sein Portrait in Kupfer stechen ließ; seitdem sind alle Frauen gegen ihn: es ist auch in der That kein von allen Leidenschaften verzerrteres, abstoßenderes Gesicht in der Welt zu finden als dieser Kupferstich von Villèle zeigt. Doch der Morgen ist so schön; fort aus dem dumpfen Kaffeehaus!

(Der Beschluß folgt.)

Zur Naturgeschichte der Hunde.

Bey keinem Thiergeschlechte ist der absichtliche Einfluß des Menschen auf die Thiere, seine Erziehung auffallender als bey den mannigfaltigen Hunderacen, deren manche die verschiedenen Völker zu einem ganz speciellen Zwecke gebildet haben, und die mit den anerzogenen intellektuellen Eigenschaften auch im Aeußern mehr oder

minder auffallend verändert worden sind. Fragt man, wodurch sich die zahlreichsten und zugleich nützlichsten Racen unserer Haushunde vor den übrigen am meisten auszeichnen, so wird das unterscheidende Merkmal am sichersten und nächsten beym Schäferhunde und beym Pudel nachgewiesen werden können, und es stellt sich dasselbe auffallend in der ansehnlich entwickelten Hirnhöhle dar, welche ein verhältnißmäßig großes Gehirn einschließt. Der Mensch hat dabey großen Einfluß, sey es, daß er jene Racen, die sich ihm am verständigsten und nutzbarsten erzeigten, auch am liebsten vermehren mochte, sey es, daß seine fortdauernde Einwirkung auf diese Thiere ihre natürlichen intellektuellen Fähigkeiten mehr und mehr entwickelt hat, und damit dann zugleich auch die Organe, worin jene ihren Sitz haben.

Dieß leztere Verhältniß scheint mehr noch als das erstere zur Hervorbringung der zahlreichen Racen mitgewirkt zu haben, die sich theils durch den Umfang des Gefühlsvermögens, theils durch die Leichtigkeit, die Deutung der Zeichen zu verstehen, durch Intelligenz und Scharfblick auszeichnen.

Jede Nation besizt so zu sagen eigenthümliche Hunderacen solcher Art, und Buffon, welcher diese Ansicht zuerst vortrug, war der Meynung, Spanien und die Barbarey hätten den Pudel und den Bologneser (l'épagneul) England Frankreich und Deutschland den Jagdhund, die Bracke, und den Dachshund erzeugt. Er hielt dafür, nur klimatisch begünstigte Völker können so vorzügliche Racen bilden, daher er denn auch die gemeinen und kleinen Hunderacen den unfruchtbaren Landschaften und den Polarländern anwies; die Erfahrung hat jedoch diese Vermuthungen nicht bestätigt, und obgleich die Hunderacen wirklich als Zeugniß intellektueller Entwicklung der Völker, bey denen sie angetroffen werden, gelten können, so ist dieß hingegen in klimatischer Beziehung nicht der Fall; bekanntlich ward eine durch ihren Verstand sehr ausgezeichnete Hunderace bey den Eskimos gefunden, die zuverläßig von nirgend anderswo her, mit den ihr jezt zustehenden Eigenschaften versehen, dorthin gebracht ward, dagegen aber sehr wahrscheinlich durch eine lange fortgesezte Einwirkung der Sitten, Gewohnheiten und des Naturells der Völkerschaften ausgebildet worden ist, welche in den Eisregionen, die sie bewohnen, sich durch merkwürdige Thätigkeit und Kunstfleiß auszeichnen.

Der Pommer, eine merkwürdige Race, von der hier noch insbesondere die Rede seyn soll, zeigt außer der ansehnlich entwickelten Gehirnmasse noch andere eigenthümliche Verhältnisse. Seine Ohren sind nicht verlängert; er trägt sie aufrecht stehend, sie haben ihre ganze Beweglichkeit beybehalten, und hierin weicht er völlig ab von den ihm zunächst stehenden Racen, die meistens verlängerte, hängende und zum Theil unbewegliche Ohren haben. Seiner verkürzten Schnauze wegen haben der Geruchs- und der Geschmackssinn einige Einbuße an Schärfe erlitten, und seine untersezte Gestalt erscheint durch den langen, dichten, glatten und groben Haarwuchs, des Vorderleibes hauptsächlich, noch auffallender, denn der Kopf und die Beine sind mit sehr kurzen Haaren besezt. Wenn diese Hunde beynahe immer weiß vorkommen, so rührt dieß wohl einzig nur daher, daß man sie lieber von dieser als von anderer Farbe fortpflanzt, und es gibt große und kleine, wie man große und kleine Windhunde, Bologneserhunde u. s. w. antrifft. Eigenthümlich aber ist dieser schönen Hunderace das vortheilhaft entwickelte Gefühlsvermögen und der seltene Scharfblick. Kein anderer Hund ist seinem Herrn in solchem Grad zugethan, kein anderer schmiegt sich von selbst so innig den Gewohnungen desselben an, erräth so leicht sein Begehren und versteht in solchem Umfang jedes seiner Zeichen und seine leisesten Winke. Wir sagen, er thue dieß von selbst, weil wir ihn in der That nicht für so gelehrig wie den Pudel halten, hinter welchem er in der Empfänglichkeit für den Unterricht und in der Tüchtigkeit für eine künstliche Erziehung gewiß zurücksteht. Man könnte einen Widerspruch darin zu finden glauben, wenn diesem Thiere eine vorzügliche Fähigkeit fürs Verstehen der Zeichen, die es wahrnimmt, zugeschrieben, dagegen aber die Tüchtigkeit abgesprochen wird, diejenigen Zeichen zu verstehen, welche der Mensch ihm in besonderer Absicht und in dafür berechneter, planmäßiger Reihenfolge darbietet; denn, sollte man denken, wo fände sich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Verstehen solcher Zeichen, die in blos zufälligem und solcher, die in absichtlich gewähltem Verhältnisse zu den Dingen stehen, welche sie bedeuten? Das Geschäft des Verstandes scheint im einen wie im andern Falle einzig nur in Auffassung der zwischen den Zeichen und der bezeichneten Sache waltenden Verbindung zu bestehen, einer Verbindung, die nicht wesentlich und nothwendig ist, sey es, daß sie auf zufälligem Zusammentreffen der Ereignisse beruht, oder daß sie die Folge einer Willkühr ist, welche selbst auch wieder ein zufälliges Ereigniß seyn kann. In der That aber verhält sichs, wie wir oben bemerkt haben, und dieses Verhältniß stellt sich uns auch sehr allgemein in der Betrachtung der Thierwelt dar. Es sind nicht allein Hunderacen, bey denen wir wahrnehmen, daß ihre Intelligenz sich durch den blosen Einfluß natürlicher Umstände außerordentlich entwickele, während dieselben für eine künstliche Erziehung oder Ausbildung unempfänglich sind, sondern es zeigt sich diese Erscheinung fast bey allen andern Thierarten; im Naturstande sehen wir, wie dieselben unter mannigfach verschiedenen natürlichen Einwirkungen einen Scharfblick, eine Klugheit und Schlauheit erwerben, die nicht selten auch den gewandtesten Jäger in Verlegenheit sezen, während alle Be-

mühungen, sie einem Willen und Berechnungen, welche ihnen selbst fremd sind, zu unterwerfen, ohne Erfolg bleiben. Die gleiche Erscheinung mag aber vollends auch zuweilen beym Menschen selbst wahrgenommen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Decembers.

(Beschluß.)

Hat Hr. v. Spontini durch die Art und Weise seiner Verwaltung als Musikdirektor entweder die Darstellung fremder Werke lebender Komponisten verhindert, oder dem Publikum den Genuß der anerkanntesten, meisterhaftesten Mozartischen, Gluckschen Kompositionen verkümmert, so fragt es sich, wodurch hat er als Komponist diesen Schaden ersezt, welche Freuden hat er uns durch seine, für unsere Bühne komponirten Opern gewährt? Mit der Antwort auf diese Frage beginnt die schwache Seite der Rellstabschen Vertheidigungsschrift hervorzutreten. Es wird zwar ganz richtig geantwortet, Spontini habe durch die Inhaltlosigkeit seiner lezten Opern von Seiten des Gedichts, durch die Kostüme- und Dekorationenpracht, das musikalische Toben, den militärischen Lärm, durch die nur äußerliche Gewalt seiner Harmonien, die Seichtigkeit der Melodien, den Geschmack des größern Publikums bis zur Geschmacklosigkeit heruntergebracht; aber hier wäre die eigentliche Pflicht des Kritikers gewesen, der äußerlichen Gewalt dieser Geschmacklosigkeit die innere Macht seiner schlagenden Gründe, seiner Einsicht in die innerste Natur der Spontinischen Kompositionen entgegenzusetzen, den Verfall dieser Kompositionen auf jedem Schritte zu verfolgen und nachzuweisen, wie dieser Verfall schon in dem Inhalt und der Form der ersten Spontinischen Opern sichtbar ist und erfolgen mußte. Dann wäre die Kritik sachlich gewesen, statt dessen aber erfahren wir nur, daß Herr Rellstab sich in Nurmahal und Alcidor gelangweilt, daß er statt Mund und Ohren nur den Mund aufgesperrt, d. h. daß er gegähnt habe u. s. f. Ob aber ein Kritiker gähnt oder nicht, ist ganz gleichgültig, und macht eine Oper nicht besser und nicht schlechter. Herr Rellstab will den Verdacht der Persönlichkeit von sich entfernen, und spricht doch in Rücksicht auf die getadelten Werke nur immer von seinem zufälligen, persönlichen Verhältniß zu ihnen; wir sollen einsehen lernen was an ihnen schlecht sey, und hören doch nur, wie schlecht dem Kritiker dabey zu Muthe geworden ist; er tadelt die Vornehmheit des Komponisten, und spricht eben so vornehm ohne tieferen Beweis ab. Das ist nicht die rechte Weise, ein irregeführtes Publikum zurechtzuweisen. Ueberhaupt ist kein Publikum durch Kritik zu bessern, zumal das gegenwärtige nicht, dem es auf keine Weise um Geschmack und Kunst, sondern nur um angenehme Unterhaltung zu thun ist. Wie sehr wir dessenungeachtet dem Kritiker Dank wissen müssen, daß er endlich einmal öffentlich ausgesprochen hat, was so viele einzelne Stimmen schon hin und wieder haben laut werden lassen, und daß er sich nicht gescheut hat, den äußerlich blendenden, innerlich aber kranken Zustand unserer Oper in seiner wahren Gestalt darzustellen, so wenig können wir darin übereinstimmen, daß den Spohrschen und Weberschen Opern, wie Herr Rellstab will, der Vorrang solle eingeräumt werden. Daß Weber und Spohr in ihren Werken gründlichere Studien, bessere Durcharbeitung jeder Themas, originellere Ausweichungen, gelehrtere Bässe, schönere Stimmenführung als Spontini zum Vorschein bringen, wird jeder mit Freuden anerkennen und eingestehen. Doch das macht noch keine Oper. Die Oper ist dramatische Musik, und beym Drama kommt es hauptsächlich auf den Inhalt an. Herr Rellstab gehört selber zu denen, die immer auf Inhalt pochen, und mit diesem Pochen großthun. Die Musik soll aufs Gefühl, auf Herz und Gemüth wirken, und es ist nicht gleichgültig, welch ein Inhalt in gutgearbeiteten Musikstücken unserem Gefühl geboten wird. Der Weber-Spohrsche Inhalt aber ist so inhaltslos, so sehr nur subjektive Sehnsüchteley, nervenschwache Gemüthseitelkeit, matter, kraftloser, gespenstiger Spuck des Bösen, so sehr angehaucht und vergiftet von allen Geistes- und Gemüthskrankheiten unseres Jahrzehends, so sehr der Ausspruch eines inhaltleeren Herzens, das sich aus allem, was es nur Großes, Tüchtiges, Gediegenes in der Welt gibt, zurückzieht, und sich nur die Wünsche seiner eigenen Hohlheit und Leerheit zum Zweck sezt, daß das Publikum, soll es in seinem Gefühl gesund und kräftig bleiben, soll es nicht selber so matt, fahl, wie „Jessonda,“ wie „Euryanthe“ „Agathe“ u. s. w. werden, nicht genug vor dem Geist, der aus diesen Werken spricht, gewarnt werden kann. Gegen diesen Inhalt gehalten, ist der kriegerische Lärm, die festliche, wenn gleich leere Pracht, die rauschende Gewalt der Spontinischen Opern sicher noch gesunder und lebensfrischer. Dieß Toben beym Glanze der Lampen und Fackeln ist inhaltsvoller als die einsamen Mondscheinssehnsüchtigkeiten, deren Schmerzen und Freuden den Grundklang jener Opern ausmachen. Referent hat sich schon häufig gegen diese gegenwärtige musikalische Tendenz ausgesprochen, und macht es sich zum Geschäft immer von Neuem wieder, wo sich nur die Gelegenheit dazu darbietet, gegen diese Gemüthsleerheit, gegen diese Herzensdemagogie zu eifern, welche mit allem wahrhaften Lebensinhalt in Widerspruch steht. In den Rossinischen Opern ist doch wenigstens nur Amüsement zu holen; das schadet nicht; wer sich nur amüsiren will, der mag sich amüsiren, der versteht nichts von Kunst, will von Kunst nichts wissen, und man kann ihn laufen lassen. Aber nach Amüsement fragen die Gemüthsleuteln, die Lächler durch Thränen gerade auf keine Weise, sondern eifern sogar dagegen, ohne zu wissen, daß sie in der That auch nichts als die ganz leere Innerlichkeit und Subjektivität des Gemüths befriedigen wollen, eine Leerheit, welche auch der Zweck des Amüsements ist, und sich vom Amüsement nur durch die unendliche Prätension, das Höchste und Beste zu seyn, unterscheidet. Doch genug für dießmal. Um aber schließlich wieder auf Herrn Rellstab zurückzukommen, so hätte er sich in seiner Schrift den „vergnüglichen Anhang“ sparen können, dessen Mattigkeit nur dem Schreiber vergnüglich seyn kann, den Leser aber nur zu langweilen im Stand ist.

Auflösung der Charade in Nr. 306.

Geißblattlaube.

Charade.

Muß ich in der Assemblee erscheinen,
Faß' ich leicht die erste mit der meinen,
Drücke sanft das zweyte hin.
Zum Patente wird des Leders Spiegel
Und das schöne Ganze wird zum Siegel,
Daß ich wohlerzogen bin.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 31. December 1827.

> Treu hingst du deinem alten Fürsten an.
> Ach! wer vermags mit Gottes Spruch zu rechten?
> Der schöne Glaube war ein schöner Wahn.
>
> Th. Körner.

Rienzo, oder Soldatentreue.

Die See ist ruhig, der Kapitän einer Brigg von hundert Tonnen geht ernst auf und nieder, der Hochbootsmann läßt gellend und gedehnt seine Pfeife hören. Mit vollen Segeln, keine Marse eingerefft, geht das Fahrzeug majestätisch dahin; entzückend breitet sich die Rhede von Neapel aus, vor den erstaunten Blicken steht die Masse des Vesuvs, lange betrachten die Reisenden mit heiliger Scheu den Berg, der unter seiner glühenden Asche Pompeji und Herkulanum begrub. Auf dem Vorderdeck steht ein Mann; sein gebräuntes Gesicht, sein wilder Blick, die Falten, die vor der Zeit seine Stirne furchen — alles verkündet den von Gewissensbissen gemarterten Unglücklichen. Seine Stimme, die abgebrochene Worte hören läßt, ist rauh, seine Geberde schrecklich; das entzündete Auge kreist in der Höhle die Gewissensangst tiefer eingedrückt, und dem Beobachter wird, wenn er ihn jezt langsam, jezt eilig dahingehen sieht, bange, fast schauerlich zu Muthe... Bald erhebt sich ein leichter Wind und glättet die Stirne der Matrosen, reges Leben folgt auf die Unthätigkeit, der Kapitän ertheilt genaue Befehle. Der Fremde mit dem düstern Blick scheint nicht mehr so schmerzlich zu leiden; seine Brust hebt sich, es ist als beschwöre er die Winde, daß sie zu einem Sturme wachsen mögen, gleich dem, der in seinem Busen tobt. — Was hat denn dieses räthselhafte Wesen für ein Verbrechen begangen? ist seine Hand getränkt vom Blute eines Bruders, eines Freundes? hat er der Verwandtschaft Bande zerrissen? trägt er Kains Zeichen auf der Stirne? wer ist der, dem im Sturme wohler ist als in der süßen Ruhe, wo er eines Anblicks genießen kann, so schön, so werth stummer Bewunderung? Ja! wie Jedermann, der ihn zum ersten Male sah, zählte auch ich ihn verächtlich zu den schuldigen Elenden, die auf fremdem Boden eine sichere Freystätte vor der Rache der Gesetze suchen, und wenn mein Auge seinem dunkeln Blicke begegnete, so war es Verachtung, nicht Mitleid, was aus meinen Zügen sprach.

Wie sehr irrte ich mich! Zwey Jahre nachdem ich ihn gesehen, erfuhr ich das Schicksal des Unglücklichen. Die auffallende Aehnlichkeit zwischen den Zügen des Unbekannten und denen des Jünglings, der mir sein schreckliches Geschick erzählte, machte mich aufmerksam; ich fragte, ich drang in den Erzähler, und bald war ich gewiß, daß er, den ich für einen verhärteten Verbrecher gehalten hatte, ein Opfer des Unglücks gewesen.

Rienzo wurde unter der helleren Sonne Italiens geboren; eine feurige Einbildungskraft, tiefes Gefühl und ein unerschütterlicher Muth waren ihm angeboren. Seine Gestalt war kolossal, aber sein sanfter, edler Charakter stand fast im Widerspruch mit der Kraft, von der er bey allen körperlichen Uebungen Beweise gab. Er war der Sohn einfacher Landleute, und hatte sein Emporkommen und die Stufe, auf der er später in der Welt stand, blos seiner Unerschrockenheit und der Seelenstärke zu danken, von der er in allen Vorfällen seines Lebens Proben ab-

legte. Im Alter von ein-und-zwanzig Jahren verließ er das väterliche Haus, durchzog zu Fuß ganz Italien, kam nach Frankreich und trat in ein Grenadierregiment der kaiserlichen Garde. Murat der, selbst so tapfer, besser als jeder Andere den wahren Muth an Andern zu schätzen verstand, faßte Zuneigung zum braven Rienzo, und es bildete sich zwischen General und Soldaten jene Vertraulichkeit, wovon die neuere Geschichte mehrere Beyspiele aufweist. Nie war der Italiener zu vermögen, daß er den Rock des Grenadiers gegen die Epauletten des Adjutanten vertauschte; getreu seinen Grundsätzen, gab er keinem, noch so dringenden Bitten nach. Während die französischen Heere an der Moskwa Lorbeeren sammelten, wachte er für die Erhaltung seines Beschützers, seines Freundes, und hundert Mal verscheuchte sein Sabel den Tod, der über des unerschrockenen Murats Haupte schwebte. — Rienzo ertrug alle Leiden des Feldzugs in Rußland mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; es war, als ob seine Kräfte wüchsen, je dringender die Gefahr wurde. Die Franzosen sahen mit Erstaunen ein Kind Italiens einem Kältegrade trotzen, dem selbst die Russen fast erlagen. Da mußte man Rienzo sehen, wie er mit seinem Mantel den König von Neapel bedeckte, wenn er einige Augenblicke ausruhte, wie er ihm beym Erwachen einen Bissen Brod brachte, den er mit Todesgefahr errungen hatte; er bewachte alle Bewegungen des Gegenstandes seiner Verehrung, er kam seinen kleinsten Wünschen zuvor.

Nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland kehrte Murat in seine Staaten zurück; sein Freund Rienzo folgte ihm überall, das Mißgeschick konnte keinen Einfluß auf seine unerschütterliche Anhänglichkeit äußern. Rienzo hielt seinen König, seinen Freund in seinen Armen, als ihn in den Gefilden Kalabriens das tödliche Bley getroffen hatte. Bis jezt war er sanft und friedlich gewesen, aber kaum lag der leblose Körper seines einzigen Freundes auf Erden vor ihm, so fuhr die ganze Wuth des Tiegers in ihn; nichts vermag seine Raserey zu mäßigen, seine Vernunft verwirrt sich, er ist nicht mehr Herr des Sturms, der in ihm tobt, vergeblich sucht man seine Wuth zu bändigen, er zerreißt die Bande, die seine nervigten Arme fesseln. Wer ihm zu nahe kommt, wälzt sich bald im Staube; das Bley aus der mörderischen Büchse pfeift um ihn, vergeblich, eine unsichtbare Hand hält den Todesstreich von ihm ab, und Rienzo sieht sich bald von Leichen umgeben. Noch ist seine Rache nicht gesättigt, er lauert auf die Vorübergehenden, schlägt sie zu Boden und lacht ihrer Qualen. Umsonst sucht man sich seiner Person zu bemeistern, er entzieht sich allen Nachforschungen, kommt nach Neapel und schifft sich nach Marseille ein. Er war es, der die Reisenden auf der Brik von hundert Tonnen schaudern machte, er stand auf dem Vorderdeck des Fahrzeugs.

Rienzo kam in ein Dorf nicht weit von Marseille; hier kehrte mit der Zeit auch seine Vernunft wieder zurück. Der Fischfang ernährt ihn, aber nur sein Sohn darf sich vor ihm blicken lassen, und dieser Sohn ist Eigenthümer einer Gondel im Hafen von Marseille. Mit bewegter Stimme erzählt er das Unglück seines Vaters, und wer ihn hört, beklagt den unglücklichen Rienzo, das Opfer unerschütterlicher Treue.

Fahrt von Dover nach Boulogne.

(Beschluß.)

Da wir am nächsten Tag nach Paris abreisen wollten, so galt es jezt, die Merkwürdigkeiten von Boulogne in Augenschein zu nehmen, versteht sich à l'Anglaise, d. h. so schnell als möglich. Als Herr M. Foote seine Nichte fragte, was Boulogne auszeichne, sang sie nach der Melodie: „In diesen heil'gen Hallen," so gut es nämlich ging: Place de guerre de deuxième classe — tribunaux de première instance et de commerce — conservation de hypothèques — direction de contributions indirectes — société d'agriculture — école gratuite de navigation. „Wenn es nichts weiter ist," meinte der gutmüthige Alte, „so hätten wir gestern sogleich weiter reisen können." — „Der Lohnbediente wartet," sagte Miß Edith, „und wir wollen die Kuriositäten von Boulogne mit Sturm wegnehmen."

Wir gingen durch die Porte des Dunes in die obere Stadt; unser gelehrter Führer wußte bestimmt, wo das Lager des Constantins Chlorus gestanden, wo die Normannen die Stadt angegriffen und Anderes, das ich wieder vergessen habe, so wie ich von Pallästen, Kirchen, Brunnen und Plätzen, die wir hier sahen, nichts zu sagen weiß; anders ist es mit der Aussicht auf dem Thurm hinter dem Rathhaus, die entzückend ist und noch entzückender wäre, wenn der Blitz des Thurms geschont hätte; nicht sowohl der Aussicht als der frischen Kühle wegen sind mir die Alleen auf dem Walle im Andenken geblieben. Die untere Stadt ist freundlicher, bevölkerter; die Handelsleute und Engländer wohnen hier. Nachdem wir die Bibliothek (Grande-Rue) gesehen und nicht bewundert hatten (sie enthält 16,000 Bände; das Merkwürdigste ist wahrscheinlich in den verschlossenen Schränken) fuhren wir im Hafen herum und fernten uns der zwey großen Bassins, die man Napoleon verdankt. Sein Name erinnerte uns an die berühmte Granitsäule, die wir troz des etwas weiten Weges zu sehen nicht unterlassen konnten. Sie theilt das Schicksal so mancher Monumente in Frankreich. Der Grundstein wurde im Jahr 1804 (9. November) gelegt, als Napoleons Heeresmassen sich um Boulogne gesammelt hatten, um nach England überzuschiffen. Man denkt sich also, welche Bestimmung die Säule hatte. Im Jahr 1821 wurde sie vollendet und ist nun dem Andenken an die

Rückkehr der Bourbons nach Frankreich geweiht. Dieß erzählen die Leute so kalt, daß man ungewiß wird, ob es Ernst oder bitterer Spott sey. Miß Edith, die Napoleon vergöttert, ergoß sich in einem Strom von Satyre über das wetterwendische Völkchen, das schwachsinnig der Weltgeschichte spotte und undankbar das Große mit Füßen trete.

Herr M. Foote war nach unserer Rückkehr in den Gasthof so ermüdet, daß er sich weiterer Spazziergänge weigerte. Ich mußte also allein wandern. Als ich auf das Quai kam, war eben der Monarch aus Dover angelangt und hatte halb Boulogne an das Ufer gelockt. Die Matrosen in ihrer bunten Tracht legten die Taue auseinander, um sie zu trocknen, und banden die glänzend weißen Segel auf; der krummbeinige Bursche, der mir am vorigen Tag beym Landen einen Franken für die im Dienste Verwundeten und Kranken abgebettelt, oder vielmehr abgefordert hatte, (diese indirekte Auflage erfreut sich höherer Genehmigung) war jezt wieder aller Orten und hielt die Hand auf, sein Gesuch im abscheulichsten Patois vorbringend; die Frauen, die ihre Männer im Dienste verloren, standen umher, des Befehls gewärtig, das Gepäck der Reisenden in das Douanenhaus zu bringen, und die Kommissäre der Gastwirthe begannen Karten zu vertheilen und ihre abgenüzten Floskeln laut werden zu lassen. Ich verließ das Gewühl und stieg die, elende schmutzige Hütten entlang führende Calvarieragasse hinauf.

Die Sonne stand schon tief, die Fluth wich sträubend vom Strande zurück, die Schiffe standen wie beschämt auf dem Schlamme und die Liane spielte ihre ärmliche Wasserader schleichend durch den Hafen, bis sie am Ausgange desselben das hohe Meer erblickte und ihm in vollem Laufe entgegeneilte. Kleine Fischerboote gingen mit ihr hinaus und tanzten bald, das Segel geschwellt, auf den schäumenden Wellen. Wie die Ebbe den Strand unter mir entblößte, vermehrten sich die Badhäuschen, die man heraus brachte; Frauen stiegen in die niedlichen Häuschen und ließen sich von den Dienern auf dem Wasser fahren; Kinder spielten auf dem weichen Sand; weiter unten badeten unter gehörigem Geschrey Knaben im Meere. Reiter und Reiterinnen sprengten auf dem Sande dahin; die Zahl der Lustwandelnden mehrte sich und elegante Wagen folgten den immer mehr zurückweichenden Meereswellen. Auch im neuen Badhause unten, besonders auf den bis an das Meer herabgehenden Terrassen wurde es lebendig von bunten Gesellschaften, welche da die frische Abendluft athmeten. Das Meer rollte in langen, blauen, mit weißem Schaum gesäumten Wellen langsam und regelmäßig daher; weiter hinaus thürmte es sich in grollenden Wogen hellgrün glänzend empor und zerfloß in unermeßlicher Ferne mit dem Horizont, den weitum ein lichtweißes Gewölk, an seinem obern Rande wie mit einem Kranze weißer, vom tiefen Blau des Himmels zart gehobener Rosen geschmückt, umgürtete. In diesen Wolkenkranz senkte sich endlich die Sonne, nachdem sie ihre volle Glut noch einmal auf die hochathmenden Wogen geworfen und, wie zum Abschied, den blauen Streifen, in welchem man die englische Küste erkannte, erleuchtet hatte. Der Wolkensaum war wie von Purpur übergossen, den das Meer weithin zurückstrahlte. Die Sonne war verschwunden, das Meer lag grau, wie erstarrt vor mir; der Strand wurde leer, und ich nahm, den lezten Blick nach der verschleyerten Küste von England werfend, Abschied von dem Meere, von der Insel und den Freunden beyden.

Man war schon bey Tische, als ich in das Hôtel du Nord zurückkam; eine große glänzende Gesellschaft, Frauen, jung und nicht mehr ganz jung, schön und häßlich, Herrn vom edeln Pair bis zum Hauptmann auf halbem Solde, alles Leute aus dem guten alten England, saßen die Tafel entlang. Miß Edith hatte mir ein Plätzchen neben sich aufgehoben; ihre Huld fand ungetheilten Beyfall bey Tische, wie ich aus offenen Blicken und verstohlenen Worten der jüngern Männer abnehmen konnte. Das ewige: „Shall J trouble you for some potatoes?" „Shall J send you some mutton (man spreche mutton ja wie „Matt'n" aus, so will es die neueste Aussprache in Bandstreet; Walker mit seinem Mut't'n wird für einen alten Thoren erklärt) und ähnliche Redensarten wurden wieder abgeleyert, und die Responsen waren stereotypisch wie in den Litaneyen. Man fühlte übrigens bald, daß man in der Gesellschaft gebildeter Leute war. Die neueste Litteratur Nordamerikas wurde in meinen Umgebungen geistreich und mit Sachkenntniß besprochen, Scotts Napoleon angegriffen und vertheidigt, und Mores Epikuräer scharf mitgenommen; einige Seeoffiziere von hohem Rang besprachen Dupins klassisches Werk, und in der Nähe der Damen flog das loser gehaltene Gespräch über die mannigfaltigen Interessen des Augenblickes in gemüthlich heiterer, anmuthsvoller Weise hin und her. Im Allgemeinen war dieses Zusammenseyn ganz das einer Privatgesellschaft; das Gespräch wurde nach und nach allgemein, jeder hatte für den andern ein freundliches Wort, um die Bekanntschaft einzuleiten oder fester zu knüpfen. Die Wünsche der Damen waren erfüllt, ehe sie laut wurden; als sie sich nach geendigter Tafel entfernten, erhob sich die ganze Gesellschaft, um die Weggehenden zu grüßen, und die Herrn, welche der Thüre zunächst saßen, ließen den Kellnern die Ehre nicht, den Schönen die Thüre zu öffnen. Ich bemerke dergleichen, weil ich manches Alberne über die gesellige Bildung der Engländer gelesen habe, das wohl von Leuten herrührte, die blos mit dem Pöbel, dem vornehmen oder gemeinen, verkehrt haben. Je heiterer der Kreis war, in dem ich den Abend hinbrachte, desto mehr fiel mir ein stiller, stummer Gast auf, der, nachdem die ersten Damen weggegangen, gleichfalls

aufbrach und mit einem schweigenden Gruße schied. Ich hörte, daß er in eine der anwesenden Damen verliebt sey, und keine Gnade vor ihr finde; das Mädchen hatte uns gegenüber gesessen, und besonders mit Miß Edith sich lange unterhalten; sie war eine der hohen, schlanken vollendeten Gestalten, wie man sie nur in England findet; eine Juno ohne Stolz, eine Venus ohne Ueppigkeit, eine Diana ohne Sprödе; ihr großes, seelenvolles Auge schien Licht und Wärme um sich zu verbreiten, und der schöne Mund, die zwey Reihen herrlicher Zähne, die wohltönende Stimme waren in der vollkommensten Harmonie mit dem Zauber des Geistes, der ihre Unterhaltung charakterisirte. Miß Edith hatte sich früh zurückgezogen, da die Abreise nach Paris, die auf den nächsten Morgen festgesetzt war, noch manche Vorbereitungen nöthig machte; die übrigen Damen folgten ihrem Beyspiel, und die Männer rückten zusammen und plauderten nach der guten englischen Weise bis Mitternacht.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Herr Gurneys Dampfkutsche ist ganz vollendet und soll nächstens ihre erste Reise machen, und zwar nach Windsor, um Sr. Majestät vorgestellt zu werden. Es ist wirklich ein sehr vollkommener Mechanismus, zierlich, bequem, leicht und sicher. Als Dampferzeuger hat man statt eines Kessels vierzig Röhren angebracht, die, von einander unabhängig, innerhalb eines sehr starken Ofens sitzen, so daß, wenn eine springen sollte, die Explosion blos auf den Raum des Ofens beschränkt bleibt, und die Röhre in wenigen Minuten durch eine andere ersezt werden kann. Die Maschine befindet sich hinten und wirkt nur auf die hinteren Räder, durch deren Bewegung auch die vier Vorderräder (zwey zum Lenken) fortgeschoben werden. Ferner befinden sich hinten zwey Stangen zum Fortschieben, wenn der Wagen Bergauf geht. Der Wagen kann fünfzehn Personen auf der Aussenseite und sechs im Innern führen.

Auf der Bühne haben wir noch nichts Neues, aber große Versprechungen für die Season, besonders in Opern; inzwischen hat jedes der beyden großen Theater eine italienische Sängerin gedungen, welche durch das Prädikat Madame das Publikum anziehen soll.

In wenigen Tagen wird Sir Walter Scott in einer neuen Gestalt vor dem Publikum erscheinen, nämlich als Geschichtschreiber für Kinder, in einem Werkchen von drey Bänden, unter dem Titel: Tales of a Grandfather.*) Die London Weekly Review hat auch hier wieder seinem Nebenbuhler, der Literary Gazette, einen Marsch abgewonnen, und gibt in seinem lezten Stück (den 15. December) einen Auszug daraus. Diese Review enthält auch die erste Nachricht und Auszüge von einem noch nicht erschienenen Werkchen, The Fairy Mythology genannt, in welchem die besten Mährchen in einem neuen und allerliebsten Styl wiedererzählt werden.

Der Verfasser der vor einiger Zeit im New Monthly Magazine erschienenen artigen Geschichtchen von den Londoner Klubbs hat dieselben, bis auf drey Bändchen vermehrt, in einem besondern Werke herausgegeben. Sie sind meistentheils unterhaltend und viele darunter belehrend. Das Interessanteste daran aber ist, daß wir fast alle Männer, welche seit vierzig bis fünfzig Jahren in der brittischen Geschichte glänzen, so zu sagen in Schlafrock und Pantoffeln, im geselligen Kreis ihrer Freunde und Bekannten nicht nur mit allen ihren menschlichen Eigenheiten, Schwachheiten und Lastern, sondern auch oft in einer liebenswürdigen Gestalt erblicken, wie wir sie uns nach ihrem öffentlichen Leben nicht immer vorgestellt haben.

Seit Kurzem haben mehrere Geistliche der anglikanischen Kirche den Entschluß gefaßt, in einer episcopalschen Kapelle in der Nähe von Drurylane, einer Gegend, welche von armen katholischen Irländern wimmelt, über das Wesen der wirklich katholischen Kirche und die gegenseitigen Ansprüche der Römisch-katholischen und Protestanten auf diese Benennung, alle vierzehn Tage öffentliche Vorlesungen zu halten. Es haben bereits mehrere stattgefunden, und zwar vor einer Menge von Zuhörern, besonders Katholiken, welche sich dabey aufs Anständigste benahmen. Man darf sich darüber aber nicht wundern, wenn alle diese Reden so waren, wie die zwey ersten, welche im Druck erschienen sind, und sich durch Gelehrsamkeit, Geschichts- und Menschenkenntniß, besonders aber durch kluge Mäßigung auszeichnen und alles vermeiden, was Haß und Bitterkeit erregen könnte. Eine solche Saat muß zuverlässig gute Früchte bringen, und hätte die protestantische Geistlichkeit schon vor Jahren dergleichen gethan, wer weiß, was hier zu Lande geworden wäre; aber den Herren war es nur um die Pfründen zu thun.

Es scheint der alte Bischoff von Norwich hat vor Kurzem einen Verweis von seinem Erzbischoff bekommen, weil er des Abends gewöhnlich Whist spielt, ein Spielchen, welches sich die englische Geistlichkeit allezeit erlaubt zu haben scheint; aber der Puritanismus nimmt so stark in dieser Kirche überhand, daß wohl bald eine neue Reformation darin entstehen dürfte.

Die beyden Taschenbücher the Keepsake und the Friendships Offering sind jezt auch erschienen und keineswegs an Verdienst hinter den andern Taschenbüchern zurückgeblieben, außer daß vielleicht in dem ersten das literarische Fach nicht so gut besorgt ist, als man von den besondern Ansprüchen des Werkchens erwarten zu können glaubt. Indessen gibt es genug fürs Geld, obgleich es zu ein-und-zwanzig Schillingen verkauft wird, während die übrigen nur zwölf Schillinge kosten, denn es ist ein Duodezband mit achtzehn Kupfern (die andern haben nur zwölf) und diese von den besten Meistern und im besten Styl gestochen. Noch immer aber ist das Forget me not nicht ausgestochen; es hat nicht nur seine alten Gönner behalten, sondern Hr. Ackermann soll, wie man versichert, 3 bis 4000 Exemplare mehr als im vorigen Jahre haben drucken müssen. Die Trentel'sche Buchhandlung hat für das Neujahr auch etwas Neues und sehr Artiges herausgegeben, nämlich einen Kalender mit rothen und goldenen Lettern auf einem weiß lasirten Bogen, unter dem Titel: National Golden Almanack, welcher den Titel National dadurch verdient, daß zu jedem Tage der Name und das Geburtsjahr irgend einer in der brittischen Geschichte ausgezeichneten Person gefügt ist. Das glänzende Roth mit Gold auf dem schönen Weiß nimmt sich sehr gut aus. Auch ist es, wo ich nicht irre, der erste gelungene Versuch, mit gewöhnlichen beweglichen Lettern in Gold zu drucken. Die Drucker sind die Hrn. Hewlett und Brimmer, welche die Methode selbst erfunden haben.

*) Wir haben unsern Lesern schon eine Probe davon gegeben.
D. Red.

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.